

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Hundertsevenundzwanzigster Band
32. Jahrgang: 1908: Oktober-Dezember.

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin.
Vertretung für den Buchhandel:
E. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 127. Bandes: Oktober / November / Dezember 1908

Bahr, Hermann: Josef Oberth	339
Bang, Hermann: Ein Sommer in Tirol	373
Bauer, Robert: Juristische Symptome der Gegenwart	336
Bettler, Paul: Versiegelt von Leo Blech	187
Bieberstein, A. Rogalla von: Reisefestizen von Italiens Ostküste	318
Blei, Franz: Fußnoten und Glossen	474
Demiani, Alfired: Spanien und seine Kunst (Mit Bildern)	439
Dessoir, Max: Die Grenzen spiritistischer Beobachtungen	108
Dohrn, Hedwig: Hans von Kahlenberg	254
Eckener, Hugo: Graf Zeppelin, sein Luftschiff und seine Persönlichkeit (Mit Bild)	123
Falle, Gustav: Schauß: Kindertopf	360
Federmann, Hertha: Gedichte	335
Gädke, Richard: Aphorismen über den „Leutbaren“	163
Geiger, Ludwig: Literarische Berichte	189
Halbert, A.: Wie der Kunst zu helfen wäre.	171
Halbert, A.: Sarah Bernhards Memoiren. (Zum Bilde der Künstlerin)	361

Halbert, Al.:	
Genossenschafts-Satzungen	523
Hegeler, Helene:	
Nacht in Venedig, (Gedicht)	100
Hollaender, Felix:	
Die reinen Herzens sind (Roman)	71 267 449
Such, Ricarda:	
Wertvolle Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risfor- gimento (Schluß)	83
Rey, Ellen:	
Friedensbewegung und Kultur	49
Ronody, Paul:	
Raphael (Mit Bildern)	345 483
Aröger, Tim:	
Und erlöse uns — — (Novelle)	102
Lessing-Gesellschaft	527
Liliencron, Detlev von:	
Die Nacht der Musik (Gedicht)	479
Oppeln-Bronikowski, Friedr. von:	
Mallarmés Appetit	156
Paul, Jean: Briefe:	
Zwei Briefe von Jean Paul und Ludwig Börne an Gottfried Weber	68
Piffaro, Lucien:	
Rossi (Mit Briefen)	181
Prudhomme, Gully:	
Gedichte (Übersetzt von Lina Friedländer)	480
Reimann, Heinrich:	
Hans von Bülow	495
Rosenhagen, Hans:	
Walter Leistikow †	148
Schanz, Frieda:	
Neue Gedichte	334
Schön, H.:	
Ein Dichterphilosoph (Gully Prudhomme)	387
Schiller, Gustav:	
Die Stilianer in Berlin	501
Schur, Ernst:	
Honoré Daumier (1808—1879)	135
Schur, Ernst:	
Die Ausstellung München 1908	293
Shaw, Bernard:	
Der Arzt am Scheideweg (Drama)	5 197 408

Stein, Philipp:

Dramatischer Monatsbericht 356 507

Willner, M. U.:

Brahms und die Dollarpriprinzessin 367

Literarische Berichte:

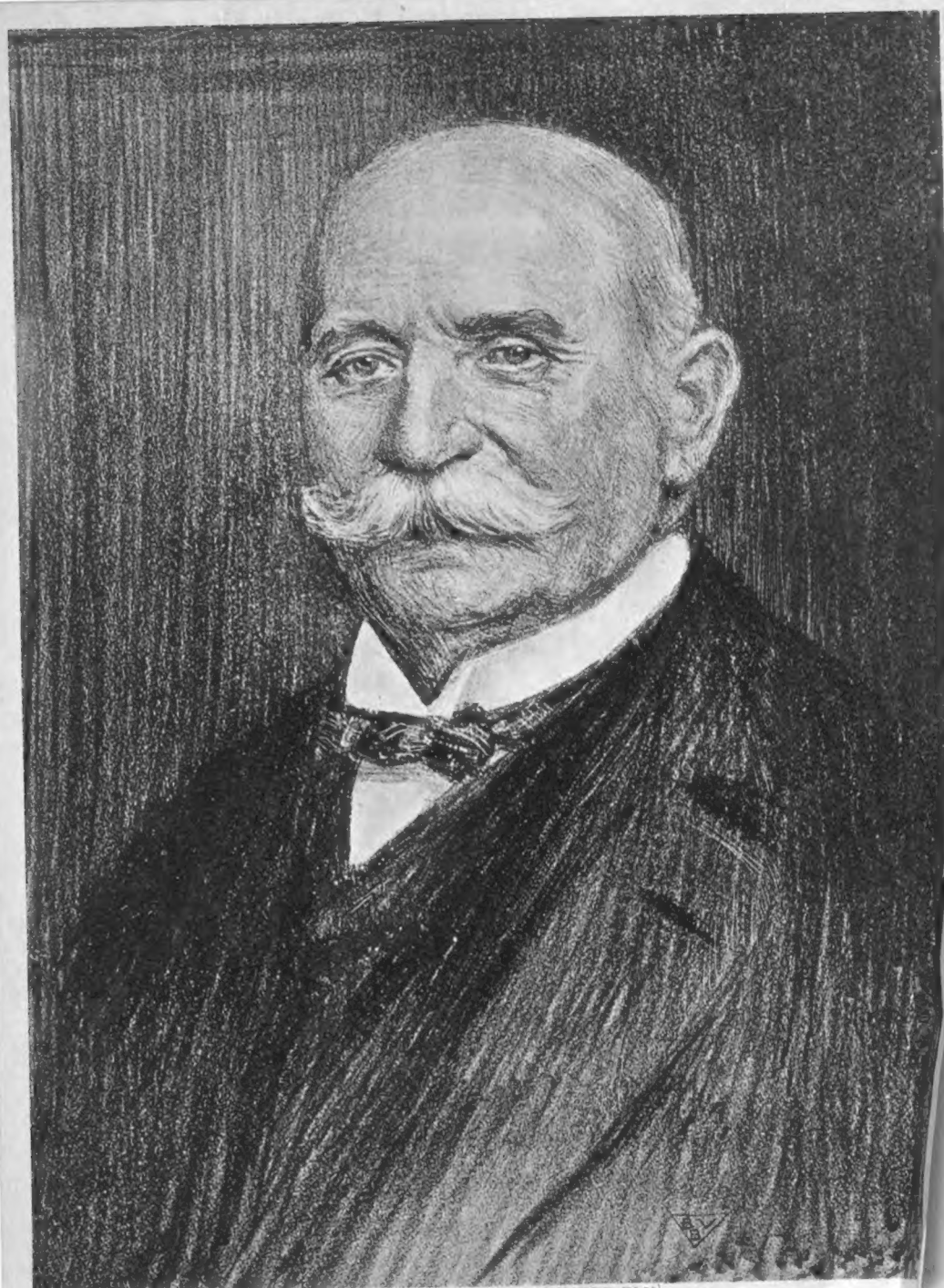
Beiträge von Hermann Bahr, Franz Blei, Felix Dahn, Herbert Eulenberg, Alice Fliegel, Gerhard von Umyntor, Hans von Rahlenberg, Johannes Schlaf, Paul Ernst, Berthold Lismann, Richard M. Meyer, Wilhelm Hegeler, Hanns Heinz Ewers, U. Halbert, Frida Schanz, Arthur Seidl, Friedrich Niebergall, Richard Gädke 529, 189

Kunstbeiträge:

Barth, Wilhelm: München Ausstellungshalle; (Zum Essay von E. Schur)	208	✓	
Daumier, Honoré: Natapoil	16	✓	
" " Theodor Rousseau	48	✓	
" " Natapoil	80	✓	
" " Jugendbildnis	112	✓	
" " Wasserträger	145	✓	
(Zum Essay von Ernst Schur)			
Georgii, Theodor: Steingruppen im Figurenhain (Zum Essay von Ernst Schur)	277	✓	
Klee, Fritz, und Danzer, Peter: Aus dem Vergnügungspark (Zum Essay von Ernst Schur)	304	✓	
Leistikow, Walter: Früher Tag in Grünheide (Zum Essay von Hans Rosenhagen)	65	✓	
Lenbach, Franz von: Hans von Bülow	370	✓	
Lepage, Julius: Sarah Bernhardt (Text von U. Halbert)	194	✓	
Magnussen, Harro: Denkmal für die Naturwissenschaft	413	✓	
Millet: Angelos (Text von Georg Hermann)	433	✓	
Pictard, Ernst: Graf Zeppelin (Zum Essay von Hugo Eckener)	2	✓	
Raphael (Mit Text von Paul Konody)	224, 288, 401, 465	✓	
Riemerschmid, Richard: Frühstückshalle (Zum Essay von Ernst Schur)	240	✓	
Rosssetti, Gabriele, (Vierfarbendruck)	33/97	✓	
Schauß, Ferdinand: Kindertopf (Zum Essay von Gustav Kalle)	257	✓	
Grabdenkmal des Don Juan in Burgos	385	✓	
Kirchenfassade San Gregorio in Valladolid	417	✓	
J. Montañez: Holzsulptur des heiligen Dominik im Museum von Sevilla	(Zum Essay über „Spanische Kunst“)	449	✓
Die Kathedrale des Alcázar zu Sevilla		481	✓
Goya: Familie Karls IV. (Prado-Museum, Madrid)		497	✓
Velásquez: Das Bacchusfest		523	✓
Das Münchener Künstler-Theater (Gesamtansicht) (Zum Essay von Ernst Schur)	336	✓	

Musikbeiträge:

Blech, Leo: Versiegelt (Text von Paul Bekker). 183
Fall, Leo: Schnee. (Mit Text von Wilhelm Altmann) 362
Sibelius, Jean: Im Feld ein Mädchen singt. (Text von Wilhelm Altmann) 518



PICKARDT, GRAF ZEPPELIN [M. GENEHMIGUNG V. BOLL U. PICKARDT BLN]

UND
JAHGANG
1908

Ernst Pickard: Graf Zeppelin.
Zum Essay von Hugo Eckener.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung

Verlag Nord und Süd Gm.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
G. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 127 Oktober 1908 Heft 379

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg.

Komödie in fünf Akten.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Personen:

Sir Colenso Ridgeon.
Sir Patrick Cullen.
Sir Ralph Bloomfield Benington.
Doktor Cutler Walpole.
Doktor Menkingsop.
Doktor Loony Schuhmacher.
Louis Dubedat, Maler.
Jennifer, seine Frau.
Nedpenny, Assistent bei Ridgeon.
Emmy, Wirtschafterin bei Ridgeon.
Rinnie Linwell, ein Stubenmädchen.
Ein Reporter.
Ein Schreiber.
Ein Kellner.

Der erste Akt spielt in London, in Ridgeons Ordinationszimmer.

Der zweite Akt spielt im Star-und-Garter-Hotel in Richmond.

Der dritte Akt spielt im Atelier des Malers Louis Dubedat, in London.

Der vierte Akt ebenda.

Der fünfte Akt spielt in einer Gemäldegalerie in Bond Street, London.

Zeit: Gegenwart.

Erster Akt:

In den ersten Vormittagsstunden des 15. Juni 1903 sitzt ein Student der Medizin, mit dem Zunamen Nedpenny — der Taufname ist unbekannt und unwichtig — im Konsultationszimmer eines Arztes bei der Arbeit. Er schuftet für den Arzt, beantwortet seine Briefe, gibt ihm den privaten dienstbaren Laboratoriumsassistenten ab und macht sich unentbehrlich.

Er tut das, um einen Gegendienst für nicht spezifizierbare Vorteile zu leisten, die der vertrauliche Umgang mit einem Führer seines Gewerbes einbringt und die zu einer nicht formellen Lehrlingschaft und einer zeitweiligen Gleichartigkeit führen. Redpenny ist nicht stolz und wird alles, was man von ihm verlangt, ohne Rücksicht auf seine persönliche Würde tun, wenn man es von ihm auf eine kameradschaftliche Weise verlangt. Er ist ein helllichtiger, flinker, leichtgläubiger, freundlicher, frühreifer Jüngling. Sein Haar und seine Kleidung widerstreben der Verwandlung vom unsauberen Jungen in den ordentlichen Arzt.

Redpenny wird durch den Eintritt einer alten Dienerin unterbrochen, die die Sorgen der persönlichen Schönheit, deren Vorurteile, Verantwortlichkeiten, Eifersüchteleien und sonstigen Ängste nie gekannt hat. Sie hat die Gesichtsfarbe einer sich nie waschenden Zigeunerin, die durch keine Reinigung zu verbessern ist; sie hat zwar keinen regelrechten Bart und Schnurrbart, der schließlich zu einer männlichen Präsentierbarkeit gestutzt und gewischt werden könnte, aber doch eine ganze Menge kleiner Bart- und Schnurrbartstoppeln, die, aus Ruttermalen hervorsprossend, ihr ganzes Gesicht bedecken. Sie hält einen Flederwisch in Händen und torlekt störend umher, den Staub erspäht sie so fleißig, daß sie, während sie ein Staublörnchen fortschnellt, schon nach einem andern auslugt. Beim Reden macht sie es genau so, indem sie kaum einmal den Menschen ansieht, zu dem sie spricht, ausgenommen wenn sie aufgeregt ist. Sie hat nur ein Benehmen; und zwar das Benehmen einer alten Familienbnonne einem Kinde gegenüber, das eben zu gehen gelernt hat. Sie hat ihre Häßlichkeit dazu benützt, sich eine Nachsicht zu sichern, die von Kleopatra oder der schönen Rosamunde nie hätte erreicht werden können, und hat diesen gegenüber weiter den großen Vorteil, daß das Alter ihre Eigenschaften erhöht hat, statt sie zu vermindern. Eine fleißige, angenehme alte Haut, die jeder gern leiden mag, gleicht sie einer wandelnden Predigt über die Eitelkeit weiblicher Schönheit. Genau wie Redpenny keinen nachweisbaren Laufnamen hat, hat sie keinen nachweisbaren Zunamen; sie ist im ganzen Bezirk des Arztes, zwischen Cavendish Square und Marylebone Road, einfach unter dem Namen Emmy bekannt.

Das Sprechzimmer hat zwei Fenster, die auf Queen Anna Street hinausgehen. Zwischen den beiden befindet sich eine Konsole mit Marmoraufsatz, mit vergoldeten Beinen, die in Sphynxkrallen endigen. Der gewaltige Pfeilerspiegel, der sich darüber befindet, ist seines Schwedes größtenteils beraubt infolge einer sorgfältigen Malerei von Palmen, Farrenkräutern, Lilien, Tulpen und Sonnenblumen, die seine Oberfläche bedeckt. Die Wand daneben enthält den Kamin, vor welchem zwei Armstühle stehen. Da wir uns befinden, der Ecke gegenüber befinden, sehen wir die anderen beiden Wände nicht. Rechts vom Kamin oder vielmehr rechts von jedem Menschen, der dem Kamin gegenübersteht, befindet sich die Tür. Links von ihr steht der Schreibtisch, vor welchem Redpenny sitzt. Die Unordnung auf dem Tisch ist groß, ein Mikroskop, mehrere Reagenzgläser und eine Spirituslampe stehen zwischen den verstreuten Papieren. In der Mitte des Zimmers

befindet sich ein Sofa, im rechten Winkel zu der Konsole und parallel mit dem Kamin. Zwischen dem Sofa und dem Fenster steht ein Stuhl. Ein anderer in der Ecke. Noch einer am anderen Ende der Fensterwand. Die Fenster haben grüne venetianische Rouleaux und Ripsvorhänge; im Zimmer hängt ein Gaslüfter, der aber für elektrisches Licht eingerichtet worden ist. Die Tapeten und Teppiche sind, übereinstimmend mit dem Gaslüfter und den venetianischen Rouleaux, vorherrschend grün. Das Haus wurde in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts tatsächlich so gut eingerichtet, daß es bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben ist und noch immer ganz gut aussieht.

Emmy

(tritt ein und beginnt sofort damit, das Sofa abzustauben): Eine Dame ist draußen, die mich quält, daß sie den Herrn Professor sprechen will.

Redpenny

(durch die Unterbrechung gestört): Ja, sie kann ihn aber nicht sprechen. Ich will Ihnen etwas sagen: Was hat es für einen Zweck Ihnen klar zu machen, daß der Professor keine neuen Patienten mehr annehmen kann, wenn Sie, sobald es draußen klopft, sofort mit der Frage hereinsürzen, ob er doch jemanden empfangen könnte?

Emmy:

Wer hat Sie gefragt, ob er jemanden empfangen könnte?

Redpenny:

Sie.

Emmy:

Ich sagte, daß mich eine Dame damit quält, sie wolle den Herrn Professor sprechen. Das heißt nicht fragen. Das heißt erzählen.

Redpenny:

Nun, wenn die Dame Sie quält, ist das ein Grund für Sie, mich zu quälen, wenn ich beschäftigt bin?

Emmy:

Haben Sie die Zeitungen gelesen?

Redpenny:

Nein.

Emmy:

Haben Sie die Ehrungen zur Feier des Geburtstags gesehen?

Redpenny

(beginnt zu fluchen): Was, zum —

Emmy:

Sachte, sachte, mein Läubchen!

Red penny:

Warum glauben Sie, daß ich mich um Geburtstagsheerungen schere? Lassen Sie Ihr Geplapper sein. Professor Ridgeon wird hier sein, bevor ich diese Briefe beantwortet habe. Gehen Sie.

Emmy:

Professor Ridgeon kommt nie mehr, junger Mann.

(Sie entdeckt Staub auf der Konsole und stürzt sich sofort darauf.)

Red penny

(Springt auf und folgt ihr): Was?

Emmy:

Er ist in den Ritterstand erhoben worden. Ich warne Sie, von ihm in den Briefen noch länger per Professor Ridgeon zu sprechen. Sir Colenso Ridgeon ist von nun ab sein Name. Der König selbst wird ihn taufen.

Red penny:

Wie mich das freut!

Emmy:

Wie mich das entsetzt! Ich habe immer geglaubt, all seine großen Entdeckungen seien Aufschneidereien — ich scherte mich den Teufel um seine Blutstropfen und Röhren voll Maltheserfieber und dergleichen. Nun wird er mich gehörig auslachen.

Red penny:

Da geschähe Ihnen nur recht. Ihrer Frechheit sieht es ähnlich, daß Sie mit ihm über Wissenschaft sprechen. (Er geht an den Schreibtisch zurück und nimmt seine Schreibereien wieder auf.)

Emmy:

Oh, ich halte nicht viel von der Wissenschaft; und Sie werden auch nicht viel von ihr halten, wenn Sie mit ihr so lange zusammengelebt haben werden wie ich. Aber ich bin da, um die Tür zu öffnen. Der alte Sir Patrick Cullen ist schon hier gewesen und hat die ersten Glückwünsche überbracht. Er war auf dem Weg ins Spital und hatte keine Zeit heraufzukommen, wollte aber unbedingt der erste sein — er sagte, er käme wieder. Alle andern werden auch kommen: der Türklopfer wird den ganzen Tag nicht stillestehen. Ich fürchte nur, daß der Professor einen Diener brauchen wird, wie alle die andern, wenn er Sir Colenso ist. Hören Sie: Reden Sie ihm das nur nicht ein, mein Läubchen; denn bequem wird er's nur haben, wenn ich die Tür aufmache. Ich weiß, wen ich hereinlassen und wen ich draußen lassen soll. Und das erinnert mich an die arme Dame. Ich glaube, er sollte

sie empfangen. Sie ist gerade von der Sorte, die ihn in gute Laune zu versetzen versteht. (Sie staubt die Brieffschaften Redpenny's ab.)

Redpenny:

Ich sage Ihnen doch, daß er niemanden empfangen kann. Verschwinden Sie, Emmy. Wie kann ich arbeiten, wenn Sie mich von oben bis unten voll Staub machen?

Emmy:

Ich hindere Sie nicht an der Arbeit — wenn Sie Briefe schreiben arbeiten nennen. Da! Es klingelt. (Sie sieht zum Fenster hinaus.) Der Wagen eines Arztes. Das sind wieder Gratulanten. (Sie ist im Begriff hinauszugehen, während Sir Colenso Ridgeon eintritt): Haben Sie Ihre zwei Eier aufgegessen, Edhynchen?

Ridgeon:

Ja.

Emmy:

Haben Sie Ihre reine Weste angezogen?

Ridgeon:

Ja.

Emmy:

Das ist mein Goldstäubchen! Trachten Sie jetzt nett zu bleiben! Gehen Sie nicht herum und machen sich die Hände schmutzig. Es kommen Leute, um Ihnen zu gratulieren. (Sie geht hinaus.)

Sir Colenso Ridgeon ist ein Fünfziger, der seiner Jugend aber noch nicht den Laufpaß gegeben hat. Er hat die Ungezwungenheit und die kleinen Kühnheiten der Lebensart, die ein scheuer und empfindsamer Mensch im Verkehr mit allen Gesellschaftsklassen erwirbt. Sein Gesicht ist ziemlich verzerrt; seine Bewegungen sind langsamer als beispielsweise die Redpennys, und sein blondes Haar hat seinen Glanz verloren; aber in Gestalt und Benehmen ist er jünger, als der geadelte Arzt. Selbst die Füge seines Gesichtes sind die der Überarbeitung und des ruhelosen Skeptizismus, teilweise vielleicht mehr infolge von Neugier und Begierde als infolge des Alters. Augenblicklich macht ihn die Bekanntmachung seines Ritterstandes in den Morgenblättern besonders eingebildet und infolgedessen besonders kurz angebunden im Verkehr mit Redpenny.

Ridgeon:

Haben Sie die Zeitungen gelesen? Sie werden die Namen in den Briefen ändern müssen, wenn es noch nicht geschehen ist.

Redpenny:

Emmy hat es mir eben erzählt. Ich bin hocherfreut. Ich —

Ridgeon:

Genug, junger Mann, genug. Sie werden sich bald daran gewöhnen haben.

Penny:

Man hätte Sie schon vor Jahren auszeichnen sollen.

Ridgeon:

Das hätte man auch getan; die Leute konnten Emmy als Türöffnerin bloß nicht ertragen, glaub' ich.

Emmy

(an der Tür ankündigend): Dr. Schußmacher. (Sie zieht sich zurück. Ein Herr in mittleren Jahren, gut gekleidet, tritt mit einer freundlichen, aber etwas konzilianten Miene ein, nicht ganz sicher, wie er empfangen werden wird. Er vereinigt sanfte Manieren und zuvorkommende Freundlichkeit mit einer gewissen, kaum merkbaren Reserve. Seine vertraulichen, doch fremdartig scharf geschnittenen Gesichtszüge weisen auf den Juden hin: in diesem Augenblick ist er der hübsche gebildete Jude, der über Dreißig, wie das bei hübschen jungen Juden oft der Fall ist, etwas engbrüstig und schwächlich wird, aber doch entschieden gut aussehend bleibt).

Der Herr:

Erinnern Sie sich meiner? Mein Name ist Schußmacher. Wir waren zusammen auf der Universität und in Belfize Avenue. Loony Schußmacher, wissen Sie noch?

Ridgeon:

Was! Loony! (Er schüttelt ihm freundlich die Hand.) Nein, Mensch, ich dachte, Sie wären seit langem tot. Setzen Sie sich — (Schußmacher setzt sich auf das Sofa, Ridgeon auf den Stuhl, der zwischen dem Sofa und dem Fenster steht). Wo sind Sie während der letzten dreißig Jahre gewesen?

Schußmacher:

In der Praxis, bis vor ein paar Monaten. Ich habe mich zurückgezogen.

Ridgeon:

Da haben Sie recht getan, Loony! Ich wollte, ich könnte es mir leisten, mich zurückzuziehen. Haben Sie in London praktiziert?

Schußmacher:

Nein.

Ridgeon:

Moderne Küstenpraxis wahrscheinlich?

Schußmacher:

Wie hätte ich eine vornehme Praxis erschwingen können? Ich hatte keinen Heller. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Patienten

ten gehabt, der mehr als 30 Schilling wöchentlich verdient — Gerichtsdiurnisten und Pächter. Ich habe mich in einer Fabrikstadt in Mittel-England niedergelassen, hatte ein kleines Sprechzimmer zu zehn Schilling die Woche.

Ridgeon:

Und haben Ihr Glück gemacht?

Schumacher:

Na ja, es geht mir ganz gut. Ich habe ein Haus in Hertfordshire außer unserer Stadtwohnung.

Ridgeon:

Ich wünschte, ihr reichen Kerle lehrte mich, wie man Geld macht.

Schumacher:

Aber dafür haben Sie doch einen Ruf!

Ridgeon:

Der Teufel hole meinen Ruf! Ein Einkommen brauche ich. Ich verste vor Reib, wenn ich eure Automobile und eure Landhäuser sehe — ihr praktischen Ärzte, ihr! Worin besteht nur euer Geheimnis?

Schumacher:

Oh, mein Geheimnis war einfach genug, obgleich ich wohl Unannehmlichkeiten gehabt hätte, wenn es die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben würde. Ich fürchte, Sie halten es für ziemlich unwürdig.

Ridgeon:

Oh, ich habe ein weites Herz. Worin bestand das Geheimnis?

Schumacher:

Oh, nur in zwei Worten.

Ridgeon:

„Gratisbehandlung ausgeschlossen“, nicht wahr?

Schumacher:

(erschrocken): Nein, nein. Wahrhaftig nicht!

Ridgeon:

(sich entschuldigend): Natürlich nicht. Ich habe nur geschmerzt.

Schumacher:

Meine zwei Worte lauteten einfach: „Erfolg garantiert“.

Ridgeon:

(bewundernd): „Erfolg garantiert“!

Schumacher:

Garantiert. Das ist es doch schließlich, was ein jeder von einem Arzt verlangt, nicht wahr?

Ridgeon:

Mein lieber Loony, das war eine Eingebung. Stand das am Schild?

Schumacher:

Es gab kein Schild, nur ein rotes Ladenfenster mit schwarzen Buchstaben: Doktor Leo Schumacher D. b. g. H. Konsultation und Arzneimittel Sirpence: Erfolg garantiert.

Ridgeon:

Und die Garantie erwies sich in zehn Fällen neunmal richtig, was?

Schumacher

(etwas verlegt über die so geringe Schätzung): Oh, viel öfter. Die meisten Menschen werden schließlich gesund, wenn sie vorsichtig sind und man ihnen einen vernünftigen Rat gibt. Und das Mittel hat den Leuten wirklich gut getan — Parrish' Somatose — Phosphate, wissen Sie. Ein Eßlöffel voll auf einen halben Liter Wasser. Es gibt nichts Besseres, was auch der Fall sei, um den es sich handelt.

Ridgeon:

Redpenny, notieren Sie: Parrish' Somatose.

Schumacher:

Ich selbst nehme das Mittel, wenn ich mich elend fühle. Guten Morgen. Mein Besuch war Ihnen doch nicht unangenehm, nicht? Ich wollte nur gratulieren.

Ridgeon:

Ich bin entzückt, mein lieber Loony. Frühstücken Sie nächsten Sonnabend mit mir. Holen Sie mich mit Ihrem Automobil ab und führen Sie mich dann nach Hertford.

Schumacher:

Mit dem größten Vergnügen. Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen. (Er geht mit Ridgeon, der gleich zurückkommt, hinaus.)

Redpenny:

Der alte Paddy Cullen war hier, bevor Sie kamen. Er wollte der Erste sein, der Ihnen gratulierte.

Ridgeon:

Wahrhaftig? Wer hat Ihnen erlaubt von Sir Patrick Cullen per alter Paddy Cullen zu sprechen, Sie junger Grobian?

Redpenny:

Sie nennen ihn ja selbst nie anders.

Ridgeon:

Nicht jetzt, wo ich Sir Colenso bin. Das Nächste wird sein, daß Ihre Kollegen mich den alten Colly Ridgeon nennen werden.

Redpenny:

Das tun wir ohnedies im Sankt Anna Spital.

Ridgeon:

Ich sag's ja! Das ist es, was den Studenten der Medizin zu dem widerlichsten Produkt der modernen Zivilisation macht — er kennt keine Verehrung — nein, nein, nein.

Emmy

(an der Tür anmeldend): Sir Patrick Cullen. (Sie zieht sich zurück).

Sir Patrick Cullen ist um mehr als zwanzig Jahre älter als Ridgeon, noch nicht ganz am Ende seiner Tage, aber nahe daran und resigniert. Sein Name, sein gerader, rechtlicher, manchmal ziemlich trockener Verstand, seine breite Statur, der Mangel all jener wunderlichen Momente von zeremonieller Unterwürfigkeit, durch die ein alter englischer Arzt manchmal aufzeigt, wie es in seiner Jugend um seinen Stand in England bestellt war, und eine gelegentliche Redewendung, das alles ist irisch; aber er hat all sein Lebtag in England gelebt und ist vollständig akklimatisiert. Seine Art Ridgeon gegenüber, den er gerne mag, ist wunderbar und väterlich zugleich; andern gegenüber ist er ein wenig mürrisch und abweisend, bereit, ein mehr oder weniger ausdrucksvolles Stutzen an Stelle artikulierter Sprechens zu setzen, und in seinem Alter nicht mehr gelaunt, sich gesellschaftlich noch groß anzustrengen. Er schüttelt Ridgeon die Hand und blinzelt ihm kameradschaftlich und lustig zu.)

Sir Patrick:

Nun, junger Freund. Ist Ihnen Ihr Hut jetzt zu eng, was?

Ridgeon:

Wiel zu eng. Ihnen verdanke ich alles.

Sir Patrick:

Ach was, Unsinn, mein Junge. Immerhin, schönen Dank. (Er setzt sich in einen der Armstühle in die Nähe des Kamins. Ridgeon setzt sich aufs Sofa): Ich bin gekommen, um mit Ihnen ein wenig zu plaudern.

(Zu Redpenny): Junger Mann: Verschwinden Sie.

Redpenny:

Gleich, Herr. (Er rasst seine Papiere zusammen und geht nach der Tür).

Sir Patrick:

Ich danke Ihnen. Das ist ein guter Bursche. (Redpenny verschwindet.) Sie lassen sich von mir alles gefallen, diese Burschen, weil ich ein alter

Mann bin, ein wirklich alter Mann, nicht wie Sie. Sie tun nur so und geben sich den Anschein des Alters. Haben Sie jemals einen Knaben beobachtet, der seinen Schnurrbart pflegte? Nun, ein Arzt in mittleren Jahren, der seinen Graukopf pflegt, bietet ungefähr dasselbe Schauspiel.

Ridgeon:

Du lieber Gott, ja: Es scheint mir so. Und ich dachte, die Tage meiner Eitelkeit seien vorüber! Sagen Sie mir, in welchem Alter hört ein Mensch auf, ein Narr zu sein?

Sir Patrid:

Erinnern Sie sich an den Franzosen, der seine Großmutter gefragt hat, in welchem Alter uns die Versuchungen der Liebe nichts mehr anhaben können? Die alte Frau erwiderte, daß sie das nicht wüßte. (Ridgeon lacht). Nun, ich gebe Ihnen dieselbe Antwort. Aber die Welt fängt an, für mich sehr interessant zu werden, Colly.

Ridgeon:

Sie haben Ihr Interesse für die Wissenschaft beibehalten, nicht wahr?

Sir Patrid:

Gott, ja. Die moderne Wissenschaft ist eine wundervolle Sache. Betrachten Sie nur einmal Ihre große Entdeckung! Betrachten Sie alle großen Entdeckungen! Wohin führen sie? Nun, schnurstracks zurück zu den Gedanken und Entdeckungen meines armen alten Vaters. Er ist jetzt über vierzig Jahre tot. Oh, das ist sehr interessant.

Ridgeon:

Es gibt aber doch nichts über den Fortschritt, nicht wahr?

Sir Patrid:

Mißverstehen Sie mich nicht, mein Freund. Ich will Ihre Entdeckung nicht herabsetzen. Die meisten Entdeckungen werden regelmäßig alle fünfzehn Jahre gemacht; und seit die Ihrige zum letzten Mal gemacht worden ist, sind volle hundertfünfzig verstrichen. Darauf können Sie stolz sein. Aber Ihre Entdeckung ist nicht neu. Es ist nur die Impfung, nichts weiter. Mein Vater hat Impfungen vorgenommen, bis sie um das Jahr 1840 herum als verbrecherisch angesehen wurden. Das hat dem alten Mann das Herz gebrochen, Colly: er ist daran gestorben. Und jetzt stellt sich heraus, daß mein Vater eigentlich ganz recht hatte. Sie haben uns zur Impfung zurückgeführt.

Ridgeon:

Ich verstehe nichts von Blättern. Mein Fach ist Tuberkulose, Typhus und die Pest. Aber natürlich das Prinzip der Impfung ist dasselbe.

Sir Patrid:

Tuberkulose? M — m — m — m! Sie haben ein Mittel gegen Schwindsucht entdeckt?

Ridgeon:

Ich glaube.

Sir Patrid:

Ja, das ist sehr interessant. Wie sagt doch Brownings alter Kardinal? „Ich habe vierundzwanzig Führer der Revolution gekannt“. Nun, ich habe dreißig Ärzte gekannt, die ein Mittel gegen die Schwindsucht entdeckt haben. Warum sterben also die Leute noch immer daran, Colly? Aus Niedertracht, wahrscheinlich. Ich entsinne mich des alten Freundes meines Vaters, George Boddington aus Sutton-Goldfield. Der hat im Jahre 1840 die Freiluftkur entdeckt. Er ging daran zugrunde und verlor seine Praxis, bloß weil er die Fenster öffnete; und heute möchten wir einem schwindstüchtigen Patienten am liebsten kaum ein Dach über seinem Kopfe lassen. Das alles ist sehr, sehr interessant für einen alten Mann.

Ridgeon:

Sie alter Zyniker, Sie glauben nicht so viel an meine Entdeckung. (Schnippt mit dem Finger.)

Sir Patrid:

Nein, nein, ich gehe nicht so weit, Colly. Aber immerhin, erinnern Sie sich an Jane Marsh?

Ridgeon:

Jane Marsh? Nein.

Sir Patrid:

Sie erinnern sich ihrer nicht?

Ridgeon:

Nein.

Sir Patrid:

Sie wollen behaupten, daß Sie sich nicht an das Weib mit dem tuberkulösen Geschwür am Arm erinnern?

Ridgeon

(es fällt ihm plötzlich ein): Oh, die Tochter Ihrer Wäschfrau? Hieß sie Jane Marsh? Das hab' ich vergessen.

Sir Patrid:

Vielleicht haben Sie auch vergessen, daß Sie sie mit Kochs Tuberkulin impfen wollten?

Ridgeon:

Und statt zu heilen, faulte ihr der Arm direkt ab. Ja, ich erinnere mich. Arme Jane! Immerhin, sie lebt jetzt ganz gut von diesem Arm, läßt ihn nämlich in medizinischen Vorlesungen besichtigen.

Sir Patric:

Das haben Sie aber doch nicht eigentlich bezweckt, nicht?

Ridgeon:

Ich ließ es eben darauf ankommen.

Sir Patric:

Sie meinen, Jane ließ es darauf ankommen.

Ridgeon:

Na, der Patient muß es doch immer darauf ankommen lassen, wenn ein Experiment nötig ist. Und ohne solche Experimente können wir nichts entdecken.

Sir Patric:

Was haben Sie im Fall Jane entdeckt?

Ridgeon:

Ich entdeckte, daß die Impfung, die heilen sollte, manchmal tötet.

Sir Patric:

Das hätte ich Ihnen schon vorher sagen können. Ich selbst habe diese modernen Impfungen ein wenig versucht. Ich habe Menschen damit getötet und Menschen damit geheilt; aber ich habe es aufgegeben, weil ich niemals imstande war, zu sagen, ob ich töten oder heilen würde.

Ridgeon

(nimmt eine Flugschrift aus einer Schreibtischlade und überreicht sie ihm): Lesen Sie das, sobald Sie mal eine Stunde Zeit haben; und Sie werden herausfinden, warum Sie das niemals wußten.

Sir Patric

(brummt und tappt suchend nach seinen Augengläsern): Ach, was soll ich mit euern Flugschriften anfangen? Was schaut dabei heraus? (Er blickt in die Flugschrift.) Dpsonin? Was zum Teufel ist Dpsonin?

Ridgeon:

Dpsonin ist der Stoff, mit dem die Krankheitskeime verseht werden müssen, damit sie von den weißen Blutkörperchen verzehrt werden. (Er setzt sich wieder auf das Sofa.)

Sir Patric:

Das ist nicht neu. Ich habe die Lehre von den weißen Blutkörperchen



Corot: Jünger, Bildnis
Daumiers. 1836: Paris.
Zum Essay v. Ernst E. Hur.

Ridgeon:

Und statt zu heilen, faulte ihr der Mann direkt ab. Ja, ich erinnere mich. Arme Jane! Immerhin, sie lebt jetzt ganz gut von diesem Arm, läßt ihn nämlich in medizinischen Vorlesungen beschäftigen.

Sir Patrick:

Das haben Sie aber doch nicht eigentlich bezweckt, nicht?

Ridgeon:

Ich ließ es eben darauf ankommen.

Sir Patrick:

Sie meinen, Jane ließ es darauf ankommen.

Ridgeon:

Ja, der Patient muß es doch immer darauf ankommen lassen, wenn ein Experiment nötig ist. Und ohne solche Experimente können wir nichts entdecken.

Sir Patrick:

Was haben Sie im Fall Jane entdeckt?

Ridgeon:

Ich entdeckte, daß die Impfung, die heilen sollte, manchmal tötet.

Sir Patrick:

Das hätte ich Ihnen schon vorher sagen können. Ich selbst habe diese merkwürdigen Impfungen ein wenig versucht. Ich habe Menschen damit getötet und Menschen damit geheilt, aber ich habe es eingegeben, wenn ich niemals imstande war, zu sagen, ob ich töten oder heilen werde.

Ridgeon:

(nimmt eine Flugschiff aus einer Schreie-Flade und bereitet sie ihm): Lesen Sie das, sobald Sie mal eine Stunde Zeit haben, und Sie werden herausfinden, warum Sie das niemals mußten.

Sir Patrick:

(nimmt und tarpt suchend nach seinen Brongniart'schen: Ah, ist das ich mit euern Flugschiffen anfangen? Wie schaut dabei Brongniart'sch: Blick in die Flugschiff.) Dypsonir? Was zum Teufel ist Dypsonir?

Ridgeon:

Dypsonir ist der Stoff, mit dem die Kronenstacheln verätzt werden müssen, damit sie von den weißen Blutkörperchen verzehrt werden. (Er setzt sich wieder auf das Sofa.)

Sir Patrick:

Das ist nicht neu. Ich habe die Lehre von den weißen Blutkörperchen



Corot: Jugendbildnis
Daumiers. 1836? Paris.
Zum Essay v. Ernst Schur.

schon einmal vernommen — wie hieß er nur? Mettschnitoff, richtig der nennt sie —

Ridgeon:

Phagocythen.

Sir Patrid:

Ah, Phagocythen, ja, ja, ja. Nun, ich habe von der Theorie, daß die Phagocythen die Krankheitskeime ausrotten, schon vor Jahren gehört, lange bevor sie allgemein bekannt wurde. Übrigens tun sie das auch nicht in allen Fällen.

Ridgeon:

Zarwohl, das tun sie, wenn man sie mit Opsonin versetzt.

Sir Patrid:

Humbug.

Ridgeon:

Nein: es ist kein Humbug. Worauf es in der Praxis ankommt, das ist folgendes: Die Phagocythen fressen die Mikroben nicht, wenn man diese zu dem Zweck nicht vorher hübsch fett gemacht hat. Nun, der Patient bereitet das Fett zwar ganz von selbst, aber meine Entdeckung besteht darin, daß die Zubereitung dieses Fettes, das ich Opsonin nenne, durch den Blutkreislauf besorgt werde. Die Natur ist immer rhythmisch wissen Sie, und der Impfer, der regt nur den Blutkreislauf sozusagen an. Wenn wir Jane Marsh in dem Augenblick geimpft hätten, da ihre Fettbereitung in der Aufnahme begriffen war, würden wir ihren Arm geheilt haben. Aber wir kamen gerade im entgegengesetzten Zustand der Abnahme: darum verlor sie den Arm. Ich nenne die progressive Phase Aufnahme und die negative Phase Abnahme. Alles hängt davon ab, daß man im richtigen Augenblick impfe. Impfen Sie, während sich der Patient in der negativen Phase befindet — und Sie töten ihn: impfen Sie, während der Patient sich in der positiven Phase befindet — und Sie heilen ihn.

Sir Patrid:

Und bitte, wie wissen Sie denn, ob der Patient sich in der positiven oder in der negativen Phase befindet?

Ridgeon:

Schicken Sie einen Blutstropfen Ihres Patienten ins Sankt-Anna-Laboratorium, und in fünfzehn Minuten werde ich Ihnen seinen Opsonin-gehalt in Zahlen angeben. Ist die richtige Zahl vorhanden, dann bringt

die Impfung Genesung: ist sie nicht vorhanden, dann bringt sie den Tod.“ Das ist meine Entdeckung: Die wichtigste seit Harven's Entdeckung des Blutkreislaufs. Meine tuberkulösen Patienten sterben jetzt nicht mehr.

Sir Patrid: H

Und meine sterben, wenn mein Impfstoff sie in der negativen Phase erwischt, wie Sie es nennen. Nicht?

Ridg e o n:

Zuverlässig. Einem Patienten einen Impfstoff einspritzen, ohne zuvor seinen Opsoningehalt festzustellen, das heißt im Morden so weit gehen, als ein achtbarer praktischer Arzt überhaupt gehen kann. Wenn ich einen Menschen zu töten beabsichtigte, würde ich es auf diese Weise tun.

E m m y:

(ins Zimmer lugend): Wollen Sie eine Dame empfangen, die ihren lungenkranken Gatten geheilt haben möchte?

Ridg e o n

(ungebuldig): Nein. Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich niemand zu empfangen wünsche? (Zu Sir Patrid.) Ich lebe in einem Belagerungszustand, seit es bekannt wurde, daß ich ein Zauberer bin und Schwindstüchtige mit einem Tropfen Serum heilen kann. (Zu Emmy.) Stören Sie mich nicht noch einmal wegen Patienten, die keine Sprechstunde vereinbart haben. Ich sage Ihnen, daß ich niemanden empfangen kann.

E m m y:

Nun, ich werde ihr sagen, daß sie ein wenig warten soll.

Ridg e o n

(wild): Sie werden ihr sagen, daß ich sie nicht empfangen kann, und sie wegschicken: verstanden?

E m m y

(unbewegt): Nun, wollen Sie Doktor Cutler Walpole empfangen? Er will nicht behandelt werden: er will Ihnen nur gratulieren.

Ridg e o n:

Selbstverständlich. Lassen Sie ihn eintreten. (Sie wendet sich um und will gehen.) Warten Sie. (Zu Sir Patrid.) Ich möchte Sie noch zwei Minuten allein sprechen. (Zu Emmy.) Emmy, bitten Sie Herrn Doktor Walpole, nur zwei Minuten zu warten, während ich eine Konsultation beende.

E m m y:

Oh, er wird gerne warten. Er plaudert mit der armen Dame. (Sie geht hinaus.)

Sir Patrid:

Nun, was gibt's?

Ridgeon:

Lassen Sie mich nicht aus. Ich wünsche Ihren Rat.

Sir Patrid:

Einen medizinischen Rat?

Ridgeon:

Ja. Es ist etwas mit mir nicht in Ordnung. Ich weiß nicht, was es ist.

Sir Patrid:

Ich auch nicht. Sie haben sich doch untersucht?

Ridgeon:

Ja, natürlich. Mit den Organen ist nichts, wenigstens nichts Besonderes. Aber ich habe einen sonderbaren Schmerz: ich weiß nicht wo, ich kann ihn nicht lokalisieren. Manchmal glaube ich, daß es mein Herz ist, manchmal verdächtige ich mein Rückenmark. Es schmerzt mich nicht gerade wirklich, aber es macht mich ganz unruhig. Ich fühle, daß irgend etwas geschehen wird. Und dann sind noch andere Symptome vorhanden. Bruchstücke von Melobien kommen mir in den Sinn, die mir sehr hübsch vorkommen, obgleich sie absolut Gemeinplätze sind.

Sir Patrid:

Hören Sie Stimmen?

Ridgeon:

Nein.

Sir Patrid:

Das freut mich. Wenn meine Patienten mir erzählen, daß sie eine größere Entdeckung als Harvey gemacht haben und Stimmen hören, dann sperre ich sie ein.

Ridgeon:

Sie glauben, ich bin wahnsinnig? Gerade das hab' ich auch schon ein oder zweimal gedacht. Sagen Sie mir die Wahrheit, ich kann sie ertragen.

Sir Patrid:

Sind Sie sicher, daß Sie keine Stimmen hören?

Ridgeon:

Ganz sicher.

Sir Patrid:

Dann ist's nur 'n bißchen Verrücktheit.

Ridgeon:

Haben Sie schon einmal einen ähnlichen Fall in Ihrer Praxis gehabt?

Sir Patric:

Oh ja, oft. Zwischen 17 und 22 kommt es sehr häufig vor. Manchmal kommt es um die Vierzig herum wieder. Bedenken Sie, daß Sie Jung-
geselle sind. Es ist nichts Ernstes — wenn Sie vorsichtig sind.

Ridgeon:

Mit meinen Mahlzeiten — oder —?

Sir Patric:

Nein, mit Ihrem Betragen. Ihrem Rückenmark fehlt nichts; und Ihr Herz ist auch gesund; aber Ihr gesunder Menschenverstand ist leidend. Sie werden nicht sterben, aber Sie werden vielleicht einen Narren aus sich machen. Seien Sie also vorsichtig.

Ridgeon:

Ich sehe, Sie glauben nicht an meine Entdeckung. Manchmal glaube ich selber nicht daran. Ich danke Ihnen immerhin. Wollen wir Walpole eintreten lassen?

Sir Patric:

Oh, lassen Sie ihn nur eintreten. (Ridgeon klingelt.) Er ist ein geschickter Operateur, dieser Walpole, obwohl er nur einer von euern Chloroform-
wundärzten ist. In meiner Jugend machte man sein Opfer zuerst betrunken, dann hielten es Diener und Studenten nieder; hierauf hieß es die Zähne zusammenbeißen und die Sache rasch be-
enden. Heutzutage arbeitet man gemüthlich; und der Schmerz kommt erst nachher, wenn man sein Honorar eingestrichen, seine Sachen gepackt und das Haus verlassen hat. Ich sage Ihnen, Colly, das Chloro-
form hat sehr viel Unheil angerichtet. Es hat jeden Dummkopf befähigt, Chirurg zu werden.

Ridgeon

(zu Emmy, die auf das Glockenzeichen eingetreten ist): Lassen Sie Herrn Walpole eintreten.

Emmy:

Er plaudert mit der Dame.

Ridgeon

(außer sich): Habe ich Ihnen nicht gesagt — (Emmy geht, ohne auf ihn zu achten, hinaus. Er gibt sich drein und pflanzt sich resigniert mit dem Rücken gegen die Konsole auf).

Sir Patrid:

Ich kenne Ihren Cutler Walpole und seinesgleichen. Die haben herausgefunden, daß der Körper eines Menschen voll von Resten alter Organe ist, die ganz zwecklos sind. Dank dem Chloroform kann man ein halbes Duzend herauschneiden, ohne den Menschen irgendwie zu schädigen, von der Krankheit und den Goldstücken abgesehen, die der Spaß ihn kostet. Ich habe diese Sorte vor fünfzehn Jahren gut gekannt. Mein Vater pflegte den Patienten für fünfzig Pfund die Spitzen der Gaumenzäpfchen zu amputieren und die Hälse während eines ganzen Jahres täglich mit Alkali zu pinseln; kostete zwei Pfund pro Tag. Sein Schwager hat für zweihundert Guineen die Mandeln herausgeschnitten, bis er sich um den doppelten Betrag den Frauenleiden zugewendet hatte. Cutler selbst hat angestrengt Anatomie studiert, um etwas Neues zu finden, was man operieren könnte; und endlich hat er auch wirklich etwas erwischt, das er den Wurmsfortsatz nennt, den er in die Mode gebracht hat. Die Leute bezahlen ihm zweitausend Pfund dafür, daß er ihn herauschneidet. Sie könnten sich ebensogut die Haare schneiden lassen; aber ich glaube, sie kommen sich nachher sehr wichtig vor. Man kann jetzt zu keinem Diner mehr gehen, ohne daß sich ein Tischnachbar der einen oder der andern nutzlosen Operation rühmt.

Emmy

(meldend): Doktor Cutler Walpole. (Sie geht ab.)

Cutler Walpole ist ein energischer, zugreifender Mann von vierzig Jahren. Er hat rein gezeichnete, sehr entschlossene und symmetrische Züge, die eine kurze, vorspringende, hübsche Nase und drei hübsch gerundete Eden, die sein Kinn und seine Kiefer bilden, umrahmen. Mit den zart gebrochenen Zügen Ridgeons und den etwas altersverwitterten Sir Patrids verglichen, sieht sein Gesicht wie von einer Maschine hergestellt und geglättet aus; aber seine kühnen prüfenden Augen geben ihm Leben und Kraft. Er scheint niemals in Verlegenheit, niemals im Zweifel; man fühlt, daß er selbst einen Irrtum gründlich und entschlossen beginge. Er hat hübsche, gut gepflegte Hände, kurze Arme und ist mehr stark und gedrungen als groß. Er ist elegant gekleidet, trägt eine gemusterte Weste, eine schöne farbige Krawatte, die durch einen hübschen Ring gehalten wird, Breloques an seiner Uhrkette, Samaschen über den Stiefeln und hat etwas vom wohlhabenden Sportsman an sich. Er geht schnurstraks auf Ridgeon los und schüttelt ihm die Hand.

Walpole:

Mein lieber Ridgeon, die herzlichsten, allerherzlichsten Glückwünsche! Sie verdienen es.

Ridgeon:

Ich danke Ihnen.

Walpole:

Als Mensch, wohlverstanden. Sie verdienen es als Mensch. Das Ophionin ist einfach wertlos, was Ihnen jeder fähige Chirurg beweisen kann; aber wir sind alle entzückt, daß man Ihre persönlichen Eigenschaften öffentlich anerkannt. Sir Patrick, wie geht es Ihnen? Ich habe Ihnen neulich eine Broschüre zugesandt über eine kleine Erfindung, die ich gemacht habe — eine neue Säge — für die Schulterblätter.

Sir Patrick

(sinnend): Ja, ich habe sie erhalten. Es ist eine gute Säge, ein nützliches handliches Werkzeug.

Walpole

(vertraulich): Ich wußte, daß Sie ihre Vorzüge herausfinden würden.

Sir Patrick:

Ja: ich erinnere mich, diese Säge vor 65 Jahren gesehen zu haben.

Walpole:

Was!? wo?

Sir Patrick:

Damals war sie das Werkzeug eines Kunststischlers.

Walpole:

Was fällt Ihnen ein! Unsinn! Eines Kunststischlers!

Ridgeon:

Lassen Sie ihn doch, Walpole. Er ist eifersüchtig.

Walpole:

Apropos, ich hoffe, daß ich Sie nicht in irgend einer Privatangelegenheit störe.

Ridgeon:

Nein, nein. Nehmen Sie Platz. Ich habe ihn nur konsultiert. Ich bin ein bißchen aus dem Geleise. Überanstrengung wahrscheinlich.

Walpole

(rasch): Ich weiß, was Ihnen fehlt. Ich kann es an Ihrem Aussehen erkennen: ich kann es an Ihrem Händedruck fühlen.

Ridgeon:

Was denn?

Walpole:

Blutvergiftung.

Ridgeon:

Blutvergiftung! Unmöglich.

Walpole:

Ich sage Ihnen, Blutvergiftung. 95 Prozent aller Menschen leiden an chronischer Blutvergiftung und sterben daran. Das ist so einfach wie das ABC. Ihr Wurmfortsatz ist voller Verwesungsstoffe, unverdauter Nahrung und ranzigen Potomaine. Ich bitte Sie, meinen Rat zu befolgen, Ridgeon. Lassen Sie sich das Zeug von mir heraus schneiden. Sie werden nach der Operation ein ganz anderer Mensch werden.

Sir Patrick:

Wögen Sie ihn denn nicht, wie er ist?

Walpole:

Nein. Nein, ich kann niemanden leiden, der keine gesunde Blutzirkulation hat. Ich sage Ihnen nur soviel: in einem intelligent regierten Lande würde man den Leuten nicht gestatten, mit solchen Dingen herumzugehen und sich zum Herd der Ansteckung zu machen! Die Operation sollte obligatorisch sein: sie ist zehnmal wichtiger als die Impfung.

Sir Patrick:

Haben Sie sich Ihren eigenen Wurmfortsatz auch entfernen lassen, wenn ich fragen darf?

Walpole

(triumphierend): Ich habe keinen. Sehen Sie mich an! Ich weise keinerlei Symptome auf. Ich bin so gesund wie eine Glode. Ungefähr fünf Prozent der Bevölkerung haben keinen; und ich bin unter diesen fünf Prozent. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Sie kennen doch Frau Jack Foljambe — die elegante Frau Foljambe? Ich habe zu Ostern ihre Schwägerin, Lady Corran, operiert und fand, daß sie den stärksten Wurmfortsatz hatte, den ich jemals gesehen habe. Er faßte ungefähr zwei Unzen Rauminhalt. Nun, Frau Foljambe konnte es nicht ertragen, daß ihre Schwägerin eine saubere, gesunde Frau und sie nichts als ein getünchtes Grab sein sollte. Sie bestand darauf, daß ich sie gleichfalls operierte. Und bei Gott, sie hatte gar keinen Wurmfortsatz. Nicht die Spur! Nicht einmal einen Rückstand! Ich war so bestürzt — so erstaunt, daß ich die Schwämmchen herauszunehmen vergaß und innen mitvernähte, bis sie die Wärterin vermißte. Irgendwie bewies ich, daß die Dame einen außerordentlich großen Wurmfortsatz gehabt hatte. (Er setzt sich aufs Sofa, senkt seine Schultern, schnellst die Hände aus seinen Manschetten hervor und stemmt sie in die Seiten.)

Emmy

(hereinlugend): Doktor Ralph Bloomfield Bennington.

(Eine lange und erwartungsvolle Pause folgt dieser Ankündigung. Alle sehen nach der Tür; aber der Erwartete erscheint nicht.)

Ridgeon

(endlich): Wo ist er?

Emmy

(nach rückwärts blickend): Donnerwetter. Ich dachte, er folgt mir. Er ist draußen geblieben, spricht noch mit der Dame.

Ridgeon

(aufbrausend): Ich habe Ihnen doch befohlen, dieser Dame zu sagen — (Emmy verschwindet.)

Walpole

(wieder aufspringend): Richtig, Ridgeon, gut, daß ich mich erinnere. Ich habe mit dem armen Ding gesprochen. Es handelt sich um ihren Mann; und sie glaubt, daß es Schwindsucht sei — die übliche falsche Diagnose: diesen verdammten praktischen Ärzten sollte verboten werden, einen Patienten zu berühren, außer in Gegenwart eines beaufsichtigenden Spezialisten. Die Frau hat mir seine Symptome beschrieben, der Fall ist sonnenklar: böse Blutvergiftung. Sie ist allerdings unbemittelt und kann sich's nicht leisten, ihn operieren zu lassen. Aber schicken Sie ihn nur zu mir. Ich will es umsonst tun. Es ist Platz für ihn in meiner Klinik. Ich werde ihm auf die Beine helfen und ihn aufpäppeln und sie glücklich machen. Ich mache Menschen gern glücklich. (Er geht an den Stuhl neben dem Fenster.)

Emmy

(hereinlugend): Da ist er.

Sir Ralph Bloomfield Bennington schwebt in das Zimmer. Er ist ein großer Mann, mit einem Kopf, wie ein großes schlankes Ei. Seinerzeit war auch der ganze Mann schlank; aber jetzt in seinem sechsten Jahrzehnt hat sich seine Weste etwas gefüllt. Seine blonden Augenbrauen sitzen gutmütig und unkritisch. Er hat eine äußerst musikalische Stimme; seine Sprache ist ein ununterbrochener Gesang, und er wird ihres Klangs nie müde. Eine ungeheure Selbstzufriedenheit strahlt von ihm aus. Er wirkt schon durch die bloße Abwesenheit einer Krankheit oder Angst davor erfreulich und beruhigend. Seine willkommene Persönlichkeit trägt dazu bei, Kranke gesund zu machen. Selbst gebrochene Beine sollen beim Klange seiner Stimme wieder ganz geworden sein: er ist der geborene Arzt

und von eigentlicher Behandlung und Geschicklichkeit ebenso unabhängig wie nur irgend ein christlicher Gelehrter. Wenn er mit seiner Beredsamkeit oder mit irgend einer wissenschaftlichen Darstellung loslegt, ist er ebenso energisch wie Walpole; aber es ist eine schmeichlerische, voluminöse, naturgewaltmäßige Energie, mit der er seinen Gegenstand und seine Zuhörerschaft einhüllt und die jede Unterbrechung oder Unaufmerksamkeit unmöglich macht und allen, mit Ausnahme der stärksten Geister, Verehrung und Gläubigkeit aufzwingt. In der medizinischen Welt ist er als W. B. bekannt; und der Reiz, den der Erfolg seiner Praxis hervorgerufen hat, wird durch die Überzeugung besänftigt, daß er vom wissenschaftlichen Standpunkt aus ein ungeheurer Schwindler ist, was tatsächlich heißen soll, daß er genau so viel oder genau so wenig versteht, wie seine Zeitgenossen.

W. B.:

Ah! Sir Colenso. Sir Colenso, ah? Willkommen im Orden der Ritterschaft.

Ridgeon

(ihm die Hand schüttelnd): Ich danke Ihnen, W. B.

W. B.:

Sieh da, Sir Patrik! Und wie geht es uns heute? Ein bißchen erkältet? Ein bißchen steif? Aber sonst gesund und noch immer der Klügste von uns allen. (Sir Patrik brummt.) Oh, Walpole! Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren, was?

Walpole:

Was soll das heißen?

W. B.:

Haben Sie die entzückende Opernsängerin vergessen, die ich Ihnen schickte, damit Sie ihr die Schwellung an den Stimmbändern entfernten?

Walpole

(auffpringend): Großer Gott, Mensch, Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß Sie sie wegen einer Halsoperation zu mir geschickt haben!

W. B.

(schelmisch): Aha! Aha! Aha! (Ihm mit dem Finger drohend): Sie haben ihr den Wurmfortsatz entfernt. Die Macht der Gewohnheit. Schadet nichts — machen Sie sich nichts daraus. Sie hat die Stimme nachher wiedererlangt und hält Sie für den größten, lebenden Operateur; und das sind Sie, das sind Sie; das sind Sie.

Walpole

(mit tragischem Geflüster sehr ernst): Blutvergiftung! Ja, ja, Blutvergiftung. (Er setzt sich wieder).

Sir Patrid:

Und wie befindet sich eine gewisse vornehme Familie bei Ihrer Behandlung, Sir Ralph?

B. B.:

Unser Freund Ridgeon wird sich freuen zu hören, daß ich seine Ophoninbehandlung an dem kleinen Prinzen Heinrich mit durchschlagendem Erfolg versucht habe.

Ridgeon

(bestürzt und ängstlich): Aber wie —

B. B.

(fortfahrend): Meine Diagnose lautete auf Typhus: der Knabe des Obergärtners war daran erkrankt, und ich sprach deshalb eines Tages im Sankt-Anna-Spital vor und erhielt eine Tube von Ihrem vortrefflichen Serum. Sie selbst waren leider nicht zugegen.

Ridgeon:

Ich hoffe, man hat Ihnen alles sorgfältig auseinandergesetzt —

B. B.

(diese absurde Zumutung zurückweisend): Warum nicht gar, mein Lieber, ich brauche gar keine Auseinandersetzungen. Meine Frau wartete draußen im Wagen, ich hatte also keine Zeit, mich in meinem Fach von Ihren Studenten unterrichten zu lassen. Ich weiß damit ganz genau Bescheid. Ich habe diese Antitorins vom ersten Tag ihrer Entdeckung an benützt.

Ridgeon:

Aber die Serums sind gefährlich, wenn man sie nicht im richtigen Augenblick anwendet.

B. B.:

Selbstverständlich sind sie das. Jedes Mittel ist gefährlich, außer wenn man es im richtigen Augenblick anwendet. Ein Apfel zum Frühstück bekommt dem Patienten: ein Apfel zum Abendessen macht ihn für eine Woche krank. Es gibt nur zwei Regeln für Antitorine. Erstens darf man sich vor ihnen nicht fürchten: zweitens gebe man sie dreimal täglich, eine Viertelstunde vor den Mahlzeiten ein. (Ridgeon ist bestürzt.) Ihr Mittel hat an dem kleinen Prinzen Wunder gewirkt. Seine Temperatur stieg; ich legte ihn sofort ins Bett, und in einer Woche war er wieder gesund und ist nun für sein ganzes Leben vollkommen immun gegen Typhus. Die glückliche Familie war in ihrer Dankbarkeit geradezu rührend; aber ich sagte, Ihnen allein sei zu danken, Ridgeon;

und ich freue mich, daß das Resultat Ihre Erhebung in den Mitterstand ist.

Ridgeon:

Ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet. (Überwältigt setzt er sich in den Sessel in der Nähe des Sofas.)

W. B.:

Oh, nicht doch, nicht doch! Es ist nur Ihr Verdienst. Geben Sie sich nicht Ihren Gefühlen hin.

Ridgeon:

Es ist nichts. Ich war nur ein wenig schwindlig. Überarbeitung, denk' ich.

Walpole:

Blutvergiftung.

W. B.:

Überarbeitung? So etwas gibt es gar nicht. Ich leiste die Arbeit von zehn Menschen. Bin ich schwindlig? Nein, nein. Wenn Sie sich nicht wohl fühlen, dann haben Sie ein Leiden. Es mag ein geringfügiges sein; aber es ist ein Leiden. Und worin besteht dieses Leiden? In einem Bazillus, der sich im Blute vervielfältigt. Und worin besteht die Heilung? In der Entdeckung und Vernichtung des Bazillus.

Sir Patrik:

Wenn da aber nun gar kein Bazillus ist?

W. B.:

Unmöglich, Sir Patrik; es gibt keine andere Krankheitsursache.

Sir Patrik:

Können Sie mir den Überarbeitungsbazillus nachweisen?

W. B.:

Nein; aber warum nicht? Weil der Bazillus, selbst wenn er vorhanden, unsichtbar ist, mein lieber Sir Patrik. Diese Bazillen sind durchsichtige Körper, farblos wie Glas, wie Wasser. Um sie sichtbar zu machen, muß man sie färben. Nun, mein lieber Paddy, einige von den Dingen wollen sich um keinen Preis färben lassen. Die Ignoranten behaupten zwar, es gäbe gar keine Bazillen; aber (beweiskräftig) wie könnte es dann eine Krankheit geben? Unglücklicherweise (er beklagt tief die Hartnäckigkeit der Bazillen) nehmen die Bazillen weder Cochenille, noch Methylin, noch Genzianviolett an, nein, gar keinen Farbstoff. Infolgedessen können wir die Bazillen nicht sehen, obgleich wir als Männer der Wissenschaft wissen, daß sie vorhanden sind. Können Sie vielleicht nachweisen, daß sie nicht vorhanden sind? Können Sie sich eine Krankheit ohne Bazillus

vorstellen? Können Sie mir zum Beispiel einen Fall von Diphtheritis ohne Bazillus zeigen?

Sir Patrid:

Nein. Aber ich will Ihnen denselben Bazillus ohne die Krankheit zeigen — in Ihrem eigenen Hals.

B. B.:

Nein, nicht denselben, Sir Patrid. Es ist ein ganz anderer Bazillus; nur sehen die beiden einander unglücklicherweise so ähnlich, daß man den Unterschied nicht bemerken kann. Mein lieber Sir Patrid, ein jedes dieser kleinen interessanten Geschöpfe hat einen Nachahmer. Genau so wie Menschen einander nachahmen, tun das auch die Bazillen. Daher gibt es einen echten Diphtheritis-Bazillus, den Loeffler entdeckt hat, und einen Pseudobazillus, der genau so aussieht, den Sie, wie Sie sagen, in meinem Halse entdecken können.

Sir Patrid:

Und wie unterscheiden Sie den echten vom falschen?

B. B.:

Run, ganz einfach: wenn der Bazillus der echte Loeffler ist, haben Sie Diphtheritis; und wenn es der Pseudobazillus ist, fühlen Sie sich wohl. Nichts ist einfacher. Die Wissenschaft ist immer einfach und immer tief. Nur die halben Wahrheiten sind gefährlich. Unwissende Theoretiker greifen einige oberflächliche Erfahrungen mit Bazillen heraus, schreiben darüber in den Zeitungen und versuchen die Wissenschaft zu diskreditieren. Sie führen viele ehrenwerte und würdige Menschen irre. Aber die Wissenschaft hat für solche Leute eine in jeder Hinsicht vollendete Antwort: „Gefährlich ist's ein wenig nur zu lernen:

„Genieß' den Kelch zur Reize, oder meid' ihn.“

Ich will damit Ihre Generation nicht herabsetzen, Sir Patrid: viele von Euch alten Praktikern haben Wunder gewirkt, durch ihren bloßen fachmännischen Blick und ihre klinische Erfahrung; aber wenn ich bedenke, daß der Durchschnittsarzt Ihrer Zeit unwissend drauflosschröpfte und schnitt und purgierte und die Patienten mit den Bazillen seiner Kleider und seiner Instrumente infizierte, und wenn ich das alles mit der wissenschaftlichen Sicherheit und Einfachheit meiner Behandlungsweise bei dem kleinen Prinzen neulich vergleiche, dann kann ich nicht umhin, auf meine eigene Generation stolz zu sein, auf jene Männer, die in der Bazillentheorie erzogen wurden — die Veteranen des großen Kampfes für die Evolution in den siebziger Jahren. — Wir mögen unsere Fehler

haben; aber wir sind doch wenigstens Männer der Wissenschaft! Das ist auch der Grund, warum ich Ihre Behandlung aufnehme und vorwärts bringe, mein lieber Ridgeon. Weil sie wissenschaftlich ist. (Er setzt sich in den Stuhl in die Nähe des Sofas.)

Emmy

(an der Tür meldend): Doktor Blenkinsop.

Doktor Blenkinsop ist ein ganz anderer Mann. Er ist offenbar kein erfolgreicher Mensch. Er ist kraftlos und schäbig, wohlfeil ernährt und wohlfeil gekleidet. Er hat die Furchen zwischen den Augen, die das Gewissen dahin gräbt, und andere Furchen, die fortgesetzte Geldsorgen über sein ganzes Gesicht gezogen haben, diese sind um so tiefer eingegraben, als er bessere Tage gesehen hat. Er begrüßt seine wohlhabenden Kollegen als deren Zeit- und alter Spitalsgenosse, obgleich er selbst im Spital mit der Armut und der Zurücksetzung der ärmeren Mittelklasse zu kämpfen hat. Er hat kurze, schwarze Haare, ein rundliches Gesicht, unausgeprägte Gesichtszüge und Neigung zu einem Doppellinn, zu Doppelwangen und selbst zu einer Doppelstirn, die infolge mangelhafter Ernährung nur bis auf die Haut gegangen ist.

Ridgeon:

Guten Tag, Blenkinsop.

Blenkinsop:

Ich komme, Ihnen meine ergebensten Glückwünsche auszusprechen.

Oh Gott, all die großen Matabore finde ich hier.

B. B.

(gönnnerhaft, aber freundlich): Wie geht es Ihnen, Blenkinsop?

Blenkinsop:

Und auch Sir Patrik! (Sir Patrik brummt.)

Ridgeon:

Sie kennen Walpole? natürlich.

Walpole:

Guten Tag.

Blenkinsop:

Ich habe zum ersten Mal die Ehre. In meiner kleinen Praxis hat man keine Gelegenheit, großen Männern wie Ihnen zu begegnen. Ich kenne niemanden außer den alten Ärzten meiner Zeit vom Sankt-Anna-Spital. (Zu Ridgeon): Und Sie sind also nun Sir Colenso? Wie fühlt man sich dabei?

Ridgeon:

Zuerst komisch. Nehmen Sie keine Notiz davon.

Wienkingsop:

Ich schäme mich gestehen zu müssen, daß ich keine Ahnung habe, worin Ihre große Entdeckung besteht. Aber eingedenk der alten Zeiten gratuliere ich Ihnen nichtsdestoweniger.

W. W.:

Wieso kommt das? Sie waren doch einst wissenschaftlich sehr gebildet und über alles unterrichtet.

Wienkingsop:

Oh, einst bin ich gar mancherlei gewesen. Ich hatte zwei bis drei gute Anzüge und Flanellhemden, in denen ich des Sonntags rudern ging. Sehen Sie mich jetzt an: das ist mein bester Staat und muß bis zu Weihnachten reichen. Was soll ich machen? Seit ich vor dreißig Jahren Doktor wurde, habe ich kein Buch mehr aufgeschlagen. Zuerst hatte ich die Gewohnheit, medizinische Zeitschriften zu lesen, aber Sie wissen, wie bald man das aufgibt, außerdem kann ich mir gar keine leisten. Schließlich sind es doch nur Geschäftspapiere voller Reklamenotizen. Ich habe meine ganze Wissenschaft vergessen. Das Gegenteil zu behaupten, wäre zwecklos. Dagegen besitze ich eine große klinische Erfahrung. Und Krankenbeterfahrung ist doch die Hauptsache, nicht wahr?

W. W.:

Zweifellos, immer vorausgesetzt, daß Ihre Theorie gesund und wissenschaftlich ist und mit Ihren Beobachtungen am Krankenbett übereinstimmt. Die Erfahrung allein tut es nicht. Wenn ich meinen Hund an das Krankenbett mitnehme, sieht er auch, was ich sehe. Aber er lernt daraus nichts. Warum? Weil er kein wissenschaftlich gebildeter Hund ist.

Walpole:

Es belustigt mich, die Ärzte und Praktiker in allem über klinische Erfahrung sprechen zu hören. Was sehen ihr am Krankenbett anders als das Äußere des Patienten? Nun: äußerlich ist nichts in Unordnung, ausgenommen vielleicht die Fälle von Hautkrankheiten. Was not tut, das ist die tägliche Vertrautheit mit dem Innern des Menschen; und die kann man nur am Operationstisch erwerben. Ich weiß, was ich rede. Ich bin zwanzig Jahre lang Chirurg und Spezialist gewesen und habe noch keinen einzigen praktischen Arzt kennen gelernt, der eine richtige Diagnose gestellt hätte. Man lege diesen Herren einen ganz einfachen Fall vor, und sie stellen die Diagnose auf Krebs, Arthritis und Appendizitis und jede andere denkbare itis, während irgend ein beliebiger er-

fahrener Chirurg sofort zu erkennen vermag, daß es sich um einen ganz einfachen Fall von Blutvergiftung handelt.

Wentinsop:

Ihr Herren habt gut reden; aber was würden Sie zu meiner Praxis sagen? Von den Arbeitervereinen abgesehen sind alle meine Patienten Angestellte und kleine Geschäftsleute. Die dürfen nicht krank sein; sie können sich's nicht leisten. Und wenn sie zusammenbrechen, was kann ich für die armen Teufel tun? Sie können Ihre Patienten nach Saint Moriz oder nach Ägypten schicken, können ihnen empfehlen zu reiten oder Automobil zu fahren oder Champagner zu trinken, oder eine sechsmonatliche Luftveränderung und Ruhe anraten. Ich könnte meinen Patienten ebensogut eine Mondscheibe empfehlen. Das Schlimmste bei alledem ist, ich bin selbst zu arm, um gesund zu bleiben, bei der Kost, auf die ich angewiesen bin. Ich habe eine elende Verdauung und sehe auch danach aus. Wie kann ich da Vertrauen einflößen? (Er setzt sich trostlos auf das Sofa.)

Widgeon

(unruhig): Halten Sie ein, Wentinsop, das ist zu schmerzlich. Es gibt nichts Tragischeres auf der Welt als ein kranker Arzt.

Walpole:

Ja, bei Gott: er gleicht einem Kahlköpfigen, der versuchen wollte, ein Haarruchsmittel an den Mann zu bringen. Ich bin Gott sei dank Chirurg.

W. W.:

Ich bin niemals krank. Bin mein ganzes Leben noch nicht einen Tag krank gewesen. Das allein befähigt mich, mit meinen Patienten zu sympathisieren.

Walpole

(interessiert): Was! Sie sind niemals krank gewesen?

W. W.:

Nie.

Walpole:

Das ist doch außerordentlich interessant. Ich glaube, Sie haben keinen Wurmfortsatz. Wenn Ihnen jemals etwas fehlen sollte, würde ich Sie sehr gerne einmal untersuchen.

W. W.:

Ich danke Ihnen, mein Lieber, aber ich bin augenblicklich zu sehr beschäftigt.

Ridgdon:

Ich will mich nie wieder beklagen. Als Sie eintraten, Wlenkingsop, erzählte ich den Herren eben, daß ich mich zusehends gearbeitet habe.

Wlenkingsop:

Es mag zwar anmaßend scheinen, einem großen Mann Ihresgleichen die Lebensweise vorschreiben zu wollen, aber ich habe immerhin viel Erfahrung; und wenn Sie's gestatten, möchte ich Ihnen täglich eine halbe Stunde vor dem Mittagessen ein Pfund reifer Pflaumen empfehlen. Ich bin überzeugt, Sie würden sich dann wohler fühlen. Pflaumen sind jetzt sehr billig.

Ridgdon:

Was sagen Sie dazu, W. W.?

W. W.

(ermutigend): Das ist sehr vernünftig, Wlenkingsop. Es freut mich ungemein, daß auch Sie ein Gegner von Medikamenten sind. (Sir Patrik brummt.) (W. W. schelmisch): Aha! Haha! Wer bestellt da am Kamin? Ist wohl der Protest der alten Schule, die ihre Medicinen verteidigt? Ah, glauben Sie mir, Paddy, die Welt wäre gesünder, wenn jede Apotheke in England zerstört würde. Sehen Sie sich einmal die Zeitungen an. Sie sind ständischer Anzeigen von patentierten Medicinen voll. Es gibt ein gewaltiges kommerzielles System der Quacksalberei und Gifte. Nun, und wer ist schuld daran? Wir — ich sage Ihnen: wir. Wir gehen mit dem Beispiel voran. Wir haben den Aberglauben verbreitet. Wir haben die Menschen gelehrt, an Medizinflaschen zu glauben, und nun kaufen sie sie beim Drogisten, statt den Arzt zu konsultieren.

Walpole:

Sehr richtig. Ich habe seit fünfzehn Jahren keine Medizin verschrieben.

W. W.:

Chemikalien können höchstens Symptome zurückdrängen; sie können das Übel nicht mit der Wurzel ausrotten. Das richtige Heilmittel für alle Krankheiten ist die Natur. Glauben Sie mir, Sir Patrik: Natur und Wissenschaft gehen Hand in Hand; obgleich man Sie etwas anderes gelehrt hat. Die Natur hat in den weißen Blutkörperchen — den Phagocyten, wie man sie nennt — ein natürliches Heilmittel geschaffen, alle Krankheitskeime zu verzehren und zu vertilgen. Schließlich gibt es für alle Krankheiten überhaupt nur eine echt wissenschaftliche Behandlung, und die besteht darin, die Bildung der weißen Blutkörperchen anzuregen. Die Bildung der Phagocyten anzuregen. Medizin ist ein Wahn! Man trachte



Gabriele Roffetti:
Beata Beatrix
(1863, Tate Gallery).

॥ १ ॥

Ich bin mit mir wieder befallen. Als Sie eintraten, Meut' Joseph, erzählte ich den Herren eben, daß ich mich gedenken gearbeitet habe.
G. e. u. l. i. o. s. p.

Es mag zwar anmaßend scheinen, einem armen Mann Throngelehen die Lebensweise vorzuschreiben zu wollen, er ist aber immerhin von Erfahrung; und wenn Sie's gestatten, möchte ich Ihnen täglich eine halbe Stunde vor dem Mittagessen ein Plätzchen neben dem Pfaffen einnehmen. Ich bin überzeugt, Sie würden sich dann wohl fühlen. Pfaffen sind jetzt sehr selten.

N i d g e r n :

Was haben Sie dazu, H. V.?

23. 94.

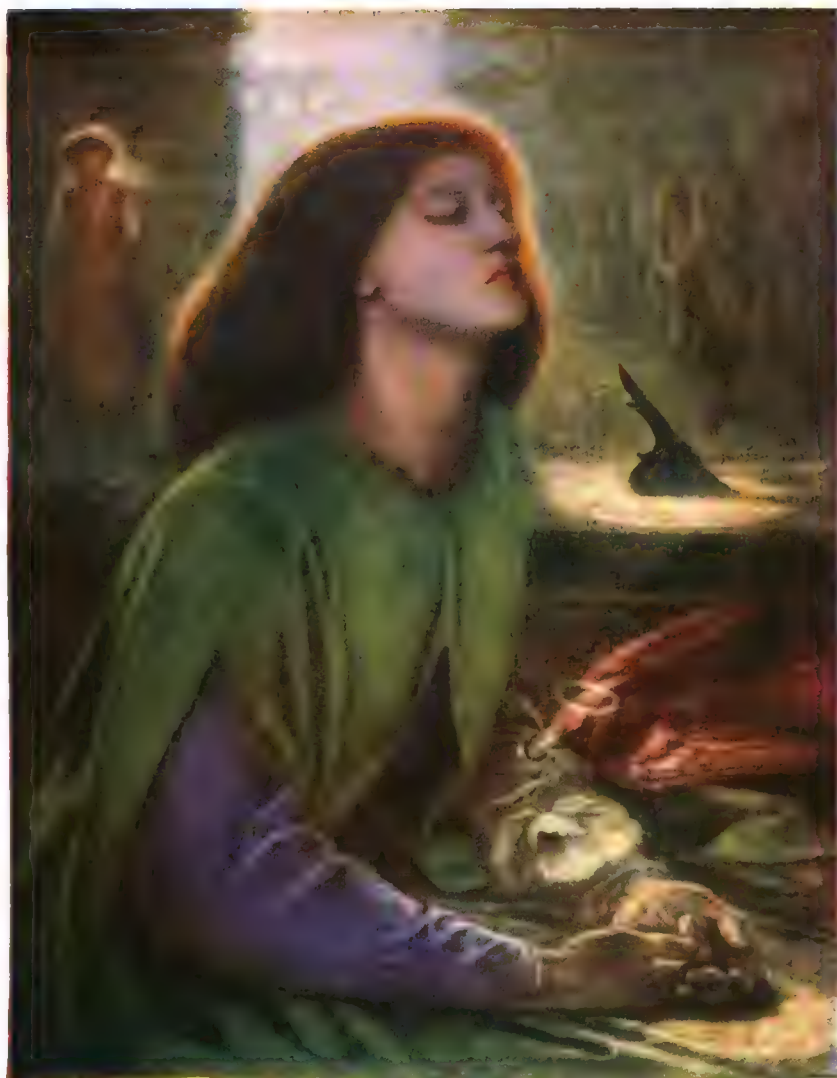
gerathenden Tadel und Verurtheilung, Wankfinsop. Es freut mich und
erheitert mich auch sehr, wenn ich von Medicamenten höre. (Sie wendet
sich an die A. F. und die B. F.) Haha! Wer belst da am Rande?
An Herrn der Erste, den ich Schrie, die ihre Medicinen verwerfen.
Ah, glauben Sie nicht daran, die Welt wäre gesünder, wenn jeder
theils in Ehren, theils in Verachtung würde. Sehen Sie sich einmal die Zeitungs-
anzeigen an. Es sind da allerlei Anzeigen von patentirten Medicinen.
Es gibt eine gewaltige kommerzielles Erisen der Medicin.
Güthe! Nun, und was ist schuld daran? Wir — wir haben es
Wir gehen mit dem Beispiel voran. Ich habe den ersten Schritt
gethan. Wir haben die Menschen gelehrt, an Medicamenten zu zweifeln
und nun kaufen sie sie beim Droghen, statt den Arzt zu konsultiren.

Elapole:

Sehr richtig. Ich habe seit fünfzehn Jahren keine Metizin mehr

2. 2.2.

Cosmicalien können höchstens Symptome zu beseitigen, das Uebel nicht mit der Wurzel abzureißen. Das ist die Aufgabe aller Krankheiten ist die Natur. Werken Sie nur; Glauben und Wissenschaft gehen Hand in Hand; aber ich muß Ihnen gelehrt hat. Die Natur hat in den weissen Blutkörperchen, wie man sie nennt — ein natürliches Abwehrsystem, welches feine zu vernichten und zu zerstören. Zerstörung von Keimen überhaupt nur eine ganz natürliche Thätigkeit besteht darin, die Bildung der weissen Blutkörperchen zu fördern, die Bildung der Phagocoten anzukregen. Medicin



Gabriele Rossetti:
Beata Beatrix
(1863, Tate Gallery).

den Krankheitserreger zu finden; bereite aus ihm ein bestimmliches Antitoxin, das injiziere man täglich dreimal, eine Viertelstunde vor den Mahlzeiten; und was ist das Ergebnis? Die Bildung der Phagocyten wird angeregt; sie verschlingen die Krankheit; und der Patient wird gesund, falls das Leiden natürlich nicht schon zu weit vorgeschritten ist. Das, mein' ich, ist die Quintessenz der Entdeckung Ridgeons.

Sir Patrid

(verträumt): So wahr ich dasitze, mir ist, als hörte ich meinen alten Vater wieder.

W. W.

(erhebt sich erstaunt): Ihr Vater! Aber mein lieber Sir Patrid, Ihr Vater muß doch älter als Sie gewesen sein.

Sir Patrid:

Weinake Wort für Wort hat er gesagt, was Sie sagen. Fort mit den Chemikalien! Die Hauptsache ist die Impfung!

W. W.:

Impfung! Meinen Sie die Blatternimpfung?

Sir Patrid:

Ja. Im vertraulichen Familienkreise pflegte mein Vater zu erklären, daß er an die Möglichkeit der Blatternimpfung nicht nur gegen die Blattern, sondern gegen alle Fiebererkrankungen glaube.

W. W.

(läuft höchst interessiert und erregt auf Ridgeon zu): Was! Ridgeon, haben Sie das gehört? (Eilt zu Sir Patrid): Sir Patrid, ich bin durch das, was Sie eben erzählt haben, mehr ergriffen, als ich sagen kann. Ihr Vater ist meiner eigenen Entdeckung zuvorgekommen. Ich hatte nie genügend freie Zeit, sie auszuarbeiten; aber ich biete sie Ihnen an, lieber Ridgeon, vervollständigen Sie sie. Hören Sie zu, Walpole, Wenslop: merken Sie einen Augenblick auf. Das Folgende wird euch alle ungemein interessieren. Ein Zufall hat mich auf die richtige Fährte geführt. Ich hatte neulich im Spital einen Typhusfall und daneben einen Fall von Starrkrampf. Bett an Bett: ein Kirchendiener und ein Stadtmissonär. Stellt euch nur einmal vor, was das für die armen Teufel bedeutete! Wo soll ein typhuskranker Kirchendiener seine Würde hernehmen? Wie soll ein Stadtmissonär beredt sein, wenn er an einem Rinnbadentrampf leidet? Kann er nicht! Na, ich nehme also etwas von Ridgeons Typhusantitoxin und eine Tube Muldoens Starrkrampferum. Aber in einem seiner Paroxysmen schmeißt der

Missionär alle meine Mittel vom Tisch herunter, und als ich sie wieder an Ort und Stelle zurückbringe, verwechsle ich die Plätze und stelle Ridgeons Lube an den Platz von Muldoleys Serum. Die Folge davon war, daß ich den Typhusfall mit dem Starrkrampfmittel behandelte und den Starrkrampffall mit dem Typhusserum. (Die Ärzte sehen einander bestürzt an. B. B. lächelt triumphierend): Nun, sie sind genesen. Sie sind genesen. Mit Ausnahme eines Anflugs von Weistanz ist der Missionär heute so wohl wie je, und der Kirchendiener ist zehnmal gesünder, als er es je zuvor gewesen ist. Das hat mir natürlich zu denken gegeben. Ich fragte mich, warum starb der Missionär nicht an Typhus infolge des Starrkrampfmittels und der Kirchendiener nicht infolge des Typhusserums? Da liegt ein Problem für Sie, Ridgeon. Denken Sie darüber nach, Sir Patrik. Überlegen Sie, Wlenkiosop. Betrachten Sie die Sache ohne Vorurteil, Walpole. Worin besteht die wirkliche Arbeit des Antitoxins? Einfach in der Anregung der Phagocyten. Sehr gut. Aber solange man die Bildung der weißen Blutkörperchen anregt, ist es eben einerlei, was für ein besonderes Serum man für diesen Zweck anwendet. Haha! Nun? Merken Sie? Haben Sie's erfaßt? Von diesem Augenblick an habe ich alle möglichen Serumarten absolut unterschiedslos mit durchaus zufriedenstellenden Resultaten benützt. Ich habe den kleinen Prinzen mit Ihrem Stoff geimpft, Ridgeon, weil ich Ihnen Gelegenheit geben wollte, sich auszuzeichnen; aber ich hab' schon vor zwei Jahren das Experiment gemacht, einen Scharlachfall mit dem Tollwutserum aus dem Institut Pasteur zu behandeln, und es ging großartig. Es hat die Bildung der weißen Blutkörperchen in hohem Grade angeregt, und die Phagocyten haben das übrige getan. Das ist der Grund, warum der Vater Sir Patriks der Ansicht war, daß die Impfung alle Fieber heile. Sie hat die Bildung der weißen Blutkörperchen angeregt.

Emmy

(hereinlugend): Herr Doktor Walpole, Ihr Automobil ist vorgefahren; Sir Patriks Pferde scheuen davor, kommen Sie rasch herunter.

Walpole

(sich erhebend): Adieu, Ridgeon.

Ridgeon:

Adieu. Und vielen Dank.

B. B.:

Ist Ihnen mein Standpunkt klar, Walpole?

Emmy:

Er kann nicht warten, Sir Ralph. Die Pferde rennen in den Hof rein, wenn er nicht kommt.

Walpole:

Ich komme schon. (Zu B. B.): Ihr Standpunkt ist ganz falsch; Phagocyten sind Unsinn: das alles sind Fälle von Blutvergiftung; und das wirkliche Heilmittel ist das Messer. 'Tag, 'Tag, Sir Paddy. Hat mich sehr gefreut, Doktor Blenkinsop. Kommen Sie, Emmy. (Er geht hinaus, Emmy folgt ihm.)

B. B.

(traurig): Walpole hat keinen Verstand. Weiter nichts als ein Chirurg. Ein wundervoller Operateur; aber was heißt schließlich operieren? Bloße Handarbeit, weiter nichts. Das Gehirn — das Gehirn bleibt Herr der Situation. Der Wurmfortsatz ist der größte Unsinn; es gibt gar kein solches Organ. Er ist nichts als die belanglose Verdickung einer Membrane, die vielleicht bei zweieinhalb Prozent der Bevölkerung vorkommt. Ich freue mich selbstverständlich um Walpoles willen, daß die Operation modern ist; denn er ist ein netter guter Kerl; und schließlich schadet die Operation, wie ich's den Leuten immer sage, ja auch gar nichts: wirklich, die nervöse Erschütterung und die vierzehntägige Bettruhe tut den Leuten nach einer anstrengenden Londoner „Season“ sehr gut; aber ein greulicher Schwindel ist die Sache immerhin. Aber ich muß mich jetzt trollen. Leben Sie wohl, Paddy. (Sir Patrik brummt): Guten Morgen, guten Morgen. Guten Morgen, mein lieber Blenkinsop, guten Morgen! Guten Morgen, Ridgeon. Machen Sie sich keine Sorge um Ihre Gesundheit. Sie wissen, was Sie zu tun haben: wenn Ihre Leber träge ist, nehmen Sie ein wenig Quecksilber, das schadet nie. Wenn Sie sich unruhig fühlen, versuchen Sie's mit Brom. Wenn das nicht hilft, ein kleines Anregungsmittel: ein bißchen Phosphor und Strychnin. Wenn Sie nicht schlafen können, Trional, Trional, Trion —

Sir Patrik.

(trocken): Natürlich keine Medikamente, Colly, vergessen Sie das nicht.

B. B.

(fest): Ganz gewiß nicht. Ganz richtig, Sir Patrik. Als gelegentlichen Nothelfer mag man derlei selbstverständlich gebrauchen; aber als Behandlung? — Nein. Nein. Weiden Sie auf jeden Fall die Apotheke.

Ridg e o n

(ihn zur Türe begleitend): Das will ich. Und schönen Dank für meine Abgelung. Leben Sie wohl.

B. B.

(an der Türe): Richtig, wer ist Ihr Patient, der draußen wartet?

Ridg e o n:

Wen meinen Sie?

B. B.:

Eine reizende Frau. Gatte lungenkrank.

Ridg e o n:

Ist sie noch immer da?

E m m y

(hereinblickend): Machen Sie, Sir Ralph; Ihre Frau wartet im Wagen.

B. B.

(plötzlich ernüchtert): Oh! Leben Sie wohl. (Er geht rasch hinaus.)

Ridg e o n:

Emmy: ist die Person noch immer da? Dann sagen Sie ihr ein für alle Mal: ich kann und will sie nicht empfangen.

E m m y:

Oh, die hat keine Eile; sie lehrt sich nicht daran, wie lange sie warten muß. (Sie geht hinaus.)

Wlenk i n s o p:

Ich muß auch fort: jede halbe Stunde, die ich von meiner Arbeit fernbleibe, kostet mich achtzehn Pence. Adieu.

Ridg e o n:

Kommen Sie doch irgend einen Tag dieser Woche zum Frühstück.

Wlenk i n s o p:

Das kann ich mir nicht leisten, lieber Junge; es würde mich eine Woche lang meine eigenen Mahlzeiten kosten. Ich danke Ihnen aber von Herzen.

Ridg e o n:

Kann ich nichts für Sie tun?

Wlenk i n s o p:

Nun, wenn Sie einen alten Grad übrig haben — was Sie einen alten nennen, das wäre nämlich für mich ein neuer; so denken Sie an mich, sobald Sie wieder einmal Ihre Garderobe ausmustern. Leben Sie wohl. (Er eilt hinaus.)

Ridg e o n

(ihm nachsehend): Armer Teufel! (Sich an Sir Patrick wendend):

So, das ist der Grund, warum man mich geabelt hat! Und das ist der Beruf des Arztes!

Sir Patric:

Und ein sehr guter Beruf noch dazu, mein Lieber. Wenn Sie über die Unwissenheit und den Aberglauben unserer Patienten meine Erfahrungen haben werden, dürften Sie staunen, daß wir noch so viel taugen.

Ridgdon:

Wir gehören keinem Beruf an, sondern einer Verschwörung.

Sir Patric:

Alle Berufe sind Verschwörungen gegen die Laien. Und nicht jeder kann ein Genie sein, wie Sie. Krank werden kann jeder Tor, aber ein guter Arzt werden — das kann nicht jeder; folglich gibt es noch immer zu wenig gute Ärzte. Und bei alledem, Colly: W. W. macht weniger Menschen tot, als Sie.

Ridgdon:

Oh, das ist sehr gut möglich. Aber er sollte den Unterschied zwischen einer Impfung und einem Antitoxin wahrhaftig kennen. Die Bildung der weißen Blutkörperchen anregen! Die Impfung geht die weißen Blutkörperchen überhaupt nichts an. Das ist von A bis Z unrichtig, hoffnungslos gefährlich unrichtig. Ihm eine Serumtube in die Hand geben, das ist Mord — einfach Mord.

Emmy

(zurückkehrend): Nun, Sir Patric? Wie lange sollen die Pferde noch im Zug steh'n?

Sir Patric:

Was geht das Sie an, Sie altes Scheusal?

Emmy:

Na, immer sachte: lassen Sie Ihren Zorn nicht an mir aus. Colly muß nun auch an die Arbeit.

Ridgdon:

Benehmen Sie sich anständig, Emmy. Gehen Sie hinaus.

Emmy:

Oh, ich habe mich schon anständig benommen, bevor ich es Ihnen beigebracht habe. Ich weiß, was 'n Arzt ist: sitzen zusammen und klönen einer über den anderen, statt sich mit ihren armen Patienten zu befassen. Und ich weiß auch, was Pferde sind, Sir Patric. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen. Seien Sie gut und kommen Sie.

Sir Patrick

(sich erhebend): Es ist gut, es ist gut. Adieu, Colly. (Er klopft Midgeon auf die Schulter und geht hinaus; er hält einen Augenblick inne, betrachtet Emmy nachdenklich und sagt mit großer Überzeugung): Sie sind wirklich ein alter häßlicher Teufel. Das ist bombensicher.

Emmy

(schreit ihm äußerst entrüstet nach): Sie sind auch keine Schönheit. (Sehr aufgeregt zu Midgeon): Die haben keine Manieren: die glauben, daß sie mir sagen können, was sie wollen, und sie heßen Sie noch auf. Jawohl. Ich werde diesen Menschen schon meine Meinung sagen. Nun, wie steht's, werden Sie das arme Ding empfangen oder nicht?

Midgeon:

Ich sage Ihnen zum fünfzigsten Mal, daß ich niemanden empfangen. Schicken Sie sie fort.

Emmy:

Oh, ich habe es satt mir sagen zu lassen, daß ich sie fortzuschicken soll. Was hat sie davon?

Midgeon:

Soll ich erst böse werden, Emmy?

Emmy

(schmeichelnd): Kommen Sie, sprechen Sie sie nur eine Minute lang, mir zuliebe: seien Sie gut. Sie hat mir drei Schillinge gegeben. Sie glaubt, daß für ihren Mann Leben und Lob davon abhängt, ob Sie sie empfangen.

Midgeon:

Schützt das Leben ihres Mannes auf drei Schillinge!

Emmy:

Mehr kann sie wohl nicht aufbringen. Andere finden, daß drei Schillinge nichts sind, gerade genug, um eine Auskunft zu erhalten, die nichtsnutzigen Weiber! Übrigens wird Sie diese da draußen für den ganzen Tag in gute Stimmung bringen, weil es eine gute Tat ist, sie anzuhören; sie gehört zu der Sorte, die Sie mögen.

Midgeon:

Nun, sie ist nicht gar so schlecht daran. Für drei Schillinge hatte sie eine Konsultation mit Cutler Walpole und Sir Ralph Bloomfield Venington. Das allein ist schon sechs Pfund wert. Menkingsop hat sie wohl auch konsultiert; das sind weitere achtzehn Pence.

Emmy:

Und Sie werden sie mir zuliebe empfangen, nicht wahr?

Ridgeon:

Oh! Schicken Sie sie herein und geh'n Sie zum Teufel. (Emmy trabt befriedigt hinaus. Ridgeon ruft): Redpenny.

Redpenny

(erscheint auf der Türschwelle): Was soll ich?

Ridgeon:

Ich bin im Begriff, einen Patienten zu untersuchen. Wenn er in fünf Minuten nicht fort sein sollte, kommen Sie und sagen mir, daß ich dringend auf der Klinik verlangt werde. Verstehen Sie: er braucht eines Winkes mit dem Zaunpfahl!

Redpenny:

Abgemacht. (Er verschwindet). (Ridgeon geht an den Spiegel und richtet seine Krawatte ein wenig zurecht.)

Emmy

(anmeldend): Frau Dubedat.

Die Dame tritt ein. Emmy geht hinaus und schließt die Türe. Ridgeon, der eine undurchdringliche und abweisende Berufsmiene aufgesetzt hat, wendet sich an die Dame und läßt sie mit einer Handbewegung ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Er geht zu dem Stuhl, der in der Nähe steht, aber statt sich zu setzen, bleibt er, mit den Händen auf die Lehne gestützt, hinter ihr stehen.

Frau Dubedat ist eine anziehende junge Dame. Sie hat etwas von der Grazie und der Romantik eines wilden Geschöpfes, dabei aber viel von der Eleganz und Würde einer schönen Dame. Ridgeon, auf den Frauenschönheit sehr großen Eindruck macht, ist instinktiv sofort auf Abwehr bedacht, und seine Haltung wird noch kälter. Er hat ungefähr den Eindruck, daß die Dame sehr gut gekleidet ist. Aber ihrer Figur stände jedes Kleid gut; sie trägt sich mit der ungelünstesten Vornehmheit einer Frau, die nie im Leben zweifelnd und ängstlich über ihre soziale Stellung nachgedacht hat, ein Nachdenken, wie es das Gewissen des Mittelstandes quält. Sie ist groß, schlank und stark; hat dunkles Haar, das so geflochten ist, daß es auch wie Haar aussieht und nicht wie ein Vogelnest oder eine Handwurstperücke (die Mode pendelt gerade zurzeit zwischen eben diesen beiden Idealen hin und her); sie hat auffallend schmale, feine, dunkel bewimperte Augen, die den ganzen Eindruck, den sie macht, merkwürdig verändern, sobald sie erregt ist und die Augen weit aufreißt. Sie ist leise rechthaberisch in ihrer Art zu sprechen, rasch in ihren Bewegungen und befindet sich augenblicklich in tödlicher Aufregung. Sie trägt eine Klappe.

Frau Dubedat

(in leise eindringlichem Ton): Herr Professor —

Ridgeon

(kurz): Einen Augenblick. Ich möchte Ihnen sofort, ehe Sie beginnen, sagen, daß ich Ihnen nicht helfen kann. Ich habe die Hände voll zu tun. Ich habe Ihnen diesen Bescheid durch meine alte Dienerin zukommen lassen. Sie wollten sich mit dieser Antwort nicht zufrieden geben.

Frau Dubedat:

Wie könnte ich?

Ridgeon:

Sie haben sie bestochen.

Frau Dubedat:

Ich —

Ridgeon:

Das macht nichts. Sie hat es mir abgebettelt, daß ich Sie empfangen. Nun müssen Sie mir aber glauben, daß ich mit dem besten Willen keinen neuen Fall mehr übernehmen kann.

Frau Dubedat:

Herr Professor, Sie müssen meinen Mann retten. Sie müssen. Wenn ich Ihnen, die Gründe auseinanderlege, werden Sie begreifen, daß Sie müssen. Es ist kein gewöhnlicher Fall — mit keinem andern zu vergleichen. Er ist ganz anders als andere Leute. Oh, glauben Sie mir, wahrhaftig nicht. Ich kann es Ihnen beweisen. Ich (in ihre Mappe greifend) habe etwas mitgebracht und muß es Ihnen zeigen. Sie können ihn retten: die Zeitungen sagen, daß Sie es können.

Ridgeon:

Woran leidet er — Tuberkulose?

Frau Dubedat:

Ja. Seine linke Lunge —

Ridgeon:

Es ist gut. Sie brauchen mir darüber nichts mehr zu sagen.

Frau Dubedat:

Sie können ihn heilen, wenn Sie nur wollen. Es ist doch wahr, daß Sie das können, oder nicht? (Kummervoll): Oh, antworten Sie mir, ich bitte Sie darum.

Ridgeon

(warnend): Sie werden doch ruhig bleiben und sich beherrschen, nicht wahr?

Frau Dubedat:

Ja. Verzeihen Sie. Ich weiß, ich sollte nicht — (wieder zurückfallend):
Oh bitte, sagen Sie mir, daß Sie ihn retten k ö n n e n ; dann wird
alles gut.

Ridgeon:

Ich bin kein Wunderdoktor; wenn Sie Kuren wünschen, müssen Sie
zu Leuten gehen, die welche verlaufen. Aber ich habe auf der Klinik
zehn tuberkulöse Patienten, deren Leben ich, wie ich glaube, zu retten
vermag.

Frau Dubedat:

Gott sei Dank!

Ridgeon:

Einen Augenblick. Versuchen Sie sich vorzustellen, jene zehn Patienten
seien zehn schiffbrüchige Menschen auf einem treibenden Floß, das
eben groß genug ist, ihnen Rettung zu verbürgen, aber keinesfalls noch
einen mehr tragen könnte. Da taucht seitwärts noch ein Kopf
aus den Wellen empor und bittet um Aufnahme. Er beschwört den
Kapitän des Wracks, ihn zu retten. Aber der Kapitän kann den neuen
Ankommeling nur aufnehmen, wenn er sich entschließt, einen von den zehn
aus der Barke ins Meer zu stoßen und dem Tode preiszugeben. Das
ist es, was Sie von mir verlangen.

Frau Dubedat:

Wie kann das möglich sein? Das verstehe ich nicht. Es gibt doch sicher —

Ridgeon:

Sie müssen mir das auf mein Wort glauben. Mein Assistent, mein
ganzes Personal und ich selbst, wir arbeiten mit Hochdruck. Wir tun
unser Äußerstes. Die Behandlung ist neu. Sie erfordert Zeit, Mittel
und Geschicklichkeit; und es reicht augenblicklich für keinen weiteren Fall.
Unsere zehn Patienten sind Auserwählte! Sie begreifen doch, was ich
unter auserwählt verstehe.

Frau Dubedat:

Auserwählt. Nein: das begreife ich nicht —

Ridgeon

(Streng): Sie müssen das begreifen. Sie sind gezwungen zu begreifen
und sich damit abzufinden. Bei jedem einzelnen dieser zehn Fälle mußte
ich nicht nur berücksichtigen, ob der Betreffende gerettet werden konnte,
sondern auch ob er gerettet zu werden verdiente. Ich mußte zehn von
fünfzig wählen; und die übrigen vierzig zum Tode verurteilen. Unter

diesen gab es welche, die junge Frauen und unmündige Kinder hatten. Wenn die Schwere ihrer Erkrankung sie hätte retten können, wären sie zehnmal gerettet worden. Ich zweifle nicht, daß die Erkrankung Ihres Gatten ein schwerer Fall ist. Ich kann die Tränen in Ihren Augen sehen, (sie trocknet hastig ihre Augen) ich weiß, daß Sie mich mit einem Strom von Bitten überfluten, sobald ich zu sprechen aufhöre; aber es ist zwecklos. Sie müssen sich an einen andern Arzt wenden.

Frau Dubedat:

Können Sie mir denn den Namen eines Arztes nennen, der Ihr Geheimnis kennt?

Ridgeon:

Ich habe kein Geheimnis: ich bin kein Quackfalter.

Frau Dubedat:

Verzeihen Sie: ich wollte nichts Unpassendes sagen. Ich weiß nicht, wie ich mit Ihnen sprechen soll. Oh bitte, seien Sie nicht beleidigt.

Ridgeon

(ein wenig beschämt): Na, schon gut. (Er gibt ein wenig nach und setzt sich). Übrigens spreche ich Unsinn: ich bin ja eigentlich doch ein Quackfalter, ein ganz fähiger Quackfalter. Aber meine Entdeckung ist nicht patentiert.

Frau Dubedat:

Dann kann also jeder Arzt meinen Mann gesund machen? Oh, warum tut es keiner? Ich habe es mit so vielen versucht: ich habe so viel Geld geopfert. Wenn Sie mir nur den Namen eines Arztes angeben wollten.

Ridgeon:

Jeder Mensch in dieser Straße ist ein Arzt. Aber von mir und den paar Leuten abgesehen, die ich im Sankt-Anna-Spital unterrichte, gibt es noch niemanden, der die Opsoninbehandlung richtig anzuwenden verstände. Wir sind jedoch vollauf beschäftigt: ich bedaure sehr, aber das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. (Sich erhebend): Guten Morgen.

Frau Dubedat

(verzweifelt nimmt sie plötzlich einige Skizzen aus der Mappe): Herr Professor, sehen Sie sich das an. Sie verstehen etwas von Bildern: Sie haben in Ihrem Wartezimmer selbst sehr gute. Sehen Sie sich das an. Das hat er gemacht.

Ridgeon:

Es hat gar keinen Zweck, daß ich sie ansehe. (Er sieht sie trotzdem an):
Oho! (Er geht mit einem Bild ans Fenster und studiert es): Ja, das ist
das Richtige. Ja, ja. (Er sieht sich noch eines an und wendet sich der
Dame wieder zu): Das sind sehr gute Bilder, aber noch nicht ganz
fertig, nicht wahr?

Frau Dubedat:

Er wird so rasch müde. Aber Sie sehen, daß er ein Genie ist, nicht wahr?
Sie erkennen, daß er es verdiente, gerettet zu werden. Oh, Herr Pro-
fessor, ich habe ihn geheiratet, um ihm zu helfen hochzukommen:
ich war reich genug, ihm über die ersten schweren Jahre hinwegzuhelfen
— ihm zu ermöglichen, seiner Eingebung zu gehorchen, bis sein Genie
erkannt wurde. Ich bin ihm auch als Modell nützlich gewesen: seine
Bilder von mir fanden raschen Absatz.

Ridgeon:

Haben Sie eines?

Frau Dubedat

(zieht ein anderes Blatt aus der Mappe): Nur dieses da. Es ist sein
erstes.

Ridgeon:

Das ist wundervoll! Warum heißt es Jennifer?

Frau Dubedat:

Ich heiße Jennifer.

Ridgeon:

Ein seltsamer Name.

Frau Dubedat:

Nicht in Cornwall. Ich bin aus Cornwall. Jennifer heißt hierzulande
Ginevra.

Ridgeon

(wiederholt den Namen mit einer gewissen Freude an seinem Klang,
ein gefährliches Zeichen): Ginevra — Jennifer. (Das Bild betrachtend.)
Das ist ein wunderbares Bild. Entschuldigen Sie; aber darf ich fragen,
ob es verläuflich ist? Ich möchte es kaufen.

Frau Dubedat:

Oh, nehmen Sie es. Das Bild ist mein Eigentum. Er hat es mir ge-
schenkt. Nehmen Sie alle Bilder. Nehmen Sie, was Sie wollen, ver-
langen Sie, was Sie wollen; aber retten Sie ihn. Sie können es, Sie
werden es, Sie müssen es.

Redpenny

(kommt mit allen Anzeichen dringender Eile herein): Man hat eben von der Klinik telephonierte, Sie sollen augenblicklich kommen — ein Patient ringt mit dem Tode. Der Wagen wartet.

Ridgeon

(unduldsam): Ach, Unsinn: gehen Sie. Was fällt Ihnen ein, mich so zu stören?

Redpenny:

Aber —

Ridgeon:

Still! Sehen Sie nicht, daß ich beschäftigt bin? Fort. (Redpenny verschwindet verblüfft.)

Frau Dubedat

(sich erhebend): Herr Professor, nur einen Augenblick noch, ehe Sie gehen —

Ridgeon:

Nehmen Sie Platz. Es hat nichts zu bedeuten.

Frau Dubedat:

Aber der Patient. Er sagte, daß er im Sterben liegt.

Ridgeon:

Oh, jetzt ist er schon tot. Macht nichts. Lassen Sie sich nicht stören. Nehmen Sie Platz.

Frau Dubedat

(setzt sich und bricht zusammen): Oh, Ihnen ist an keinem Menschen etwas gelegen. Sie sehen täglich sterben.

Ridgeon

(sie beruhigend): Nicht doch: ich habe ihm befohlen, nach Ablauf von fünf Minuten hereinzukommen. Ich dachte, daß ich wünschen könnte, Sie los zu werden.

Frau Dubedat

(stodert über diese List): Oh —!

Ridgeon

(fortfahrend): Beruhigen Sie sich! Sehen Sie nicht so entsetzt aus: es liegt niemand im Sterben.

Frau Dubedat:

Doch, mein Gatte.

Ridgeon:

Ach ja, Ihren Gatten hatte ich vergessen. (Sie starrt ihn an: da er ihre

Bewegung sieht, rafft er sich zusammen): Frau Dubedat: Sie verlangen von mir etwas sehr Ernstes.

Frau Dubedat:

Ich bitte Sie, das Leben eines großen Mannes zu retten.

Ridgeon:

Sie verlangen von mir, daß ich seinetwegen einen andern töte; denn sobald ich einen neuen Patienten aufnehme, werde ich einen alten wieder der üblichen Behandlung zuführen müssen. Davor schreide ich nicht zurück. Ich habe das schon einmal tun müssen und will es wieder tun, wenn Sie mich überzeugen können, daß sein Leben wertvoller ist als das wertloseste Leben, das ich jetzt zu retten im Begriffe bin. Aber Sie müssen mich davon zuvor überzeugen.

Frau Dubedat:

Er hat diese Bilder geschaffen; und dies sind bei weitem nicht seine besten — bei weitem nicht seine besten; aber die besten habe ich nicht mitgebracht, die gefallen so wenigen. Er ist dreiundzwanzig Jahre alt; sein ganzes Leben liegt vor ihm. Wollen Sie mir nicht erlauben, ihn zu Ihnen zu bringen; wollen Sie nicht mit ihm sprechen? Wollen Sie sich nicht selbst überzeugen?

Ridgeon:

Fühlt er sich wohl genug, um in Richmond im Starrestaurant zu speisen?

Frau Dubedat:

Oh ja. Warum?

Ridgeon:

Das will ich Ihnen sagen. Ich lade zur Feier meiner Erhebung in den Ritterstand alle meine Freunde ein. Sie haben das doch wohl in der Zeitung gelesen?

Frau Dubedat:

Ja, oh ja. Auf diese Weise bin ich doch auf Sie aufmerksam geworden.

Ridgeon:

Es ist ein Arzteessen; und sollte eigentlich auch ein Junggeselleneessen sein. Ich bin Junggeselle. Wollen Sie die Wirtin spielen und Ihren Gatten mitbringen? Auf diese Weise wird er mich und gleichzeitig die hervorragendsten Männer meines Standes kennen lernen: Sir Patria Cullen, Sir Ralph Bloomfield Venington, Cutler Walpole und andere. Ich kann dann den Fall meinen Kollegen auseinanderlegen,

und Ihr Gatte wird mit unserem Beschluß stehen oder fallen müssen.
Wollen Sie kommen?

Frau Dubedat

Ja natürlich will ich kommen. Oh, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen.
Und soll ich einige seiner Bilder mitbringen? Die wirklich guten?

Ridgeon:

Ja. Ich werde Ihnen im Laufe des morgigen Tages das Datum mit-
teilen. Lassen Sie mir Ihre Adresse da.

Frau Dubedat:

Tausend, tausend Dank. Sie haben mich so glücklich gemacht: ich weiß,
er wird Ihnen gefallen, und Sie werden ihn bewundern. Hier ist meine
Adresse. (Sie übergibt ihm eine Karte.) Adieu.

Ridgeon:

Adieu. (Sie schütteln einander die Hand. Er klingelt): Richtig, Sie wissen
doch, daß Tuberkulose ansteckend ist, nicht wahr? Sie gebrauchen doch
hoffentlich alle Vorsichtsmaßregeln?

Frau Dubedat:

Ja, ja —. Wie gut von Ihnen, daran zu denken!

Emmy

(an der Tür): Nun, haben Sie ihn herumbekommen?

Ridgeon:

Ja. Passen Sie auf die Tür und halten Sie den Mund.

Emmy:

Das war hübsch von Ihnen. (Sie geht mit Frau Dubedat hinaus.
Ridgeon stößt einen lauten Seufzer aus.)

Vorhang.

Fortsetzung in der November-Nummer.



Honore Fannier:
Platte d. Biedersteiner.
Gemeinsch. Guss-Zhur.

und Ihre Götter mit mir am Scheideweg stehen oder fallen müssen.
Wollen Sie kommen?

Frau Dybedot:

Ja natürlich muß ich kommen. Ich kante Ihnen, ich kante Ihnen.
Und soll ich einige Worte mit Ihnen austauschen? Sie wirklich guten?

Ridgeway:

Ja. Ich werde Ihnen im Laufe des morgigen Tages das Datum mit-
teilen. Lassen Sie mir Ihre Adresse da.

Frau Dybedot:

Zehntausend, tausend Dank. Sie haben mich so glücklich gemacht: ich weiß,
er wird Ihnen gefallen, und Sie werden ihn bewundern. Hier ist meine
Adresse. (Sie übergibt ihm eine Karte.) Adieu.

Ridgeway:

Adieu. (Sie schütteln einander die Hände. Er lacht.) Nicht so, Sie werden
nicht so sehr übermütig aufsteigen und so, was wahr? Sie gehen immer noch
zu denken alle Verdienste zu haben?

Frau Dybedot:

Ja. Wie gut von Ihnen, daran zu denken!

Emmy:

(Von der Tür). Ja, haben Sie ihn herumgebracht?

Ridgeway:

Ja. Lassen Sie auf die Uhr und lassen Sie den Mann.

Emmy:

Das war häßlich von Ihnen. (Sie geht mit Frau Dybedot hinaus.)
Ridgeway stellt einen lauten Seufzer aus.)

Behang.

Fortsetzung in der November-Nummer



Honoré Daumier:
Ratapoil. Vorderansicht.
Zum Essay v. Ernst Schur.

Ellen Key: Friedensbewegung und Kultur.

In den letzten Jahren habe ich im Ausland oft bewundernde Worte über Schweden gehört, weil es den Unionskonflikt in Frieden gelöst hat¹⁾. Namentlich ergriff mich dies, als ich in Syrakusas Katakomben einen sizilianischen Studenten — mit dem Feuer seiner Nation — Schweden „das in kultureller Hinsicht höchststehende Land der Welt, das vorbildliche Land“ nennen hörte, „wegen des Beispiels, das wir im Jahre 1905 gaben, wo jedes andere Volk sicherlich den Krieg zum Schiedsrichter zwischen Norwegen und Schweden gemacht hätte“.

Denn gerade in Syrakus, dem Schauplatz einer der hartnäckigsten Kämpfe der Vergangenheit, kam es mir stärker als anderswo zum Bewußtsein, wie lange die Entwicklung ist, die zwischen der Zeit, wo jene Kämpfe ausgekämpft wurden, und diesem jetzigen Moment liegen — wo ein „Sohn der jüngsten Zeit“ an dieser erinnerungsreichen Stelle stand und den Kulturstandpunkt eines Volkes nach — seiner Friedensliebe beurteilte!

Welche Ströme von Gefühlen, von Gedanken, von Worten, von Taten sind nicht durch Zeiten und Völker gegangen, ehe die Gedankenverbindung, die jetzt so natürlich über diese jugendlichen Lippen glitt, auch nur möglich wurde! Welche zusammengesetzten Kulturprozesse, welche Umwandlung von Seelenzuständen liegt nicht dieser Tatsache zugrunde, daß der Friedenswille — so lange als der unschädliche Wahnsinn gedankenloser Schwärmer oder als die verbrecherische Gesinnung vaterlandsloser Schurken betrachtet — als ein Faktor in der Kulturentwicklung angesehen zu werden beginnt.

¹⁾ Daß diese Anschauung die vorherrschende ist, hat sich durch die Aussprüche der Weltpresse bei König Oskars Tode gezeigt, wo als seine größte Tat gerade der friedliche Ausgang der Unionskrise hervorgehoben wurde.

I.

Noch betrachtet jedoch die Majorität, weit davon entfernt, den Friedenswillen zu einem Kulturmesser zu machen, im Gegenteil den Krieg als kulturfördernd. Diese Majorität — die unter Kultur-entwicklung noch immer die U b e r m a c h t d e s e i g e n e n V o l k e s auf dem Gebiet der materiellen, und womöglich auch der geistigen Kultur versteht — erklärt, daß die Friedensfreunde nichts von den Wegen und Zielen der Kultur wissen, daß sie wehleidige Schwächlinge ohne Rücksicht auf etwas anderes als die Anforderungen des Gefühls sind; blind gegen die Erfordernisse der „historischen Notwendigkeit“. Die tatsächlichen Verhältnisse, die die Kriege hervorrufen, sind — meinen die Verteidiger des Krieges — ein Ausdruck von unveränderlichen elementaren Trieben, Kassengegensätzen, psychologischen und ökonomischen Gesetzen, ethnographischen und geographischen Tatsachen.

Aber welcher denkende Friedensfreund stellt dies in Abrede? Die tiefste Ursache der Kriege verbleibt die, die sie immer gewesen: das Bedürfnis des Volkes oder der Rasse nach Ausbreitung, nach Brot, nach Absatz, mit einem Wort: d e r E r w e i t e r u n g s t r i e b. Und dieser wieder ist ein Beweis der Lebenskraft. Die Ursache der Kriege war demnach die Staatenbildung — oder die Sicherung der schon erreichten Staatseinheit, die eine Macht in geographischer oder ökonomischer Beziehung für sich günstig angesehen hat. Freilich gestehen jetzt die kriegsführenden Staaten die wachsende Macht des Friedensgedankens in der Weise ein, daß sie nicht o f f e n zugeben, daß der Kampf für ein nationalistisches Interesse — oder für ein Klasseninteresse innerhalb der Nation — geführt wird. Nein, es heißt jetzt immer, daß der Krieg in der Absicht geführt wird, Kultur zu verbreiten oder sie zu schützen, sowie auch die Küstungen nur stattfinden, um — den Weltfrieden zu sichern.

Aber wer weiß nicht, daß diese Versicherungen von niemandem ernst genommen werden als von den Kriegspatrioten des kriegsführenden Volkes? Zu den Kulturaufgaben des Krieges rechnet man auch die, daß er „der Auslese der für die Kultur wertvollsten Elemente“ dient. Aber wer — der es wissen w i l l — weiß nicht, daß die Tüchtigsten nicht einmal mit den stärksten — geschweige denn mit den reichsten — Völkern gleichbedeutend sind, die in unserer Zeit die größte Möglichkeit haben, zu siegen! Die ältere und häufig interessantere Kultur wird schonungslos für merkantile Interessen niedgetrampelt — man sehe

das geheimnisvolle Lächeln eines Inders, eines Chinesen, wenn von der europäischen Zivilisation die Rede ist! Das vornehmste Mittel der Kultur, die Sprache, wird schonungslos erstickt, wenn man dies als erforderlich für die Staatseinheit betrachtet; der Eroberer vernichtet aus demselben Grunde rücksichtslos die Grundfeste der Kultur, die Rechtsordnung. Und wenn das vergewaltigte Volk seine Sprache, sein Gesetz, seine kulturellen Schöpfungen verteidigt, dann wird das nicht Patriotismus, sondern — aufrührerischer Separatismus genannt!

Alles dies wissen wir alle, so wie wir auch wissen, daß das Verlangen nach Brot und Macht ein elementarer Trieb ist; daß die Expansionsforderung bis auf weiteres explosiv ist und keine Friedensbewegung der Welt diese schließlichen Explosionen verhindern kann; daß das Verbrechen der Stärkeren gegen das Recht der Schwächeren bis auf weiteres eine Tatsache bleibt; daß der Krieg das äußerste Mittel ist, tiefe Interessengegenstände zu entscheiden. Innerhalb eines Volkes muß das Gefühl des Niedergangs durch gehemmte Kraftentwicklung bis auf weiteres den Krieg zur Folge haben — so wie die Krankheit ihre Krise hat — der die Lebenshemmung bis auf weiteres entfernt.

Das läßt sich durch keine Predigten über den Frieden auf Erden hindern, und das weiß der Friedensfreund ebenso gut wie der Kriegspatriot.

Aber während beide wissen, daß die Kriege heute — unter den gegebenen Verhältnissen — naturnotwendig sind, meint der erstere, daß diese gegebenen Verhältnisse sich umwandeln können, während der Kriegspatriot sie für unveränderlich hält.

II.

Noch ist des einen Volkes Wohlfahrt des anderen Niedergang; des einen Fortschritt des anderen Rückschritt. Die Furcht des einen Volkes, seiner Lebensbedingungen durch das andere beraubt zu werden, ist heute nicht unbegründet.

Und auf diese Tatsachen stützen die Kriegspatrioten ihre Forderung immer größerer Opfer für die Verteidigung und damit — nach ihrer Ansicht — auch für die Kultur. Denn man sichert ja so die volkstümliche Eigenart, ihre Bewegungsfreiheit, ihre materielle und geistige Kraftentwicklung! Will man die Rechtssicherheit, die Sprache, die Kultur,

die die Väter geschaffen, bewahren, dann gibt es für ein Volk keinen anderen Weg als den der Rüstungen.

Auf der einen Seite hat man so die kriegspatriotische Lösung: „Alles für das Vaterland“, auf der anderen Seite die verteidigungs nihilistische: „Fort mit dem Vaterland“.

Die Lösung des Kulturpatrioten: „Mit dem Vaterland für die Menschheit!“ sagt keinem von ihnen zu. Sie setzt die Masse noch nicht mit suggestiver Macht in Bewegung. Und doch ist dies der inhaltsreichste Gedanke!

So unbedenklich wir unser Leben gegen rohe Gewalt verteidigen und uns nicht als Mörder betrachten, auch wenn wir unser Leben auf Kosten des Gewalttäters retten, so gewiß muß das Vaterland gegen Gewalt verteidigt werden. Ein Volk wie ein Individuum hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht der Selbstverteidigung. Ein jedes ist ein Wert für das Ganze. Nur wer mit Christus und Tolstoj das Recht der Selbstverteidigung bestreitet, kann vernünftigerweise auch dem Volk das Recht bestreiten, das die Grundbedingung des Daseins ist, das Recht der Selbsterhaltung. Nur wer den Wert des Individuums nicht anerkennt, kann den Wert einer in sich abgeschlossenen Volkspersönlichkeit leugnen.

Es ist eine Abstraktion ohne alle Herzenswärme, zu behaupten, daß man sein Volk anstatt seiner Familie liebt und die Menschheit anstatt seines Volkes! Dadurch, daß man in einem engeren Kreise liebt, weitet sich das Herz dazu, einen größeren zu umspannen.

Hier ist — für die vollmenschliche Persönlichkeit — kein Gegensatz. Wer seiner Mutter Haupt nicht schützt, wenn ein roher Schlag sich dagegen richtet, den nennen wir nicht einen Menschenfreund, sondern einen jämmerlichen Tropf, und wenn er es auch mit den höchsten Motiven begründet, daß er mit verschränkten Armen stehen bleibt.

Aber derselbe Mann, der den gegen seine Mutter erhobenen Arm niederschlägt, kann den Anspruch der Mutter, daß er nach ihrem, nicht nach seinem Gewissen handle, zurückweisen! Und in gleicher Weise kann der Mitbürger sehr wohl die Pflicht erfüllen, sein Land gegen Verletzungen seines Rechtes, seiner Ehre zu verteidigen und doch die chauvinistischen Forderungen zurückweisen, mit denen man sein Gewissen als Weltbürger vergewaltigen will, zum Beispiel wenn das eigene Land das internationale Recht verletzt, sich gegen das internationale Kulturideal versündigt hat!

III.

Während der Kriegspatriot vom „Kampf ums Dasein“, von dem Gesetz der Auswahl, von dem notwendigen Untergang des Schwachen spricht, antwortet ihm der Kulturpatriot, indem er mit Krapotkin auf das Gesetz der „gegenseitigen Hilfe“ hinweist, das Gesetz, das sich schon in der Pflanzenwelt, im Tierleben, in dem Gemeinwesen der Wilden offenbart.¹⁾

Wirklicher Kulturfortschritt findet statt, wenn — auf irgend einem bestimmten Punkt — die beiden Grundgesetze des Lebens einen gemeinsamen Ausdruck erhalten, zuerst in Gefühlen und Gedanken, dann in Sitte und Gesetz. Ein solcher gemeinsamer Ausdruck ist gerade die Lösung des Kulturpatrioten: Mit dem Vaterland für die Menschheit.

Es ist kein Fortschritt, die Welt anstatt des Vaterlandes und alle anderen anstatt ich zu sagen! Denn ich bin ein Wert für alle anderen; mein Vaterland ist ein Wert für das Ganze; keiner wird reicher, aber alle werden ärmer durch die Selbstaufgabe des Individuums oder der Volksindividualität! Aber noch weniger ist es ein Fortschritt, die Interessen seines Landes gegen die der übrigen Welt zu stellen und seine privaten Interessen gegen die der Gesellschaft, so wie es der patriotische Egoist und der private Egoist tut.

Fortschritt ist es, den Vereinigungspunkt zwischen der eigenen und der anderer Völker, der eigenen und der anderen Individuen Wohlfahrt zu finden. Während der Kriegspatriot mit den kriegerischen Erinnerungen prahlt, sich in alle empfindlichen Punkte zwischen den Völkern verbohrt, zu jeder Streitflamme, jedem Rassenhaß Zündstoff herbeitragt,

¹⁾ Freilich hat zuweilen das höchststehende Volk gesiegt. Aber wir wissen andererseits, wie die natürliche Auswahl zum Beispiel in Spanien gewirkt hat, wo die Höchstbegabten und selbständig Denkenden die Opfer der Inquisition wurden; in Rußland, wo seit Nikolaus I. die Besten in Gefängnissen und am Galgen starben oder nach Sibirien verschickt wurden! Wir wissen, wie das römische Imperium durch unaufhörliche Kriege seine beste Bevölkerung aussterben ließ. Wir wissen, daß die Wirkung der Wehrpflicht stets die ist, daß der Krieg die Starken dahintrafft und die Schwachen als Väter der neuen Generation zurückläßt. Oder man sehe sich die „natürliche Auswahl“ an, wie sie sich durch den dreißigjährigen Krieg vollzog! Daß man eine protestantische Orthodorie neben der katholischen bekam, viele kleine Päpste an Stelle des Einzigen, kann für den Kulturverlauf nicht den Rückgang ganz Deutschlands während eines Jahrhunderts aufwiegen.

Salz in jede Wunde streut, die die Völker einander geschlagen — und all dies „nationale Gesinnung“ nennt — geht der Kulturpatriot den ganz entgegengesetzten Weg. Und das ist der Weg, auf dem ich alle Frauen aller Länder sehen möchte!

Aber wir wissen, daß es nicht in erster Linie die Frauen waren, die den Zustand internationaler Anarchie erkannt haben, unter dem alle Völker leiden. Wir wissen, daß es der Sozialismus war, der diesen Zustand am klarsten nachgewiesen hat; daß man von dieser Seite das stärkste Verdammungsurteil über die von Expansions- und Kapitalistenpolitik veranlaßten Kriege gefällt hat; daß man hier am lebhaftesten empfindet, daß die Rüstungsrafferei die Kulturentwicklung zurückdrängt.

Immer mehr erwacht diese Überzeugung des Sozialismus von der Mitverantwortlichkeit nicht nur an der Zukunft des eigenen Volkes, sondern an der der ganzen Menschheit; ein internationaler Kulturidealismus bemächtigt sich immer mehr und mehr der Gemüter. Immer klarer sieht man ein, daß, so wie das Individuum die Vorteile eines legalen Staates nur unter der Bedingung genießt, sich gewisse Einschränkungen seines Triebes nach Machtausübung und Machterweiterung auf Kosten anderer aufzuerlegen, so auch der internationale Zustand denselben Weg von seiner jetzigen anarchischen Wildheit zu internationaler Kultur zurücklegen muß.

Eine große Autorität auf diesem Gebiete hat dargelegt, daß die moralische Beschaffenheit durch die Zivilisation nicht erheblich verbessert worden ist; daß im Gegenteil der Wilde seine Sittenlehre genauer befolgt und daß der wesentliche Unterschied darin liegt, daß die Kultur der Ethik einen größeren Spielraum und einen anderen Inhalt gibt. Sie umfaßt immer mehr Menschen; der Fremdling wird nicht mehr als rechtlos angesehen, und so weiter.

Aber der eben erwähnte Forscher betont, wie unvollständig diese Ethik noch immer ist; wie die Europäer die Wilden — und diese sie — als Ungeheuer betrachten, die man ungestraft vernichten kann; er zeigt, daß der Krieg ein Überbleibsel dieser moralischen Begrenzung ist, aber ein Überbleibsel, das mit Notwendigkeit verschwinden muß.¹⁾

¹⁾ Professor E. Westermarck. Bezeichnend ist auch, was Kurt Dreyßig mitteilt (man sehe „Die Völker ewiger Urzeit“): daß bei einem Karaimenstamm u n s e r dasselbe Wort ist wie gut, und a n d e r e r dasselbe Wort wie schlecht!

Und für jeden evolutionistisch Denkenden ist es selbstverständlich, daß, je mehr Vernunft, Zusammenhang, Zweckmäßigkeit in die materielle wie in die geistige Kulturarbeit kommen, desto einheitlicher die Menschheit handeln wird; je größere Gedanken, je reichere Ideenverbindungen, je reinere Empfindungen, je stärkere Gefühle unser Menschengeschlecht erreicht, desto gewisser wird der Kulturidealismus sich darauf richten, einen Zusammengehörigkeitszustand zwischen den Völkern zu schaffen, durch den Eroberungs- und Expansionspolitik überflüssig werden wird. Denn die internationale Rechtsgesellschaft wird die Bewegungsfreiheit aller Völker sichern, aber fordern, daß ein jedes von ihnen auf die Souveränität verzichtet, die jetzt das Recht zum Volksmord — Krieg — als Mittel zu involvieren scheint, sich sein Recht auf Kosten anderer Völker zu nehmen!

Nur für die Lebensanschauung, der zufolge der „Gott der Heerscharen“ über Sieg und Niederlage entscheidet und die Kriege als Strafgericht sendet; die Lebensanschauung, die im Staate den Verwalter von Gottes Ratschlüssen mit dem Volke sieht, ist es undenkbar, daß die Entwicklung sich in der erwähnten Richtung bewegen muß.

Und warum sollte Gott auf die Mittel verzichten, die er bisher für die Verwirklichung seiner Absichten gut befunden? Warum sollte er in Zukunft mehr Rücksicht als bisher auf die Lehren seines Sohnes nehmen, diese Lehren, die man noch immer in der Kirche auslegt, während man außerhalb derselben die „wohlgemeinte Verkündigung“ des Friedens auf Erden verhöhnt, dieses Friedens, der ja nie kommen kann — da er Gottes Weltregierung widerstreitet?!

Wahrlich: wenn Jesus vor den Gott der Kriegsgeistlichen gestellt würde, dann hätte er mehr Ursache als auf dem Kreuze zu seiner Klage: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Wie lese ich die Schilderungen eines Schlachtfeldes, ohne mit der Kraft der Halluzination Jesus über dasselbe wandern zu sehen, Jesus mit dem Ausdruck, den Lionardos tiefe Intuition ihm gegeben, einem Ausdruck unsäglichster Einsamkeit, unsäglichster Trauer, unsäglichster Scham darüber, verraten zu sein!

Die wenigen echten Christen, die unsere Zeit aufweist, meinen wie Tolstoj: Wenn Jesu Lehre wirklich verkündet würde, wenn diese Liebeslehre endlich Macht über die Herzen der Menschen bekäme, dann wäre auch der gute Wille da, durch den wir den Frieden auf Erden erreichen würden.

Ich teile diesen Glauben nicht. Denn nicht nur die Härte der Menschen ist die Ursache, daß man Jahrtausende hindurch des Christentums Verheißungen des Friedens als Frucht der Liebe predigen konnte, ohne daß doch der Frieden gekommen ist. Die Ursache ist, daß das Christentum die große Triebkraft in allen und in allem nicht begreift: den eigenen Lebenswillen.

Ich kann mich nicht auf Jesu Gebot — seinen Nächsten wie sich selbst zu lieben — als sittliche Norm für die Einzelnen, geschweige denn für die Staaten berufen. Denn ich glaube, daß jeder — der Einzelne wie der Staat — immer sich selbst am meisten liebt und lieben muß, wenn er das erste Gesetz des Lebens erfüllen soll, das Gesetz der Selbsterhaltung. Aber wenn so Jesus nur einen Teil der Wahrheit inne hatte, wenn man ihm nicht unbedingte Nachfolge leisten kann — eine Erkenntnis, durch die man aufhört, ein Christ zu sein — so ist sein Teil der Wahrheit noch immer wesentlich, noch immer eine Wahrheit, die die Vernunft ebensowohl wie das Gefühl begreift! Und der innerste Kern des Kulturverlaufs ist das Suchen und das allmähliche Finden einer Gleichgewichts-lage zwischen den beiden Lebensprinzipien, der Selbsterhaltung und dem Opferwillen. Weder Egoismus noch Altruismus sollen siegen; sondern was man mit einem glücklich gefundenen englischen Wort „Mutualism“ genannt hat, Gegenseitigkeit, Gegenseitigkeit der Interessen, der Aufgaben, der Pflichten, der Vorteile. Nicht ich oder mein Volk soll für die anderen geopfert werden, nicht sie für mich: Nein, alle sollen wir durcheinander bestehen.

Dieses Einheitsgefühl ist das Gegenteil der Selbstaufgabe. Für die neue Lebensanschauung ist die Pflege meiner selbst, die Kultur meiner selbst die Grundbedingung dafür, daß ich den übrigen etwas zu geben habe! Ohne diesen Egoismus des Einzelnen oder diesen Nationalismus des Volkes ist sowohl Altruismus wie Kosmopolitismus nur ein leeres Wort! Ich habe dem Ganzen nichts zu geben, wenn ich nicht mein Eigenes liebe, pflege, mehre — so wie es alle anderen lebenden Wesen in diesem Dasein tun und sich dabei jedes in seiner Art vervollkommen und das Ganze um diese ihre Eigenart bereichern. Alle leben wir in einem Dasein, wo jeder sich selbst der Nächste ist und wird und sein soll.

Also nicht Selbstaufgabe, nur Selbstbegrenzung soll an Stelle des uneingeschränkten Egoismus treten; nicht Selbstsucht, nur

Selbstvervollkommnung an Stelle des uneingeschränkten Altruismus zwischen Völkern wie zwischen Individuen. Wir leben jetzt im Zustand der internationalen Wildheit, in dem die Völker noch nicht eingesehen haben, was die Einzelnen innerhalb des Volkes erkennen: daß man sich selbst um so näher ist, je näher man anderen steht, je mehr unser isoliertes Handeln zu gemeinsamem Handeln übergeht. Der jetzt verstorbene schwedische Denker Gustaf Björklund hat wissenschaftlich bewiesen, daß ein „Verwachsen der Nationen“ als ein noch unbewußter Prozeß stattfindet, ein Prozeß, der jedoch dadurch beschleunigt werden kann, daß immer mehr Menschen zielbewußt für diesen Zustand wirken.¹⁾

Solange die Staaten noch nicht verstehen, was die sozial wirkenden Individuen einsehen: daß der reine Eigennuß, die rechtsverletzende Gewalt schlechte Mittel für das berechtigte Ziel — ein reiches und gesichertes Dasein — sind, solange sie nicht einsehen, daß der Kriegs- und Rüstungszustand das Unvernünftige, das Unzweckmäßige ist, so lange bedeutet nach der Definition eines hervorragenden Friedensfreundes Politik nur:

1. Aller Staaten ängstliches Auspionieren der Tätigkeit und Entwicklung der anderen,
2. ein eifriges Erwägen, wann der Vorteil des einen Staates erheischt, daß der andere Staat lahmgelegt werde,
3. das Abwarten oder das Hervorrufen eines gewissen Spannungspunktes und schließlich
4. Kriegserklärung — oder noch lieber — den anderen Staat zur Kriegserklärung treiben, wenn dieser andere nicht auf andere Weise lahmgelegt werden kann.

Diese Politik führt dann zur Theorie, daß der Krieg ausgezeichnete

¹⁾ Schon im Jahre 1795 bezeichnete ja Kant als das letzte Ziel des Völkerrechts: einen föderativen Rechtszustand zwischen den Staaten zu schaffen, um so den Frieden zu erreichen. Er nennt es die größte Veründigung der Menschheit, lieber die Barbarei des Krieges aufrecht zu erhalten, als eine staatliche Rechtsordnung zu schaffen, die nicht ein Aufgehen der Staaten ineinander bedeuten soll, sondern die im Gegenteil eine Föderation von freien Staaten ist, ein Friedensverband, innerhalb dessen jeder Staat sich freiwillig dem von allen gemeinsam konstituierten Zwange unterwirft.

Wirkungen auf Moral und Kultur hervorrufe, die Verweichlichung hindere, die Übervölkerung reguliere und dergleichen mehr.

Durch solche Mittel glauben die Führenden im Volk ihre Aufgabe zu erfüllen, dem „eigenen Volk“ seinen „Platz an der Sonne“ zu schaffen und es ihm zu ermöglichen, „bei jeder Entscheidung ein Wort dreinzureden“. ¹⁾

Beides sind ja berechtigte Wünsche. Aber der große Irrtum ist, daß die Finanzleute, die Militärs, die Kriegsgeistlichen und Diplomaten aller Länder am sichersten den Weg zu dem Platz in der Sonne zeigen; daß sie der Stimme der Völker am besten Gehör verschaffen — durch das Donnern der Kanonen!

Gerade der klarsehende Egoismus wird schließlich zu der Erkenntnis führen: daß das zuletzt genannte Mittel, diese Ziele zu fördern, unvernünftig ist, weil es unsicher und kraftvergebend ist. Gerade der klarsehende Egoismus wird andere Auswege finden, sichere und kraftersparende Auswege, die man jedoch nicht findet, solange man am liebsten zu dem kriegerischen Ausweg greift.

IV.

Und immer mehr erwachen die Völker zu dieser Einsicht, während sich zugleich eine neue Art von Vaterlandsgefühl entwickelt, ein Gefühl, für das zwei deutsche Soziologen unabhängig voneinander denselben Namen gefunden haben: Kulturpatriotismus. ²⁾

Daß diese Art Patriotismus zunehmen muß, ist eine unabweißbare Notwendigkeit, eine unbedingte Folge der unbewußten und bewußten Einflüsse, denen die Menschheit durch den Kulturverlauf selbst unterworfen ist, wo jeder wirkliche Fortschritt ein Fortschritt zu mehr Vernunft, mehr Zweckmäßigkeit, mehr Zusammenhang ist, zu einer vollkommeneren Organisation, das heißt, zu mehr Einheit und zugleich zu mehr Besonderheit.

Die mächtige Zeitbewegung, die zielbewußt für die Einheit wirkt, ist die Organisation der Arbeiter, die in fünf Jahrzehnten mehr dafür getan hat, das Bewußtsein der Interessengemeinschaft, der Solidarität der Völker zu wecken als die Verkündigung des Christentums in neunzehn Jahrhunderten!

¹⁾ Man sehe eine Rede von Kaiser Wilhelm II.

²⁾ Werner Sombart und Robert Michels.

Auf diesem Wege wird der Kulturpatriotismus den Kriegspatriotismus ablösen. Und es ist ein großer Kraftverlust, wenn die Jugend jetzt durch Verweigerung der Wehrpflicht und durch antimilitärische Agitation hofft, schon jetzt die Kriege unmöglich machen zu können; ein Kraftverlust wie der, wenn ein Landmann seinen Apfelbaum zu zwingen versuchte, schon im März Früchte zu tragen. Die Früchte des Friedens können wir erst vom Baum der Erkenntnis pflücken. Und der hat noch die graue Farbe der Theorie; die Wahrheiten des internationalen Rechtszustandes sind noch nicht G e f ü h l und infolgedessen nicht Triebkraft für das Handeln geworden.

Daß die „Unabhängigkeit“ des I n d i v i d u u m s von anderen Gesellschaftsmitgliedern es unfehlbar in jämmerlichste Abhängigkeit stürzen würde, das wissen wir nicht nur, nein, wir handeln alle danach, und in vielen Fällen rein instinktiv, ohne alle Überlegung. Denn unsere tägliche Erfahrung sagt uns, daß unsere eigene Bewegungsfreiheit auf der gegenseitigen Hilfe aller beruht! Aber nur die Sozialisten sehen ein, daß die u n v o l l s t ä n d i g e Durchführung dieser Wahrheit innerhalb der Politik der einzelnen Gemeinwesen und ihre vollkommene A u ß e r a c h t l a s s u n g in der internationalen Politik die Ursache des Klassenkampfes innerhalb der Völker und der Kriege zwischen denselben ist.

Nur die Sozialisten sehen ein, daß wir eine s o z i a l e Politik an Stelle der I n t e r e s s e n p o l i t i k erhalten müssen; Friede ist nur in und zwischen den umgestalteten Gemeinwesen möglich, in denen der Konkurrenzkampf aufgehört und die Interessengemeinschaft in allen nationalen wie allen internationalen Einrichtungen ihren Ausdruck gefunden hat.

Aber obgleich ich als Sozialistin nur im Zusammenhang mit einer Umgestaltung der Gesellschaft in der Richtung, in die der Sozialismus führt, an die Möglichkeit des Friedens glaube, so bin ich doch nicht blind gegen alle die s e k u n d ä r e n Einflüsse, durch die die Friedenssache gefördert wird.

Zu diesen sekundären Einflüssen rechne ich vor allem die F r i e d e n s - a r b e i t, nicht wegen ihres bisherigen Einflusses, sondern wegen ihrer Z i e l b e w u ß t h e i t. Die Friedensfreunde selbst wissen sehr wohl, daß Traktate und Schiedsgerichtshöfe unter den j e t z i g e n Verhältnissen den Frieden nicht sichern können. Sie befürworten — wenn sie denken — keine Abrüstungen und keine Wehrpflichtverweigerung! Die Bedeutung

der Friedensarbeit besteht darin, beharrlich auf den Bahnweis des jetzigen Zustands hinzuweisen.

Aber mehr als diese bewußte Arbeit für neue internationale Zustände bedeuten alle unbewußten Einflüsse. Der Verkehr spinnt jeden Tag neue bindende Fäden zwischen den Völkern; jeden Tag vollziehen sich internationale Zusammenschlüsse zu ökonomischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Zwecken. Ausstellungen, Gastspiele, machen die Arbeitenden der verschiedenen Völker auf allen Gebieten immer mehr zu Mitarbeitern; Kongresse werden abgehalten, und Vereine entstehen in der mehr oder weniger bewußten Absicht, zum Besten des Ganzen zusammenzuwirken.¹⁾ Und jeden Tag werden zwischen Angehörigen verschiedener Nationen Ehen geschlossen, Ehen, durch die sich die scharfen Gegensätze zwischen den Völkern immer mehr verwischen und das internationale Verständnis in tiefgehender Weise gefördert wird!

Und schließlich steigt mit jedem Tag bei allen Völkern die Anzahl derer, die durch eine neue Lebensanschauung alle Lebensformen, alle Wesen, alle Menschen, alle Völker als „Weltkörper“ sehen, als Teile einer großen Einheit. Und durch diese Lebensanschauung wird die ganze Gefühlswelt umgewandelt.

Unsere organische Zusammengehörigkeit ist nicht mehr eine Redensart, sondern eine Empfindung. Aber damit empfinden wir auch den Bahnweis, der darin liegt, daß die Einzelnen und die Völker einander zugrunde richten, wo sie doch alle Kraft darauf konzentrieren sollten, die Menschheit aufzubauen; daß sie um die Erde kämpfen, wo sie doch zusammenwirken sollten, sie mit der Macht der Vernunft zu besäßen; daß sie sich absperren, wenn sie die Fülle der Mitfreude und des Mitleids in einem Dasein genießen könnten, wo wir den Platz unserer kleinen Erde unter den Sternen gefunden haben und wo wir uns aus unserer größten Sehnsucht zur Gemeinschaft mit dem Universum aufschwingen können.

Dieses neue Weltgefühl wie auch die internationale Aneignung der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst, der Musik, bildet schon ein neues

¹⁾ Von einem Berliner, Ludwig Uhlmann, ist zum Beispiel kürzlich der Vorschlag eines internationalen Zusammenschlusses der Handlungsreisenden ausgegangen, ein Vorschlag, der in mehreren Ländern Anschluß gefunden hat; und in England ist kürzlich ein großer Kongreß in dieser Sache abgehalten worden, deren Bedeutung außerordentlich ist.

Volk unter den Völkern, ein Volk, innerhalb dessen — wie zu der lebenskräftigen Zeit des Christentums — keiner nach Jude oder Grieche fragt, nach Sklave oder Freiem, sondern wo alle eins sind in einem neuen großen wunderbaren Glücksgefühl, dem Glück der Seelen, jede für sich zu wachsen und alle durch einander!

Dieses Einheitsgefühl wandelt die ethischen Begriffe um, schafft neue Ziele, neue Ideale, bringt neue Träume. Durch die neue Anschauung des Erdenlebens als unseres einzigen gewissen Lebens wird die Vergewaltigung des Krieges gegen das Leben immer vernunftwidriger, immer abscheuerregender.

Die Konservativen, die sich Idealisten nennen, weil sie den Menschen mit größter Gewißheit eine andere Welt, ein ewiges Leben, zusichern, ertragen nämlich mit unerschütterlicher Ruhe die unzähligen Leiden der Erde, ja erklären, daß — infolge der Sündhaftigkeit der Menschheit — diese Leiden, namentlich die des Krieges, stets fortbauern werden; erst in einer anderen Welt könne man auf bessere Zustände hoffen.

Diese „Idealisten“ sind viel gefährlicher als die Verteidigungs-nihilisten, denn sie sind **Kultur-nihilisten**. Sie bezweifeln eine Entwicklung, durch die die Vernunft über die Unvernunft, das Zusammenwirken über die Zusammenhanglosigkeit siegen wird. Ja, sie verhöhn den Glauben an diese Entwicklung als „radikalen Optimismus“ und sehen in dem **S e i e n d e n** den Ausdruck von Gottes Absichten mit der Menschheit.

Und dies, obgleich die Unvernunft mit jedem Tage sonnenklarer wird! Was ist so unvernünftig als der Krieg im Zusammenhang mit der ganzen sozialen Arbeit unserer Zeit gesehen, das Leben zu bewahren, es zu heben, um so das Menschenmaterial zu verbessern? Was ein ganzes Menschenalter in dieser Hinsicht gewonnen, können einige Wochen Krieg vernichten!

Was ist unvernünftiger, als daß Erfindungen, die der Menschheit durch erleichterte Arbeitsbedingungen und neue Kulturmittel ein menschenwürdigeres Dasein bereiten könnten, in den Dienst der Zerstörung gestellt werden? Sprengstoffe, Kraftübertragung ohne Draht, Luftschiffe und anderes mehr erfüllen jetzt die Erde und das Innere der Erde, die Luft und das Wasser mit Zerstörungswerkzeugen, die die Kulturschätze von Jahrhunderten, die Werke der schaffenden Genies vernichten werden,

während sie zugleich die lebenskräftigsten Arbeiter der jetzigen Kultur auf allen Gebieten in leblose Stümpfer verwandeln!

Was ist unvernünftiger, als der wilde Wettbewerb um den Besitz der Produktionsmittel, um die Herrschaft über Absatzgebiete und um all die übrigen Bedingungen einer immer mehr *extensiven* anstatt *intensiven* Verwertung der Reichtümer der Erde?

Eine Organisation all der konkurrierenden und zersplitterten Kräfte zum Zusammenwirken, zu dem, was Carnegie kontinentale statt nationale Produktion nennt, würde das nicht gleichzeitig all den Sonderinteressen dienen und es verhindern, daß diese einander als Kriegursachen feindlich gegenüberstehen?

Was ist unvernünftiger, als daß die Mütter mit immer mehr Ernst und Verantwortlichkeitsgefühl die neue Generation zur Welt bringen und erziehen, daß sie sie physisch und psychisch zu heben trachten und daß dann — bei ein paar Schlachten — die Söhne, die sie mit Aufopferung ihrer eigenen besten Kraft ihrem Volk und ihrer Familie gegeben haben, niedergemäht werden wie ein Saatenfeld vom Hagelsturm?

Was ist unvernünftiger, als daß Milliarden mittelbar und unmittelbar der Kulturarbeit genommen und für eine Verteidigung hinausgeworfen werden, die doch nie ganz wirksam sein, nie mit Sicherheit vor einem möglichen Überfall einer stärkeren Macht schützen kann?

Während der Kriegspatriot auf den letzten Einwand keine andere Antwort hat als noch immer mehr Festungen, immer mehr Schnellfeuerwaffen, immer besser gefüllte Arsenale, immer mehr Kriegsschiffe zu verlangen, antwortet der Kulturpatriot:

Nein! Aber man behebe die Anarchie im Zusammenleben der Staaten, und der Zündstoff, der jetzt früher oder später die Explosion eines Krieges veranlaßt, wird entfernt werden — und die Kultur jedes Volkes — der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft — wird wirklich geschützt werden können.

Der Weg zur Vernunft — das heißt zu Ordnung, Zusammenwirken, Schönheit — im internationalen Leben ist der, daß die Führer der Masse immer und überall für die Denkweise, die Maßregeln, die Beschlüsse wirken, die dieser Masse die Suggestion des *Kulturpatriotismus* an Stelle des Kriegspatriotismus einflößen.

Und wer ist unter den Führern der Masse bedeutungsvoller als gerade die Mutter, die Erzieherin?

Welche Suggestion kann sich in ihrer Wirkung je mit den mächtigen

Eingebungen der ersten Erziehung vergleichen? Und welche Kulturaufgabe ist größer als diese Macht in humanisierender Richtung zu gebrauchen!?

Wie unendlich schlecht haben die Frauen in dieser Beziehung ihre Macht ausgenützt!

Als eine gute Zukunftsverheißung können wir es doch ansehen, daß eine Enkelin von Viktor Hugo — dem großen Dichter des „radikalen Optimismus“, ihm, der alle unsere von den Konservativen verhöhten Träume zu Liedern gemacht hat — die „Allianz der europäischen Frauen für den Frieden durch die Erziehung“ gegründet hat. Und daß eine andere Frau eine solche Massensuggestion gegen den Krieg ausübte, daß sie den Friedenspreis errungen hat, zu dessen Stiftung sie die Anregung gegeben hat.¹⁾

Ich glaube nicht mit Ruskin, daß an dem Tage, an dem die Frauen die Kriege nicht wollen, die Kriege aufhören werden. Dazu sind ihre Ursachen viel zu zusammengesetzt. Aber jede Frau kann dazu beitragen, einige Späne von dem Kriegsscheiterhaufen fortzutragen, so wie sie diesem auch Brennstoff zuführen kann; jede Frau kann ein paar Steine zum Tempel des Friedens bringen oder einen Stein herausbrechen. Jede Frau kann dazu beitragen, Mißtrauen gegen die Friedenshoffnung zu säen oder diese Hoffnung am Leben zu erhalten. Und dies allein ist von höchster Bedeutung. Denn wie ein Denker kürzlich betont hat, sind die sogenannten Illusionen, die die Mittwelt immer verhöhnt, stets die vorwärtstreibende Kraft bei aller Reformarbeit gewesen, und wir besäßen nichts von dem, was wir jetzt in unseren Gesetzen und Sitten an Gerechtigkeit, Freiheit, Menschlichkeit besäßen, wenn nicht die „Illusionen“, die Träume als Wegweiser vorangegangen wären.

Und wenn die Frau selbst einmal Politikerin wird, wird sie dann wohl — mit ihrer mehr praktischen als theoretischen Veranlagung — den Staat weniger abergläubisch ansehen können, als der Mann es getan hat? Ich denke zum Beispiel an den Aberglauben, daß der Staat ein höheres Wesen ist, für dessen Forderungen das Individuum unbedingt alles opfern muß, auch seine Vernunft?

Werden die Frauen dann wohl klarer verstehen, daß der Staat nur eine mehr oder weniger geeignete Form für die gemeinsame Kraftentwicklung des Volkes ist? Und daß die Staatsverwaltung darum eine

¹⁾ Prinzessin Gabriele Wiszniewska und Baronin Verta von Suttner.

solche sein muß, die den Krafteinsatz, die Gewissensprüfung und das Verantwortlichkeitsgefühl aller Mitbürger ermöglicht und nicht wie jetzt das Volk zu Handlungen treibt, bei denen es nur wie eine Herde ohne eigene Wahl und Verantwortung wirkt?

Werden die Frauen wohl erkennen, wie bedeutungsvoll es ist, jede Gelegenheit — von der Kinderstube bis zum Parlament — zu benutzen, um zu Gefühlen der Solidarität, der sozialen Verantwortlichkeit, des Weltbürgerstums zu erziehen?

Werden sie eine rege soziale Kritik üben, die sich gegen alles kehrt, was im Zeichen der Zersplitterung anstatt im Zeichen der Zusammenarbeit wirkt? Werden sie dem leichtsinnigen geheimen Spiel entgegenwirken, wodurch Regierungen und Gesandte, Presse und Geldmänner die Kriege hervorrufen, die — nachdem sie einmal erklärt sind — alle Gehirne mit ihrer Hypnose umnebeln, aber die durch Ernst und Ehrlichkeit hätten verhindert werden können?

All dies kann erst die Erfahrung lehren.

Aber wie es auch mit dem politischen Klarblick der Frau stehen mag — von einem bin ich überzeugt: daß ihre und alle andere politische Tätigkeit ausschließlich aus dem Gesichtspunkt beurteilt werden muß, ob sie das Verwachsen des neuen Organismus, der Menschheit fördert, jenes Verwachsen, das für jedes besondere Volk den lebenserhaltendsten und lebenssteigerndsten Zustand involvieren wird.

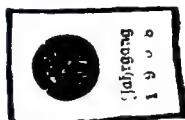
Politik muß in Zukunft bedeuten: ein zielbewußtes Mitarbeiten an dieser höheren Organisation der Menschheit, wo jeder Staat durch den Rechtsschutz behütet wird, den alle besitzen; wo die durch den Friedenszustand befreiten Kräfte jedes Staates den übrigen zugute kämen: den Staat der Staaten, wo niemand mit Gewalt das Recht zu verletzen braucht, dessen Schützer alle gemeinsam sind; wo keiner — um Maeterlinds treffenden Ausdruck zu gebrauchen — auf seine wahrhaft menschliche Macht verzichten muß, um die blindeste der Naturkräfte seine Vernunft ergänzen und seine Gerechtigkeit bestimmen zu lassen.

Gewiß werden auch in dieser Staatenbildung Streitigkeiten entstehen. Aber diese werden mit der Vernunft gegen die Vernunft ausgekämpft werden, nicht mit Kanonen gegen Kanonen: mit Willen gegen Willen; nicht mit Panzerschiffen gegen Panzerschiffe: mit Gefühl gegen Gefühl; nicht mit Mine gegen Mine — ganz so wie die Kämpfe in jedem besonderen Gemeinwesen jetzt ausgekämpft werden.

In den Vereinigten Staaten Europas — und schließlich der Welt —



Unit Committee
for the
Year





Walter Reiffel:
 Früher Tag in Grünheide.
 Zum Essay von
 Hans Rosenhagen.



werden die Lebensbedingungen sicherer, die Lebensintensität höher, die Vermehrung der Kulturwerte rascher, die Ausbeute reicher sein — so wie jeder aus Provinzen zusammengesetzte Staat und jeder aus Kleinstaaten zusammengeschlossene Staatenverband schon heute zeigt.

Der Russe Novicow, der eine vortreffliche Arbeit über den Frieden geschrieben hat,¹⁾ vergleicht das Sonnensystem mit seinen rhythmischen Bewegungen mit dem anarchischen Zustand der Menschheit. Er zeigt, daß der Wille der Menschheit zur höchstmöglichen Lebensintensität mit Notwendigkeit die Assoziation an Stelle der Anarchie setzen und zu jener Rechtsgesellschaft führen muß, von der der Friedensfreund in der vollkommenen Gewißheit träumt, daß dieser Traum die Vernunft — mit anderen Worten die Zukunft — für sich hat, daß die Menschheit schließlich ein Sonnensystem werden wird, wo jeder Himmelskörper eine in sich geschlossene Einheit ist, aber alle sich einträchtig nach einer großen allen gemeinsamen Ordnung bewegen.

Und so wird der Engelsgruß vom Frieden auf Erden sich mit derselben Notwendigkeit verwirklichen, mit der die Nebelflecke sich einst zu Sonnen verdichten; und die Völker werden in ihrem Zusammenleben miteinander ebenso sicher von einem guten Willen geleitet werden, als die Sterne sich jetzt gemäß der Harmonie der Sphären bewegen, wo ein jeder seine den anderen nicht störende Bahn verfolgt.

¹⁾ La justice et l'expansion de la vie, 1905.

Wilhelm Altmann: Zwei Briefe Jean Pauls und Ludwig Börnes an Gottfried Weber.

In dem brieflichen Nachlaß des berühmten Musiktheoretikers Gottfried Weber (1779—1839), des Verfassers des großen „Versuchs einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst“, der, obwohl er im Hauptamt Jurist war, auch als Komponist recht Tüchtiges geleistet hat, befinden sich außer einer Fülle von Briefen rein geschäftlicher Natur und gleichgültigen Inhalts eine Anzahl interessanter Briefe von bedeutenden Musikern und auch zwei Mitteilungen Jean Pauls und Ludwig Börnes. Diese letzteren sollen hier veröffentlicht werden, da sie für beide Persönlichkeiten recht charakteristische Äußerungen enthalten. Beide Briefe sind Antwortschreiben auf die Aufforderung Webers (der damals in Darmstadt lebte), an der von ihm 1824 begründeten „Cäcilia. Zeitschrift für die musikalische Welt“ mitzuarbeiten. Jean Paul entpuppt sich in seinem Schreiben wieder einmal als ein großer Bibliophile, Börne spricht über sein Verhältnis zur Musik und versetzt den „nervösen Theaterkritikern“ einen Hieb.

I.

Baireut, den 13. April 1824.

Für den Mai — in diesem Jahre vielleicht der einzige genießbare Monat — ist meine Reise nach D a r m s t a d t entschieden, das immer stärker magnetisch mich zieht durch Gegend, Musik, Theater und Menschen. Und die gütige Einladung in Ihr Haus ist freilich ein freundschaftlicher Pol mehr. Nur folgen darf ich diesem nicht. Ein Sechziger bedarf bei seinen vielen eigensinnigen Bedürfnissen so viele Freiheit, daß er damit Fremde stören muß. Sie werden aber genug für mich tun — beinahe so viel als wenn Sie ein Zimmer Ihres Hauses öffneten — wenn Sie im Vorbeigehen sich nach einem engen St. Marino-Stübchen für mich umsehen, wo ich als Republikaner lebe und herrsche und bezahle und keine

W. Altmann: Briefe Jean Pauls u. Börnes an Weber

Möbeln habe als ein altes Kanapee und ein gutes Bett und eine unscheinbare Aufwartung. Und kaum dies ist so notwendig vor meiner Ankunft, wenn man in D a r m s t a d t einige Wahl unter den Einsiedlerjellen haben kann. Ihre Güte möcht' ich mir für andere Dinge aufsparen, z. B. für den Zugang zu Büchersammlungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und dem Anfange des 18.

Die heilige „Cäcilia“ will ich, sobald und wo ich kann, anzubeten suchen und der Heiligen ein Botiv-Etwas ins Ohrläppchen zu hängen wagen, wenn das Etwas gemacht ist.

Ich freue mich auf Wiedersehen und Wiedergenießen. Ich grüße dankend Ihre so gütig miteinladende Gattin.

Ihr

ergebenster

Jean Paul Fr. Richter.

II.

Stuttgart, den 11. März 1825.

Ihre geehrte Zuschrift vom 10. Februar habe ich vorgestern empfangen. Ich bemerke dies ausdrücklich, damit die, wenn auch unverdiente, üble Meinung, die Sie von meinem Betragen haben müssen, nicht noch größer werde. Ich habe nämlich das frühere Schreiben, dessen Sie erwähnen, gar nicht erhalten. Ihre freundliche Einladung, wie sie mir jetzt schmeichelhaft ist, da Sie sie wiederholen, wäre mir auch das erste Mal ehrenvoll geschehen, und ich hätte gewiß nicht versäumt, Ihnen dafür zu danken. Reichte der gute Wille hin, dann würde ich gewiß einer der eifrigsten Ihrer Mitarbeiter, aber ich verstehe nichts von Musik, durchaus nichts. Zwar ist keine Wissenschaft oder Kunst so einsiedlerisch und unzugänglich, daß nicht manches, ja vieles, ja alles mit ihr in Verbindung gesetzt werden könnte, aber das gelingt nur dem, der innerhalb jener Kunst oder Wissenschaft steht. Mein Wirkungskreis liegt weit ab von der M u s i k, und wer sein Haus verläßt, ohne einer andern Wohnung sicher zu sein, der irrt umher und muß unter freiem Himmel schlafen. Sollte indessen ein glücklicher Zufall mich einmal in die Nähe Ihrer Kunst führen, dann würde ich gewiß nicht versäumen, ihr einen Besuch abzustatten und um ihre gastliche Aufnahme zu bitten. Kann ich nun kein Lehrer an Ihrer Anstalt sein, so werde ich dagegen einer ihrer fleißigsten Schüler werden und ich werde in Ihrer Zeitschrift um

Briefe Jean Pauls u. Börnes an Weber W. Altmann

so größere Belehrung finden, je mehr ich ihrer in musikalischen Dingen bedarf. Ich kenne sie bis jetzt nur dem guten Rufe nach, in dem sie steht, aber schon das reichhaltige Inhaltsverzeichnis, das Mannigfaltige, das Anziehende und der Ernst der behandelten Gegenstände haben mir die beste Meinung von ihr beigebracht. Auch habe ich mit Vergnügen bemerkt, daß sich Ihre Zeitschrift von der ansteckenden Krankheit der nervösen Theaterkritiken frei zu erhalten gewußt, und das ist das untrügliche Zeichen einer festen Gesundheit.

Ich werde mich in der nächsten Zeit in Frankfurt aufhalten, wo ich sicher Gelegenheit finden werde, mir die Fortsetzungen Ihres Journals zu verschaffen.

Mit ausgezeichneteter Hochachtung

Dr. Börne.

Felix Hollaender: Die reines Herzens sind. Roman.

F o r t s e t z u n g.

Inzwischen hatte die Angelika eine schwere Stunde durchlebt. Sie hatte Alexander zu bewegen versucht, selbst zum Direktor zu gehen und ihm den ganzen Fall wahrheitsgetreu darzutun. Der aber war wie von der Tarantel gestochen in die Höhe gefahren und hatte erklärt, daß er sich lieber den kleinen Finger abhacken würde, ehe er einen solchen Schritt unternähme. Es sei gekommen, wie es hatte kommen müssen — vielleicht sei alles eine Fügung Gottes, oder des Schicksals, wie man es zu nennen beliebte, das ihn davor hätte bewahren wollen, sich bis auf die Knochen zu blamieren. Und vielleicht sei es für ihn das Gefährteste, das Ränzeln zu schnüren und der Kunst Valet zu sagen. Immer habe er sich mit dem Gedanken getragen, einen anständigen Schluß zu finden und sich auf keine feigen Zugeständnisse einzulassen. Daß er freilich nicht die Probe auf das Exempel machen könne, sei für ihn ein bitterer Stachel, über den er weniger leicht hinwegkommen würde. Man müßte den Becher bis zur Reige leeren, damit man wüßte, wie einem der Trunk bekäme.

Während des Mittagmahles nahm er keinen Bissen zu sich, sondern starrte nur vor sich hin, so daß es die Angelika kalt und heiß überlief, da sie das Schlimmste befürchtete. Und wenn sie schmerzhaft zu ihm hinübersah, wich er ihr aus, als täte ihr Anblick ihm weh. Gleich nach Tisch verließ er die Wohnung — und sie war mit ihren Ängsten und Sorgen allein.

Was sollte nun werden? . . . Es war ja nicht auszudenken, daß alles Hoffen so kläglich enden sollte. Sie war im stillen davon überzeugt gewesen, daß der Hamlet ihn zum Siege führen würde. Und nicht sie allein, auch die Kollegen glaubten an einen guten Ausgang, ja selbst die ihn nicht leiden mochten, hielten eine Überraschung nicht für ausgeschlossen. Denn alle empfanden den herben Willen und den großen

Ernst, mit dem er seine Aufgabe zu meistern suchte. Nun sollte alles das abgeschnitten und er und sie um den Preis aller Mühen betrogen sein! . . . Sie konnte es nicht glauben. Das Schlimmste war ja, daß er in seinem Starrsinn und Trotz auf und davon gehen würde, ohne daß sie ihn zu halten vermochte. Das Herz stand ihr bei dem Gedanken still. Was sollte denn aus ihr werden . . . Ein kummervolles Schluchzen schüttelte ihren Körper.

Stundenlang wartete sie auf seine Heimkehr. Die Dunkelheit brach in ihr kleines Zimmer und hüllte sie ein. Wenn sie Schritte zu hören glaubte, zuckte sie zusammen — aber jedesmal trog sie ihr Hoffen.

Ein Zufall wollte es, daß sie beide an diesem Abend nicht zu spielen hatten. So war wenigstens die Entscheidung auf Stunden hinausgeschoben. Was war er für ein Mensch, wenn er sie so foltern konnte . . . Hatte er überhaupt Liebe für sie? Oder war er ihrer längst überdrüssig geworden? . . .

Zuweilen glaubte sie, daß nur ein heimtückischer Zufall sie zusammengeleitet hatte . . . Niemals hatte er ein starkes Gefühl für sie besessen — sie war es gewesen, die sich ihm an den Hals geworfen.

Und auf einmal zuckte es durch ihr Hirn, daß seine Seele der anderen gehörte, der Jugendgespielin, die er nie vergessen hatte. Sie schrak zusammen.

Der schrille Ton der Glocke ging durch das Haus.

Ihr Herzblut stockte. Sie rührte sich nicht. Sie hatte auf einmal das unabwiesbare Gefühl, daß in dieser Stunde ihr Leben sich entschied.

Draußen wurde von neuem geläutet. Die alte Frau mochte nicht zu Hause sein. Am Ende standen vor der Tür fremde Menschen und brachten Alexander heim — und in der nächsten Minute würden sie den Leblosen aufgebahrt haben — und sie stünde starr und stumm an seinem Totenlager, unfähig, auch nur einen Laut, auch nur einen Seufzer von sich zu geben. Sie blickte auf sein bleiches Leidensgesicht — auf die für immer geschlossenen Augen und wußte, daß das Leben auch aus ihrem Körper sich leise davon machte, daß auch ihr die Sterbeglocken läuteten.

Ein Grauen packte sie und eine unsagbare Angst vor dem Tode.

Schwerfällig und mühselig erhob sie sich, und langsam schleppte sie sich zur Flurtür, die sie zitternd öffnete.

Draußen stand der Theaterdiener — die blaue Mütze auf dem Kopf — und machte eine stramme Verbeugung.

„Ah, Sie sind's," sagte sie und atmete dabei tief auf.

„Guten Abend, Fräulein. Ich komme vom Direktor. Er läßt Sie bitten, sich unbedingt noch heute ins Bureau zu bemühen. Er hätte etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen."

„Wie spät ist es denn?" fragte sie mechanisch, ohne selbst den Sinn ihrer Worte zu begreifen.

„Um $1\frac{1}{2}$ herum, Fräulein. Was für einen Bescheid darf ich geben?"

„Ach so, ich soll ins Theater kommen," antwortete sie, und ihr war, als ob sie aus einem dumpfen Schlafe erwacht sei. „Schön, ich werde kommen. Bestellen Sie, daß ich kommen werde."

„Fehlt Ihnen etwas, Fräulein?" fragte der Theaterdiener bescheiden.

„Nein, nein, ich bin ganz wohl. Grüßen Sie von mir. Vergessen Sie es nicht."

Sie schlug krachend die Tür zu und begann vor sich hin zu trällern. Dann zog sie sich in wenigen Minuten an und eilte die Treppen hinunter. Vor dem Hause blieb sie eine ganze Weile stehen, starrte in das Dunkel und wartete auf Alexander.

„Gut — gut — wie du willst," flüsterte sie vor sich hin, und ein bössartiger Ausdruck zeichnete sich in ihre Miene. „Wirf du mich nur beiseite — tritt mich nur mit Füßen — aber dann wundere dich auch nicht, wundere dich nicht, wenn — — —"

Sie brach mitten in ihrem Gedankengange ab und kniff die Lippen fest aufeinander. Was schwappte sie da für dummes Zeug . . .

Nun eilte sie in Sturmschritten zum Theater. Sie wollte dem Direktor schon beweisen, daß mit ihr nicht zu spaßen sei — mit ihr gewiß nicht. Dem würde sie ein Licht aufstecken. Sie war gerade in der echten Stimmung — mochte nun daraus werden, was da . . .

Jetzt hatte sie den Bühneneingang erreicht. Der Portier zog die Mütze. „Der Herr Direktor erwartet Sie längst," sagte er devot.

Sie nahm mit ein paar Säßen die Treppe zum Bureau und klopfte energisch an die Tür.

„Herein!" tönte es von innen.

Sie öffnete — und ihr erster Blick fiel auf den Regisseur, der in unterwürfiger Haltung vor dem Direktor stand und jetzt, ohne sie zu grüßen, das Zimmer verließ.

Das kann ja gut werden — dachte sie.

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ Der Direktor machte eine einladende Handbewegung.

„Danke, ich kann stehen,“ entgegnete sie kurz und setzte ein feindseliges Gesicht auf. Jetzt mußte der Kampf beginnen. Der Direktor schwieg jedoch. Sie wartete ein paar Minuten.

„Was wollen Sie denn von mir?“ brach sie unvermittelt los — nicht fähig, ihre Unruhe länger zu verbergen.

„Ich denke, Sie wollten mich sprechen!“

Sie sah ihn perplex an.

„Haben Sie die Absicht, mit mir zu scherzen?“

„Beileibe nicht, mein Fräulein. Ich vermutete nur, Sie hätten den Wunsch, sich über den heutigen Vorfall auf der Probe mit mir auseinanderzusetzen.“

Sein Ton klang ruhig und ernst.

Sie hielt sich an der Stuhllehne fest, um ihrer Erregung Herr zu werden. Ihre Miene hatte einen Leidenszug, der sie wunderbar veredelte.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie zögernd, „ob ich das Recht habe, in dieser Sache das Wort zu führen — derjenige —“

„Lassen wir die Kompetenz beiseite. Ich ziehe es vor, mit Ihnen zu verhandeln. Wenn noch etwas zu retten ist, so kann es nur auf diesem Wege geschehen.“

„Gut,“ erwiderte sie, „nur bin ich mir darüber unklar, was unsererseits zu tun ist. Alexander Oblomoff ist in schamloser Weise herausgefordert worden — er war in der Notwehr und — —“

„— — hat sich in der brutalsten Weise gegen seinen Vorgesetzten vergangen,“ ergänzte der Direktor.

„Wir sind doch nicht beim Militär,“ schrie sie auf, und ihre Stimme bekam einen leidenschaftlichen Klang.

„Gewiß nicht. Aber wenn beim Theater die Disziplin aufhört, so können wir schließen,“ antwortete er trocken. „Im übrigen wollen wir uns darüber nicht unterhalten, mein Fräulein. Das ist nicht der Zweck der Übung. Ich bin unter diesen Umständen zu dem Entschluß gelangt, von der Hamletvorstellung abzugehen und Herrn Oblomoff auf der Stelle zu entlassen. Ihr Vertrag bleibt dessenungeachtet selbstverständlich bestehen.“

Er hielt inne und sah sie prüfend an.

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“

Ihre Lippen waren weiß geworden, und aus ihren Augen flackerte ein unstätes Feuer.

„Sie sehen doch, daß ich in einer Zwangslage bin. Ich kann um dieses Hiskopfes willen mein Theater nicht in Frage stellen.“

„Ich bitte, helfen Sie mir,“ sagte sie. Das Wort kam ihr schwer von der Zunge.

„Sind Sie imstande, den Herrn zu veranlassen, daß er auf der Bühne den Regisseur vor den Kollegen um Verzeihung bittet, so will ich die Sache einrenken. Das ist das Äußerste, was ich in diesem Falle zu tun vermag. Es geschieht lediglich Ihretwegen. Ich möchte Ihnen einen Beweis meiner Achtung geben.“

„Niemals wird er das tun — niemals,“ wiederholte sie tonlos, und ihre Züge waren in grenzenlosen Jammer getaucht.

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen. Die Freiheit meiner Bewegung ist begrenzter, als Sie zu glauben scheinen.“ Diese Formel gefiel ihm ausnehmend. Er blickte sie durchdringend an, als wollte er den Eindruck seiner Worte feststellen.

„So bleibe ich natürlich auch keine Stunde länger an Ihrem Theater,“ entgegnete sie.

„Sie sind sich über Ihre Verpflichtungen offenbar völlig im unklaren. Solange Ihr Kontrakt dauert, dürfen Sie an keiner anderen Bühne spielen, abgesehen davon, daß Sie auch mitten in der Saison nirgends ein Engagement finden würden. — Wo wollen Sie denn hin — auf die Straße — verhungern? Kommen Sie doch zu Verstande und machen Sie keine Dummheiten! Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine.“

Jedes seiner Worte traf sie wie ein Hieb. Sie wußte, daß er in allem recht hatte, daß sie seinem Willen wehrlos ausgeliefert waren. Und nicht mehr fähig, sich aufrecht zu halten, brach sie auf dem Stuhl zusammen, das Gesicht in den Händen bergend.

Der Direktor war hinter sie getreten und hatte einen Moment seine Rechte auf ihr schimmerndes Haar gelegt.

Sie ließ es geschehen.

Er zog aber sofort die Hand zurück, als fürchtete er, eine Unflugheit zu begehen.

„Darf ich Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte er völlig unvermittelt und sah sie demütig an.

Da sie kein Wort erwiderte, fuhr er fort: „Ich bin todmüde und

abgespannt. Ich muß etwas zu mir nehmen. Seien Sie mein Gast — vielleicht finden wir während des Essens einen Ausweg."

Sie machte eine ängstliche, abwehrende Bewegung.

"Ich will mich um Gottes willen nicht aufdrängen," setzte er rasch hinzu.

Was ging in ihr vor? Eine Reihe widerspruchsvoller Gedanken jagte durch ihren armen Schädel. Was sollte sie tun? Wenn sie jetzt nein sagte, war Alexanders Schicksal besiegelt . . . Der Direktor stand mit gesenktem Kopf, wie ein unterwürfiger Schuljunge, vor ihr. Wer wußte, wann Alexander heimkam. An freien Abenden blieb er in der Regel so lange fort, daß sie ihn gewöhnlich erst am andern Morgen wiedersah. — Er mied ihren Anblick. Das war ehemals anders gewesen. Da war er des Nachts zu ihr geschlichen, sobald die alte Frau eingeschlafen war — und in diesen Stunden der Dunkelheit und Stille hatte eines dem anderen sein Herz ausgeschüttet — und eng aneinandergeschmiegt waren sie sich ihres tiefen Zusammenhangs bewußt geworden. Ein Gefühl der Bitterkeit stieg ihr bis zur Kehle. Sie war dieselbe geblieben — sie hatte sich nicht geändert.

"Nun?" fragte der Direktor.

Sie sah ihn fassungslos und verwirrt an, als wäre sie jäh aus tiefem Schlaf erwacht.

"Ich habe keine Schlüssel bei mir," meinte sie kleinlaut.

"Tut nichts. Wir fahren erst zu Ihnen und holen die Schlüssel — sagen Sie ja — und wir können gehen." Er hatte ihre Hand ergriffen, die er in leisem Drucke festhielt.

Angelika, Angelika, geh ihm nicht in die Schlinge, flüsterte eine Stimme.

Sie wurde rot wie Blut und entzog sich ihm. Und das Angstgefühl, das wie ein böser Alb auf ihr gelastet hatte, wich.

Sie kniff das linke Auge halb zusammen und fixierte ihn von oben bis unten.

"Hat es auch einen Zweck, wenn ich Ihnen folge?" fragte sie in scharfem Ton.

"Ich glaube wohl!"

"Gut. Ich komme."

Schweigend stiegen sie die Treppe hinab. Unten erwartete sie bereits ein Wagen.

"Zuerst zu mir," befahl sie.

Der Direktor gab dem Kutscher die entsprechende Weisung.

Wenn Alexander zu Hause ist, lasse ich ihn unten warten, bis er zur Salzsäule erstarrt, dachte sie im stillen. Und leise betete sie: Lieber Gott, gib, daß er zu Hause ist.

Leichtfüßig, klopfenden Herzens, flog sie die Treppen hinauf. Die alte Frau schlief, und Alexanders Zimmer war leer.

Sie biß die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuheulen. Dann nahm sie aus der Kommode einen blauseidenen Schal, den sie um die Schultern warf, steckte den Haus Schlüssel in die Tasche und eilte die Stiegen hinunter.

Während der Fahrt sprach sie keine Silbe — und auch der Direktor war stumm wie ein Fisch.

Sie traten in ein hell erleuchtetes Lokal, in dem der Direktor mit respektvollem Gruß von den Kellnern empfangen wurde. Er lüftete nur leicht den Hut und tat sehr von oben herab.

In einer der kleinen Nischen, aus denen der schmale, korridor-mäßige Raum bestand, nahmen sie Platz.

Der Direktor war ihr beim Ablegen des Tüchchens behilflich.

Sie setzte eine hochmütige Miene auf und tat wie eine Prinzessin. Als sie auf dem kleinen, schmalen Sofa Platz nahm, wollte der Direktor sich neben sie setzen.

„Bitte, hier ist ja noch ein Stuhl,“ sagte sie in dezidiertem Ton.

„Wie Sie befehlen,“ antwortete er und folgte gehorsam ihrer Aufforderung.

Er klingelte, und der Kellner erschien.

„Stellen Sie mir ein kleines Souper zusammen, und bringen Sie vorher ein paar Austern und Kaviar — etwas rasch, wenn ich bitten darf.“

„Und was belieben der Herr Direktor zu trinken?“

„Mumm extra dry!“

„Sofort, Herr Direktor!“

„Sie sind wohl sehr bekannt hier?“ fragte die Angelika mit einem spöttischen Lächeln.

„Es ist mein Stammlokal. Es gibt nämlich nur ganz wenige Restaurants,“ fügte er ernsthaft hinzu, „in denen man etwas Anständiges zu essen kriegt.“

„Na,“ sagte sie, „hier mögen wohl schon viele Damen mit Ihnen gewesen sein!“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Man hört so allerlei am Theater!“

„Glauben Sie doch nicht diesen Tratsch — nirgends wird mehr geklatscht als beim Theater — das ist doch eine bekannte Tatsache!“

„Demnach sind Sie ein Heiliger — um so besser!“

„Ein Heiliger — nein. Dazu spüre ich kein Talent in mir. Aber jedenfalls ist mein Ruf schlechter als ich.“

„Wie treuherzig Sie das sagen.“ Sie lachte in sich hinein und maß ihn mit einem höhnischen Blick.

„Bin ich Ihnen unsympathisch?“

„Sehr!“

„Sehen Sie, das habe ich gewußt,“ entgegnete er, ohne im mindesten beleidigt zu sein. „Darum reizen Sie mich gerade so. Ich möchte Ihnen eine andere Meinung über mich beibringen — ich möchte Sie zwingen — — —“

„Ersparen Sie sich die Mühe. Das gelingt Ihnen niemals!“

„Glauben Sie wirklich?“

„Ich weiß es.“

„Und wenn Sie doch irrten?“

„Das ist einfach ausgeschlossen.“

„Ich fühle aber, daß Sie mein Typ sind.“

„Und ich verbitte mir diese Zweideutigkeiten. Sonst stehe ich auf. Sie scheinen sich doch in meiner Person zu irren.“

In diesem Augenblick brachte der Kellner die Austern, den Kaviar und in einem Eiskühler den Sekt.

Der Direktor reichte ihr die Schüssel.

Sie lehnte dankend ab.

„Sie mögen Austern nicht?“

„Ich weiß es nicht.“

Er sah sie erstaunt an.

„Man ist wohl sehr ungebildet, wenn man in seinem Leben noch keine Austern geschlürft hat?“

„Es gehört gewissermaßen zur Kultur,“ antwortete er, „und außerdem ist es ein großer Genuß. Versuchen Sie es doch einmal.“

„Ich danke wirklich.“

„Und wenn ich Sie darum bitte.“

„So sage ich nein. Mein Gefühl ist dagegen — und man soll nichts gegen sein Gefühl tun.“

„Das haben Sie sehr nett gesagt. Und weshwegen ist Ihr Gefühl gegen den Genuß von Austern? Fürchten Sie sich zu vergiften?“

„Das ist es. Ich fürchte mich zu vergiften.“ Diese Worte sprach sie in einem merkwürdigen Ton.

Er nahm von ungefähr aus der Westentasche sein Monokel und betrachtete sie. Dann goß er langsam den kalten Sekt in ihr Glas, strich vorsichtig Butter auf das geröstete Weißbrot und bedeckte es bis zum letzten Pünktchen mit dem grauförnigen Kaviar.

„Hier,“ sagte er und legte das zurechtgemachte Brot auf ihren Teller. „Und nun lassen Sie uns anstoßen.“

Sie zauderte noch einen Moment. Er ließ sie indessen nicht aus den Augen.

Und gegen ihren Willen hob sie das Glas.

„Zum Wohle.“

Die Gläser klangen leise zusammen, während ein Frösteln durch ihren Körper ging. Am liebsten wäre sie aufgesprungen und Hals über Kopf aus dem Lokal gelaufen.

„Aber Kaviar haben Sie öfter als einmal gegessen?“

„Ja,“ antwortete sie, „bei Aschinger — fünfzehn Pfennige das Brötchen.“

Er lachte amüsiert auf.

„Sie sind kostbar, kleines Fräulein!“

„Natürlich waren das nur Ausnahmefälle.“

„Wieso?“ forschte er.

„Weil man in der Regel nur Zehnpfennigbrötchen ißt. Ja, glauben Sie,“ fuhr sie fort — und auf einmal durchdrang sie eine Art von wütendem Klassengefühl — „daß man bei der Gage große Sprünge machen kann?“

Er zuckte die Achseln.

„Jeder ist seines Glückes Schmied. Wie lange kennen Sie eigentlich Ihren Freund?“

„Bitte, examinieren Sie mich nicht. Sagen Sie mir statt dessen endlich, wie Sie uns helfen wollen. Er muß den Hamlet spielen, koste es, was es wolle.“

„Abgemacht. Ich nehme Sie beim Wort.“ Und mit den Augen zwinkernd, setzte er bedeutsam hinzu: „Sie zahlen den Kaufpreis.“

„Wie meinen Sie das?“

„Davon wollen wir später reden.“

„Jetzt, wenn ich bitten darf.“

„In diesem Falle dürfen Sie nicht bitten — und nicht befehlen, denn zuerst wird gegessen.“

Der Kellner trug warme Hummern mit getrüffelter Butter auf, nachdem auf Kaviar und Austern Schildkrötensuppe — in Tassen serviert — gefolgt war.

„Tun Sie mir den Gefallen und essen Sie — es schmeckt mir sonst auch nicht. Und haben Sie ein bißchen Vertrauen zu mir. Sie werden es nicht bereuen.“

Sie folgte gehorsam. Aber ein versorgter und vergrübelter Ausdruck blieb auf ihrem Gesicht.

Er goß von neuem die Kelche voll.

„Dieses Glas trinken wir mit einem Zuge auf das Wohl des Herrn Oblomoff — auf — den Hamlet! Er soll leben!“

„Ihr Wort in Gottes Mund!“ Bis auf den letzten Tropfen leerte sie das Glas. Und auf einmal kam eine gesegnete, fröhliche Stimmung über sie. Der Abend mußte ja gut enden. Und was sie tat, tat sie um Alexanders willen. Ihr Mißtrauen gegen den Direktor erschien ihr übertrieben. Vielleicht hatte sie den Menschen falsch tariert, und er war im Grunde anständiger, als sie glaubte — ein Suitier, aber nicht bössartig.

Mit einem inneren Behagen schlürfte sie den kalten Sekt, der ihr prickelnd in die Nase stieg und — wie sie deutlich spürte — ihr Blut auf eine seltsame Weise rieseln machte. Und der Duft der guten Speisen, die gar kein Ende nehmen wollten, schuf eine ihr fremde Atmosphäre. Eine wohlige Müdigkeit kam über sie. Und wieder nippte sie an dem Glase, das immer bis an den Rand gefüllt war, als stünde ein unerschöpflicher Zauberkelch vor ihr. Und plötzlich faß der Direktor an ihrer Seite, hatte die breite Hand auf ihren Schoß gelegt und sein Gesicht bedenklich dem ihrigen genähert. Sie wollte sich zur Wehr setzen, wollte laut um Hilfe rufen — jedoch ehe sie sich's versah, verschloß er ihr den Mund mit Küssen und zog sie so fest an sich, daß ihr Widerstand zerbrach. Sie starrte ihn fassungslos, verstört und todsmüde an — aber sie rührte sich nicht. Wie versteinert war sie, und gleichzeitig spürte sie noch zu ihrem Grauen, wie sie nicht ganz willenlos einer physischen Gewalt erlag. Dann half ihr der Direktor beim Anziehen ihres Täschens, und nicht viel später saß sie neben ihm im Wagen,

während er ihre beiden Hände fest umklammert hielt, so daß sie sich nicht zu rühren vermochte. Die körperliche Wärme, die von ihm ausging, flößte ihr Entsetzen ein — aber eine lähmende Furcht schnürte ihr die Kehle zu.

Und auf einmal — sie wußte selbst nicht, wie — war sie oben im Schlafzimmer des Direktors, saß zusammengebrochen auf einem weißen Polsterstuhl und ein heiseres Weinen entrang sich ihr. Noch immer halb betäubt — das Haar zerzaust — verlangte sie, daß er sie freigäbe. Aber der Direktor hatte auf all ihr Bitten nur ein infames, stummes Lächeln. Ungeniert hatte er den Rock abgeworfen und eine Hausjoppe sich angezogen. Und mit einer zynischen Miene forderte er sie auf, es sich ebenfalls bequem zu machen. „Wenn man gut gegessen und getrunken hat, werden einem die Kleider lästig,“ sagte er mit einem breiten Grinsen.

„Wenn Sie mich jetzt nicht hinauslassen, schreie ich, daß das ganze Haus wach wird,“ stieß sie verzweifelt hervor.

Er blickte sie spöttisch an. „Das wird Ihnen verdammt wenig nützen. Das Zimmer ist so gelegen, daß uns niemand hört.“ . . .

Was nun folgte, war ein wirrer, böser Traum, von dem eine entsetzliche Erinnerung in ihr zurückblieb. Es wurde plötzlich ganz dunkel im Zimmer, und sie rang mit diesem Menschen auf Leben und Tod, bis ihr der Atem ausging und die Besinnung schwand. Viele Stunden später erwachte sie. Sie lag in einem weißen Himmelbett. Auf dem Nachttisch brannte eine elektrische Lampe, und auf dem Bettrand saß halb entkleidet der Direktor. Ihre Glieder waren wie abgeschlagen, und der Kopf schmerzte sie, daß sie laut hätte weinen mögen, wenn dazu nur die Kraft in ihr gewesen wäre.

Der Direktor sprach fortwährend in sie hinein, ohne daß sie sich rührte. Einmal zuckte der Gedanke durch ihr Hirn, ob sie denn noch lebendig sei. Denn irgend etwas war in ihr ertötet und abgestorben — so viel stand fest. Sie ließ es willenlos geschehen, wenn er ihre Hand nahm oder ihre Stirn betastete.

„So rühren Sie sich doch endlich,“ sagte er grob. „Sie tun ja gerade so, als ob Sie noch die Unschuld vom Lande wären. Mich brauchen Sie doch nicht mehr von Ihrem Talent zu überzeugen.“

In ihr blasses Gesicht trat ein jammervoller Leidenszug, der ihn erschreckte — und als sie nun gar die Augen unheimlich aufriß und ihre Miene einen irren und verstörten Ausdruck erhielt, wurde er ängstlich.

„Herr des Himmels, ist Ihnen schlecht? So reden Sie doch ein einziges Wort.“

Sie richtete sich halb in den Kissen auf, und mit vorgestrecktem Halse starrte sie in die Luft. Gleich darauf sank sie wieder zurück und schloß die Augen.

„Hören Sie mich mal an!“

Er packte sie hart an ihrem rechten Handgelenk.

„Umsonst ist der Tod, und alles in der Welt hat seinen Kaufpreis. Kennen Sie die Geschichte von der ausgehungerten Festung, die kurz vor der Kapitulation stand? Nun, Sie kennen sie wahrscheinlich nicht. Ich will Ihnen mit drei Worten die Pointe sagen. Als es in der Festung Matthäi am letzten war, ging die schönste Jungfrau zu dem feindlichen Feldherrn, der ein bekannter Weiberfreund war, und sagte kurz und entschlossen: Nimm mich für eine Nacht, aber gib die Stadt frei. Was soll ich Ihnen weiter sagen. Die beiden wurden handels-einig — die Festung war gerettet. Der guten Jungfrau aber setzten die Bewohner der Stadt für ihre Treue ein Denkmal, und an dem Hause, in dem sie geboren war, wurde eine Gedenktafel angebracht . . . So belohnte sich ihre Tugend. In unsere Sprache übertragen: Ihr Alexander Oblomoff wird den Hamlet spielen — und keine Seele erfährt etwas von dieser Begebenheit, wenn Sie darauf Wert legen. Ich lasse nicht einmal eine Gedenktafel anbringen . . . Und nun hübsch vernünftig sein. Sie bleiben jetzt allein, damit Sie Ihre Toilette in Ordnung bringen können.“

Er trat in das Nebenzimmer. Eine Weile horchte sie angestrengt, ehe sie ihre letzte Kraft zusammenraffte und sich schwerfällig erhob . . . Er wollte sie nach Hause begleiten — aber sie maß ihn mit einem so verächtlichen Blick, daß er eingeschüchtert zurückwich.

„Wie Sie wollen . . . wie Sie befehlen, kleines Fräulein . . . Bin immer zu Diensten — stets Ihr ergebenster Diener! . . .“

Sie wankte die Treppe hinunter — betäubt und ohne Zusammenhang mit sich selbst. Leer und ausgebrannt taumelte sie durch die verlassen Straßen. Als sie vor ihrem Hause angelangt war, graute der Morgen. Wie ein Dieb — auf das Geländer gestützt — kroch sie die Stiegen hinauf . . .

Fortsetzung in der November - Nummer.

Ricarda Such: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

II.

Federico Confalonieri.

Schluß.

Während der Reise nach dem Spielberg, die langsam im Wagen gemacht wurde, verschlimmerte sich der Zustand des Grafen so sehr, daß er in Villach zurückbleiben mußte, von wo er, anstatt den andern zu folgen, nach Wien gebracht wurde, um noch einmal zu Geständnissen veranlaßt zu werden. Dort umgab man den Gefangenen mit allen Bequemlichkeiten seines Standes und stellte ihm einen eleganten Salon zur Verfügung, in dem er abends am Feetisch den Fürsten Metternich empfing. Zu diesem auffallenden Verfahren, das man immer als eine unwürdige Maßregel des Kaisers betrachtet hat, um Confalonieri zu bestechen, scheint dieser selbst den Anlaß gegeben zu haben, indem er während des Verhörs andeutete, daß er etwa geneigt sein würde, dem Kaiser selbst weitläufigere Eröffnungen als bisher zu machen. Vermuthlich folgte Confalonieri dabei seinem Hange, sich noch Möglichkeiten offen zu lassen, zunächst noch Herr der Lage zu bleiben; auch mag er gedacht haben, daß er seiner Frau zuliebe alles versuchen, sich so weit beugen müsse, wie er ohne Schaden seiner Ehre könne. Obwohl nun die Unterhaltung, die er mit Metternich führte, sowohl von ihm selbst wie von dem Fürsten wiedergegeben ist, wird doch kaum jemals festzustellen sein, ob es der österreichischen Regierung wirklich, wie man gemeint hat, hauptsächlich darauf ankam, Zeugnisse gegen Karl Albert von Carignan zu erhalten, der zugunsten des mit einer Österreicherin vermählten Herzogs von Modena von der Thronfolge in Piemont ausgeschlossen werden sollte. Nach Metternichs Darstellung habe er Confalonieri

sosfort erklärt, er komme nicht als Richter oder Polizist zu ihm, sondern einzig als Politiker, und hoffe von ihm etwas über die Verzweigung der liberalen Partei in Europa zu erfahren. Der Graf erging sich zur Antwort in allgemeinen Erörterungen, wie während des Prozesses, die keine wesentliche Bedeutung für Metternich hatten, erklärte sich indessen bereit, eine Reihe an ihn gerichteter Fragen auf dem Spielberg zu beantworten. Dies konnte ebensowohl die höfliche Einkleidung seines Abschlages sein oder aber das Festhalten an seinem System, den Feind hinzuhalten und eigentlich irrezuführen. Das war jedenfalls die Auffassung Metternichs, der seinen Bericht an den Kaiser mit den Worten schloß, nach dem Eindruck, den Confalonieri auf ihn gemacht habe, glaube er schwerlich, daß er vor der Veröffentlichung einer Amnestie irgend etwas offenbaren werde.

Die Erbitterung des Kaisers gegen Confalonieri, von dessen Vergnadigung er nie etwas hören wollte, die ihn unerbittlich noch gegen die sterbende Teresa machte, die zu einer Art Überlieferung in seinem Hause wurde, so daß sie nach Franzens Tode noch fortwirkte, beweist klarer als alles, daß der Graf in dieser Versuchung sich selbst tren blieb.

Nachdem diese Unterredung mit Metternich erfolglos verlaufen war, wurde Confalonieri nach dem Spielberg geführt.

Wie qualvoll die Verurteilten oder deren Angehörige sich das Leben der Gefangenen im Spielberg vorstellen mochten, war es in Wirklichkeit doch weit unerträglicher. Die Zelle, die meistens zwei miteinander teilten, war eng, dunkel, oft feucht, und enthielt als einziges Möbel eine Pritsche, auf der zu schlafen man sich nur langsam gewöhnen konnte; Kranken wurde ein Strohsack gestattet. Das Essen, das in Brot und einer wässerigen Suppe mit ein paar Brocken harten Fleisches bestand, war den meisten ungenießbar, die Krankenkost, die man anstatt dessen nehmen konnte, reichte nur zur notdürftigsten Ernährung nicht aus; auch litten alle Gefangenen Hunger, und einige starben an Entkräftung. Der tägliche Spaziergang fand auf einer Terrasse statt, deren Besuch während der langen Wintermonate die Kälte, gegen die kein Schutz durch wärmere Kleidung gewährt wurde, oft unmöglich machte. In der ersten Zeit wurden den Gefangenen Bücher gelassen, später nur Gebetbücher. Die einzige Erleichterung dieses Daseins, es mit einem Schicksalsgefährten zu teilen, konnte, da der Wille des Kaisers über die Zusammenpaarung entschied, ebensowohl zur bittersten Verschärfung des Leidens werden. Confalonieri war entweder allein oder mit Alexandre Andryane vereinigt, dem jungen

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Franzosen, der, schon bevor er ihn persönlich kannte, ihn schwärmerisch verehrte und fast wie ein Mädchen an einem geliebten Manne an ihm hing. Die unbedingte Hingebung des klugen, lebhaften, nicht unedel veranlagten jungen Mannes mußte Confalonieri wohlthun, noch mehr das Bewußtsein, daß seine Gegenwart dem Armen die Gefangenschaft erträglicher, in gewisser Hinsicht lieb machte; doch scheint es, daß die beständige Nähe eines Menschen, der durch Nationalität und Temperament sehr von ihm verschieden war, ihn zuweilen ebensosehr belastet wie getröstet habe.

Immerhin konnte, namentlich in den ersten Jahren, manche Stunde durch Gespräch verkürzt werden. Für Confalonieri war die Lage schwieriger als für viele andere, die wenigstens, solange sie Bücher und Schreibzeug hatten, sich eine angenehme, ja bis zu einem gewissen Grade beglückende Beschäftigung verschaffen konnten. Silvio Pellico, Vossleri, Maroncelli, Andryane dichteten, suchten sich irgend eine Form für ihre Betrachtungen und Einfälle und lernten das Entstandene auswendig, wenn sie es nicht niederschreiben konnten, dadurch zeitweise über die Wirklichkeit hinweggetäuscht und erhoben. Confalonieri hatte keine Phantasie: der Zauber, der nackte Kerkerwände mit Blumen überschütten und die wüßteste Einsamkeit mit schönen Erscheinungen bevölkern kann, tröstete ihn nicht. Seine Produktivität lag nur auf dem Gebiete tätiger Wirksamkeit, und wenn der kranke Mann stundenlang in unbequemer Lage an der Mauer kniete, um sich durch Klopfen mit dem unglücklichen Nachbar, dem Hauptmann Moretti, zu unterhalten, der ohne Gefährten oder mit einem verhassten vereinigt war, so gab er sich selbst damit die einzige Befriedigung, die er seiner Natur nach unter diesen Umständen haben konnte. Während der Untersuchungshaft in Mailand hatte er viel gelesen: Sismondi, die Staël, Scott, Buffon und Rousseau. Am liebsten las er deutsche Bücher, und zwar wünschte er sie, wie er seiner Frau schrieb, die ihn damals mit Büchern versorgte, nicht in Nachahmungen alla francese, die die Schönheit des Originals entstellten, sondern in guten, treuen Übersetzungen. Was ihn interessierte, waren die exakten Wissenschaften, Geschichte, Reisebeschreibungen, Nationalökonomie; das zwecklos Schöne zu genießen, scheint ihm nicht gegeben gewesen zu sein. Es beglückte ihn nicht wie andere, aus dem kleinen Fenster des Kerkers zu sehen, von wo aus der Blick die mährische Ebene mit dem Schlachtfeld von Austerlitz umfaßte, noch der leise geflüöteten Melodie eines Freundes zuzuhören; nichts was seine Sinne aufnahmen,

fesselte seine Seele so, daß sie sich selbst mit ihren Schmerzen darin vergessen hätte.

Trost gewährte Confalonieri nach seiner eigenen Aussage die Religion. Daß die lange Zeit schwerer Kerkerhaft Unterworfenen fromm werden, wie man es auszudrücken pflegt, ist natürlich, auch abgesehen davon, daß der Schwache in einem Zustande bitterster Verlassenheit nach einer Stütze sucht, die er sich selbst nicht geben kann; denn indem dem Menschen das Irdische entschwindet, wird er auf das Geistige hingelenkt, das in seiner reinsten Form als Philosophie und Religion zu fassen ist. Zum Betriebe irgend einer Wissenschaft fehlte es den vom Leben Abgeschlossenen an allen Hilfsmitteln. Der Italiener, im allgemeinen nicht philosophisch veranlagt, ist, wenn man von den Ausnahmen abieht, entweder gläubiger Katholik oder Atheist. Letzteres war Confalonieri nicht: er teilte die in seiner Jugend allgemeine Verehrung für Pius VII., und die päpstliche Verdamnung der Carbonari trug mit dazu bei, ihm die Gesellschaft unsympathisch zu machen. Er war so angelegt, daß er wohl an dem Wert und der Berechtigung einer Staatsform zweifeln konnte, nicht aber an dem überkommenen Glauben; hierin fügte er sich Autoritäten. Daß ihm der Begriff Gott etwas Erhabeneres und Geistigeres bedeutete als irgend einem frommen Bauern, ist selbstverständlich; jedenfalls fand er keinen Grund, das alte Gebäude der Kirche mit Zweifeln anzutasten. Eine Angelegenheit des Herzens war ihm der Glaube früher nicht gewesen; eben diese Entwicklung fand auf dem Spielberge statt. Zwei Bücher, die Gedanken Pascals über Religion und die Bekenntnisse des Augustinus, gewährten ihm dabei eine außerordentliche Anregung. Das Wesentliche war, daß es ihm mehr und mehr gelang, sich von seinem eigenen Willen abzulösen und einen umfassenderen Standpunkt als den seines Ich zu gewinnen, was er nach der Sprache, die ihm damals geläufig war, Ergebung in Gott nannte. Es kommt dazu, daß er sich im Glauben mit Teresa vereinigt fühlte, und wie Liebende stets danach streben, dieselben Ansichten und womöglich dieselbe Beschäftigung zu haben, mag es ihm eine schmerzliche Genugtuung gewesen sein, der teuren Entriffenen, gewaltsam Ferngehaltenen in einem Gefühle zu begegnen.

Eine Frucht des Unglücks und der Einsamkeit war die Religiosität Confalonieris, keineswegs der Schwäche. Während manchem seiner Mitgefangenen der Umgang mit den Geistlichen und die Teilnahme an den Gnadengaben der Kirche tröstlich war, hielt er sich davon zurück. Mehrere

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Jahre lang versah das Amt des Priesters auf dem Spielberge ein Abt Paulovich, ein Dalmatiner niederer Herkunft, beschränkt, eingebildet und gefühllos, ein Werkzeug des Kaisers, von dem er Beförderung erhoffte. Die meisten Gefangenen ließen sich seine Seelsorge gefallen, teils weil sie die Priesterwürde in ihm ehrten, teils weil sie nach den Zeremonien ihres Glaubens ein aufrichtiges Verlangen hatten, vielleicht auch war der Wunsch, sich gegen einen Menschen auszusprechen, der von draußen kam und die Pflicht hatte, auf die Gedanken seiner Schußbefohlenen einzugehen, sie zu trösten und zu ermutigen, als starker Antrieb mit im Spiele. Confalonieri durchschaute, daß Paulovich die Beichte dazu benutzen wollte, um von den Gefangenen und namentlich von ihm Geständnisse zu erpressen, und weigerte sich darum, das Abendmahl aus seiner Hand zu empfangen. Ohnehin mag es dem stolzen Manne schwerer als anderen geworden sein, sich vor einem weder geistig überlegenen noch heiligen Menschen, einer Kreatur des Kaisers, wie vor einem Stellvertreter Gottes zu beugen. Den Priester, der sich unter der Larve eines geweihten Amtes zum Spion machte, achtete er nicht als solchen, und die Überlegung, daß er, indem er den Groll des Pfaffen erregte, zugleich die Rachsucht des Kaisers steigerte, beeinflusste ihn nicht. Einzig der Gedanke, daß Teresa von seinem Verhalten erfahren und sich darüber betrüben könnte, war ihm schmerzlich, bewog ihn aber doch nicht, seine ablehnende Haltung gegen Paulovich zu ändern. Der Zorn des Kaisers, der die Religion als Mittel gebrauchte, um seine besiegten Feinde zu erniedrigen, war maßlos, als er Confalonieri unbeugsam fand.

In den ersten Jahren der Gefangenschaft mag die Hoffnung auf Flucht, wozu Teresa unablässig Pläne machte, die schwermütige Zeit zuweilen verkürzt haben. Es scheint, daß im ganzen dreimal Versuche gemacht wurden, von denen wir nur unvollkommen unterrichtet sind, da die Beteiligten alle sich über eine so heikle Sache nur andeutungsweise äußerten. Der erste mißglückte, weil der alte Kerkermeister Schiller, dem Silvio Pellico in seinen Denkwürdigkeiten ein dauerndes Denkmal gesetzt hat, und der geneigt war den unglücklichen Grafen zu retten, um die anberaumte Zeit wegen seiner Nachsicht gegen die Italiener seines Amtes enthoben wurde. Die größte Gewähr des Gelingens soll der dritte Fluchtplan geboten haben, der so weit zur Ausführung kam, daß ein Bruder Terezas, Graf Camillo Casati, in Verkleidung und unter falschem Namen in Brünn anlangte, um seinen Schwager im Wagen über die Grenze zu bringen. Unter den Angestellten des Spielbergs waren

Eingeweihte, die für das Entkommen Confalonieris gesorgt hätten, dessen eigener Wille das Wagnis scheitern machte. Wieder war ein Augenblick gekommen, wo er selbst über sein Schicksal entscheiden konnte, und wieder entschied er es zu seinem Unglück. Was ihn dazu bestimmte sich Tod und schlimmer als Tod statt Leben und Freiheit zu wählen, war vermutlich nicht so sehr die Abneigung sich ohne seine Unglücksgefährten, als die Furcht sich auf ihre Kosten zu retten; denn er mußte annehmen, daß nach einer gelungenen Flucht noch schärfere Maßregeln gegen die Zurückbleibenden ergriffen werden würden. Das Gefühl der Verantwortung scheint ausschlaggebend gewesen zu sein, wenn man auch vielleicht das in seiner Natur liegende Widerstreben, weittragende Entschlüsse zu fassen, wieder in Betracht ziehen darf.

Wenn es wahr ist, daß die ersten Tropfen aus einem Unglücksbecher am bittersten schmecken, so nimmt doch, wenn der Becher nie leer wird, der Ekel zu und schwindet mehr und mehr die Kraft des Überwindens. Dazu kam, daß die Lage der Gefangenen auf dem Spielberg sich fortwährend verschlimmerte, indem alles, was sie ihnen einigermaßen erleichtert hatte, die Bücher, der Verkehr mit dem alten Schiller, die Aussicht selbst in das freie Land, ihnen nach und nach entzogen wurde. Ein Zustand, dessen Trostlosigkeit von Anfang an nicht zu übertreffen schien, wurde besonders für Confalonieri mit jedem Jahre düsterer und schreckenvoller. Im Jahre 1830 erhielten Pellico und Maroncelli die Freiheit, erfreulich wohl für Confalonieri, dem doch die verstohlenen Gespräche, die hie und da gewechselten Briefe, der Anblick der Freunde beim sonntäglichen Gottesdienste fehlte. Im Frühling 1832 verließ ihn Andryane, dessen Begnadigung endlich die Bitten seiner Schwägerin erwirkt hatten, und kurz darauf, allein, erfuhr er den schon anderthalb Jahre vorher erfolgten Tod seiner Frau. Er wurde mit folgenden Worten davon in Kenntniß gesetzt: „Numero Sieben, Seine Majestät geruht Sie wissen zu lassen, daß Ihre Frau gestorben ist.“

Teresa, die schon zur Zeit des Prozesses in Mailand leidend gewesen war — Gebärmutter und Leber waren angegriffen — verlor ihre Kräfte doppelt rasch infolge der steten Aufregungen und des nie nachlassenden Kummer. Die beständige Vorstellung der Leiden eines Geliebten, die man nicht zu lindern vermag, kann vielleicht in der Wirkung den Leiden selbst gleichkommen. Mit anzusehen, wie die Gegner ihres Mannes sich in der Gunst der Zeiten sonnten, wie ehemalige Anhänger den einst Bewunderten verleugneten, wie der eigene Vater, dem

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Herrscher ergeben, der seines Sohnes Leben vernichtete, in diesem einen verdiente Strafe leidenden Verbrecher sah, mag die Ursache täglich wiederholter Bitterkeit gewesen sein. Der alte Graf soll zeitweise daran gedacht haben, seinen Namen, der durch Federico ruhmvollen Klang erhalten hat, als einen befleckten abzulegen und sich in Rom niederzulassen; der Umstand, daß sein Sohn ihm zum Troste Teresa sein ganzes Vermögen vermachte, mag die Spannung zwischen ihm und der Schwiegertochter verschärft haben, die ihrerseits ihm seine unväterliche Haltung nicht verzeihen konnte.

Verständnis und Hilfe dagegen in allen ihren Plänen fand Teresa bei ihren Brüdern Gabrio und Camillo Casati, von denen der letztere bei dem dritten Fluchtversuche seine eigene Person preisgegeben haben soll. Ihre Versuche, die Gnade des Kaisers zu erflehen, waren vergeblich, ebenso wurde ihre Bitte abgeschlagen, es möge ihr gestattet werden, daß sie sich in Brünn niederlasse, um in ihres Mannes Nähe zu sein. Nach der Überlieferung antwortete Franz der unglückseligen Frau, die zu seinen Füßen um Wilderung des Loses ihres Mannes flehte: „Ihr Mann ist wohl und macht geistliche Übungen zum Heil seiner Seele; also trösten Sie sich.“ Im Frühling 1830, als Teresa sich der Auflösung nahe fühlte, richtete sie noch einmal die Bitte an den Kaiser, sie „an der Seite dessen, den ihr die Vorsehung zum Gefährten gegeben“, sterben zu lassen. Der Bittschrift war ein ärztliches Zeugnis beigelegt, daß die Krankheit, an der sie litt, immer unheilbar sei, oft zu schnellem Ende führe; sie war von Manzoni nach ihrer genauen Angabe verfaßt, und niemand wird die einfach schönen, schmerzlich flehenden Worte lesen können, ohne im tiefsten Herzen davon ergriffen zu werden. Weder diese noch eine folgende, kurz vor ihrem Tode eingereichte Bittschrift fand Berücksichtigung.

Erbarmungsvoller waren die Wächter Confalonieris gewesen. Durch ihre Vermittlung hatte Teresa einige Briefe an ihren Mann gelangen lassen und einige von ihm erhalten. Von diesen waren zwei, mit sympathischer Tinte geschrieben, unleserlich, so daß auch das, was beseligender Trost hätte sein können, zum Schmerz wurde. Den letzten Brief schrieb Federico vier Monate nach ihrem Tode. „Denke daran,“ sagte er darin, nachdem er ihr empfohlen hatte, das mögliche für ihre Gesundheit zu tun, „daß Du Dich selbst schon ganz dem Abgott Deines Herzens gegeben hast, daß jetzt alles, was er von Dir will, ist, daß Du Dich für ihn erhältst. Er will Dich wieder umarmen, er will noch viele Tage

Aus dem Zeitalter des Risorgimento Ricarda Huch

mit Dir leben, er hat dessen eine solche Zuversicht im Herzen wie niemals vorher, als Du gesund warest.“ Sie vernahm die Worte voll Liebe nicht mehr.

Lebe wohl, starke und süße Seele, schrieb Manzoni auf ihr Grab. Wir, die wir für Dich beten und opfern, vertrauen, daß Du, in das ewige Licht aufgenommen, nun die Geheimnisse des Erbarmens erkennest, die hienieden in der Strenge Gottes verborgen waren.

Für das menschliche Fassungsvermögen ist in diesem das Herz zerreißennden Schicksal nur der Trost zu finden, der Confalonieri im Gefängnis in Mailand offenbar wurde, von wo er Teresa schrieb: „Meine Liebe zu Dir ist, wenn möglich, noch stärker geworden, das ist ein Ausgleich. Was ist denn schließlich das Leben, wenn nicht empfinden und wünschen? Genießen vielleicht? Ach, dann lebten nur wenige, und manche nie.“ Enthaltene auch diese letzten Worte den Beweis des Gesagten nicht, so ist es doch gewiß, daß Schmerz und Entbehren große Empfindungen zeitigt; und welcher Liebende würde nicht das Glück geliebt zu werden mit dem Opfer jedes äußeren Glückes erkaufen?

Nach dem Tode Teresas freilich, als mit der Hoffnung des Wiedersehens sogar die Sehnsucht nach Befreiung schwand, legte sich über die einsamen, langsamen Tage Confalonieris eine Dunkelheit, die man kaum noch den Mut hat sich vorzustellen. „Spielberg in Deiner Gesellschaft,“ schrieb er Jahre später an Andryane, „und vor der furchtbaren Gewißheit des Verlustes meiner Teresa, war ein Paradies im Vergleich mit der Hölle voll Schrecken, die es hernach für mich wurde.“ Wenn er noch fünf Jahre in diesem Zustande lebte, und mit Würde, so war es, weil er die Kraft hatte, das Notwendige und Selbstverursachte nicht nur zu leiden, sondern auf sich zu nehmen, ohne das Schicksal oder Menschen deswegen anzuklagen, ohne gehässig und bitter zu werden; nur vielleicht einsamer und verschlossener. Es scheint nicht, daß seine Stimmung zwischen jammervoller Verzweiflung und gewaltsamem Aufschwung auf und ab ging, wie zum Beispiel bei Andryane; er verwendete seine ganze Kraft, keinen Teil davon im vergeblichen Sichwinden und Sichwehren vergeudend, auf das einfache Tragen des Geschicks.

Der Tod des Kaisers Franz im Jahre 1835 befreite die letzten Opfer des Spielberg: Confalonieri, Foresti, Vacchiaga, Corsieri und Castiglia, jedoch mit der Bedingung, daß sie sich nach Amerika transportieren ließen; wenn sie österreichisches Gebiet beträten, sollten sie dem Kerker wieder verfallen sein. Jetzt erst zeigte sich das eigentlich

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Tragische in dem Schicksal dieser ersten Märtyrer Italiens; denn inzwischen hatten sie sich des Lebens zu sehr entwöhnt, um sich des wiedergegebenen erfreuen zu können. Andryane erzählt, wie er, aus dem Spielberg entlassen, in Schaerding zum ersten Male einem Spiegel gegenüber sein greisenhaftes Bild statt des hübschen frischen Jünglingsgesichtes erblickte, das er vor zehn Jahren zuletzt gesehen hatte, und wie er sich in dem Gastzimmer des Wirtshauses, wo er sich befand, an einen Tisch setzte und weinte. So ermaßen sie alle an dem bewegten Treiben, in das sie hinaustraten, das eigene Erstorbensein.

Besonders schwer war die Wiederaufnahme des Lebens für diejenigen, die nicht in die Heimat und den Kreis der Blutsverwandten zurückkehrten, wo im alten Boden der entkräftete Stamm leichter wieder hätte einwurzeln können, am schwersten für Confalonieri, der die nicht mehr fand, die während der Trennung erst recht ein Teil seiner selbst geworden war. In Amerika hatte er keine Vergangenheit, und als Fremdling, zu früh gealtert, auch keine Zukunft mehr. Aus dem Schatten eines Grabes, das ihm der Aufenthalt langer Jahre zu einer Art Heimat gemacht hatte, wurde er plötzlich in das grelle Gemühl eines geschäftigen Lebens versetzt, an dem er keinen Anteil hatte. Eine schmerzlichere Klage hatten die vergangenen Leiden des Kerkers ihm nicht erpreßt, wie sie in einem Briefe an Andryane aus dem Herzen des Verbannten sich ergießt: „Alle die materiellen Güter des Daseins sind mir nun wiedergegeben, mein Alexander; ich genieße die Freiheit, die Bequemlichkeiten des Lebens, das Überflüssige, ja, eine große Wohlhabenheit, ich habe eine Menge Bücher und die Gesellschaft meiner Unglücksgefährten. Die Auszeichnungen und die Wichtigkeiten, die der Eitelkeit so teuer sind, ergießen sich hier über mich, mehr als ich erwarten konnte und mehr als ich jemals in der Zeit, wo mir am meisten daran lag, mir wünschte, meine Gesundheit hat zwar sehr gelitten, kann aber doch vielleicht durch sorgfältige Behandlung hergestellt werden; und doch mit allen diesen Gütern, die man mit Recht schätzt, ist Dein Freund, dieser arme Federico, der unglücklichste der Menschen. Er ist wie der Schatten eines Verstorbenen, der auf der Erde umherirrt, den Freuden, den Aufregungen, fast möchte ich sagen allen Interessen dieses Lebens fremd. Meine Vergangenheit besteht nur aus Schmerzen, Verlusten und Reue . . . Meine Gegenwart hingegen ist nur reich an einem unfruchtbaren Überfluß alles dessen, was nichts für mein Herz ist, und an Mangel alles dessen, was ihm noch teuer sein könnte. Zukunft! Es gibt keine für

mich. Wie sehr ich meine Einbildungskraft auch anstrenge, um mir eine zu schaffen, ich ringe in der Leere. Es ist mir nicht gelungen, mir eine einzige Vorstellung, einen Traum, einen Schatten nur zu bilden, worauf ich mich irgendwie für einen Augenblick stützen könnte.“ Wie sehr erschüttert die Klage des Unglückseligen, aus dem Grabe Geholten, der gerade noch Leben genug hatte, um das Gespenstige seines Daseins zu empfinden. Er konnte, wie er sagte, eine leidliche Gesundheit wiedererlangen, sich an den Umgang der Freunde wieder gewöhnen, er konnte sogar wieder eine Frau nehmen; aber nichts Unerreichbares schwebte mehr vor ihm, und keine Leidenschaft es an sich zu reißen war mehr in ihm. Das, diese Glut des Wollens, war seine Seele gewesen, und nichts konnte sie mehr entzünden. Es ist anzunehmen, daß auch Teresa, wenn sie gelebt hätte, das erschöpfte Herz nur auf eine kurze Zeit wieder hätte beleben können; weder Besitz noch Hoffnung konnten ihm den ungestümen Schlag von einst zurückgeben.

Wie alle die Entlassenen des Spielberg wurde er in Amerika der Gegenstand lauter Huldigungen; allein von dem Volke, dessen Materialismus ihm etwas Abstoßendes hatte, als „Märtyrer der Verbesserung des menschlichen Geschlechtes“ gefeiert zu werden, war für sein Gefühl weniger erhebend als peinlich oder belustigend. Er unternahm, seiner alten Neigung treu, eine große Reise durch die Vereinigten Staaten, aber mit anderem Ergebnis als früher. „Hängt das Glück der Völker“, schrieb er, „von der Form der Regierungen ab? Ich glaube es nicht. Die Quelle kommt anderswo her und liegt höher.“ Bedenkt man, daß die Entwicklung des Menschen im allgemeinen von jugendlicher Beweglichkeit zu allmählichem Beharren und Erstarren geht, und berechnet man dazu noch den Einfluß einer lange Jahre dauernden Abgeschlossenheit unter traurigsten Umständen, so wird man es selbstverständlich finden, daß das äußerliche irdische Geschehen für die aus dem Kerker Befreiten seiner Wichtigkeit einigermassen beraubt war. Es wäre töricht, gerade von einem geistig lebendigen Menschen zu erwarten, er solle seine Gefängniszelle mit denselben Ansichten und in derselben Gemütsstimmung verlassen, wie er sie 12 Jahre zuvor betreten hatte.

Er ersuchte nichts anderes mehr als Ruhe, womöglich Ruhe in der Heimat, und suchte davon die österreichische Regierung zu überzeugen, die mit unvermindertem Mißtrauen alle seine Schritte, seine mündlichen und brieflichen Äußerungen überwachte. Sie setzte es durch, daß ihm, als er im Herbst 1837 aus Amerika zurückkehrte, der Aufenthalt in

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Frankreich untersagt wurde, eine Maßregel, die, obwohl bald darauf zurückgenommen, ihm doch das Verweilen auch in diesem Lande verleidete. Ebenso wurde seinem Wunsche, sich in der Schweiz niederzulassen, entgegengearbeitet, so daß er bis zum Jahre 1840, wo endlich eine Amnestie erlassen wurde, als ein Verfolgter und Heimatloser von Ort zu Ort ziehen mußte.

Nichts beweist mehr die Lebenskraft, die ursprünglich in Confalonieri war, als wie er dank unablässiger Anstrengungen wieder einigermaßen Wurzeln zu schlagen anfang. Als er kaum noch auf den Füßen stehen konnte, fing er an, regelmäßig spazieren zu gehen, und zu reiten, als er kaum auf dem Pferde sich halten konnte. Er war zu stolz, um, da er nun einmal lebte, als ein jämmerlicher, erbarmenswürdiger Greis vor den Menschen zu stehen. Wenn er Pellico gegenüber sich vorwarf, daß er nicht genug in und für Gott lebe, daß er die Nichtigkeit aller irdischen Angelegenheiten erkenne und doch nicht unterlassen könne Anteil daran zu nehmen, so sieht man auch daraus, wie seine früheren Interessen wieder rege wurden. Bald wurde sein Aussehen kräftiger und gesunder, den Freunden schien er verjüngt und verschönt.

Die Altersgenossen, die ihn aus früherer Zeit kannten, fanden überhaupt am ehesten die alten Züge in ihm wieder. „Sein vernünftiger Charakter“, schrieb sein Schwager Casati einem alten Freunde nach der ersten Begegnung, „hat noch immer jenes Gepräge der Hoheit, die nicht Hochmut ist, aber keine Niedrigkeit kennt.“ Hingegen war das jüngere Geschlecht, das dem Märtyrer mit Begeisterung entgegenkam, enttäuscht, da die Erinnerung ihm nicht half, das verfallene Bild zu ergänzen. Seine alte Anziehungskraft auf die Frauen scheint sich bewährt zu haben: manche schöne und vornehme Frau wäre geneigt gewesen, sich mit dem im Beginne der fünfziger Jahre stehenden, kränkelnden Manne zu verbinden. Er wählte eine Irländerin, Sophie D' Ferral, eine kluge und angenehme Persönlichkeit, deren Liebe zu ihm er entdeckte, und die ihm auch ihre innige Verehrung seiner Teresa empfahl. Wie es natürlich ist, war das Vermissen der verklärten Frau, das in der ersten Zeit nach seiner Befreiung unüberwindlich erschienen hatte, allmählich weniger schneidend geworden, wenn auch die Liebe und das Erinnern im Bewußtsein gleich lebendig blieb. Er hörte nicht auf, ihrer wehmütig zu gedenken und sie sich nahe zu fühlen, die nach seinem Glauben nunmehr in Wirklichkeit eine Heilige war.

Die verhältnismäßige Heiterkeit, die aus seinen nach der Heirat ge-

schriebenen Briefen spricht, ist ein Beweis, daß er richtig handelte, indem er sich dazu entschloß, und daß seine Frau, wie auch alle, die sie kannten, bezeugen, seines Vertrauens wert war. Ihre bewundernde Hingebung muß außerordentlich gewesen sein, daß sie sich mit der Stellung der zweiten, nach einer durch die besonderen Verhältnisse so geliebten und allgemein verherrlichten Frau, in seinem Herzen und in den Augen der Leute begnügte. Als er gestorben war, trug sie Sorge, daß sein Wunsch, neben Teresa bestattet zu sein, erfüllt wurde.

Man darf sich jedoch weder den Gesundheits- noch den Gemütszustand Confalonieris zu günstig vorstellen. Kälte und Feuchtigkeit waren ihm durchaus unerträglich, seine Herzbeschwerden und seine Rheumatismen quälten ihn beständig, und nur die Annahme, daß das Leiden nicht organisch, sondern nervös wäre, ließ ihn noch auf eine längere Lebensdauer hoffen. Immer von Zeit zu Zeit stellten sich die Melancholien wieder ein. Einmal, im Frühling 1839, wohnten Confalonieri und Castiglia dem Vortrage eines jungen piemontesischen Improvisators bei, der ihm aufgegebene Gegenstände in Versen behandelte. Als er unter anderem ein Gedicht über die Gefängnisse des Spielberg vortrug, wendeten sich aller Augen auf die beiden anwesenden Dulder, und Händeklatschen und Exvivarufe begrüßten sie; indessen bedeckte Confalonieri sein Gesicht mit den Händen, um seine Tränen zu verbergen. Man muß an Odysseus denken, als er zu Gast bei den Phäaken den Sängern die Geschichte seiner Taten erzählen hört und die hervorbrechenden Tränen im Purpurmantel verbirgt. Es gibt Leiden und Entbehrungen, die sich nicht vergessen und verschmerzen lassen, vielmehr wie eine allzu schwere Masse in der Erinnerung stehen bleiben und dunklen Schatten über helles gegenwärtiges Dasein verbreiten.

Auch in der Gegenwart fehlte es nicht an traurigen Erlebnissen; am bittersten mag es für Confalonieri gewesen sein, daß er sich gezwungen sah, mit dem zu brechen, der sich durch seine schwärmerische Anhänglichkeit und treue Pflege während der Gefangenschaft ein Anrecht auf seine Dankbarkeit, wenn nicht Liebe erworben hatte, nämlich mit Andryane. Das Wiedersehen mit diesem Freunde, der inzwischen geheiratet und seinen erstgeborenen Sohn Federico genannt hatte, fand statt, sowie Confalonieri aus Amerika nach Europa zurückgekehrt war; seine gleich darauf erfolgende Ausweisung aus Frankreich kürzte den von Andryane so lange heiß ersehnten Besuch. Damals waren die beiden ersten Bände der Denkwürdigkeiten Andryanes, die seinen Prozeß in Mailand und seine

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Gefangenschaft auf dem Spielberg zum Gegenstande haben, bereits erschienen. Sie haben den Charakter eines Romans, dessen Held Confalonieri ist; der Umstand, daß eine mit allen Attributen des Helden und Märtyrers geschmückte Persönlichkeit Mittelpunkt der Schilderung ist, und die liebevolle Wärme, die Lebhaftigkeit des Tones bilden den Reiz des Buches, das als Kunstwerk betrachtet gegen die Gefängnisse Pellicos nicht aufkommen, überhaupt nicht damit verglichen werden kann. Die Zeitgenossen und namentlich die handelnden Personen selbst standen diesen Veröffentlichungen anders gegenüber als wir: diejenigen, über die in herabsetzender und zum Teil ehrenrühriger Weise gesprochen war, Giorgio Pallavicino und ein gewisser Solera, rüsteten sich zu rechtfertigenden Entgegnungen, und die Freunde derselben teilten ihre Entrüstung. Confalonieri hatte keine Ursache, sich über das Bild, das von ihm entworfen war, zu beklagen; aber es berührte ihn unangenehm, daß er auf Kosten anderer glänzte, die dasselbe was er gelitten hatten und in den Augen des Publikums Vertreter derselben Sache waren. Sein Zusammenleben im Gefängnis mit Andryane, wie dieser es schilderte, konnte es so erscheinen lassen, als gingen alle Urteile, die in den Denkwürdigkeiten gefällt wurden, von ihnen beiden aus, als sei es also gewissermaßen Confalonieri selbst, der sich vor Mit- und Nachwelt eine Heldenrolle zuerteilt habe, während er seine Unglücksgefährten verächtlich in den Schatten rücke. Auch verletzte es den Mann, der so ungern selbst Befreundeten einen Einblick in sein Herz gestattete, daß, was er um Teresa gelitten hatte, nun der unterhaltende Stoff eines Lesebuches in jedermanns Hand geworden war. Er nahm Andryane das Versprechen ab, in den folgenden Abschnitten ganz von ihm zu schweigen, und wirklich tritt in den letzten Bänden, nicht zu ihrem Vorteil, die Persönlichkeit Confalonieris zurück. Doch hatte der Verfasser sich nicht in dem Maße zurückgehalten, weder in der Bewunderung des Freundes, noch in der Gehässigkeit gegen die Genannten, wie Confalonieri verlangt, und wie er augenscheinlich versprochen hatte, was den Grafen bewog, die Verbindung zwischen ihm und Andryane abubrechen. Dieser Abschluß eines unter so bedeutenden Umständen angeknüpften Verhältnisses berührt uns schmerzlich, umso mehr, als der Verabschiedete nur durch ein Übermaß der Liebe und eine taktlose Art sie zu äußern gesündigt hatte; wir forschen nach etwas Verfühnlichem, was zwischen diesen beiden Männern sich begeben habe, und finden nichts. Sie sahen sich nicht wieder, und es scheint, daß sie weder Brief noch Gruß mehr gewechselt haben. Man kann in gewisser Hin-

sicht sagen, daß Confalonieri Andryane wie früher Teresa seiner Ehre opferte; so wie er von der Flucht ab sah, die diese mit ihm vereinigt hätte, um den im Kerker Zurückbleibenden nicht zu schaden, trennte er sich von einem seiner getreuesten Anhänger, um dadurch den von diesem angegriffenen Leidensgefährten eine Art Ehrenerklärung zu geben. An den Streitigkeiten und gegenseitigen Vorwürfen, die leider zwischen denen entstanden, die um derselben Sache willen gelitten hatten, beteiligte er sich niemals; vielleicht war es mehr vornehme Gesinnung als Warmherzigkeit, wenn er sich rücksichtsvoll und schonend auch über diejenigen äußerte, die ihn in gehässiger Weise angriffen, wie Pallavicino. Was den Bruch zwischen diesen einst Befreundeten herbeiführte, ist nicht ganz aufgeklärt. Kurz vor Confalonieris Tode, als beide in Wichy dasselbe Hotel bewohnten, gelang es einem jungen Verehrer beider eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen, wozu sich Confalonieri eher geneigt fand als Pallavicino. Das Bewußtsein, daß er die Verhaftung des Grafen verschuldet hatte, und daß ihm das von verschiedenen Seiten vorgeworfen wurde, mag die erste Ursache eines Großen gewesen sein, den Pallavicino mehr und mehr gegen den früher bedingungslos Verehrten in sich nährte.

Andryane erzählt, wie auf der Reise nach dem Spielberg, als bei einem kleinen Wirtshause Halt gemacht wurde, Confalonieri, während die übrigen aßen, sich in den Hof in die Sonne setzte, um sich zu erwärmen; wie alle die majestätische und zugleich rührende Erscheinung des Unglücklichen anstauerten; wie er vergebens bat, man möge ihn, den Kranken, vielleicht Sterbenden, noch einen Augenblick die wohlthätige Wärme der Sonne — er nannte es das Sonnenbad — die er so lange entbehrt habe, genießen lassen. Auch nachdem er den Kerker verlassen hatte, ging er immer der Sonne nach, die ihm das Leben leichter machte. Dennoch, als im Jahre 1846 der neue Papst, Pius IX., die liberalen Ideen heilig sprach, und die Hoffnungen der Patrioten den Aufschwung nahmen, der die Revolution von 1848 herbeiführte, eilte er, obwohl schwer krank, nach dem Norden, um unter diesen verheißungsvollen und verhängnisvollen Umständen zu Hause zu sein. Unterwegs in Hospenthal, am Fuße des Gotthardt, starb er, ohne weder den großen Sieg Mailands noch die neue schreckliche Unterjochung mitangesehen zu haben. Die österreichische Polizei, die nicht aufgehört hatte, den Lebenden zu verfolgen, griff auch nach dem Tode, indem sie seine Bestattung so unauffällig wie möglich zu machen suchte, und nicht erlaubte, daß über das Portal der Kirche



Gabriele Metelli: Dante and Virgil
(Gulf Air Mail, 1908).

nicht sagen, daß Confalonieri Andegane wie früher Teresa seiner Zuneigung erpörte; so wie er von der Nacht abließ, die diese mit ihm vereinigte hätte, um den im Kerker Zurückbleibenden nicht zu schaden, tröstete er sich von einer ferne getrennten Anbinger, um dadurch den von ihm angetragenen Leidensgefühlen eine Art Entlastung zu geben. In der That, seines und gegenseitigen Vertrauens, die früher zwischen ihnen existiert u, die von derselben Liebe werden getrieben hatten, beruhete er sich, nach der Möglichkeit war es auch vornehmer Einnahme als vorher. vergiftet, wenn er sich rückwärts und lebend auch über die Vergangenheit, die ihn in gefäßiger Weise angreift, wie Judaschew. Von dem Bruch zwischen diesen zwei Befreiernden herabführte, ist nicht ganz aufgeklärt. Vorher von Confalonieri's Tode, als habe in Sicht dass er Briefe bekommen, gelang es einem jungen Vertreter, den die Augen der Verfassung herbeizuführen, wenn er Confalonieri nicht geneigt fände als Parteiführer. Das Vernehmen, daß er die Verfassung des Staats verabschiedet hatte, und daß ihm aus von verschiedenen Seiten vorgetrieben wurde, mag die erste Ursache eines Sturzes gewesen sein, der Passione mehr und mehr gegen den früher beziehungselos Wachen in sich näherte.

Andegane erzählt, wie auf der Stelle nach dem Spielfeld, als er einem kleinen Wirtshaus fast gemacht wurde, Confalonieri, während die anderen saßen, sich in den Hof in die Sonne setzte, um sich zu erwärmen, wie alle die von stilles und zugleich rührende Erscheinung des Unglücklichen aufbaute; wie er vergebens bat, man möge ihn, den Strahl der nicht leicht Sterbenden, noch einen Augenblick die wohlthätige Wärme der Sonne — er nannte es das Sonnenbad — die er so lange erhalten habe, gestatten lassen. Auch nachdem er von Kerker verlassen hatte, ging er immer der Sonne nach, die ihm das Leben leichter machte. Denn als am 2. der 1848 der neue Tag, der 18., die liberalen Ideen sprach, und die Hoffnungen der Millionen der Aufschwung nahmen, die die Revolution von 1848 herbeiführte. Als er, obwohl immer krank, nach der Stadt, um unter einem verhängnisvollen und verhängnisvollen Umständen zu Hause zu sein. Unterwegs in Seipetal, am 2. des 18. Jahrhunderts, starb er, ohne weder den großen Sieg Mantua noch die neue österreichische Unterjochung mitangesehen zu haben. Die österreichische Polizei, die nicht erlaubt hatte, den Lebenden zu verfolgen, griff nach dem Tode, indem sie seine Bestattung so unauffällig wie möglich zu machen suchte, und nicht erlaubte, daß über das Portal der Stadt



Seitgang
1998

Gabriele Rossetti: Dantes Traum
(Waller Art Gallery, Liverpool).

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

San Fedele, wo die Trauerfeierlichkeit stattfand, eine andere Inschrift gesetzt wurde als diese: A Federico Confalonieri requiem. Dennoch war seine Beisetzung die erste jener patriotischen Kundgebungen, die wie Trompetenstöße die Revolution einleiteten; und der Heimgegangene gewann so einen vollen, fleckenlosen Anteil an allen siegreichen Erhebungen der Folgezeit, den er lebend infolge der Beschränktheit der menschlichen Natur und der Verworrenheit irdischer Verhältnisse kaum unverkümmert hätte nehmen können.

Helene Hegeler: Nacht in Venedig.

Strahlend umfließet
silbernes Mondlicht
alter Paläste
marmorne Pracht;
leise im Rhythmus
gleitet die Gondel
mit uns hinaus in die silberne Nacht.

Dunkler Farben
farbige Lichter
spiegeln sich in der
schwankenden Flut;
glucksende Wellchen
flüstern und raunen,
tragen die Sehnsucht ins schlummernde Blau.

Und von dem weichen
Nachtwind getragen
schwebt übers Wasser
zu uns heran
jetzt eine süße,
jubelnde Stimme
dort von dem lichterfunkelnden Rahn.

Liebeserfüllung
singt jene Stimme!
Märchenumsponnen
lausch' ich gebannt,
schmiege die heißen
zuckenden Finger
in deine schöne, ruhige Hand.

Leise im Rhythmus
gleitet die Gondel
mit uns zurück durch
die silberne Nacht . . .
Selige letzte
Nacht in Venedig,
die du uns Liebeserfüllung gebracht.

Timm Kröger: Und erlöse uns — — —!

Für die, die ihn suchen, ist der Tod ein bequemer Mann, in der wasserreichen Marsch zumal. Er sieht sie aus Grast und Graben mit blanken, ruhigen Augen an: „Kommt her, Mühselige — kommt, Beladene! Bei mir ist Ruh, bei mir ist Schlaf — kommt!“

Am besten machen es die großen Hauptkanäle, „Wettern“ genannt. In ihrem Riesenschlangenleib dehnt sich der große, der nasse Tod: „Ich bin zehn Meter breit und schwarz und tief, in der Mitte sogar zwanzig Fuß. Ich lösche alles aus, was brennt und quält, ich lösche jede Pein, — kommt!“

Hinter Thies Thießens Garten leuchtete ihr großer Wasserspiegel; ein Fußsteig, vom Krüge herkommend, läuft am Ufer hin. Vor Jahren hatte der Bauer, als er mal spät daher gekommen, Lichtschein auf den Wellen gesehen. — Ein Licht, das auf Wasser brennt? Jedermann weiß, daß das „Tod in den Wellen“ bedeutet. — Vor überirdischen Mächten hatte Thies Thießen Angst. Ihm graute. Ging er früher schon selten nach dem Wirtshaus, so vermied er es jetzt ganz. Und um das unheimliche, gefahrdrohende Blinkfeuer nimmer zu sehen, pflanzte er im Garten einen kleinen Waldsaum von Busch und Dorn. Nur ein schmaler Steig führte durch das Gebüsch nach dem Steg hin, von dem aus man das Wasser für den Haushalt schöpfte.

Bauer Thies war ein guter, aber ein heftiger Mann. Sittliche Empörung wurde bei ihm zum Zorn ohne Maß. Er hatte Lust zum Studium gehabt; wegen eines Wutausbruchs gegen den Direktor war er von der Gelehrtenschule weggejagt worden. Da wurde er Bauer wie sein Vater und übernahm den Hof.

Er und seine erste Frau hatten sich nicht verstanden, das gab zuweilen harte Stöße. Sie war gestorben, da hatte er die junge lustige Frieda Sassen, die bei ihm diente, wieder genommen. Die erste Ehe war kinderlos gewesen, Frieda hatte ihm einen Sohn geboren. Und wenn der kleine Junge auch einen häßlichen, eckigen Kopf, charakterlose helle Augen und grauweißes Haar hatte — Thies liebte ihn. Es war

sein Fleisch und Blut. — Die böse Wetterern sollte ihn nicht bekommen. Deshalb hielt er darauf, daß der Zugang im Garten dort, wo man in das Gebüsch hineinging, immer ein Dorn versperre, den der Kleine nicht heben konnte.

Seine Frau war sorgloser. Ihr Lachen, sonst sein Trost, machte ihm Verdruß, wenn sie es über seine Sorgen hinschallen ließ. Oft hatte er seine ganze Selbstbeherrschung nötig, den Unmut zu dämpfen. So zum Beispiel, wenn sie sagte: „Da brauchst du nicht bang zu sein. Vor dem Wasser hat Heini Angst, wie ein gebranntes Kind vor Feuer. Ich habe ihn getauft.“ — Sie hatte ihn vom Steg aus, als er zum ersten Male hinter ihr hergelaufen kam . . . einmal, . . . zweimal, . . . dreimal untergetaucht, damit er sehe, wie das Wasser tue. — Das nannte sie taufen.

Thies war ein paar Tage auf Reisen gewesen, oben nach dem Norden hinauf, Vieh für die Fettweide zu kaufen. Er kam spät am Abend nach Hause und war müde und abgespannt. „Wie geht's dem Jungen?“ — Das war wie immer seine erste Frage. — „Gut, der schläft wie ein kleiner Bär!“ — „Frieda!“ fuhr er auf. — „Was, Thies?“ — „Passe auf, daß er mir nicht ins Wasser fällt. Ich hab' den ganzen Tag so viel Unruh' gehabt.“ — „Ach was!“ — Und Frieda lachte wieder über seine Sorgen hin.

Am andern Tag mußte er in aller Frühe wieder weg, weil das Landgericht sein Zeugnis forderte. In der Nacht fand er wenig Schlaf, hatte schwere Träume. Die Wetterern und das blanke Wasser, Frieda und Heini . . . wüste Bilder, nicht zu entwirren. Zuletzt trieb sein Kind im Strom. Er wollte hinein, Frieda hielt ihn; da schlug er um sich und schlug — auf die Kante seiner Bettstelle. Er fühlte Schmerzen und wachte auf.

Beim Kaffee erzählte er, was er geträumt habe, und fühlte wiederum Verdruß, als Frieda lachte. Sie strich ihm Butterbrot für die Reise und merkte nicht mal seinen Unmut.

„Es gibt Träume, die was bedeuten,“ sagte er mit wichtigem Ton, „Träume, die Gott schickt.“ — Sie lachte und entgegnete: „Aus dem Magen kommen sie. Hast gestern abend eine Tasse Tee zu viel getrunken, deshalb hast du so dumm geträumt.“ — „Frieda!“ rief er, und sah sie grollend an. — Aber sie merkte seinen Zorn nicht oder wollte ihn nicht sehen — lachte, schaffte weiter und entgegnete: „Wenn Träume von Gott kämen, müßte ich einen Mann mit rotem Bart haben. Denn

das hat mir oft geträumt, als ich noch junge Dirn war. Und nun habe ich einen ganz schwarzen Kerl."

Der Scherz erbitterte ihn, auf seiner Stirn brütete Gewitter, und seine Stimme wurde laut und heiß und unrein: „Ich gäb' was drum, könnt' ich zu Hause bleiben und selbst passen. Es ist ein Unglück, eine Frau zu haben, die ernste Dinge nicht ernsthaft nimmt. Die immer lacht. Aber ich muß fort, ich kann nur warnen. Es gibt doch Träume, die von oben kommen.“ —

Er erhob drohend seine Hand, eine große, eine gewaltige Hand. „Und das sage ich dir — nimm unsern Jung in acht!“

Sie begütigte. „Thies, lieber Thies! Wie kannst du nur gleich alles so schwer nehmen! Quäl' dich doch nicht! Ich werde auf Heini passen, gehört er doch mir wie dir!“

Bis zum Bahnhof war es eine gute halbe Stunde, er mußte fort, sie zog ihm den Rock an und reichte ihm Hut und Stock. Und dann ging sie mit ihm die Diele entlang. Noch vor der zweigeteilten Ausgangstür wollte er umkehren, den Jungen zu sehen. Sie aber bat, es nicht zu tun. Der kleine Bengel schlafe zu süß. Da verzichtete er, er hatte auch keine Zeit mehr. Aber noch einmal trat der große, ungeschlachte Mann drohend hin vor seine Frau, und ein unheimliches Leuchten sprach aus seinen Augen. — „Komm' ich zurück, und Heini ist was passiert, — ich fordere ihn von dir, und sei es auch dein Leben!“ Damit ging er.

„Guter Bullerjahn,“ lachte Frieda hinter ihm her. — „Ich bezahl' alles, und koste es mein Leben.“

*

*

*

Der Abendzug, der den Verreisten aus der Stadt zurückbrachte, kam mit einer Stunde Verspätung. Und dessenungeachtet fand Thies Thiesens seinen Nachbar Bruhn am Bahnsteig.

„Thies,“ sagte der, „verschreck dich nicht! In deinem Hause ist was passiert.“

Der Angeredete wurde bleich wie der Tod. „Heini ist ertrunken?“ fragte er. Und seine Stimme war dumpf und schwer. „Ja!“ — Boie Bruhn erschrak über Thies Thiesens Ahnung, noch mehr über sein Gesicht. — „Deine Frau,“ fing er schüchtern an, „hat keine Schuld. Sie hat vor der Haustür Zeug gewaschen, und Heini hat sie bei sich gehabt. Da ist Dorten Reimers gekommen, ein Plättbolzen zu leihen. Die

Mädchen konnten nicht dazu, es ist im Schrank eingeschlossen gewesen. — Heini hat vor der Küchentür gespielt, er muß gleich hingelaufen sein."

"Und der Dornbusch?" leuchte Thies.

"Der . . . der . . ." stotterte Voie, „. . . den hatte Frieda auf die jungen Erbsen gelegt."

Thies Thießen wurde ganz stumm. Ein ungeheurer, bleicher, schwerer Zorn band ihm die Zunge. Der Zorn zerstörte viel in ihm, was ihm lieb gewesen war, aber er empfand es als eine Wohltat, denn es minderte seinen Schmerz. Er wird ein Richter zum Grausen sein, und just so will er. Was er tun wird, weiß er noch nicht. Aber was auch geschehen möge, ihr kann kein Unrecht widerfahren.

"Thies," sagte Voie, als er weg ging und den Freund allein in die Wohnung ließ, „ich weiß nicht, was du vorhast. Besinne dich, tu Frieda nichts zuleide!" Thies antwortete nicht darauf.

Die Leiche war im Wohnzimmer aufgebahrt, da wollte Frieda ihren Richter empfangen. Den Kleinen hatte sie vielleicht noch mehr als er — hatte ihn auf ihre Weise geliebt. Was er auch über sie verhängen mochte, ihrer Last konnte kein Lot mehr hinzugetan werden.

Als er eintrat, wußte sie: das war das Ende. So schrecklich feiern sah er aus. Das betäubte sie nicht, aber ihren Mann, der so viel besser war als seine Taten, bedauerte sie . . .

Spiegel und Fenster waren verhängt, Lichter flackerten über die Leiche hin, die junge Frau stand hinter dem toten Kind. Thies Thießen sah nicht nach seinem Sohn, er sah nach seiner Frau. Und wie er sah, daß sie des Lebens quitt war, erhöhte es seinen stummen Zorn.

Und er ging in schweren Stiefeln und mit langen Schritten auf sie zu. Der Fußboden erbehte, ein Porzellanmännchen auf dem Schrank klirrte. Und dann fing er an zu sprechen, und seine hohle Stimme hatte nichts Menschliches mehr: „Ich müßte es eigentlich tun und dich töten — ich will es aber nicht. Ich sag' nur das: Keine Minute länger in meinem Haus!"

Er öffnete die Stubentür und schrie, als sie zögerte, schrie, daß die Fenster klirrten: „Hinaus!"

„Schrei nicht so!" antwortete sie leise. „Heini schläft. Weck' ihn nicht!"

Und sie nahm ein Wolltuch, das an der Wand hing, schlug es um den Kopf und knotete die Zipfel um den Hals. „Brauchst nicht so zu schreien," wiederholte sie, „ich höre ganz gut."

Und dann ging sie hinaus. Auf der Diele brannte eine trübe Küchenlampe. Er ging seinem Weibe nach und überholte sie und stellte sich ihr in den Weg. Und sein Zorn riet ihm, ihr einen Denkfettel mit auf den Weg zu geben und ihr ins Gesicht zu schlagen. Sie blickte ihn an und erriet seine Gedanken, und sah ihn an und zwang mit ihrem Auge die schon zur Faust geballte Hand, daß sie sich senkte.

„Du es nicht, Thies!“ Sie sprach noch leiser, und die alte frohe Sanftmut lebte noch immer in ihrem Ton. „Du es nicht. Wir würde es nichts ausmachen, aber dir! Ich fürchte, du wirst ohnehin schwer an dieser Stunde zu tragen haben. Adjus, mein Thies.“

Die Seitentür klappte hinter ihr zu, er hörte sie auf dem Steinpflaster, das das Haus umgab, dann wurden die Schritte dumpf, sie verhallten nach dem Garten hin.

Und dann saß Thies Thieffen in seiner Stube und starrte das tote Söhnchen an. Und es dauerte lange Zeit, bis ihm klar geworden war, was alles geschehen sei. — Und daß er allein sei . . . ganz allein . . . Sein Sohn tot und sein Weib weggegangen . . . Und wieder erinnerte er sich ihrer Schritte, wie sie nach dem Garten hin verklungen waren.

Hinter dem Garten ist das große Wasser . . . und auf einmal wurde es ihm klar, daß sie gegangen war, den Tod des nassen blanken Erlösers zu suchen.

Da schrie er laut auf und stürmte hinaus in die Nacht nach dem Wasser hin. Er fand aber nur ihr Kopftuch und ihre Schuhe.

*

*

*

Die Leiche barg man erst am folgenden Tage.

Ja, erst am frühen Morgen fand man die tote Frieda Thieffen.

*

*

*

Als man die Toten bestattete, beklagte der Geistliche den tiefs gebeugten Thies und verwies ihn auf die Arbeit. Der aber dachte, ich weiß was Besseres. Die Wetter ist tief und stumm, der Pastor ahnt nicht, was ich leide, kennt nicht die Größe meiner Schuld und nicht die Tiefe meiner Reue. Ich gehe denselben Weg, den sie gegangen ist.

Und die von den Adlerfängen seines Gewissens geschlagenen Wunden nahm er mit nach seinem öden Heim. Er wollte sterben, darin fühlte er sich fest, und vortweg kostete er die ihm dadurch geschenkte Erlösung.

Ein paarmal freilich schoß der Gedanke in ihm auf: Wie? — Wird mein Gewissen wirklich verstummen? Wird alles aus sein? — Oder hat der Pastor doch recht? Ist Arbeit auch jetzt noch meine Pflicht und meine Erlösung?

Und er besuchte noch einmal alle Felder und Fennen des von ihm so sorgsam gepflegten Hofes. Aber dasselbe Ergebnis: . . . Für mich ist nur noch das . . . in der Wettern.

Die Taschen seiner Kleidung stopfte er voll von Steinen, er wollte rasch und tief hinab. Wenn er vom Ende des Stegs wegsprang, kam er nach der Mitte hin, wo es zwanzig Fuß tief ist.

Aber als er aus der Seitentür ging, rieb er sich die Augen. Es war ihm gewesen, als ob ein weißer Schatten vor ihm stehe und die Hand warnend erhebe.

Und als er vom Garten her dort, wo früher der Dornbusch lag, in den Busch hineinging, sah er es wieder.

Aber es war nichts als Blendwerk. Wenn er die Augen rieb und fest hinsah, war nichts zu sehen. Er ging in den dunklen Pfad und entschloß sich, sobald er wieder im Freien sei, im vollen Lauf nach dem Steg hin und über den Steg hinwegzustürmen.

Und er versuchte es auch, prallte aber zurück.

Denn unmittelbar vor dem Steg stand eine weiße Frau, ein Kind im linken Arm, die Rechte hoch erhoben, und mit der hoherhobenen Rechten nach dem Hof weisend.

Thies Thiesen!

Im Wasser sühnt man keine Schuld. So macht man kein Gewissen stumm. Durch Schuld und Reue geht des Menschen Weg, das ist sein Los. Und Arbeit heißt der Heiland, der sie löst und sühnt.

*

*

*

Und aus Abend und Nacht ward Morgen.

Und als es Tag geworden war, dehnte sich der große Tod mit nassem Schlangengeiß in den großen Wettern und gierte nach Thies Thiesen mit blankem Auge aus. — Der aber zog mit Roß und Pflug hinaus aufs Feld. . .

Mar Dessoir: Die Grenzen spiritistischer Beobachtungen.

I.

In neuester Zeit hat eine Gruppe psychologischer Untersuchungen mehr als gewöhnlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es handelt sich dabei um die Zuverlässigkeit von Aussagen, zumal von solchen, die praktische Bedeutung besitzen. Am besten bekannt sind wohl die Ergebnisse, soweit sie sich auf das Zeugnis vor Gericht beziehen; aber für die Zwecke der hier folgenden Erörterung kommt es mehr auf die allgemeinen Resultate an. Über sie sei also das Nötige vorausgeschickt.

Die Hauptfrage ist von den Herren W. Stern und D. Lipmann folgendermaßen gefaßt worden: Von welchen Umständen hängt es ab, ob die Aussage eines Menschen — seinen „Wahrheitswillen“ vorausgesetzt — über ein Erlebnis dieses mehr oder weniger genau schildert? Da das objektiv Geschehene niemals völlig rein wiedergegeben wird, so liegen stets nur Annäherungswerte verschiedener Stufen vor. Aber die Werte unterscheiden sich doch sehr stark voneinander, und es muß möglich sein, die Gesetzmäßigkeit dieser Unterschiede zu entdecken; es müssen sich die Grade der Genauigkeit nachweisen lassen als bedingt durch den Inhalt des jeweils Berichteten und die Person des Berichterstatters. Zunächst sind allerdings die Grade der Genauigkeit selber festzustellen. Das geschieht, indem die Aussage zergliedert wird und nachgeforscht wird, wie viele von den in ihr enthaltenen Einzelangaben richtig, falsch oder unbestimmt sind. Das Verhältnis der richtigen zu allen Angaben (mit Einschluß der unbestimmten) bezeichnet man als den „Grad des Wissens“, das Verhältnis der richtigen zu sämtlichen bestimmten Angaben als die Treue der Aussage. Gesezt, ich wollte nach bestem Wissen und Gewissen ein Erlebnis beschreiben, das mir vor zwei Stunden begegnete, so würde nachher die Beschreibung in die einzelnen Angaben zu zerlegen sein, und es wäre erstens die Zahl der richtigen Angaben, zweitens ihr Verhältnis zu allen übrigen, drittens ihr Verhältnis zu der Summe der richtigen und falschen Angaben zu ermitteln. Die Frage ist, ob diese Ziffern in

Mar Dessoir: Grenzen spiritistischer Beobachtungen

einer regelmäßigen Weise abhängen von dem Gegenstand der Aussage und von der Person des Ausagenden.

In der Tat ist das, was geschieht, von Einfluß auf den erreichbaren Grad des Wissens und die Treue der Aussage. Entspricht z. B. das Vorkommnis unsern Erwartungen und Gewohnheiten nicht völlig, so fügt die Phantasie gern dasjenige hinzu, was das Ereignis zu einem typischen machen würde. Ein Zeuge weiß etwa, daß er einen alten Mann gesehen hat, ohne sich genau seines Gesichtes zu erinnern: gar leicht läßt er sich dann dazu verführen, dem Mann einen weißen Vollbart anzudichten. Ist der Zeuge bei einem Vorgang zugegen gewesen, auf den ein zweiter ähnlicher folgte, so neigt er dazu, den zweiten dem ersten gleichzusetzen. Ein Taschenspieler braucht nur ein paarmal dieselbe Bewegung hintereinander zu machen, so wird, wenn nun eine etwas abweichende, den Trick enthaltende, Bewegung kommt, niemand den Unterschied bemerken. Besonders unzuverlässig sind ferner Mitteilungen über die Reihenfolge von Ereignissen, sind Zahlenangaben und nachträgliche Zeitschätzungen. Jedermann kann sich leicht davon überzeugen, wie schwer es uns fällt, die genaue Folge der einzelnen Geschehnisse wiederzugeben, sobald nicht die Überlegung den ursächlichen Zusammenhang zu rekonstruieren und dadurch die wirkliche Ordnung festzustellen vermag. Bei spiritistischen Sitzungen ist das meist nicht möglich! Daß man bei zahlenmäßigen Angaben sich so oft und schwächlich irrt, hat seinen Grund z. T. darin, daß man bei der Beobachtung versäumt, die Anzahl (von Personen und Dingen) sich zu merken, und demnach bei der Beschreibung den aussichtslosen Versuch machen muß, aus verwachsenen Erinnerungsbildern nachträglich eine bestimmte Zahlenangabe zu gewinnen. Aussagen über die Längen vergleichbarer Zeiten knüpfen stets an gewisse psychologische Erscheinungen an und schwanken mit diesen. Auch die zeitliche Einordnung ist von einem unzuverlässigen Faktor abhängig, nämlich von der festen Einprägung bestimmter Orientierungsereignisse.

Was die Person des Ausagenden betrifft, so sind offenbar Mängel der Sinnesorgane (Kurzsichtigkeit, Schwerhörigkeit) mehr oder weniger hinderlich; noch bedenklicher ist natürlich die psychische Minderwertigkeit in allen ihren Formen. Hierfür bietet die spiritistische Literatur Beispiele in Hülle und Fülle. In den Zeitschriften dieser Kreise, gelegentlich selbst in unparteiischen Blättern, werden unter Triumphgeschrei oder mit geheimem Grauen Wunderberichte veröffentlicht, deren Verfasser Namen

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Max Dessoir

und Adresse angeben. Forscht man nun nach, so stellt sich nicht allzu selten heraus, daß die Zeugen mit körperlichen Gebrechen behaftet sind, die ihre Beobachtungsfähigkeit erheblich einschränken müssen, ja daß sie als überspannte Menschen oder gar als harmlose Geisteskranke gelten. Der unbefangene Leser wähnt, mit der Namensnennung sei zugleich die Richtigkeit gewährleistet: er ahnt nicht, wie oft es sich um Leute handelt, denen er schon bei Berichten aus der Alltagserfahrung keinen Glauben schenken würde, wenn er sie genauer kannte. — Über den Unterschied der Geschlechter lehren die bisherigen Erfahrungen der Ausagespsychologie, daß Frauen im Durchschnitt weniger vergessen als Männer. Ihre Angaben besitzen meist den Vorzug größerer Vollständigkeit. Allein sie haben den empfindlichen Nachteil, daß in ihnen mehr hinzugesetzt und umgedeutet wird als in den Berichten der Männer. „Die Frauen vergessen weniger, aber sie verfälschen mehr.“ — Der seelische Gesamtzustand des Beobachters ist günstig, wenn die Aufmerksamkeit richtig eingestellt und in gleichmäßiger Spannung erhalten wird, er ist ungünstig, sobald die Person mit starken Affekten beteiligt ist. Wir werden sehen, daß in beiden Beziehungen die Verhältnisse bei spiritistischen Sitzungen so schlimm wie möglich liegen.

II.

Eine vorläufige Vorstellung davon, wie schwierig und verwickelt Berichte über spiritistische Erscheinungen sich gestalten, wird aus der Wiedergabe eines Musterbeispiels erwachsen. Und hier dreht es sich um ein einziges Geschehnis, das im Grunde einfach war und noch dazu in hellstem Licht erfolgte. Trotzdem gehört außerordentlich viel dazu, um eine Beschreibung wie die folgende liefern zu können. Wir verdanken sie einem englischen Forscher. Ich übersehe sie wörtlich.

An einem Novembernachmittag des Jahres 1902 suchte ich „Palma“ auf, das „kanadische Schiefertafel-Medium mit direkter Schrift“. Unter Palma verbirgt sich ein Mr. Grant, wohnhaft in London, Regent Street 281. Er wies mich in ein kleines niedriges Gemach im ersten Stock. An dem einen Ende des Zimmers stand am Fenster ein kleiner Tisch, mit einem Tischtuch bedeckt, und darauf lagen: ein Briefbeschwerer, eine große Schiefertafel, ein Stoß kleiner Schiefertafeln und noch ein Stoß von sechs ebensolchen kleinen Tafeln. Diese leihen will ich der Bequemlichkeit halber immer als meine Tafeln bezeichnen. Sie lagen an der Tischseite, wo der Stuhl stand, der mir angeboten wurde. Palma

Mar Dessoir: Grenzen spiritistischer Beobachtungen

gab mir ein Stück steifes weißes Papier, 4 zu 3 Zoll groß, und bat mich, den vollständigen Namen einer mir bekannten verstorbenen Person darauf zu schreiben, sie entsprechend dem Geschlecht, dem Verwandtschaftsgrad usw. anzureden, dann eine Reihe von Fragen aufzuschreiben und mich selbst mit dem Ruf- oder Rosenamen zu unterzeichnen, unter dem ich dem verstorbenen Freunde bekannt war. Das Medium verließ darauf das Zimmer, und während seiner Abwesenheit schrieb ich der Anweisung gemäß die Fragen auf. Ich faltete das Papier in zwei Hälften und gab es dem Medium, als es zurückkam. Palma faltete das Papier in vier Teile und legte es dann auf den Tisch, unter den Briefbeschwerer. Ich bekam nun einen nassen Schwamm und einen Lappen, und wurde gebeten nachzusehen, ob meine Schiefertafeln auch unbeschrieben seien; außerdem sollte ich sie sorgfältig abwischen. Während ich dies tat, nahm Mr. Grant die große Schiefertafel vom Tisch, zog sich nach der andern Seite des Zimmers zurück, meinem Platz gegenüber, und machte auf der großen Tafel Berechnungen, indem er — wie er mich belehrte — mein Horoskop stellte; zu diesem Zwecke fragte er nach meinem Geburtstage.

Als ich damit fertig war, meine sechs Platten zu reiben und zu putzen, tat ich sie in einem Haufen auf den Tisch. Palma trat an den Tisch, legte die große Tafel nahe bei meinen Tafeln hin und reinigte dann diese noch einmal persönlich. Darauf legte er die große Tafel oben auf den andern Stoß von kleinen Tafeln an dem entfernteren Ende des Tisches. Er zog nun seinen Stuhl nahe an meinen Stuhl heran, nahm das Stück Papier, auf das ich die Fragen geschrieben hatte, unter dem Briefbeschwerer vor und bat mich, es in die Tasche zu stecken. Er hielt dann meine rechte Hand fest, kam unter die Kontrolle des Geistes, an den ich meine Fragen gerichtet hatte, und beantwortete sie genau, indem er sich dabei auf Gegenstände bezog, die in meinem Brief an den verstorbenen Freund erwähnt waren. Die Kontrolle verschwand, und Palma ließ meine Hand los. Jetzt nahm er meine sechs Tafeln auf und teilte sie in zwei Haufen zu je drei. Auf die oberste Tafel des einen Haufens legte er ein kleines Stück Schieferstift, zusammen mit einem Stück Papier, worauf einige farbige Kleckereien waren, bedeckte den Stoß, auf dem nun der Schieferstift und das bemalte Papier lag, mit den andern drei Tafeln und bat mich dann, das Papier mit den Fragen wieder aus meiner Tasche zu nehmen und unter die oberste Tafel zu legen.

Wir hielten nun alle meine Tafel fest, indem ich an dem einen und

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Max Dessoir

Palma an dem andern Ende anfaßte. Bald darauf hörte man, wie etwas schrieb; dabei geriet das Medium in krampfartige Bewegungen. Als später die drei obersten Tafeln entfernt wurden, zeigte sich auf der vierten eine Botschaft von meinem verstorbenen Freund, mit Schieferstift geschrieben, die die ganze eine Seite der Tafel bedeckte, meine Fragen beantwortete und mich mit dem Namen anredete, unter dem ich in Freundeskreisen bekannt bin. Darunter stand der vollständige Name des Verstorbenen. Über dem Text waren auf der Tafel ein paar bunte Blumen gemalt.

So viel über die Vorgänge in meiner Sitzung mit Palma, wie sie dem Augenschein nach verlief.

In Wirklichkeit fand folgendes statt. Als das Medium zurückkam — ich hatte inzwischen meine Fragen aufgeschrieben — hatte es sich mit einem leeren, steifen, weißen Stück Papier versehen das in vier Teile gefaltet und ebenso groß war wie dasjenige, das es mir gegeben hatte. Dieses Papier hielt Palma in seiner Hand verborgen. Nachdem ich ihm mein Papier gegeben hatte, faltete Palma es in vier Teile, entsprechend dem in seiner Hand verborgenen. Dann ließ er das meinige in der Hand verschwinden und vertauschte es mit dem weißen. (Ein bei Taschenspiellern wohlbekanntes Verfahren, das leichter auszuführen ist mit dickem, steifem Papier als mit dünnem.) Das leere Papier legte er unter den Briefbeschwerer und behielt mein Stück Papier in der rechten Hand versteckt.

Nunmehr nahm er die große Schiefertafel vom Tisch weg, zusammen mit einer kleinen, die darunter verborgen lag und worauf die farbigen Blumen bereits gemalt waren; dann zog er sich nach der andern Seite des Zimmers zurück, wo er, gedeckt durch die große Tafel und unter dem Vorwande, mein Horoskop zu stellen, mein Papier öffnete, meine Fragen las und die Antworten auf die verborgene kleine Tafel schrieb, indem er gleichzeitig meinen Rufnamen und den vollständigen Namen meines ehemaligen Freundes abschrieb.

Während er so beschäftigt war, stellte ich mich, als wenn ich eifrig bemüht wäre, meine sechs Tafeln abzuwischen und zu reinigen, in Wirklichkeit aber zeichnete ich jede einzelne mit einem Präparat, das nicht abgerieben werden kann. Als Palma mit seinen angeblichen Berechnungen fertig war, legte er die große Tafel (mit der verborgenen kleinen Tafel darunter) neben meine Tafeln auf den Tisch. (Die Schrift auf der kleinen Tafel befand sich jetzt auf der unteren Seite.) Unter dem



Honoré Daumier:
Ratapoil. Rückansicht.
Zu m Essay v. Ernst Schur.

Max Dessoir: Grenzen spiritistischer Beobachtungen

Vorwände, meine Tafeln zu reinigen, mit denen er ziemlich lange herumwirtschaftete, vertauschte er eine von ihnen mit der verborgenen präparierten und bildete dann einen Stoß von sechs Tafeln, der fünf von meinen Tafeln enthielt und die präparierte. Dabei sorgte er dafür, daß diese letzte zu unterst zu liegen kam, mit der Schriftseite nach unten. Nun schaffte er die große Tafel von der Tischfläche oben auf den andern Haufen kleiner Tafeln, die weiter ab lagen, indem er so unter Deckung durch die große Tafel die eine von meinen Tafeln aus meiner Nähe entfernte, die er vorher an Stelle der präparierten unter die große Tafel geschoben hatte. Schließlich zog er seinen Stuhl nahe an meinen heran, nahm das leere gefaltete Papier unter dem Briefbeschwerer hervor, vertauschte es in der Hand mit dem meinigen und gab mir meinen eigenen Zettel mit der Bitte, ihn in die Tasche zu stecken.

Die Rede, die nun folgte, während der das Medium meine Hand hielt, kam angeblich von einem Kontrollgeist, war jedoch in Wirklichkeit die Ansprache eines Taschenspieler's, die den Zweck hat, die Aufmerksamkeit von seinen Bewegungen abzulenken. Da das Medium meine Fragen bereits gelesen hatte — nämlich als es vorgab, durch die große Tafel gedeckt, mein Horoskop zu berechnen — war die sog. Kontrolle natürlich imstande, sie genau zu beantworten und sich auf Dinge zu beziehen, die in meinem Brief erwähnt waren. Als Palma meine Hand losließ, hob er die drei oberen Tafeln auf, legte den Schieferstift und das Stück Papier mit den Farbenflecken auf die obere Tafel dieses Haufens, nahm dann die übrigen drei Tafeln, gleichfalls in einem Haufen, und zuletzt drehte er den ganzen aus sechs Tafeln bestehenden Stoß um. (Nach dieser Bewegung wurde die präparierte Tafel mit der Schrift nach unten, die anfangs zu unterst gelegen hatte, die vierte von oben und trug jetzt die Schrift auf der oberen Seite.) Ich nahm das Papier mit meinen Fragen aus der Tasche und legte es, wie verlangt worden war, unter die oberste Tafel des so umgeschichteten Haufens von sechs Tafeln. Dann hielten wir beide die Tafeln. Das Geräusch des Schreibens wurde von Palma erzeugt, indem er auf der untersten Tafel mit einem Fingernagel kratzte. Während dieses Vorgangs machte er die krampfhaften Bewegungen, damit man die Bewegung in seinen Handmuskeln nicht entdecken sollte. Die drei oberen Tafeln wurden entfernt, und die Schrift wurde aufgedeckt.

Die Schrift auf der Tafel ähnelt nicht im mindesten der Handschrift meines verstorbenen Freundes, sondern gleicht der des Mediums.

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Max Dessoir

Eine ganz hervorstechende Eigentümlichkeit in Palmas Schrift (von der ich eine Probe besäße) erscheint auch in der Schrift auf der Tafel. Am Schluß der Sitzung prüfte ich die sechs Tafeln; ich fand, daß fünf von ihnen noch naß waren und mein geheimes Zeichen hatten. Die mit der Schrift war vollständig trocken und trug mein Zeichen nicht. Es war in der Tat eine untergeschobene Tafel, die nicht zu den anfangs vorhandenen sechs Tafeln gehörte, die ich als meine Tafeln bezeichnet habe. —

III.

In dem mitgeteilten Beispiel sind zwei Darstellungen enthalten: die äußere und die innere Geschichte des Vorgangs. Es ist leicht zu sehen, daß ein minder guter Kenner, der nur die Außenseite beobachtet hätte, einen Wunderbericht geliefert haben würde, mit dem die Aussagepsychologie wenig anfangen könnte. In unserm Fall aber, wo wir die beiden Seiten kennen lernen, wird die Möglichkeit einiger der vorher erörterten Beobachtungsfehler recht deutlich. Wir hatten erfahren, daß bei durchschnittlichen Aussagen gern und leicht typisiert wird. Wenn uns also z. B. versichert wird, es schreibe auf der Tafel, und wir gleichzeitig ein Krachen hören, so fassen wir das Ereignis im Sinne des uns geläufigen Typus auf und behaupten frischweg als Tatsache, was doch nur — und zwar falsch — erschlossen war: es habe in jenem Augenblick auf der Tafel geschrieben. Eine besonders rüstige Einbildungskraft mag wohl sogar nach Ablauf einiger Wochen sich einreden, man habe auf der offenen Tafel ein frei stehendes Stückchen Schiefer schreiben sehen. Ferner sei an die allgemeine psychologische Tatsache erinnert, daß sukzessive ähnliche Vorgänge einander gleichgesetzt werden. Auf unser Beispiel übertragen: die Ortsveränderung der Tafeln erscheint dem oberflächlichen Beobachter jedesmal gleichwertig, während sie in Wahrheit immer eine andere Bedeutung hat. Und um schließlich nur noch einen Punkt hervorzuheben: es ist klar, wie sehr es darauf ankommt, die Reihenfolge der Ereignisse und die Zahl der jeweilig im Spiel tätigen Tafeln genau festzustellen. Versagen Beobachtung und Gedächtnis in dieser Beziehung, so wird der ganze Vorgang unerklärlich.

Gegenüber den von überzeugten Spiritisten stammenden Berichten muß die Kritik anders verfahren; sie kann nur im allgemeinen die Unzulänglichkeit der Beschreibung aufdecken. Auch das sei an der Hand eines Beispiels versucht. Als solches schlage ich einen Bericht vor, der nicht von einem unbeträchtlichen Beobachter, sondern von einem bedeu-

Mar Desfoir: Grenzen spiritistischer Beobachtungen

tenden Gelehrten verfaßt war, und der in der Geschichte des Spiritismus eine große Rolle spielt. Ich meine Zöllners Erzählung seines Versuchs, durch das bekannte Medium Glade einen Knoten in einen endlosen Bindfaden schürzen zu lassen. Der Bericht steht im zweiten Band von Zöllners „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ und wird von dem einstigen Philosophieprofessor Ulrici gerühmt, weil er „mit aller wünschenswerten Genauigkeit“ abgefaßt sei. Zöllner schreibt: „Die Dicke des neuen und festen, von mir selbst gekauften und aus Hanf bestehenden Bindfadens betrug zirka 1 Millimeter, die Länge des Fadens, bevor die Schlingen in demselben geschürzt waren, zirka 148 Zentimeter. Die Enden desselben wurden vor Anlegung des Siegels durch einen gewöhnlichen Knoten fest zusammengeknüpft, alsdann die freien Enden des Knotens auf ein Stück Papier gelegt und auf demselben mit gewöhnlichem Siegelack derartig festgesiegelt, daß der Knoten gerade noch am Rande des nahezu kreisförmigen Siegels sichtbar war. Alsdann wurde das Papier rings um das Siegel abgeschnitten. Die beschriebene Versiegelung von zwei solcher Bindfäden mit meinem Petschaft fand am Abend des 16. Dezember 1877 in meiner Wohnung unter den Augen mehrerer Freunde und Kollegen von mir selber statt, und zwar nicht in Gegenwart von Herrn Glade. Zwei andere Bindfäden von derselben Beschaffenheit und Größe wurden erst am andern Morgen von W. Weber in seiner eigenen Wohnung und mit seinem Petschaft versiegelt. Mit diesen vier versiegelten Bindfäden begab ich mich alsdann in die benachbarte Wohnung eines meiner Freunde (des Herrn von Hoffmann), welcher die Güte gehabt, Herrn Glade über acht Tage als Gast in seinem eigenen Hause aufzunehmen. Die betreffende Sitzung fand unmittelbar nach meiner Ankunft in dem Wohnzimmer meines Freundes statt. Unter den vier Bindfäden wählte ich selber einen aus, und um ihn, bevor wir uns an den Tisch gesetzt hatten, nie aus den Augen zu verlieren, legte ich mir denselben derartig um den Hals, daß das Siegel auf der Vorderseite meines Körpers herabhäng und stets von mir beobachtet wurde. Während der Sitzung, in der Glade zu meiner Linken saß, behielt ich das unveränderte Siegel stets vor mir. Glades Hände waren jederzeit frei sichtbar: mit der linken faßte er sich öfter, über schmerzhaft empfundene Klagen, an die Stirn; mit der rechten hielt er ein kleines, zufällig im Zimmer befindliches Brett unter den Rand der Tischplatte. Der herabhängende Teil des Fadens lag zwar unbeobachtet auf meinem Schoße, aber die das Brett haltende Hand Glades blieb mir stets sichtbar. Ein Ver-

schwinden oder eine Gestaltveränderung der Hände Glades beobachtete ich nicht: er machte einen durchaus passiven Eindruck, so daß wir nicht behaupten können, er habe durch einen bewußten Willen jene Knoten geknüpft, sondern nur, daß sie in seiner Gegenwart unter den angegebenen Verhältnissen ohne sichtbare Verührung des Bindfadens entstanden sind.“ (a. a. D. II, 1, S. 214 f.) Aus einem Hinweis im ersten Teil von Zöllners Abhandlungen (S. 726) und aus der dort eingefügten photographischen Abbildung ersieht man, daß es sich um vier nicht fest zugezogene Knoten, sondern lose, knotenförmige Verschlingungen handelt.

An der soeben erwähnten Stelle ist auch etwas gesagt, was der „mit aller wünschenswerten Genauigkeit“ abgefaßte Bericht leider verschweigt, daß nämlich derselbe Versuch bereits einige Male vergeblich gemacht worden war, ehe er glückte. Glade mußte also, worauf es ankam, und hatte Zeit gehabt, sich vorzubereiten. Wie viele Möglichkeiten betrügerischer Maßnahmen so entstehen, läßt sich unschwer begreifen. Auffallend ist ferner, daß Zöllner anscheinend nach der Sitzung weder Papier und Siegel genau geprüft, noch die Länge des geknoteten Fadens gemessen hat; zum mindesten bemerkt er nichts darüber und zeigt eben hiermit, wie harmlos er dem Verlauf der Dinge gegenübergestanden hat. Wir erfahren nicht einmal, was aus den übrigen drei Bindfäden inzwischen geworden war! Die Beschreibung der Sitzung selber ist im höchsten Maße ungenau. Kein Wort über die Zeitdauer, die das ganze Experiment in Anspruch genommen hat — nur der Ausdruck „während der Sitzung“ deutet auf eine ziemliche Länge, — keine fortlaufende Aufzeichnung der Bewegungen des Mediums usw. Äußerst verdächtig ist das Brett, das zufällig im Zimmer war — wer in aller Welt hat „zufällig“ in seiner Stube ein Brett? Es erinnert stark an die große Schiefertafel, die Palma als Deckung zu benutzen pflegt. Offenbar hat Zöllner die Sache bloß unter dem Gesichtswinkel des experimentierenden Naturforschers angesehen, d. h. er hat die Vorbereitungen mit größter Genauigkeit getroffen und beschrieben, dem Ablauf selber jedoch geringere Beachtung geschenkt. Der Physiker darf so verfahren, weil er lediglich mit der gesetzmäßig wirkenden Natur zu schaffen hat: ist die Anlage des Versuchs exakt und richtig erfolgt, so ist des Forschers Hauptarbeit geschehen. Bei spiritistischen Untersuchungen beginnt die schwierigste Aufgabe eben mit den Erscheinungen selber, und die vor allem nötige Eigenschaft ist die des psychologischen Beobachters, von der Zöllner schlechterdings gar nichts befaßt hat. So erklärt es sich endlich, daß er nichts

Max Dessoir: Grenzen spiritistischer Beobachtungen

darüber bemerkt, wann er seinen Bericht niedergeschrieben hat, obwohl die Zuverlässigkeit von der Länge der inzwischen verflossenen Zeit wesentlich mitbestimmt wird.

Dies alles wird hier nicht zum ersten Male gesagt, auch nicht in bezug auf Zöllners Bericht, aber es muß bei der Verbreitung des Spiritismus immer von neuem wiederholt werden. Wenn schon der Bericht eines hervorragenden Gelehrten so arge Schäden aufweist, was ist dann von den durchschnittlichen Erzählungen zu erwarten? Prüft man systematisch die aus ihnen erschießbaren Möglichkeiten der Täuschung, so stößt man verhältnismäßig selten auf Halluzinationen, an die von Gegnern des Spiritismus gewöhnlich zuerst gedacht wird. Da in der Regel mehrere Teilnehmer daselbe erlebt zu haben glauben, müßten sich gemeinsame Halluzinationen durch psychische Ansteckung bilden, und das kommt gewiß nicht allzu häufig vor. Meist werden wohl Sinnesreize unter suggestiven Einflüssen mißdeutet, also Illusionen künstlich erzeugt. Man glaubt kaum, was die geschäftige Phantasie einer im Dunkeln harrenden Menge aus einem Knarren, einem Lichtschimmer oder einer Tasterempfindung herauszulesen vermag! Ich entsinne mich einer Dunkel-sigung, in der die Nachbarn des weiblichen Mediums durch Berührungen aus der Geisterwelt erfreut wurden. Die wirkliche Ursache konnte leicht festgestellt werden. Als ich zweimal ganz zart am Knie berührt worden war, scheinbar ohne es zu bemerken, wartete ich mit der Hand unter dem Tisch auf die dritte Berührung, griff zu und faßte ohne Zweifel einen in Strümpfen steckenden Fuß, der sich in eine rundliche Wade fortsetzte. Das Medium schrie vor Schreck laut auf, zog mit reslermäßiger Stärke und Schnelligkeit das Bein zurück und erklärte auf die teilnehmenden Fragen der Beisitzer, daß sie selber soeben von Geisterhand gepackt worden sei. Und was hatten die anwesenden Spiritisten zu fühlen behauptet? Riesenfauste, Kinderhändchen, Hundeköpfe — kurz, sie hatten in die einfache Berührung durch eine Fußsohle die wunderbarsten Abenteuer hineingeheimnist.

In Ausnahmefällen mag wirklich einmal eine gemeinsame Halluzination zustande kommen. So erkläre ich mir wenigstens vorläufig gewisse sonst unbegreifliche Erzählungen. Beispielsweise ein von indischen Fakiren ausgeführtes Kunststück. Die verschiedenen Zeugnisse stimmen in folgendem überein. Ein Gaukler wirft ein Seil in die Luft, das sich in ein unsichtbares Etwas oben am Himmel einhaft. Die Zuschauer sehen das Seil gerade in die Höhe steigen, solange sie es überhaupt noch er-

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Max Dessoir

blicken; jedenfalls sinkt es nicht sogleich wieder zusammen, nachdem es hochgeworfen war. Ein Knabe klettert anscheinend an dem Seil empor; er wird kleiner und immer kleiner, bis auch er schließlich dem Gesichtskreis entschwindet. Wenige Minuten später fallen Stücke seines Körpers vom Himmel herab, erst ein Arm, dann ein Bein u. s. w.; diese Teile bedeckt der Gaukler mit einem Tuch, murmelt etwas, zieht das Tuch wieder fort und der Knabe springt lachend empor. Zuletzt wird das Tau von seinem unsichtbaren Haken losgemacht und aufgerollt. Ich vermute hinter dem Trick eine Reihe künstlich herbeigeführter Halluzinationen. Auch habe ich nie davon gehört, daß die photographische Platte den Vorgang fixiert hätte.

IV.

In der Mehrzahl der Fälle aber wird der Beobachter weder durch plumpe Taschenspielererei noch durch Trugwahrnehmungen getäuscht, sondern er wird in feinerer Weise veranlaßt, sich selbst durch Lücken der Aufmerksamkeit und Irrtümer der Deutung zu täuschen. Wir haben anfänglich von der subjektiven Seite zutreffender Aussagen behauptet, daß die Aufmerksamkeit richtig eingestellt und in gleichmäßiger Spannung erhalten werden muß. Der letzten Forderung kann schon wegen der übermäßigen Dauer der Sitzungen selten entsprochen werden. Ich hatte einmal ein Medium zu prüfen, in dessen Gegenwart die „Durchdringung der Materie“ angeblich vorkommen sollte. Ein Büchlein war in einen Kasten gelegt, der Kasten versiegelt und in ein „Kabinett“ gestellt worden, während das Medium in einem anderen Zelte saß. Wir Teilnehmer waren angewiesen worden, an das vorausgesagte Ereignis zu denken und beileibe nicht das Buch zu berühren, wenn es jemand in den Schoß fallen sollte. Der besseren „Stimmung“ wegen mußten wir unter Harmoniumbegleitung singen; wir einigten uns auf das Lied „Stille Nacht, heil'ge Nacht“, und wiederholten ungezählte Male die erste Strophe, da die Kenntnis des Textes bei den meisten nicht weiter reichte. Bereits nach einer Stunde waren wir so müde, daß von scharfer Beobachtung nicht mehr die Rede sein konnte. Die wäre übrigens unnötig gewesen, denn nach zwei Stunden, als wegen allgemeiner Ermattung die Sitzung geschlossen wurde, fanden wir Büchlein und Kasten unverfehrt am selben Orte wieder.

Für die richtige Einstellung der Aufmerksamkeit gilt als Vorbedingung, daß man wisse, was da geschehen wird. Von den spiritistischen

Mar Dessoir: Grenzen spiritistischer Beobachtungen

Erscheinungen wird der Forscher jedoch in der Regel überrascht: sie treten sprunghaft, ja katastrophisch auf und treffen daher auf eine schlecht vorbereitete Empfänglichkeit. Eine rühmliche Ausnahme bildet die viel genannte Eufapia Paladino. Sie hat in meiner Gegenwart öfter angekündigt, was kommen werde, und Erscheinungen, deren sie sich jedenfalls ganz sicher fühlte, auf Wunsch wiederholt. Trotzdem mißlang es mir, den *modus operandi* zu entdecken (obwohl vieles andere nachweislich Betrug war), und ihr hinwiederum mißlang es, die gleichen Phänomene zu erzeugen, sobald die Bedingungen so eingerichtet waren, daß eine mechanische Herstellung tatsächlich ausgeschlossen gewesen wäre. Die Begleitumstände aller dieser Vorkommnisse sind eben für wissenschaftliche Ansprüche die denkbar ungünstigsten. Denn selbst wenn das Ereignis als solches vorauszu sehen ist, so muß man doch für die Entscheidung über seine Bedeutung vor allem wissen, *w o r a u f* es dabei ankommt. Da erzählt beispielsweise jemand von einer Sitzung, er habe den die Hauptrolle spielenden Gegenstand auf den Tisch gelegt. In Wahrheit hat das Medium in dem Augenblick, wo des andern Finger sich dem Tische näherten, ihm in selbstverständlicher und unauffälliger Weise das Objekt aus der Hand genommen und selber hingelegt. Der Zeuge hat das im Augenblick natürlich bemerkt, aber bald danach als etwas ganz Nebensächliches vergessen, weil er nicht ahnte, daß der ganze Trick eben hiervon abhängt. Selbst der Taschenspieler, der berufsmäßige oder der Dilettant, der jenem manchmal überlegen ist, kann nicht ohne weiteres als maßgebend gelten. In der Geschichte des Spiritismus hat es sich mehr als einmal ereignet, daß Taschenspieler vorbehaltlos gewisse Kunststückchen für übernatürliche Erscheinungen erklärt haben. Denn diese Sachverständigen sind durch Tricks, die in einer ganz andern als in der ihnen bekannten Art zustande kommen, ebenso leicht zu täuschen wie jeder Laie, ja noch leichter, weil sie sich für unfehlbar halten. Vermögen sie z. B. Schiefertafelschriften gleich der oben erwähnten auf fünf oder sechs verschiedene Weisen zu erzeugen und lernen sie nun ein Medium kennen, das nach abweichenden Grundsätzen, aber mit einer durch einseitige Übung stark entwickelten Geschicklichkeit vorgeht, so sind sie gerade infolge ihrer sonstigen Fachkenntnis noch mehr erstaunt als der ungeschulte Beobachter.

Um zu zeigen, wie schwer es fällt, den entscheidenden Punkt herauszufinden, erinnere ich endlich noch an die Aufsehen erregenden Berichte über den „Hellscher“ Reese. Den Gewährsmann einer großen Berliner Zeitung hatte Reese gebeten, er solle auf einen Zettel den Namen seines

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Max Dessoir

ersten Lehrers schreiben, auf andere Zettel anderes. „Dann,“ erzählt der Berliner, „ging Keesse aus der Stube und ließ mich allein. Ich verschloß die Stube und schrieb, wie mir geheißen war, faltete jeden Zettel mehrmals zusammen und steckte jeden in eine andere Tasche meines Gewandes. Dann rief ich Keesse herein, der sich inzwischen in einer weit entlegenen Stube des Hotels aufgehalten hatte. Keesse schrieb dann mit hebräischen Buchstaben auf einen Zettel zwei Sätze, hieß mich aufs Geratewohl drei von den Buchstaben austreichen, ließ sich von mir die Hand auf seine Stirn legen und sagte: Ihr erster Lehrer hieß Milan Kobali. Das stimmte. Dieser Lehrer lehrte mich vor 18 Jahren in einer südbungarischen Provinzstadt das Alphabet und ist nun schon seit 15 Jahren tot . . . Ja, er nannte mir den Rosenamen, den ich einer Dame zu geben pflegte, einen Rosenamen, der in einem Drama Gerhard Hauptmanns vorkommt, und den ich überdies noch in einer Verstümmelung anwendete, so daß er den bizarrsten Klang hatte, den ein menschliches Ohr je vernommen. Und Keesse nannte den Namen in dieser sonderbaren Form!“

Der Berichterstatter suchte mich kurz nach der Veröffentlichung seines Erlebnisses auf. Durch vorsichtige Fragen gelang es mir, mehrere nicht gewollte Ungenauigkeiten der Darstellung aufzudecken. Nach dem oben wiedergegebenen Bericht sieht es doch so aus, als habe Keesse in weiter Entfernung von dem Zeugen die geheimnisvollen Buchstaben gekritzelt; hierauf sei der Zeuge herangetreten, habe die drei Buchstaben ausgestrichen, die Hand auf Keeses Stirn gelegt und nun die Auskunft erhalten. In Wirklichkeit hat unser Gewährsmann während der ganzen Dauer der Schreiberei beide Hände dem Herrenmeister an die Stirn drücken müssen, alsdann sie abgenommen und die Lettern durchstrichen. Für einen guten Taschenspieler ist es eine Kleinigkeit, beim Schreiben dem dicht vor ihm Stehenden mit der linken Hand ein paar Zettel aus der Westentasche zu nehmen, ihren Inhalt festzustellen und sie nachher dem über den Tisch Gebeugten und nun selber die Feder Führenden wieder hineinzustecken.

Am lehrreichsten jedoch finde ich, daß auf die hellseherische Entdeckung wunderlich klingender Namen solcher Wert gelegt wird. Der Leser kommt gleich seinem Gewährsmann in die Gefahr, zu übersehen, daß es sich lediglich um die Wiedergabe aufgeschriebener Namen handelt und daß es nicht erheblich schwerer ist, Milan Kobali als August Müller zu lesen oder sogar den Rosenamen „mein überzuckertes Sonnenstrahlchen“

Max Dessoir: Grenzen spiritistischer Beobachtungen

anstatt „meine Anna“ zu entziffern. Auch wer an Hellsehen glaubt, sollte begreifen, daß die Seltenheit eines Namens so lange keinen Unterschied macht, als der Name vom Anfragenden selber vorher angegeben werden muß. Dennoch verschiebt sich regelmäßig in dieser Weise die Wertbetonung bei arglosen Zeugen. Gerade über den „Hellseher“ Reese habe ich in einem umfangreichen und zeitraubenden Briefwechsel die Erfahrung gemacht, daß die Beobachter ihre Aufmerksamkeit auf Nebensachen richten und von den wesentlichen Punkten weder klare noch allgemein übereinstimmende Auskunft zu geben vermögen. Deshalb fällt es dem Unbeteiligten so schwer, bloß auf Grund von Berichten nachträglich einen Vorgang zu erklären. Daß es trotzdem gelegentlich glücken kann, lehrt die kritische Untersuchung, die Hereward Carrington einem berühmten Falle Askows hat zuteil werden lassen. In diesem Falle soll ein Teil des Körpers der Frau d'Espérance dematerialisiert worden sein, um dem Spirit den nötigen Stoff zu seiner Verkörperung zu leihen; während der Oberkörper des Mediums auf dem Stuhl gesessen oder getastet werden konnte, war von den Beinen auf dem Stuhlsitz nichts zu fühlen. Askow hielt den Vorfall für einen der beweiskräftigsten. Prüft man indessen die Zeugnisse, so ergibt sich, daß von den fünfzehn anwesenden Personen einige jeden Bericht verweigert haben (mutmaßlich weil sie sich betrogen glaubten und doch keine befriedigende Aufklärung zu geben vermochten), ferner daß von den übrig bleibenden Aussagen die meisten unbestimmt oder negativ sind, endlich daß nur drei entschieden zugunsten des Phänomens sprechen. Mit Hilfe dieser drei ausführlichen Gutachten gewinnt man ein klares Bild des Sachverhalts. Das Medium hat, von der Dunkelheit begünstigt, für kurze Zeit seine Beine zwischen Rückenlehne und Sitz des Rohrstuhles nach hinten geschoben, so daß nur die Kleider vorn auf dem Sitz blieben. Da die Maße des Stuhles mitgeteilt werden, hat Carrington den Versuch nachahmen und seine Ausführbarkeit unwiderleglich feststellen können.

Einer der Teilnehmer an jener denkwürdigen Sitzung mußte, durch immer weiter gehende Fragen veranlaßt, mehrmals sich ausdrücken; dabei sind seine Angaben nicht nur reicher an Einzelheiten, sondern auch begeisterter geworden, so daß der Vorgang im letzten Bericht um vieles wunderbarer aussieht als im ersten. Hierdurch werden wir auf eine weitere Grenze spiritistischer Beobachtungen aufmerksam gemacht. Der Wert der Zeugnisse hängt davon ab, wann sie ausgestellt werden. Auch bei gewissenhaften Beobachtern verschiebt sich im Lauf der Jahre manches.

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Max Dessoir

Anfänglich sind ihnen die Einzelheiten noch gegenwärtig; aber was sie nach reiflicher Überlegung für Nebensache halten, das vergessen sie ziemlich schnell. Mittelglieder werden ausgeschaltet, Punkte miteinander verknüpft, die vorher weit getrennt waren — oder es wird umgekehrt dies und das von der allmählich freier schaltenden Einbildungskraft hinzugefügt. Welche Veränderungen erfolgen, das ist durch das Gefühlsverhältnis zu der Angelegenheit bestimmt. Wenn jemand anfangs gläubig gewesen war und sich später dessen schämt, so läßt er alles „überzeugende“ in der Erinnerung zurücktreten; ist er dagegen durch Zwischenfälle oder neue Erfahrungen vom Zweifel zum Glauben bekehrt worden, so färbt sich alles im entgegengesetzten Sinne.

Noch wichtiger ist der Anteil des Gefühls während der Sitzungen selber. Als ich zu Anfang unserer Betrachtung das Freisein von Erregungen emotionaler Art als eine der Beobachtung günstige Bedingung nannte, fügte ich sogleich hinzu, daß diese Freiheit gegenüber spiritistischen Vorgängen gar selten eintritt. Die Spiritisten befinden sich von vornherein in einer Stimmung, in der sie einerseits alles, selbst das Unglaubliche, für möglich, andererseits alles, selbst das Einfachste, für wunderbar halten. Doch auch kühlere Beobachter geraten leicht in einen ihren Blick trübenden Aufregungszustand. Das Gefühl, dem irgendwie Wunderbaren nahe zu sein, der Gedanke an Erfahrungen anderer, die Sonderbarkeit der ganzen Lage, die Bemerkungen der übrigen Teilnehmer — das alles pflegt, wie ich mehrmals gesehen habe, sogar ausgezeichnete Naturforscher und Ärzte aus dem so nötigen Gleichmut herauszubringen. Erst nachdem jemand mehrere Sitzungen mitgemacht hat, kann sich in ihm die gleichmäßig ruhige Stimmung entwickeln, die den Wert der Aussage erhöht.

Zusammenfassend wäre also zu sagen: Wir haben zwar ungezählte Berichte über spiritistische Erscheinungen. Aber in den meisten Fällen beweisen sie nur, daß die Berichterstatter nicht ahnen, was in solchen Dingen wissenschaftliche Evidenz heißt. Denn das menschliche Zeugnis ist, wie unsere Überlegung gezeigt hat, ganz besonders unzuverlässig unter den Umständen, an die die spiritistischen Erscheinungen geknüpft sind. Aus den allermeisten Erzählungen erfahren wir nicht, was vorgefallen ist, sondern etwas ganz anderes. Daher muß aufs ernsteste davor gewarnt werden, die Berichte zu weitreichenden Folgerungen zu benutzen.

Hugo Eckener: Graf Zeppelin. Sein Luftschiff und seine Persönlichkeit.

(Mit einem Bilde von Ernst Dickardt.)

Man muß schon auf ganz große Epochen in der Geschichte unseres deutschen Volkes zurückgreifen, um ähnliche Tage einer allgemeinen nationalen Begeisterung und einer fast überschwenglichen Opferfreudigkeit in allen Ständen, allen Gauen zu finden, wie wir sie unlängst erlebten, als das Zeppelinsche Luftschiff seinen Triumphflug über das Rheintal nahm und dann durch die jähe Katastrophe bei Eckerdingen alle Gemüter in den Tiefen erschütterte. Was war die Ursache dieser beispiellosen Volksbewegung? War es die Begeisterung und das Verständnis für das epochemachende Werk des kühnen Konstrukteurs, das eine uralte Sehnsucht des Menschengeschlechtes zu befriedigen versprach? War es die Sympathie für die edle Persönlichkeit des tapferen Grafen, der durch sein ideales, vorbildliches Streben und Leben und durch die rührende und zugleich erhebende Geschichte seines Kampfes und Leidens unserer mattherzigen, kleinlichen Generation als ein aus unerquidlichen Missern und emporhebender Nationalheros erscheinen mochte? Oder waren es vielleicht dunkle Beklemmungen politischer Art, die unbestimmte Hoffnungen an das modernste Kriegswerkzeug knüpften, das Graf Zeppelin seinem Volke baute? Wir wissen es nicht. Vielleicht war etwas von allem in dem Gefühl vorhanden, das in so elementarer Weise sich Luft machte.

Erstaunlich ist es jedenfalls, daß das ganze große Publikum der „Laien“, das stets so skeptisch jeder Luftschiffahrt gegenüber stand, plötzlich ein so schrankenloses Vertrauen einem Fahrzeug entgegenbrachte, das von den „Fachleuten“ noch bis zur heutigen Stunde mit einem nicht unbeträchtlichen Schütteln des Hauptes angesehen wird. Fachleute sind zwar in der Regel bedenklicher. Das Wissen von all den kleinen Bosheiten und Widerständen der Materie macht zaghafter. Die schöne Naivität läßt optimistischere und kühnere Gedanken fliegen. Sollte auch hier die Unkenntnis den Freudentaumel der Hunderttausende begünstigt haben? Oder trägt eine glückliche, frische Intuition die Volks-

Seele zu einem besseren Begreifen des Neuen empor, als es die nur allzu leicht verknöcherte Tradition der „Schule“ zuläßt?

Denn kühn und neu ist die Grundidee des Grafen Zeppelin! Mag man noch so viel das alte Aeronautenproblem der „Landbarkeit“ des „starren“ Luftschiffes erörtern und mag auch Graf Zeppelin selber sich im Eifer der Kontroverse und der Defensivität oft zu Erörterungen der Landungsfähigkeit seines Schiffes unmerklich haben drängen lassen — der originelle und letzte Gedanke seiner Konstruktion ist doch der, daß er gar kein Schiff zum L a n d e n, sondern ein Schiff zum F l i e g e n bauen wollte. Das soll man nicht verdunkeln! Durch großes Flug- und Steuervermögen und durch unbedingte Betriebssicherheit wollte er alles, auch das Problem der Landbarkeit letzten Endes lösen. Und wir sind der festen Überzeugung, daß das der einzige Weg ist, je zu einer Luftschiffahrt großen Stiles zu gelangen. Alles Kompromisseln mit Forderungen, die die Freiballonpraxis eingibt, ist vom Übel. Das gibt ausgeklügelte, vielleicht „geistvolle“ Konstruktionen, aber keinen großen Wurf, der neue Entwicklungsphasen einleitet. Es ist eine schwer verständliche, ja traurige und kraftlose Verzagtheit, wenn man angesichts der wunderbaren Entwicklung unserer modernen Technik glaubt bezweifeln zu müssen, ob jene Betriebssicherheit, die der Zeppelinsche Lenkballon erstrebt, auch erzielt werden könne, wenn man wegen der Motorpannen, an denen Zeppelins Fahrzeug zugrunde ging, an der Möglichkeit, ganz zuverlässige Motoren zu bauen, verzweifelt.

Graf Zeppelin konstruierte ein Luftschiff mit festem Aluminiumgerippe, an dem die Gondeln fest und unbeweglich angebracht sind. Der leitende Gedanke hierbei bestand hauptsächlich in folgendem: An dem festverbundenen Bau lassen sich die Triebkräfte und Steuerorgane bequem an d e n Punkten anbringen, wo sie die günstigste Wirkung erzielen. Die Propeller arbeiten in der Ebene des Widerstandsmittels und vermeiden störende Stampfbewegungen des Fahrzeugs, zumal der Schwerpunkt mit dem Widerstandsmittelpunkt sich bei dem „starren“ Schiffe nahe zusammenbringen läßt. Die Steuer wirken ebenso an dem festverbundenen Bau am leichtesten und präzisesten, da keine lose mitgeschleppten Massen die Bewegungstendenzen von Gondeln und Ballonkörper durchkreuzen. Kräfte und Steuer wirken vielmehr an einem organischen Ganzen, das allen Befehlen präzise gehorcht.

Eine Folge dieser günstigen Eigenschaft ist die gute Ausnutzung der Triebkräfte in bezug auf die Fahrtgeschwindigkeit. Das starre Schiff

zeigt ein unvergleichlich ruhiges, gleichmäßiges Dahinschweben. Weder ein Zickzackkurs in der Vertikal- oder Horizontalebene, noch vermehrte Reibungswiderstände des schräg stehenden Ballonkörpers beeinträchtigen die Geschwindigkeit. Das ist um so belangreicher, als das lange starre Gerippe überdies gestattet, zwei Propellerpaare über zwei Gondeln anzubringen und das Zeppelinsche Fahrzeug relativ bedeutende Kräfte ins Spiel zu setzen vermag.

Ein großer Vorzug des starren Systems liegt ferner darin, daß es gestattet, Schiffe von fast beliebiger Größe zu erbauen, die stets ihre Form bewahren und einen großen Aktionsradius und große Tragkraft haben. Bei allen loseren Systemen wird es schwer möglich sein, über eine gewisse Größe hinaus zu bauen, da sich dann Schwierigkeiten ergeben, durch inneren Überdruck die Form des Schiffes zu erhalten. Durch den genannten Vorzug überwindet es auch seinen ursprünglichen Nachteil, der in der Schwere der metallischen Konstruktion begründet liegt. Bei einer gewissen Dimension wird nicht allein die absolute, sondern auch die relative Tragkraft der starren Schiffe eine sehr bedeutende.

Eine besondere Hervorhebung unter den vielen sonstigen Vorteilen des Zeppelinschen Typs mag dann noch der erfahren, daß man an dem starren Gestell in bequemer Weise alle Organe doppelt anbringen kann: Motoren, Luftschrauben, Höhen- und Seitensteuerungen sind an Zeppelins Luftschiff doppelt vorhanden. Die Betriebssicherheit wird damit eine erheblich größere.

Es sollten demnach schnelle, leicht steuerbare und betriebssichere Schiffe mit langem Flugvermögen sein, mit denen Graf Zeppelin das Problem der motorischen Luftschiffahrt lösen wollte und die er in seinem starren Typ gefunden zu haben glaubte. Der Widerstand gegen seine Ideen erhob sich von zwei Seiten. Die Ingenieure, und namhafte Autoritäten darunter, erklärten seine Konstruktion für ein Unding. Man warf ein, daß das leichte Gerippe unter der Last der Gondeln zusammenknicken würde. In der Tat traten bei den ersten Fahrten im Jahre 1900 recht starke Deformationen am Metallgerüst ein. Aber nichts ist unsinniger, als in Dingen der Technik heute ein „Unmöglich“ zu sprechen. Besonders Ingenieure selbst sollten sich hüten. Am zweiten Modell des Grafen Zeppelin waren die Unzulänglichkeiten schon vollständig beseitigt. Ferner hatte man starke Bedenken bezüglich der Stabilität des Zeppelinschen Baues, weil das schwere Metallgerüst und die kurze, feste Gondelaufhängung eine hohe Lage des Schwerpunktes unvermeidlich machte.

Wenn nun auch nachweislich eine Kraft von etwa 80 Metertonnen einem Überschlagen des Schiffes sicher entgegenwirkte, so blieb doch stets eine große Labilität desselben um seine Querachse bestehen, und man hat die bedeutenden Stampfbewegungen, die die ersten beiden Modelle machten, immer wieder mit sehr bedenklichen Mienen konstatieren zu sollen vermeint. Graf Zeppelin wußte auch hier Rat, wo die Autoritäten unlösliche Schwierigkeiten zu sehen schienen. Durch eine geniale Anlage von Höhensteuerungen und Stabilisierungsflossen wußte er sein Schiff zugleich so stabil und doch wieder so beweglich zu machen, daß er als ein „Entdecker“ in bezug auf das Stabilitätsproblem zu gelten hat. Die Leistungen seines Schiffes werden eine Revision alter Konstruktionsgesichtspunkte nach sich ziehen. Das Zeppelinsche Luftschiff fährt so „stabil“, so ruhig und sicher wie kein anderes. Zugleich ist es so lenkbar und beweglich in der Vertikalebene wie kein zweites, selbst das Parsevalsche mit seiner verschiebbaren Gondel nicht ausgenommen.

Aus dieser wundervollen Eigenschaft des Fahrzeugs ergeben sich für seine Aktionsfähigkeit einige sehr wertvolle Konsequenzen. Da man vermöge der Höhensteuer sehr schnell und kräftig die Neigung des „Zeppelin“ zur Horizontallage ändern und denselben schräge auf- oder abwärts treiben kann, so hat man es in der Hand, Auftriebs- oder Falltendenzen des Schiffes in starkem Maße zu begegnen. Die Kraft, mit der das schnelle Schiff solche Tendenzen besiegt, ist erstaunlich. Innerhalb eines Höhenpielraums von mehreren hundert Metern ist es beliebig dirigierbar. Auf- oder absteigenden Luftströmen räumt es ungern Herrschaft über sich ein. Starke Auftriebstendenzen, die sich aus Sonnenstrahlung und Gaserwärmung ergeben, vermag man durch die Höhensteuer und Drachenwirkung des Schiffskörpers selbst zu paralisieren. Damit ist die Möglichkeit gegeben, Gasverlusten und Ballastabgaben in hohem Grade auszuweichen und das Leistungsvermögen des an sich schon sehr potenten Schiffes gewaltig zu steigern.

Die eminente Steuerfähigkeit des Zeppelinschen Typs in der Vertikalebene erweist sich weiter als von ganz besonderer Bedeutung für das Problem der „Landlandung“ des Schiffes. Neben den Ingenieuren, die die Festigkeit und Stabilität desselben bemängelten, traten schnell die Aeronauten auf den Plan und verurteilten das starre Fahrzeug in Grund und Boden wegen seiner angeblichen Unfähigkeit, auf festem Boden zu landen. Nun haben wir aber schon dargelegt, daß Graf Zeppelin bewußt mit der Absicht konstruierte, vermöge der Leistungsfähigkeit seines

Schiffes ungewollten Landungen aus dem Wege zu gehen. Sein Fahrzeug sollte immer imstande sein, in den Hafen zurückzukehren und event. in der Luft „abzuwettern“. Das ist nun aber nicht so aufzufassen, als ob, wie viele Aeronauten glauben, der „Zeppelin“ jede Berührung mit dem festen Boden zu scheuen habe. Sein Konstrukteur hat vielmehr von jeher betont, daß er mit seinem Schiff sanft und leicht, ohne jede Havarie landen könne. Jene oben erwähnte Stabilität und Beweglichkeit zugleich in der Vertikalebene ist es, der diese Fähigkeit entspringt. Gegen einen kräftigen Wind wird man damit in einer so glatten Weise landen können, wie die Freiballonaeronauten es sich nicht träumen lassen. Die Landung bei Stürdingen hat es bewiesen: In einem Wind von etwa 8 Metern setzte das Schiff so sanft und leicht bloß mit der vorderen Gondel auf, daß die Insassen es kaum spürten. Die viel unruhiger und weniger stabil in der Luft liegenden halbstarren und unstarren Schiffe werden eine solche Eleganz der Auflandung kaum je erzielen können. Zwar wird Graf Zeppelin solche Landungen nur bei gutem Wetter ausführen. Denn das Halten des Ballons auf dem festen Boden bei stürmischem Wetter wird allezeit eine mißliche Sache sein und zwar für alle Motorluftschiffe, nicht nur für den „starren“ Zeppelin. Eine ungewollte Landung, vielleicht infolge Motordefekts, wird immer nur zu leicht den Verlust des Fahrzeugs bedeuten. Den Schutz vor solchen Verlusten dürfen wir aber nicht in losen, lappigen Konstruktionen suchen und nicht in Reißbahnen, sondern in einer Steigerung der Betriebssicherheit und Leistungsfähigkeit der Luftschiffe.

Sehen wir uns nach diesen mehr allgemeinen Ausführungen einmal kurz die tatsächlichen Leistungen des Zeppelinschen Schiffes auf seiner Fernfahrt an. Das Luftschiff verließ am 4. August morgens früh um 6,20 Uhr seine Halle und schlug genau um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr im Aufsteigen den Kurs auf Konstanz ein. Um 2,45 Uhr passierte es Mannheim, das unter Berücksichtigung der Rheinkrümmungen, denen das Schiff folgte, reichlich 410 Kilometer von Friedrichshafen entfernt ist. Also machte es fast genau 50 Kilometer die Stunde über dem Boden, wobei in Betracht zu ziehen ist, daß das Schiff nicht immer, wenn auch meistens, mit beiden Motoren lief, und daß die 240 Kilometer von Basel bis Mannheim gegen eine allmählich sich verstärkende nördliche Luftströmung gingen. Die Leistungen anderer Luftschiffe, der „Patrie“ auf ihrer Reise Meudon-Verdun, des „Parseval“ und des alten Militärluftschiffes auf der Fahrt nach Brandenburg und zurück, bleiben mit ihren 30—35 Kilo-

meter Stundengeschwindigkeit weit dahinter zurück. Kurz hinter Mannheim erfolgte dann eine Motorpanne.

Was die Flugdauer angeht, so war das Luftschiff reichlich zwanzig Stunden in der Luft. Das ist nicht die Höchstleistung, die man von ihm erwarten darf und muß. Auf die für das Zeppelinsche Fahrzeug relativ kurze Dauer von zwanzig Stunden wurde die Reise auch lediglich durch Motordefekte hinuntergedrückt. Die oben erwähnte außerordentliche Kraftentwicklung, deren das Schiff in bezug auf willkürliches Hinauf- und Hinabdrücken vermöge seiner Höhensteuer fähig ist, vermochte dasselbe trotz der bedeutenden Erwärmung des Gases durch Sonnenstrahlung und trotz der starken Gewichtsabnahme infolge Benzinverbrauchs in ungefähr den gleichen Höhen wie bei der Abfahrt zu halten. Gasverluste durch Hochgehen kamen also zunächst nicht vor, und die Fahrtdauer hätte eine sehr ausgedehnte werden können. Erst als kurz hinter Worms ein Zahnrad an dem Kühlventilator defekt wurde und der eine Motor abgestellt werden mußte, wurde infolge der geringeren Eigengeschwindigkeit die Gewalt über das Schiff geringer, und man stieg in Höhen von mehr als 1000 Meter hinauf, wo die Ballons viel Gas abbliesen. Es wäre nun doch noch möglich gewesen, nach einiger Entlastung das Luftschiff wieder in vielstündiger Fahrt von Mainz bis an den Bodensee zurückzubringen, wenn nicht wieder ein Motordefekt eingetreten wäre, der dadurch bedenklich wurde, daß der Wind allmählich stark auffrischte. Auf den Fildern avancierte man trotz einer Eigengeschwindigkeit von reichlich 10 Sekundenmetern nicht mehr mit dem einen Motor.

Man darf auch bei vorsichtigster Berechnung aus den am 4. und 5. August gezeigten Leistungen die Annahme herleiten, daß schon das jetzt bei Echterdingen zerstörte Modell leicht zwei Tage und eine Nacht, also 36—40 Stunden hätte in der Luft bleiben können, wenn die Maschinerie intakt geblieben wäre. Das würde bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von auch nur 40 Stundenkilometer schon einen Aktionsradius von 1400—1600 Kilometern ergeben. Eine solche Leistungsfähigkeit muß schon jetzt genügen, das Schiff für strategische Aufklärungs Zwecke weitesten Umfangs als geeignet erscheinen zu lassen und das Landungsproblem, von ganz exzeptionellen Wetterlagen abgesehen, in dem von seinem Erbauer gewollten Sinne zu entscheiden. Selbstverständlich hat nun aber die auf der Fernfahrt gewonnene Erfahrung bereits allerlei Gedanken und Erwägungen zu einer weiteren Verbesserung des Schiffes und seiner Führung entstehen lassen. Man wird bei dem

Paul Heydel:
Schloß Fontainebleau.
(Aus der Berliner großen
Kunstaussstellung.)



mit einer Geschwindigkeit weit darüber zurück. Kurz hinter Mannheim erregte denn eine Motorpanne.

Was die Vögel vorangeht, so war das Luftschiff reichlich zwanzig Sekunden in der Luft. Das ist nun die Höchsteistung, die man von ihm erwarten darf. Auf die für das beschriebene Fahrzeug relativ kurze Dauer von zwanzig Stunden wurde die Reise auch lediglich durch Meteorologische Klammerngefahr. Die oben erwähnte außerordentliche Kraftleistung, deren das Schiff in bezug auf weltliches Hin- und Herfahren verwege seiner Höhensteuer fähig ist, vermochte das- selbe trotz der bedeutenden Schwächung des Gases durch Sonnenstrahlung und trotz der starken Gewichtszunahme infolge Verzinsverbrauchs in ungefähr den gleichen Höhen wie auf der Ascher zu halten. Überläufe durch Bedenken kamen also gar nicht auf, und die Fahrtdauer hätte eine sehr akzeptable werden können. Ist als Luftschiff der Worms ein Schraub an dem Luftschiffen befestigt wurde und der eine Motor ab- gegeben werden sollte, wurde infolge der geringen Leistungsfähigkeit die Gefahr über das Schiff zu steigen, und man hätte die Höhen von mehr als 1000 Metern auf, die die Dampfer fliegen, ablassen. Es wäre nun sehr leicht gewesen, nach einer Veranlassung das Luftschiff zu einem anderen Ort, von Mainz bis in den Hohenze zurückzu- bringen, wenn nicht vorher ein Meteorologe angetreten wäre, der dadurch die Luft war, daß der Wind allmählich stark aufstiege. Auf den- selben ereignete sich trotz einer Leistungsfähigkeit vor reichlich 40 Stundenmetern nicht mehr mit dem einen Motor.

Wenn dort auch bei vorübergehender Berechnung aus den am 4. und 5. August gezeigten Leistungen die Annahme vorliegt, daß schon das- selbe bei Echterdingen gerät. Neben leicht zwei Tage und eine Nacht, also 36--40 Stunden könne in der Luft bleiben können wenn die Mas- schine in intakt geblieben. Das würde bei einer Durchschnitts- geschwindigkeit von 100 km in 40 Stundenkilometern schon einen Abstand von 4000--5000 Kilometern ergeben. Eine solche Leistungs- fähigkeit muß sehr sehr selten sein, das Schiff für strategische Auf- stellungszwecke geeignet wäre, als geeignet erscheinen zu lassen und das Landungsproblem von ganz anderen, praktischen Gesichtspunkten, in dem von einem Fahrzeug zu den Höhen zu entscheiden. Selbstver- ständlich ist nun aber die auf der vorangehenden gewonnenen Erfahrung beruht allerlei Gedanken und Überlegungen zu einer weiteren Verbesserung des Aufbaus und seiner Führung ersehen lassen. Man wird bei dem

Paul Heydel:
Schloß Fontainebleau.
(Aus der Berliner großen
Kunstaussstellung.)



Neubau erhebliche Gewichtserparungen machen können, man wird die Motore verstärken und namentlich in bezug auf die Slung zuverlässiger bauen. Andererseits wird man bei der Führung auf großen Fahrten künftig umsichtiger handeln können, die Beanspruchung der Motore rationeller gestalten, der Ballastaufnahme eine größere Sorgfalt zuwenden und dergleichen mehr, um Gasverlust nach Möglichkeit hintanzuhalten. Nie gelang eine ganz große Sache auf den ersten Wurf! Aber der Schritt, den Graf Zeppelin machte, ist so gewaltig und epochemachend, daß wir seit der Schweizerreise und der Fernfahrt unbedenklich sagen dürfen: „Wir sind eingetreten in das Zeitalter des Luftverkehrs“.

*

*

*

Nach den vorstehenden sachlichen Ausführungen darf man gewiß zugeben, daß das deutsche Volk von einem sicheren Instinkte geleitet war, wenn es das Werk des Grafen Zeppelin und seine Erfolge mit Jubel und Begeisterung begrüßte. Und doch glauben wir, daß in der wunderbaren Bewegung, die jüngst aller Seelen ergriff, noch andere Empfindungen als die des Glücks und der Genugtuung über eine bedeutsame Erfindung sich äußerten. Was ist dem Volke schließlich ein Kultur förderndes Werk, und sei es auch ein Luftschiff, das uralte Klaridenwünsche und Sehnsuchten des Menschengeschlechtes zu verwirklichen verspricht? Wie oft, wie leicht schlägt in dieser krausen, brutalen Welt ein genial erdachtes Werk zum Unheil für die Menschen aus, zerstört es hier an Glück, was es dort davon austeilte! Aber was kann, was muß dem gesunden Empfinden des Volkes stets eine echt sittliche Persönlichkeit bedeuten, die ihm, zumal in trübseligen, kleinlichen Zeiten, als Held und Vorbild leuchtet, aus dem es Vertrauen und Zuversicht für seine eigene Zukunft schöpft! Der Einfluß, der von ihrem hohen Streben und ihrer Gesinnung weithin sich still verbreitet, mag oft der Menschheit mehr an echtem Glück schenken als aller Nutzen ihrer Werke und Erfindungen. Zu unverkennbar tönt aus all den rauschenden Kundgebungen der letzten Tage die tiefe Genugtuung darüber heraus, daß man einen edlen, unermüdblichen Streiter für eine bedeutsame Sache Siege erringen sehen durfte, die den Glauben an die Macht des Idealen in uns stärken und alle jene mit frischem Mut erfüllen müssen, die irgendwo im Dunkeln sonst noch für der Menschheit Glück sich mühen und leiden. Graf Zeppelin ist dem deutschen Volk kein bloßer Erfinder, er ist sein Held, der viele Millionen über sich selbst hinaus erhob.

„Arbeiten, nicht verzweifeln!“ Dieser Carlylesche Wahlspruch fand

nie wohl bessere Erfüllung als in Graf Zeppelins Person. Was dieser seltene Mann litt und kämpfte für seine Ideen, das muß jedem, der es weiß, ans Herz greifen, und das lohnt ihm jetzt das deutsche Volk in der Größe des Triumphes, den es ihm bereitet. Hohn und Widerspruch trat ihm entgegen, als er, der „Laie“, der alte Reiteroffizier zu Anfang der neunziger Jahre mit dem Entwurf seines „starren“ Luftschiffes kam. In jäher Arbeit mußte er sich Schritt für Schritt Anerkennung erstreiten für die vielen kleinen und kleinsten neuen technischen und aerologischen Auffassungen, die er brachte. Wer ihn die ungezählten Winterabende bis in die Nacht beim Scheine seiner Lampe den tausend Problemen seines Planes in unermüdlichem Fleiße nachgehen, wer ihn immer neuen Schwierigkeiten, die Geldnot, Neid und Verständnislosigkeit vor ihm aufstürzten, unentmutigt begegnen und rührig, unablässig im Lande für sein Dogma Jünger suchen sah, der mußte so viel Energie bewundern. Und wer dabei war, wie er an jenem Wintermorgen (17. Januar 1906) im Allgäu, aufrecht wie eine Eiche im Sturm, unter den Trümmern seines zweiten Luftschiffs stand und nicht verzweifelte, in Tagen, die auch sonst noch schwere Prüfungen ihm brachten, der verneigte sich ehrfurchtsvoll vor so viel Kraft und Größe eines Menschenherzens. Zu einer wahrhaft heroischen Charaktergröße reckte er sich empor in den schlimmen Frühjahrsmonaten, die jener Katastrophe folgten, als er der ganzen Welt zum Trost mit letzten Mitteln sein Fahrzeug wieder aufbaute, und mit dieser Tat, die endlich den Erfolg ihm brachte, eroberte er sich Herz und Sympathie der ganzen Welt und ward er der gefeierte Liebling der Millionen, die immer dürsten, einem Held und Führer ihre Seelen wekt zu öffnen.

Man würde jedoch irren, wenn man im Grafen Zeppelin zuerst und in erster Linie den unbeugsamen Willensmenschen, den kalten Fanatiker für seine Ideen sehen wollte. In der Brust dieses merkwürdigen Mannes wohnen zwei Seelen. Der erste und stärkste Eindruck, den man von ihm empfängt, ist der eines gütigen, weichen, phantasievollen Menschen. „Er ist der letzte Ritter,“ meinte einmal ein Herr in dem Friedrichshafener Kreise. Das Wort wurde aufgenommen wie eine klare erschöpfende Formel. Denn in der Tat: Alles, was wir mit dem Begriffe „Ritterlichkeit“ verbinden und was romantische Ideale einst von alten Rittern forderten, leuchtet uns als seine innerste Wesenheit sofort entgegen. Hohes Streben, vornehmer Sinn, Freundestreue und Dankbarkeit, zarteste Rücksichtnahme und Gerechtigkeit, feinste Liebenswürdigkeit und Höflichkeit

erobern ihm schnell alle Herzen. Die Gastfreundschaft, die er ausübt, ist unbegrenzt. Seine Fürsorge für alle, die mit ihm in Berührung kommen, unermüdlich. An sich selbst denkt er zuletzt. Bescheiden wohnt er seit Jahren in zwei Zimmern eines alten Gasthofs und begnügt sich mit dem denkbar einfachsten Komfort. Bescheiden geht er allen Veranstaltungen aus dem Wege, die seine Person in hellere Beleuchtung bringen könnten. Wie er kürzlich, von seiner Familie überredet, einem Bildhauer zu einer Sitzung sich bequemte, meinte er resigniert: „Es ist ein entsetzlicher Gedanke, so bei lebendigem Leibe versteinert zu werden.“

Ein paar kleine Züge: Es war im Oktober 1906. Wir fuhren mit dem Grafen zur Ballonhalle hinaus, um das dritte Schiff zum ersten Male aufsteigen zu sehen. Das zweite war zertrümmert; am neuen hing die letzte Hoffnung. Würde es gehen? Wir saßen nachdenklich und bekümmert da, und keiner mochte ein Wort sprechen. Da wendet sich Graf Zeppelin an seinen Neffen: „Max, haben die Leute auf dem Prähm zu essen bekommen? Ist für die Ankunft von Fräulein E. Vorbereitung getroffen . . . ?“ Und so weiter ein halbes Duzend kleiner Sorgen der aufmerksamsten Fürsorge für andere. Daß in der nächsten Stunde sich sein eigenes Geschick entscheiden sollte, schien ihn nicht zu kümmern . . .

Und es ging! Da war es nun sein erstes, nach Konstanz hinüber zu fahren, wo sein Bruder Eberhard auf dem Krankenbette lag. Und der Bruder hörte das Sausen der Luftschrauben über dem Hause und lächelte beglückt. Wenige Tage später starb er in Frieden.

Und wie rührend ist folgender Zug: Als ihm am 15. Juli d. J. das Luftschiff beim Herausbringen aus der Halle schwer beschädigt wurde, so daß kostspielige Reparaturen erforderlich waren, da nahm er es gelassen hin, obwohl die Erfüllung seiner Hoffnungen damit wieder in weite Ferne gerückt wurde. Nur einen Kummer äußerte er am Abend an der Tafel: „Es tut mir leid um die Leute. Sie sollten jetzt endlich einmal Ruhe haben, und nun geht die drängende Arbeit wieder los!“

Liebe und Güte sind der Grundzug seines Wesens, und aus dieser seiner eigenen Natur schöpfte er wohl letzten Endes stets seinen Glauben an den Sieg seiner guten Sache. Sonnige Naturen sind nicht leicht zu pessimistischen Anwandlungen geneigt. Und wenn dann doch einmal Stunden kamen — und sie waren da — in denen er seine Sache aufgeben und dem allgemeinen Vorurteil weichen wollte, so war es sein glühender Patriotismus, in dem alle seine altruistischen Empfindungen kulminieren,

der ihn dann doch auszuharren zwang. So sehr auch ein schöpferischer und intellektueller Trieb ihn innerlich nötigen mochte, sein Werk zu Ende zu führen, er wollte doch letzten Endes nicht dieses Werk selbst, sondern ganz bewußt seines Volkes Glück und Wohlfahrt.

Man würde einen wesentlichen Zug im Charakter des Grafen Zeppelin vergessen, wenn man seine bewegliche Phantasie, die leicht einen romantischen Zug nimmt, nicht besonders hervorhebe. Dieser Zug offenbart sich bereits in jener militärischen Studienfahrt, die er zu Beginn der sechziger Jahre als junger Leutnant in den amerikanischen Sezessionskrieg unternahm, in seiner Freude an dem nächtlichen Lagerleben und den Jagdstreifereien, die jene Fahrt mit sich brachte. Er spricht auch aus jenem berühmten, verwegenen Patrouillenritt, der ihn beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges bekannt machte. Und mußte nicht der Mann, welcher seiner Nation „Kriegsluftschiffe für große Fahrten“ schenken wollte, ein Mensch von lebendigster Einbildungskraft, von feurigstem Temperament, ein — Phantast für die Mehrzahl sein? Mit Energie und Fleiß, mit Patriotismus und Liebe vermag man vieles zu schaffen. Welcher Schwung des Geistes, welches Feuer der Einbildungskraft aber außerdem dazu gehört, revolutionäre Ideen von der Art der Zeppelinschen zu konzipieren, das zeigt am besten die Verständnislosigkeit, die lange Jahre hindurch die Mittelmäßigkeit diesen Gedanken entgegensezte.

So zeigt der Held, den sich das deutsche Volk jetzt wählte, eine Fülle der liebenswürdigsten und sympathischsten Züge, die seines Wesens festen, tapfern Kern wie mit freundlichen Farben und Tönen überkleiden. Man darf vielleicht behaupten, daß es gerade diese menschlich-freundlichen und liebenswürdigen Seiten sind, die die Volksbewegung für den Grafen Zeppelin und seine Sache zu einer so beispiellos herzlichen und warmen gemacht haben. Mag das nun sein, wie es will, eines ist über allen Zweifel erhaben: der Begeisterungsturm, der in diesen Tagen durch alle deutschen Gauen ging, muß für jeden, der sich auf die Psyche des Volkes und wahres Glück der Nationen versteht, an sich als ein so köstlicher Gewinn, als ein so wunderkräftiger Verjüngungsborn für unser deutsches Volksleben erscheinen, daß er das Wirken Zeppelins mit innigster Genugtuung begrüßen würde, auch wenn es nichts als diesen Sturm gebracht hätte.

Ernst Schur: Honoré Daumier (1808–1879).

I.

Für die übliche und reglementierte Kunstgeschichte ist Daumier eine Entdeckung. Blättert man die kunsthistorischen Chroniken — jene dickleibigen Werke, in denen meist Unfähigkeit sich mit Weitschweifigkeit paart — durch, so wird man im günstigsten Falle seinen Namen finden. Einen Namen unter tausend Namen, und man wird dann, wenn dem Namen etwas beigelegt ist, lesen, daß Daumier Karikaturist war. Die Phantasie aber geht leer aus.

Es tritt wieder einmal der Fall ein, daß ein geniales Talent erst von der nachfolgenden Generation entdeckt wird. Man sollte angesichts der vorliegenden Werke nicht glauben, daß nicht jeder halbwegs geschulte Ästhetiker und Kunstbetrachter verblüfft vor diesen Emanationen eines selbstherrlichen Schöpferdranges stehen mußte, daß nicht jeder, der einigermaßen mit Kunst umging, fühlte: hier ist ein ganz großes Talent, das es zu fördern gilt.

Statt dessen Stummheit rings. Dieses Talent kämpft und liegt ewig in Fesseln. Es arbeitet sich müde und matt in Tagesgeschöpfungen, indem es den Zeitungen liefert, was sie an zeichnerischem Wiß für den Tagesbedarf brauchen. Es fühlt diesen Zwang und diese Knechtung. Es kämpft dagegen an. Es will sich freimachen. Umsonst. Immer wieder gebietet ihm die Not, für den Tag zu arbeiten. Er muß wieder an der Stätte anklopfen, die er verlassen hat. Seine Freunde, die Corot, Diaz, Millet, Courbet, Daubigny, hatten ihr Werk ausreifen lassen und sich einen Namen gemacht. Daumier mußte mit ansehen — welch' bittere Qual für den nach seinem Werk hungernden Künstler, — wie die Mittstrebenden, wie die Nachkommenden ihn überholten.

Daher ist es ein Leichtes, nachzuweisen, wie viel seine Gefährten von ihm hatten, und wenn man es nicht aus dem Werk entnähme, so sind die schriftlichen und brieflichen Zeugnisse seiner Freunde selbst dafür Zeugnis.

II.

Zerlegt man das Arbeitsgebiet Daumiers, so ergeben sich die einzelnen Provinzen seines Schaffens. Es sammeln sich bestimmte Inhaltsgattungen, die die Übersicht erleichtern.

Die nächste Verbindung mit seinem Karikaturwerk bilden die aus Anlaß der neuen Republik geschaffenen Entwürfe. Auf Courbets Anlaß schuf er die Allegorie der Republik; ein junges Weib auf einem Thronsiß; zwei Knaben trinken an den Brüsten; ein dritter liegt zu ihren Füßen. Das Ganze voll wuchtigen Lebensgehalts; jedoch mit so deutlicher Betonung des Formalen, daß dieses dominiert. Eine ansteigende Pyramide, die an die Brüste drängenden Knaben seitliche Stützen; Linien, die die Arme des Weibes wiederholen. Dagegen oben, wie über Wolken, der beschattete Kopf (beschattet, damit das Individuelle getilgt wird). Der in den Gewandfalten hockende Knabe hat michelangelische Konzentrationen. Das Ganze hat einen zwingenden tektonischen Aufbau von bewundernswerter Einfachheit.

Dann versucht sich Daumier an einem antiken Stoff. Ein Motiv aus der Odiussage. Ein Hirte findet das Kind am Baum hängend. Wieder das Vornehmen von großzügiger Komposition. Und indem er diese Szenerie ganz malerisch-architektonisch aufbaut, sich ganz von dem literarischen emancipiert, erreicht er gerade das, was den Gehalt der Sache ausmacht: das Summarisch-Einfache, das Phantastische. All dies nur mit Massengliederung, Vereinfachung, Form.

Auch sonst ließ sich Daumier gern von der Literatur anregen (sehr entgegen den heutigen Anschauungen). Es folgen eine Reihe von Bildern, die Lafontaine illustrieren. Illustrieren ist natürlich ein schlechter Ausdruck. Sie schaffen Lafontaines Welt neu im Malerischen. Was er da an Bewegungsmotiven leistet, das zeigt den ganzen Reichtum der Erfindung. Immer das Einfache als Ziel, dabei entschlossene Form und lebhaften Rhythmus, so daß solch Bild ohne die literarische Vergleichung existiert. Ein paar katzbalgende Räuber darunter von zwingendem Reichtum der Bewegungen. Jeder Strich lebt und fügt sich doch dem Ganzen an. Ein Höchstmaß an Lebendigkeit zur Ruhe gebracht durch das Zwingende der Form.

Es folgen die Silenen- und die Bacchuszenen. Das war sein Element. Das Urwüchsig-Elementare gewinnt hier das eigenste Feld. Man denkt an Rubens, noch mehr an Jordans. Sie sitzen und schmausen, sie ziehen dahin, drei treten als vielsichtige Gruppe heraus, ein ganzer

Wirbel von Leibmassen tobt sich aus und pflanzt sich nach hinten zu fort zu weiteren Massen. Überall ein breiter Humor und eine Kunst, die aus Leib, Gliedern, Köpfen eine Komposition voller Schönheit macht, in Rhythmus, Licht- und Schattenverteilung voll Maß und Bändigung.

An Géricault, den Maler des Pferdes, erinnert jenes etwas theatralisch galoppierende Pferd. Dann aber gibt Daumier auch hier Beobachtungen. Er sah alle Tage vor seinem Fenster Pferde in der Schwemme. Und er sah das Monumentale darin. Die prachtvoll einheitliche Verbindung von Mensch und Tier; das Bewegungsvoll-Massige. Und er gibt in der Federzeichnung eines angegriffenen Reiters etwas Lichtflimmerndes in leichten Strichen, das an Rembrandt denken läßt; und in einer Kohlezeichnung hintereinander reitender Jünglinge etwas, das an den Rhythmus des Parthenonfrieses erinnert. Zu grandiosen Schöpfungen wachsen sich diese Motive aus in dem „Zug der Emigranten“, die flankiert sind von breiten Hügelzügen und den noch kompakteren „Flüchtigen“, die über die düstere Ebene wie Gespenster fliehen.

Ein eigenes Kapitel bilden die Don Quixotebilder. Auch hier befreit sich Daumier ganz von dem Literarischen. Er setzt das Wesentliche in Malerei um. Diese Typen des Cervantes kamen seiner Phantasie, die sich in Karikaturen geübt hatte, entgegen. Die Exzentrik der Bewegungen reizt ihn. Der auf seiner dünnen Rosinante (die wie ein Kamel aussieht) wie eine Gespenstererscheinung reitende Ritter; beinahe zum Skelett Mensch und Tier abgemagert und grell beleuchtet auf dunklem Felde; dann beide, Don Quixote und Sancho idyllisch dahinziehend, aufgefaßt wie ein Friesmotiv; die grasbewachsene Ebene mit dem dunklen Kadaver vorn, während hinten irrend der Ritter am Horizont klar auftaucht; dann beide zwischen hohlen Felsen reitend, spukhaft beleuchtet, so daß die Formen noch grotesker erscheinen; und dann schließlich Sancho als dunkle Masse im Vordergrund, während die im Licht stehende Figur des Ritters im Hintergrund die Bewegung ins Bild reißt. Das alles sind ausgereifte Schöpfungen einer eigenen Bildphantasie, die ganz absteht von dem Literarischen, die neu schafft.

Dann schließt sich Daumier Molière an. Hier ersteht die Welt der Scapins, Pierrots, Doktoren; anders, als Watteau sie sah. Verwüstet, gespenstisch, grotesk, voll wahnsinniger Mimik, die aus dem Kopf ein Gebiet für sich macht, über das ein Zucken geht, wie von Wolkenschatten.

Bedeutungsvoll sind die beiden Christusbilder. Auf dem einen Christus als Lichtfigur, an Rembrandt erinnernd, vor ihm wüßte Gesellen,

seine künftigen Jünger. Das andere Mal die Ecce homo-Szene, wo die Gestalt silhouettenhaft, nur in Umrissen, über dem Gewühl der tierischen Menge schwebt.

Von diesen romantischen Stoffen kommt Daumier zum modernen Leben. Mächtig reizte Daumier das Theater. Das Künstliche der Beleuchtung schafft phantastische Szenen auf der Bühne, die mit dem Inhalt nichts mehr zu tun haben. Und vornehmlich reizen ihn die Zuschauer, und er zeigt uns oft jene schnellen Blicke über ganze Reihen von Zuschauern, wo Gesicht neben Gesicht unmerklich aus dem Schatten auftaucht und die Erregung wie an einer Zündschnur hineilt über die Reihen. Er gewinnt die Einheit gerade durch das Gleiche, Sich-Wiederholende. Die Gewalt der Anspannung solcher Szenen von der Galerie, wo die Leiber über die Brüstung drängen, setzt sich fort in den Revolutionsbildern, die die anstürmende Menge in voller Wucht zeigen. Er bleibt nicht, wie Menzel, am Einzelnen haften, er gibt das Beherrschende, die Kraft, den Geist, die Disziplin.

Dann kommen die Advokaten, deren diabolische Physiognomie an Goya erinnert, aber lebenswahrer bleibt. Mit Vorliebe ging Daumier in den Justizpalast und fing die grotesken Szenen auf, die sich hier boten, wo Phrase, Pose, Heuchelei und Roheit sich enthüllt zeigten. Hier spielt am meisten seine an der Karikatur geschärfte Freude an der Physiognomie hinein. Dann geht er in den Zirkus. Und auch bei den Seiltänzern, denen er des öfteren nachgeht, reizt ihn neben dem Nackten, dem Antik-Einfachen des Körperlichen das Deformierte, wenn bei einem Ringer ein kleiner Kopf auf schwammigem Körper sitzt und wenn wahnsinnige Erregung die Ausrufer vor den Buden fast verzerrt. Zu grandioser Wucht steigert sich die Kraft Daumiers in den „Wäscherinnen“, die er täglich am Kai heraufsteigen sah. Hier gewinnt er eine Monumentalität der Form, ein Modellieren in Massen, etwas ganz Neues und nur in unserer Zeit Mögliches, dabei doch Ewiges. Wie er solche Figuren groß sieht und wuchtig hinstellt, damit scheint er Millet zu übertreffen, insofern er Ruhe und Bewegung gibt und beides so steigert, daß Millet daneben akademisch aussieht.

Man muß hier die Arbeiterbilder anreihen, in denen Daumier das Einzelne der Physiognomien von allem Detail befreit, dabei doch das Markante behält und damit das Einzelne hinleitet zu dem Rhythmus eines Ganzen, einer Volksmenge, die weiter nichts ist als Ausdruck, Wille, Bewegung. Auch das an Millet und Meunier erinnernde

„Mutter und Kind“ ist in der Schlichtheit und Prägnanz des Ausdrucks hier zu erwähnen. Beide Künstler übertrifft Daumier an malerischer Kraft. Welcher Reichtum hier noch zu heben ist, das mögen die Maler der Gegenwart hier lernen, die bei der Schilderung des Volkes immer nur das Idyllische oder das Komische oder das Naturalistische kennen und nicht der Steigerung fähig sind, die hier möglich ist.

Die Landschaft kennt ein Daumier nicht. Ihn, der überall nach Wucht des Ausdrucks sucht, konnte sie nicht reizen. Er kennt sie nur als Staffage, wie bei den Don Quixotebildern, wo sie in höchstem Maße Stimmungsteigernd wirken. Wenn man dagegen sehen will, wie intim Daumier beobachten und empfinden kann, so muß man die „Trinkenden“, „Rauchenden“, „Lesenden“, „Badenden“ betrachten, in denen Daumier die Ruhe der Existenz sucht. Er holt aus diesen Motiven, wie gerade die „Badenden“ zeigen, ebenso die Monumentalität des Seienden, die sich in der Ruhe um so nachdrücklicher bekundet. Zugleich haben diese Bilder in der Farbe etwas Fließendes, Bewegtes. Das Licht huscht darüber hin und beleuchtet stille Winkel. Bei der Figur einer am Ufer sitzenden Frau, die sich zum Bade entkleidet, denkt man an Marées; dunkel und groß hebt sich das Volumen der Glieder unter dem beschattenden Busch heraus, ein plastischer Wurf ersten Ranges. Diesen Stücken gefallen sich die Szenen der Kunstfreunde, der Musikliebhaber, der Maler an, die er aufsucht, wie sie Zeichnungen betrachten, malen, sich unterhalten. Mit Recht erinnert Klossowski¹⁾ daran, daß mit diesen Typen Daumier die Nachkommen „jener Goldsucher, Nekromanten und Geizhalse der alten Kunst“ gegeben hat. Es reizte ihn das Umschlossene dieser Existenzen, ihre Hingegebenheit, mit dem Stich ins Berrückte, welche Note Daumier mit grimmigem Humor auf ihren Gesichtern notiert.

Überblickt man diese ganz verschiedenen Gebiete, so fällt die Einheit auf, der Künstlerwille, der formend alles zusammenfaßt. Das Einheitliche liegt in diesem künstlerischen Ziel. Wie Daumier alles nur benutzt, um

¹⁾ Honoré Daumier. Von Erich Klossowski. Bei Piper und Co., München. Dieses Werk, dem die beigegebenen Abbildungen mit Erlaubnis des Verlages entnommen wurden, ist zu den bedeutsamen Erscheinungen der neueren Kunstdliteratur zu zählen; durch das reiche Illustrationsmaterial (133 Abbildungen, 4 Lichtdrucktafeln) erhält es seinen besonderen, dokumentarischen Wert.

eine Geste zu geben, die ihm Rhythmus birgt. Bei ihm ist alles Bewegung, und selbst kontemplative Ruhe ist bei ihm wie bei Michelangelo zurückgehaltene, eingedämmte Bewegung. Das Elementare ist sein Feld. Wie eine Erregung einen ganzen Körper, sei er nackt oder bekleidet, umwandelt, prägt, das interessiert ihn. Und diese Erregungen gehen von dem Einzelnen über zum Ganzen und stellen jenen Rhythmus her, der nie abbricht. Er rollt die Vielfältigkeit des Lebens vor uns auf. Überall, wo er das Typische wahrnimmt, ist er zur Stelle. Darum das Vorherrschen der Stände und Klassen. Der Mensch an sich existiert für ihn nicht. Er sieht Advokaten, Seiltänzer, Ärzte, Richter, Wäscherinnen. Wo ein Wesentliches geprägt ist, da greift er zum Pinsel, und diese Entdeckung erfüllt ihn so, daß die Niederschrift dieser Notiz von Erregung noch nachzittert.

Dabei ist das Merkwürdige, das die Richtung seines Wesens so beherrschend heraushebt, daß selbst das Intime unter Daumiers Händen durch eine eigenartige Betonung und Unterstreichung ins Monumentale erhoben wird. Er strebt mit allen Organen weg von dem Kleinen, Individuellen. Dabei sieht er dieses Kleine wohl, aber er sieht es in großem Sinne, wie etwa ein aufhuschendes Lächeln in den Zügen eines Advokaten, das er zu einem diabolischen, ausschlaggebenden Bekenntnis umwertet. So enthält sein Werk nicht nur das Typische einer Klasse; es ist in seinem Wesen selbst ein Zeugnis des Rassentemperaments der Franzosen.

III.

Welches sind nun seine künstlerischen Mittel? Er steigert die Wirkung ins Ungeheure und bändigt sie zugleich. Das Wesentliche ist: Daumier baut. Er geht tektonisch vor. Jedes seiner Bilder ist ein Aufbau. Tektonik verlangt Klärung, Gruppierung. Daß er hierin nicht schematisch wurde, verdankt er seinem Temperament, das ihn immer zu Neuem trieb. Das zugleich zügellos und zuchtvoll war. Man kann von seinen Bildern von Kompositionsgesetzen reden, wie von den Werken der klassischen Kunst. Durch diese Konzentration erhalten seine Bilder das Einheitliche, Massige. Er geht entgegengesetzt vor wie die Antike; er sucht das Charakteristische und erreicht doch dasselbe Ziel, das Typische, Allgemeine, das aber immer eine Abwandlung und Bereicherung erfährt durch das Spiel von Licht und Schatten. Diese modellieren die Erscheinung, so daß sich aus dem Dunkelen das Helle, aus dem Hellen das Dunkle gestaltet und so die Form gebildet wird. In diese Fluten ist aber

auch die Farbe, die in feinsten Nuancen sich wandelt, getaucht. Dieses innere, weich nuancierte Sein verleiht den Werken das eigene, imponierende Leben! In feinsten Tönen ist diese Farbe abgestuft, aber nie vorherrschend differenziert. Sie drängt sich nicht vor. Und das gibt den Bildern den geheimnisvollen Reiz, als entdeckte man immer wieder neue Schönheiten. Das beweist, daß Daumier wirklich Maler ist.

Aus der Vorliebe für Gruppen und Bewegung folgt der Reichtum der Verkürzungen und Überscheidungen, die die Motive so interessant gestalten. In solchen Abwechslungen ist Daumier unermüdet. Dadurch belebt er das Prosaische, und das Wenigste genügt ihm. Indem er das Ausdrucksvolle betont, verwandelt er eine Straße, einen Platz, eine unfruchtbare, öde Ebene in einen Schauplatz voller interessanter Nuancen.

Dadurch gewinnt er zugleich eine ganz eigene, große Raumanschauung. Wie seine Figuren im Raume stehen, das ist mit einer Kleinigkeit angedeutet und hat doch etwas ganz Sicheres, Zwingendes, und selbst seine kleinen Interieurs haben Größe.

Sein Pinselstrich hat etwas Furioses. Er gibt das Summarische, nicht Klein-Tüftelnde, Nebeneinandergesetzte. So markant er Physiognomien gibt, wo er sie nicht im Detail braucht, sieht er davon ab und gibt nur Massen und Flächen, die gegeneinander divergieren. Das ist das Große z. B. an den Don Quixotebildern, wo er alles Detail vermeidet und mit schnellen, breiten Strichen das malerische Ereignis aus Licht und Dunkelheit schafft.

Ebenso markant wie Farbe und Licht sind seine Linien, die breit und wuchtig sind. Er spricht in diesen eigenwilligen Kurven eine monumentale Sprache. Auch hier gibt er die Geste, das Eindrucksvolle. Und die Linien, die sich ergeben, wenn eine Figur vor einer dunklen oder hellen Wand steht, der Umriss ist ebenso bedacht und wichtig, wie die Flächen und Massen. Wenn er dann beides, Linie und tonige Fläche verbindet und in mächtigen Konturen massige Flächen bündigt, dann kommt jene monumentale Modellierung zustande, die in ihrer summarischen Kraft an Architektur erinnert.

Und während Daumier auf der einen Seite den rein künstlerischen Effekten nachgeht, reißt er zugleich eine Fülle des Lebens in seinen Bildschatz herein, die sein Werk so glücklich ergänzt. Diese beiden Teile muß man bei Daumier immer bedenken, um sein Wesen und seine Sendung zu begreifen. Es sind die Grundpfeiler.

Das Lebendig-Gegenwärtige, Inhaltliche. Das Formale. Er springt

mit beiden Beinen hinein in das Chaos des Lebens und holt Schätze aus der Tiefe, die über allem Zeitwert stehen. Wer nur das Tatsächliche sieht, wird bei ihm auf die Kosten kommen. Wer nur das Politische sieht, findet seine Rechnung. Und der, der nur künstlerisch genießen will, kommt dankbar zu ihm. Beide Fähigkeiten, die aufnehmenden und die umbildenden sind bei ihm in gleichem Maße ausgebildet.

*

*

*

Fragt man von hier aus, ob es zu bedauern ist, daß Daumier Karikaturen zeichnen mußte, so lautet die Antwort anders. In den Karikaturen macht sich dasselbe Formprinzip geltend, wie in den Bildern. Man denkt auch hier weniger an das Inhaltliche, als an das Formale. Und dieses Formale hat denselben Rhythmus, den wir bei den Bildern bewundern. Auch hier die Erregung, die Geste. Auch hier das Modellieren nach Massen und die Abstufungen der Töne. Auch hier jenes Elementare, Wuchtvolle, die geheime Monumentalität. Und auch hier das Dominieren des Lichts, das mit seiner Gegenwart alles Markante herausholt, huschend und doch bestimmt. Und wenn seine Linien durcheinander wirren wie ein Orchester, bis machtvoll eine Kontur das Bestimmende herausreißt, so finden wir auch hier das Leben dieses Künstlerischen.

So stimmen Karikatur- und Bildkunst überein. Es ist nichts Trennendes vorhanden, so daß es überflüssig ist, dieses Schicksal zu beklagen. In beidem gelang es Daumier, aus dem Vielfachen des Lebens in jedem Falle das Einheitliche herauszuholen.

Ja, vielleicht mußte Daumier diesen Weg gehen, um so ganz nah an das Leben herangeführt zu werden. Wenn man das Schicksal eines Feuerbach, eines Marées bedenkt, so schätzt man doppelt dieses Wuchtvolle der Lebensnähe. Indem Daumier sich stofflich von den alten Meistern entfernte, kam er ihnen künstlerisch ganz nahe. Er lernte von der Karikatur das Bezwingende, Eindrückliche, Suggestive. Vielleicht wäre manches in ihm unbefriedigt geblieben, hätte er nicht immer diesen Griff ins Leben tun können. Und vielleicht wäre er ganz andere, nicht so neue und fruchtbare Wege gegangen, hätte ihm das Leben nicht seinen Reichtum täglich geboten. Indem er auf der Erde bleiben mußte, senkte er seine Wurzeln tiefer als andere und sog Nahrung aus dem Alltäglichen.

Das wollen wir ihm danken. Er zeigt die Monumentalität des Häßlichen; er adelt das Gemeine. Er holt aus dem Schutt des Tages Ewiges. Im täglichen Kampf mit dem Leben schärft er die Mittel, und

er lernt von der Karikatur das bezwingende Zupacken. Es ist schwer abzurechnen, ob ihn die Tagesarbeit erniedrigte. Wie sie ihn vielleicht herunterzog, hob sie ihn auch, indem sie der Form den Inhalt gesellte und beides in gleicher Wage hielt. Beides — Karikatur und Bildkunst — zeigt so übereinstimmende Züge, daß man nur von zwei Ausstrahlungen desselben Wesens sprechen kann.

Und wir tun am besten, das Machtvolle dieses Künstlergeistes anzuerkennen, der keine abgesonderte Sphäre forderte, sondern der das Niedere wie das Höchste mit seinen formenden Kräften bezwang.

Aus dem Niederen holt er das Charakteristische. Dieses erhält eine groteske Form, so daß das Stoffliche ganz schwindet, und Menschengesichter und Körper beinah ornamentale Form gewinnen. Von hier zum Monumentalen war nur ein Schritt; eine Monumentalität, die in ihrer Wucht, in ihrer Geschlossenheit etwas Zwingend-Erhabenes hat. So erhebt sich sein Können auch über alle Niederungen, aus denen er aufgestiegen.

Das Individuum ist ihm nur Mittel. Wenn er ganze Stände schildert, so gewinnt er den beherrschenden Eindruck dadurch, daß es ihm gelingt, trotzdem er ganz Persönliches aus den Individuen herausreißt, diese Züge so zu unterstreichen, daß das Individuelle verschwindet und allgemeine Begriffe mit gespenstischem Schrecken austauschen, die die Menschheit knechten, äffen, höhnen. Er zeigt das Schauspiel des erbarmungslosen Lebens, und darum sind diese Begriffe nicht hohl, sie sind von Dasein durchtränkt. So kann man nicht sagen, daß, weil diese Kräfte in ihrer Existenz gebunden waren, das Lebenswerk Fragment geblieben sei. Es hat sich vollendet, und es hat zugleich Vollendungen gegeben. Das gleichsam naturhafte Dahinströmen dieses Temperaments ist ebenso einzig wie die Wucht seiner Erscheinung; wir genießen das seltene Schauspiel, daß diese beiden sonst konträren Eigenschaften sich verbinden, so daß eines dem anderen Grenze und Anregung gibt, woraus die Harmonie entsteht.

IV.

Man fragt sich, ob solche Kunst, jetzt zu uns gebracht, uns förderlich sein kann. Ohne Zweifel ist das zu bejahen. Die Gegenwartskunst, die der äußeren Erscheinung erst auf ihren Wirklichkeitswert hin, dann auf ihre künstlerische Note hin nachging und sich rückhaltlos der Umgebung zuwandte, um schließlich an einen Punkt zu kommen, wo sie entweder artistisch oder inhaltlich war, und dieser Gegensatz etwas Nichtzuverbin-

den des darzustellen schien, wird an Daumier lernen können, beides zu vereinen. Sie wird lernen, noch enger sich an das moderne Leben anzuklammern, — um nun erst ganz sich von ihm zu befreien und über ihm zu stehen. Nahrung aus ihm zu saugen und sich von dem Besten seines Gehalts zu nähren. Und für Deutschland, dessen Kunst zwischen einer Programm-Moderne und einem alten Kompositionsschema schwankt, würden neue Kräfte geweckt werden, die dem eigentlichen Wesen der deutschen Kunst nicht fremd sind. Die modernen Künstler werden einen Schritt näher zur Kompositionskunst tun können, da sie gesehen haben, daß es einem Daumier gelang, aus dem modernsten, alltäglichsten Leben eine Form zu holen, die an Michelangelo erinnert. Auch diese Ausföhnung, die der Kunst zugute kommt, ist mit Freuden zu begrüßen. Das Alte wird noch einmal und noch energischer beiseite geschoben. Das alte Kompositionsschema, dem, da Neues, Eigenes fehlte, theoretisch noch einige Geltung zuzugestehen war, hat endgültig abgewirtschaftet, da es nur inhaltlich Altes wiederholt. Daumier zeigt, wie eine monumentale Form, eine neue Art Komposition aus dem Modernen zu holen ist, so daß dieses nicht im Nachahmenden, Kleinen, Tüfteligen verharren muß. Im Gegenteil, auch hier ist neue Größe zu gewinnen; auch hier ist eine Steigerung ins Monumentale möglich, die gleichwertig der alten Kunst an die Seite gestellt werden kann. Und wer die moderne Entwicklung der Kunst übersieht, der wird wissen, daß abgesehen von der speziellen Geltung für Deutschland — es wird sich zeigen, ob hier noch genug junges Blut und Tatkraft vorhanden ist (wie reich ist das Temperament der Franzosen), — Daumier damit bedeutungsvoll anschließt an die allgemeine Tendenz zum Großzügigen, Dekorativen, Monumentalen, Formal-Kompositionellen, die in allen Ländern zu beobachten ist. Hier eröffnet Daumier ganz neue und starke Möglichkeiten. Und seine Kunst kommt gerade zur rechten Zeit. Was wir ersehnen, ist er. So daß diese Übereinstimmung nicht Nachahmung bringt, sondern nur ein Heranreifen zu dem eigenen Ideal bedeutet. In dem Sinne, wie Einfluß Befreiung bedeutet.

*

*

*

Jedoch, dieser Künstler, den das Leben immer wieder in seine Strudel riß, hat sich nicht unterjochen lassen. Er ist nicht zum slavischen Nachahmer geworden, ist ihm nicht zum Opfer gefallen. Es ist bezeichnend, daß Daumier selten nach dem Modell malte. Er war innerlich so voll von Vorstellungen, daß ihn die Natur, hätte er sie slavisch abgebildet,



Neue Jahrgang: Dargestellt.
 e dem Jahrgang, mit Bonert, Paris.
 Auf dem von List Schui.

denkes das ganze Leben nicht zu Daumier lernen können, beides zu vereinen. Sie wird heute nicht mehr das an das moderne Leben anzuknüpfende Mittel sein, sondern nur ein Weg von ihm zu befreien und über ihm zu stehen. Aber auch das wird baldigen und sich von dem Besten seines Schicksals zu lösen. Und nur ein Land, dessen Kunst zwischen einer begrenzten Vergangenheit und einer neuen, modernen Kompositionsschema schwankt, würden noch heute nicht werden, die dem eigentlichen Wesen der Deutschen Kunst fremd sind. Die modernen Künstler werden einen Schritt weiter als Kompositionsfunktion können, da sie gesehen haben, daß es einem Daumier gelang, aus dem modernen, alltäglichsten Leben eine Form zu holen, die an Platonische erinnert. Auch diese Auszeichnung, die der Kunst eine Form ist mit Freuden zu bekräftigen. Das hat nicht noch einmal, sondern energischer bekräftigt. Das ist die Kompositionsfunktion, die das Eigene, das Eigene fehlt, theoretisch noch eine Weltung zu sein, sondern, hat endgültig abgewirtschaftet, da es nur unvollständig ist, zu sein. Daumier zeigt, wie eine monumentale Form, eine Komposition aus dem Modernen zu holen ist, so daß man sie nicht abhaben, sondern, zu stellen. Zerstören verharren muß. Im Moment, wenn es ist neue Größe zu gewinnen; auch hier ist eine Steige an die Monumentale möglich, die gleichwertig der alten Kunst an die Form gebracht werden kann. Und wer die moderne Entwicklung zu sehen, der wird wissen, daß abgesehen von der speziellen Welt, die Deutschland — es wird sich zeigen, ob hier noch genug junges Blut und Fülle vorhanden ist (wie reich ist das Temperament der Franzosen), — Daumier damit bedeutungsbevoll anschließt an die allgemeine Tendenz zum Großzügigen, Dekorativen, Monumentalen, Formal-Kompositionen, die in allen Ländern zu beobachten ist. Hier eröffnet Daumier ganz neue und starke Möglichkeiten. Und seine Kunst kommt gerade nur zu spät. Was wir erschauen, ist er. So daß diese Überwindung, die wir beobachten bringt, sondern nur ein Heranreifen zu dem eigenen, zu sein. In dem Sinne, wie Einfluß Befreiung bedeutet.

*

*

*

Jedoch, dieser Künstler, den das Leben immer wieder in seine Strudel riß, hat sich nicht unterjochen lassen. Er ist nicht zum sklavischen Nachahmer geworden, ist ihm nicht zum Opfer gefallen. Es ist bezeichnend, daß Daumier selten nach dem Modell malte. Er war innerlich so voll von Vorstellungen, daß ihn die Natur, hätte er sie sklavisch abgebildet,



Honoré Daumier: Wasserträger.
Sammlung Henri Konart, Paris.
Zum Essay von Ernst Schur.

nur verkleinert hätte. (Wieder kann man sagen, seine Tagesarbeit machte es, indem sie ihn dem Leben unterwarf, daß er sich in seinem Gebiet freifühlen wollte.) Die Natur war für ihn nur der ungeheure Vorrat für seine Phantasie. Er steht insofern zwischen den alten und neuen Generationen, als ungeschwächt noch die Phantasie lebt, andererseits folgt er doch dem Leben. Es ist, als hätte die Natur in diesem Komplex Daumier noch einmal Vergangenheit und Gegenwart zusammengebunden. Gerade weil Daumier diesen hinreißenden Schwung hatte, konnte ihm die Natur als Modell nichts sein. Indem er so tief sah, sah er über das Detail hinweg, und diese Fähigkeit machte ihn gerade tauglich, das Große, Wesentliche zu sehen. Daß er sich nicht davon abbringen ließ, zeigt die Stärke seiner Phantasie. Das, was er nicht sah, dem blieb er treu. Oder vielmehr: er sah es so, es war für ihn die Natur, er blieb sich treu. Indem er von der Natur abging, formte er ihr innerstes Sein, ihre kompakteste Erscheinung. Darum haben seine Werke diese Wucht des ersten Blicks, jenes Ungeschwächte des vollendeten Seins.

Im Gegenteil, dieser Maler geht in den Louvre und studiert die alten Meister. Von ihnen holt er sich Rat. In diesem Kreise spürt er Intentionen, die den seinen gleich sind. Und er spürt, daß diese Meister ebenso handelten wie er: dem Leben zugleich ganz nah und doch fern zu sein, die Natur zu beobachten, und doch sich nicht scheuen, ihr zwangvolle, bewußte Form zu geben. Er erhielt sich dadurch frisch und sah, indem er nur die Anregung dem Leben entnahm, immer mit neuen Augen. So sorgte die Natur dafür, daß seine Motive echt und stark wirkten. Und er sorgte dafür, daß seine schöpferische Hand ordnend in das Chaos griff.

Indem er so alte Kunst und neue Natur befragte, zeigte er zugleich das Zweispältige seines Wesens auf. Der Realist ist zugleich Romantiker. Der Lebens- und Gegenwartsmensch ist zugleich Phantast und beweist, daß, um große Kunst, wie die Italiener, zu machen, es nur darauf ankommt, daß die Künstler da sind, daß die Natur noch immer Vorbilder liefert für klassische Kunst. Es kommt nur auf das Sehen, auf das Gestalten an. Erzieh dich, Künstler, ruft er seinen Nachfolgern zu. Vorbildlich ist sein Schaffen. Er hat die Kraft des modernen Lebens und die ewige Schönheit der Kunst. Es ist kein Wunder, daß es diesen Formbildner zur Plastik drängte. In den Masken der Deputierten gab er markante Prägung des Physiognomischen, die mit den Zügen des Gesichts wie mit Massen operierte. Konzentration alles, und doch voll innerer Bewegung. Der „Natapoil“, jene typische Figur, in der er die Zeitanschauung

menschlich verdichtete, hat Bewegungsmotive, die in der Plastik ganz neu waren und die in ihrer erregten Geste an Rodin erinnern. Und dann hat Daumier ein Bronzerelief geschaffen, „Die Flüchtigen“, das mit der Wucht eines Meunier den Bewegungseichtum eines Rodin verbindet. Man kann sagen, daß Daumier der Künstler gewesen wäre, der der Plastik neue Wege hätte weisen können. So blieben es Episoden. Aber sein Werk ist voll von dieser plastischen Schönheit.

Die Namen, denen Daumier anzureihen ist, sind genannt. Er setzt, um bei den Künstlern seines Volkes zu bleiben, das Werk Delacroix fort; auf einem andern Niveau, aber in der Intensität gleich. Aber man muß weitergehen, höher greifen, um diese Sphäre zu kennzeichnen. Bei den Bacchanten, Silenen denkt man an Rubens. Bei den Christusbildern, den Zeichnungen an Rembrandtsches Licht- und Linienpiel. Bei manchen Figurenkompositionen, die nach Plastik rufen, taucht Michelangelo auf. Und Goyas Gedächtnis bringen die zahlreichen Bilder nahe, in denen grelle Beleuchtung einen deformierten Charakter gespenstisch hinstellt (wie bei den Advokaten).

Neben den Impressionisten (die Späteren, Courbet, Cezanne, van Gogh, auch Degas, Munch hat er beeinflusst), deren Streben er nicht recht verstand, bezeichnet Daumiers Kunst jene andere Linie, die aus der Vergangenheit hinüberführt in die Gegenwart. Jenes Streben, das die Erscheinungen der Natur sondiert und gruppiert, ordnet und reinigt. Meunier und Millet sind hier zu nennen. Manche Arbeiten, wie die statuarische Gruppe „Mutter und Kind“ und das Relief der „Flüchtigen“, lassen direkt an Meunier denken.

Aber beide rangieren tiefer. Als Daumier seine „Republik“ schuf, jenes blutvolle Werk voller Gegenwartskraft und hoher Schönheit im Tektonischen, gab Millet, der auch konkurrierte, nur eine frostige Allegorie, ein Weib mit Pinsel und Palette. Und während Millet in einem „Odius“ eine mißverstandene Buntheit gab, schuf Daumier dieses Motiv mit seiner gestaltenden Hand zu einem klar-ruhigen Bilde um, dessen männliche Schönheit eigenartig ergreift. Millets Kunst kam auf dem Wege des Verstandes und noch mehr des Mitgefühls zustande. Daumier hatte das künstlerische Temperament. Vollends wenn man an Meunier denkt, tritt das Überraschende Daumiers klar zutage. Daumier ist monumental aus eigener Kraft. Meunier sucht es im antiken Schema, angelehnt an Millet. Daumier ist elementar; Meunier sentimental.

Und wenn man die Arbeiterbilder, die Revolutions Szenen betrachtet, merkt man, daß hier überhaupt keine Parallele gezogen werden kann, daß hier erst noch der Maler kommen muß, der Funken aus dem Stein schlägt. Ein ganz großes, neues Gebiet steht hier offen. Alles, was bisher geleistet ist, ist Kleinmalerei, Idylle, Sentiment, Holländerei.

So hat Daumier, trotzdem des Lebens Zwang ihn hart fesselte und er sich jede Stunde freien Schaffens erobern, abstehlen mußte, etwas geleistet, das wir nur von den ganz Freien und Großen erwarten zu können glauben: daß sie die Erde aufreißen und neue Saat säen.

V.

Die Geschichte dieses Künstlerwillens geschrieben zu haben, ist das Verdienst Erich Klossowski's. Er hat es mit künstlerischem Takt getan, so daß von nun ab dieses Werk monumental vor unserm Gedächtnis steht. Ein Künstler, den alle, die es mit der Kunst ernst meinen, ehrfürchtig nennen werden.

Klossowski hat es verschmäht, eine Biographie zu schreiben. Das Menschliche, hier wahrlich bedeutend genug, um gewürdigt zu werden, tritt zurück. Das Werk, das Schaffen tritt vor. Voll von jenem heiligen, sachlichen Ernst, der dem Gegenstand würdig sein will, ist das Werk. Indem Klossowski immer bis dicht an die Schöpfungen herankommt, ihr äußeres Sein, ihr inneres Wesen behandelt, behält er doch wieder jene Distanz zu den Dingen, die mehr als Worte von der Ehrfurcht des Kritikers redet. In strenger Tektonik bauen sich die einzelnen Kapitel auf und bilden in der Aufeinanderfolge ein Ganzes, obgleich jedes den Gegenstand von neuer Seite anpackt.

In diesem weiten Umkreis der Betrachtungen, den er innehält, heben sich dann die Partien, in denen Klossowski ganz tief eindringt in die geheimste Art dieses künstlerischen Schaffens, um so bedeutungsvoller und markanter heraus. Er hat die Reserve des feinfühligsten Schriftstellers, der weiß, daß Worte nur hindeuten können. In diesem Wechsel des Fernbleibens und des Sichhineingrabens, des äußerlich Beschreibenden und des Bekennenden, der Ruhe und der beherrschten Erregung, in der leise, aber um so eindringlicher, die Begeisterung nachzittert, kommt eine Intensität des Eindrucks zustande, die nur dann erreicht wird, wenn ein großer Stoff eine würdige Darstellung findet.

So kann man im besten Sinne sagen: im Geist Daumiers ist das Werk geschrieben.

Hans Rosenhagen: Walter Leistikow †.

(25. Oktober 1865 bis 25. Juli 1908.)

Man spricht immer von der Seltenheit des Talents. Als ob die Natur hierin weniger verschwenderisch wäre als in ihren sonstigen Hervorbringungen! Mein: Nicht das Talent ist selten unter den Menschen, sondern der ernste und feste Willen, etwas daraus zu machen. Was nützen alle schönen Gaben, wenn ihre Besitzer nicht jede Sorgfalt darauf verwenden, sie auszubilden, in ihrem Gebrauche es zu der höchsten ihnen erreichbaren Vollkommenheit zu bringen! Die äußeren Verhältnisse sind viel seltener daran schuld, daß ein Talent nicht zur Entwicklung gelangt, als man im allgemeinen glaubt. Die meisten Talente gehen an der Ungebuld ihrer Besitzer oder deren Angehöriger, an der Sucht der Menschen nach schnellen Erfolgen und einem bequemen Leben, also an dem Mangel an Ausdauer in der Überwindung von Schwierigkeiten zugrunde. Diese Erfahrung macht man nirgends so häufig als auf den Gebieten der bildenden Kunst. Ganze Scharen von jungen Leuten betreten die Künstlerlaufbahn förmlich beladen mit Talent — und wie klein ist die Zahl derer, von denen man später mit gutem Gewissen behaupten kann, sie seien wirklich Künstler geworden! Viele bleiben gewiß noch eine ganze Weile talentvoll; aber indem sie nur das bleiben, in ihren Leistungen keine eigentliche Höhe erreichen, bringen sie es nie zur wirklichen Künstlerschaft und enden so ruhmlos, als hätten sie überhaupt kein Talent besessen.

Je häufiger diese Fälle sind, um so eindrucksvoller werden natürlich jene Erscheinungen, welche die Entwicklung ihrer persönlichen Gaben mit Konsequenz und Energie betreiben. Man sieht da nicht selten Höhen erklimmen, die kaum noch im Verhältnis zu dem ursprünglich vorhanden gewesenen Talent stehen. Die Kunstgeschichten ließen sich auf ganz wenige Namen reduzieren, wenn es nicht richtig und nötig wäre, auch die Künstler zu bewundern, die solchermaßen ihrem Talente die höchsten Möglichkeiten abgerungen haben. Zumal die Tatsache nicht anzuzweifeln ist, daß die Schöpfungen dieser Künstler von den Zeitgenossen fast immer unmittelbarer geschätzt werden, als die Leistungen der Genies und der kühnen Bahnbrecher; denn es ist allemal leichter, eine an bekannten

Größen meßbare Kraftanstrengung richtig zu bewerten, als eine Kraftäußerung, welche die gemeinen Begriffe weit übersteigt. Außerdem sind diese ernsthaft und erfolgreich arbeitenden Talente in erster Reihe berufen, die festen Grundlagen zu schaffen, auf denen spätere Generationen am stolzen Hause der Kunst höher bauen können.

Ein Talent oder vielmehr eine Energie und Kraft von dieser immerhin seltenen Art ist Walter Leistikow gewesen, den ein früher und dennoch freundlicher Tod an einem schönen Sommertage dieses Jahres seinen Freunden und Verehrern und der deutschen Kunst entriß. Leistikows Künstlerdasein besitzt eine besondere Bedeutung dadurch, daß seine Entwicklung einen seltsamen Umweg nahm, ja sich fast in umgekehrter Richtung vollzogen hat. Betrachtet man nämlich das Lebenswerk des vor trefflichen Berliner Landschafters im ganzen, so kann man unmöglich übersehen, daß sich Beginn und Ausgang seines Strebens ganz innig berühren und daß mitten darin ein Ereignis liegt, das ihn eigentlich aus seinen Bahnen gehoben und in gewissem Sinne weitab von seinen ursprünglichen Zielen geführt hat. Unter den Bemühungen, die für ihn persönlich glücklichen Folgen dieses Ereignisses mit seinen wahren künstlerischen Idealen in Beziehung zu setzen, ist Leistikows Leben vergangen. Und die enorme Popularität, die er als „Maler der Mark“ erlangt, wird ihn kaum darüber getröstet haben, daß er durch sie bis zu einem gewissen Grade gehindert worden ist, seine feinsten Wesenseiten der Allgemeinheit zum Bewußtsein und sich als Maler schlechtweg zur Geltung zu bringen. Und wenn etwas für die hohe Auffassung Leistikows vom Künstlerberuf und für den unerschütterlichen Ernst seines Strebens zeugen kann, so sind es die Anstrengungen, die er unter schweren körperlichen Leiden gemacht hat, um die Aufmerksamkeit des Publikums auch noch für das zu gewinnen, was er einst, unverstanden von allen, in der Jugend gewollt.

Man muß freilich wissen, welch' ungeheurer Aufwand von Energie für jeden Künstler dazu gehört, die Erkenntnisse der reifen Jahre wieder in Gefühle umzusetzen, aus dem Zustande des bewußten Arbeitens wieder in den des naiven Schaffens zu gelangen, um Leistikows Bemühungen in dieser Richtung nach Verdienst zu würdigen. Nur den Besten ist es gegeben, noch einmal die Sonne wiederzusehen, die über den Hoffnungen ihrer Jugend schien; nur den wenigsten beschieden, das zu vollenden, was sie aus einer dunklen aber richtigen Empfindung einst begonnen. Indem man daran denkt, daß dem Berliner Maler das alles tatsächlich gegönnt

war, meint man, er sei doch, trotz allem, was er in den letzten Jahren gelitten, recht eigentlich ein Liebling der Götter gewesen und darum manches in seinen Schöpfungen von unverweklichem Reiz.

Leistikow war nichts weniger als ein Talent mit Ellenbogenkraft. Ein Mensch von zarter und melancholischer Gemütsart, gab er sich, sobald er zu einiger künstlerischer Selbständigkeit gelangt war, als Maler mit Vorliebe träumerischen und weichen Stimmungen hin. In seinen frühesten Arbeiten bekennt er sich als ein treuer Freund der grauen Stunde. Niemand vor ihm hat den herben Reiz des norddeutschen Vorfrühlings so innig empfunden, niemand vor ihm die spröde Anmut der märkischen Natur so hinreißend zum Ausdruck gebracht. Dabei war Leistikow ein so feines Gefühl für die Nuance zu eigen, daß diese ersten Werke bei aller Beschränkung auf wenige Farben entschieden koloristisch reich wirken. Aus Mangel an Mitteln hat sich der junge Künstler in jener glücklichen Zeit fast ausschließlich der Aquarellmalerei bedient und es in deren Anwendung zu einer Meisterschaft gebracht, die einfach bewundernswert erscheint. Mit so viel Anerkennung indessen Leistikows Kollegen von diesen entzückenden Schilderungen einer von ihnen selbst bis dahin arg vernachlässigten, weil für unmalerisch und langweilig gehaltenen Natur sprachen — das Publikum zeigte nicht die geringste Neigung, die Arbeiten des jungen Malers zu bemerken. Diesem blieb leider nichts anderes übrig, als sich durch Einrichtung einer Malkschule über Wasser zu halten. Die Nichtbeachtung von seiten des Publikums begann Leistikow mit der Zeit allerdings nervös zu machen, ihm Zweifel an sich selbst einzuflößen. Mit diesem Stachel im Herzen ging er Anfang der neunziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts nach Paris, teils um zu sehen, wie die dortigen Landschaftler arbeiteten, teils um sich einen Überblick über die herrschenden Strömungen innerhalb der neueren Malerei zu verschaffen. Während die französische Landschaftsmaleri — von den Impressionisten hat er damals kaum etwas gesehen — wenig Eindruck auf ihn machte, fühlte er sich von den großartigen, eine idealisierte Welt zeigenden Dekorationen des Puvis de Chavannes aufs äußerste angezogen. Und im Angesicht von dessen Fresken empfand Leistikow plötzlich das heftige Verlangen, seiner Kunst ein anderes Gesicht, seiner Entwicklung eine neue Richtung zu geben. Freilich wirkten noch andere Faktoren mit: Die Abschwenkung seines Freundes Ludwig v. Hofmann von der realistischen Freilichtmalerei zu einer absolut idealistischen, ferner das Vorbild des ihm mit seinen Werken in Kopenhagen und Paris bekannt gewordenen Dänen Willumsen,

der seine Auffassung von der Natur in eine sehr willkürlich kunstgewerblich-dekorative Form gepreßt hatte, und endlich die Unzufriedenheit mit seinen eigenen Zuständen. Es mußte ein Mittel geben, die Beachtung des Publikums zu erzwingen. Gerade vor gewissen Leistungen Willumsens war ihm klar geworden, daß die Leute viel mehr Interesse für eine Tollheit, als für eine ernsthafte, unter schweren Mühen entstandene Arbeit aufbringen. Seine Zugehörigkeit zu der bei Schulte, befreit von der Jury der Salonleitung, ausstellenden Vereinigung der „XI.“ bot ihm die Möglichkeit eines Experiments, und so zögerte er nicht, nach seiner Rückkehr aus Paris dort Bilder vor die Öffentlichkeit zu bringen, die genau das Gegenteil von dem waren, was er bisher gemacht. Niemand vermochte in diesen ostentativ primitiven Naturnachbildungen den feinsinnigen und delikaten Landschaftler von früher wiederzuerkennen. Da sah man Bäume an einem Fluß in elementar gezeichneter, mit schwarzgrüner Farbe ausgefüllter Form, sah hölzern steife weiße Schwäne oder einige nach einem plumpen norwegischen Ornament gemalte Wikingerschiffe auf blauen Farbenflächen, die Wasser darstellen sollten, oder sah schematisch konstruierte Möwen über eine stilisierte Meereswelle fliegen. Hatte das Publikum schon gegen Ludwig v. Hofmanns Träume von dekorativer Malerei gewütet, so begann es vor diesen Leistikowschen Bildern einfach zu rasen. Es beruhigte sich auch nicht, als der Maler zwei Jahre später, gewissermaßen zur Erklärung seiner Absichten, einige kunstgewerbliche Arbeiten im Sinne jener Bilder ausstellte. Immerhin sah Leistikow seinen Zweck erfüllt. Seine so lebhaften Proteste hervorruhenden Leistungen wurden beachtet. Man sprach und stritt darüber. Nun hielt er es für richtig, einzulenken. Unter Wahrung des dekorativen Charakters suchte er in der Ausführung seiner Bilder den gewohnten Begriffen von Naturwahrheit wieder einigermaßen näher zu kommen.

Dieses Spiel hätte, ohne besondere Erfolge für Leistikow, wohl noch einige Zeit fortgesetzt werden können, wenn es dem jungen Maler nicht geglückt wäre, ein Motiv zu finden, über dessen Schönheit man bald alle Gewaltsamkeiten in seinen Bildern vergaß. Mit seinem „Grunewaldsee“ errang Leistikow den ersten großen Erfolg seines Lebens. Die dekorative Manier der Ausführung brachte ohne Zweifel die eigene Schönheit der Landschaft mit einer überzeugenden Kraft zum Ausdruck, die ernsthafte Bedenken wegen der summarischen Wiedergabe natürlicher Erscheinungsformen nicht mehr aufkommen ließ. Da war der Seewinkel mit dem unbewegten schwarzgrünen spiegelnden Wasser; da waren die nacktsämmigen

Föhren mit ihren dunklen ärmlichen Wipfeln; da war der Schein der untergehenden Sonne, der die Föhrenstämme rot aufleuchten machte und mit seiner melancholischen Glut jene traumhafte Einsamkeitsstimmung schuf, die bezeichnend ist für die märkische Waldnatur.

Leistikow war klug genug, sich den Beifall, den dieses Bild fand, eine ganze Weile zunutze zu machen. Er variierte das Thema in mancherlei Weise und setzte sich damit in der Gunst des Berliner Publikums gründlich fest. Dann versuchte er vorsichtig, dessen Interesse auch für Wiedergaben einer anderen Natur zu gewinnen. Er ging nach Dänemark, nach Norwegen und malte schließlich sogar am Gardasee und an der Riviera. Bei der Beliebtheit, deren er sich erfreute, fanden auch die dort entstandenen Bilder ziemlich ungeteilten Beifall; die Kauflust der Liebhaber jedoch erregten eigentlich nur die davon, die etwas vom Charakter jener beliebten Grunewaldlandschaften hatten. Dadurch wurde Leistikow am Ende veranlaßt, sich immer wieder aufs neue mit der Natur zu beschäftigen, deren Wesen er einmal und wohl zufällig so glücklich in einem Punkte erfaßt hatte. Bei seinem feinen Gefühl für den individuellen Ausdruck einer Landschaft wurde es ihm nicht schwer, noch unzählige Motive zu finden, die für die besondere Art der märkischen Natur typisch sind. Er hat es im Laufe der Jahre erreicht, daß jedermann den Grunewald und die Gegend um die Havelseen mit Leistikows Augen sieht, allüberall auf seine Motive stößt; daß jedermann nun etwas als schön empfindet, was man noch vor zwei Jahrzehnten für nüchtern und uninteressant erklärt hatte.

Mit der Entdeckerfreude aber wurde in Leistikow allmählich auch der intime Maler wieder lebendig. Jahrelang hielt der Künstler mit seiner Neigung zurück, um nicht selbst gegen das von ihm zur Anwendung gebrachte Prinzip der dekorativen Malerei zu zeugen. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit vertrat er in seinen Arbeiten immer wieder den Grundsatz, daß die Ordnung der Farbenflecke, der betonte Rhythmus der Linien das Bild machten, nicht der Inhalt an Naturwahrheit. Als er endlich glaubte, das Publikum von der Richtigkeit dieser Theorie und den Vorteilen ihrer Anwendung für das Tafelbild überzeugt zu haben, begann er leise und vorsichtig, wieder mehr unmittelbar und intim gesehene Natur in seine Bilder hineinzubringen. Zuweilen gewann es den Anschein, als habe Liebermanns feste Art, die Wirklichkeit zu packen, Einfluß auf ihn ausgeübt, oder als wäre er durch Monets Themsebilder versucht worden, sich dem Impressionismus zu nähern. Aber es schien

nur so. In Wirklichkeit bemühte sich Leistikow, von dem selbstgestellten Dogma des dekorativen Bildes loszukommen, um die flüchtigen, beweglichen Reize der Natur wieder fassen zu können. Hatten ihn in den Tagen der Jugend das gebrochene Licht regnerischer Tage oder zarte Morgen- und Abendstimmungen angezogen, so lockte es ihn jetzt, den glänzenden Tag, das Leuchten des Frühlings und die jauchzende Heiterkeit des Sommers darzustellen. War er so lange bestrebt gewesen, das Typische eines Stückes Natur eindringlich einfach zum Ausdruck zu bringen, so fühlte er jetzt das herzliche Verlangen, wieder durch die Nuance, durch die zufälligen Schönheiten zu wirken. Gerade, weil er diese Wandlung nicht plötzlich vornahm, sondern nur hier und da merken und zwischen zarten Tonmalereien immer wieder einmal die strenge Weise des dekorativen Bildes klingen ließ, gelang es ihm, das Publikum ganz unauffällig auf den Punkt zu führen, wo er es in seiner Jugend so gern gesehen hätte. Und er hat es noch erlebt, daß Bilder, die künstlerisch das vollkommene Gegenteil seiner so lebhaft bewunderten Grunewaldbilder waren — es sei nur an die „Liebesinsel“ erinnert — mit Entzücken von den Leuten betrachtet wurden, die seinen im Sinne so ähnlichen frühen Landschaften keine Vorzüge hatten absehen können.

Trotz dieser Rückkehr zu der feinen und anmutigen Art seiner Jugend wird man nicht behaupten dürfen, daß in Leistikows kräftig stilisierten Schöpfungen eine innerliche Unwahrheit vorhanden sei. Diese Gegensätze lagen auch in seiner menschlichen Individualität. Auf der einen Seite eine Persönlichkeit von unendlich zarter Empfindung, von großem geistigen Gehalt und lebhaften ästhetischen Bedürfnissen, auf der anderen Seite eine streitbare, von starkem Selbstgefühl beseelte und bei Gelegenheit aufbrausende und rücksichtslose Natur, konnte Leistikow auch als Mensch sehr verschieden wirken. Wer ihm nahe stand, mußte ihn lieben; wer ihn als Gegner traf, hatte allen Grund ihn zu fürchten. Die Geradheit und Reinheit seines Charakters aber war jedem offenbar, und so genoß er auch bei denen Achtung, denen er feindlich gegenüberstand. Die poetische Empfindungsweise, die aus seinen Bildern spricht, hatte ihn schon in jungen Jahren in einen Dichterkreis gelockt, und solange er lebte, nahm er an allen literarischen Ereignissen starken Anteil. Aber er wußte sehr scharf das künstlerisch Poetische von dem literarisch Poetischen zu unterscheiden und hat sich niemals beifallen lassen, Literatur und Kunst miteinander zu verquicken. Die Mischung von Zartheit und Kühnheit in Leistikows Charakter wirkte jedoch durchaus harmonisch. Er

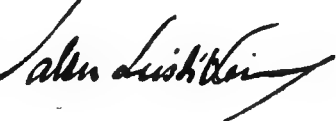
gehörte zu den seltenen Menschen, die stets zur rechten Zeit auf ihr Herz zu hören, aber auch zur rechten Zeit den Verstand zu gebrauchen wissen. Diese glückliche Eigenschaft bewahrte ihn in seiner Kunst vor Verflachung und verschaffte ihm so viel Liebe und Ansehen bei seinen Kollegen, daß diese ihm die Rolle eines Führers und Sprechers freiwillig übertrugen. Als solcher hat er unendlich viel Gutes gestiftet. Nicht nur als Vorkämpfer für die Freiheit der Kunst, sondern auch als befestigendes Element. Er war der Gründer und das heimliche Oberhaupt der Berliner Sezession. Ohne ihn gäbe es keinen Deutschen Künstlerbund. Daß dieser nicht das geworden, was er sein könnte, ist nicht Leistikows Schuld. Ein unermüdlicher Helfer war er den aufstrebenden Talenten. Sein sicherer Geschmack, sein scharfes Urteil ließen ihn echte Begabung und falsches Genialtun leicht unterscheiden. Niemals war er intolerant. Jede ehrliche Überzeugung, mochte sie auch zu der seinigen im vollsten Gegensatz stehen, fand bei ihm Anerkennung und Schutz. Er sah es als eine Pflicht an, die Schwachen gegen die Starken zu verteidigen und für das Ansehen der Künstlerschaft in jedem Sinne zu wirken. Und seine große persönliche Bescheidenheit hinderte ihn bei solchen Gelegenheiten nicht, eine höchst eindrucksvolle Würde hervorzukehren.

Wer aber noch Zweifel hatte, daß Leistikows künstlerische Existenz auf seiner Ausdauer beruhte, daß er sein Talent durch den Aufwand einer ungewöhnlichen Energie zu seiner sichtbaren Höhe gehoben, mußte sich durch des Künstlers Verhalten in den letzten Jahren überzeugen lassen. Der in seiner Gesundheit nie sehr feste Mann wurde von einem schweren Rückenmarksleiden befallen, das ihm das Leben wie das Arbeiten zu einer Qual machte. Aber diese schreckliche Krankheit hat ihn nicht hindern können, so an seiner Weiterentwicklung zu arbeiten, als hätte er noch ungezählte Jahre fruchtbaren Schaffens vor sich. Je näher er das Ende fühlte, um so rastloser wurde seine Tätigkeit. Während er Schmerzen litt, wagte er sich an die Lösung der schwierigsten Aufgaben. Niemand merkt seinen letzten Arbeiten an, daß sie ein Sterbender geschaffen; denn sie wirken stärker und reifer als alles, was er vorher gemacht. Und sie sind es auch; denn so nahe dem Tode, hielt er es erst recht für eine Ehrenpflicht, der Welt zu zeigen, daß er redlich und treu das ihm geliehene Pfund verwaltet. Von der stillen Größe aber, die in solchem tapferen Kampfe um die höchsten ihm erreichbaren Ziele liegt, steckt viel in Leistikows Werken und wird auch der Nachwelt die Empfindung geben, daß er ein bedeutender Mensch und Künstler gewesen ist.

Berehrter und Freunde Leistikows wird es interessieren,
einen Brief des Künstlers kennen zu lernen, den er
an „Nord und Süd“ in den letzten Wochen sandte
auf eine Aufforderung hin, einige Zeilen über ein
Bild Thoma's zu schreiben. Die Redaktion.

An die Redaktion von Nord und Süd

Schreiekenstein.

Ihre Bitte um meine Mitarbeiterschaft an Ihrem
schönen Blatte ist ja außerordentlich ehrenvoll-
haft, aber glauben Sie nicht auch, das ich nicht
kann machen, wenn ich mich in meinem Handwerk
verstehe, als wenn ich ^{nicht} die Schritte mache?
Auch wenn gar die feine, rasche, unerkuldrige Bild-
chen von Thoma, was könnte ich Schritte sagen,
was nicht von unheilvollsten Kritikern schon
gesagt und eben so oft und besser gesagt ist?
Nein, da sage ich
Es kann ergehen  allen Lustlichen

Friedrich von Oppeln Bronikowski: Mallarmés Ästhetik.

Poë und Wagner sind wie Baudelaires Leitsterne auch die Stéphane Mallarmés geworden. Um Poë in der Ursprache zu lesen, lernte er Englisch; er übersehte Poës Gedichte, und seine Sprachkenntnis verhalf ihm auch zu einer Lebensstellung an der Universität Paris, die ihn dem journalistischen Frondienst entthob und ihm ermöglichte, in stiller Zurückgezogenheit seinen Träumen zu leben, in dem „Elfenbeinturm ohne Türen und Fenster, unerreichbar der gemeinen Menge“ . . . Noch völliger hat Wagners Musik seinen Geist in Bann geschlagen. Schon Baudelaire hatte in flammenden Worten das schmählische Fiasco gebrandmarkt, das die vornehme Welt dem „Tannhäuser“ in der Oper bereitet hatte; er sah in diesem „Widerstand der stumpfen Welt“, dem Haß und Hohn der „Gebildeten“ sein eignes Schicksal und ahnte den künftigen Sieg seiner Sache, die auch die Sache Wagners war; und seine überfeinerte Seele geriet beim Anhören Wagnerischer Musik in eine Ekstase, die nur noch die kranken Wonnen der „künstlichen Paradiese“ des Haschischrausches zu überbieten vermochten. Stéphane Mallarmé ging noch weiter, indem er seine ganze Ästhetik bewußt auf Wagners Kunsttheorien aufbaute. Das metaphysische Durchdringen der Sage mittels der Musik, das Streben nach einer alle Kunstformen vermählenden Gesamtkunst, die Wiederbelebung des abstrakten Wortes zum Träger von Empfindungen, von sinnlichen Eindrücken, die Anknüpfung des Einzelnen, Zufälligen, an das Ewige, Zielvolle, so daß es nur mehr als Zeichen, als Symbol des Weltganzen erscheint, diese bekannten Grundzüge von Wagners Ästhetik sind auch die Mallarmés. Freilich lassen sie sich unter der Führung der Musik leichter verwirklichen, als unter der Führung des Wortes, dem die körperliche Anschaulichkeit der Bühne fehlt. Während Wagner durch die Musik das Unausprechliche auszusprechen vermochte, mühte Mallarmé sich oft vergeblich ab, im Wort einen Ersatz für das Orchester zu finden. Durch diese Tendenz „Musik zu machen“ werden seine späteren Gedichte verworren, ja geradezu unverständlich, nicht allein für den Verstand, sondern auch für das sinnliche Erfassen, das in Symbolen denkt. Eine solche Kunst führt — letzten Endes — nicht zur intellektuellen Anschauung, sondern

zu spitzfindiger Deutelei; sie wird zu einer Geheimschrift für wenige „Eingeweihte“ und schließt sich gegen das „profanum vulgus“ in verletzender Weise ab. Trotzdem ist sie ursprünglich eine natürliche und nicht ungerechtfertigte Reaktion gegen den konsequenten Naturalismus und eine mißverständene Demokratistierung der Kunst. Je mehr sich die Spekulant unter den Künstlern dem Massengeschmack anpassen, je ausschließlicher der Naturalismus die Kunst des Vordergrunds, des Zufalls und Alltags betrieb, desto schroffer mußten sich die wahren Künstler von dieser Verflachung abwenden und nach synthetischen, vertieften Schöpfungen streben. Bezeichnenderweise hat das große literarische Publikum die Verachtung, die in dieser stummen Ablehr lag, wohl herausgefühlt und diesen stoischen Träumer in erbitterten Polemiken in den Tageslärm hereingezerrt, dem er doch jetzt zu entgehen wünschte . . . Heute, wo Mallarmé tot und der Lärm verhallt ist, liegt uns wenig an dem, was er geirrt und gefehlt hat. Uns interessiert sein positives Werk, das nur leider ein Stückwerk geblieben ist: seine Übergewissenhaftigkeit ließ ihn immer wieder an seinen unvollendeten Schöpfungen herumfeilen, und dieser „Dichtersfürst“ von Jung-Frankreich hat uns nichts übermacht, als eine Reihe kleiner feingefellter Prosagedichte, ein Bändchen dunkler Lyrik und zwei dramatisch belebte Fragmente: „Der Nachmittag eines Fauns“ und „Die Herodiade“, die ich im folgenden zu verdeutschen versucht habe.

Seine ersten zehn Gedichte, die im „Parnasse Contemporain“ (1866) erschienen, bewegten sich noch ganz in den akademisch korrekten Formen der „Parnassischen Schule“, deren Errungenschaften er in der Folge durch geduldigen Fleiß bereicherte und vertiefte, zuerst in dem „Nachmittag eines Fauns“ (1876), der in seiner Feinheit und Frische an die antiken Bukoliker gemahnt. So ist Mallarmés Kunst also nicht aus einer ästhetischen Revolution hervorgegangen, wie die Verlaines und seines Freundes Rimbaud, sondern sie ist über ihre Vorbilder langsam hinausgewachsen, durch Streben nach größerer Klangwirkung, durch suggestiveren Ausdruck, durch weise Verteilung und Steigerung der Töne, Lichter und Schatten . . . „Die Herodiade“, von der die folgende Verdeutschung nur ein unvollkommenes Abbild zu geben vermag (sie ist wie jede Übersetzung nur ein Notbehelf), bildete das besondere Entzücken von J. R. Huysmanns und seinem phantastischen Helden, dem überfeinerten Ästheten des Essaintet in dem Roman „A Rebours“ (1884), der Mallarmés Schaffen zum erstenmal in die

Mallarmé's Ästhetik Fr. von Oppeln Bronikowski

breitere Öffentlichkeit rückte. Namentlich liebte er jene Verse, welche die Tochter der Herodias zu ihrem Spiegel spricht:

..... O Flut!
In deinem Rahmen gramesvoll gefrorne,
Wie oft, der Träume satt, suchst' ich verlorne
Erinnerungen, die in deinen Tiefen
Wie welke Blätter unterm Eise schliefen!
Als Schatten sah ich mich in dir von fern,
Doch abends stieg aus deinem herben Glas
Mein nackter Traum hervor, so schreckenblaß . . .

Man darf wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß Flauberts schwache, trotzdem vielbestaunte Altersnovelle „Herodias“ (1877), die bekanntlich Wilkes unvergleichliches Drama „Salome“ inspiriert hat, auch Mallarmé angespornt hat, den Stoff in seiner Weise zu gestalten:

Herodias
von Stéphane Mallarmé.

Die Amme:

Lebst du? Ist es dein Schemen, Fürstin? Reiche
Die ringgeschmückten Finger mir zum Kuß . . .
Laß ab, im Fabelland zu weilen . . .

Herodias:

Weiche! —

In meiner blonden Haare keuschem Fluß
Ist dieser Leib, der einsame, vereist,
Und meine Haare, die das Licht umgleist,
Sie trifft kein Tod, o Weib: Dein Kuß ist Mord,
Wär' Schönheit nicht schon Tod . . .

Was trieb mich fort?

Und welcher nie erschaute Morgen sank
Auf Dämmerfernen mit so trübem Schein?
Du, winterliche Amme, sahst: ich drang
In das Verließ, von Eisen schwer und Stein,
Wo meine hundertjährigen Leun sich dehnen.
Ich schritt wie ein Geschick mit heiler Haut
Im herben Duft der königlichen Mähnen;
Doch sahst du auch, wie mir dabei gegraut?
Mein Traum weilt im Eril, und ich zerpfücke,
Als lagert' ich an eines Brunnens Rand,
All meine bleichen Lilien; und gebannt
Folgen dem müden Blätterfall die Blicke
Der Löwen schweigend nach durch meinen Traum,
Und nahend meinem trägen Kleidersaum,

Sehn sie die Füße, die des Meeres But
Selbst stillten. Still auch du dein greises Blut!
Komm und mein Haar, dies Ebenbild der Mähnen,
Vor dessen wildem Wallen es euch graust,
— Da du mich anzuschau'n dich nicht getraust —
Hilf mir, vor einem Spiegel es zu strähnen.

Die Amme:

Willst du die heitre Myrrhe, wohl verwahrt,
Willst du der späten Rosen düstre Art
An ihrem Saft erproben?

Herodias:

Laß! Verhaßt
Sind Narden mir. Du weißt es und vermagst
Dich doch, in ihre Trunkenheit zu tauchen
Mein schmachkend Haupt? Nie soll es Balsam hauchen,
Dies Haar, wie Blumen, welche Menschenpein
Durch Duft betäuben. Es ist Gold und rein
Von Wohlgerüchen sei es immerdar!
Kalt soll es sein wie Erz und unfruchtbar,
Im grausen Blitzen wie im matten Dunkeln,
Ein Spiegel, drin Geschmeid und Strahlen funkeln
Und Waffen seit der stillen Kinderzeit.

Die Amme:

O Fürstin, meinem alten Geist verzeiht,
Wenn er nicht mehr nach Eurem Willen tut!

Herodias:

Genug, den Spiegel halte vor!

O Flut,

In deinem Rahmen gramesvoll gefrorne,
Wie oft, der Träume satt, suchst' ich verlorne
Erinnerungen, die in deinen Tiefen
Wie welke Blätter unterm Eise schliefen!
Als Schatten sah ich mich in dir von fern!
Doch abends stieg aus deinem herben Glas
Mein nackter Traum hervor, so schreckensblaß . . .
Sprich, Amme, bin ich schön?

Die Amme:

Oh wie ein Stern!

Doch da, die Locke fällt Euch . . .

Herodias:

Hüte dich,

Zu freveln! Bis an seinen Quell gefriert

Mein Blut! Hinweg die Lasterhand, und sprich:
 Welch Dämon so zur Sünde dich verführt.
 Dein Kuß, die Narben dann, und — daß ich's sage —
 Nun gar die freche Hand! Oh armes Herz,
 Was droht dir noch an diesem Unglückstage?
 Herodias bangt vor unbekanntem Schmerz!

Die Amme:

Ja, schlimme Zeiten! Daß Euch Gott behüte!
 Ihr schweift so wild umher und geisterbleich
 Und schaut entsetzt auf Eure frische Blüte —
 Anbetungswürdig doch und göttergleich!
 O schrecklich schönes Kind!

Herodias:

Wagst du es noch
 Einmal, mich anzurühren?

Die Amme:

Wär ich's doch,
 Der das Geschick Euch Holde vorbehält!

Herodias:

O schweig!

Die Amme:

Wann mag er kommen?

Herodias:

Hört es nicht,
 Ihr keuschen Sterne!

Die Amme:

Dunkles Graun befällt
 Euch, wenn man von dem Gotte spricht,
 Der Eurer Reize reichen Schatz begehrt.
 Für wen denn reißt so bang und jungfräulich
 Die zarte Schönheit, hütet unversehrt
 Ihr das Geheimnis Eures Seins?

Herodias:

Für mich.

Die Amme:

Oh, welche arme Blume blüht allein
 Und kennt kein Glück, als ihren bleichen Schein
 Im Wasser zu bespiegeln!

Handwerk



Leinwand

Konfuzius bei der
großen Kaiser Zeppe-
linen von seinem
Oberingenieur
Duer vom Auf-
stift photographiert.



Mein Mund! Hebe die Lasterhand, und sprich:
 Diese Töchter der Erde dich verführt,
 Dein Riß zu Wunden dann, und --- daß ich's sage ---
 Man von der Lasterhand! Oh armes Herz,
 Was lebst du noch an diesem Unglückstage?
 Herodes bangt vor unbekanntem Schmerz!

Die Amme:

Ja, so arme Zeiten! Daß Euch Gott behütet!
 Ihr seht so wild unger und geistlos aus,
 Und schaut entsetzt auf Eure frische Blüte ---
 Anbetend und doch und göttergleich!
 O schrecklich seyd ihr Kind!

Herodias:

Wagst du es noch,
 Stimmst dich anzuheben?

Die Amme:

Hör ich's doch,
 Daß die Götter Euch Heile vorseh'n!

Herodias:

Stille!

Die Amme:

Wann mag er kommen?

Herodias:

Hört es nicht,
 Ihr teuflischen Eitel!

Die Amme:

Dunkles Graun besüllt
 Euch, wenn man von dem Gotte spricht,
 Der Eurer Sinne reichen Schatz begehrt.
 Ihr seht so bang und jungfräulich,
 Und wisset doch, daß er unversehrt
 Vor die Augen des Eures Seind?

Herodias:

Hör mich.

Die Amme:

Oh, welch' arm Blut blüht allein
 Und leucht so hell als ihrem bleichen Schein
 Im Wasser zu bespielt!

Konstanz

Konstanz bei der
großen Fahrt Zepp-
lins von seinem
Oberingenieur
Duer vom Luft-
schiff photographiert.



Zeppelin



Herodias:

Dein Mitleid wie den Hohn. Spare dir

Die Amme:

 Doch sage mir,
Unschuld'g Kind: kommt nicht der Tag vielleicht,
Da dieser stolze Starrsinn von dir weicht?

Herodias:

Wer rührt mich an? Selbst Löwen schonten mich!
Auch lockt mich nichts, was Irdische beglückt.
Oft siehst du mich versteint und weltentrückt:
Dann denk' ich an das Einst und denk' an dich,
Die mich genährt . . .

Die Amme:

 Weh! dem Geschick verfallen!

Herodias:

Ja, mir nur will ich blühen und gefallen!
Ihr wißt es, Gärten ihr von Amethyst,
Die ihr versteckt in Abgrundtiefen funkelt,
Du blankes Gold, das unbetastet ist
In Andern, die der Urtschlaf noch umbunkelt,
Juwelen ihr, voll lichter Harmonien,
Von deren Reinheit meine Blicke zehren,
Ihr Erze, die dem jungen Haar den schweren
Fall und den schicksalsvollen Glanz verliehen!
Du aber, Ausgeburt verderbter Zeiten
Und Schülerin der hämißchen Sibyllen,
Wahrsagst mir einen Mann, siehst meine Hüllen,
Den Blumenkelch voll wilder Seligkeiten,
Hinsinken, meine Nacktheit preiszugeben. —
Doch sähe mich das laue Sommerblau,
Dem ihren Reiz entschleierte jede Frau,
Enthüllt in meiner Keuschheit Sternenbeben —
So stirb' ich!

 Lust ist mir der Jungfrau Wangen;
Von meinen Haaren schauernd nur umfassen,
So lieg' ich nachts kaltblütig, unverfehrt,
Auf meinem Lager, fühlend hingegeben
Dem kalten Glitzern deiner bleichen Pracht:
Du, die in Keuschheit glüht und sich verzehrt,
Von Eis und Schnee umgürtet, weiße Nacht!
Du ew'ge Schwester, schon im Traum die deine
Bin ich und dieses Herz in hehrer Reine

Sieht schon der öden Heimat Lichtgeflüß.
Und alles rings ist wie ein frommes Dienen
Vor stillen Spiegeln, und es scheint aus ihnen
Mit diamantnem Blick mein Ebenbild . . .
O letztes Glück! Ich fühl's, ich bin allein!

Die Amme:

So wollt Ihr sterben!

Herodias:

Nicht doch, Mütterlein!
Sei unbesorgt. Geh denn, und zürne nicht
Dem harten Herzen; doch zuvor verschließe
Die Läden noch, daß sich nicht mehr ergieße
Durchs Fenster das verhaßte Himmelslicht,
Das blaue . . .

Wellen wiegen sich. O sage:
Kennst du ein Land, wo trüb der Himmel dunkelt
Und grell der Abendstern im Laubwerk funkelt?
Da zög' ich hin . . .

Du sagst: o Kinderfrage!
Noch eins: zünd' an die Kerzen, daß erweicht
Das Wachs hintrant, indes die Flamm' entweicht.
Und . . .

Die Amme:

Nun?

Herodias:

Leb' wohl! —

Ihr Blumenlippen lügt!
Mir ahnt ein Unbekanntes. Oder trügt
Ihr nicht, und sind's Euch selber unbewußt
Die letzten Seufzer einer Kinderbrust,
Die weh empfindet durch ihr Traumeswallen,
Daß ihre kalten Edelsteine fallen?

Richard Gädke: Aphorismen über den „Lenkbaren“.

Graf Zeppelin hofft, daß der Luftballon seines Systems in kurzer Zeit das betriebssicherste Fahrzeug werden wird, das auf Erden vorhanden ist. Man wird hierbei einiges der natürlichen Überschwenglichkeit des Erfinders zugute halten müssen. Denn gerade die Katastrophe, von der sein großes Luftschiff so plötzlich und gründlich ereilt wurde, hat auch dem Laien Schwächen enthüllt, die von der Natur des neuen Fahrzeugs unzertrennlich scheinen. Wir sollten darum in der Vernichtung des grandiosen, mit so viel Begeisterung begrüßten Werkes kein nationales Unglück erblicken; sie hat Unvollkommenheiten der Maschine aufgedeckt, Wege zur Verbesserung gewiesen, aber auch Grenzen gezeigt, Utopien beseitigt.

* * *

Für das lebende Geschlecht wird das lenkbare Luftschiff keine Umwälzung auf dem Gebiete des Verkehrs wesens bedeuten. Die riesenhafte Größe des Ballons, die der eines modernen Panzerschiffes nahe kommt, reichte gerade zur Beförderung von kaum einem Duzend Personen hin. Das Steigen in größere Höhen bewirkte Gasverlust und nötigte zum Auswerfen von Ballast und von Vorräten, die nachher schmerzlich vermisst wurden. Wir werden Massenbeförderungen von Personen und Gütern durch die Luft nicht erleben; die Morgenröte dieses Fortschritts ist am Horizont noch nicht aufgegangen. In absehbarer Zeit wird der Lenkbare auch in seiner vollkommensten Gestalt dem Sport und der Wissenschaft dienen. Jahrhunderte hat es gedauert, ehe die Dampfmaschine

Die Aphorismen unseres geschäftigen Mitarbeiters, früheren Oberst Gädke, dürften eine willkommene Ergänzung zu der Arbeit des Herrn Dr. Eckener sein. Dr. Eckener hat als langjähriger Mitarbeiter und Assistent des Grafen Zeppelin sicher einen tiefen Einblick in die Entstehungsgeschichte des Luftballons, während Oberst Gädke eine fachmännische und interessante Würdigung der Zukunftshoffnung dieser Erfindung gibt.

Die Redaktion.

Aphorismen über den „Lenkbaren“ Richard Gädte

zu einer Macht im Leben des Menschen wurde; die Beherrschung der Luft ist ein schwierigeres Problem und wird sich nicht sprunghaft vollziehen. Ungewiß ist es noch, ob das Luftschiff für die materielle Gesittung der Menschheit je die Bedeutung gewinnen wird wie Lokomotive und Dampfschiffe. Größere Wirkungen wird in absehbarer Zeit das Automobil ausüben.

* * *

Die Propheten, die mit kühnem Selbstvertrauen das Geheimnis der Zukunft durchdringen, weißsagen, daß der Menschheit die Beherrschung der Luft nicht sowohl durch den mit Gas geblähten Ballon als vielmehr durch den Drachensflieger gelingen wird, der schwerer als die Luft ist. Es liegt in der Art der Propheten, vom niederdrückenden Schwergewicht der Materie frei, im windigen Reiche der Lüfte gaukelnden Phantasien nachzuschweben. Wir anderen urteilen nüchterner.

Die theoretische Möglichkeit der Lösung ist nicht zu bezweifeln, die praktische Durchführbarkeit des Gedankens ist noch ganz ungewiß, sofern sie mehr als eine geistreiche Spielerei sein soll.

* * *

Alle Aeroplane und Drachensflieger waren bisher für eine einzelne Persönlichkeit berechnet, ihre Konstruktion sehr kompliziert; sie haben ihren Erfindern mehr Enttäuschungen als Triumphe gebracht. Die Höhen, die sie erreichten, betrugen 6, 10 höchstens 25 Meter, die Strecken, die sie flogen, die Zeiten, die sie in der Luft blieben, waren sehr gering (noch nicht 4 Minuten), jede Wendung bedeutet die Gefahr des Absturzes, nur von sehr geschickten Fahrern kann sie vermieden werden. Bisher ist der Preis von 500 000 Francs, der an einen Flug von 50 Kilometer geknüpft ist, noch nicht gewonnen worden.

* * *

Aber mag er den Gebrüdern Wright bei ihren neuen Versuchen zufallen: die Schwächen und Unvollkommenheiten des Luftschiffes zeigt der Aeroplan jedenfalls in erhöhtem Maße. Auch bei ihm kommt es darauf an, möglichst viel Kraft mit möglichst geringem Gewichte zu entwickeln; er verzichtet aber auf das naheliegendste Mittel zur Verminderung des Gewichts: auf die Gase, die leichter sind als die Luft.

Ziehen wir nicht etwa das Seeschiff als Schwurzeugen für das

Richard Gädke: Aphorismen über den „Leitbaren“

gasfreie Luftschiff heran: es ist leichter als das Wasser, in dem es schwimmt, weil ein großer Teil seines Raumes mit Luft gefüllt ist. Es ähnelt in seinem Wesen dem Ballon mehr als dem Aeroplan.

Der Frage, welchem System endgültig der Siegespreis zufallen wird, dem System „schwerer als die Luft“ oder „leichter als die Luft“, können besonnene Männer nur ein kühles *ignoramus* entgegensetzen. Bisher aber hat allein der Ballon gangbare Wege gewiesen. Vielleicht gelangen wir in der Zukunft zu einem Kompromiß zwischen beiden Systemen.

Für den menschlichen Geist ist es nicht gerade ein tröstlicher Gedanke, aber es ist nun einmal so: auch der neuen Erfindung hat sich alsbald der Dämon Krieg bemächtigt. Während der friedliche Verkehr der Menschheit vorläufig keinen großen Nutzen aus ihr ziehen wird, ist sie eine neue furchtbare Waffe für den Krieg geworden, dessen Schrecken sie um einen weiteren vermehrt. Die Legende von der Hunnenschlacht auf den katalanischen Gefilden, wo die Geister den Kampf in der Luft erneuerten, wird schaurige Wirklichkeit. Der nächste Krieg wird nicht nur zu Lande und zu Wasser, sondern auch unter Wasser und über dem Lande ausgefochten werden. Der Kampf ums Dasein nimmt immer gewaltigere Formen an, er wird der letzten Schranken entledigt.

Gute Seelen, die Liberalismus und Sentimentalität verwechseln, können auch bei dieser Gelegenheit einen leichten Seufzer über die „militaristische“ Empfänglichkeit der Deutschen nicht unterdrücken, die sich in der Anteilnahme an Graf Zeppelins Glück und Unglück offenbart habe.

Man tue alles, um den Frieden auf Erden zu befestigen, schiebe den Krieg so weit als nur möglich hinaus, steigere die Gesittung und das Verantwortlichkeitsgefühl der Völker und Staatslenker, um dieses letzte brutale Mittel der Politik mehr und mehr aus unseren Gewohnheiten zu entfernen, aber man jammere nicht darüber, daß der Krieg, dessen Wesen die Vernichtung ist, sich auch vernichtender Mittel bedient und nicht durch Rhabarber und Redekünste den Gegner niederzuzwingen versucht.

Aphorismen über den „Lenkbaren“ Richard Gädke

Ein Krieg rechtfertigt nur dann seine Opfer und das Blutvergießen, wenn man rücksichtslos seine Kräfte zur Erreichung des Sieges anspannt. Es ist eine hundertfach erhärtete Erfahrung, daß der Krieg um so humaner ist, je entschlossener er geführt wird. Je größer die Überlegenheit auf der einen Seite, desto kürzer und unblutiger wird der Kampf.

Es ist daher ein Beweis für ein richtiges Volksempfinden, wenn ihm die militärische Bedeutung einer neuen Waffe alsbald zum Bewußtsein kommt.

Die nächste Zukunft wird einen Wettlauf aller großen Nationen um die Vervollkommenung und die Zahl ihrer Luftkreuzer sehen.

* * *

Auch die Bedeutung des Luftschiffes als Waffe darf freilich nicht überschätzt werden.

Wenn unsere Chauvinisten hoffen, und wenn die Engländer fürchten, eine deutsche Invasionsarmee könne durch die Lüfte den Kanal überfliegen, London von oben bedrohen und beschießen, so sind das törichte Phantasieen. Da das Luftschiff in irgend absehbarer Zeit ein Beförderungsmittel im großen Stile nicht werden wird, ist es erst recht ungeeignet zur Beförderung eines Heeres. Solange die Überlegenheit der englischen Flotte bestehen bleibt, wird sie genügen, England die Natur einer unangreifbaren Insel zu bewahren.

* * *

Die militärische Verwendung des lenkbaren Luftschiffes wird in erster Linie den Zwecken der Aufklärung und Erkundung zugute kommen. Man hat gemeint, daß besonders der Verteidiger Nutzen daraus ziehen werde, weil man vom Luftschiff die Bewegungen des Angreifers frühzeitig entdecken und damit Überraschungen, aus denen jeder Angriff seine Lebenskraft zieht, mindestens sehr erschweren werde. Aber das ist ein Irrtum. Auch der Luftballon kann Bewegungen erst entdecken, wenn sie im Gange sind, braucht Zeit, um die Stärke der Truppen festzustellen, ist unbrauchbar zur Nachtzeit, wird durch Stürme, Gewitter, Wolken und Nebel behindert und kann nicht in alle Falten des Geländes hineingucken, nicht alle Bedeckungen durchspähen. Wenn der Verteidiger durch Funkspruch Nachrichten erhält, wird es meist zu spät zu Gegenmaßnahmen sein. Nein, auch der Luftballon wird dem Angriff nichts von seiner

Richard Gädke: Aphorismen über den „Lenkbaren“

Überlegenheit rauben, wird bei entschlossenem Gebrauch dem Angreifer mehr zugute kommen als dem Verteidiger. Denn der Stehende ist leichter zu erkunden als der Bewegliche.

* * *

Das Schicksal der Patrie und des Zeppelin IV. haben bewiesen, daß das Werkzeug noch immer unsicher und unzuverlässig im Gebrauch ist. Ein Nachteil des sonst so hervorragenden starren Systems ist es, daß es einem Heere nicht zerlegt nachgeführt werden kann, eine Landung auf freiem Felde ist nicht überall ausführbar, der gelandete Ballon aber immer einigermaßen gefährdet. Im Kriege, wo man auf die meteorologischen Verhältnisse oft nicht Rücksicht nehmen, Steigen und Fallen des Ballons nicht nach der Sonne, sondern nach dem Auftrage und dem Verhalten des Gegners einrichten muß, wird sich beträchtlicher Gasverlust nicht immer vermeiden lassen. Das Luftschiff bleibt von der Zufuhr von Wasserstoffgas und Benzin abhängig.

Man will, wie für das Seeschiff Häfen, so für das Luftschiff Untersunksthallen und Depots bauen. Ein trefflicher Gedanke; aber er beweist, daß die Bewegungsfreiheit des Luftschiffes eine recht beschränkte ist. Der große Dzeandampfer kann viele Tage und wochenlang die freie See halten, dort selbst Kohlen übernehmen, der lenkbare Ballon günstigen Falls 24, 30 Stunden in der Luft bleiben. Er wird nicht der unzertrennliche Begleiter eines operierenden Feldheeres sein können, wird Reiterei, Automobile und Spione nicht ersetzen, sondern nur ergänzen können. Er ist eine hervorragende Hilfswaffe, aber noch kein entscheidendes Kriegsmittel.

* * *

Der Gegner wird die Tätigkeit der feindlichen Luftkreuzer von der Erde aus und durch seine eigenen Ballons zu behindern trachten. Wir wissen, daß das fliegende Fahrzeug eine leicht verletzbare Maschine ist, ein einziger Treffer kann genügen sie zur Erde herunterzuholen. Unsere augenblicklichen Geschütze reichen nicht unter allen Verhältnissen aus, das Luftschiff wirksam zu bekämpfen, weil sie nicht steil genug in die Höhe zu schießen vermögen. Man wird, wie schon 1870, eigene Ballongeschütze herstellen müssen. Bis zu einer Höhe von 1500 Metern, vielleicht selbst höher, wird es bei seiner Größe dann leicht zu bedrohen sein. In größerer Höhe wird es viel Gas verlieren und wenig

Aphorismen über den „Leufbaren“ Richard Gädke

sehen. Auch der Mangel an Sauerstoff kann es dann behindern. Aber die feindlichen Ballons selber werden sich gegenseitig vertreiben wollen, zur Herrschaft im Reiche der Lüfte zu gelangen wird das Bestreben der Luftkreuzer sein, wie die Beherrschung der See das Ziel der Panzerschiffe ist.

* * *

Welche Feder wird imstande sein, die schreckliche Poesie eines solchen Kampfes in der Höhe zu schildern, welch' Pinsel wird ihre Schauer im Gemälde festzuhalten wissen? Nur Augenzeugen einer Seeschlacht unserer Tage werden ihrer Phantasie Nahrung geben können, sich den nervenerschütternden Verlauf eines Gefechtes auszumalen, das zwei Luftkreuzer gegeneinander führen. Selbst die furchtbare Schilderung der Seeschlacht bei Tschuschima, die wir dem russischen Kapitän Semelow verdanken, mag vielleicht verblassen, wenn ein anderer Augenzeuge uns einst den Kampf der „Republique“ oder des „Nulli Secundus“ gegen einen Zeppelinkreuzer berichten wird.

* * *

Wenn der Luftkreuzer nun einmal eine kriegerische Waffe ist, wird man ihn auch dazu verwenden wollen, die Truppen des Gegners auf der Erde, seine Festungswerke von oben zu beschießen. Schon haben die Franzosen durch eingehende Versuche bewiesen, daß man mit Minen aus einer Höhe bis zu 800 Metern einen bestimmten Raum auf der Erde mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit treffen kann. Welche verheerende Wirkung, wenn ein Torpedo mit einem Zentner Dynamit geladen von oben herabgeworfen wird und mitten in einem Bataillon mit gewaltigem Donner auseinanderreißt, die Erde weithin erschütternd! Jedes lebende Wesen im Umkreise von 100 Metern wird in Atome auseinandergeblasen werden. Oder wenn er die gewaltigen Betongewölbe einer Festungsfestungsmatte, die härter sind denn Granit, wie ein Kartenhaus auseinanderwirft.

* * *

Man nennt diese neue Waffe grausam, aller menschlichen Gefittung Hohn sprechend. Hat sie auf der Haager Friedenskonferenz verboten wollen, wie man ebenso den Gebrauch der Seeminen untersagen wollte. Beides ist schließlich nicht geglückt! Geringe Einschränkungen in der Verwendung freitreibender Seeminen wurden allerdings durch-

Richard Gädke: Aphorismen über den „Lenkbaren“

gesetzt, die wenigstens das Leben der Unbeteiligten, der Neutralen, so weit als dies möglich ist, sichern sollen. In dieser Beziehung ist die Seemine die tödtlichste, unberechenbarste, unmenschlichste Waffe. Das Werfen von Minen aus Luftballons haben sich mehrere Staaten, wie Japan, ausdrücklich vorbehalten. Und die Amerikaner, die sein Verbot beantragt hatten, sind von ihrer Auffassung bereits zurückgetreten. Schon bereiten sie sich vor, an allen ihren Küsten Ballonstationen zu schaffen, nicht nur zur Aufklärung, sondern auch zum Kampfe.

* * *

Seien wir keine Schwächlinge! Nur die Neuheit ist es, die den Kampf aus der Luft herab besonders grausam erscheinen läßt. Das Leben Unschuldiger ist hier weniger gefährdet als im Seekriege, dem noch immer ein Rest von Piraterie anhaftet. Grausam ist, ich wiederhole es, jede Kriegswaffe. Für den Soldaten aber ist es schließlich gleichgültig, ob er durch eine Granate zerrissen wird (meines Erachtens das schmerzvollste und grausamste Geschos, das es gibt), oder ob sein Schiff durch eine Seemine in die Tiefe gezogen, ob er von der Luft aus weggeblasen oder durch die „humane“ Spitzkugel des Gewehrs in das Paradies befördert wird.

Bergessen wir das eine nicht: die Waffen des Krieges werden fortwährend furchtbarer, der Krieg aber als Phänomen hat viele seiner Schrecken eingebüßt, ist immer menschlicher, immer weniger opfervoll geworden. Die Verluste in den Schlachten haben sich im Verhältnis zur Zahl der Kämpfenden unaufhörlich vermindert. Immer mehr zeigt der Krieg das Bestreben, den Willen mehr des Gegners zu zerbrechen als seinen Körper. Und auf den Willen zum Frieden wirkt jede neue Waffe.

* * *

Die Heere werden also in den Zukunftskriegen den Luftkreuzer als Waffe verwenden: daran ist kein Zweifel. Wird er eine Möglichkeit bieten, die Überlegenheit einer feindlichen Flotte auszugleichen?

Im allgemeinen in absehbarer Zeit nicht. Wir lernten die Schranken seiner Verwendbarkeit kennen. Er wird außerstande sein, einer Flotte auf die hohe See zu folgen, sie gar bis an feindliche Küsten zu begleiten.

Das unstarre System könnte man vielleicht in zerlegtem Zustande mitführen, aber seine Montierung auf hoher See wird schwierig, wenn

Aphorismen über den „Lenkbaren“ **Richard Gädke**

überhaupt ausführbar sein. Beim Zeppelin ist dies von vornherein ausgeschlossen. Selbst wenn er in einem Seehafen ein sicheres Depot hat, wird er nur einige hundert Kilometer sich auf die See hinauswagen dürfen.

Daraus folgt, daß seine Verwendbarkeit im Seekriege auf *n a h e g e l e g e n e* Meeressteile beschränkt sein wird; auf dem engen Raum der Ostsee und der Nordsee aber wird er gelegentlich gute Dienste leisten können. Und die Amerikaner haben recht: Nicht nur zur Aufklärung, auch zum Kampfe. Zur Verstärkung der Küstenverteidigung in erster Linie.

Aber selbst zum Angriff! Vielleicht auch im Kampfe zweier Flotten gegeneinander! Seinen Minen, die aus der Luft herabgeworfen werden, wird kein Panzerdeck, kein Geschützturm widerstehen. Ein einziger Treffer wird das stärkste feindliche Panzerschiff vernichten. In den deutschen Meeren wird eine *L u s t s c h i f f f l o t t e* von größtem Werte sein, wird vielleicht einmal unter günstigen Umständen entscheidend wirken können.

Aber auch der Gegner wird darum Luftschiffflotten bauen. Ich sagte es schon, es wird ein Wettlaufen werden. Und wenn der Krieg kommt, wird er auch in den Küsten ausgefochten werden.

Bewahren wir uns darum den Frieden!

A. Halbert:

Wie der Kunst zu helfen wäre.

Ein Organisationsplan.

„Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am ernsthaftesten, wenn sie sich mit edlen, heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künstler aber steht über der Kunst und dem Gegenstande: über jener, da er sie zu seinen Zwecken braucht, über diesem, weil er ihn nach eigener Weise behandelt.“
(Goethe.)

Unsere Kunst.

I.

Sehen wir in der Kunst ein bildendes Element, eine fördernde Kunst und Wissenschaft, dann ist sie ein Kulturfaktor und erfordert Pflege — Pflege und Wissen.
Erziehung. Wie die Wissenschaft.

Die Wissenschaft hat Bibliotheken und Institute. Die Kunst hat Bibliotheken und Museen. Aber in den Instituten werden nur die Er-
fahrungen der Wissenschaften zur Geltung gebracht. Wie in den Museen die Produkte der Kunst.

Die Wissenschaft hat auch Universitäten: wo Wissenschaft gelehrt wird, wo das Erringen von Wissen unterstützt wird, vom Staate, von der Gesellschaft.

Die Kunst hat solche Stätte nicht, kann sie nicht haben.

Keine Schule für Poesie! Die besten Meister der Farbe und des Lichts sind nicht von der Akademie gekommen.

Kunst stammt nicht von Kennen — sondern vom Können.

Aber dieses Können muß Entwicklungsmöglichkeiten haben.

Der Könnner muß Ellenbogenfreiheit haben — dem Leben gegenüber.

II.

Legen wir die Feigheit ab: sprechen wir nicht immer in scheuem Der Künstler.
Idealismus von Kunst. Um den Künstler handelt es sich. Tausendmal:
Um den Künstler!

Um die lächerliche Figur, die vor Jahren Sonnengebichte vom Giebeldach herab machte; um die moderne Gestalt, die lange darbt, bis sie in die Flut des Journalismus taucht. Um den reinen Tor und den nicht ganz reinlichen, gewordenen Spekulationsmenschen. (Noch ist Kunst eine Temperaments-, eine Genies-, keine Charaktersache — gelobt sei Oskar Wilde.)

Einfach liegt der Fall: Jeder Entwicklung muß (sofern wir kulturell an ihr ein Interesse haben) die Lebensbedingung, jeder Kraft die Atmosphäre gegeben werden. Dem Wissensdurstigen stehen die Universitäten offen, damit er sich bilde und den Menschen nütze, die Bibliotheken oder die Wissenschaften bereichere. Der Künstler kann im Auditorium nichts oder nur wenig lernen. Er muß im brandenden Leben stehen, muß des Daseins heiße Nöte und brausende Freuden erleben — Himmel! Der Künstler muß frei sein! Schafft ihm diese Atmosphäre, Ihr, die Ihr Macht habt.

III.

Ein Genie setzt Wunderlich! Wie die Gewohnheit stark ist. Wie die Pathetik lügt.
sich durch. Ich wollte doch beweisen, daß es notwendig ist, Künstler zu pflegen, zu erziehen, wenn die Kunst gedeihen soll. Und jetzt bitte ich: Gebt ihnen Atmosphäre! O! Sir . . .

Nein! Dem Problem ist nur mit Tatsachen beizukommen. Tatsachen? Soll ich etwa Heinrich von Kleist zitieren? Dessen Größe und Tiefe alle Kritiker Germaniens an dem Tage entdeckt zu haben scheinen, wo ein genialer Theaterdirektor ihn erneuerte? Oder Bizets Lebensschicksal soll ich aufwählen, der über „Carmens“ wilden Zigeunerweisen starb und über dessen 30 jährigen Todestag sich eine Welt freut — (weil Carmen-Tantiemen frei wurden!). Soll ich Exempel von vernachlässigten Genies und verhungerten Dichtern anführen?

Man wird dann die stereotype Antwort hören, die mit Ethik so wenig wie mit Empirismus zu tun hat: Das wirkliche Genie setzt sich durch . . .

Lohnt sich's, zu polemisieren? Debatten sind Feuerwerke für Dumme — in der Kunst. Aber Dumme können manchmal so viel. Also gehen wir darauf ein. Erste Antwort: Wie kommt's, daß wir ewig auf der Suche nach dem Genie sind?

Zweite Antwort: Warum entdecken wir plötzlich ein Kunstwerk, ohne daß wir vom Künstlerdasein nur ahnten?

Dritte Antwort: Ist es klug und weise, die Kraft des Künstlers, des werdenden, auf's Durchsetzen zu vergeuden?
Uferlose Fragen!

IV.

Die mit mir erkannt haben, daß Künstler erfahren, aber nicht kämpfen aber darben, — kämpfen, aber nicht hungern sollen, die wissen, daß der echte Künstler das Leben sensibler und feiner empfindet, und daß frohe Kraft und ganzer Sinn dazu gehört: Leben nachzugestalten und schöpferisch zu kristallisieren, — sie werden ernst fragen: Wie hilft man der Kunst? — Und sie werden die einzig mögliche Antwort bestätigen: In dem man dem Künstler hilft. Alle Fragen gipfeln aber dann in einer Lösung: Wie hilft man dem Künstler? — —

Wie zu helfen wäre.

I.

Die Kultur eines Volkes wurzelt in seiner Kunst. Dabei bleiben wir. Kunst und Kultur.

Ist das etwa so gemeint: Die Kultur einer Frau spiegelt sich in ihrer Schneiderin?

Oder: Die Schönheit eines Weiberkopfes wurzelt in seinem Friseur?

Es ist gescheiter, man sagt: Die Kultur eines Volkes spiegelt sich in seiner Kunst. Die Kunst ist das edelste Organ des Organismus, der sich ewig ändert, ewig entwickelt, — der Kultur. Die Kunst ist das Auge der Kultur.

II.

Nicht jeder Stürmer ist ein Künstler, und nicht jeder Träumer Die Alten ein Poet. Aber aus gärenden Mächten kam uns Erlösung und aus träumenden Welten Poesie.

Das wissen die Alten am besten.

Und was tun sie? —

Sie werden älter und abgeklärter und haben nur eine Aufgabe: ihren Ruhm grundfest zu machen. (Sie erreichen oft nur das Gegenteil.)

Als ob mit E. N. die Entwicklung aufhörte. Als ob mit N. N. die Theater geschlossen werden. Sie sind beschäftigt, ewig beschäftigt.

Welch Armutszeugnis für Menschen mit großem Horizont, daß sie nie mit sich fertig werden, daß sie keine Zeit für die Sache und alle Muße für sich selbst haben.

In Wahrheit ist's aber so: Dilettanten überhäufen sie mit Gesuchen (unser prachtvoll armer Detlev ist ein Exempel), und sie vergeuden ihre Zeit mit ihnen.

Die Alten können helfen. Sie müssen helfen! Sie sind unsere Verbündeten.

III.

Die Presse. Die Presse ist eine Macht, und die Kritik ist eine ihrer Waffen. Der Kritiker kann gar nichts. Aber die Kritik kann alles. Sie kann ein Buch loben: Das ist nicht ihre stärkste Kraft. Sie kann ein Buch totschweigen: Damit trifft sie. Und sie kann ein Drama in Grund und Boden bohren: Das bedeutet in Berlin Vernichtung.

Aber seltsam, höchst seltsam: Sie hat's immer mit fertigen Dingen zu tun. Sie kommt ins Theater, um ein Veto einzulegen oder um ein Amen zu sagen.

Sie liest ein Buch, um es zu empfehlen oder davor zu warnen. Aber alles fertige Dinge. Sie bringt Geschmack, Urteilskraft, Verständnis, Stil mit (will ich denn über Kritik sprechen?), aber sie wartet, bis ihr so ein Verleger oder ein Theaterdirektor das Menü vorsetzt: sagt dann, ob's geschmeckt hat. Ich würde mich bedanken, wenn ich nicht Einfluß auf Küche und Keller hätte.

Ernst: Irgendwelchen Einfluß auf das Werden der Kunst im ursprünglichen Sinne, irgendwelche Wirkung auf die Entwicklung des Künstlers hat die Kritik nicht.

Und die Kritik kann Einfluß haben. Auch sie ist unsere Verbündete.

IV.

Der Theater-
direktor und
sein Dramaturg.

Der Theaterdirektor kann der künstlerische Leiter und Inspirator seiner Bühne sein: er ist es in den seltensten Fällen. Für uns kommt mit wenigen Ausnahmen fast nur der dramaturgische Beirat in Betracht.

Die Empfehlung eines literarischen und künstlerischen Werkes bedingt eine Verantwortlichkeit den Verlegern gegenüber, die manche Autoren naiv unterschätzen. Der Erfolg entscheidet; und wie launisch ist der manchmal!

So geht es dem Dramaturgen an einem Theater, und nicht nur so, sondern viel böser, denn seine Stellung ist schwieriger und verantwortungreicher; schwieriger, weil er perspektivisch etwas beurteilen soll, weil er prophetisch fast sagen muß, ob diese geschriebenen

Worte auf der Bühne leben gewinnen, ob diese angedeuteten Gefühle durch die Schauspieler verkörpert werden können; verantwortlich, weil das Theater heute ein Geschäft ist mit großen Unkosten und einem weiten Pflichtenkreis.

Jeder Dramaturg hat sicher den besten Willen, zu „entdecken“. Er will seinen Geschmack dokumentieren, einfach: er will zeigen, daß er seine Stellung ausfüllt, und wenn es trotzdem scheint, als ob das moderne Drama auf dem Gefrierpunkt angelangt sei, so ist das aus ganz anderen Gesichtspunkten zu erklären. Einiges soll hier gesagt werden: Ein großes Theater, das einen Dramaturgen hat, überlastet diesen Dramaturgen derartig, mutet ihm zu, so viel gute, mittelgute und sehr böse Arbeiten zu lesen, daß dem armen Mann schwindlig wird. Aber das nur nebenbei! Hauptsache bleibt die Frage, die man einmal endgültig statistisch beantworten sollte. Welche Theater haben wirklich angestellte Dramaturgen, d. h. Männer von Geschmack, die die Aufgabe haben,

1. eingereichte Stücke zu lesen, zu sondieren,
2. die ausgewählten Stücke ernstlich zu prüfen, und
3. wenn sie etwas ihnen wertvoll und wirksam Scheinendes gefunden haben, Einfluß genug besitzen, eine Aufführung durchzusetzen.

Provinztheater von der Größe Breslaus haben überhaupt keinen Dramaturgen, und da ist der Kern des Übels: sie beziehen alles von Berlin, von der Bühnenbörse Berlin. Sie versuchen gar nicht, neue Stücke und neue Männer ausfindig zu machen; sie haben eine einfach beleidigende Geschäftsart: 6 bis 8 Monate lagert ein Manuskript, dann wird der Autor benachrichtigt, entweder, daß seine Schrift unleserlich sei, oder daß er seiner Arbeit kein Rückporto beigefügt habe. Der arme Autor kann glücklich sein, wenn er sein Manuskript wieder in Händen hat . . . Bleiben noch die Berliner Theater.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir einige Theater haben, die sich ernstlich Mühe geben, Stücke zu prüfen. Die Direktion aber hat eine Tröstungsart, die der der Provinztheater gleichkommt: „Wir haben Ihr Stück mit Interesse gelesen, verkennen nicht Ihre dramatischen Fähigkeiten, aber — — —“ Das „Aber“ bedeutet für den Wissenden nichts anderes, als: Hast du Konnexionen, Freund? — Es ist nicht leichtsinnig, wenn die Behauptung aufgestellt wird, daß man in Berlin durch einflußreiche Bekanntschaften mehr ausrichtet, als durch Geld und Können, und das erstere, das liebe Geld, kann in Berlin doch schon viel.

Aber das gehört nicht hierher. Wichtiger ist: Auch die Theater und ihre Dramaturgen sind unsere Verbündeten.

V.

Der Verleger
und sein litera-
rischer Beirat.

Der Verleger kommt für die Bücherproduktion, wie der Theaterdirektor fürs Theater in Betracht. Er ist ein Geschäftsmann, aber er lebt von der Kunst, — von den Künstlern. Er hat Interesse daran, einen Autor in die Höhe zu bringen (und die Auflageziffer).

Aber der moderne Betrieb (die Reklame und ihre findigen Möglichkeiten nicht zu vergessen) ist so gestaltet, daß auch ein schlechtes Buch oder ein nicht ganz bedeutendes Erfolg haben kann.

Sicher liegt's aber dem Verleger daran, auch ein künstlerisches Renommee zu haben. Wenn also trotzdem schlechte Bücher auf den Markt kommen, so liegt es an dem Geschmack der Hilfskräfte, die der Verleger hat.

An die literarischen Beiräte der Verleger müssen wir uns also halten.

Und da kann man die gleiche Misere sehen, die wir bei den Dramaturgen und Ratgebern des Theaters beobachtet haben.

Ein Verlag bringt durchschnittlich 20 bis 25 Bücher im Jahre heraus: Diese 25 Bücher werden aus Hunderten gewählt. Verschiedene Maßstäbe und Mutmaßungen sind entscheidend.

Der Beirat wird abgestumpft durch die vielen Nichtigkeiten, die er verdauen muß.

Der Beirat wird wirr durch die Bedürfnisse des Lesepublikums, durch die Erfolge, die plötzlich alle Welt betäuben.

Auch der Verleger also und seine Hilfskräfte sind unsere Verbündeten. Auch sie werden uns Dank wissen, wenn wir ihnen einen Ausweg zeigen: Wie der Kunst zu helfen wäre. Oder geschäftlicher ausgedrückt: Wie die Künstler zu organisieren und der Kunstbetrieb zu ordnen wäre.

Praktisches.

I.

Der Kunstbetrieb.

Der Kunstbetrieb, jawohl! Um einen solchen handelt es sich: fürs Theater, für den Verleger, für den Künstler. Wer sittliche Entrüstung bei dieser einfachen Konstatierung von Tatsachen empfindet, polemisiere darüber, wettere dagegen.

Wir wollen eine Frage, die bis jetzt als ideal galt — (wenn ich ethisch wäre, würde ich mit Emphase sagen: das ideale Mäntelchen abnehmen) — ins Praktische umsetzen, sie praktisch sehen, sie so sehen, wie sie ist, wie sie Nutzen bringen kann, nicht nur den Künstlern und den Kunsthändlern, sondern auch der Kunst.

II.

Es gibt in Berlin eine Gesellschaft zur Förderung der Kunst. Man Aufgaben. kennt sie genau; ich will nicht in die Seltsamkeiten ihrer Geschäftsführung hineinleuchten, will diese Gesellschaft nur als Exempel anführen — wie man es nicht machen soll. (Praktiker und Theaterleute wissen, daß dies das wichtigste Gesetz der Organisation ist.)

Also: Förderung der Kunst treibt die Gesellschaft, indem sie junge Künstler heranzieht, ihnen die Möglichkeit verspricht, bald berühmt zu werden. Das Manuskript wird geprüft, wenn 5 Mark pro Akt bezahlt werden . . . Daran krankt die Förderung zunächst.

Die Manuskriptprüfer sind blutige Dilettanten oder enge Kunstmenschen . . .

Ergo: Müssen wir uns an die Faktoren halten, von denen wir einzeln sprachen:

Die alten Künstler zuerst.

Schriftsteller von Bildung, von Namen und Geschmack sollen die minimale Verpflichtung übernehmen, jedes Vierteljahr oder jedes halbe Jahr die Arbeit eines jungen Künstlers zu prüfen. Sie sollen quasi die unentgeltlichen literarischen Beiräte und Dramaturgen der Organisation sein.

Ich setze meinen Kopf dafür ein, daß wir 50 Namen bald nennen hören . . .

Ferner: Kritiker von Kultur, Namen und Einfluß sollen dieselbe Verpflichtung (für Ideale: denselben Liebesdienst für die Kunst) übernehmen.

Sie sollen hier und da auch ein Manuskript lesen, ehe der Regisseur oder der literarische Beirat es sanktionierte.

Kritiker, die gleichzeitig eine Tageszeitung oder Zeitschrift redigieren, sollen zugleich die geprüften oder von Autoritäten als künstlerisch vollwertig befundenen Arbeiten in ihre Blätter aufnehmen. Sie sollen ruhig die Mängel und Fehler

der Arbeiten nennen, aber auch auf das Können und die Kraft, auf das Wollen und die Möglichkeiten hinweisen.

Der Theaterdirektor soll mit diesen beiden Faktoren in ständiger Fühlung stehen. Er soll wissen, daß hier Kräfte vereinigt sind, die ihm und seinem Theater vorarbeiten. Dafür kann er die Verpflichtung übernehmen, eine Arbeit, die von zwei oder drei Seiten geprüft und empfohlen wurde, seinem Repertoire einzuverleiben oder versuchsweise einzustudieren.

Der Verleger wird sicherlich gern in Verbindung mit diesen Autoritäten bleiben, um das Wertvolle für sein Verlagsgeschäft zu erwerben. Ja, es ist denkbar, daß ein Verlag sich ausschließlich unserer Organisation widmet.

III.

Organisation.

Ja, Organisation. Alles drängt darauf hin. Alles Gesagte geht von der Voraussetzung aus, daß eine Organisation vorhanden ist, die alle Fäden in der Hand hält, ein Mittelpunkt, um den sich alle Kräfte und Absichten konzentrieren.

Ganz real gedacht; ähnlich wie die Genossenschaft deutscher Tonsetzer soll eine *Genossenschaft Deutscher Schriftsteller* (vorläufig nur Schriftsteller; ohne Zweifel wird das Gebiet erweitert werden können und müssen) gegründet werden.

Fünf erfahrene Lektoren und Dramaturgen sitzen im Bureau und prüfen alle Eingänge, die von Künstlern einlaufen. Sie tun die erste Sichtungsbearbeitung und schaffen so eine klare Übersicht, trennen das Wertvolle vom Wertlosen. Setzen wir den Fall: Von hundert eingelaufenen Manuskripten werden 5 die Stimmen der internen Lektoren auf sich vereinigen.

Hier setzt die Arbeit der Ehrenlektoren ein. Jeder erhält ein Manuskript, prüft es und schreibt auf der ersten Seite sein Urteil. Die interne Prüfungskommission wird darauf zu achten haben, daß die etwaigen Manuskripteingendungen dem Charakter und der Art der Ehrenlektoren angepaßt werden.

Nach vier Wochen laufen die Urteile der Lektoren ein. Zwei von diesen fünf Manuskripten sind künstlerisch wertvoll — also muß die Geschäftsleitung der Genossenschaft — erfahrene Männer des Buchhandels — die Veröffentlichung dieser beiden Arbeiten, natürlich in vollendet künstlerischer Ausstattung, in Angriff nehmen. Die Ehrenlektoren geben

ihr das Recht, ihr Urteil über das Werk als Einleitung des Buches zu veröffentlichen. Damit ist eine geschäftlich absolut einwandfreie Handhabe geschaffen: das laufende Publikum, das die Ehrenlektoren als Schriftsteller und Künstler kennt, wird wissen, was es in diesen Büchern zu suchen hat.

Die nächsten zwei dieser fünf Arbeiten können die Stimmen der Lektoren nicht auf sich vereinigen, aber die Herren sind sich darin einig, daß ehrliches Schaffen und künstlerisches Können in diesen Arbeiten steckt. Die Genossenschaft Deutscher Künstler muß also versuchen, mit diesen werdenden Künstlern in ständiger Verbindung zu bleiben.

Der letzte der fünf Autoren führt einen Kampf ums Dasein, ist verhindert, sich seiner Kunst zu widmen, leidet wohl auch Not —: Hier muß die Organisation helfend eingreifen. Allerdings dabei wird besonders strenge Prüfung zu empfehlen sein. In erster Reihe wird darauf zu achten sein, daß keine Klliquenwirtschaft vorherrscht, sondern einzig und allein der künstlerische Maßstab und die Zukunftshoffnung, die dieser Autor erweckt, Ausschlag geben.

Eine gewisse Summe des Stammkapitals, vielleicht auch nur die Zinsen, werden für diese Unterstützungszwecke abgefondert werden müssen.

IV.

Ich sprach von einem Stammkapital und weiß, daß jetzt erst die Das Kapital allerwichtigste Frage kommt.

Die materielle Frage kann durch zwei Möglichkeiten gelöst werden. 1. Wenn Menschen, die für die Entwicklung der Kunst etwas tun wollen, einsehen lernen, daß das wichtigste Moment und die erste Arbeit: Hilfe für den Künstler sein muß. Wenn also solche Menschen (man nenne sie Freunde der Kunst, Mäcene, oder wie man will), wenn also solche Menschen sich entschließen würden, der Organisation beizutreten, wenn 20 Menschen je 5000 Mark für die Sache zeichnen (vorläufig auf gut Glück; es ist nicht ausgeschlossen, daß es nur eine Anleihe ist. Männer der Praxis sind fest davon überzeugt, daß ein rein materieller Erfolg erreichbar ist), so ist die Genossenschaft vorerst im Besitze eines Stammkapitals von 100 000 Mark.

Die zweite Möglichkeit wäre: daß ein energischer Verleger mit einem größeren Kapital diese Organisation zur Basis eines Verlagsunternehmens machte und sich verpflichtete, den Verlag nach den in dieser

Schrift mehr angedeuteten als ausgeführten Grundsätzen und Prinzipien zu leiten.

Ich bin übrigens davon überzeugt, daß diese beiden Faktoren verschmolzen werden können, und daß so ein großzügiges, gutfundamentiertes, leistungsfähiges Unternehmen geschaffen wird, zu Nutz und Frommen von Kunst und Künstlern.

Diese Ausführungen sollen ihre Arbeit als Agitationsmittel tun. Sie werden weite Kreise zu interessieren haben und wohl auch die Idee ausarbeiten und vertiefen helfen, indem beteiligte Kreise die Frage besprechen und erwägen.

Wenn ich Einzelheiten vermied, so geschah es nicht, weil die Realisierung mir unklar war, sondern weil ich nach Möglichkeit die Organisation als geschlossenes Ganze charakterisieren wollte.

Vorläufig gilt es also: sich mit der Idee zu befreunden, und die zwingende Notwendigkeit ihrer Ausführung für Kunst und Künstler einsehen:

Wie der Kunst zu helfen wäre.

Bildende Kunst.

Rosssetti.

Von Lucien Pissarro, aus dessen Buch: Rosssetti. London: E. C. u. E. C. Jack. Übersetzt von Alice Fliegel.

Gegen Mitte des 19. Jahrhunderts sah Europa ein, daß die Kunst, die sich selbst verrät, jede Berührung mit der Tradition verloren hat und hilflos, wie ein blinder Mann, dem man seinen Stod geraubt hat, nach dem richtigen Wege tastet. Da baute sie sich eine neue, sehr notwendige Basis, indem sie zur Natur zurückkehrte. Diese Rückkehr geschah auf verschiedenen Wegen, je nach dem Land und dem künstlerischen Milieu, um das es sich handelte. In England war es ein Wiederaufleben der Malerschulen, die Raphael vorangingen. Die komplizierten Leidenschaften unseres Jahrhunderts wurden mit dem naiven Blick der frühitalienischen Maler vereint.

Der mehr logische Geist der Franzosen erkannte, daß es nicht genügte, wenn man sich die Natur mit den Augen des einfachen, ursprünglichen Menschen ansah. Der Gesichtspunkt hatte sich notgedrungen geändert, und das einzige, das der Übernahme von den früheren Schulen wert war, war die Aufrichtigkeit und Lauterkeit

in der Deutung und Auslegung der Wunder.

Der Realismus der Präraphaeliten richtet sich also nur auf edle Stoffe, Gegenstände und Vorwürfe. Aber was versteht man unter einem edlen Vorwurf? Diese Bezeichnung ist eine rein literarische. Es gibt keine edlen Vorwürfe oder Stoffe in der Malerei, es gibt nur Harmonien der Linie und Farbe.

Die oben genannte Schule würde z. B. die Rose lieber zum Gegenstand eines Bildes gewählt haben, als den Kohlkopf, weil sich an die Rose eine Menge schöner Symbole knüpfen. Sie ist die Königin der Blumen, die mystische Rose usw.

Aber ist die Rose denn großartiger und schöner von rein malerischem Gesichtspunkte aus? Es hängt ganz davon ab, in wie weit der Künstler fähig ist, die Schönheit, die Harmonie der Form und Farbe wiederzugeben. Die symbolischen Verklärungen der Rose genügen an sich nicht, um ein schönes Bild auszumachen, wir werden aber auch den Kohlkopf nicht verwerfen, weil ihm jegliche Symbole mangeln.

Der Realismus der Präraphaeliten entwickelte sich zu einer Vertiefung in Details, zu einer

Kleinmalerei, die leider dem Ganzen oft sehr nachteilig war. In den besten Werken der Frühitaliener jedoch ist die Einheit — die durchgehende Idee, ungeachtet der Aufmerksamkeit, die den Details gezollt wurde — in bewundernswerter Weise aufrecht erhalten; mit andern Worten: die Werte eines Werkes wurden nicht beeinträchtigt oder herabgesetzt. Das war nicht lange, ehe Rossetti den engen Pfad der Präraphaeliten verließ, um einen breiteren Weg zu gehen. Rossettis Werke sind durchaus symbolische Darstellungen, daher sind sie literarisch. Es wundert uns nicht, da er in gleicher Weise als Maler

und Dichter begabt war. In der Tat, wenn wir in Betracht ziehen, daß die malerischen Vorstellungen und Gedanken Rossettis ausschließlich literarische sind, so ist er für uns mehr Dichter als Maler, und in diesem Lichte sah er sich auch selbst. Er „malte Gefühle“, und Gefühle sind das Eigentum der Dichtkunst; bei Rossetti haben sie noch den Vorzug besonderer Intensität. Sie verkünden uns das Leben, denn seine Kunst ist mehr oder weniger mit der Tragik seines eigenen Schicksals eng verknüpft. Darin liegt der Wert der Werke Rossettis als künstlerische Schöpfungen.

Dich, nur Dich liebe ich...

Liebesduett (Bertel-Else)
aus der komischen Oper „Versiegelt“
von RICHARD BATKA u. PORDES MILO.

LEO BLECH, OP. 18.

Ruhig, ohne zu schleppen. (Gehende Viertel)

BERTEL: herzlich und einfach

Gesang.

Piano.

Dich — nur Dich lie — be ich,

fest — und treu, in — nig — lich. Dir — ge — weiht al — le Zeit

ELSE: fast unbewusst, leise wiederholend

bleibt — mein Herz in E — wig — keit. Dich — nur Dich lie — be ich,

p voller

fest — und treu, in — nig — lich Dir — ge — weiht al — le Zeit

*) Diese Achtel (auch in der Begleitung) nicht scharf und schlag, sondern weich und getragen.
Copyright and right of performance 1900 by Harmonie - Verlag, Berlin. Op. 183

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages „Harmonie“ G. M. B. H., Berlin W. 35.

bleibt mein Hers in E-wig-keit. *fast bangend gesteigert* Wird die Treu stets auf's Neu

stark und fest sich er - pro - ben? *BERTEL. wie tröstend* So wie heut stets er-neut

Dich nur Dich lie - be ich, will ichs hei - lig ge - lo - ben. Dich nur Dich lie - be ich, *poco*

Op. 338

fest und treu, in - nig-lich. Dir ge-weiht al - le Zeit

fest und treu, in - nig-lich. Dir ge-weiht al - le Zeit

bleibt mein Herz in E - wig-keit.

bleibt mein Herz in E - wig-keit.

Etwas drängend. (Halbe)

Etwas drängend. (Halbe)

So bin ich

So bin ich Dein!

ca. 200

Dein! Ber - tell! Auf

El - sel Auf

The first system of the musical score consists of three staves. The top staff is a vocal line in treble clef with a key signature of two flats (B-flat and E-flat). It contains the lyrics "Dein! Ber - tell! Auf". The middle staff is another vocal line in treble clef, with the lyrics "El - sel Auf". The bottom staff is a piano accompaniment in bass clef, featuring arpeggiated chords and a melodic line. A dynamic marking of *p* (piano) is present in the right hand of the piano part.

wig lieb ich Dich!

wig lieb ich Dich!

etwas verbreiternd

i.H.

mf

The second system of the musical score continues the vocal and piano parts. The vocal staves (top and middle) both contain the lyrics "wig lieb ich Dich!". The piano accompaniment (bottom staff) continues with arpeggiated figures. A dynamic marking of *mf* (mezzo-forte) is present. An annotation "*etwas verbreiternd*" (slightly widening) is written above the piano part, with a line pointing to a specific measure. The marking "*i.H.*" (in the hand) is also present.

The third system of the musical score shows the piano accompaniment for the final part of the piece. It consists of a single staff in bass clef, continuing the arpeggiated and melodic patterns from the previous systems. The key signature remains two flats.

Op. 328

Zu den Musikbeigaben.

Leo Blech.

Wir plauderten über neue Strömungen in der Musik der Gegenwart, über die Umformung des musikalischen Ausdrucks, über Veränderungen nicht nur der Mittel, sondern der Grundelemente unserer Tonsprache und kamen schließlich auf die revolutionäre neufranzösische Kunst zu sprechen. „Sagen Sie, was Sie wollen,“ meinte Blech, „das Interessante und Geistreiche dieser Richtung verstehe ich keineswegs. Ich aber rechne mich zu den — musikalischen Musikern und kann mich den Jungfranzosen gegenüber daher vorläufig nur abwartend verhalten.“ Diese etwas satirische Unterscheidung zwischen dem „musikalischen“ und dem „unmusikalischen“ Musiker ist charakteristisch für die künstlerische Eigenart Leo Blechs. Er gehört jener nicht kleinen und ständig anwachsenden Gruppe von Tonkünstlern an, welche sich bemühen, die Musik von allen absichtlich hineingetragenen, oft durchaus unorganisch aufgepflanzten metaphysischen, literarischen und sonstigen spekulativen Zutaten zu reinigen, und sie nur aus sich selbst heraus, als reine Sprache der Töne wirken zu lassen. Es ist die Schule Engelbert Humperdincks, welche solche Tendenzen verfolgt und danach strebt, den geistig unselbstständigen, häufig verworrenen, schwulstigen Wagner-Imitationen eine klare, einfache, aber persönlich gefärbte Kunst entgegenzusetzen.

Die große Gefahr für alle Bühnenkomponisten der Gegenwart, in wertlose Nachahmungen der monumentalen Wagnerschen Muster zu verfallen, konnte nur umgangen werden, indem man den Werken des Bayreuther Meisters wohl alle darin ruhenden Anregungen entnahm, aber vermied, sie als stets sicher wirksame Rezepte zu betrachten. Götter, Helden und Stabreime — lange genug galten diese drei Requisiten den jüngeren Tondichtern als Haupterfordernisse eines modernen Bühnenwerkes. Lange genug dauerte es, bis endlich Engelbert Humperdinck uns eine andere Möglichkeit bühnenmusikalischer Gestaltung zeigte und durch sein geniales Märchenspiel „Hänsel und Gretel“ eine neue Ära musikalisch-dramatischen Schaffens einleitete. Er gab damit all denen, welche ohne Ehrgeiz nach Ewigkeitsgeltung einer vornehm heiteren Kunst aus moderner Basis zustrebten, einen Wink, wie sich die Errungenschaften des Wagnerschen Musikdramas im Rahmen des musikalischen Genrestückes verwerten ließen. Zwei Gefahren galt es zu vermeiden: die Stoffwahl aus dem Mythos mit künstlich unterlegter Symbolik und die bedingungslose Übernahme der von Wagner für sein Musikdrama aufgestellten Stilprinzipien.

So sehen wir plötzlich eine ganze Anzahl nicht unbedeutender Komponisten das große Lager der Wagner-Anbeter und -Vollender

Zu den Musikbeigaben

verlassen und dem unscheinbaren Seitenpfad Humperdincks folgen. Das Märchen wird in ein neues Milieu übertragen, an Stelle der alten Götter und Helden tanzen zierlich graziöse Lustspielfiguren über die Bühne, aus der Mythe entwickelt sich die Humoreske und das von heiterer Philosophie getragene Genrestück. Eugen d'Alberts „Abreise“ und „Flautosolo“ seien nur als bekannteste Erzeugnisse dieser idyllischen Richtung in der modernen musikalischen Produktion genannt.

Nächst d'Albert gehört Leo Blech zu ihren prägnantesten und erfolgreichsten Vertretern. Von seinen einaktigen komischen Opern hat „Das war ich“ bereits den Weg über die bedeutendsten Bühnen zurückgelegt und überall reichen Beifall gefunden, während das andere Stück „Versiegelt“ im Beginn dieser Saison die Feuerprobe im Berliner Königl. Opernhause bestehen soll. Der Stoff ist dem seligen Raupach nachgebildet — ein Biedermeieridyll, von Richard Batka und Jordes Milo szenisch geschickt arrangiert und versifiziert. „Versiegelt“ wird nämlich der Bürgermeister von seinem eigenen Amtsdienner, dem voreiligen, alleswissenden Lampe, der den Schrank pfänden will, in welchen sich der bei einem zarten Stellbischen gekörte Bürgermeister versteckt hat. Noch vor Rückkehr seines allzu eifrigen Dieners wird das geängstigte Ortsoberrhaupt indessen befreit durch seine Tochter und deren Schatz, den der dankbare Bürgermeister aus Dank zum

Eidam annimmt. Dieser anspruchslosen Fabel entspricht eine ebenso hübsche wie leicht eingängliche musikalische Einkleidung. Ohne Einschlebung von gesprochenen Dialogszenen sind in gewandtem Aufbau wirkungsvolle Ensembles verschiedener Gruppierung und Einzelszenen aneinandergereiht. Die Melodik ist von einfach volkstümlicher Prägung, angenehm formale Rundung, vornehme Sauberkeit der Struktur — diese charakteristischen Kennzeichen der Schule Humperdincks geben dem scheinbar so leicht hingeworfenen Stücke den Bollwert der gediegenen Arbeit. Das in der Veilage wiedergegebene Duett des Liebespaares bildet mit seinem harmlosen Text, seiner volkstümlich erfundenen Melodie und seiner einfach, aber interessant gesetzten Begleitung eine bemerkenswerte Stichprobe aus der Oper Blechs.

Fast läßt schon der heitere Rundton des Blechschen Wesens auf ein rheinländisches Temperament schließen. In der Tat ist Blech ein Aachener Kind und hat, mit dem Leben kämpfend, die verschiedensten Stationen passieren müssen, ehe er an der Seite eines Richard Strauß und Karl Muck als Berliner Hofkapellmeister fungieren durfte. Die allseitige Anerkennung, welche er sich in der Reichshauptstadt überraschend schnell zu verschaffen vermochte, seine Vereingung geübter Routine und feinfühligster Künstlerschaft hat ihm auch in seiner Stellung als Dirigent den von ihm selbst erstrebten Ruf eines „musikalischen Meisters“ gesichert. Paul Becker.

Literarische Berichte.

„Deutsche Gedenhalle.“

Bilder aus der deutschen Geschichte. Schriftleitung von Prof. Julius von Pflugk-Hartung. Leitung des illustrativen Teiles von Prof. Hugo von Tschudi. Veranstaltet von Max Herzog. Berlin und Leipzig, 1908. Verlagsanstalt Vaterland, G. m. b. H.

Der Grundsatz der Arbeitsteilung beherrscht jetzt, wie die gewerbliche, so auch die wissenschaftliche Welt. Die ungeheure Ausdehnung und Vertiefung des wissenschaftlichen Stoffes macht dem einzelnen die Beherrschung des ganzen Gebietes auch nur einer Einzeldisziplin unmöglich. So ist denn niemand mehr imstande, allein eine Weltgeschichte zu verfassen. Selbst der geniale Meister Leopold von Ranke ist an diesem Unternehmen gescheitert, und seitdem wird keinen nach einer Wiederholung des Versuches gelüftet. Und nun stellt es sich heraus, daß sogar um die Entwicklung eines Volkes, und zwar unseres deutschen, zu schildern die Mitarbeit vieler Spezialforscher als wünschenswert erscheint.

Die Geschichte der deutschen Vergangenheit erweisen sich wechselvoller, formloser, anzusammenhängender, in stärkerer Gärung und Gegensätzlichkeit, aber auch einseitiger individueller, andererseits weltwirksamer als die anderer Völker. Erst spät, erst in der Ge-

genwart ist Deutschland zu ruhigerer Abklärung, zu friedlicherer Bestimmtheit und Einheitlichkeit gelangt. Gerade von diesem Punkte aus ist die Möglichkeit eines wissenschaftlich freien, unbefangenen und sicheren Rückblicks auf seine Vorgeschichte gegeben. Die „Deutsche Gedenhalle“ will einen solchen nicht in fortlaufender Darstellung vornehmen und verwerten, sondern nur die Marksteine in dem Entwicklungsgange unseres Volkes aufstellen, die maßgebenden Persönlichkeiten und Ereignisse in glänzender und doch ungefärbter Beleuchtung hervorheben. Zahlreiche deutsche und auch einige ausländische Historiker der mannigfachsten Richtung und zum großen Teile ersten Ranges haben sich unter Pflugk-Hartungs bewährter Leitung zusammengetan, um ein jeder den Zeitraum und die Charaktere zu schildern, die ihnen durch ihre besonderen Forschungen am vertrautesten geworden sind. Es ist hierdurch freilich eine gewisse Ungleichmäßigkeit in Auffassung und Darstellung bedingt — aber dafür gewinnt jedes Bild an Eigenartigkeit, Frische, immer neu angeregtem Interesse. Es wird jeden Gebildeten reizen, eine große Anzahl unserer trefflichsten Historiker wie in einer literarischen Blütenlese vereint, einen nach dem andern ihr Bestes leisten zu sehen.

Nicht weniger hervorragend ist der bildnerische Teil des Werkes.

Literarische Berichte

Die bekanntesten Gemälde, die der deutschen Geschichte gewidmet sind, wurden von einem so feinen Kenner, wie Hugo von Eschudi, ausgewählt und dann in mustergültiger Weise wiedergegeben. Die Brockhaus'sche Druckerei hat in der künstlerischen Ausstattung des Buches die ganze Fülle ihres Könnens und Schaffens dargetan.

So ist ein Werk entstanden, das in seiner Art einzig dasteht: nicht für den Forscher, sondern für die große Zahl der literarisch und künstlerisch Gebildeten bestimmt. Mehr ein Kunst- als ein Geschichtswerk, aber des Volkes, dem es gewidmet ist, und der Protektion unseres Kaisers in vollem Maße würdig.

M. Philippson.

Maria Schweidler, die Bernsteinhere. Von Wilhelm Meinhold. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Roserow auf Usedom herausgegeben. Neue Ausg. mit Nachwort von Paul Ernst. Leipzig 1908, Inselverlag.

Der Hexenroman des streitbaren pommerschen Pastors war in Reklams Universalbibliothek längst aller Welt zugänglich; doch mag man ihm wohl das bessere Gewand und den schöneren Druck gönnen. Man täte es noch lieber, forderten die Übertreibungen des Herausgebers nicht zum Widerspruch heraus. Ein solches wertvolles Wunderwerk ist die packende Erzählung denn doch nicht, daß sie in der Blütezeit deutscher Erzählungskunst nur Otto Ludwigs Meister-

werk zur Seite hätte! und wenn Ernst, um die deutschen Kritiker zu schelten, auf die Engländer mit ihrer Wertschätzung Meinholds verweist, ist doch daran zu erinnern, daß diese der „Klosterhere“ erst recht gilt, von der Ernst nun wieder gar nichts hält. Und sind englische Romane solche Kunstwerke, daß gerade ihre Beurteiler uns maßgebend sein sollen? Nein, an dem modernen Staunen über die Hexengeschichten hat die Perversität, die sich an der Folter wollüstig freut, so viel Anteil — wie an der Entstehung der beiden Romane Meinholds!

Es ist auch unrichtig, daß man allgemein an die Echtheit der Chronik Schweidlers geglaubt habe, wie denn Ernst überhaupt die Tatsachen bei Entstehung und Geschichte der „Bernsteinhere“ ungenau darstellt. Über die Vortrefflichkeit der Technik kann man gleichfalls verschiedener Meinung sein: wie unglaublich bleibt es, daß der Junker seine Leute ohne weiteres zur Befreiung der verschrienen Here gewinnt; wie sind die Gerichte des Himmels an Amtshauptmann, Büttel, der wahren „Here“ gehäuft.

Aber lesenswert bleibt der Roman gewiß, und für die fast an Zacharias Werner gemahnende Vereinigung von Frömmigkeit und Grausamkeit wird unsere neuroman-tische Zeit wohl noch mehr Verständnis besitzen, als die Friedrich Wilhelms des Dritten.

Richard W. Meyer.

Die beiden Ritterhelm. Roman von Rudolf Huch. München, Verlag von Georg Müller.

Der Gehülfe. Roman von Robert Walser. Berlin, Verlag von Bruno Cassirer.

Rudolf Huch scheint mir ein Apologet des Optimismus zu sein. Seine Philosophie geht dahin, daß noch lange nicht aller Tage Abend ist, und daß es manchmal anders kommt, als schwarzmütige Hängelöpfe, die Darwins Theorien auf Menschenschicksale projizieren, glauben möchten. Der alte Kitterhelm ist ein müder Mann: Inhaber einer schon recht alten Firma, ist er der Meinung, daß kein Glück mehr beim Hause ist. Früh stirbt er, und der junge Kitterhelm müßte nun nach den üblichen Konstruktionen als Dekadent enden. Aber Gott sei Dank — was so viele strenge Deszendenzfanatiker übersehen haben — überspringt die Vererbung gewöhnlich ein Glied: nicht der Sohn ist der Erbe des Vaters, sondern der Enkel der des Großvaters. Und so gehört der junge Bursch denn zum kräftigen Schlag der Kreaturen, die wohl ein wenig wild und tolpatschig auf dieser Lebensweide umherspazieren, in des Abends Rühle aber, wenn der Nachttau zu fallen beginnt, doch noch den schönen warmen Stall finden . . . Keine besonders feine oder tiefe Künstlerschaft spricht aus dem Buch, aber ein Mensch mit frischem Blick und gesundem Humor. Manche Stellen sind ausgezeichnet, und keine ist eigentlich langweilig. Ein Buch von gesunder, aber nicht gerade sehr packender Physiognomie.

Und nicht viel anders ist mein Eindruck von dem zweiten Buch, obwohl das Verhältnis des Verfassers zu sich selbst oder zu seinem

Helden, was in diesem Fall wohl kein großer Unterschied ist, von vornherein komplizierter, schalkhafter und tiefer ist. Ein verteuftelt komischer Mensch bin ich doch eigentlich — denkt der junge Mann von sich, den ein vor dem Banterott stehender Erfinder zum Gehülfen seines Nichtstuns engagiert hat — da passiert mir dies und jenes, eigentlich hätte ich allen Grund ein wenig außer mir zu geraten, oder in mich zu gehen, aber die vornehmste Entdeckung, die ich über meinen Gemütszustand mache, ist die, daß das Abendessen mir ganz prachtvoll schmeckt. Manchmal kommt der junge Mann wirklich zu Bemerkungen voll drollig naiver Herzensklugheit. Auf die Dauer aber wirkt sein Umgang etwas ermüdend. Was ihm und um ihn geschieht, ist nicht so, daß Fremde sich darob erregen könnten. Und im Leser von vornherein den wohlgeleiteten Freund annehmen, geht heutzutage nicht mehr recht . . . Mir scheint, der Verfasser hat sich noch nicht genug am Leben verloren, um sich schon gefunden zu haben. Erst müßte ihm noch manchmal wirklich der Appetit vergehen. Maršyas war zwar zuerst ein großer Flötenspieler und wurde dann geschunden, im allgemeinen aber pflegt es den Dichtern umgekehrt zu gehen.

Wilhelm Hegeler.

Der Pfarrer von Wetterberg. Roman von Karl von Schimmelpfennig. Berlin 1908, Fontane und Co.

Eine prächtige Schilderung vergangener Zeiten, Sitten und Menschen. Zuerst in Tagebuchform, dann in fortlaufender Erzählung werden

Literarische Berichte

und die Schicksale des Pastors Lindner von 1795—1813 dargestellt. In einem kleinen Dorfe der Mark lebt er in gutem Einvernehmen mit den Kollegen der Nachbarschaft, von denen einer, ein Dichter Ball, vortrefflich porträtiert wird; auch mit seinem Gutsheeren lebt er zufrieden, bis dann ein böser, unglücklicher, unpatriotischer Nachfolger des ehemaligen Freundes ihm das Leben schwer macht. Mit seinen Dörflern teilt er Freud und Leid, muß aber in der benachbarten Stadt mehr Leiden als Freuden erfahren, denn sein Verlöbniß mit der Tochter eines angesehenen Bürgers geht zurück, er bleibt einsam, und wenn auch kein Französling, so wird er doch trotz aller Teilnahme an harmlosem Lebensgenusse Pessimist, vor allem einer, der die Rettung des Vaterlandes durch eigene Kraft für unmöglich hält. Er, der sich dem Jugendbund, dem heimlichen Zusammenschlusse der Vaterlandsfreunde entzieht, wird von seinem verräterischen Patron denunziert, soll in der Nacht aufgehoben werden, entflieht nach seinem Heimatdörfchen, kehrt dann bei wieder gesicherten Zuständen zurück, wird ein

glühender Patriot, wendet sich auch aus seinen religiösen Zweifeln wieder dem Glauben zu und stirbt in einer der ersten Schlachten des Freiheitskrieges, nachdem er durch Mahnungen und seelsorgerisches Tun als ein waderer Feldprediger seines Amtes gewaltet.

Ob der Verfasser schon viel geschrieben hat? Ich habe noch nichts von ihm gelesen und finde seinen Namen auch in dem Kürschner von 1907 noch nicht verzeichnet. Aus manchen Momenten seines Werkes möchte ich seine Anfängerschaft vermuten: aus dem gar zu langen Verweilen bei Kleinigkeiten, aus den verbrauchten Mitteln, z. B. den Liaisons des neuen Gutsheeren, auch aus dem etwas abrupten Schluß, aus dem allzu schulmäßigen Aufzeigen historischer Kenntnisse und so manchem anderen. Doch sind einzelne Typen vortrefflich gezeichnet, z. B. der Arzt Ertorff, ein echter Patriot, dabei Lebemann, mancher Adlige, von denen der Herr von Rübnitz in seinem Familienleben gar anmutig und ein alter Haudegen aus der Fredericianischen Zeit höchst charakteristisch dargestellt wird.

Ludwig Geiger.

Redaktion: Dr. Sylvius Brud, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadasohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert: Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Aufschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32,“ oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15“.
Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaender'sche Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei E. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.
Übersetzungsrecht vorbehalten.....Unberechtigter Nachdruck untersagt.



A SARAH BERNHARDT

JULES BASTIEN-LEPAGE 1879



Jahrgang
1908

Jules Bastien-Lepage:
Sarah Bernhardt.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung

Verlag Nord und Süd GmbH, Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
G. Schottlaender'schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 127 November 1908 Heft 380



Jahrgang
1903

Jules Bastien-Lesg
Sarah Bern

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung

Verlag Nord und Süd Gm.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
E. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 127 November 1908 Heft 380

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg.

Komödie in fünf Akten.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

F o r t s e t z u n g.

D r e i t e r A k t :

Nach dem Essen auf der Terrasse des Star und Garter Hotels in Richmond. Es ist eine wolkenlose Sommernacht: nichts stört das Schweigen, bis auf den zeitweiligen Pfiff eines fernen Zuges und das gleichmäßige Rudergeräusch, das von der Themse heraufbringt. Das Diner ist zu Ende, und drei von den acht Stühlen sind leer. Sir Patrik sitzt, mit dem Rücken gegen die Aussicht, an der Spitze des viereckigen Tisches bei Ridgeon. Rechts von den beiden steht zuerst ein leerer Stuhl, dann einer, der von W. W., der sich behaglich im Mondschein badet, sehr besetzt ist. Schuhmacher und Walpole sitzen links von ihnen. Ihnen gegenüber stehen leere Stühle. Der Eingang in das Hotel befindet sich zur Rechten von W. W. Die fünf Männer genießen schweigend ihren Kaffee und ihre Zigaretten, sie sind vollgeessen und leicht angeheitert.

Frau Dubedat, zum Fortgehen angezogen, tritt ein. Die Ärzte erheben sich, mit Ausnahme von Sir Patrik; aber sie setzt sich auf einen der leeren Plätze am Tische; und die Herren setzen sich wieder.

F r a u D u b e d a t

(während sie eintritt): Louis wird gleich wieder da sein. Er zeigt Doktor Winkinson nur das Telephon. (Sie setzt sich): Oh, es tut mir so leid, daß wir gehen müssen. Es ist so schade um diese herrliche Nacht, und wir haben uns so gut amüsiert.

R i d g e o n :

Ich glaube nicht, daß Herrn Dubedat noch eine kleine halbe Stunde schaden würde.

S i r P a t r i k :

Na, Colly; nichts mehr davon. Bringen Sie Ihren Mann nach Hause, Frau Dubedat, und bringen Sie ihn vor elf Uhr zu Bett.

W. W. :

Ja, ja. Zu Bett vor elf Uhr. Ganz richtig. Wir bedauern lebhaft, daß

Sie gehen müssen, meine liebe gnädige Frau, aber Sir Patricks Verhaltungsmaßregeln sind Gesetze.

Walpole:

Darf ich Sie in meinem Automobil nach Hause fahren?

Sir Patrick:

Nein. Sie sollten sich schämen, Walpole. Ihr Automobil wird Herrn und Frau Dubedat zum Bahnhof bringen, und das ist gerade weit genug im offenen Wagen und des Nachts.

Frau Dubedat:

Ja gewiß, die Eisenbahnfahrt ist das zuträglichste.

Ridgeon:

Wir danken Ihnen einen genußreichen Abend, Frau Dubedat.

Walpole:

Einen äußerst genußreichen.

B. B.:

Einen entzückenden, reizenden, unvergeßlichen. (Er seufzt mit Behagen.)

Frau Dubedat

(mit einem Aufglimmern von scheinbarer Angst): Wie finden Sie Louis?
Oder darf ich nicht fragen?

Ridgeon:

Warum denn nicht? Wir sind alle entzückt von ihm.

Walpole:

Begleitet.

B. B.:

Sehr erfreut, ihn persönlich kennen gelernt zu haben. Das ist ein Vorzug, wahrhaftig ein Vorzug.

Sir Patrick

(brummt.)

Frau Dubedat

(rasch): Sir Patrick, war er Ihnen unangenehm?

Sir Patrick

(höflich): Ich bewundere seine Bilder ungemein, gnädige Frau.

Ridgeon:

Sie sollen beglückt von uns scheiden. Er verdient gerettet zu werden. Er muß und soll gerettet werden. (Frau Dubedat erhebt sich und seufzt vor Freude, Erleichterung und Dankbarkeit auf. Sie erheben sich alle, ausgenommen Sir Patrick und Schuhmacher, und nähern sich ihr be-
(schwichtigend.)

W. D.:

Gewiß, ge — wiß.

Walpole:

Wenn Sie wissen, was Sie zu tun haben, sind da weiter gar keine Schwierigkeiten.

Frau Dubedat:

Oh, wie kann ich Ihnen jemals danken. Von heute abend ab kann ich endlich wieder glücklich sein — heute abend. Sie können sich nicht vorstellen, was ich empfinde. (Sie setzt sich und weint. Die Ärzte scharen sich um sie herum und wollen sie trösten.)

W. D.:

Meine liebe gnädige Frau: hören Sie, hören Sie, (sehr überzeugend) hören Sie.

Walpole:

Genieren Sie sich vor uns nicht: Weinen Sie sich nur gehörig aus.

Ridgewon:

Nein — weinen Sie nicht. Es ist besser, wenn Ihr Gatte nicht erfährt, daß wir über ihn gesprochen haben.

Frau Dubedat:

Ja, natürlich. Bitte, nehmen Sie's mir nicht übel. Wie herrlich muß es doch sein, ein Arzt zu sein! (Sie lachen.) Lachen Sie nicht. Ihr ahnt nicht, was Sie für mich getan haben. Erst heute ist es mir klar geworden, in welcher tödlichen Angst ich gelebt habe, seit ich das Schlimmste zu befürchten begann. Ich wagte nie, es mir selbst einzugestehen; aber jetzt, wo die Erlösung über mich gekommen ist — jetzt weiß ich es.

Louis Dubedat kommt im Überzieher und mit einem Tuch um den Hals aus dem Hotel und bleibt zwischen seiner Frau und Walpole stehen. Er ist ein schwächlicher junger Mann von 23 Jahren, körperlich ein Jüngling und hübsch, aber nicht verwehlicht. Er hat türkisblaue Augen und eine Art, einem gerade ins Gesicht zu blicken, was zusammen mit einem offenen Lächeln sehr einnehmend ist. Obgleich er ein Nervenzündel ist, sehr gut beobachtet und sich leicht beunruhigt, ist er doch durchs aus nicht schüchtern. Er ist jünger als Jennifer; aber er bevormundet sie Hebevoll. Die Ärzte bringen ihn ganz und gar nicht außer Fassung: weder Sir Patricks Alter noch W. D.s gravitatische Würde machen den geringsten Eindruck auf ihn: er benimmt sich so natürlich wie eine Katze und bewegt sich unter Männern, wie die meisten Männer sich unter Dingen bewegen, obgleich er bei dieser Gelegenheit den Liebenswürdigen spielt. Wie alle Leute, auf deren Takt man sich verlassen kann, ist er ein willkommener Gesellschafter; und seine künstlerische Kraft, die Phantasie

der Menschen zu wecken, läßt ihm alle möglichen Eigenschaften und Kräfte beilegen, ob er sie nun besitzt oder nicht).

Louis:

Na Finny-Gwinny, das Automobil ist da.

Ridgeon:

Warum erlauben Sie ihm, Ihren wundervollen Namen so zu verunstalten, Frau Dubedat?

Frau Dubedat:

Oh, bei großen Anlässen bin ich immer Jennifer.

W. W.:

Sie sind Junggeselle: Sie verstehen so was nicht, Ridgeon. Sehen Sie mich an. (Sie sehen ihn an.) Auch ich habe zwei Namen. In Augenblicken häuslicher Unannehmlichkeiten bin ich einfach Ralph. Wenn Sonnenschein im Hause herrscht, bin ich Beedle-Deedle-Dumkins. So ist das Eheleben! Herr Dubedat, wollen Sie mir einen Gefallen tun, bevor Sie gehen? Wollen Sie unter die Skizze, die Sie von mir auf dem Menu gemacht haben, Ihren Namen setzen?

Walpole:

Ja, auch unter meine, wenn Sie so freundlich sein wollen.

Louis:

Aber gerne. (Er unterschreibt die Menulatten.)

Frau Dubedat:

Willst du, die Doktor Schußmachers nicht auch unterschreiben, Louis?

Louis:

Ich fürchte, dem Doktor Schußmacher gefällt sein Porträt nicht. Ich will es zerreißen. (Er geht um den Tisch herum, an die Stelle, wo Schußmachers Menulatte liegt, und ist im Begriff sie zu zerreißen. Schußmacher gibt kein Lebenszeichen.)

Ridgeon:

Nein, nein: wenn Loony es nicht haben will, dann nehm' ich es.

Louis:

Für Sie tu' ich es mit dem größten Vergnügen. (Er unterschreibt und übergibt die Karte Ridgeon.) Ich habe vorhin eine kleine Skizze des nächsten Flusses gemacht: ich glaube, es wird etwas Gutes. (Er zeigt ein Taschenstizzenbuch.) Ich will das Bild die Silber-Donau nennen.

W. W.:

Ah, entzündend, entzündend.

Walpole:

Wie süß! Sie sind ein ausgezeichneter Pastellmaler. (Louis hustet, erst weil er bescheiden, dann weil er schwindstüchtig ist.)

Sir Patrid:

Nun haben Sie aber genug Nachtluft eingeatmet, Herr Dubedat. Bringen Sie ihn nach Hause, gnädige Frau.

Frau Dubedat:

Ja, komm, Louis.

Ridgeon:

Nur keine Angst. Das schadet nicht weiter. Ich werde diesen Husten schon fortbringen.

W. W.

(mit liebevoller Teilnahme): Gute Nacht, Frau Dubedat. Gute Nacht. Gute Nacht. (Händeschütteln.)

Walpole:

Wenn es bei Ridgeon nicht geht, kommen Sie zu mir. Ich werde Sie schon gesund machen.

Louis:

Gute Nacht, Sir Patrid. Es war mir ein großes Vergnügen.

Sir Patrid:

—' Nacht. (Er brummt halblaut.)

Frau Dubedat:

Gute Nacht, Sir Patrid.

Sir Patrid:

Hüllen Sie sich gut ein, Sie müssen nicht glauben, Ihre Lunge wäre aus Eisen, weil sie besser als seine ist. Gute Nacht.

Frau Dubedat:

Danke, danke schön. Mir schadet nichts. Gute Nacht.

(Louis geht, ohne von Schuzmacher Notiz zu nehmen, hinaus. Frau Dubedat zögert, dann nickt sie ihm zu. Schuzmacher erhebt sich und verneigt sich förmlich, nach deutscher Art. Sie geht, von Ridgeon begleitet, hinaus. Die übrigen nehmen ihre Plätze wieder ein, verdauen oder rauchen (schweigend).)

W. W.:

Ein entzückendes Paar! Ein reizendes Weib! Ein begabter Junge! Ein bemerkenswertes Talent! Eine hinreißende Skizze! Ein herrlicher Abend! Ein großer Erfolg! Ein interessanter Fall! Eine wundervolle Nacht! Eine herrliche Gegend! Ein famoses Diner! Eine harmonische Gesellschaft! Ein gemütlicher Ausflug! Guter Wein! Glücklichendes Ende! Rührende Dankbarkeit! Glücklich Ridgeon —

Ridgeon

(zurückkommend): Was ist das? Reinen Sie mich, W. D.? (Er geht zu seinem Sitz zurück, in die Nähe Sir Patricks.)

W. D.:

Nein, nein. Ich beglückwünsche Sie nur zu einem äußerst erfolgreichen Abend. Ein bezauberndes Weib! Da steht Rasse drin! Eine edle Natur! Eine erlesene —

Wenksinsop tritt ein und setzt sich auf den leeren Sessel in die Nähe Ridgeons.

Wenksinsop:

Es tut mir leid, daß ich gerade weg mußte, Ridgeon; aber ich wurde von der Polizei telephonisch angerufen. Es wurde da bei unserem Bahnübergang ein kranker Milchmann aufgefunden, mit 'm Rezept von mir in der Tasche. Wo ist Herr Dubedat?

Ridgeon:

Schon fort.

Wenksinsop

(sich erhebend, sehr bleich): Fort!

Ridgeon:

Gerade eben.

Wenksinsop:

Vielleicht kann ich ihn noch einholen — (Er läuft hinaus.)

Walpole

(ihm nachrufend): Er sitzt ja in einem Automobil und ist schon meilenweit. Sie können ihn nicht — (Er gibt es auf.) Es hilft nichts.

Ridgeon:

Es sind wirklich sehr nette Menschen. Jetzt kann ich's ja sagen: ich fürchtete, der Gatte würde sich als ein entsetzlicher Schwindler oder hoffnungsloser Dilettant entpuppen. Er ist in seiner Art beinahe ebenso entzückend wie sie auf die ihre. Und er ist zweifellos ein Genie. Es will doch etwas heißen, einen Menschen in Behandlung zu kriegen, der es wirklich verdient gerettet zu werden. Irgend einer muß ihm weichen; aber es wird unter allen Umständen leicht sein, einen schlechtesten Mann zu finden.

Sir Patrick:

Woher wissen Sie das?

Ridgeon:

Aber, aber, Sir Paddy, lassen Sie doch das Drummen. Trinken Sie noch etwas.

Sir Patrid:

Nein, ich danke.

Walpole:

Haben Sie eine ungünstige Meinung über Dubedat, B. B.? Paddy ist kein Freund der schönen Künste.

Sir Patrid:

Schätzen Sie Paul Flasler als Arzt, Walpole?

Walpole:

Was hat Flasler denn hiermit zu tun?

Sir Patrid:

Laß man. Ist er ein guter Chirurg oder nicht?

Walpole:

In seinem Spezialfach ist er ein besserer Chirurg als ich.

Sir Patrid:

Warum schneiden Sie ihn denn beinahe?

Walpole:

Ich ziehe eine gewisse medizinische Grenze; und er hat sie überschritten. Sie kennen Flaslars Spezialität: Trepanation.

Sir Patrid:

Trepanation.

Walpole:

Trepanation, jawohl. Nun, Flasler brauchte Geld, um ein Haus einzurichten, das er in Surrey gebaut hatte. Er wollte nichts verkaufen und sich nichts ausleihen, wenn er sich's ebenso leicht verdienen konnte. Ein antivivisektionistischer Feuerkopf schrieb gerade damals an die Times und erklärte, daß die Vivisektion niemals zu etwas geführt habe — Sie wissen, das übliche Geschwätz. Flasler entgegnete, daß Ferriers Versuch an Affen gezeigt hätten, wie die Epilepsie durch Trepanation geheilt werden könnte, und behauptete ungefähr, er könnte das machen: jedenfalls setzte er seinen Namen nebst seiner Adresse an den Schluß des Briefes. Selbstverständlich war während der nächsten vierzehn Tage Wartezimmer und Treppenaufgang bei ihm von Epileptikern und den Vätern und Müttern und Gatten und Gattinnen von Epileptikern belagert. Na, er konnte sie nun nicht kurieren — wahrscheinlich waren die meisten Fälle nichts als Blutvergiftung — aber nichtsdestoweniger erhielt er sein Honorar dafür, daß er den Leuten sagte, sie wären nun kuriert — und richtete sich sein Haus nach Gefallen ein.

Ridg e o n:

Das war ein schlimmer Handel.

Walpole:

Handel! Es war etwas Ärgeres. Ich weiß nicht, wie Sie es nennen, Sir Paddy; aber ich nenne es ganz einfach, gerade heraus, eine schamlose Reklame. Und wo die Reklame anfängt, hört meine Grenze auf.

Sir Patrid:

Flasler ist aber doch ein angenehmer Mensch, nicht wahr?

Walpole:

Persönlich, sehr. Das gebe ich zu.

Sir Patrid:

Und ein geschickter Operateur!

Walpole:

Riesig. Das bestreite ich keinen Augenblick.

Sir Patrid:

Nun, dieser junge Dubedat ist ein sehr angenehmer junger Mann und ein wundervoller Skizzenzeichner. Was beweist das? Er mag ein ebenso großer Schurke wie Flasler sein, der für Geld alles tut.

W. W.:

Aber mein lieber Sir Patrid, man sieht hier doch, daß das ein ganz anderer Fall ist. Der junge Dubedat hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit Flasler. Nicht die geringste. Ein entzückender junger Mensch. Was sollte denn bei ihm nicht stimmen? Man braucht ihn doch bloß anzusehen. Was könnte denn bei dem nicht in Ordnung sein?

Sir Patrid:

Es gibt zwei Dinge, die bei keinem Menschen stimmen müssen. Das eine ist ein Wechsel. Das andere ist eine Frau. Bevor man nicht weiß, daß ein Mensch in diesen zwei Punkten gesund ist, weiß man nichts über ihn.

W. W.:

Ah, Sie Zyniker!

Ridg e o n:

Was die Frauen betrifft, ist Frau Dubedat eine genügende Bürgschaft für ihren Mann.

W. W.:

Und so verliebt in sie! Ein Paar Lurzeltauben. Hübsch! Sehr hübsch!

Walpole:

Was den Wechsel betrifft, so ist auch in dieser Hinsicht eine genügende

Bürgschaft vorhanden — für einige Zeit wenigstens. Ich brauche Ihnen kein Geheimnis daraus zu machen, Ridgeon, da Sie sich des Paares nun einmal angenommen haben. Dubedat sprach mit mir vor dem Diner ganz ehrlich über die finanziellen Schwierigkeiten, unter denen ein Künstler zu leiden hat. Er sagte, daß er frei von Lasten und sehr sparsam sei, aber ein Luxus wäre da, den könne er sich nicht leisten, den müsse er aber haben: das wäre nämlich: seine Frau hübsch kleiden. Ich platzte denn grad' heraus: „Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen 20 Pfund leihe, und zahlen Sie mir die Kleinigkeit zurück, wenn Ihr Schiff in den Hafen einläuft.“ Er benahm sich wirklich sehr nett. Er nahm an wie ein Mann, und es war ein Vergnügen zu sehen, wie glücklich es den armen Burschen machte.

B. B.

(der Walpole mit wachsendem Staunen zugehört hat): Aber — aber — aber — wann war das, wenn ich fragen darf?

Walpole:

Als ich Sie unten am Fluß traf.

B. B.:

Aber mein lieber Walpole, da hatte er sich ja eben zehn Pfund von mir geborgt.

Walpole:

Was!

Sir Patric

(brummt.)

B. B.

(nachsichtig): Es war eigentlich nicht borgen; denn er sagte, der Himmel wüßte, wann er es zurückzahlen würde. Ich konnte mich nicht gut weigern. Es scheint, daß Frau Dubedat eine Art Zuneigung für mich gefaßt hat —

Walpole:

Nein: für mich. Sie müssen ihn mißverstanden haben.

B. B.:

O nein. Ihr Name wurde zwischen uns gar nicht erwähnt. Er geht so in seiner Arbeit auf, daß er seine Frau ziemlich viel allein lassen muß; und der arme unschuldige Junge hat natürlich keine Ahnung von meiner Stellung und meiner Arbeitslast, denn er hat mich gebeten, ihn manchmal zu besuchen und mit seiner Frau zu plaudern.

Walpole

(sich erhebend): Genau dasselbe hat er mir gesagt.

W. B.:

Wah! Wah! Wah! Wahrhaftig, das ist doch stark. (Er erhebt sich sehr verärgert und geht auf die Terrasse, wo er die Landschaft übellaulig betrachtet.)

Walpole:

Hören Sie, Ridgeon, das wird bedenklich. (Er trollt sich auch zur Balustrade und vereinigt sich dort mit W. B.)

(Wentinsop kehrt zurück, er sieht sehr ängstlich und elend aus, versucht aber einen unbefangenen Eindruck zu machen.)

Ridgeon:

Nun, haben Sie ihn eingeholt?

Wentinsop:

Nein. Er muß schon den halben Weg zum Bahnhof zurückgelegt haben, bevor ich den Eingang erreichte. Entschuldigen Sie, daß ich so fortgestürzt bin. (Er setzt sich.)

Walpole:

Ist etwas passiert?

Wentinsop:

Oh nein — eine Kleinigkeit — etwas Lächerliches. Läßt sich nicht ändern. Gleichviel.

Ridgeon:

Hat Dubedat etwas Zweideutiges begangen?

Wentinsop

(beinahe zusammenbrechend): Ich sollte es eigentlich für mich behalten. Ich kann Ihnen nicht sagen, Ridgeon, wie sehr ich mich schäme, meine elende Armut an Ihren Tisch geschleppt zu haben, nach all Ihrer Güte. Nicht daß ich befürchtete, Sie würden mich nicht wieder einladen; aber es ist so demütigend. Und ich habe mich so auf den Abend in meinen guten Kleidern gefreut — sie sind noch ganz präsentabel, wie Sie sehen — und alle meine Sorgen wollte ich zu Hause lassen, wie in alten Zeiten.

Ridgeon:

Aber was ist denn geschehen?

Wentinsop:

Oh nichts. Es ist zu lächerlich. Ich hatte gerade vier Schilling für heute zusammengekratzt; und einen Schilling und vier Pence kostete es mich bis

hierher. Nun, Dubedat hat mich, ihm zweieinhalb Schilling zu leihen als Trinkgeld für das Stubenmädchen, das seiner Frau den Mantel aufbewahrt hatte. Er sagte, er brauche das Geld nur zwei Minuten, seine Frau habe das Portemonnaie. Daraufhin habe ich ihm natürlich die paar Groschen geliehen. Und er hat vergessen, sie mir zurückzugeben. Ich habe jetzt nur mehr zwei Pence für meine Heimkehr.

Ridgen:

Oh, machen Sie sich deswegen keine Sorgen —

Wentinsop:

Ich weiß, was Sie sagen wollen; aber ich werde das nicht annehmen. Ich habe mir noch niemals einen Penny ausgeliehen und werde mir niemals einen ausleihen. Ich habe nichts als meine Freunde, und die werde ich nicht verkaufen. Wenn jeder von euch, der mir begegnete, fürchten müßte, meine Höflichkeit zielte darauf ab, ihn um fünf Schilling anzupumpen, dann wäre alles für mich vorbei. Ich will lieber Ihre alten Kleider tragen, Colly, als Ihnen die Schande antun, Sie in meinen eigenen auf der Straße anzusprechen; aber ich werde mir kein Geld ausleihen. Ich werde so weit fahren, als es mir die zwei Pence gestatten, und den übrigen Weg werde ich zu Fuß gehen.

Walpole:

Sie werden den ganzen Weg in meinem Automobil zurücklegen, alter Knabe. Sie können von Glück sagen, Schuhmacher, daß Sie sich für Dubedat nicht interessiert haben. Hat Sie seine Karikatur beleidigt?

Schuhmacher:

Durchaus nicht. Mich hat sie nicht verletzt. Ich hätte sie sogar sehr gerne behalten und von ihm unterschreiben lassen. Aber das ging nicht gut.

Walpole:

Warum denn nicht?

Schuhmacher:

Na, nun kann ich's Ihnen wohl erzählen, nach dem, was sich eben zugetragen hat. Die Sache ist die: Als ich, nach seiner Unterhaltung mit Walpole, zu Dubedat herantrat, sagte er, die einzigen Menschen, die wirklich etwas von Kunst verständen, seien Juden, und deshalb freue er sich über mein Urteil über seine Bilder, wirklich, obgleich er auch euer philiströses Gequassel, wie er es nannte, hinnehmen müsse. Er fügte auch hinzu, daß mein Verständnis einen starken Eindruck auf seine Frau gemacht habe und daß sie die Juden liebe. Dann hat er

mich, ihm fünfzig Pfund vorzustrecken, und bot mir als Sicherstellung seine Bilder an.

B. B.:

Nein, nein. Ist das wahr? Ernstlich?

Walpole:

Was!

Blenkinsop:

Man sollte es nicht für möglich halten!

Sir Patrik

(brummt.)

Schumacher:

Selbstverständlich konnte ich nicht so ohne weiteres einem fremden Menschen Geld leihen. Die Bilder schienen mir keine genügende Sicherstellung.

B. B.:

Ich beneide Sie um die Fähigkeit, nein sagen zu können, Schumacher. Ich mußte natürlich auch, daß ich keinem jungen Burschen auf solche Weise Geld leihen durfte, aber ich brachte es einfach nicht fertig, mich zu weigern. Es war auch nicht gut möglich, nicht wahr?

Schumacher:

Das verstehe ich nicht. Mir war, als könnte ich gar nicht ja sagen.

Walpole:

Was hat er dazu gesagt?

Schumacher:

Run, er hat sich eine ganz ungerechtfertigte Bemerkung erlaubt, über den Juden, der die Gefühle eines Gentleman nicht zu würdigen wisse. Euren Glaubensgenossen kann man es wahrhaftig sehr schwerrecht machen. Leihen wir euch Geld, heißt es, daß wir keine Gentlemen sind, und wenn wir es verweigern, sagt ihr genau dasselbe. Ich hatte nicht die Empfindung, mich schlecht betragen zu haben. Ich sagte ihm, daß ich es ihm vielleicht geliehen hätte, wenn er selber ein Jude wäre.

Sir Patrik

(mit einem Brummen): Und was hat er darauf gesagt?

Schumacher:

Oh, er versuchte mich zu überreden, daß er auch einer von den Ausgewählten sei, daß sein künstlerisches Genie es bewiese und daß sein Name hier so fremd klinge wie mein eigener. Er fügte hinzu, daß er



Wilhelm Barth-München: Ausstellungshalle. Zum Essay v. Ernst Schur.

NGU
UND
STADT

Jahrgang
1908

nich, ihm fünfzig Pfund vorzustrecken, und bot mir als Sicherstellung seine Bilder an.

B. B.:

Nein, nein. Ist das wahr? E.:

Barbier:

Was!

Wienkinsso:

Man sollte es nicht für möglich halten!

Sir David

(brummt.)

Schumacher:

Selbstverständlich konnte ich nicht so eine weitere eines fremden Menschen Geld leihen. Die Bilder sollten mir dienen als Sicherstellung.

B. B.:

Ich kenne Sie um Ihre Fähigkeit, nicht wahr? Ich bin ein Künstler. Ich mußte wohl noch auch, daß ich keinen Pfennig Danken auf seine Weise (Geld) haben durfte, aber ich brachte es einfach nicht fertig, mich zu weigern. Es war auch nicht gut möglich, nicht wahr?

Schumacher:

Das ist nicht. Mir war, als könnte ich gar nicht ja sagen.

Barbier:

Was hat er dazu gesagt?

Schumacher:

Nun, er hat sich eine ganz ungeschickte Bemerkung erlaubt, über den Juden, der die Gefühle eines Gentleman nicht zu würdigen wisse. Ehren Glaubensgenossen kann man es wahrhaftig sehr schwerrecht machen. Wenn wir euch Geld, heißt es, daß wir keine Gentlemen sind, und wenn wir es nicht nehmen, sagt ihr genau daselbe. Ich hatte nicht die Empfindung, mich damit nicht zu begnügen. Ich sagte ihm, daß ich es ihm vielleicht geben werde, wenn er selber ein Jude wäre.

Sir David

(mit einem Lächeln): Und was hat er darauf gesagt?

Schumacher:

Oh, er versuchte wohl zu überreden, daß er auch einer von den Ausgewählten sei, daß sein künstlerisches Genie es bewiese und daß sein Name hier so fremd klinge wie mein eigener. Er fügte hinzu, daß er



Wilhelm Barth-München: Ausstellungshalle. Zum 50. v. Ernst Gehr.

Carl
und
Dion

Jahrgang
1908

die fünfzig Pfund gar nicht brauche — das sei nur ein Scherz gewesen — er brauche nur zwei Pfund.

B. B.:

Nein, nein, Schußmacher. Nein, Sie übertreiben.

Wenkinsoy:

Ihr Auserwählte steht euch doch sicherlich immer gegenseitig bei.

Sch u ß m a c h e r:

Keineswegs. Persönlich mag ich Engländer lieber als Juden und schließe mich Ihnen immer an. Das ist nur natürlich, denn ich bin selbst Jude und interessiere mich daher nicht für die Juden, während ich einen Engländer immer interessant und fremdartig finde. Aber in Geldangelegenheiten ist das ganz anders. Sehen Sie, wenn sich ein Engländer Geld ausleiht, weiß er nur, daß er Geld braucht; alles andere ist ihm gleichgültig, und er unterschreibt dann alles, ohne es zu verstehen. Er ist mit allem einverstanden, um Geld zu bekommen, ohne auch nur an die Einhaltung einer Verpflichtung zu denken, wenn sie sich als ungünstig für ihn herausstellt. Und wenn man verlangt, er solle sie respektieren, hält er einen für einen Lumpen. Genau so wie der Kaufmann von Venedig. Wenn aber ein Jude eine Verpflichtung übernimmt, so beabsichtigt er, sie einzuhalten, und erwartet von seinem Partner das gleiche. Wenn er bis zu einem gewissen Zeitpunkt Geld braucht, leiht er sich's aus und weiß, daß er es zurückzahlen muß, sobald die Frist verstrichen ist. Wenn er es nicht bezahlen kann, erbittet er sich's von vornherein als Geschenk.

Ridgeon:

Na Loony, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Juden niemals Spitzbuben und Diebe sind?

Sch u ß m a c h e r:

Aber durchaus nicht. Ich habe ja nicht von Verbrechern gesprochen. Ich habe nur ehrenhafte Engländer mit ehrenhaften Juden verglichen. (Eines der Hotelmädchen, ein hübsches, blondhaariges Weib von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, kommt ziemlich schüchtern aus dem Hotel. Sie nähert sich Ridgeon und spricht ihn hastig an.)

Das Mä d c h e n:

Verzeihen Sie, Herr —

Ridgeon:

Na?

Das Mädchen:

Verzeihen Sie, daß ich störe. Es betrifft nicht das Hotel. Ich habe keine Erlaubnis, die Terrasse zu betreten, und würde entlassen, wenn man sähe, daß ich mit Ihnen spräche, außer wenn Sie freundlichst erklärten, daß Sie mich gerufen und gefragt haben, ob das Automobil schon von der Station zurückgekommen ist.

Walpole:

Ist's zurück?

Das Mädchen:

Ja, Herr.

Ridgeon:

Run, also was wünschen Sie?

Das Mädchen:

Würden Sie mir übelnehmen, wenn ich Sie bäte, mir die Adresse des Herrn zu geben, der mit Ihnen gespeist hat?

Ridgeon

(icharf): Ja, selbstverständlich würde ich Ihnen das übelnehmen. Sie haben kein Recht zu dieser Frage.

Das Mädchen:

Ja, ich weiß, daß es so aussieht. Aber was soll ich tun?

Sir Patrick:

Was ist denn los mit Ihnen?

Das Mädchen:

Nichts, Herr. Ich möchte nur seine Adresse haben, das ist alles.

B. B.:

Sie meinen den jungen Herrn.

Das Mädchen:

Ja. Den, der mit der Frau, die er mitgebracht hatte, weggefahren ist, um den Zug zu erreichen.

Ridgeon:

Die Frau! Meinen Sie die Dame, die hier gespeist hat? Die Frau jenes Herrn?

Das Mädchen:

Glauben Sie den Leuten nicht, Herr. Sie kann seine Frau nicht sein. Ich bin ja seine Frau.

(Allgemeines Erstaunen.)

B. B.

(in starker Zurückweisung): Mein liebes Kind!

Ridgeon:

Bei Gott!

Walpole:

Was! Was ist das! Oh, das fängt an interessant zu werden, Ridgeon.
(Er geht an seinen Stuhl zurück.)

Das Mädchen:

Ich könnte hinauflaufen und Ihnen meine Heiratspapiere bringen, Herr, wenn Sie meinen Worten keinen Glauben schenken. Es ist doch Herr Louis Dubedat, nicht wahr?

Ridgeon:

Ja.

Das Mädchen:

Nun, Herr, ob Sie mir nun glauben oder nicht; ich bin die legitime Frau Dubedat.

Sir Patric:

Und warum leben Sie nicht bei Ihrem Gatten?

Das Mädchen:

Wir konnten uns das nicht leisten, mein Herr. Ich hatte dreißig Pfund erspart; und die haben wir in drei Wochen auf unserer Hochzeitsreise ausgegeben und noch eine Menge Geld dazu, das er sich auslieh. Dann mußte ich zurück in den Dienst, und er ging nach London, um Käufer für seine Bilder zu suchen; er hat mir nie wieder geschrieben, auch nicht seine Adresse geschickt. Ich sah und hörte nichts von ihm, bis ich ihn vom Fenster aus erblickte, als er mit dieser Frau im Automobil davonfuhr.

Sir Patric:

Na, er macht's also mit zwei Frauen.

B. B.:

Meiner Treu, ich möchte nicht hart sein; aber ich fange wahrhaftig an zu glauben, daß unser junger Freund nicht ganz — nun, daß er ziemlich sorglos ist. Ja, das ist der richtige Ausdruck: Sorglos.

Sir Patric:

Gebrauchen Sie doch mal Ihr Denkorgan! Wie lange brauchen Sie, Mensch, um herauszufinden, daß er ein ruchloser junger Schurke ist?

Wentworth:

Sie urteilen sehr streng, Sir Patric, sehr streng. Das ist natürlich Bigamie; aber er ist noch sehr jung und vergesslich, Walpole: darf ich Sie

noch um eine Ihrer guten Zigaretten bitten? (Er verläßt seinen Platz und setzt sich in die Nähe Walpoles.)

Walpole:

Oh, ich bitte. (Er befühlt seine Taschen.) Verdammt! Wo —? Ich weiß, ich erinnere mich schon: ich habe Dubedat meine Zigarettenschachtel gereicht, und er hat sie mir nicht zurückgegeben. Es war eine goldene.

Das Mädchen:

Oh, er hat sich dabei nichts Schlechtes gedacht: über solche Dinge macht er sich nie Gedanken, gnädiger Herr. Ich werbe sie Ihnen wieder zurückbringen, wenn Sie mir sagen, wo ich ihn finden kann.

Ridgeon:

Was soll ich tun? Soll ich diesem armen Mädel seine Adresse geben oder nicht?

Sir Patric:

Geben Sie ihr Ihre eigene Adresse; alles weitere wird sich finden. (Zu dem Mädchen.) Das muß Ihnen für den Augenblick genügen, meine Liebe. (Ridgeon gibt ihr seine Karte.) Wie heißen Sie?

Das Mädchen:

Minnie Linwell, gnädiger Herr.

Sir Patric:

Schreiben Sie ihm einen Brief, händigen ihn diesem Herrn hier ein, und er wird ihm dann zugestellt werden. Und jetzt gehen Sie.

Das Mädchen:

Ich danke Ihnen, gnädiger Herr. Ich war überzeugt, daß Sie mir kein Unrecht zufügen lassen würden. Ich danke Ihnen allen, meine Herren; verzeihen Sie, daß ich so frei gewesen bin.

(Sie geht in das Hotel. Sie sehen ihr schweigend nach.)

Ridgeon:

Ist es euch klar, meine Freunde, daß wir Frau Dubedat versprochen haben, diesem Burschen das Leben zu retten?

Sir Patric:

Schämt euch alle. Wer seid ihr und was seid ihr, daß ihr euch anmaßt, über Leben und Tod zu richten? Wenn ein Arzt zu meiner Zeit in die Schranken trat und schwören sollte, daß das Kind am Leben geblieben wäre, wenn man ihn gerufen hätte, so überzeugte er nicht mal die Juden davon, sondern er erkannte seine Nichtigkeit und die Größe der Allmacht Gottes und weigerte sich, einen solchen gotteslästerlichen Meins-eid zu schwören. Aber heutzutage glaubt jeder von euch, er selbst sei

die Allmacht Gottes in eigener Person. Ihr unterschreibt das Todesurteil eurer Patienten und geht dann schnurstracks vor Gericht und bringt einen guten Christen durch die Behauptung, daß sein Kind nicht gestorben wäre, wenn man es euch anvertraut hätte, ins Gefängnis, Not und Schande. Das hat es zu meinen Zeiten nicht gegeben. Nie!

Wenkingsop:

Um Gottes willen, was für einen Ausbruch! Sind Sie denn der Ansicht der Kinder Gottes?

Sir Patrick:

Nein; es ist auch nicht meine Ansicht.

W. W.:

Aber mein lieber Sir Paddy, diese Leute mordeten ihre unschuldigen kleinen Kinder.

Sir Patrick:

Sie meinen, daß die Kinder manchmal unter ihrer Behandlung sterben. Nun, sterben denn niemals Kinder unter unserer Behandlung? Wenn Sie und ich, Mensch, für jedes Kind, das wir ermordet haben, wie Sie es nennen, jedesmal sechs Monate bekommen hätten, wären wir heute ein paar famose Zuchthausbrüder.

W. W.:

Oh, Paddy! Still! Still!

Ridgeon:

Heute ist die Sache nur die: ich glaube nämlich, ich kann Dubedat retten.

Walpole:

Das kann ich auch.

Ridgeon

(fortfahrend zu Sir Patrick): Ich will Sie nicht einsperren lassen, weil Sie mir nicht glauben, aber —

Sir Patrick:

Ich danke Ihnen, sehr gütig.

Ridgeon:

— aber immerhin, ich glaube, ob nun mit oder ohne Grund, daß ich ihn retten kann. Die Frage ist nun die, ob ich es versuchen soll?

Wenkingsop:

Was fehlt ihm denn?

Ridgeon:

Tuberkulose.

Wenkinsop

(interessiert): Und die können Sie heilen?

Ridgeon:

Ich glaube.

Wenkinsop:

Dann wollte ich, daß Sie mich heilten. Meine rechte Lunge ist, leider Gottes, angegriffen.

Ridgeon:

Was! Ihre Lunge ist angegriffen?

W. B.:

Mein lieber Wenkinsop, was muß ich hören? (Voller Teilnahme für Wenkinsop kommt er von der Balustrade zurück.)

Sir Patrid:

He? He? Was ist das?

Walpole:

Oh, das dürfen Sie aber nicht auf die leichte Achsel nehmen!

Wenkinsop

(die Finger in die Ohren steckend): Nein, nein: es ist zwecklos. Ich weiß, was ihr jetzt sagen wollt: ich habe es andern ja so oft gesagt. Ich kann es mir nicht leisten, mich zu schonen; und damit basta. Wenn mir vierzehn Tage Urlaub das Leben retten könnten, dann müßte ich doch sterben. Es muß so weiter gehen, wie's mit andern weiter geht. Wir können nicht alle nach Saint Moritz oder nach Ägypten, Sir Ralph. Sprechen Sie nicht mehr davon.

(Verlegenes Schweigen.)

Sir Patrid

(brummt und sieht Ridgeon streng an.)

Schugmacher

(sieht auf seine Uhr und steht auf): Ich muß gehen. Es war ein sehr schöner Abend, Colly. Sie könnten mir meine Rarikatur überlassen, wenn es Ihnen recht ist. Ich werde Herrn Dubedat zwei Pfund dafür schicken.

Ridgeon

(gibt ihm die Menulatte): Oh, tun Sie das nicht, Loony. Ich glaube nicht, daß ihm das angenehm wäre.

Schugmacher:

Nun, wenn Sie das glauben, will ich es bleiben lassen. Aber ich glaube nicht, daß Sie Dubedat verstehen. Einerlei. Das kommt viel-

leicht daher, weil ich Jude bin. Gute Nacht, Doktor Wlenkingsop. (Hände schütteln.)

Wlenkingsop:

Gute Nacht, ich meine na, — Gute Nacht.

Schuhmacher

(den andern mit der Hand winkend): Gute Nacht allerseits.

Walpole:

W. W.:

Sir Patrid:

Ridgeon:

} Gute Nacht. (W. W. wiederholt den Gruß mehrmals.)

(Schuhmacher geht hinaus.)

Sir Patrid:

Es ist für uns alle Zeit. (Er steht auf und tritt zwischen Wlenkingsop und Walpole. Ridgeon erhebt sich ebenfalls.) Walpole, fahren Sie Wlenkingsop nach Hause: er hat heute genügend frische Luft gehabt. Haben Sie einen guten Überrod für die Fahrt im Automobil, Doktor Wlenkingsop?

Wlenkingsop:

Oh, man kann mir im Hotel etwas braunes Papier geben; und ein paar Lagen Papier über die Brust, das hilft mehr als ein Pelzrod.

Walpole:

Run gut, kommen Sie. Gute Nacht, Colly. Sie kommen mit uns, nicht wahr, W. W.?

W. W.:

Ja, ich komme; (Walpole und Wlenkingsop gehen in das Hotel.) Gute Nacht, mein lieber Ridgeon. (Sie schütteln einander herzlich die Hand). Wir wollen unsern interessanten Patienten und seine bezaubernde Frau nicht aus den Augen verlieren. Wir dürfen nicht voreilig den Stab über ihn brechen, nicht wahr? Guuuuuute Nacht, Paddy. Gott schütze Sie, alter Knabe. (Sir Patrid läßt ein schreckliches Drummen hören. W. W. lacht und klopft ihm nachsichtig auf die Schulter.) Gute Nacht. Gute Nacht. Gute Nacht. Gute Nacht. (Er gutenachtet sich hinaus. Die anderen sind inzwischen ohne Förmlichkeit hinausgegangen. Ridgeon und Sir Patrid sind allein zurückgeblieben. Ridgeon, in Gedanken vertieft, kommt zu Sir Patrid herab.)

Sir Patrid:

Run, Herr Lebensretter: welcher von beiden soll uns erhalten bleiben: dieser ehrenhafte brave Wlenkingsop oder dieser verdammte Schurke von einem Künstler, was?

Ridgeon:

Nicht so leicht zu entscheiden, nicht? Blenkinsop ist ein ehrenhafter, braver Mann; aber ist er nützlich? Dubedat ist ein Schurke; aber er ist eine echte Quelle, aus der hübsche, angenehme und nützliche Dinge fließen.

Sir Patric:

Was für Dinge wird diese Quelle seiner armen unschuldigen Frau spenden, wenn sie ihn nun ausfindig macht?

Ridgeon:

Das ist wahr. Ihr Leben wird dann eine Hölle sein.

Sir Patric:

Sagen Sie mir eines: nehmen Sie an, Sie würden vor die folgende Wahl gestellt: entweder im Leben alle Bilder schlecht und alle Männer und Frauen gut oder alle Bilder gut und alle Männer und Frauen schlecht zu finden. Wie würden Sie wählen?

Ridgeon:

Das ist eine ver-teufelt schwierige Frage, Paddy. Bilder sind so etwas nettes und gute Menschen so was höllisch unerfreuliches und verdrießliches, daß ich wahrhaftig nicht geradeheraus sagen kann, was ich vorziehen würde.

Sir Patric:

Na, na, lassen Sie diese wigigen Haarspaltereien mir gegenüber sein: ich bin zu alt dafür. Blenkinsop gehört nicht zu dieser Sorte guter Menschen, und das wissen Sie.

Ridgeon:

Der Fall läge einfacher, wenn Blenkinsop Dubedats Bilder malen könnte.

Sir Patric:

Und noch einfacher läge er, wenn Dubedat etwas von Blenkinsops Unständigkeit besäße. Das Leben wird sich Ihrem Weg nicht vereinfachen, mein Junge; Sie müssen es nehmen, wie es ist. Sie haben die Pflicht, die Wage zwischen Blenkinsop und Dubedat zu halten. Wägen Sie gerecht.

Ridgeon:

Nun, ich will so gerecht sein, als ich kann. In die eine Wagschale will ich alle Goldstücke legen, die sich Dubedat ausgeliehen hat, und in die andere alle Silberstücke, die Blenkinsop sich nicht ausgeliehen hat.

Sir Patric:

Und aus der Wagschale Dubedats nehmen Sie allen Glauben heraus,

den er zerstört, und alle Ehre, die er verloren hat, und in die Wagschale Wlenkinsops legen Sie allen Glauben, den er gerechtfertigt, und alle Ehre, die er geschaffen hat.

Ridgeon:

Was soll denn das, Paddy? Lassen Sie dieses Geschwätz! Ich bin zu skeptisch und durchaus nicht überzeugt, daß wir in einer bessern Welt leben würden, wenn alle Menschen sich wie Wlenkinsop benehmen wollten, während sie sich jetzt wie Dubedat benehmen.

Sir Patrid:

Warum benehmen Sie sich dann nicht selbst wie Dubedat?

Ridgeon:

Oh, der Hieb sitzt! Das ist die Probe. Immerhin, ich bin am Kreuzweg. Sehen Sie, es gibt noch eine Komplikation, an die wir nicht gedacht haben.

Sir Patrid:

Wieso?

Ridgeon:

Nun, wenn ich Wlenkinsop sterben lasse, dann kann wenigstens niemand behaupten, daß ich es tat, weil ich nachher seine Witwe heiraten wollte.

Sir Patrid:

Ah!

Ridgeon:

Wenn ich Dubedat sterben lasse, dann werde nämlich ich seine Witwe heiraten.

Sir Patrid:

Vielleicht wird Frau Dubedat nichts von Ihnen wissen wollen, bedenken Sie das.

Ridgeon

(mit einem selbstbewußten Kopfschütteln): Ich habe eine ziemlich gute Bitterung für so etwas. Ich weiß, wenn eine Frau sich für mich interessiert. Sie tut das.

Sir Patrid:

Na, manchmal weiß jemand sehr gut, was zu tun; manchmal weiß jemand das aber gar nicht. Das Beste wäre, Sie würden alle beide gesund machen.

Ridgeon:

Das kann ich nicht. Alles hat seine Grenzen. Einen Fall könnte ich zur Not noch unterbringen, aber nicht zwei. Ich muß mich entscheiden.

Sir Patrid:

Wohl, Sie müssen wählen, als ob die Frau nicht auf der Welt wäre: das ist doch klar.

Ridgeon:

Ist Ihnen das klar? Denken Sie nur: mir nicht. Dieses Weib verwirrt mein Urteil.

Sir Patrid:

Mir ist es klar, daß es sich hier um die Wahl zwischen einem Menschen und einem Wilde handelt.

Ridgeon:

Es ist leichter einen Toten zu ersetzen, als ein gutes Wild.

Sir Patrid:

Colly, wenn man in einem Zeitalter lebt, das hinter Bildern, Statuen, Dramen und Musikkapellen herjagt, weil seine Männer und Frauen zu schlecht sind, um der armen leidenden Seele zu genügen, dann sollte man der Vorsehung danken, daß man einen hehren und gütigen Beruf hat, dessen Sache es ist, Männer und Frauen zu heilen und zu trösten.

Ridgeon:

Also als Angehöriger eines hehren und gütigen Berufs soll ich meinen Patienten töten.

Sir Patrid:

Sprechen Sie keinen so gräßlichen Unsinn. Sie können ihn nicht töten; aber anderen Händen anvertrauen können Sie ihn.

Ridgeon:

Zum Beispiel denen W. W.'s, he? (Ihn bedeutungsvoll ansehend.)

Sir Patrid

(hält seinen Blick aus, ernst): Sir Ralph W. W. ist ein sehr bedeutender Arzt.

Ridgeon:

Das ist er.

Sir Patrid:

Ich hole meinen Hut. (Ridgeon zieht die Klingel, während Sir Patrid ins Hotel geht. Ein Kellner kommt, indes er abgeht.)

Ridgeon

(zum Kellner): Meine Rechnung, bitte.

Kellner:

Sofort. (Er geht sie holen.)

(Vorhang.)

Dritter Akt:

In Dubedats Atelier. Von dem breiten Fenster aus gesehen befindet sich die nach außen führende Tür in der Wand zur Linken des Zuschauers und die in die inneren Räume führende in der entgegengesetzten Wand. Die Wand, die sich dem Zuschauer gegenüber befindet, hat weder Fenster noch Türen. Die Wände sind unbedeckt und ungeschmückt, von bekratzten Kohleflitzen und Notizen abgesehen. Eine Estrade befindet sich links vom Zuschauer, der in die Innenräume führenden Tür gegenüber, und eine rechts von ihm, eine Staffelei gegenüber der nach außen führenden Tür; ein zerbrochener Sessel lehnt daran. In der Nähe der Staffelei und gegen die Wand gerückt steht ein kahler Holztisch, der mit Flaschen, Öllampen und Druckpapier, mit bemalten schmutzigen Lumpen, Farbtuben, Bürsten, Kohlenstiften, einer kleinen Gliederpuppe, einem Kessel, einer Spirituslampe und sonstigem Tausenderlei besät ist. Vor dem Tisch steht ein Sofa, das mit Bilderbüchern, Skizzenbüchern, losen Blättern, Zeitungen, Büchern und beschmierten Leinwandstücken unordentlich bedeckt ist. In der Nähe der nach außen führenden Tür befindet sich ein Regenschirm- und Hutständer, der teilweise voll von Louis' Hüten, Kleidern und Halstüchern und teilweise von allen möglichen Kostümen voll ist. An der andern Seite steht ein alter Klavierbord. In der Ecke, in der Nähe der in die Innenräume führenden Tür ein kleiner Teetisch. In der Ecke der Estrade, in der Nähe der Staffelei, sitzt, wie ein venetianischer Senator geschmückt, eine unansehnliche Gliederpuppe und betrachtet ihr unvollendetes Porträt mit einem Ausdruck verzweifelter Müdigkeit. Eine zweite Gliederpuppe, mit einem Stundenglas in der Hand und einer Sense über dem Rücken, berührt die Schulter des Senators. Louis hat in einem fürchterlich mit Farben beschmierten Milchmannskittel an der Staffelei gearbeitet, hört aber eben jetzt seiner Frau zu, die ihn zärtlich beschwört.

Frau Dubedat:

Versprich es mir.

Louis:

Ich verspreche es dir, mein Schatz.

Frau Dubedat:

Und wenn du Geld brauchst, kommst du immer zu mir, nicht wahr?

Louis:

Ja Geliebte. Aber das ist so traurig. Ich verabscheue das Geld. Ich kann dich nicht immer quälen, gib mir Geld, Geld, Geld. Das treibt mich eben manchmal, andere Leute um welches zu bitten, so schrecklich mir das ist.

Frau Dubedat:

Es ist viel besser, du bittest mich darum, Schatz. Die Leute kriegen sonst eine verkehrte Idee von dir.

Louis:

Aber ich möchte dein kleines Vermögen gerne schonen und mit meiner eigenen Arbeit Geld verdienen. Sei nicht unglücklich, Geliebte; ich kann leicht so viel einnehmen, wie ich brauche, um alles zurückzuzahlen. In der kommenden Saison werde ich eine Einzelausstellung veranstalten; dann wird es keine Geldsorgen mehr geben.

Frau Dubedat:

Du hast mir nun aber ernstlich und aufrichtig versprochen, niemals wieder Geld auszuleihen, ohne dich zuvor an mich gewendet zu haben.

Louis:

Ernstlich und aufrichtig. (Sie umarmend.) Ach, du hast ja so recht, mein Schatz! Was verdanke ich dir nicht alles dafür, daß du mir zur Seite stehst und mich davor bewahrst, zuviel in den Wolken zu leben. Bei meinem feierlichen Eid, von nun an will ich mir keinen Pfennig mehr borgen.

Frau Dubedat

(entzückt): Oh, das ist recht. Quält ihn sein böses nörgelndes Weib? Zerrt es ihn aus den Wolken herab? (Sie küßt ihn.) Und nun, Liebling, willst du diese Bilder für Maclean nicht fertig machen?

Louis:

Oh, das hat keine Eile. Ich habe von ihm beinahe das ganze Honorar als Vorschuß bekommen.

Frau Dubedat:

Aber Liebster, das ist doch gerade der Grund, warum du die Sachen schleunigst fertig machen solltest. Er fragte mich neulich, ob du überhaupt ernstlich die Absicht hättest, die Bilder zu vollenden.

Louis:

Der Teufel hole seine Frechheit! Wofür hält er mich? Das ist es ja gerade, was mir das Interesse an dem dummen Zeug genommen hat. Ich habe große Lust, den Auftrag abzuschütteln und ihm sein Geld zurückzuzahlen.

Frau Dubedat:

Das können wir uns nicht leisten, Liebling. Mach doch die Bilder lieber fertig und Schluß damit! Ich glaube, man sollte nie im vorhinein Geld für eine Arbeit nehmen.

Louis:

Wovon sollten wir denn leben?

Frau Dubedat:

Nun, es ist gerade schwer genug, jetzt wo sie sich alle vor der Ablieferung zu bezahlen weigern.

Louis:

Der Teufel hole diese Kerle! Die denken und sorgen sich um nichts anderes als um ihr vermaledeites Geld.

Frau Dubedat:

Immerhin, wenn sie bezahlen, müssen sie auch das erhalten, wofür sie bezahlt haben.

Louis

(Schmeichelnd): Nun ist's aber genug für heute mit dem Predigen. Ich habe versprochen artig zu sein, nicht wahr?

Frau Dubedat

(ihren Arm um seinen Hals legend): Du weißt doch, daß ich das Predigen hasse und dich keinen Augenblick mißverstehe, Lieber du, nicht?

Louis

(Säntlich): Ich weiß, ich weiß. Ich bin ein Scheusal, und du bist ein Engel. Oh, wenn ich nur stark genug wäre, um ununterbrochen arbeiten zu können, ich würde meiner Liebsten ihr Haus in einen Tempel verwandeln und sein Eßchen in eine Kapelle, die schöner sein sollte, als man sie jemals geträumt. Ich kann an keiner Auslage vorbeigehen, ohne mit der Versuchung zu kämpfen, einzutreten und dir alle die wirklich guten und schönen Dinge zu kaufen.

Frau Dubedat:

Ich brauche nichts als dich, Liebling. (Mit einer letzten Säntlichkeit befreit sie sich). Da, nun sei gut: vergiß nicht, daß die Ärzte heute kommen. Ist es nicht ungewöhnlich nett von ihnen, Louis, daß sie alle darauf bestehen, sich deinetwegen zu beraten?

Louis:

Nun, ich glaube, sie denken, daß ihr Hut um eine Feder reicher wäre, wenn es ihnen gelänge, einen emporstrebenden Künstler zu heilen. Sie können nicht, wenn es ihnen nicht auch Spaß machen würde. (Es klopf an der Tür.) Ich glaube, es ist aber noch nicht soweit, nicht?

Frau Dubedat:

Nein, noch 'n Augenblick.

Louis

(öffnet die Tür und sieht Midgeon vor sich): Oh, Midgeon. Es freut mich, Sie zu sehen. Treten Sie ein.

Frau Dubedat

(ihm die Hand schüttelnd): Es ist wirklich schön von Ihnen, daß Sie gekommen sind, Herr Professor.

Louis:

Verzeihen Sie, daß wir Sie hier empfangen, in meinem Atelier. Die Behaglichkeit läßt hier manches zu wünschen übrig, aber Jennifer versteht auch diese Bude gemütlich zu machen.

Frau Dubedat:

Jetzt will ich mich aber aus dem Staube machen. Vielleicht komme ich später wieder, wenn Sie mit Louis fertig sind und Ihr Urteil abgeben. (Ridgeon verneigt sich ziemlich förmlich.) Möchten Sie lieber, daß ich nicht wiederkäme?

Ridgeon:

Oh nein. Nein. (Frau Dubedat sieht ihn an; etwas verwirrt durch seine förmliche Art geht sie ins Nebenzimmer.)

Louis:

Oh bitte, machen Sie kein so ernstes Gesicht. Es wird doch wohl nichts Entsetzliches geschehen, wie?

Ridgeon:

Nein.

Louis:

Oh, das freut mich. Die arme Jennifer hat sich auf Ihren Besuch mehr gefreut, als Sie sich vorstellen können. Sie hat das lebhafteste Interesse für Sie, Ridgeon. Das arme Ding hat keinen Menschen, mit dem es reden könnte: ich male immer. (Er nimmt eine kleine Skizze in die Hand.) Diese kleine Skizze habe ich erst gestern von ihr gemacht.

Ridgeon:

Sie zeigte sie mir vor ungefähr vierzehn Tagen, als sie mich zum ersten Mal besuchte.

Louis:

Oh, hat sie das getan? Guter Gott, wie die Zeit flieht! Ich hätte schwören mögen, daß ich eben erst damit fertig geworden bin. Es ist hart für die Arme, mit anzusehen, wie ich hier Bilder aufstapele und nichts dafür einnehme. Nächstes Jahr werde ich sie natürlich schnell genug verkaufen, sobald meine Einzelausstellung eröffnet wird, aber während das Gras wächst, verhungert das Pferd. Oh, wie schrecklich, wenn sie um Geld zu mir kommt und ich ihr keines geben kann. Aber was soll ich machen?

Ridgeon:

Ich dachte, Frau Dubedat hätte ein eigenes kleines Vermögen?

Louis:

Oh ja, ein kleines; aber wie könnte ein zartfühlender Mann davon etwas berühren? Denken Sie nur, wenn ich das täte, wovon sollte sie einmal leben? Mein Leben ist nicht versichert — ich kann die Prämie nicht erschwingen. (Ein anderes Bild herausfuchend): Wie gefällt Ihnen das?

Ridgeon

(Stellt es bei Seite): Ich bin heute nicht hergekommen, um mit Ihre Bilder anzusehen. Ich habe mit Ihnen eine ernstere und dringendere Angelegenheit zu erledigen.

Louis:

Sie möchten meine elende Lunge heilen. Mein lieber Ridgeon: ich will mit Ihnen offen sprechen. Nicht meine Lunge ist krank in diesem Hause, sondern mein Geldbeutel. An mir ist ja nichts gelegen, aber Jennifer muß sich wirklich den Witten vom Munde absparen. Sie gaben uns zu verstehen, daß wir Sie als Freund behandeln dürften. Leihen Sie mir hundertfünfzig Pfund.

Ridgeon:

Nein.

Louis:

Warum nicht?

Ridgeon:

Ich bin kein reicher Mann und brauche für meine Forschungen jeden Pfennig, den ich ersparen kann, und noch mehr.

Louis:

Sie meinen, daß ich Ihnen das Geld wiedergeben muß?

Ridgeon:

Ich glaube schon, daß die Menschen das manchmal meinen, wenn sie welches herleihen.

Louis

(nach einem Augenblick des Nachdenkens): Na, das kann ich machen. Ich will Ihnen einen Wechsel geben — oder sehen Sie einmal: warum sollten Sie eigentlich nicht auch etwas davon haben? Ich will Ihnen einen Wechsel auf zweihundert Pfund ausstellen.

Ridgeon:

Lassen Sie den Wechsel sofort inkassieren, dann brauchen Sie mich ja nicht zu belästigen.

Louis:

Wo denken Sie hin: man würde ihn nicht honorieren. Mein Konto ist so schon überlastet. Nein, das muß auf folgende Weise gemacht werden: ich werde den Wechsel mit dem Fälligkeitstermin Oktober ausstellen. Im Oktober laufen Jennifers Zinsen ein. Da präsentieren Sie den Wechsel. Er wird zwar dann auch nicht honoriert werden, aber Sie können ihn hierauf Jennifer präsentieren und ihr zu verstehen geben, daß ich eingesperrt werde, wenn der Wechsel nicht sofort bezahlt wird. Sie bezahlt ihn dann sofort. Sie verdienen dabei fünfzig Pfund, und mir erweisen Sie damit einen wirklichen Dienst; denn ich brauche das Geld sehr dringend, alter Freund, glauben Sie's mir.

Ridgdon:

Für Sie gibt es bei dieser Transaktion gar kein Hindernis; und Sie sind überzeugt, daß ich Ihnen da auch keine Schwierigkeiten machen kann.

Louis:

Was für ein Hindernis könnte es denn geben? Es ist ganz sicher. Ich kann Sie wegen der Zinsen beruhigen und sie Ihnen nachweisen.

Ridgdon:

Das zu gestatten hielte ich — darf ich es aussprechen? — für unehrenhaft!

Louis:

Oh, ganz allgemein gesehen wäre das wohl richtig, aber wir brauchen es doch zwischen uns nicht so zu halten. Selbstverständlich würde ich Ihnen so etwas nicht vorschlagen, wenn ich das Geld nicht sehr nötig hätte.

Ridgdon:

Dann müssen Sie eben andere Mittel und Wege finden, um sich's zu verschaffen.

Louis

(überrascht): Soll das heißen, daß Sie „Nein“ sagen?

Ridgdon:

Das soll es! (Seiner Entrüstung freien Lauf lassend.) Selbstverständlich sage ich nein. Mensch, für was halten Sie mich? Wie können Sie sich unterstehn, mir einen solchen Vorschlag zu machen?

Louis:

Warum denn nicht?

Ridgdon:

Pfui! Sie würden mich ja doch nicht begreifen, selbst wenn ich es Ihnen klar zu machen versuchte. Ein für alle Mal: ich werde Ihnen keinen



Raphael: Donna velata.
Zum Essay von Paul G. Konody.

Pfifferling leihen. Ihrer Frau würde ich mit Freuden helfen; aber was hülfte es i h r, wenn ich I h n e n Geld ließe?

Louis:

Wenn es Ihnen damit ernst ist, meiner Frau zu helfen, will ich Ihnen sagen, wie Sie das anstellen könnten. Sie könnten Ihre Patienten dazu bewegen, einige meiner Bilder zu kaufen oder sich von mir malen zu lassen.

Ridgeon:

Meine Patienten rufen mich als Arzt und nicht als Handlungsreisenden. (Es klopf an der Thür. Louis macht sich unbefangen auf den Weg, um zu öffnen, und setzt das Gesprächsthema im Gehen fort.)

Louis:

Sie müssen doch einen großen Einfluß auf Ihre Patienten haben. Sie wissen sicherlich eine Menge Geschichtchen von den Leuten, Privatangelegenheiten, deren Bekanntgabe den Herrschaften verdammt unangenehm wäre. Die würden nicht wagen, Ihnen etwas abzuschlagen.

Ridgeon:

Nein, bei meiner — (Louis öffnet die Thür und läßt Sir Patrik, B. B. und Walpole eintreten. Ridgeon wütend fortfahrend): Walpole, ich bin noch nicht zehn Minuten hier, und schon hat er versucht, sich von mir hundertfünfzig Pfund zu borgen. Damit ich später wieder zu meinem Gelde käme, schlug er mir vor, an seiner Frau eine Erpressung zu verüben. Und eben war er gerade dabei, mir zuzumuten, auf dem Wege der Erpressung von meinen Patienten zu verlangen, sich von ihm malen zu lassen.

Louis:

Na, Ridgeon, ist das vielleicht das Betragen eines Ehrenmannes?! Ich habe vertraulich mit Ihnen gesprochen.

Sir Patrik:

Wir sind alle im Begriff, vertraulich mit Ihnen zu sprechen, junger Mann.

B. B.:

Wir beabsichtigen, Ihnen einige häusliche Wahrheiten angedeihen zu lassen.

Louis:

Da muß ich doch bitten: ist das mein Haus oder das euere? Sie sind mir alle sehr willkommen, oh ja; aber über diesen Punkt wollen wir uns im Klaren bleiben.

Walpole

(hängt seinen Hut an den einzigen leeren Haken am Hutständer): Wir wollen uns hier für eine halbe Stunde häuslich einrichten, Dubedat. Erschrecken Sie nicht: Sie sind ein reizender Junge, und wir lieben Sie.

Louis:

Schön, schön. Nehmen Sie Platz — wo immer Sie können. Nehmen Sie diesen Stuhl, Sir Patrick. (Er zeigt auf die Estrade.) Uf—f—f! (Er hilft ihm hinauf. Sir Patrick brummt und setzt sich auf den Thron.) Nun zu Ihnen, W. W. (W. W. ist starr über diese Vertraulichkeit; aber Louis legt ganz unbefangen ein dickes Buch und ein Sofaissen auf die Estrade links von Sir Patrick, und W. W. setzt sich unter Protest.) Geben Sie mir Ihre Hüte. (W. W. und Sir Patrick geben ihm die Hüte, die er auf die Köpfe der Gliederpuppen stülpt und so unbewußt die Würde der Sitzung zerstört. Dann zieht er den Klaviersessel von der Wand und bietet ihn Walpole an.) Sie haben doch nichts das gegen, Walpole?

Walpole:

Richtig, verzeihen Sie, aber ich muß Sie wegen meiner Zigaretten-dose behelligen.

Louis:

Was für eine Zigaretten-dose?

Walpole:

Die goldene, die ich Ihnen neulich im Star- und Garterhotel geliehen habe.

Louis

(überrascht): War das die Ihrige?

Walpole:

Ja.

Louis:

Ach, das tut mir aber! schrecklich leid, lieber Freund. Ich hatte mich schon gefragt, wem sie wohl gehören mochte. Ich bedaure, daß mir davon nichts übrig geblieben ist als — das. (Er zieht seinen Kittel in die Höhe; nimmt einen Zettel aus der Westentasche und händigt ihn Walpole ein.)

Walpole:

Ein Verfaßzettel!

Louis

(ihn beruhigend): Die Dose ist vollkommen in Sicherheit: er darf sie ein Jahr lang nicht verkaufen, wissen Sie. Wahrhaftig,

mein lieber Walpole, es tut mir fürchterlich leid. (Er legt seine Hände unbefangen auf Walpoles Schulter und sieht ihn treuherzig an.)

Walpole

(sinkt mit einem Seufzer in einen Sessel): Machen Sie sich nichts daraus. Es erhöht Ihren Zauber.

Ridgeon

(der in der Nähe der Staffelei gestanden hat): Bevor wir ans Werk gehen, müssen Sie aber eine Schuld bezahlen, Dubedat.

Louis:

Ich habe eine stattliche Menge Schulden zu bezahlen, Ridgeon. Ich will Ihnen einen Stuhl holen. (Er geht zur Tür, die ins Nebenzimmer führt.)

Ridgeon

(ihn aufhaltend): Sie werden das Zimmer nicht verlassen, ehe Sie diese Schuld bezahlt haben. Es ist nur eine Kleinigkeit, die Sie zahlen müssen und sollen. Ich lege weiter kein Gewicht darauf, daß Sie meine Gäste angumpft haben, den einen um zehn, den andern um zwanzig Pfund, aber —

Walpole:

Ich hab' damit angefangen, Ridgeon. Ich habe es ihm angeboten.

Ridgeon:

— Sie konnten sich das leisten. Aber dem armen Blenkinsop seine letzten zwei Schillinge abzunehmen, das war verdammenstwert. Ich habe die Absicht, ihm diese zwei Schillinge einzuhändigen, und will in der Lage sein, mein Ehrenwort geben zu können, daß Sie Ihre Schuld bezahlt haben. Sie müssen mir diesen Betrag unbedingt ausfolgen, ehe Sie das Zimmer verlassen.

B. B.:

Recht so, Ridgeon. Recht so. Kommen Sie, junger Mann: machen Sie nicht viel Federlesens. Zahlen Sie.

Louis:

Natürlich werde ich das. Oh, Sie brauchen kein solches Wesen daraus zu machen. Ich hatte keine Ahnung, daß der arme Kerl so schlecht daran ist. Ich bin über mich empört wie nur einer von Ihnen. (In seinen Taschen wühlend.) Da. Oh, ich muß allerdings gestehen, daß ich augenblicklich kein Geld bei mir habe. Walpole, würden Sie so gut sein, mir zwei Schillinge zu leihen, damit ich die Sache ordnen kann?

Walpole:

Ihnen zwei — (Die Sprache versagt ihm.)

Louis:

Wenn Sie nein sagen, wird Blenkinsop sein Geld nicht bekommen; denn ich habe keinen Pfifferling: Sie können meine Taschen durchsuchen, wenn Sie Lust haben.

Walpole:

Das setzt doch allem die Krone auf. (Bringt zwei Schillinge zum Vorschein.)

Louis

(übergibt sie Ridgeon): Da. Ich bin wirklich froh, daß die Angelegenheit erledigt ist: es war die einzige, die mir Gewissensbisse machte. Nun seid ihr aber hoffentlich alle zufrieden.

Sir Patrick:

Nicht ganz, Herr Dubedat. Kennen Sie zufällig eine junge Dame namens Minnie Linwell?

Louis:

Minnie! Das sollt' ich meinen; und Minnie kennt mich auch. In Anbetracht ihrer Stellung ist sie wirklich ein nettes gutes Mädel. Was ist aus ihr geworden?

Walpole:

Lassen Sie sich die Hand drücken, Dubedat, ich muß meinen Gefühlen irgendwie Luft machen!

Louis:

Warum?

Walpole:

Sie sind wirklich ein Musterexemplar.

Louis:

Aber was ist denn geschehen? So reden Sie doch! Was zum Teufel soll denn das alles?

Sir Patrick:

Wissen Sie, Herr, daß man in diesem Lande wegen Bigamie eingesperrt wird?

Louis:

Oh, jetzt verstehe ich. (Er lacht.) Sie glauben wohl, eine famose Entdeckung gemacht zu haben. Sehen Sie sich, Ridgeon, werfen Sie dieses Zeug auf den Fußboden — da! (Er macht Ridgeon auf dem Sofa Platz, indem er den Kram hinunterwirft. Ridgeon setzt sich unter Protest.)

Haben Sie übrigens jemals darüber nachgedacht, wie zwecklos es ist, einem Menschen Bigamie vorzuwerfen? Bigamie: das heißt, eine zweite Frau heiraten, bevor die erste tot ist. Aber das kann man ja gar nicht, weil diese zweite Ehe dann ja gar keine Ehe ist. Folglich ist Bigamie genau betrachtet ein ganz unmögliches Verbrechen.

Sir Patrick:

Glauben Sie, daß man diese Verteidigung bei Gericht gelten läßt?

Louis:

Es wird zu keiner Gerichtsverhandlung kommen, Sir Paddy: dazu kommt es niemals — wenigstens bei mir nicht. Außerdem habe ich mir meine Verantwortung für den Fall einer Anklage vollständig zurechtgelegt. Wenn Sie nur zu mir gekommen wären und mich befragt hätten, statt sich darüber Gedanken zu machen, so würde ich Ihnen die ganze Angelegenheit aufgeklärt haben. Wenn ihr moralischen Menschen euch aufs hohe Ross setzt und auf die Sclandaljagd geht, macht ihr euch unbedingt entsetzlich lächerlich, namentlich wenn das Opfer irgend ein Künstler ist.

B. B.

(aufbrausend): Ich glaube, daß es Ihnen recht schwer fallen dürfte, mein junger Freund, einen Richter und Geschworene zu überzeugen, daß ich die Gewohnheit habe, mich lächerlich zu machen.

Walpole:

Es hat keinen Zweck, uns einschüchtern zu wollen, Dubedat. Wir haben Minnies Heiratspapiere gesehen.

Louis:

Wahrhaftig. Habt ihr denn auch Jennifers Heiratspapiere gesehen?

Ridgeon

(erhebt sich, wütend): Wagen Sie es vielleicht anzudeuten, daß Frau Dubedat mit Ihnen lebt, ohne mit Ihnen verheiratet zu sein?

Louis:

Warum nicht?

B. B.

(karr): Warum nicht!

Sir Patrick

(ernst): Warum nicht!

Ridgeon

(entsetzt): Warum nicht! (Er setzt sich wieder.)

Walpole

(sich erwehrend): Warum nicht!

Louis:

Ja, warum nicht? Eine Menge Menschen leben so — genau so gute wie ihr. Warum lernt ihr nicht d e n k e n, statt blölen und bähnen wie eine Schaffherde, wenn euch irgend etwas unterkommt, woran ihr nicht gewöhnt seid. (Betrachtet sie lichernd.) Weiß Gott, ich hätte gute Lust, euch alle, wie ihr da seid, zu malen: ihr seht so erheiternd töricht aus. Besonders Sie, Ridgeon. Diesmal hab' ich's Ihnen aber gegeben!

Ridgeon:

Wieso, bitte?

Louis:

Na, Sie verehren doch Jennifer und verachten mich, nicht wahr?

Ridgeon

(barsch): Ich verabscheue Sie.

Louis:

Na also. Und trotzdem glauben Sie, Jennifer sei eine schlechte Partie, weil ich Ihnen das gesagt haben soll.

Ridgeon:

Haben Sie das denn gelogen?

Louis:

Nein: aber Sie haben einen Skandal gewittert, statt reinlich und sauber zu denken. Mit Ihresgleichen kann ich nach Gefallen spielen. Ich habe Sie nur gefragt, ob Sie Jennifers Heiratspapiere gesehen hätten, und sofort haben Sie daraus geschlossen, daß sie keine besäße. Sie sind unfähig eine Dame zu erkennen, wenn Sie einer begegnen.

W. W.:

Darf ich fragen, was das heißen soll?

Louis:

Sehen Sie, ich bin ein unmoralischer Künstler; aber wenn Sie mir gesagt hätten, Jennifer sei nicht verheiratet, dann würde ich doch soviel genügend vornehmes Empfinden und künstlerischen Instinkt besessen haben, um zu erwidern, daß sie den Ehevertrag in ihrem Antlitz und in ihrem Wesen trage. Aber i h r, ihr seid alle moralische Menschen; und Jennifer ist nur die Frau eines Künstlers, — wahrscheinlich ein Modell — und eure Moral besteht darin, andere Leute zu verdächtigen, daß sie nicht gesetzlich verheiratet

sind. Schämt ihr euch nicht? Kann mir danach noch einer von euch in die Augen schauen?

Walpole:

Es ist sehr schwer, Ihnen in die Augen zu schauen, Dubedat: Sie haben eine so erstaunliche Frechheit. Und was ist denn mit Minnie Linwell, he? Wenn Sie schon verheiratet waren, als Sie Minnie heirateten, so genügt das, und wir sind mit Ihnen fertig.

Louis:

Minnie Linwell ist ein junges Geschöpf, das in seinem armen bescheidenen Leben drei Wochen unerhörten Glücks genossen hat; das ist mehr, als die meisten Mädchen in ihrer Lage erreichen. Sie hat ihren Namen unsterblich gemacht, diese Kleine. Um die kleinen Skizzen, die ich von ihr gemacht habe, werden sich Sammler bei Auktionen raufen. In meiner Biographie wird ihr ein Blatt eingeräumt werden. Ich glaube, das ist ziemlich viel für ein Zimmermädchen in einem Seehotel. Was habt ihr denn, damit verglichen, für sie getan, meine Herren?

Ridgeon:

Wir haben sie nicht in eine Falle gelockt und dann verraten.

Louis:

Nein: dazu hätte euch der Mut gefehlt. Aber macht euch nicht wichtig. Ich habe die kleine Minnie nicht verraten. Wir haben alles, was wir hatten, ausgegeben.

Walpole:

Alles, was sie hatte; dreißig Pfund.

Louis:

Ich sagte: alles, was wir hatten — ihr Geld und meines auch. Minnies dreißig Pfund währten nicht drei Tage: ich mußte mir viermal so viel ausleihen und habe alles für sie ausgegeben. Aber ich habe es nicht bedauert; und sie hat ihre paar Pfund auch nicht bedauert, das tapfere kleine Mädchen. Als auch nicht ein Groschen mehr unser eigen war, hatten wir es satt: oder glaubt ihr wirklich, daß wir auf die Dauer zu einander gepaßt hätten? Ich, ein Künstler, und sie ganz abseits von Kunst und Literatur und verfeinertem Leben und allem übrigen Klimbim. Das ist kein Verrat, kein Mißverständnis, kein Polizeigerichtshof und keine Ehescheidungsensation gewesen, über die ihr moralischen Leute beim Frühstück mit den Lippen geschmaugt hättet. Wir sagten einander, es ist gut, das Geld ist alle: wir haben eine schöne Zeit durchlebt; und das kann uns niemand rauben: küssen wir uns, scheiden wir als gute Freunde.

Sie ging in den Dienst zurück und ich in mein Atelier und zu meiner Jennifer: und beide, nach diesen Ferientagen, besser und glücklicher als vorher.

Walpole:

Ein förmliches Idyll, bei Gott!

B. B.:

Wenn Sie wissenschaftlich gebildet wären, mein lieber Herr Dubedat, dann wüßten Sie, wie selten eine Tatsache ein Prinzip umwirft. In der medizinischen Praxis mag ein Mann sterben, wenn er theoretisch gesprochen am Leben hätte bleiben sollen. Ich habe einen Mann gekannt, der an einem Leiden gestorben ist, gegen das er theoretisch genommen immun war. Aber das kann der fundamentalen Wahrheit der Wissenschaft keinen Abbruch tun. Genau so kann die Handlungsweise eines Menschen in Sachen der Moral ganz harmlos, ja sogar wohlthuend sein, und er mag sich trotzdem in moralischer Beziehung nach den höchsten Grundsätzen wie ein Schurke benommen haben. Andererseits kann er sehr viel Schaden anrichten, wenn er in moralischer Beziehung nach den höchsten Grundsätzen handelt; aber das kann der fundamentalen Wahrheit der Moral keinen Abbruch tun.

Sir Patrick:

So wenig wie dem Gesetz, das die Bigamie bestraft.

Louis:

Ah, Bigamie, Bigamie, Bigamie! Welche Anziehungskraft für euch Moralisten doch alles hat, was mit der Polizei zusammenhängt! Ich habe euch bewiesen, daß ihr in moralischer Hinsicht ganz und gar auf dem Holzweg' seid. Nun will ich euch ebenfalls beweisen, daß ihr in gesetzlicher Hinsicht ganz und gar auf dem Holzweg' seid; und ich hoffe, ihr werdet daraus eine Lehre ziehen und das nächste Mal nicht mit so selbstbewußter Sicherheit auftreten.

Walpole:

Quatsch. Sie waren schon verheiratet, als Sie Minnie Linwell heirateten; das macht allem ein Ende.

Louis:

Wirklich? Woher wissen Sie denn, daß sie nicht auch schon verheiratet war? Warum könnt ihr eigentlich nicht denken?

B. B.:

Ridgeon:

Walpole:

Sir Patrick:

(Alle zugleich
herausplägend.)

Walpole, Ridgeon!

Das geht doch über den Spaß!

Es ist zum Rasendwerden!

Sie junger Schuft Sie!

Ridgeon:

Ich glaube Ihnen kein Wort. Sie halten uns zum besten.

Louis:

Sie waren sofort bereit, über Jennifer den Stab zu brechen. Aber euer kleines Hausmädchen ist eine Heilige, natürlich. Sie ist ja in keiner Weise künstlerisch belastet, was?

Sir Patric:

Wollen Sie damit sagen, daß Linwell schon verheiratet war oder nicht? Ja oder nein?

Louis:

Sie war mit dem Steward eines Passagierdampfers verheiratet. Eines Tages segelte er davon und ließ sie sitzen; das arme Ding glaubte, das Gesetz gestatte der Frau, sich wieder zu verheiraten, wenn sie von ihrem Mann drei Jahre lang nichts gehört habe. Da sie nun ein durchaus achtbares Mädel war und nichts von mir wissen wollte, bevor wir nicht verheiratet wären, habe ich mich dazu hergegeben, ihr zu Gefallen, um ihr die Selbstachtung zu erhalten.

Walpole:

Sie gehörten in ein psychologisches Museum, Dubedat.

Ridgeon:

Haben Sie ihr gesagt, daß Sie schon verheiratet sind?

Louis:

Das hab' ich selbstverständlich nicht getan. Begreifen Sie denn nicht, daß sie sich dann nie für meine Frau gehalten hätte? Sie scheinen die Geschichte noch immer nicht zu verstehen.

Sir Patric:

Sie haben die Arme also infolge ihrer Unkenntnis des Gesetzes der Gefahr ausgesetzt, eingesperrt zu werden!

Louis:

Nun, ich habe mich ihr zuliebe der gleichen Gefahr ausgesetzt. Ich hätte genau so gut eingesperrt werden können. Aber wenn ein Mann einer Frau zuliebe ein solches Opfer bringt, dann geht er nicht hin und tratscht mit ihr darüber. Wenigstens nicht, wenn er ein Gentleman ist.

Walpole:

Was fangen wir bloß mit diesem Gänseblümchen an? Das möchte ich wissen.

Louis:

Gehn Sie zum Teufel und tun Sie, was Ihnen beliebt. Bringen Sie Minnie ins Gefängnis. Bringen Sie mich ins Gefängnis. Töten Sie

Jennifer mit all der Schmach. Und wenn ihr soviel Unglück angerichtet habt, wie ihr könnt, dann geht in die Kirche und fühlt euch gehoben. (Er setzt sich mürrisch auf den alten Sessel, der vor der Staffelei steht, und nimmt einen Skizzenblock in die Hand, in den er hineinzuzeichnen beginnt.)

Walpole:

Er hat uns drangeliegt, Sir Paddy.

Sir Patrick

(grimmig): Das hat er.

B. B.:

Aber wir können ihn doch unmöglich das englische Strafgesetz übertreten lassen!

Sir Patrick:

Das Strafgesetz hat für anständige Menschen keinen Zweck. Bei uns befähigt es nur die Schurken, ihren Familien Geld zu erpressen. Was tun wir praktische Ärzte zeitlebens anderes als mit dem Familienanwalt dahin wirken, irgend einen Schurken dem Gefängnis zu entziehen und seine Familie vor dieser Schmach zu bewahren.

B. B.:

Aber schließlich bestraft das Gesetz ihn doch.

Sir Patrick:

Oh ja, das tut's. Das kann es ohne Zweifel. Nicht bloß ihn, sondern jeden, der mit ihm zu tun gehabt, schuldig oder unschuldig, das gilt gleich. Wir zahlen dann für seine Kost und sein Bett einige Jahre hindurch Steuer und erhalten ihn schließlich als noch gefährlicheren Schurken zurück. Das Strafgesetz bringt das Mädchen ins Gefängnis und ruiniert es und zerstört das Leben der Frau Dubedat. Sie können das Strafgesetz ein für allemal aus Ihrem Kopfe streichen: es hat nur Sinn für Loren und Wilde.

Louis:

Bitte, drehen Sie Ihr Gesicht ein klein wenig mehr nach rechts, wenn Sie nichts dagegen haben, Sir Patrick. (Sir Patrick wendet sich entrüstet um und starrt ihn an.) Oh, das ist zu viel.

Sir Patrick:

Lun Sie Ihren verrückten Bleistift fort, Mensch; und denken Sie an Ihre Lage. Sie können den Gesetzen trotzen, die Menschen gemacht haben; aber es gibt andere Gesetze, mit denen Sie rechnen müssen. Wissen Sie, daß Sie dem Tode entgegen gehen?

Louis:

Geh'n wir denn nicht alle dem Tode entgegen?

Walpole:

Wir sind aber nicht alle schon in sechs Monaten am Ziele.

Louis:

Woher wissen Sie das?

W. W.

(verliert die Geduld und beginnt erregt auf und abzugehen): Meiner Frau, ich seh's nicht länger mit an. Es ist unter allen Umständen und in jeder Gesellschaft von fragwürdigem Geschmack, den Tod zum Gesprächsthema zu machen; aber wenn das ein Arzt tut, ist es eine Feigheit. (Dubedat andonnernd.) Ich dulde das nicht, hören Sie?

Louis:

Ich habe damit nicht angefangen, sondern ihr. So geht es immer auf allen unkünstlerischen Gebieten. Wenn die Leute in ihrer Beweisführung geschlagen sind, beginnen sie einen einzuschüchtern. Ich bin noch keinem Advokaten begegnet, der mir nicht gedroht hätte, mich früher oder später ins Gefängnis zu bringen. Ich bin noch keinem Geistlichen begegnet, der mir nicht mit der Verdammnis gedroht hätte. Und ihr droht mir jetzt mit dem Tode. Bei all euerem großtuerischen Gerede habt ihr doch nur einen Trumpf in der Hand, und das ist Einschüchterung. Na, ich bin kein Feigling; folglich ist dieses Vorgehen mir gegenüber zwecklos.

W. W.

(auf ihn losgehend): Ich will Ihnen sagen, was Sie sind, Herr. Sie sind ein Schurke.

Louis:

Oh, ich habe nichts dagegen, daß Sie mich einen Schurken nennen — durchaus nicht. Es ist ja nur ein Wort — ein Wort, das Sie nicht einmal definieren können. Was ist ein Schurke?

W. W.:

Sie sind ein Schurke, Mensch.

Louis:

Ganz richtig. Was ist ein Schurke? Ich bin einer. Was bin ich? Ein Schurke. Das heißt argumentierend sich in einem Kreise drehen. Und Sie bilden sich ein, ein Mann der Wissenschaft zu sein!

W. W.:

Ich — ich — ich — ich hätte große Lust, Sie beim Kragen zu packen, Sie infamer Schuft, und Ihnen eine gesunde Tracht Prügel zu geben.

Louis:

Ich wollte, Sie täten es. Sie würden mir dann ein ansehnliches Stück Geld bezahlen, damit die Sache nicht vor Gericht kommt. (W. B. stürzt schnaubend von ihm fort und geht aufgeregt auf und ab.) Habt ihr mir in meinem eigenen Hause noch mehr Höflichkeiten zu sagen? Ich möchte sie gerne erledigt haben, ehe meine Frau zurückkommt. (Er fährt an seiner Skizze zu arbeiten fort.)

Midgeon:

Mein Entschluß ist gefaßt. Wenn das Gesetz versagt, müssen anständige Menschen sich selbst zu schützen suchen. Ich will keinen Finger rühren, um diesem Reptil das Leben zu retten.

W. B.:

Das ist das Wort, das ich gesucht habe: Reptil. (Er verschränkt seine Arme und nimmt eine entschlossene Haltung ein.)

Walpole:

Ich kann mir nicht helfen, ich kann Sie gut leiden, Dubedat. Sie sind wahrhaftig ein Musterexemplar.

Sir Patric:

Jedenfalls kennen Sie jetzt unsere Meinung.

Louis:

(seinen Bleistift geduldig niederlegend): Seht einmal. Das ist alles zwecklos. Ihr versteht mich nicht. Ihr bildet euch ein, ich sei ganz einfach ein gewöhnlicher Verbrecher.

Walpole:

Kein gewöhnlicher, Dubedat. Seien Sie gerecht gegen sich selbst.

Louis:

Ihr seid ganz und gar auf falscher Fährte. Ich bin kein Verbrecher. Alle eure Moralphredigten haben für mich keinen Wert. Ich glaube nicht an Moral. Ich bin ein Schüler Bernard Shaws.

Sir Patric:

(verwirrt): Was?

W. B.

(bewegt seine Hände, als wenn die Sache damit erledigt wäre): Das genügt, ich brauche nichts weiter zu hören.

Louis:

Ich besitze natürlich nicht die lächerliche Eitelkeit mir einzubilden, ich sei der Übermensch — ausgerechnet ich —; aber es ist immerhin ein

Ideal, dem ich nachstrebe so gut, wie jeder andere seinem Ideal nachstrebt.

B. B.

(unbuldsam): Bemühen Sie sich nicht. Ich verstehe Sie jetzt vollkommen. Sagen Sie nichts weiter, bitte. Wenn ein Mensch vorgibt, über Wissenschaft, Moral und Religion zu diskutieren, und sich dann zu der Gefolgschaft eines notorischen, öffentlich bekannten Impfsgegners bekennt, dann habe ich nichts weiter zu sagen. (Überschwenglich.) Nicht daß ich etwa im gewöhnlichen Sinne des Wortes an die Impfung mehr als Sie glaube, mein lieber Ridgeon: das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Aber es gibt Dinge, die den sozialen Rang eines Menschen bestimmen, und Impfsgegnerschaft ist so ein Ding —. (Er nimmt seinen Platz auf der Estrade wieder ein.)

Sir Patrid:

Bernard Shaw? Von dem habe ich nie etwas gehört. Ist das nicht ein Methodistenprediger?

Louis

(empört): Nein, nein. Er ist der vorgeschrittenste Mensch, der heute lebt: er ist gar nichts Bestimmtes.

Sir Patrid:

Ich versichere Ihnen, junger Mann, mein Vater hörte die Lehre der Sündenbefreiung aus John Wesleys eigenem Munde, bevor Sie oder Shaw geboren waren. Das ist ein sehr populäres Bekenntnis gewesen zur Entschuldigung dafür, daß man Sand in den Zucker und Wasser in die Milch goß. Sie sind ein gesunder Methodist, mein Junge; Sie wissen es bloß nicht.

Louis

(zum ersten Mal wirklich geärgert): Das ist eine intellektuelle Beleidigung. Ich glaube nicht, daß es so was wie Sünde gibt.

Sir Patrid:

Es gibt auch Leute, die nicht glauben, daß es so was wie Krankheit gibt. Die sind die richtigen Ratgeber für Ihr Leiden. Wir können nichts für Sie tun. (Er erhebt sich.) Ich wünsche Ihnen guten Abend.

Louis

(jammernd): Oh, bleiben Sie sitzen, Sir Patrid. Gehen Sie nicht fort. Oh bitte, bitte, nicht. Ich wollte Sie nicht verletzen, auf mein Wort. Bitte, setzen Sie sich wieder. Geben Sie mir noch eine Gelegenheit. Nur noch zwei Minuten: mehr will ich nicht.

Sir Patric

(überrascht durch dieses Zeichen von Liebenswürdigkeit und ein wenig gerührt): Nun —! (Er setzt sich.)

Louis

(dankbar): Dank, tausend Dank.

Sir Patric

(fortfahrend): Ich habe nichts dagegen, Ihnen noch zwei Minuten zu schenken. Aber wenden Sie sich nicht an mich; denn ich habe mich von der Praxis zurückgezogen und bilde mir nicht ein, Ihr Leiden heilen zu können. Ihr Leben ist in den Händen dieser Herren.

Widgeon:

Nicht in den meinen. Ich habe beide Hände voll. Ich habe weder Zeit noch verfügbare Mittel für diesen Fall.

Sir Patric:

Was sagen Sie, Walpole?

Walpole:

Oh, ich will seine Behandlung schon in die Hand nehmen: mir liegt nichts daran. Ich bin vollkommen überzeugt, daß es sich hier um gar keinen moralischen Fall handelt; sondern um einen physischen. In seinem Gehirn ist etwas nicht in Ordnung. Das heißt: wahrscheinlich handelt sich's um eine merkwürdige Erkrankung des Rückenmarks. Und das weist wieder auf eine Zirkulationsstörung hin. Kurzum, es ist mir vollkommen klar, daß er an einer vorläufig noch dunklen Art Blutvergiftung leidet, die beinahe sicher von einer Blutstauung im Wurmfortsatz herrührt. Ich werde den Wurmfortsatz entfernen.

Louis

(die Farbe wechselnd): Soll das heißen, daß Sie mich operieren wollen? Hu! Nein, ich danke.

Walpole:

Fürchten Sie nichts: Sie werden nichts spüren. Sie werden selbstverständlich anästhetisch gemacht. Die Sache wird ungemein interessant werden.

Louis:

Oh ja, wenn sie Sie interessiert, dann natürlich —! Wieviel bieten Sie mir dafür, daß ich mir das von Ihnen machen lasse?

Walpole

(sich entrüstet erhebend): Wie viel? Was soll das heißen?



Richard Riemerschmid-München:
Frühstückshalle.
Zum Essay von Ernst Schur.

Louis:

Sie glauben doch nicht, daß ich mir von Ihnen umsonst den Bauch aufschneiden lasse?

Walpole:

Würden Sie denn mein Porträt umsonst malen?

Louis:

Nein. Ich gebe Ihnen das Bild dafür, und Sie können es dann vielleicht um den doppelten Betrag verkaufen. Meinen Wurmfortsatz kann ich aber nicht mehr verkaufen, wenn Sie ihn mir herausgeschnitten haben.

Walpole

(beleidigt): Ridgeon, haben Sie schon jemals etwas derartiges gehört?

Louis:

Für fünfhundert Pfund können Sie jede Operation an mir vornehmen, die Ihnen Spaß macht; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich so etwas Ihren schönen Augen zuliebe tu!

Walpole:

Behalten Sie Ihren Wurmfortsatz, Ihre tuberkulöse Lunge und Ihr krankes Gehirn: ich bin mit Ihnen fertig. Man könnte glauben, daß ich diesem Wurschen etwas anderes als eine Gefälligkeit erweisen wollte! (Er lehrt in höchstem Zorn zu seinem Stuhl zurück.)

Sir Patrick:

Herr Dubedat, da bleibt nur ein Arzt übrig, der Ihren Fall nicht abgelehnt hat. Sie können sich nur an Sir Ralph Bloomfield Benington wenden.

Walpole:

Wenn ich Sie wäre, B. B., nicht mit Zangen würde ich ihn anfassen. Schicken Sie ihn ins Brompton Spital; dort wird man ihn zwar nicht heilen, aber Manieren lehren.

B. B.:

Ich habe nun einmal die Schwäche, nie nein sagen zu können, selbst den unwürdigsten Menschen gegenüber nicht. Außerdem halte ich eine Diskussion über den Wert des Menschenlebens, das wir gerade behandeln, unter Ärzten für unmöglich. Bedenken Sie das, Ridgeon. Lassen Sie sich's durch den Kopf gehen, Sir Paddy. Befreien Sie Ihren Sinn von Scheinheiligkeit, Walpole.

Walpole

(entrüstet): Mein Sinn ist vollkommen frei von Scheinheiligkeit.

W. B.:

Na also. Sehn Sie sich mal meine Praxis an. Ich glaube, es ist eine vornehme Praxis, eine elegante Praxis, eine Praxis unter den besten Leuten. Sie verlangen, daß ich auf die Frage eingehe, ob meine Patienten jemandem nützlich sind, sich oder anderen. Nun gut, wenn Sie das wissenschaftlich lösen wollen, dann erleben Sie eine *reductio ad absurdum*. Sie müssen da zu dem Schlusse gelangen, daß die Mehrzahl der Menschen, wie es mein Freund J. M. Barrie kurz und bündig formuliert hat, besser tot wäre. Besser tot. Es gibt Ausnahmen, zweifellos. Da gibt es zum Beispiel eine ganz bemerkenswerte sozialdemokratische Einrichtung: den Hof, der aus öffentlichen Mitteln, also vom Publikum, erhalten wird, weil das Publikum ihn braucht und gerne hat. Meine Patienten bei Hof sind Menschen, die hart arbeiten, einem also Befriedigung gewähren, zweifellos. Dann behandle ich ein paar Herzöge, deren Güter wahrscheinlich besser in Stand sind, als sie es in öffentlichen Händen wären. Was aber die meisten übrigen betrifft, wenn ich über die zu urteilen anfinge, würde das Verdikt fraglos lauten: besser tot. Sterben solche tatsächlich, dann muß ich die Familie manchmal sogar damit — durch die Blume natürlich — trösten. Die Tatsache, daß diese Leute für ärztliche Behandlung verschwenderisch viel Geld ausgeben, würde mich wahrhaftig nicht berechtigen, meine Fähigkeiten zu vergeuden, um diese Menschen — so wie sie nun einmal sind — am Leben zu erhalten. Und wenn meine Honorare hoch sind, habe ich schließlich doch auch große Auslagen. Meine eigenen Ansprüche sind gering — ein Feldbett, ein paar Zimmer, eine Brotrinde, eine Flasche Wein; und ich bin glücklich und zufrieden. Die Bedürfnisse meiner Frau sind vielleicht luxuriöser; aber sogar sie beklagt Ausgaben, die nur den einzigen Zweck haben, eine solche Lebensführung aufrecht zu erhalten, die meine Patienten nun mal von ihrem ärztlichen Berater verlangen. Der — der — der (besinnt sich plötzlich). Ich habe den Faden meiner Betrachtungen verloren. Wovon sprach ich eben, Ridgeon?

Ridgeon:

Von Dubedat.

W. B.:

Ah ja. Ganz richtig. Danke schön. Von Dubedat natürlich. Na, was ist unser Freund Dubedat? Ein lasterhafter und unwissender junger Mensch mit Zeigentalent.

Louis:

Danke sehr. Lassen Sie sich nicht stören.

B. B.:

Was sind denn nun schließlich die meisten meiner Patienten? Lasterhafte und unwissende junge Menschen ohne irgend ein Talent. Wollte ich mich erst auf ihre Verdienste besinnen, müßte ich auf drei Viertel meiner Praxis verzichten. Deshalb habe ich es mir zur Regel gemacht, nicht so zu rechnen. Wenn ich mir nun diese Regel als anständiger Mensch für die zahlenden Patienten zurechtgelegt habe: kann ich da bei einem Menschen eine Ausnahme machen, der, weit davon entfernt, einen zu bezahlen, einen vielmehr anpumpt? Nein! Nein sage ich. Herr Dubedat: Ihr moralischer Charakter ist mir gleichgültig. Ich betrachte Sie ausschließlich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Für mich sind Sie ganz einfach ein Schlachtfeld, auf dem eine räuberische Armee Tuberkelbazillen mit einer Abteilung patriotisch gesinnter weißer Blutkörperchen kämpft. Da ich Ihrer Frau versprochen habe, diese Phagocyten zu vermehren, und meine Grundsätze mir nicht gestatten, ein gegebenes Wort zu brechen, will ich sie vermehren.; Jede weitere Verantwortlichkeit lehne ich ab. (Er wirft sich erschöpft in seinen Sessel zurück.)

Sir Patric:

Herr Dubedat, jetzt, wo Sir Ralph sich so gütig Ihres Falles anzunehmen erbietet und die zwei Minuten verstrichen sind, die ich Ihnen gewährt habe, muß ich Sie bitten, mich zu entschuldigen. (Er steht auf.)

Louis:

Oh gewiß. Jetzt bin ich mit Ihnen vollkommen fertig. (Sich erhebend hält er ihm den Stizzenblock hin.) Da! Während Sie schwagten, habe ich gearbeitet. Was ist von Ihrer Moralpredigt übrig geblieben? Nichts als etwas Kohlenoxydgas, das die Zimmerluft verschlechtert hat. Was ist von meiner Arbeit übrig geblieben? Das. Sehen Sie! (Widgeon steht auf, um es sich anzusehen.)

Sir Patric

(der von der Estrade herabgekommen ist): Sie junger Laugenichts, also gezeichnet haben Sie mich?

Louis:

Natürlich. Was denn sonst?

Sir Patric

(nimmt ihm die Zeichnung aus der Hand und brummt beifällig): Das ist recht gut. Finden Sie nicht auch, Colly?

Ridgeon:

Ja. So gut, daß ich es haben möchte.

Sir Patrick:

Danke, aber ich möchte es gern selber haben. Was halten Sie davon, Walpole?

Walpole

(erhebt sich und geht hinüber, um sich das Bild anzusehen): Bei Gott, das muß ich haben!

Louis:

Ich wollte, ich könnt's mir leisten, es Ihnen anzubieten, Sir Patrick. Aber ich würde lieber fünf Guineen opfern, als mich davon trennen.

Ridgeon:

Oh, wenn's weiter nichts ist, ich will Ihnen sechs dafür geben.

Walpole:

Zehn.

Louis:

Ich glaube, Sir Patrick hat ein moralisches Anrecht darauf, da er mir gegessen ist. Darf ich es Ihnen um den Preis von zwölf Guineen zuschicken?

Sir Patrick:

Zwölf Guineen! Nicht wenn Sie der Präsident der königlichen Akademie wären, junger Mann. (Er gibt ihm die Zeichnung entschlossen zurück, wendet sich ab und nimmt seinen Hut von der Gliederpuppe.)

Louis

(zu W. W.): Wollen Sie zwölf dafür bezahlen, Sir Ralph?

W. W.

(tritt zwischen Louis und Walpole): Zwölf Guineen. Ja danke. Das will ich dafür bezahlen. (Er nimmt das Blatt und zeigt es Sir Patrick.) Nehmen Sie es von mir an, Paddy, und möge es Ihnen gegönnt sein, es noch lange zu betrachten.

Sir Patrick:

Ich danke Ihnen. (Er steckt die Zeichnung in seinen Hut.)

W. W.:

Ich brauche das nun mit Ihnen nicht sofort zu ordnen, Herr Dubedat: mein Honorar wird diesen Betrag um vieles übersteigen. (Er nimmt auch seinen Hut.)

Louis:

Das ist niederträchtig. Ich würde mich lieber erschießen lassen, als so

etwas tun, bei Gott! Ich stelle fest, daß Sie mir die Zeichnung gestohlen haben.

Sir Patrik:

So haben wir Sie also doch zum Glauben an Moral belehrt, was?

Louis:

Nah! (Zu Walpole.) Ich werde Ihnen ein anderes machen, Walpole, wenn Sie mir die zehn Pfund geben, die Sie geboten haben.

Walpole:

Einverstanden! Ich werde bei Ablieferung bezahlen.

Louis:

Ah! Wofür halten Sie mich denn? Haben Sie kein Vertrauen zu meiner Ehre?

Walpole:

Nicht das geringste.

Louis:

Na ja, Sie können natürlich nicht anders handeln, wenn das Ihre Meinung ist. Bevor Sie gehen, Sir Patrik, gestatten Sie mir Jennifer zu holen; ich weiß, daß meine Frau Sie gerne sprechen würde, wenn Sie nichts dagegen haben. (Er geht zur Tür.) Und nun, bevor sie eintritt, noch ein Wort. Ihr habt hier alle ziemlich freimütig über mich gesprochen, hier, in meinem Hause. Ich habe nichts dagegen: ich bin ein Mann und kann mich selbst schützen. Aber sobald Jennifer hereinkommt, erinnert euch gefälligst, daß sie eine Dame ist und daß man euch für Gentlemen hält. (Er geht hinaus.)

Walpole:

Na ja!!! (Er geht seinen Hut holen.)

Ridgeon:

Der Teufel hole seine Frechheit!

B. B.:

Es sollte mich gar nicht überraschen zu hören, daß er aus gutem Hause ist. Wo immer ich Würde und Selbstbeherrschung antreffe, ohne daß ein nachweisbarer Grund dazu vorliegt, lautet meine Diagnose auf: gute Familie.

Sir Patrik:

So ist nun mal die Welt. Die anständigen Menschen sind immer dazu da, sich von den Snobs die Meinung sagen und außer Fassung bringen zu lassen.

W. W.:

Ich bin nicht außer Fassung. Bei Jupiter, den Menschen möchte ich sehen, der mich außer Fassung bringen könnte. (Jennifer tritt ein.) Ah, Frau Dubedat, wie steht das Befinden?

Frau Dubedat

(ihm die Hand schüttelnd): Ich danke Ihnen allen, daß Sie gekommen sind. (Sie schüttelt Walpole die Hand). Ich danke Ihnen, Sir Patrik. (Sie schüttelt Sir Patrik die Hand.) Oh, das Leben ist wieder lebenswert, seit ich solche Männer kennen gelernt habe. Von jenem Abend in Richmond an war es mit meiner Angst vorbei. Und mein Leben ist doch gewöhnlich nichts als Angst gewesen. Wollen Sie nicht Platz nehmen und mir das Resultat der Konsultation mitteilen?

Walpole:

Ich möchte mich empfehlen, wenn Sie nichts dagegen haben, Frau Dubedat. Ich habe eine Verabredung. Bevor ich gehe, gestatten Sie mir noch zu sagen, daß ich mit meinen Kollegen hinsichtlich dieser Art der Erkrankung vollkommen eines Sinnes bin. Was die Ursache und die Heilmittel betrifft, so ist das nicht meine Sache: ich bin nur Chirurg, diese Herren aber sind praktische Ärzte und werden Sie gut beraten. Ich mag meine eigenen Ansichten über den Fall haben: ich habe sie sogar; und meine Herren Kollegen kennen sie. Wenn man mich braucht — und schließlich wird man mich brauchen — wissen die Herren, wo ich zu finden bin. Ich stehe immer zu Ihrer Verfügung. Für heute leben Sie wohl. (Er geht ab.)

Sir Patrik:

Ich möchte Sie bitten, mich zu entschuldigen, Frau Dubedat.

Ridgeon

(ängstlich): Sie gehen?

Sir Patrik:

Ja, ich kann hier nicht von Nutzen sein; muß nach Hause. Wie Sie wissen, gnädige Frau, praktiziere ich nicht mehr, kann also in diesem Fall keine Verantwortung übernehmen. Die Sache bleibt zwischen Sir Colenso Ridgeon und Sir Ralph Bloomfield Benington. Die Herren kennen meine Ansicht. Guten Abend, gnädige Frau. (Er verbeugt sich und geht zur Tür.)

Frau Dubedat

(ihn zurückhaltend): Das ist doch kein schlimmes Zeichen? Es geht Louis doch nicht schlechter, wie? nein?

Sir Patric:

Nein: es geht ihm nicht schlechter. Genau so wie in Richmond.

Frau Dubedat:

Oh, ich danke Ihnen: Sie haben mich so erschreckt. Entschuldigen Sie.

Sir Patric:

Oh, nicht der Rede wert, gnädige Frau. (Er geht hinaus.)

B. B.:

Frau Dubedat, wenn mir der Patient anvertraut werden soll —

Frau Dubedat:

(erschrocken, mit einem Blick auf Ridgeon): Ihnen! Aber ich dachte doch, daß Sir Colenso —

B. B.:

Meine liebe gnädige Frau, Ihr Gatte soll mich bekommen.

Frau Dubedat:

Aber —

B. B.:

Kein Wort mehr: es ist mir Ihre Wege ein Vergnügen. Sir Colenso ist im bakteriologischen Laboratorium an seinem Platz. Ich bin es am Krankenbett. Ihr Gatte soll genau so wie ein Mitglied der königlichen Familie behandelt werden. (Frau Dubedat fühlt sich unbehaglich und will wieder protestieren). Bitte, nichts von Dank: es würde mich in Verlegenheit bringen, glauben Sie mir. Darf ich fragen, ob Sie an diese Räume gebunden sind? Müssen Sie hier bleiben? Das Automobil hat selbstverständlich jede Entfernung überwunden, aber ich muß gestehen, es wäre zweckdienlicher, wenn Sie mir ein wenig näher gerückt würden.

Frau Dubedat:

Sie sehen, Atelier und Wohnung sind abgesonderte Räume, die zusammen gehören. Ich habe in den gewöhnlichen Wohnungen so viel gelitten. Die Diensthoten sind so entsetzlich unehrlich.

B. B.:

Ah! Ja!? Wirklich? Wirklich? Mein Gott...

Frau Dubedat:

Ich war nie daran gewöhnt, meine Sachen abzuschließen, und vermißte so viele kleine Summen. Zuletzt geschah etwas Schreckliches. Eine Fünfpfundnote fehlte mir. Der Verdacht lenkte sich auf das Hausmädchen; und sie hatte die Stirn zu behaupten, daß Louis sie ihr gegeben hätte. Und er wollte nicht, daß ich etwas gegen sie unternähme: er ist so zartfühlend, daß ihn diese Dinge verrückt machen.

B. B.:

Ah — hm — ha — ja — das genügt, naja, dann sollen Sie nicht umziehen, Frau Dubedat. Wenn der Berg nicht zu Mahomet kommt, muß Mahomet zum Berge kommen. Nun muß ich aber gehen. Ich werde Ihnen schreiben und eine Stunde bestimmen. Wir werden am — am — wahrscheinlich am nächsten Dienstag mit der Anregung der Phagocyten beginnen, aber Sie sollen noch von mir hören. Verlassen Sie sich auf mich, und machen Sie sich gar keine Sorge. Essen Sie regelmäßig, schlafen Sie gut, bleiben Sie frohen Mutes; erhalten Sie uns die Heiterkeit des Patienten und hoffen Sie das Beste. Es gibt kein besseres Mittel als eine reizende Frau, die beste Medizin ist Frohsinn, und das allerbeste Mittel ist die Wissenschaft! Leben Sie wohl, leben Sie wohl, leben Sie wohl. (Nachdem er ihr die Hand geschüttelt hat — sie ist zu überwältigt, um zu sprechen — geht er hinaus, auf dem Wege hält er inne und spricht zu Ridgeon): Bitte, schicken Sie mir Dienstag früh eine Tube starkes Antitorin, einerlei was für eines. Vergessen Sie nicht. Leben Sie wohl, Colly. (Er geht hinaus.)

Ridgeon:

Sie sehen wieder ganz entmutigt aus. (Sie ist beinahe in Tränen.) Was ist denn geschehen? Sind Sie enttäuscht?

Frau Dubedat:

Ich weiß, ich sollte sehr dankbar sein. Glauben Sie mir, ich bin sehr dankbar. Aber — aber —

Ridgeon:

Nun?

Frau Dubedat:

Ich hatte mein Herz schon an den Gedanken gehängt, daß Sie Louis behandeln würden.

Ridgeon:

Na, Sir Ralph Bloomfield Benington —

Frau Dubedat:

Ja, ich weiß, ich weiß. Es ist ein großer Vorzug, seine Behandlung zu genießen. Aber ach, ich wünschte, sie läge in Ihren Händen. Ich weiß, es ist gewiß unvernünftig: ich kann das nicht erklären, aber ich hatte ein so starkes Gefühl, daß Sie ihn kurieren würden. Bei Sir Ralph empfinde ich nicht so. Sie haben's mir doch versprochen. Warum haben Sie Louis aufgegeben?

Ridgeon:

Das hab' ich Ihnen doch erklärt. Ich kann mit dem besten Willen keinen Fall mehr aufnehmen.

Frau Dubedat:

Aber in Richmond?

Ridgeon:

In Richmond glaubte ich, ich könnte noch für einen Fall Platz schaffen. Aber diesen Platz hat mein alter Freund, Doktor Blenkinsop, in Anspruch genommen. Seine Lunge ist angegriffen.

Frau Dubedat:

Meinen Sie jenen ältlichen Mann — diesen ein bißchen albernen —

Ridgeon

(streng): Ich meine den Herrn, der mit uns gespeist hat — ein ausgezeichnete und ehrenhafter Mann, dessen Leben so viel wert ist, wie das irgend eines andern. Ich hab's nun so gemacht: ich übernehme seinen Fall und Sir Ralph Bloomfield Benington übernimmt Dubedat.

Frau Dubedat

(sich zu ihm wendend): Oh, ich erkenne den Zusammenhang. Neid ist es, Gemeinheit, Grausamkeit. Und ich dachte, Sie wären darüber erhaben.

Ridgeon:

Was meinen Sie?

Frau Dubedat:

Oh glauben Sie, daß ich das nicht weiß, denken Sie, daß dergleichen noch nie passiert ist? Warum wendet sich jetzt jeder von ihm ab? Können ihr denn nicht verzeihen, daß er euch überlegen ist — daß er klüger ist — daß er tapferer ist — daß er ein großer Künstler ist?

Ridgeon:

Ja, ich kann ihm das verzeihen.

Frau Dubedat:

Haben Sie sonst irgend etwas gegen ihn einzuwenden? Ich habe jeden herausgefordert, der sich von ihm abgewendet hat — herausgefordert, Aug' in Aug', mir eine Schlechtigkeit nachzuweisen, die er begangen, oder nur einen unehrenhaften Gedanken mitzuteilen, den er ausgesprochen hat. Seine Feinde mußten immer zugeben, daß sie mir nichts von alledem zu nennen wußten. Jetzt fordere ich Sie heraus. Wessen beschuldigen Sie ihn?

Ridgeon:

Ich bin wie alle übrigen. Aug' in Aug' kann ich nicht das Geringste gegen ihn vorbringen.

Frau Dubedat:

Aber Ihr Benehmen ist verändert. Und Sie haben Ihr gegebenes Wort, für ihn Platz zu schaffen, gebrochen.

Ridgeon:

Ich glaube, Sie sind ein wenig unvernünftig. Der allerbeste medizinische Ratgeber Londons steht Ihnen zur Seite, und eine der Leuchten unseres Berufes hat den Fall Ihres Gatten in die Hand genommen. Das —

Frau Dubedat:

Oh, es ist so grausam, mir gegenüber auf diesem Standpunkt zu verharren. Es scheint ganz richtig und setzt mich dabei ins Unrecht. Ich glaube nur an Sie und nicht an die anderen. Wir haben schon so viele Ärzte gehabt: allmählich weiß ich, wie es klingt, wenn sie nur sprechen und nicht helfen können. Mit Ihnen ist das anders. Ich fühle, daß Sie sein Leiden verstehen. Sie müssen mich anhören, Doktor. (Mit plötzlicher Besorgnis): Habe ich Sie vielleicht beleidigt, weil ich Sie Herr Doktor nenne, statt Sie mit Ihrem vollen Titel anzusprechen?

Ridgeon:

Unfinn. Ich bin Doktor. Aber Sie dürfen Walpole nicht so nennen. (Er setzt sich aufs Sofa.)

Frau Dubedat:

An Walpole ist mir nichts gelegen: Sie sind es, der mir freundschaftlich gesinnt bleiben muß. (Setzt sich auf den Atelierstuhl.) Ich kenne Louis, wie ihn niemand sonst auf Erden kennt oder jemals kennen wird. Ich bin seine Frau. Ich weiß, er hat kleine Fehler. Ungeduldigkeiten, Empfindlichkeiten, Selbstsuchtigkeiten, die ihn so trivial dünken, daß er sie gar nicht bemerkt. Ich weiß, daß er in Geldangelegenheiten die Menschen manchmal verletzt, weil er darüber so erhaben ist, daß er die Wichtigkeit, die gewöhnliche Menschen im Gelde sehen, gar nicht versteht. Sagen Sie mir: hat er — sich auf irgend eine Weise Geld von Ihnen ausgeliehen?

Ridgeon:

Ja, er hat mich um eine Kleinigkeit gebeten.

Frau Dubedat

(hat wieder die Augen voll Tränen): Oh, wie ich das beklage. Aber er wird es nie wieder tun: ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Er hat es mir

feierlich versprochen — hier in diesem Zimmer, gerade ehe Sie kamen — und er ist unfähig, sein Wort zu brechen. Das war seine einzige wirkliche Schwäche; aber jetzt ist sie besiegt und für immer abgetan.

Ridgeon:

Ist das wirklich seine einzige Schwäche?

Frau Dubedat:

Er ist vielleicht auch manchmal schwach gegen Frauen, weil sie ihn so anbeten und ihm immer Fällten stellen. Und natürlich, wenn sie sehen, daß er nicht an Moral glaubt, so meinen die gewöhnlichen frommen Menschen, daß er deshalb böse sein müsse. Aber Sie können das doch verstehen, nicht wahr? wie das alles sehr viel dazu beitragen muß, ihn in schlechten Ruf zu bringen, und so lange herum erzählt wird, bis sogar gute Freunde gegen ihn aufgebracht werden.

Ridgeon:

Ja, das verstehe ich.

Frau Dubedat:

Oh, wenn Sie nur seine anderen Eigenschaften kennen würden, wie ich sie kenne! Wissen Sie, Doktor, daß ich mich töten würde, wenn sich Louis durch eine wirklich schlechte Handlungsweise um seine Ehre brächte?

Ridgeon:

Aber ich bitte Sie, regen Sie sich doch nicht auf!

Frau Dubedat:

Ja, das würde ich. Ihr könnt das natürlich nicht begreifen, ihr Leute aus dem Osten.

Ridgeon:

Sie haben wohl in Cornwall nicht viel von der Welt gesehen?

Frau Dubedat

(naiv): Oh ja, ich habe jeden Tag sehr viel von der Schönheit der Welt gesehen — mehr, als man hier in London jemals sehen kann. Aber ich hab' nur sehr wenig Menschen gekannt, wenn Sie das unter „Welt“ verstehen. Ich war das einzige Kind meiner Eltern.

Ridgeon:

Das erklärt manches.

Frau Dubedat:

Ich hab' sehr viel geträumt, aber schließlich laufen alle Träume auf einen hinaus.

Ridgeon

(mit einem halben Seufzer): Ja, zu dem einen gewöhnlichen Traum.

Frau Dubedat

(überrascht): Ist er gewöhnlich?

Ridgeon:

Ich glaube. Sie haben mir ja noch nicht gesagt, worin er bestand.

Frau Dubedat:

Ich wollte kein zweckloses Leben führen. Selbst vollbringen konnte ich nichts, aber ich besaß etwas Vermögen und konnte damit helfen. Ich besaß auch etwas Schönheit: halten Sie mich nicht für eitel, weil ich das weiß. Ich wußte, daß die Genies zu Beginn ihrer Laufbahn immer einen entsetzlichen Kampf mit Armut und Elend zu bestehen haben. Mein Traum war es, einmal ein Genie vor Not zu bewahren und etwas Reiz und Glanz in sein Leben zu tragen. Ich flehte den Himmel an, mir ein solches Wesen zu schicken. Ich glaube ganz bestimmt, daß Louis mir als Antwort auf mein Gebet gesandt worden ist. Er glich den anderen Männern, denen ich begegnet war, so wenig wie die Ufer der Themse unserer Küste in Cornwall. Er sah daselbe, was ich sah, und malte es für mich. Er verstand alles. Er ist wie ein Kind zu mir gekommen: denken Sie nur, Doktor, er hat sogar nie daran gedacht, mich zu heiraten: er hat niemals an das gedacht, woran andere Männer denken. Ich selbst mußte um ihn anhalten. Da sagte er, er hätte kein Geld. Da erwiderte ich, ich hätte welches. Oh, ja dann! sagte er, genau wie ein Knabe. Er ist noch immer so, ganz unverdorben. In seinem Denken ein Mann, in seinem Träumen ein großer Dichter und Künstler; und in seinem Wesen ein Kind. Ich habe mich ihm mit allem, was ich hatte, hingegeben, damit er im vollen Sonnenschein zu seiner vollen Höhe emporkommen könne. Wenn ich den Glauben an ihn verlore, dann würde mein eigenes Leben Schiffbruch leiden. Ich würde nach Cornwall zurückkehren und sterben. Ich könnte Ihnen den Felsen zeigen, von dem ich mich ins Meer stürzen würde. Ich kann nicht einmal den Gedanken, daß er krank ist, ertragen. Sie müssen ihn heilen, Sie müssen ihn mir wieder vollständig gesund machen. Ich weiß, daß Sie es können und daß es außer Ihnen niemand kann. Ich flehe Sie an, schlagen Sie mir diese Bitte nicht ab. Übernehmen Sie Louis' Behandlung, und Sir Ralph kann Blenkinsop heilen.

Ridgeon:

Glauben Sie denn wirklich in solchem Maß an meine Macht und an mein Wissen, Frau Dubedat?

Frau Dubedat:

Unbedingt. Ich schenke mein Vertrauen nicht halb.

Ridgeon:

Das weiß ich. Wohlan, ich werde Sie auf die Probe stellen — auf eine harte. Wollen Sie mir glauben, daß ich das alles verstehe, was Sie mir eben gesagt haben: daß ich keinen sehnlicheren Wunsch habe als Ihnen in treuester Freundschaft zu dienen und daß Ihr Held Ihnen um jeden Preis erhalten bleiben muß?

Frau Dubedat:

Oh, verzeihen Sie mir! Verzeihen Sie mir, was ich Ungütiges gesagt habe. Sie werden ihn mir erhalten.

Ridgeon:

Auf alle Fälle. (Sie läßt seine Hand. Er steht rasch auf.) Nein: Sie haben den Schluß noch nicht gehört. (Sie erhebt sich.) Sie müssen mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die einzige Möglichkeit, Ihnen Ihren Helden zu erhalten, darin besteht, daß Louis Sir Ralph anvertraut wird — und nicht mir.

Frau Dubedat

(entschlossen): Sie sagen es: dann zweifle ich nicht länger; ich glaube Ihnen. Danke!

Ridgeon:

Leben Sie wohl. (Sie ergreift seine Hand.) Ich hoffe, daß unsere Freundschaft von Dauer sein wird.

Frau Dubedat:

Das wird sie. Meine Freundschaft wird nur mit dem Tode enden.

Ridgeon:

Der Tod macht allem ein Ende, nicht wahr? Leben Sie wohl. (Mit einem Seufzer und einem mitleidigen Blick auf sie, den sie nicht versteht, geht er hinaus.)

Vorhang.

Schluss in der Dezember-Nummer.

Hedwig Dohm: Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart).

Eine ganze Kategorie von Dichtern lassen sich als Proteusnaturen bezeichnen. Von einem Roman, von einem Drama zum andern wechseln sie zwischen Impressionismus, Realismus, Symbolismus, Lyrisismus usw.

Vieleslei Motive können den Wandlungen zugrunde liegen.

Entweder ist's ein geistiger Wandertrieb. Bagabundennaturen widerstrebt die Sesshaftigkeit.

Oder, es drängt sie eine ungewöhnliche Vielseitigkeit der Begabung, alle Saiten ihres Wesens zum Klingen zu bringen.

Die Wandlungen dürften sich aber auch als natürliche — durch äußere und innere Schicksale bedingte Entwicklungsphasen der Persönlichkeit erweisen.

Ferner: sie können dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht entspringen. Der Ruhmsüchtige ist auf der Jagd nach Erfolg. Ist es ihm als Impressionist nicht gelungen, so versucht er es als Neuromantiker. Schlägt er auch da keinen Rekord, so wirft er sich auf die Psychologie oder die Heimatkunst.

Er glaubt sich im Stoff oder in der Form vergriffen zu haben, wenn er das Publikum nicht kaptiviert.

Vielleicht auch fehlt es dem proteischen Dichter an einem festen Kern, einer tieferen Wurzelung, aus der allmählich, mit innerer Notwendigkeit, Blatt für Blatt, Blüte für Blüte sich entfaltet. Ausstrahlungen alle desselben Kerns.

Zu solchen Proteusnaturen gehört unter anderen Hauptmann. Bei ihm steht der Grund der allmählichen und natürlichen Entwicklung seiner geistigen Persönlichkeit im Vordergrund.

Ein Proteus in der Literatur ist Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart).

Hedwig Dohm feiert in geistiger Helle ihren 75. Geburtstag. Sie ist eine markante Gestalt in unserm Schrifttum, als Frau wie als Dichterin. Wir freuen uns, gerade in diesem Heft einen Beitrag von der greisen Dichterin über Hans von Kahlenberg bringen zu können, weil diese Arbeit wohl den treffendsten Jubiläumsartikel bedeutet: wie die 75jährige Hedwig Dohm eine jungnervige, bizarr-moderne Erscheinung unseres Literaturlebens würdigt.

A. Halbert.

Von all den angeführten Wandlungsmotiven findet sich etwas in ihrer überreichen Produktivität. Vorwiegend aber ist es wohl die Vielseitigkeit ihrer Begabung, die sie anreizt ihre Fühlfäden nach allen Windrichtungen hin auszustrecken.

Hans von Kahlenberg ist ein schillerndes, genialisches Talent. Eher ein französisches — das heißt ein pariserisches — als ein deutsches. Will sie uns einmal echt deutsch kommen, wie in dem Roman „Der Alte“, so wird sie konventionell, brav, sehr nett. Auch für junge Mädchen lesbar.

Auf allen möglichen Gebieten, in allen geistigen Provinzen tummelt sie sich fröhlich oder feurig, mit flinker Behendigkeit, mit virtuoser Sicherheit.

Ihre Bücher wirken schnell, stark, nicht nachhaltig. Sie ist keine Inzierte in den Tempelhallen der Dichtkunst.

Ihre Romane sind nicht künstlerisch fein genug zifeliert, um l'art pour l'art zu sein. Für das große Publikum sind sie zu geistreich, zu erklusiv, zu skeptisch, raffiniert; sie reden zu sehr die Sprache bestimmter Kreise.

Für wen schreibt sie eigentlich? Ich meine für internationale Weltleute beiderlei Geschlechts. Für die Salons der oberen Zehntausend und für etliche andere auch, die der schneidenden Wahrheit ihrer Gesellschaftsbilder Verständnis entgegenbringen. Feinen und bequemen Genießern eine willkommene Kost. Den Idealisten ein Dorn im Auge. Reizvoll, pikant in ihrer literarischen Persönlichkeit ist das Gemisch von malitösem Esprit, Unverfrorenheit, Raffinement und draufgängerischem Pathos.

Eine Feuerseele? Nein. Eine Phantasie von Feuer. Ein eminentes Temperament der Zunge, der Rede, des Blutes.

Sie ist spähend, lauernd, listig, berechnend, sehr klug. Von robuster Kraft. Scharfäugig, feinhörig. Boshaft, grausam, sprühend. Kalt bis zum Eisigen. Eis und Feuer berühren sich.

Sie ist auch zierlich, wißig, durchschlüpfend. Toilettenkünstlerin. Ihre Lieblingsblume dürfte die rote Zentifolie sein. Doch parfümiert sie die Rose noch.

Ie nachdem ist sie Tigerkätz, Schlange, Gazelle.

Räpe? Nein. Nichts Leises, Geschmeidiges, Krauendes hat sie. Lieber beißt sie, zerreißt sie. Jungleopardenart.

Ein wildes Potpourri sind ihre Schriften.

Auf der einen Seite eine erschreckend nüchterne, scharfe Welt- und Menschenkenntnis, ein stupendes Wissen aller Banalitäten des Lebens, der vulgären Denkungsart der Subalternen. Auf der anderen Seite Temperamentsgluten, die mitunter etwas schweflig angehaucht sind. Fast satanische Schule.

Dithyramben, Raketenprühen, dunkle Nocturnos, Farbensymphonien wechseln mit loddrigen Frivolitäten in einem Berliner Leutnants- oder Journalistenjargon.

Nie aber verlangt ihr nach der blauen Blume der Romantik. Das Dämmernde, Leise, Diskrete, Verschleierte, Duft und Ahnung fehlen ihr. Kein Harfenton. Walkürenrufe. Grandiose Gebärden. Prunk der Schilderung. Purpurne Worte.

Eine habgierig, maßlose Seele. Nietsches Wort: „Wenn es einen Gott gäbe, wie hielte ich es aus kein Gott zu sein,“ ist ihr aus der Seele gesprochen. Wie hielte sie es aus kein Ibsen, kein Maupassant, kein Hauptmann, kein Maeterlinck, kein Fontane usw. zu sein. Wie hielte sie es aus keine Renate Fuchs, keine Effi Briest, keine Monna Vanna, keine Frau vom Meer zu schreiben. Und sie begibt sich auf alle diese Abenteuer, und — sie hat Erfolg.

Das Geheimnis der Mache ist ihr offenbar geworden.

Die Bildhauerin Lotte in den „Sembriktis“ fragt sich — als sie die großen plastischen Werke des großen Bildhauers Arnold bewundert — „Wo ist die Technik — das Gerippe — wie hat er das gemacht? Was ist der Kniff?“ Ist das vielleicht ihre Art zu schaffen?

Eine große Könnerin. Alles kann sie. Sie hat es sogar fertig gebracht ein langweiliges Buch zu schreiben: „Ulrike Duys“.

Sie hüpfet, tanzt, vollbringt Dauerläufe, schreitet monumental, taumelt dionysisch.

Sie hat einen großen Stil, einen kleinen Stil, einen biblisch-zarathustraschen Stil. Gar keinen Stil.

Aus allen möglichen Gebieten wählt sie ihre Stoffe.

„Der Fremde“ ist ein symbolischer Roman. Testamentarisches Pathos. Christusvisionen. Aneinandergereihte allegorisierende Bilder und Szenen. Kühne Gedankenläufe und willkürlich Zusammengegrafftes. Weihevoll Deschwingtes.

„Prinzeß Kolibri“ ein franzöfisiertes, verhaltenes, gezähmtes, gestittigtes Dekameron. Wisige Phantastik.



Jahrgang
1908

Kinderkopf
Zert von Gustav Falke.

„Eva Sehring“ liebäugelt mit Guy de Maupassant. „Der Alte“ ist fontanescher Prägung.

Den „letzten Mann“ dichtete die blutgeborene Muse eines Tollhauses. Meronische Phantasien. Vulkane, die brennendes Blut über die Erde speien. Die ganze Welt nimmt ein Blutbad. Mit heulenden Schreien braust eine wilde Jagd an uns vorüber. Ein Ballspielen mit abgeschlagenen Köpfen. Schaurige Wollust der Grausamkeit. Mors Imperator thront über Leichenkatafomben. Um sein Haupt kreisen die Nasgeier.

Ein junges Mädchen schrieb diese Blutorgie.

Im „letzten Mann“ und in dem „Fremden“ funkt und glüht ein extatischer Impressionismus. Schilderungen à la Wassermann, nur daß der Dichterin die grandiose Feierlichkeit, die Königsgebärde, die Wassermann z. B. in seinem Alexander entfaltet, nicht zu Gebote stehen.

Hans Kahlenbergs persönlichstes Wesen spiegelt sich wohl am treuesten in dem Roman „Die Sembrißkis“ wieder.

Stark, glühend, stahlhart finde ich dieses Buch.

Das Milieu einer armen abligen Offiziersfamilie, ihre einzelnen Typen, der Kontrast zwischen den geringen Mitteln der Leute und ihrem Ehrgeiz — *coûte que coûte* — emporzukommen, gewinnen in den Ausführungen der Dichterin intensives Leben; wenigstens solange sie in den niederen oder mittleren geistigen Regionen der Gesellschaft bleibt. Will sie aber in tiefe Tiefen oder in hohe Höhen, so schweift sie leicht ins Schrankenlose, phantastisch Willkürliche ab, verliert den Boden psychischer Wahrscheinlichkeit. So bei der Charakterisierung der Heldin Lotte, die in ihrer Kompliziertheit von Rassenflugheit, Perfidie und mänadenhafter Brunst, von Kälte und Glut — halb Penthesilea, halb Messalina — nicht besonders glaubwürdig erscheint.

Diese Lotte kann nie genug kriegen. Die Dichterin auch nicht.

Ein köstlicher Typus der Familie ist eine Geheimrätin, die neben tugendhafter Korrektheit eine vorteilhafte Weltlichkeit pflegt. „Die Geheimrätin war wütend über Sus (Schwester der Lotte) zu dekolletiertes Kleid, billigte aber die Pariser Toilette einer vornehmen Engländerin, die überhaupt erst eine Handbreit über der Taille anfang. Sie wußte auch tiefe Ausschnitte zu schätzen, wenn es im Dienst der „Familie unumgänglich war“.

Hans Kahlenberg ist — so unglaublich es klingt — Antifeministin.

„Die neue Frau,“ sagt sie unter andern in den „Sembrißkis“,

„wird die Diagonale sein von Messalina und der Doktorin der Mathematik, die siegen wird und die schrecklich sein wird.“

Das hindert sie nicht an Reflexionen, die nach der sogenannten „neuen Ethik“ hinüberschielen.

So, wenn Lotte über ihre leichtsinnige Schwester Su meditiert: „Und wenn sie leichtsinnig war! wer sagt denn, daß das nicht das Natürliche ist, das Ehrliche, Gesunde, und das andere die Lüge, die Tyrannei und Quälerei? . . . Wer ist treu? Welche anständige Frau? . . . Was ist Pflichttreue als Kasteiung, sich ausleben anderes als Natur. . . . Die anständige Frau ist, die will und nicht wagt. Die andere wagt und ist unanständig . . . Die war heilig und die andere menschlich. Und Heilige gibt's nicht, aber Menschen gibt's. Menschen soll's geben. Und zum Leben sind wir geboren.“

Eine andere Reflexion: „Verlorene Söhne reizen immer . . . Es sind immer nur schlechte Männer, für die gute Frauen mit blutenden Füßen durch Schneefelder wandern, schlecht werden, verraten, morden.“

In den „Sembriktis“ versteht Hans Kahlenberg auch warme Gemütskühle anzuschlagen. Die letzten Briefe der leichtsinnigen Su (sie gerbricht an einer Vernunfttheirat) sind so einfach rührend, zum Küssen lieb, zum Weinen traurig.

„Der Weg des Lebens“ bezeichnet eine der neuesten Wandlungen der Dichterin.

Ein Buch von übermütigem Reichtum. Sie streut ihn verschwenderisch aus. Mit aller modernen Kultur und ihren Trägern hat die junge, ehrgeizige und grazile Weltdame Fühlung.

Alein im „Weg des Lebens“ zwingt sie ihre Natur, die links möchte, rechts zu gehen. Sie büßt dabei an Originalität ein. Zuviel Gewolltes, Massenhaftes, Unaufhörliches, Langatmiges, zu viel beredames Feuilleton enthält der Roman.

Von überall her langt sie sich Menschen, um eine Unterhaltung über dies und das zu führen; einen Regierungsrat, der sich über verschiedene Verwaltungszweige ausläßt, Reichstagsmitglieder, — konservative, liberale, sozialistische — die sich über Politik verbreiten müssen.

Sie interviewt alle Welt. Eine lüsterne Interviewerin, eine Interviewerin par excellence. Interviewerin aus Wissensdrang und aus literarisch praktischem Drängen.

Es gibt nichts, worüber ihre Rede nicht geht. Literatur, Kunst, Politik, Duell, Judentum, Heimarbeit, Industrie, Krankenpflege usw.

Alles muß herbei, um den Ernst ihres Schaffens zu illustrieren. Und sie hat ihn, diesen Ernst, den schönen Willen dazu, den Willen zur Vertiefung. Zu einem Hinüberwollen aus der kleinen Welt in die große Welt.

Das Resultat entspricht nicht ganz ihren Intentionen.

Der Werdegang einer reichbegabten Frau, die durch seelische Irrungen und Wirrungen hindurch sich zur Klarheit emporringt, soll veranschaulicht werden. Wird nicht veranschaulicht.

Ihre Heldin, die Gräfin Helene, versteht sie mit so viel Eigenschaften, wie es eigentlich gar nicht gibt, so daß man schließlich den Wald vor Bäumen nicht sieht, ihre Individualität sich in einem Dickschicht von Eigenschaften verliert.

Es gibt nichts, was Gräfin Helene nicht ist. Sie ist edel, rein, hochgeartet. Sie kann aber auch frivol sein, empfindet einen ungesunden perversen Triumph, als sie Unrechtes tut. Gleich darauf aber hat sie viel davon geträumt, ganz stark zu werden und ganz rein zu bleiben. (Hans Kahlenberg kann nie genug kriegen.)

Und so tragen auch alle ihre Handlungen den Stempel der Willkür.

Warum sie — um frei zu werden — in eine ziemlich untergeordnete Pension flüchtet — will sagen, aus einer besseren Gesellschaft in eine schlechtere — warum sie en passant Krankenpflegerin wird, warum sie in äußerem Elend in einer Mansarde wohnen muß, erhellt nicht. Die Autorin zwingt sie in diese Abenteuerlichkeiten hinein. Von selbst wäre sie nicht darauf gekommen.

Nicht jeder Welt- und Menschenkenner ist ein subtiler Psychologe. Hans Kahlenberg zeichnet mit unvergleichlicher Treffsicherheit die Silhouetten ihrer Figuren. Bei den feineren Bindungen und Verschlingungen der Psyche versagt sie. Ins Intimste der Menschenseele dringt sie nicht.

Der Mangel psychologischen Tiefblicks ist bei der Charakteristik der Gräfin augenfällig.

Der interessante Dichter verläßt sie kaltsinnig nach 14 tägigem Liebesglück, ihre beiden Kinder sterben. Ihr Gatte erschießt den Dichter. Die Wirkungen dieser tragischen Schicksale auf ihre Seele werden kaum flüchtig gestreift.

Dagegen sind die Episodenfiguren des Romans Kabinettstücke der Charakterisierung. Das Ehepaar Thaler, der Dichter Vernon Nachs,

Mia Glotter usw. sind entzückend boshaft mit funkelndem, dolchspitzem Witz ausgestattet.

Hans Kahlenbergs letztes Buch „Der liebe Gott“ gehört nicht zu den bedeutenden Schöpfungen der Dichterin.

Die inneren und äußeren Erlebnisse des Kindes Martina, die sich von ihrem 10.—15. Jahr in einem Klosterstift — zugleich eine Erziehungsanstalt — abspielen, bilden den Inhalt des Buches.

Kindheits Schilderungen eigenartiger Persönlichkeiten sind fast ausnahmslos interessant. Die vorliegenden sind es nun um so mehr, als sich in dem Kinde schon fast alle Züge vorfinden, — von der ausgelassenen Durchtriebenheit bis zum gruseligen Pathos —, die die spätere Schriftstellerin charakterisieren.

Ein problematisches Kind ist Martina, die den Teufel liebt und sich ihm verschreiben will, die sich in blutigen Jamben austobt und sich mit einer Gefährtin wild knabenhaft feilt. Mit ihrer Intimen — wegen ihrer zwitschernden Lustigkeit „der Spaß“ genannt, — hecht sie tollköpfige Streiche aus. Und doch ist das Kind schon skeptisch, schnüfflerisch, nörgelt an dem lieben Gott herum und himmelt wie ein delirierender Dichter, oder wie ein Aëra, der stirbt, wenn er liebt, die schöne italienische Lehrerin an.

Als ein Beitrag zur Erziehungsfrage hat das kleine Werk Kulturwert. Man meint, indem man diese Aufzeichnungen liest, es handle sich um eine Erziehungsanstalt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Aber nein. Die Autorin ist noch jung. Vor ungefähr 18 Jahren trug sich Martinas Erziehung in dem abligen Stift zu, Martinas, oder Helene von Monbarts. Eine Konfession im eigentlichsten Sinne ist „der liebe Gott“, ein Stück Autobiographie. Jede Zeile trägt das Gepräge der Echtheit.

Ich bin überzeugt, daß die Verfasserin nicht einen Augenblick daran gedacht hat, einen Erziehungsroman schreiben zu wollen, etwa ein Buch à la Freund Hein — Unter dem Rad — Peter Samenzind.

Und doch ist die Wirkung gleich der einer Streitschrift gegen die Mädchenerziehung, einer Erziehung, die zum Zorn aufreizt, oder zu tiefem Mitleid mit den verkannten unterdrückten jungen Seelen bewegt.

In dem Gemisch von pietistischer Frommheit, Hochmut, Härte, Dummheit, Verständnislosigkeit werden etliche von den Kindern zu Heuchlerinnen, oder Liebedienerinnen, anderen wird die ganze Religion verleidet.

Alles Schein, Konvention, Drill. Eine Moral von größter Struktur, Abstrafungen bis zu Ohrfeigen, eine Prüderie, die den Kindern verbietet sich beim Waschen gegenseitig anzusehen, und die doch das lüsterne Fasten der Halbwüchsigen nach den Sexualgeheimnissen nicht hindern kann.

Dem Kind Martina ist Tolstois Kreuzersonate in die Hände gefallen. „Ein verlogenes unanständiges Buch,“ sagt eine der Stiftsdamen. Martina findet es nicht unanständig. „Weil du selbst verdorben und gemein bist,“ ist die Antwort der grundgütigen frommen Dame.

Mechanisch hohl ist die Unterrichtsmethode, die eher auf eine Abtötung keimenden geistigen Lebens als auf eine Befruchtung der Kinderintelligenzen hinwirkt.

Kein Hauch wahrer Religiosität berührt die Kinderherzen. Erklärlich. Wortfrömmigkeit tut's nicht.

Die Kinder wollen die Frömmigkeit sehen, sie fühlen als Liebe, Milde.

Ein — (darf ich mich ultraprofan ausdrücken?) — bei den Haaren herbeigezogener lieber Gott verfehlt seinen Zweck.

Soll es die Kinder etwa begeistern, wenn eine der frommen Klosterfrauen es für ihre Pflicht hält, dem sterbenden Kind, dem kleinen Spas, zu sagen, daß es sterben muß?

Nur der Geistliche und die gräfliche Äbtissin heben sich in vornehmer Güte von dem starren herzlosen, religiösen Schematismus des übrigen Klosterpersonals ab.

Liebenswert ist nur der etwas zaghafte Geistliche.

Daß in einem adligen Stift Antisemitismus herrscht, ist beinahe selbstverständlich. Geradezu entsetzlich aber wirkt es, wenn der sterbensranke Spas, als letzte Tat, die harmlose kleine Jüdin Hölde Karfunkelstein mit tödlich grausamem Spott aus dem Stift herausgrault, unter dem Applaus der Gefährtinnen.

Und das in einer Anstalt, die in Gottseligkeit erstirbt.

Die Konfirmation bildet den Schluß des Werkes.

Ein Bild eleganter Orthodoxie, das die Dichterin schön und beweglich ausmalt.

Selbst das krittlerische Fräulein Martina fühlt sich von den feierlich vornehmen Formen ergriffen.

Als sie aber — nach christlichem Brauch — vor dem Abendmahl

die zum Stift Gehörigen um Verzeihung bitten muß, würzt sie diese Bitte bei einer kleinen Feindin mit unchristlichen Stichelreden.

Hans Kahlenbergs Romane leben von Erotik. Sie ergeht sich auf diesem Gebiet mit ungewöhnlicher Offenheit, bis zur Wagehalsigkeit, bis zur Gefährdung ihrer Person.

Und doch wirken ihre Schriften nicht sinnenerregend. Der tödliche Ernst der Leidenschaft fehlt, die konzentrierte Herzens- und Sinnenkraft.

Es ist mehr ein geistreiches, spielerisches, auch wohl ironisch schmunzelndes Betaften der Liebeswelt. In ihrer heiteren Ironie ist etwas von Mokerie. Ein Koboldblachen, das sich hier und da zu einem malitiosen Richern verdünnt. In ihrer gerissenen Menschenkenntnis erinnert sie zuweilen an Shaw.

Wirft man ihr Frivolität, wohl gar Zynismus vor? Durchaus mit Unrecht. Wie denn? Wenn ich die Frivolität, die Wurmstichigkeit gewisser Gesellschaftskreise zur Sprache bringe, so identifiziere ich mich doch nicht mit ihnen.

Ganz gegenständlich, durchaus objektiv, ohne sich persönlich einzumischen, gibt sie die Eindrücke, die sie von den geistigen und moralischen Sitten einer gewissen Gesellschaft empfangen hat, wieder. Wie die Gesellschaft so wurde, wie sie sein müßte oder werden könnte, das kümmert sie nicht. Weltverbesserungspläne hat sie nicht.

An ihrem „Nirchen“, das so viel Staub aufgewirbelt hat, mißbillige ich nur den Titel „Beitrag zur Psychologie der höheren Tochter“.

Hätte sie das Büchelchen durch den Titel als eine Schrift gekennzeichnet, die nur eine Gruppe entgleister weiblicher Jugend treffen will — nichts wäre an dem espritvollen Werkchen auszusetzen gewesen. Denn zweifellos, es gibt — vorzugsweise unter den oberen Zehntausend — eine nicht geringe Anzahl jener demi vierges, die Hans Kahlenberg denunziert hat.

Fast jeder Schaffende — mag er noch so vielseitig sein — hat ein Spezialgebiet, in dem er ganz zu Hause ist, in dem seine Kraft und Vergabung am stärksten und eigenartigsten zum Ausdruck kommt.

Hans Kahlenbergs Gebiet ist die Delabence.

In der Wiedergabe der Sprech- und Denkweise delabenter Men-

schen ist sie Meisterin. Ich wüßte keinen deutschen, kaum einen französischen Schriftsteller, der es ihr darin gleich täte.

Im „Weg des Lebens“, der so viel ihrem eigentlichen Wesen Fremdes enthält, erhebt sie sich sofort zu sicherer Virtuosität, wenn sie in dem Ehepaar Glotter und der Frau von Dettau die diabolische Skepsis, die lachend naive Frechheit und perverse Gesinnung einer defakenten Gesellschaft schildert.

Künftige Kulturhistoriker werden ihre Schriften für das Zeitalter der Dekadence nicht entbehren können.

Hans von Kahlenberg besitzt eine große Tugend. O Wunder, sie sagt die Wahrheit! Sie läßt die Leute sagen und denken, was sie in Wirklichkeit sagen und denken, sie läßt sie tun, was sie wirklich tun. Die geistigen und auch die nicht geistigen Laster der Gesellschaft hängt sie an die große Weltglocke.

Damit kommt ein — ich möchte sagen — revolutionierender Zug in ihre Werke. Gewiß, eine von der Dichterin unbeabsichtigte Wirkung. Sie ergibt sich aus der Wahrheit von selbst.

Sie stellt keine neuen Tafeln auf, sie macht keine Ideenpropaganda. Sie ist keine Gottsucherin. Von modernen Sehnsüchten ist sie frei.

Frei aber auch von jeder Konzession an die traditionelle Heuchelei, frei von jeder Furcht vor dem — Schußmann.

Von ihren Wahrnehmungen läßt sie sich nichts abhandeln. Der Wahrheit hält sie die Treue. Nicht ein enfant terrible der Gesellschaft?

*

*

*

Hans von Kahlenberg könnte ein strahlender Stern am Literaturhimmel sein.

Warum ist sie es nicht?

Weil sie ein Komet ist.

Kometen — mögen sie mit ihrem Schweif Himmel und Erde peitschen — sind am Sternenhimmel nicht heimatberechtigt. Ihnen fehlt der feste Kern.

Fehlt vielleicht auch der Dichterin der feste Kern, „der ruhende Punkt in der Flucht der Erscheinungen“?

Fehlt ihr eine Weltanschauung, etne seelische Heimat, ein Brennpunkt für die Sammlung ihrer Kräfte?

In welchem ihrer Werke steckt ihre Persönlichkeit, ihr innerstes Wesen, ihre Gesinnung? Wer ist sie?

Weiß ich's?

Ihre Werke haben keine Perspektive.

Eine starke Beobachterin. Eine flauze Denkerin.

Eine süperbe Könnlerin. Genialisch in ihrer Aufnahmefähigkeit.

Ihre Werke gleichen einem weitausladenden, kraftvollen Baum mit rauschenden Zweigen. In den rauschenden Zweigen trillieren und jubilieren buntgefiederte Vögel.

Doch nicht tief genug ist der Baum in gesegnetem Erdreich gewurzelt. Die Früchte sind spärlich.

Ein wenig noch ist die Dichterin Undine, ehe sie den Seelenkuß empfangen.

Im „Weg des Lebens“ schmachtet sie nach diesem Kuß. Gib ihn ihr, o Rufe!

*

*

*

In neuester Zeit wendet sie sich gern dem Feuilleton zu. Eine geistreiche, graziöse Plauderin.

Felix Hollaender: Die reines Herzens sind. Roman.

F o r t s e t z u n g.

Siebentes Kapitel:

Als Alexander in das Café trat, fiel sein erster Blick auf den Fremden. Einen Moment überlegte er, ob er nicht wieder gehen sollte — dann aber warf er den Kopf zurück und nahm an einem der kleinen Tische Platz. Er ließ sich vom Kellner die Abendblätter bringen, in die er sich vertiefte. Vielleicht stand da irgendwo schon eine Notiz, daß die Aufführung des Hamlet verschoben, da der Darsteller der Titelrolle wegen auffälligen Benehmens für kontraktbrüchig erklärt worden sei — wer konnte es wissen. Die von der Direktion pflegten in solchen Fällen eilig zu sein, damit man ihnen nicht zuvorkam. Da er nichts dergleichen fand, ließ er das Blatt wieder sinken. Warum hatte er sich nicht beherrscht? War es unbedingt nötig gewesen, so gewaltsam vorzugehen? War er selbst von seiner Handlungsweise befriedigt? Lag darin ein besonderer Ehrentitel, daß er dem kleinen hübsblütigen Mann an körperlicher Kraft überlegen war und ihm infolgedessen den Herrn und Meister zeigen konnte? . . . Hatte er am Ende gar nur einen Anlaß gesucht, um die Rolle des Hamlet loszuwerden? Und wenn nur feige Besorgnis und Angst vor einer Niederlage die treibenden Kräfte für sein Handeln gewesen wären? . . . Nein — nein — und dreimal nein! . . . Nie würde er vom Theater Abschied nehmen, bevor er nicht den Hamlet gespielt hätte. Denn wenn die Angelika recht hatte und er in der letzten Stunde Ton, Gebärde, Inhalt und Gefühl für die Rolle fand — und eine innere Stimme bestärkte ihn in dieser Hoffnung — so war er genesen. Er liebte ja die Bühne mit allen Fasern seiner armen Seele — und mochte er sich über ihren bunten Glitter noch so lustig machen, seine Sehnsucht, sein ganzes Werben gehörte ihr. Nie drang das Geheimnis des Lebens stärker auf ihn ein,

als wenn er auf der Szene stand. Nie glaubte er den Sinn des Daseins tiefer zu erschöpfen, als wenn ihn die schauspielerische Erregung fortriß und er den Alltag — Welt — Menschen und Dinge, für Stunden wenigstens, vergaß. Und nur die Ehrfurcht vor seinem Berufe war es, wenn er sich selber das Gelübde abgenommen hatte, eher das Theater zu verlassen, als ein elender Stümper zu werden. . . . Warum habe ich mein eigenes Dach in Brand gesetzt und gegen mich selbst gewütet? . . . Pfui Teufel — schrie er sich an — was sollen mir diese Gewissensbisse! Geschehen ist geschehen — jetzt heißt es den Kopf hoch tragen, um nicht auf der Strecke zu bleiben.

„Verzeihen Sie!“

Er blickte jäh auf. Vor ihm stand der Unbekannte.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Alexander, und trotz einer unbestimmten Erregung war der Ton seiner Stimme von einer eisigen Zurückhaltung.

„Wenn Sie gestatten, setze ich mich. Ich habe das Bedürfnis, Ihnen eine Erklärung abzugeben.“

Alexander nickte.

„Ich habe mich Ihnen in einer Art genähert,“ begann der Fremde, „die unter Gebildeten nicht gerade üblich ist. Dessen bin ich mir durchaus bewußt. Der Grund hierfür ist,“ fuhr er langsam fort, „daß Sie in mir Erinnerungen wecken, die mich im höchsten Grade erregen.“ Er machte eine kleine Pause und holte aus der Rocktasche ein Portefeuille hervor, dem er eine vergilbte Photographie entnahm.

„Wollen Sie sich das Bild ein wenig genauer ansehen?“

Er reichte Alexander die Photographie, die dieser mit einem leisen Aufschrei sofort wieder fallen ließ. „Nicht wahr, es ist sehr merkwürdig,“ sagte der Fremde. Und erklärend fügte er hinzu: „Das Bild stellt meinen Bruder in dem Alter, in dem Sie heute stehen mögen, vor. Es dürfte vor einem Vierteljahrhundert aufgenommen sein — man könnte glauben, daß Sie dem Photographen gefessen haben.“

Fassungslos blickte Alexander den Fremden an. Endlich sagte er leise und bekümmert: „Das ist in der Tat ein seltsamer Zufall.“

„Sie werden nun meine Aufdringlichkeit verstehen,“ begann der Unbekannte von neuem. „Ich hatte die Absicht, Sie unter allen Umständen kennen zu lernen — und so erklärt es sich auch, daß ich mir die Freiheit nahm, Sie hier im Café und später im Theater gegen Ihren Willen zu zeichnen. Darf ich Ihnen das Blatt überreichen?“

Alexander hielt sich die Schläfen. Sein Konterfei — ihm sprechend ähnlich — war da mit wenigen charakteristischen Strichen hingeworfen. Er wurde bald blaß, bald rot und fühlte seine Ungeschicklichkeit. Tausend wirre Vorstellungen schossen durch seinen Kopf — und hinter allem stand die Erwartung, daß der Schleier, der über seinem Leben lag, in dieser Stunde fallen könnte.

„Diese Entdeckung“, sagte der Fremde, „scheint auf Sie den gleichen starken Eindruck zu machen, den auch ich seinerzeit gespürt habe.“

Alexander nickte schweigend.

„Das Nächstliegende wäre nun, daß Sie und ich aus der nämlichen Familie stammten. Damit wäre das Spiel der Natur am einfachsten erklärt. Ihr Schauspielernamen“, forschte er behutsam weiter, „könnte ja unter Umständen nur ein *nom de guerre* sein.“

„Ich bedauere“, erwiderte Alexander plötzlich mit kühler Stimme, „ich führe auch als Schauspieler meinen Geburtsnamen.“

„Hm,“ machte der Fremde, „belästigt es Sie, wenn ich weiter frage?“

„Bitte fragen Sie.“

„Stammt Ihre Familie aus dem Russischen?“

Alexander schwieg. Diese Frage hatte ihn in eine Sackgasse gedrängt, aus der er keinen Ausweg fand.

„Ich meine des russischen Namens wegen. Es ist Ihnen wahrscheinlich bekannt, daß Ihr Name der Titel eines berühmten russischen Romans von Gorgontschow ist, der mehrfach ins Deutsche übersetzt wurde.“

„Nein,“ entgegnete Alexander brüsk, „dies ist mir völlig neu.“

Nun entstand ein peinvolles Schweigen.

Endlich sagte Alexander mit großem Ernst, während sich die Worte ihm mühsam entzogen: „Ich bin in einer kleinen deutschen Stadt geboren, in der meine Mutter als arme Wäscherin sich durch saure Arbeit den Unterhalt verdiente. Meinen Vater —“ — er brach mitten im Satz ab, als fürchtete er in seinem Bekenntnis schon zu weit gegangen zu sein.

„Ich bitte Sie, meine Fragen nicht falsch zu deuten und keine aufdringliche Neugier vorauszusetzen, die meiner Art fremd ist, wenn ich Sie um den Namen Ihrer Vaterstadt bitte.“

Diese Worte waren in so sachlichem Ton gesprochen, daß Alexander keinen Grund sah, die Antwort zu verweigern. Als er aber den Ort

genannt hatte, glitt ein Lächeln der Genugtuung über die Züge des Fremden, das freilich sofort darauf einer starken Bewegung wich.

Unvermittelt sagte er: „Darf ich mich Ihnen vorstellen — mein Name ist Heinrich von Bardeleben. Und nun möchte ich Sie ersuchen, mir in mein Atelier zu folgen, wo ich Ihnen einige Aufklärungen geben möchte, für die mir der Ort hier nicht gerade geeignet zu sein scheint.“

Er rief die Kellner. Beide zahlten und verließen das Café.

„Soll ich Ihnen verraten, in welchem Jahre Sie geboren wurden?“ fragte unterwegs Herr von Bardeleben. Und ohne erst eine Entgegnung abzuwarten, nannte er die Jahreszahl.

Alexander richtete sich kernengerade auf und blieb mitten auf der Straße stehen. Und indem er den Kopf seiner Gewohnheit gemäß zurückwarf, sagte er mit erregter Stimme: „Sie werden es begreiflich finden, wenn das Fragestellen jetzt an mir ist. Diese letzte halbe Stunde bedeutet für mich als Erlebnis mehr, als Sie zu ahnen vermögen. Sie rührt den ganzen Gram meiner Jugend auf, sie weckt in der Erinnerung an die Leiden meiner Mutter eine solche Bitterkeit, daß ich unfähig bin, mich zu beherrschen. Was wissen Sie von meinem Vater — was wissen Sie von meiner Vergangenheit?“

„Ich bitte Sie, nur noch wenige Minuten Geduld zu haben, bis meine Gewißheit eine vollkommene ist. Wenn ich an dem Ergebnis auch nicht mehr zweifle, so möchte ich doch erst den letzten Beweis Ihnen vorlegen. Übrigens, nehmen wir einen Wagen, damit es schneller geht.“ Er winkte einem Taxameter, in den er ihn mit sanfter Gewalt drängte. „Haben Sie heute zu spielen?“

„Ich bin merkwürdigerweise frei.“

„Um so besser.“

Nun wurde kein Wort mehr gesprochen, bis der Wagen vor einem alten Hause in der Lennestraße hielt.

Herr von Bardeleben ging voran — und Alexander folgte, während er das laute Schlagen seines Herzens deutlich vernahm. Eine Minute später waren sie in dem geräumigen Atelier. Ein alter Diener kam aus dem Nebenraum und stellte eine große Lampe vorsichtig auf den Tisch. Alexander sah und hörte nichts.

Unterdessen kramte Herr von Bardeleben in Kästen und Mappen, bis er endlich den gesuchten Gegenstand gefunden zu haben schien. Diese Zeit dünkte Alexander eine Ewigkeit.

„Ah — hier ist es!“

Und nun trat er auf Alexander wieder zu und reichte ihm ein kleines, in Pastellfarben gemaltes Bild, das zu seinem Staunen Agnes Feustel vorstellte — liegend und mit geschlossenen Augen. Darunter stand wohl das Datum aber nicht der Ort — und hinzugefügt waren die Worte: Eine reine Seele.

Es begann plötzlich vor seinen Augen zu dunkeln, als wollten ihm die Sinne schwinden — Agnes Feustels Leidensgestalt tauchte vor ihm auf, und ganz vernehmlich hörte er, wie sie zu ihm sagte: Jüngel — mein Jüngel — und ihre Stimme hatte einen leise singenden Ton, den sie hervorzubringen wußte, wenn sie ganz besonders zärtlich zu ihm wurde.

Er vergaß, wo er war, und küßte in tiefer Bewegung das Bild. Dann fuhr er sich über die Augen und sagte nur: „Dies ist meine Mutter.“ Und immer wieder betrachtete er die Züge der geliebten Toten und konnte sich von dem Bilde nicht losreißen, das durch einen bescheidenen, schmalen Rahmen und ein Glas geschützt war. Und auf einmal tat sich die Waschküche vor ihm auf, in der Agnes Feustel — über das dampfende Faß gebeugt — stand und sich die Hände wund rieb, während aus ihrer Brust jenes entsetzliche schmerzhaftes Husten kam, das ihre eingefallenen Wangen so traurig verschönte.

Ahnte Herr von Bardeleben, was in ihm vorging? . . . Jedenfalls störte er mit keinem Laut die tiefe Stille, die sich zwischen ihnen aufgetan hatte . . .

„Mein Vater ist tot?“ fragte Alexander.

Herr von Bardeleben nickte bejahend.

„Sie dürfen sein Andenken ehren. Und nun will ich Ihnen einiges erzählen, damit Ihnen der Zusammenhang der Dinge klar wird, den ich selbst erst heute enträtselt habe. Ihr Vater war Maler wie ich — nur mit dem Unterschiede, daß er die bei weitem stärkere Begabung hatte. Er stand vor einer mehrjährigen Studienreise nach Japan, was damals ein Unterfangen war, als er Ihre Geburtsstadt aufsuchte, in der unsere Mutter begraben liegt. Mein Vater hatte viele Jahre vorher eine Reise plötzlich unterbrechen und in Ihrer kleinen Stadt Logis nehmen müssen, da während der Eisenbahnfahrt — die Eltern hatten eine Reise ins Ausland projektiert — die Mutter plötzlich schwer erkrankt war. Sie starb viel schneller, als man ahnte, und der Vater begrub sie in Ihrer kleinen Stadt. Das ist sozusagen das erste Kapitel. Als dann mein Bruder viele, viele Jahre später seine große Japanfahrt unter-

nahm, wollte er die deutsche Erde nicht verlassen, ohne vorher das Grab unserer Mutter besucht zu haben. Vielleicht war er von einer Todesahnung befallen — vielleicht rechnete er damit, nie mehr nach Deutschland zurückzukehren. — Kurz und gut, da hat er Ihre arme Mutter wohl kennen gelernt und einige wenige Stunden mit ihr verlebt — denn schon am folgenden Tage nahm er von mir Abschied. Von dieser Reise ist er nicht wieder heimgekehrt — wenige Monate später erlag er einem typhösen Fieber. Der deutsche Konsul schickte mir seinen Nachlaß, in dem sich das kleine Bild Ihrer Mutter befand, die er offenbar, während sie schlief, gemalt hatte. Ich habe mir zeitlebens den Kopf zerbrochen, wer die Fremde sein mochte, ohne doch das Rätsel zu lösen. Wie nahe sie dem Verstorbenen gestanden hat, ging nur daraus hervor, daß ihr Bild sich unter den wenigen Häßlichkeiten befand, die er auf die große Reise mitgenommen hatte. Und nun treten Sie mir durch einen Zufall unter die Augen — und ich denke, der Schreck soll mir die Glieder lähmen. Leibhaftig meine ich den Bruder vor mir zu sehen, als wenn er in der Blüte seiner Jahre aus dem Grabe auferstanden wäre. Und jede Ihrer Bewegungen erinnert mich an ihn — und selbst die Art, wie er den Kopf in den Nacken warf, hat durch ein Spiel des Schicksals sich auf Sie vererbt.“

Er schwieg und wischte sich von der Stirn den Schweiß, den die Erregung hervorgerufen hatte.

Bekommenen Herzens hatte Alexander gelauscht. Und mit einer seltsamen Mischung von Scheu und Ehrfurcht betrachtete er den Mann, der ihm gegenüber saß, die verworrenen Fäden seines Daseins ordnete und allem, was ihm dunkel und unlösbar erschienen war, einen so schlichten und einfachen Sinn zu geben wußte. Ein schamhaftes Gefühl erfüllte ihn. Der bösen Gedanken, die er all die Jahre wider den Vater gehegt hatte, wurde er sich bewußt. Er spürte die Notwendigkeit, sich zu entlasten, und mit stoßender Stimme begann er seine Beichte.

Herr von Bardeleben hörte ihm ernst und aufmerksam zu. Nichts verschwieg er. Das harte Leben der Mutter schilderte er — und wie sie in ihrer armseligen Kammer ihren letzten Seufzer ausgehaucht, wie sie den Menschen ihrer kleinen Stadt Bewunderung vor ihrer Lebensführung abgezwungen — und mit welcher erschütternden Treue sie bis zur Todesstunde dem Manne angehangen hatte, der für wenige Stunden ihr enges, dumpfes Dasein mit seiner Liebe erhellt hatte.

Als er geendet, sagte Herr von Bardeleben nur die wenigen Worte:



Theodor Georgii = München:
Steingruppen im Figurenhain.
Zum Essay von Ernst Schur.

1000

1000

„Was müssen Sie armes Menschenkind durchgemacht haben.“ Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Eine reine Seele — hat Ihr Vater unter das Bild geschrieben, das er mit in die Fremde genommen. Ich bin sicher, er hätte Ihre Mutter wiederzufinden gewußt, wäre er nicht vor der Zeit dahingerafft worden.“

Alexander schüttelte den Kopf.

„Mein, ich glaube es nicht,“ entgegnete er traurig. „Warum wäre er sonst davongegangen, ohne seinen ehrlichen Namen zu nennen, warum hätte er sich mit diesem bösen Scherz verabschiedet, der meiner armen Mutter so viel Schande und Gram einbrachte?“

„Sie irren,“ antwortete Herr von Bardeleben, „wenn Sie dahinter eine böse Absicht vermuten. Es lag im Wesen meines Bruders, sich in der Fremde zu maskieren. Ihm erschien das Leben reizvoller, wenn er seine Person, soweit ihm dies möglich war, mit Undurchsichtigkeit umgab — er hatte, wie gesagt, einen Gang zur Maske und zum Geheimnisvollen. Auch unter das Bild Ihrer Mutter schrieb er nicht ihren Namen, sondern den Eindruck, den er mit sich genommen, faßte er in drei Worte zusammen, die mich inhaltschwerer dünken, als wenn er sich mit Vor- und Zunamen begnügt hätte.“

„Haben Sie eine Erklärung dafür, wie er auf den Namen Oblomoff gekommen ist?“

„Ich glaube sie Ihnen geben zu können. Ich sagte Ihnen bereits, daß der Name Oblomoff der Titel eines russischen Romanes ist. Nun, er liebte dieses Buch leidenschaftlich. Er fühlte sich dem Menschen, der im Buche diesen Namen trägt, in seinem innersten Wesen verwandt. Er fürchtete — ganz zu Unrecht übrigens — an der Krankheit, für die der russische Volksmund nach dem Roman Oblomoff das Wort Oblomofferie geprägt hatte, zugrunde zu gehen.“

„Was ist das für eine Krankheit?“ forschte Alexander.

„Oblomoff leidet an einer Trägheit, die nicht zu heilen ist. Dies macht den ganzen Inhalt des Buches aus.“

„Ah,“ sagte Alexander leise und errötete.

„Bei meinem Bruder,“ fuhr Herr von Bardeleben fort, „war diese Vorstellung schon fast zur fixen Manie geworden, während doch in der Tat bei jedem echten Künstler den Schaffenszeiten Perioden der Trägheit vorangehen oder folgen. Nur die Handwerker können immer und zu allen Zeiten produzieren. Seine Reise nach Japan bedeutete im letzten

Gründe eine Flucht. Er wollte neue Eindrücke sammeln, Skizzen und Studien zu neuen Bildern machen. Sehen Sie einmal hierher!"

Er hob die Lampe in die Höhe und beleuchtete die Wände, an denen eine Reihe von Gemälden hing.

„Das sind alles Bilder Ihres — — Vaters. In allen größeren Galerien finden Sie ihn vertreten. Sehen Sie sich einmal diese Hände an — — wer kann heute noch solche Hände malen? Und hier diese verregnete Landschaft — dieser schwer verhängte Horizont — wie meisterlich ist diese Lust gemacht. Verstehen Sie etwas von Malerei? Nun, dann können Sie auch nicht ermessen, welch immense Kunst in diesen Bildern steckt . . . Und was für ein Mensch war er! Wenn sein tiefes Lachen durch das Haus hallte, wurde allen fröhlich zumute. Wer von ihm ging, dünkte sich beschenkt. Ich werde Ihnen später einmal zeigen, was die Menschen über ihn schrieben, als die Todesnachricht durch das deutsche Konsulat bekannt gegeben wurde. Er stand erst am Anfang seines Könnens — und weil er, das liebenswerteste und heiterste Menschenkind, gegen sich selbst von unbarmherziger Strenge war, durfte man einer großartigen Entwicklung seiner künstlerischen Persönlichkeit sicher sein. Ach, reden wir nicht davon, sonst tut einem das Herz in der Erinnerung weh.“

Er hielt inne und blickte lange Zeit Alexander durchdringend an, als müßte er sich an den geliebten Zügen weiden. Dann ergriff er seine beiden Hände und sagte voll natürlicher Einfachheit: Wir wollen Freunde sein. Sie sind der Letzte, an den mich Blutsverwandtschaft bindet. Und die Neuzeitlichen mögen reden, was sie wollen — Blut ist kein Wasser.“

Wenn Alexander seinem Herzen gefolgt wäre, so hätte er den Mann am liebsten umarmt, dessen Stimme ihn verzauberte, dessen ganze Art ihn mit sich fortriß. Aber seiner spröden Natur lagen solche Ausbrüche nicht. War es denn möglich, daß das Glück ihm auf einmal seine Arme öffnete und dem Ausgestoßenen die himmlische Musik ertönte: Auch dir soll Frieden und Heimat werden. Oder war das Ganze nur ein phantastischer Spul, der ihn narrete? Folgte ein Erwachen, das ihn wieder in den nüchternen, kalten Alltag trug, wo es nur Kampf und Leiden gab? . . .

Herr von Bardeleben riß ihn aus seinem Grübeln. „Wollen Sie mir den Abend schenken, damit wir bei einem Glase Wein unsere Begegnung und das Andenken jener feiern, die wir nie vergessen werden?“

„Ich gehe mit Ihnen, ich fühle“, sagte er — und seine Stimme hatte etwas Feierliches — „daß ich in Ihrer Nähe besser werde. In mir“, setzte er mit schwerer Zunge hinzu, „ist so viel Böses und Unausgeglichenes, das Sie schrecken wird.“

Herr von Bardeleben nahm ihn lachend unter den Arm. „Wich können Sie nicht bange machen,“ antwortete er fröhlich, „denn Sie haben Augen, Stirn und Stimme meines Bruders — — —“

Dieses war der nämliche Abend, an dem die Angelika ihrem Schicksal verfiel — — —.

Achtes Kapitel:

Erst in der Frühe — viel später als die Angelika — war Alexander heimgekehrt. Die beiden Männer hatten sich nicht trennen können. Alexander konnte nicht genug über seinen Vater hören — und Herr von Bardeleben wurde nicht müde zu erzählen. Er war ein einsamer Junggeselle geblieben, der seit über zwanzig Jahren sein Quartier nicht gewechselt hatte und nur seinen Erinnerungen lebte. Die Begegnung mit Alexander hatte wie schwerer, ungewohnter Wein auf ihn gewirkt und seine Zunge gelöst. Als die letzten hatten sie die kleine Weinstube verlassen, und ihre Gesichter glühten vor freudiger Erregung, und in dem Händedruck, mit dem sie sich voneinander verabschiedeten, hatte ein Bekenntnis gegenseitigen Verstehens gelegen, das den Jungen wie den Alten in gleichem Maße beglückte.

Nun war Alexander im Sturmschritt nach Hause geeilt. Wie würde die Angelika die Augen aufreißen, wenn sie alles erführe. In der weichen Gemütsstimmung, die ihn durchzitterte, wurde er sich seiner ganzen Schlechtigkeit gegen das arme Wesen bewußt und der Härte und Rücksichtslosigkeit, deren er sich die ganze Zeit ihr gegenüber schuldig gemacht hatte. Er hatte sie in seiner Selbstsucht mit Füßen getreten, in seiner Eigenliebe nur an sich gedacht und den Teufel sich darum geschert, wie es in ihrer Seele ausah . . . Warum sind wir, wie wir sind? Warum haben wir so wenig Güte? Warum erkennen wir erst, wenn es zu spät ist — und wenn wir Herzen zerstampft haben? . . . Das Bibelwort fiel ihm plötzlich ein: „Da erkannte er sie.“ Und nun wurde ihm klar, daß der ganze Sinn des Lebens im Erkennen liegt. Das Merkmal des wahrhaftigen Menschen ist: über den Schein hinaus

zu erkennen. Und es war kein blinder Zufall, daß die heilige Schrift gerade dies Wort für den schöpferischen, geheimnisvollsten Vorgang in der menschlichen Natur gefunden hatte.

Ein demütiges Lächeln glitt bei dieser Erwägung über seine Züge. Wie seltsam war es, daß das Herz sich auftrieb und durch eigenes Verschulden armselig und haßerfüllt wurde, wo es doch Schönheit und Frieden ausstrahlen vermochte . . . Und er hatte doch den Inbegriff menschlicher Größe und Selbstentäußerung täglich und stündlich vor Augen gehabt. Hatte nicht dem Heiland gleich Agnes Feustel die Leidenskrone getragen — war nicht von ihr eine Quelle des reinsten Lichtes ausgeströmt — war nicht dieses ganze Leben Liebe und Güte gewesen?

Er fühlte, wie gleichsam aus der Kehle ihm die Tränen emporstiegen — und er fragte sich beunruhigt, ob man sich überhaupt zur Liebe und Güte erziehen könnte — oder ob nicht vielmehr Liebe auch eine Art von Genie sei, das Gott einem in die Wiege gelegt — und je unbewußter und müheloser sie aus dem menschlichen Herzen strömte, um so wahrhaftiger und tiefer war sie. Denn zum Kennzeichen des Genies gehörte Unbewußtheit und Mühelosigkeit.

In solchen Gedanken war er vor seinem Hause angelangt. Mit großen Säßen nahm er die Treppen — und vorsichtig — auf den Fußspitzen — schlich er zu dem Zimmer der Angelika. Er wollte sie leise wachküssen.

Was war das? . . . Die Tür geschlossen? . . . Entmutigt stand er da . . .

„Angelika — Angelika,“ rief er mit gedämpfter Stimme.

Aber drinnen starrten zwei erloschene Augen in die graue Zimmerluft, und ein zerbrochenes Menschenkind lag in seinen Kissen, ohne sich zu rühren . . .

Da ging er enttäuscht. Er wollte ihren Morgenschlaf nicht stören. Langsam entkleidete er sich — schlafen würde er nicht — in ein paar Stunden würde er von neuem an ihrer Tür pochen . . . Eine seltsame Unruhe ergriff ihn. Es war das erste Mal, soweit er sich erinnern konnte, daß sie ihr Zimmer verriegelt hatte . . . Er schalt sich wegen seiner Besorgnis. Sie hatte auf ihn gewartet Stunde auf Stunde — und da er nicht heimkam, war sie ängstlich geworden und hatte die Tür verschlossen — vielleicht auch weil sie böse auf ihn war . . .

Er wurde auf einmal müde — die Augen fielen ihm zu — er

wollte sich dagegen wehren — aber die Glieder wurden ihm schwer und schwerer, bis der Schlaf ihn überwältigt hatte . . . Tief und ruhig atmete er . . . Und im Traum erschien ihm Agnes Feustel — die Elisabeth — und die Angelika — und alle drei sahen ihn voll Liebe und Güte an

Um $\frac{1}{2}$ 11 erschien aufgeregt der Theaterdiener und verlangte Alexander und Angelika sofort zu sprechen. Beide schliefen.

Die alte Frau weckte Alexander, und der Diener meldete, der Direktor ließe die Herrschaften bitten, pünktlich um 12 Uhr zur Hamletprobe, die die letzte vor der Generalprobe sei, im Theater zu erscheinen. An Stelle des Regisseurs hätte Herr Steininger, der den König spielte, die Leitung der Probe übernommen.

„Was ist denn da los?“ fragte Alexander den Mann und starrte ihn ungläubig an.

Der Diener hob stumm die Achseln empor.

„Ihre Bestellung geht am Ende nur an die Angelika,“ fragte Alexander weiter, der seiner Zweifel nicht Herr zu werden vermochte.

„Nein, ich sollte es ausdrücklich Ihnen auch sagen — und besonders auch, daß Herr Steininger die Regie übernommen hat.“

„Ich danke Ihnen schön — und hier, trinken Sie ein Glas Bier!“

Der Theaterdiener entfernte sich eilig. Und Alexander, nur halb angezogen, stürzte zum Zimmer der Angelika.

„Aufstehen — so rasch wie möglich aufstehen — — — um 12 Uhr ist Hamletprobe. So öffne doch geschwind — ich habe dir so Wichtiges zu sagen!“

„Ich kann nicht,“ tönte es von innen zurück, „bestelle, daß ich etwas später komme.“

„So öffne mir doch einen Augenblick, liebe, liebe Angelika. Du weißt ja nicht, was gestern sich ereignet hat — ich habe dir so viel zu erzählen.“

Aber im Zimmer blieb es totenstill — verängstete Augen richteten sich auf die geschlossene Tür — und zwei weiße Hände krampften sich fest zusammen, um einen seelischen Schmerz durch einen körperlichen zu betäuben.

„Angelika, hörst du mich denn nicht — bist du krank, Angelika?“

„Ich kann jetzt nicht. Ich bitte dich, gehe voran,“ rief sie in flehendem Ton. „Ich komme bestimmt zur Probe, wenn auch eine halbe Stunde später.“

Bewundert blieb er noch ein Weilchen stehen, ehe er kopfschüttelnd wieder in sein Zimmer ging, um sich für die Probe zurecht zu machen. Was war mit der Angelika geschehen? . . . Niemals hatte sie sich ihm derartig gezeigt . . . Aber seine Gedanken eilten von ihr zu Herrn von Bardeleben und zu dem Erlebnis des gestrigen Abends — und die Erinnerung an diese Vorgänge brachte sein Blut von neuem in Wallung. Was würde die Angelika zu alledem sagen — er brannte vor Begier, ihr verwundertes Gesichtchen zu sehen, und wie sie vor Schreck die Augen weit aufriß — und wie sie dann gar in ein spöttisches, fröhliches Gelächter ausbrach, da sie ihm kein Wort glaubte. Und wie würde sie Herrn von Bardeleben begegnen? . . .

Auf der Probe wurde er von sämtlichen Kollegen mit respektvollen Blicken empfangen. Seine Stellung hatte sich seit dem gestrigen Ereignis total geändert. Er war dem Anschein nach der Sieger geblieben — der Regisseur hatte ihm weichen müssen. So ein Fall war am Theater noch niemals vorgekommen. Und jedermann fragte ihn, wo die Angelika stecke . . . Er selbst wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde unruhiger . . . Da endlich erschien sie. Die Probe war mitten im Gange, so daß sie nicht miteinander sprechen konnten. Ihr Gesicht war weiß wie Linnen, und um die Augen hatte sie große, blaue Ringe. Sie fing ihr Stichwort auf und schickte sich sofort in die Probe. Man probierte den dritten Akt. Sie sprach ihre Worte tonlos herunter und entfernte sich, sobald ihre Szene zu Ende war, von der Bühne, bevor sich Alexander ihr noch nähern konnte. Als aber im vierten Akt ihre große Szene an die Reihe kam und sie totenblaß auf der Bühne erschien, bemächtigte sich aller ein Grauen. Und wenn sie nun mit einer Stimme, die nicht von dieser Welt war, zu singen begann:

Wie erkenn' ich dein Trennlieb
Vor den andern nun?
An dem Raschelhut und Stab
Und den Sandalschuhn —

wurde den Mitspielenden unheimlich zumute.

Und als sie auf des Königs Frage: Wie geht's Euch, holdes Fräulein? mit einem irren Lächeln erwiderte:

Gottes Lohn! Recht gut! Sie sagen, die Enle war eines Bäckers Tochter. Ach, Herr! Wir wissen wohl, was wir sind, aber nicht, was wir werden können. Gott segne Euch die Mahlzeit! hatten alle den Eindruck, sie hätten plötzlich einen Einblick in das dunkle,

triebhafte Leben getan, in dem unversehens aus Klarheit Umnachtung oder aus Helle Finsternis wird. Mit den Worten der Ophelia: Gute Nacht, Damen! Gute Nacht, süße Damen! Gute Nacht, gute Nacht! hatte die Angelika die Bühne zu verlassen, und das Spiel mußte von Rechts wegen weitergehen.

Die Angelika verließ wohl die Szene, aber die andern rührten sich nicht. Es wurde still wie in einem Totenzimmer, bis in überlauten Ausbrüchen der Bewunderung die Erregung sich Luft machte.

Alexander hatte hinter der Kulisse dem Spiel der Angelika zugehört. Ergriffen eilte er ihr in die Garderobe nach.

Sie sah ihn so schmerzhaft und mit so stummem Flehen an, daß er kein Wort an sie richtete — er empfand, daß jeder Laut ihr unsagbar wehe tun mußte. Als die Probe beendet war und sie gemeinsam den Heimweg antraten, begann er vorsichtig: „Mir will es noch gar nicht in den Kopf, daß sich alles so gewendet hat — ich will es noch immer nicht glauben, daß wir übermorgen den Hamlet spielen.“

Sie blickte schon beiseite und schwieg. Erst nach einer langen Weile sagte sie kaum hörbar und sehr bedrückt: „Macht es dich glücklich?“

Er sah sie groß an, ehe er entgegnete: „Ich bin sehr froh darüber, wenn ich auch im Augenblicke nicht ganz zum Bewußtsein meiner Freude komme — nämlich — und das ist es, was ich dir heute in aller Frühe sagen wollte — ich weiß seit gestern, wer ich bin.“

„Ich auch,“ antwortete sie dumpf und teilnahmslos.

„Angelika, was ist dir — um des Himmels willen rede und sieh nicht so starr vor dich hin, als ob ein Abgrund sich vor dir aufstäte.“

„Schau ich wirklich so aus, Lexi?“

Dabei zuckte es um ihre Mundwinkel, und die feinen Flügel ihrer Nase bebten.

„Mir ist, als ob du über Nacht eine andere geworden wärst — oder habe ich mich so verändert,“ fuhr er stockend fort, „und bin all die Zeit wie ein Blinder an dir vorbeigegangen? . . .“

„Mach dir keine Sorgen, Lexi — es ist nichts, und wenn es etwas ist, so wird es vergehen.“

Sie ergriff von ungefähr seine Hand, die sie eine Sekunde festhielt, dann aber zusammenfahrend wieder freigab. Und erklärend sagte sie: „Mir tut auf einmal die Brust so weh.“

„Wollen wir nicht einen Wagen nehmen?“

„Nein, nein! . . . Mir ist schon wieder besser!“ Und mit äußerster Anstrengung versuchte sie zu lächeln.

„Angelika!“

„Ja, Leri!“

„Erinnerst du dich des Fremden, von dem ich dir erzählte?“

Sie nickte.

„Kannst du raten, wer das ist?“

Sie schüttelte stumm und müde den Kopf.

„So höre.“

Und nun erzählte er ihr, vor innerem Bewegtsein kaum die Worte findend, was sich am gestrigen Abend zugetragen. „Und heute,“ schloß er, „will er uns vom Theater abholen, um mit dir und mir zu speisen. Er ist voller Begier, dich kennen zu lernen.“

In ihr blaßes Gesicht war eine leichte Röte gestiegen, während die blauen Ringe unter ihren Augen noch eine dunklere Färbung angenommen hatten.

„Nicht wird er nicht sehen,“ stieß sie erregt hervor, „mich nicht,“ beteuerte sie noch einmal.

Er blieb betroffen mitten auf der Straße stehen.

„Was hast du nur, Angelika?“

Sie lachte grell auf. Eine furchtbare Angst hatte von ihr Besitz genommen. Sie hatte das unabweishare Gefühl, daß sie Alexander verlieren sollte, daß dieser fremde Mann nur gekommen war, um ihn ihr zu stehlen.

„Was ich habe?“ nahm sie seine Worte wieder auf, während sie plötzlich aus ihrer Starrheit erwachte und aus ihrer Stimme ein heiseres, unterdrücktes Weinen klang — „was ich habe,“ wiederholte sie noch einmal, „ich will es dir sagen, Leri, rund heraus will ich es dir sagen: Wir gehören nicht zu dieser Sorte von Menschen — wir sind Zigeuner und wollen es hübsch bleiben. Zwischen denen und uns ist das Tisch-tuch zerschnitten. Ich danke für Backobst,“ fügte sie derb hinzu.

„Wie kannst du nur so reden, Angelika?“

Ganz ratlos und betäubt schaute er sie von der Seite an.

„Hier kommt einer, der von Güte und Liebe überströmt, der Mensch, der den dunklen, häßlichen Schleier von meinem Leben nimmt — der einzige, mit dem mich Blutsgemeinschaft verbindet — und ich sollte ihn — — nein, Angelika, das kann nicht dein Ernst sein!“

Ihre Züge erhielten einen undurchsichtigen, harten Ausdruck.

„Du, was du willst,“ sagte sie schroff. „Dazu habe ich nicht Jahr und Tag auf der Landstraße gelegen und bin durch all den Schmutz gewatet, um Luftsprünge zu machen, wenn einer mir in den Weg tritt, der Glacehandschuhe anhat.“

Hörte er recht? War das die Angelika? . . . Oder drehte sich alles mit ihm im Kreise — und er war närrisch geworden?

Einen Augenblick dachte er, daß die Wahnsinneszene der Ophelia in ihr nachzitterte und ihr Herz nicht wußte, was ihr Mund sprach.

„Redest du im Ernst?“ fragte er, kaum an sich haltend.

Sie richtete ihre wehevollen Augen groß auf ihn, und während sie die kleinen Hände fest zusammenballte, antwortete sie mit gepreßter, trockener Stimme: „Ja, Feri!“

Da wußte er, daß etwas in ihm gesprungen war, das nie mehr heilen konnte — — —

Neuntes Kapitel:

Die Vorstellung des Hamlet war vorüber. Die Blätter schrieben einstimmig von den beiden überragenden Talenten der Vorstadtbühne, die draußen in aller Stille und Heimlichkeit aufgeblüht waren. Die Agenten bestürmten sie mit Anträgen — und die Direktoren der großen Theater pilgerten nach dem Osten hinaus, wo das neue Licht aufgegangen war. Sie wollten sich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen, inwieweit man den Berichten glauben durfte. Die Leistung Alexanders hatte einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen — die der Angelika wie eine erschütternde Offenbarung gewirkt.

Herr von Bardeleben hatte am Bühnenausgang auf Alexander gewartet.

„Sie gehören zu den Auserwählten,“ sagte er ernst, indem er ihm die Hand reichte, „und jenes feine Persönchen ist ein Genie, wie es heute auf der deutschen Bühne nicht mehr existiert. Werde ich die Freude haben, sie heute kennen zu lernen?“

„Sie ist todmüde und wollte sofort schlafen gehen,“ erwiderte er zögernd.

Herr von Bardeleben stellte keine weitere Frage.

Nach jener Auseinandersetzung war zwischen Alexander und Angelika eine Entfremdung eingetreten, die keines von beiden zu überbrücken

versuchte. Sie mieden sich gegenseitig. Nur während der Hamletvorstellung hatte er gespürt, wie sie mit allen Kräften ihrer Seele ihm zustrebte, wie jeder Blick und jeder Ton ihm allein galt, wie sie für den Ausfall des Abends um feinetwillen bangte. Doch als er in den Zwischenakten ihr nahe zu kommen suchte, entwand sie sich ihm mit solcher Entschiedenheit, daß er es bald aufgab. Nur am Schlusse der Vorstellung kam sie auf ihn zugeeilt. „Ich bin sehr glücklich über dich — ich freue mich von Herzen, daß es dir so gelungen ist,“ brachte sie leise hervor und zitterte.

Bevor er etwas erwidern konnte, war sie davon geeilt und hatte sich in ihre Garderobe eingeschlossen. Er pochte an ihrer Tür. „Willst du nicht auf eine halbe Stunde mitkommen,“ bat er.

Sie aber entgegnete mit einer sanften Stimme, die dennoch keinen Einspruch duldete: „Unmöglich, mein Herzallerliebster!“

Als seine Schritte sich entfernt hatten, lauschte sie bewegungslos noch geraume Zeit, die Ellbogen auf den Schminktisch gestützt, das Gesicht in den Händen bergend. Dann sanken ihr die Arme schlaff herab, und ihre Miene wurde aschfahl.

„Himmlicher Vater, hilf mir,“ stöhnte sie. Er hatte den Hamlet gespielt — und war gerettet. Um welchen Preis — dachte sie erschauernd. Und was würde das Ende sein? . . . Wenn er je davon erfuhr — und erfahren mußte er es — gab es dann noch einen Zusammenhang zwischen ihnen? . . . Hatte er sie überhaupt noch nötig — heute, wo er sich endgültig als Schauspieler durchgerungen, wo das Schicksal in der Gestalt dieses alten Herrn, den sie haßte und als ihren heimlichen Feind betrachtete, um ihn warb — wo ein edler Name und vielleicht auch Reichtümer in lockender Nähe seiner harrten? . . .

„Ich lasse dich nicht!“ stieß sie verzweifelt aus, „und wenn du mich mit Füßen trittst, so hefte ich mich an deine Fersen — aber ich lasse dich nicht . . .“

Ein befreiendes Schluchzen löste ihren Kummer auf. Mit ihren schmalen, feinen Händen ordnete sie das wirre Haar und betrachtete im Spiegel ihr armes Leidensgesicht . . . Wer war sie? . . . woher kam sie?

Eine herbe Bitterkeit zog durch ihr Blut. Sie spürte den Geschmack davon deutlich auf der Zunge. Durch diesen Fremden, der wie aus einer Versenkung emporgetaucht war, hatte sich das Geheimnis ihrer Beziehungen gelockert. Das Dunkel, in dem auch er bisher eingehüllt

war, hatte sie so eng verknüpft und unlösbar zusammengekettet. Nun war das Band zerrissen — ein Dritter stand zwischen ihr und ihm . . .

Sie war müde geworden und wollte heim. Mechanisch zog sie sich an. Dann schoß ihr das Blut zu Kopfe . . . Jener grauenhafte Abend zog mit allen Einzelheiten wieder an ihr vorbei.

„Ich ersticke,“ wimmerte sie, „ich ersticke —“ Sie schleppte sich zur Tür, um in die frische Luft zu gelangen.

Der Korridor war dunkel . . . Beinahe wäre sie gestolpert. „Wer ist da?“ schrie sie gellend auf.

„Brüllen Sie doch nicht so!“ Klang es gedämpft zurück, „ich bin es — wollen Sie nicht mit mir essen?“

Wie ein gehegtes Wild eilte sie in ihr Ankleidezimmer zurück, während der Direktor ihr auf dem Fuße folgte, hinter ihr die Tür zuwarf und mit einer fabelhaften Geschwindigkeit den Regal der Garderobe zuschob.

„Jetzt verhalten Sie sich bitte etwas ruhig,“ sagte er barsch, „und machen Sie nicht unnötigen Skandal, das wirkt bei mir nicht!“

Sie hatte mit einer raschen, instinktiven Bewegung das niedrige Fenster aufgerissen. Sie beugte sich weit hinaus — und mit durchdringender, kreischender Stimme — in besinnungslosem Zorn — schrie sie ein über das andere Mal: „Hilfe . . . Hilfe . . . Hilfe . . .“

Keine Seele hörte auf ihren Ruf — aber sie fühlte auf einmal, wie zwei harte Arme an ihr zerrten und sie vom Fenster fortschleiften. Und nun begann ein regelrechter Kampf auf Leben und Sterben. Die Verzweiflung lieh ihr Kräfte. Sie hatte sich im Nu frei gemacht und ging mit Fäusten auf ihn los. Jetzt hatte er sie mit beiden Händen am Halse gepackt und wirbelte sie mit derartiger Wucht im Kreise herum, daß sie das Gleichgewicht verlor und zu wanken begann. Sie war auf die Knie gestürzt, und diesen Moment versuchte er zu benutzen, um sie gänzlich zu Boden zu strecken . . . Vor ihren Augen begann es zu flirren . . . Spiegel, Kleiderständer, Stuhl, Kamm, Bürste und Puderquaste fingen bunt durcheinander zu tanzen an . . . Wieder gelang es ihr, sich zu befreien und in die Höhe zu kommen. Und nun änderte sie ihre Taktik . . . Sie ging mit den Nägeln auf seine Augen los — und so tief sie konnte, bohrte sie ihre Nägel in sein Fleisch.

„Werden Sie auf der Stelle aufhören, Sie Luder, Sie,“ schrie er gepeinigt auf.

Diese Worte reizten sie aufs äußerste, und mit gesteigerten Kräften

setzte sie ihr Nachwerk fort. Ihre Nägel wuchsen gleichsam in sein Fleisch hinein und schnitten tiefe Wunden. Und plötzlich taumelte er zurück — das Blut strömte von seinem Gesicht.

Hoch aufgerichtet — vor Erschöpfung leuchtend — mit Blut befleckt, stand sie da. Einen flüchtigen Augenblick betrachtete sie ihn mit unsagbarer Verachtung, ehe sie blitzschnell Hände und Gesicht sich wusch und die Garderobe verließ.

Unten stieg sie in den ersten Wagen, der ihr begegnete — aus Furcht, irgend jemand könnte sie in diesem Zustand treffen. Während der Fahrt beugte sie den Kopf beständig aus dem Fenster und sog gierig die kalte Winterluft ein . . . In ihrem Zimmer brach sie — angekleidet wie sie war — leblos auf ihrem Bett zusammen. Erst einige Stunden später erwachte sie aus diesem dumpfen Zustande — und ganz allmählich konnte sie sich an das, was inzwischen geschehen war — erinnern . . . Und da empfand sie eine stille, grausame Freude über ihren Sieg, und daß sie Mut und Kraft besaßen, mit dem Unhold abzurechnen. Ihr war, als wenn sie sich durch diesen Kampf gereinigt hätte und nun wieder berechtigt wäre, den Menschen gerade ins Auge zu sehen. Was aber sollte jetzt geschehen? . . . Das Theater durfte sie nicht mehr betreten — so viel stand fest — mit welchen Gründen jedoch konnte sie ihren Entschluß vor Alexander aufrecht halten? . . . Und wovon leben? . . . In dieser Nacht ahnte sie noch nicht die Größe ihres Erfolges — und daß ihr von allen Seiten die glänzendsten Anträge zugehen würden. Zukunftsängsten erfüllte sie — unruhig wälzte sie sich auf ihrem Lager, bis ihr endlich die Lider schwer zufielen und der Sorgenbrecher Schlaf sie sanft und lind umfing . . .

Der nächste Morgen schon sollte allen ihren Zweifeln ein Ende machen und ihr die klägliche Gewißheit bringen, wie jammervoll es um die Freiheit ihres Willens bestellt war.

Ganz in der Frühe erschien der Theaterdiener, der sie persönlich zu sprechen wünschte, und als sie sagen ließ, sie läge noch im Bett, er möge der alten Frau seinen Auftrag übergeben, erwiderte er, ihm sei der strikte Befehl zuteil geworden, ihr eigenhändig sein Schreiben zu überreichen.

Ah — dachte sie — das ist die Kündigung, und eiligst schlüpfte sie in Schlafrock und Hausschuhe.

„Gier, gnädiges Fräulein,“ sagte der Alte mit ernster Miene.

„Antwort ist nicht nötig,“ setzte er hinzu, und mit einem „Guten Morgen“ war eiligst er wieder aus der Tür.

Sie trat an das Fenster ihrer kleinen Kammer und wog wohl eine Minute das Gewicht des Schreibens, ehe sie es öffnete. Und nun las sie, während die Rötung ihr bis zu den Haarwurzeln stieg. Ohne Anrede setzte der Brief ein, der folgende Zeilen enthielt:

„Da nach dem gestrigen Vorfall jede persönliche Auseinandersetzung zwischen uns sich erübrigt, teile ich Ihnen mit, daß ich mit aller Bestimmtheit absolutes Schweigen von Ihnen erwarte; des weiteren halte ich es für selbstverständlich, daß Sie nach wie vor auf das gewissenhafteste und pünktlichste Ihren Vertrag erfüllen und mich weder durch Fernbleiben noch Absagen materiell schädigen. Sollten Sie in dem einen oder anderen Punkte meine Erwartungen täuschen, so werde ich nicht nur alle kontraktlichen Konsequenzen ziehen, sondern auch unverzüglich Herrn Alexander Oblomoff über die Vorfälle der Nacht vom 13. dieses Monats mit allen ihren Einzelheiten unterrichten.“

Diesen Brief hatte er nur mit seinem Anfangsbuchstaben unterzeichnet.

Das Blatt entfiel ihren Händen. Sie stierte vor sich hin, unfähig, nur einen klaren Gedanken zu fassen. Dann aber schrie sie jammervoll auf, und wie ein in seinem Käfig eingesperrtes wildes Tier durchmaß sie ihr Zimmer. Und so sehr sie sich das Hirn zermarterte — es gab keinen Ausweg — immer wieder kam sie zu dem Schluß: Du bist in der Gewalt dieses Vurfschen und darfst dich nicht rühren — dein ganzes Leben ist zugrunde gerichtet und verpfuscht . . . Langsam kroch sie wieder in ihr Bett — sie zog die Decke über den Kopf und hatte nur den einen Gedanken: Weit — weit fort zu sein . . . nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu hören . . .

• Zehntes Kapitel:

In der Folgezeit mied die Angelika offensichtlich Alexander. Wenn Proben oder Vorstellungen sie nicht zwangen, in das Theater zu gehen, so hockte sie bei der alten Frau. Denn vor der Einsamkeit hatte sie eine unsinnige Furcht. Bei der Alten war es gut sein. Die stellte keine Fragen, sondern sorgte still für die Behaglichkeit des kleinen Fräuleins, das so vergrämt ihr gegenüber in dem schwarzledernen Sorgenstuhl saß und beim leisesten Geräusch zusammenschreckte. Nur zuweilen warf

sie auf das blasse Gesicht, das seit einiger Zeit so ganz verändert schien, einen sorgenvollen heimlichen Blick, den die Angelika nicht merken durfte. Sie wußte längst, daß die beiden nicht Geschwister waren — und ohne Worte zu machen, hatte sie sich schweigend darüber hinweggesetzt. Einmal sagte sie unvermittelt zu der Angelika, während sie ihr mit welken Händen aus der braunen Kanne den dampfenden Kaffee eingoß: „Ach liebes Kind, es tut nicht gut, wenn Liebesleute so lange böse sind. Ehe sie es merken, hat sich zwischen ihnen eine Mauer aufgetan, über die keines von beiden hinüberkann.“

Als die Angelika verängstet sie anblickte, wehrte sie voll Güte ab.

„Ach liebes Kind, meinen Sie, daß einem auch mit halbblinden Augen so etwas entgeht . . . Lassen Sie sich darüber kein graues Haar wachsen — ich werde Sie nicht schelten. Wenn man alt und weiß geworden ist, versteht man entweder nichts — oder alles. Und wer soviel erlebt hat, wie ich, der nimmt, weiß Gott, keinen Anstoß daran, daß sich zwei junge Menschen auch ohne Standesamt gut sind. Liebes Kindchen, das Leben ist so traurig — man soll es sich gegenseitig nicht noch saurer machen, als es ohnehin schon ist. Und der Tod kommt, bevor man sich's versieht, und nimmt einem das Liebste. Dann möchte man sich schelten um jede Stunde, die man sich verkürzt oder vergällt hat.“

„Nicht weiter sprechen,“ flehte die Angelika. „So eine Angst habe ich vor dem Tode, daß es mich kalt und heiß überläuft, wenn man nur davon redet.“

„Fräuleinchen, wer wird sich denn so erregen, schon bin ich still und rede kein Wort mehr.“

Und besorgt legte sie einen Moment ihre dünnen Arme um den schlanken Hals der Angelika. Der war es, als ob der Tod selber mit kalten Händen sie berührte. Das Herz stand ihr still. Erst als die Alte sie wieder freiließ, atmete sie erleichtert auf.

Zuweilen spürte sie den Drang, der alten Frau sich zu bekennen — ihr alles zu erzählen — um wenigstens einer Seele gegenüber sich zu erleichtern. Doch das Wort kam nicht über ihre Zunge — nein, niemand — niemand durfte davon wissen.

Sie mied Alexander. Und trotzdem lauschte sie mit verhaltenem Atem, wenn sie seine Schritte zu hören glaubte. Und obwohl sie vor dem Schlafengehen jedes Mal das Zimmer verschloß, wartete sie sehnsüchtig, daß er an der Tür rütteln und Einlaß begehren würde. Und Stunde auf Stunde verrann — und sie verzweifelte ob der ohnmächtigen

Kraft ihres Wünschens. Mit halbgeöffneten Lippen betete sie: Lieber Gott, gib, daß er zu mir kommt . . . Und wäre er gekommen, sie hätte sich nicht gerührt und geregt, und eher die Zunge sich abgebissen, als ihm geöffnet . . .

Wer will ein Menschenherz in seiner Irrsal verstehen, da es sich doch selber nicht zu fassen vermag.

Alexander fraß sich in seine Bitterkeit hinein und wartete, daß sie das erste gute Wort ihm geben sollte. Er fühlte sich durch sie verletzt, erniedrigt und zurückgestoßen. Mit welcher Engherzigkeit und seinem Empfinden nach kränkenden Gleichgültigkeit war sie über die Wendung seines Schicksals hinweggeschritten. Ihr Haß gegen Herrn von Bardeleben dünkte ihn erbärmlich und töricht zugleich. Und in welch' beschämende Lage brachte sie ihn dem Freunde gegenüber, bei dem er ihr Ausbleiben mit leeren Entschuldigungen hatte rechtfertigen müssen, bis ihm dieser Zustand unerträglich wurde und er den Weg zur Wahrheit und Offenheit fand.

Herr von Bardeleben hatte kein Wort gesagt. Er zählte zu den Menschen, die das Gefühlsleben Anderer respektierten. Alexander indessen hatte darunter gelitten — und sein Stolz wehrte sich dagegen, die Hand zur Versöhnung zu reichen. Und doch hätte er vielleicht diesem unerträglichen Zustand eher ein Ende gemacht, wenn nicht die neuen Eindrücke übermächtig auf ihn eingewirkt hätten. Jede freie Stunde verbrachte er bei Herrn von Bardeleben, der ihm mit gütiger, sicherer Hand eine unbekannte Welt erschloß. Er lehrte ihn die Kunst, Bilder zu sehen und Farben und Formen zu begreifen. Er führte ihm geistige Nahrung zu und lenkte sein Interesse auf die Probleme, die die moderne Wissenschaft stellte. Als eines der ersten Bücher hatte er den Dblomoff gelesen, dem er seinen Namen dankte. Und wie den verstorbenen, unbekannten Vater schüttelte auch ihn die Angst, daß Kraft- und Energielosigkeit als unüberwindliche Hemmungen ihm den Weg seiner Entwicklung versperren würden. Herr von Bardeleben lachte ihn kräftig aus, so oft er sich von solchen Grübeleien unterjochen ließ, und seine Art tat Alexander so wohl, daß er sich ihm immer enger anschloß. Längst hatten sie beide Duzbrüderschaft geschlossen — und nichts gab es in Alexanders Leben, das er nicht dem erfahrenen Manne anvertraut hätte. Wie ein offenes, aufgeschlagenes Buch lag seine ganze Vergangenheit vor dem älteren Freunde. Das großväterliche Heim hatte er ihm geschildert, wie er der Dumpfheit dieser Verhältnisse entronnen war, wie Agnes Feustel Taler

auf Taler gespart hatte, um ihm Freiheit und Bewegung zu ermöglichen, wie nach dem Tode der Mutter in sein dunkles, armes Dasein durch Elisabeth von Sydow Sonne und Licht gekommen war, wie das kleine Herz an ihm gehangen, wie sie in kindlicher Verwegenheit gemeinsam hatten fliehen wollen und nur durch den Baron von ihrem Abenteuer zurückgehalten wurden — und wie er schließlich durch die Angelika zur Schmiere und zum schauspielerischen Beruf gelangt war.

Aufmerksamen Ohres hörte Herr von Bardeleben ihm zu. Jedem noch so geringfügigen Datum aus seinem Leben brachte er das lebhafteste Interesse entgegen.

Und eines Tages machte er sich auf den Weg, um die Angelika zu besuchen. Er wußte, daß Alexander Probe hatte, während sie nicht beschäftigt war.

Die alte Frau öffnete.

„Der Name tut nichts zur Sache,“ erwiderte er auf ihre Frage. „Sagen Sie, ein auswärtiger Direktor wünschte das Fräulein geschäftlich zu sprechen.“

Die Angelika lugte erst vorsichtig durch eine Türspalte. Vielleicht war es ihr Direktor, der sich auf diese Weise einzuschleichen versuchte. Seit jenem Abend hatte sie ihn gottlob nicht mehr zu Gesicht bekommen. Erst als sie sich überzeugt, daß ihr Verdacht unbegründet sei, kam sie langsam zum Vorschein und ersuchte den Fremden, näher zu treten.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte sie kühl.

„Gestatten Sie zunächst, daß ich Ihnen meine Bewunderung ausdrücke. Ich habe Sie in jener denkwürdigen Hamletpremiere zum ersten Male gesehen und einen so starken Eindruck empfangen, daß heute, wo vierzehn Tage oder gar drei Wochen darüber verstrichen sind, Ihr Anblick schon mich bewegt und erschüttert.“

Sie dankte mit einem leichten Erröten. Seine Worte hatten so ehrfürchtig geklungen, und die ganze Art seiner Sprache und Haltung hatte etwas so Apartes und Vornehmes, daß sie sofort Vertrauen faßte.

Er aber fuhr mit einer leichten Unsicherheit fort: „Ich möchte Sie unter keinen Umständen täuschen — ich hatte längst den Wunsch, Sie kennen zu lernen, und nur die Besorgnis, Ihnen lästig zu fallen, hat mich bisher zurückgehalten. Ich weiß, daß Sie mir nicht freundlich gesonnen sind, und komme dennoch. Mein Name ist — — —“

Sie hatte ihn nicht zu Ende sprechen lassen — mit einer ruckartigen Bewegung war sie aufgefahren, während sich über ihrer Nase bittere



Raphael: Madonna.
Zum Essay v. Paul G. Konobny.

auf Taler gespart hatte, um ihn Freiheit und Vergnügen zu erlangen — wie nach dem Tode der Mutter in sein dunkles, armes Leben. Elisabeth von Gudow Sonne und Licht gekommen war, wie das reine Herz an ihm gehangen, wie sie in kindlicher Verwegenheit geküßt und hasten fliehen wollen und nur durch den Baron von ihrem Abgang zurückgehalten wurden — und wie er schließlich durch die Fugate-Schmiere und zum schauspielerischen Beruf gezwungen war.

Kaiser Johann Theres hatte Herr von Laroche den ihm zu noch so geringfügigen Dingen aus seinem Feder brachte er das tiefste Interesse entgegen.

Um eines Tages machte er sich auf den Weg, um die Kaiserin zu besuchen. Er wußte, daß Alexander Prede hause, während sie nicht schäftig war.

Die erste Frau öffnete.

„Der Name ist nichts zur Sache,“ erwiderte er auf ihre Frage. „Sagen Sie, ein auswärtiger Direktor wünschte das Fräulein gesehen zu haben.“

Die Angestellte lugte erst vorsichtig durch eine Türspalte. Dann war es der Direktor, der sich auf diese Weise einzufinden versuchte. Seit jenem Abend hatte sie ihn gütlich nicht mehr zu Gesicht bekommen. Sie als sie sich überlegte, daß ihr Verdacht unbegründet sei, kam langsam zum Besinnen und suchte den Freunden, näher zu treten.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte sie kühl.

„Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meine Bemerkungen mitteile. Ich habe Sie in jener denkwürdigen Samletpremiere und Male gesehen und einen so starken Eindruck empfangen, daß bis vierzehn Tage oder gar drei Wochen darüber verstrichen sind, und ich schon mich bewert und erschüttert.“

Sie dankte mit einem leichten Grinsen. Seine Worte hatten sich befürchtend geklungen, und die ganze Art seiner Sprache und hatte etwas so Apartes und Vornehmtes, daß sie sofort Vertrauen.

Er aber fuhr mit einer leichten Unsicherheit fort: „Ich bin unter solchen Umständen stehen — ich hatte längst den Wunsch, Sie kennen zu lernen, und nur die Besorgnis, Ihnen lästig zu sein, hat mich bisher zurückgehalten. Ich weiß, daß Sie mir nicht fremd sein können, und komme dennoch. Mein Name ist — — —“

Sie hatte ihn nicht zu Ende sprechen lassen — mit einem leichten Verwundern war sie aufgefahren, während sich über ihrer Stirn



Raphael: Madonna.
Zum Essay v. Paul G. Konody.

Halten einzeichneten und ihre Augen finster und trotzig auf ihn gerichtet waren.

„Mir und sich hätten Sie das ersparen sollen,“ sagte sie mit verhaltener Erregung.

„Hören Sie mich nur wenige Minuten an,“ bat er, ohne von seiner chevaleresken Höflichkeit nur das Mindeste aufzugeben, „dann mögen Sie tun und lassen, was Ihnen gut dünkt.“

Sie schüttelte unmutig den Kopf.

„Mit mir braucht man nicht zu verhandeln,“ antwortete sie bitter. „Ich weiß, Sie wollen ihn mir stehlen. Vielleicht haben Sie sogar die besondere Güte, mich um den Kaufpreis zu fragen.“

Ihr Gesicht wurde bei diesen Worten freidig, und ihre Augen flackerten unruhig.

„Unterbrechen Sie mich bitte nicht,“ fuhr sie hastig fort, „ich bin gleich zu Ende. Sie dürfen ihm getrost sagen: Ich halte ihn nicht. Will er gehen, so ist der Weg frei — ich — nein, nein, es ist genug.“

Herr von Bardeleben war im ersten Augenblick dermaßen durch diesen Ausbruch erschreckt, daß er zunächst fassungslös dastand. Aber gleich darauf fand er seine Ruhe und Überlegenheit wieder. Sehr gütig, aber auch sehr bestimmt antwortete er: „Zuvörderst möchte ich Sie darüber aufklären, daß Ihre Annahme total irrig ist, ich sei mit einem Auftrage irgend welcher Art über diese Schwelle gekommen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Alexander nichts von meinem Besuche ahnt. Ich habe mich zu diesem Schritt aus eigenster Initiative entschlossen — und wie Sie auch mein Tun beurteilen mögen — ich bitte Sie, Alexander dabei aus dem Spiele zu lassen. Und nun, mein liebes Fräulein, sage ich noch einmal: Hören Sie mich ruhig an und mißtrauen Sie mir nicht von vornherein. Ich bin mir durchaus bewußt, daß Sie bessere und ältere Rechte auf ihn geltend machen können, als ich. Ich weiß, daß Sie beide eine starke Liebe und eine große Leidenszeit verknüpft. Ich bin nicht der gewalttätige oder frivole Mensch, für den Sie mich offenbar halten . . . Nichts liegt mir ferner, als mich zwischen Sie und ihn zu drängen. Diesen Menschen liebe ich als das Teuerste, was ich noch auf Erden besitze, und ich liebe Sie, weil Sie ihm nur Gutes erwiesen haben. Ich bin von einer solchen Freude und Dankbarkeit gegen Gott erfüllt, daß ich nichts Böses im Schilde führen kann. Ich bitte Sie, mein Fräulein, mir dies aufs Wort zu glauben.“

Er schloß und reichte ihr die Hand, in die sie zögernd einschlug.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie schüchtern, „ich habe den Gedanken, daß ich ihn mit irgend einer Seele teilen soll, bisher nicht ertragen können, mich daran zu gewöhnen, wird — wie ich fürchte — mir auch jetzt noch schwer fallen. Allein ich fühle, daß ich Ihnen gegenüber im Unrecht bin, und bitte Sie, mir nicht böse zu sein.“

„Ich bin es nie gewesen. Ich habe nur den einen aufrichtigen Wunsch, daß wir Freunde werden.“

„Herr von Bardeleben — nicht wahr, so ist doch Ihr Name,“ — er nickte bestätigend — „ich wünschte, daß Alexander nichts von Ihrem Besuch erführe.“

Er verbeugte sich zustimmend.

„Und ich bitte Sie ferner, sich in der Folgezeit nicht um mich zu kümmern — bis ich selbst bei Ihnen anklopfen werde . . . nämlich —“ sie stockte eine kleine Weile, dann fuhr sie mit großer Anstrengung fort — „nämlich — ich bin sehr unglücklich und brauche Alleinsein und Abgeschlossenheit, um mich selber zu finden. Wenn Sie später einmal die Gründe erfahren sollten — — so denke ich, werden Sie mich begreifen. Ich muß meine letzte Kraft zusammenraffen“, schloß sie furchtsam, „um abends spielen zu können. Und nun leben Sie wohl, Herr von Bardeleben, es war sehr, sehr gütig, daß Sie zu mir gekommen sind. Übrigens, darf ich Ihnen noch sagen, daß Alexander Stirn und Augen von Ihnen hat . . .!“

Bei den letzten Worten fühlte sie plötzlich, daß ihr schwindelig wurde und eine Übelkeit sie überkam, an der sie in den letzten Tagen beständig gelitten hatte.

Herr von Bardeleben verabschiedete sich — bevor er ging, hielt er eine vorüberhuschende Sekunde ihre leise zuckende Hand in der seinen.

Auf dem Treppenflur blieb er stehen und atmete beklommen auf . . .

Was hatte er erlebt — in eine zerrissene Seele hatte er geblickt — und erschüttert sah er noch jetzt ihre verstörten Züge, aus denen unsagbares Leid deutlich sprach . . . Was war hier geschehen, fragte er sich unruhig. Er war ein viel zu guter Menschenkenner, um nicht zu wissen, daß es sich hier um keine Weiberlaune handelte. Hier stand ein gequälter Mensch hart vor dem Abgrund — hier ging es um das Letzte . . . Was aber konnte er tun . . . Wie vermochte er zu helfen? . . . In tiefer Ratlosigkeit schritt er langsam die Treppen hinab . . .

S c h l u ß i n d e r D e z e m b e r - N u m m e r .

Ernst Schur: Die Ausstellung München 1908.

Einleitendes.

Worin besteht der Zweck einer solchen Ausstellung, die eine Unsumme von Energie und Disziplin verlangt, die die verschiedensten Kräfte zusammenruft und sie zu gemeinsamer Arbeit eint? Wir haben uns so sehr an diese Massendemonstrationen gewöhnt, daß uns nur noch das Riesenhafte imponiert, und zweifellos wird die Zukunft da eine Korrektur bringen.

Was einer solchen Veranstaltung die überragende Bedeutung gibt, das ist die dem Ganzen zugrunde liegende Idee, die Kulturidee. Wir befinden uns seit etwa zwei Jahrzehnten, genauer, eigentlich erst seit einem Jahrzehnt in einer Entwicklung, die die gesamte Erscheinung unserer äußeren Kultur einer Umformung unterzieht. Die Architektur, die Raumkunst, das Kunstgewerbe sind für uns neue, lebendige Begriffe geworden. Und indem diese äußere Kultur sich als ein Zwang zur Form, als eine Notwendigkeit der Gestaltung überall durchsetzt, spüren wir dabei das Geistige, das hinter diesen Dingen wirkt. Die neue Raumkunst ist ein Ausdruck unseres inneren Wesens, das nach Neugestaltung verlangt.

Es ist kein Zufall, daß sich Bestrebungen dieser Art an den verschiedensten Orten Deutschlands in gleicher Weise regen. Darmstadt, Köln, Dresden — überall eine übereinstimmende Richtungslinie, ein Hindrängen zu einem Ziel, das auf verschiedenen Wegen erreicht wird, wie sie sich in den wechselnden Kunstgewerbeausstellungen dieser Städte darstellen, ein vielfältiges Versuchen, das einem gemeinsamen Wollen dient.

Wenn in diesem Jahre München eine Überschau gab, so hat es damit gegen sich selbst eine Verpflichtung eingelöst. Von München gingen die neuen Bestrebungen einst aus, die nun zu aller Erstaunen so überraschend schnell Einfluß gewannen und erstarkten, in den verschiedensten kleineren Zentren des Deutschen Reichs (es sei nur an Weimar erinnert, wo van de Velde wirkt, an Darmstadt, das einer ganzen Künstlerschar

Aufgaben zuwies) Einfluß gewann und in ganzen Bezirken (wie in den Ländern am Rhein) künstlerisches Leben weckte. Darum war es eine Ehrenschuld, der München nachkam, wenn es seine Kräfte nun vereint vorführt.

Zum Unterschied von Dresden hat München sich auf sich selbst beschränkt. Dresden öffnete die Pforten seiner Ausstellung 1906 allen deutschen Künstlern. München zeigt nur, was Münchener Künstler, Münchener Industrie, Münchener Handwerk leisten. Der oberste Grundsatz war, daß alles, was hier gezeigt wurde, künstlerischen Stempel in jenem neuen Sinne aufweisen sollte, in dem der Künstler auch von den Dingen der Praxis seinerseits lernt, sich nicht nur darauf beschränkt, einen schmückenden Schnörkel anzubringen, sondern den Dingen organische Form gibt, die Sachlichkeit und Schönheit vereint.

Indem so alle Kräfte aufgerufen werden, ergibt sich ein Reichthum der Erscheinungen, der eine Vorstellung von dem Kulturstreben unserer Zeit gibt. Solche Ausstellungen sind Kulturdokumente. Es wird nicht nur gezeigt, was die Gegenwart leistet; es wird durch dieses Zusammenströmen der Kräfte der Mut gestärkt, zu immer neuen Problemen wagemutig vorzuschreiten, und indem uns solche Ausstellung sowohl in das, was ist, einführt, als auch aufzeigt, wo noch wieder neue Arbeit einzusetzen hat, vermittelt sie uns einen Schatz von Vorstellungen, mit denen wir den Sinn unserer Gegenwartskultur bedeutsamer erfassen und den Umkreis der gesamten Arbeit unserer Zeit überzeugter würdigen.

•

•

•

Architektur und Raumkunst sind die Grundpfeiler dieser modernen Anschauung, die uns allmählich wieder auf ein Niveau verhelfen will, wie es in der Kultur unserer Vorväter sich darstellte, wonach eine Bewilderung der Formen einsetzte, der wir jetzt Herr zu werden beginnen. Die neue Bewegung setzte ganz unscheinbar ein. Im Kunstgewerbe begann die Revolutionierung; neue Muster, neuer Schmuck; die kleinen Dinge des täglichen Gebrauchs wurden vorgenommen, in ihrer Erscheinung mußten sie sich ändern. So kam man von selbst zum Zimmer, zum Raum, und nachdem man sich an die Möbelform herangewagt hatte, kam man zu Wand und Decke, und da man hier schon auf architektonische Probleme übergegriffen hatte, wagte man sogar, im Ganzen der Baukunst nahe zu treten. Nun, nachdem vom Kleinen zum Großen fort-

geschritten war, kam eine Rückbewegung, die den neuen Tendenzen nur förderlich war. Sie, die vielleicht noch zu unsicher und haltlos bleiben mußten, gewinnen nun in der Architektur festen Grund. Und rückwirkend durchströmte nun die architektonische Idee die Raumkunst und das Kunstgewerbe und verschmolz das Vielfältige zu einer Einheit. Die architektonische Idee, deren Erstarren, deren Entwicklung wir jetzt mit erleben.

Das Walten der architektonischen Idee spürt man hier am nachhaltigsten, wenn man im Geist das Ganze überschaut; von den einfachsachlichen Ausstellungshallen an, die in Eisen und Beton in monumentaler Schlichtheit, glatten Flächen, geradlinigen Silhouetten, errichtet waren, bis zu der großräumlichen Gestaltung des Parks, in dem Plastiken mit vorzüglicher Raumwirkung aufgestellt waren, so daß Schmuckanlagen, Erholungsstätten geschaffen waren, die der Stimmung alter Parks etwas Neues an die Seite stellten, bis zu dem Vergnügungspark, in dessen breiter Plakatfarbigkeit, in dessen derben Formen ein neuer Stil gefunden war, dessen Lustigkeit durch ein wohlabgewogenes Spiel der ordnenden Phantasie wohltuend gedämpft war.

Ein imponierender Rhythmus, der das Ganze durchströmte, etwas, das in seiner Bewußtheit und Kraft mit Hoffnung auf die Zukunft erfüllte.

Die Kultur.

Dieser ganze äußere Rahmen ist eine Leistung der Stadt, die den Baugrund (bevorzugt gelegen, über der breiten sich hindehnenden Theresienwiese, im besten Viertel der Stadt, mit altem Baumstand, ganz hinten am Horizont von diesem erhöhten Standpunkt aus der blauweiße Kranz der fern verdämmernden Berge) hergab und von ihren Baumeistern die Gebäude errichten ließ. Man muß das hervorheben. Was im eigentlichen Sinne modern ist, ist hier von den städtischen Behörden geleistet. Das ist vorbildliche Arbeit und vorderhand noch selten anzutreffen.

In einer langen Flucht von Räumen legt die Stadt von ihrer Tätigkeit Zeugnis ab. Diese interessiert selbst da, wo sie außerhalb des Künstlerischen verbleibt und nur tätige Kulturarbeit darstellt, die in ihrem Ernst, ihrer Sachlichkeit ebenso sehr die geistige Energie verrät, wie die Dokumente der Kunst. Manche dieser Räume haben mit der Raumkunst und dem Kunstgewerbe eigentlich nichts zu tun. Aber man durchschreitet

sie mit dem Gefühl der Achtung vor einem gutgeleiteten Gemeinwesen. Diese Abteilungen nehmen einen breiten Raum ein; doch da das Ganze in sich Einheit hat, fesselt die Intensität der Arbeit. Man tritt diesen Ausstellungsobjekten vielleicht zuerst mit einer gewissen Gleichgültigkeit gegenüber, bis man die Beziehungen und die Bedeutung ermißt. Dann merkt man auf, und ein fremdes Gebiet erschließt sich im flüchtigen Überblick; ein Gebiet voller Arbeit und Umsicht. Und man sieht, wie entscheidend ein solches Gemeinwesen einwirken kann, indem es der Baukunst, dem Kunstgewerbe die großen, praktischen Aufgaben zuweist, an denen sie wachsen. Wir begreifen, daß in diesen der Allgemeinheit dienenden Notwendigkeiten vielleicht ein ebenso neuer Geist wirkt, wie in der Ingenieurkunst im Verhältnis zur Architektur; die neuartige Tendenz darin spüren wir, das Sachliche, das Notwendige. Darum schätzen wir diese Arbeit und lernen von ihr. Das Können unserer Zeit dokumentiert sich in diesen technischen Leistungen ebenso wie in der Kunst, und es soll sich immer imponierender entfalten.

Man nehme etwa den Straßenbau. Er wird hier in einem Raum durch plastische Demonstrationen erläutert. Technisch interessante Anlagen, deren sinnvolle Kraft überrascht und fesselt. Dann die Entwicklung der Gas- und Wasseranlagen, die ein ganzes Netz unter der Stadt hin spinnen. Der Geleisbau der Straßenbahnen in Gegenüberstellung der Lösungen verschiedener Perioden.

Der Tiefbau. Das unterirdische München enthüllt sich. Die Schichtung des tertiären Untergrundes der Stadt, die als Grundlage der Anlagen zu dienen hat, wird erläutert. Die Grundwasserverhältnisse. Man bekommt eine Vorstellung von den großen Zusammenhängen eines Gemeinwesens. Ausgedehnte, unterirdische Spülgalerien, Hochbehälter; Verteilungsschächte und Kammern. Zuleitungen, Entleerungen; Ableitungstollen und Druckrohrstränge.

Von fernher, aus Quellen und Tälern, wird das Wasser geleitet und in jedem Moment durch ein Rohrnetz richtig verteilt. Plastische Darstellungen erläutern das Technische, stellen es sinnfällig vor das Auge, so daß das Fremde plötzlich Leben gewinnt. Ein Diorama gibt den gesamten Überblick.

Die Anlagen der Gasanstalten, die einen ganzen Komplex ergeben, deren monumentaler, nur sachlicher Charakter im Architektonischen den imponierendsten Eindruck macht. Es ist ein Rhythmus in dieser Größe. Man spürt, wie die Kraft diesen Organismus, der weithin seine Fang-

arme recht, durchströmt. Das ist alles Technik. Nur Technik. Aber ist es nicht konzentrierter Geist? Ist es nicht, in dieser Disziplin und Kraft, Schönheit?

Die Wasserzuleitung aus den Talhängen der Mangfall, illustriert an einem Modell, das einen ganzen Raum füllt. Wie aus den verschiedensten Tälern die Quellen zuströmen und geleitet werden. Weitumschauender Blick. Die Isarregulierungen werden erläutert. Wehr- und Wasserkraftanlagen; in Stufen setzt sich das Bett ab und das Gefälle wird so allmählich nivelliert. Die Isarwerke, die die elektrische Kraft produzieren und weiterleiten. (Bei dieser Gelegenheit sei auch an die schönen, einfachen Brücken erinnert, die München besitzt, Bauwerke, um die sie jede Stadt beneiden muß.) War dies alles praktisch und hatte darin seine Größe, daß es kraftvoll und umsichtig war, so kommen wir bei den städtischen Gartenanlagen wieder auf das Gebiet des Schönen. Gerade diese Fragen sind jetzt aktuell, und man hat über Platz- und Straßenanlagen, über gärtnerischen Schmuck jetzt wieder andere Ansichten als früher. Hier gibt es noch viel zu tun. Wie langweilig sind meist unsere Plätze! Das ist das Schöne, daß man merkt, wie viel Arbeit hier noch zu leisten ist, und daß man spürt, daß ein Anfang da ist.

Das Bedeutsame an diesen Gruppen ist, daß das Sachlich-Wertvolle in einer geschmackvollen, anschaulichen Form nahegebracht wird. Die Kunst schafft hier dem Praktischen einen schönen Rahmen, und hier ist den Architekten und Künstlern ihr Feld zugewiesen. All diesen trockenen Dingen ist z. B. durch feine Raumgestaltung ein gutes Aussehen, ein übersichtliches Arrangement (in den meisten Fällen hatte Bau- rat H. Gräßel die künstlerische Leitung) gegeben. Durch diese Gestaltung erst gewinnen die Dinge die Anschaulichkeit.

Diese Folge setzt sich dann noch weiter fort. In Räumen, die schlicht und doch dekorativ von R. Schachner gestaltet sind (eine Hauptfarbe beherrscht Wand, Boden und Decke) erhält der Laie fernerhin Kunde von Wachstum und Entwicklung der Stadt. Sehr lustig stellt das Statistische Amt seine Resultate dar. Das Münchener Kindl erscheint in wachsenden Größen, vom Wickelkind bis zum Riesenkind; es illustriert das Anwachsen der Bevölkerung. Immer kleiner werdende Maßkrüge stellen die erfreuliche Tatsache fest, daß der Bierkonsum pro Kopf abnimmt.

Eine vorbildliche Leistung ist die Einrichtung der Apotheke des III. Krankenhauses; hier wächst sich die bisher nur begleitende Raumgestaltung zu einer vollen, eigenen Leistung aus. Fein ist dieser Raum

in seiner Farbenmischung, des grauen Holzes, der schwarzen Einlagen, mit Grün in den Vorhängen, in dem Fußboden, den Möbeln und den helleren Metallgriffen an den Schränken und Kästen; ja selbst die grünen, gelben, schwarzen, violetten Gläser und Flaschen in den Regalen sind dekorative Hilfsmittel und schmücken den Raum.

Ein hellgrauer Krankensaal mit geschmackvollem Bilderarrangement schließt sich an. Modelle von Krankenhäusern zeigen intimes Zusammenwirken der Architektur, Gärten und Baumalleen. In das Waisenhaus München-Neuhausen führt uns ein reizendes Zimmerchen mit hellgrauen, mit Blumen bemalten Betten und Schränken, die für die Kinder sehr gut erdacht sind; die Einrichtung eines Pfründnerzimmers im neuen Heilig-Geistspital ist ebenfalls der Zweckbestimmung entsprechend im Charakter des Großväterlichen passend erfunden; gelbe gestrichene Wand, altbraunes Holz in Betten und Schränken, geblünte Decken. Die letzten beiden Räume sind von Gräffl.

Zu den schon vorhandenen, schönen Schwimmbädern kommen jetzt die großen Luftbäder, die die Stadt selbst anlegt.

Und nicht nur innerlich ist diese Arbeit gesund und kräftig, auch äußerlich tritt sie in geschlossen dekorativem Charakter auf. Man sieht durch eine weite Flucht von Räumen; Wand und Boden sind gleichmäßig in Braungrau verkleidet, und schwarze Holzleisten geben den Flächen Gliederung, zuweilen in den Türen Vorhänge von violetter oder grüner Färbung, die in dieses ernste Ensemble farbigeren Reichtum bringen. Das Architektonisch-Bewußte tritt in diesen Anlagen beherrschend hervor. Und wo vielleicht die Folge der Räume ermüdend wirkt, gibt ein festlicher Repräsentationsraum plötzlich Ruhe und Schönheit. Vier dekorative Landschaften von Franz H o c h, die vier Jahreszeiten, ausgeführt in leichter, beinahe pointillistischer Manier, schmücken den nicht großen Raum und geben ihm Weihe. Im Frühling lichte Birken; gelbe Fülle flutenden Getreides im Sommer; rotes Laub von Blut und Gold künden den Herbst; und lichter Schnee im Winter. Leicht und frei stehen diese großen Landschaften im Raum, ohne übertrieben eine eigene Note anzustreben, und die getupfte Farbigkeit steht gut auf dem Hintergrund der grauen Wände.

Von hier aus kann man dann wieder zum Künstlerischen gehen. Man sieht, wie weise Voraussicht die Ausdehnung der Stadt nach einheitlichem Plan regelt. Den neuen Straßen wird die Monotonie genommen, man läßt das Vorbild alter Straßen auf sich wirken. Märkte

und Plätze werden nach künstlerischem Gesichtspunkt angelegt. Eine Fülle von Material stellt Vergangenheit und Gegenwart in Beispiel und Gegenbeispiel gegenüber. Man denke, die städtische Behörde kritisiert sich selbst und sucht mit beharrlichem Sinn das Neue, — welch' Mut! Die Bauten von der vorjährigen Oktoberwiese, die Festdekoration bei der Einweihung des deutschen Museums in München — überall spürt man ein Wollen, das Anschluß sucht an die moderne Tendenz in der Kunst, an die Raumkunst, und das Gefühl ist hier schon so erstarrt, daß man selbst Tüchtiges zu leisten imstande ist, ja Vorbilder gibt.

Die Architektur.

Auf diesem Kulturuntergrund hebt sich die Architektur, das zweite große Gebiet, dem wir uns jetzt zuwenden, bedeutungsvoll ab.

Es ist schon gesagt worden, daß der architektonische Gedanke die Tendenzen unserer Zeit besonders markant zum Ausdruck bringt. Es wurde auch schon darauf hingewiesen, daß die ganze Ausstellung in den Bauten, wie in den Anlagen dieser Idee dient. Hier kommen wir nun zu der Baukunst im speziellen, als Sondergebiet der künstlerischen Betätigungen. Der Architektur ist, als Ausstellungsobjekt, ein breiter Raum gegönnt. Durch diese Reichhaltigkeit ist nicht nur ein Überblick über Münchener Baukunst ermöglicht; es wird der Etappengang der Entwicklung der Architektur unserer Tage illustriert. Insofern hat diese Vorführung typischen Wert, und eine Beschäftigung mit diesen Problemen ist um so nützlicher, als die Architektur immer gebieterischer in den Vordergrund des Interesses rückt und im Leben der Nation eine Rolle zu spielen beginnt, wie sie früher nur der reinen Kunst vorbehalten war.

Die Vorhalle, die Prof. Richard *V e r n d l* schuf, hat einheitlichen Charakter; sie zeigt in den diskreten, grauen Farben Disziplin und einen Sinn für ruhige Gesamtwirkung, die gerade für einen Eintrittseindruck entscheidend ist. Aber schon die Wandelhalle läßt Raumgefühl vermissen und wirkt in ihren grau-blau-grünen Tönen zu dumpf. Große, helle, lichte Raumwirkung wäre hier am Platze gewesen. Diese Halle ist zu klein; es macht sich hier charakteristisch bemerkbar, daß der Sinn für monumentale Aufgaben hier weniger geweckt ist, als der Sinn für das Intime. (Durchweg ist das zu spüren. Das gibt dem Ganzen den wohlthuend-behaglichen Charakter, aber man sagt sich, daß eine solche Ausstellung gerade das Monumentale zeigen muß, da sie selbst eine monumentale Idee ist, deren Verwirklichung selten gegeben ist.) Diese

Mischung schmutziger Farben wirkt merkwürdig drückend und steht im Gegensatz zu unserem modernen, dekorativen Fühlen. In der grauen Wand sind kleine, dunkelblaue Nischen ausgespart, in denen dunkle Bronzebüsten stehen; das Blau dieser Nischen schluckt die Wirkung der Bronzen auf. Nichts Repräsentatives ist dieser Wandelhalle eigen. Sie wirkt klein und unfrei, und die Vorhalle erscheint daneben groß. Am schlimmsten aber sind die Wandgemälde von Klemm, denen man leider nicht nur in diesem Raum begegnet. Es ist eigentümlich, wie solche Entgleisung im Dekorativen geduldet wurde. Eine Mischung von pompejanischem Stil mit Anregungen dekorativer Art im Farbigen von E. A. Weiß und Hofer. Kalkige, grelle Farben, die für das Auge auf diesem schmutzig graugrünen Hintergrund ganz disharmonisch wirken. Überladen und stilllos ist die Ehrenhalle für den Prinzregenten. Ein Anklang an Barock in den ausladend prunkvollen Formen; dabei fehlt aber das Festliche, Strahlende der Barockfarben; der eigentümlich dumpfschmutzige Generalton gibt auch hier dem Raum etwas Düsteres.

Es folgen nun Ehrenräume; sie gehören Theodor Fischer, Hans Gräßel, Friedrich von Thiersch, Franz Hocheder, Gabriel von Seidl, den Architekten, die Münchens offizielle Baukunst vertreten, seinen Ruf begründet haben. Als Räume sind diese Anlagen nicht glücklich. Man hat die Ausgestaltung den Architekten selbst überlassen. Ein Bestreben wird bemerkbar, moderne Grundsätze sich anzueignen. Doch bleibt eine Unentschiedenheit zurück, die anzeigt, daß der gute Wille nicht ausreicht. Am besten hat Hans Gräßel seine Aufgabe gelöst; die graue Wand, der graue, quadratisch geteilte Boden gibt eine gewisse Einheit. Geschmacklos aber wirkt, wie in allen Räumen, so auch hier die an der Decke, als Umfassung des Oberlichtglases, angebrachte, herabhängende Rüschenumrahmung.

Ganz im alten Stil verharret Hocheder, dessen Bauten dahin streben, den alten Vorbildern zu folgen. Auch Seidl kommt aus diesem Wirrwarr nicht heraus; jeder sucht sich aus fremden Stilen sein Vorbild und benützt es dann als Klischee. Das Künstlerhaus, eine Anzahl Kirchen zeigen dieses Schema, das an Bühnendekoration, an Maskeade erinnert. Jedoch, das eine ist zuzugeben: die Nachahmung ist wenigstens sinnvoll, sie proßt nicht, wie es in Berlin der Fall ist; sie hat eine gewisse Bescheidenheit im Nachfühlen. Bei den anderen Architekten macht sich schon ein Übergang bemerkbar. So merkt man bei dem Justizpalast von Thiersch ein munteres Farbengefühl, das zuweilen vielleicht über

das Ziel hinauschießt, aber doch wenigstens etwas wagt. Und in der Anlage von Treppengewölben lebt ein Gefühl für kompakte großzügige Raumwirkung. Bei Grässel sind weniger die Gebäude zu beachten; seine eigentliche Schöpfung sind die Friedhöfe, die seiner Leitung unterstehen, und speziell der Waldfriedhof, seine letzte Leistung, ist des Interesses sicher. Die Vorschriften, die er hierfür erließ, geben einem solchen Komplex eine schöne Ordnung und sorgen weitsichtig dafür, daß das Gelände im Sinn einer natürlichen Raumschönheit erhalten und ausgenutzt wird, und in diesem Rahmen ist dafür gesorgt, daß nichts Häßliches sich einschleicht; nur gute Leistungen in Denkmälern und Steinen, in denen das Material schön verarbeitet ist, kommen zur Aufnahme. Holzstränge und Eisenarbeiten erhalten wieder neuen, künstlerischen Wert, und selbst die Blumen wirken in schöner Ordnung mit zu dem Ganzen, dem der Wald einen stimmungsvollen Rahmen gibt, der an den entscheidenden Stellen durch Anlage schöner Brunnen, die ganz einfach, aber monumental gehalten sind, Unterstützung erfährt. An Ludwig Hoffmann, den Berliner Architekten, erinnert Theodor Fischer; auch er hat noch Anklänge an Stilbaukunst; aber seine Schlichtheit und Ehrlichkeit, der Sinn für zugleich intime und große Wirkung führt ihn eigene Wege. Sein Können zeigt sich in den schönen Volksschulen, die großzügig sind und doch auch jenes liebenswürdige Detail haben, das für die Kinder paßt, und die in der Grundanlage von vorbildlicher Sachlichkeit sind.

Das eine spürt man: auch da, wo diese älteren Architekten im Stil verharren, es ist doch mehr Eigenes in ihren Schöpfungen, als es sonst und anderswo der Fall ist, und sie vermeiden nach Möglichkeit jede Pose.

Von hier aus hat der einsichtige Besucher, der offenen Auges durch die Stadt geht, die Ausstellung zu ergänzen. Es ist für München charakteristisch, daß vorläufig noch die öffentliche und namentlich die städtische Baukunst auf einem höheren Niveau steht, als die private. Große Aufgaben, Hotels, Restaurants, Cafés und ähnliche Aufgaben, wie sie eine Großstadt mit sich bringt, harren noch der Initiative der unternehmenden Bürger. Nur ein neues Restaurant sah ich im Vorübergehen in der Neuhauserstraße, das in seiner schönen, ruhigen Wirkung des grauen, porösen Steins, die sehr vornehm zusammenhing mit dem tiefen Braun der Bänke und Möbel (ein feines Portal mit Reliefplastik im Türbogen als Eingang) den üblichen Viertellercharakter verleugnete. Auch das Landhaus kommt erst jetzt allmählich zu seiner Berechtigung. Was aber den Ruhm Münchens bildet, die schönen Brücken,

deren Monumentalität so entscheidend im Stadtbild mitwirkt — man braucht nur einmal die Isar hinabzugehen und man wird eine Fülle von Schönheit an diesen Schöpfungen bemerken — sie kommen hier nicht zur Geltung. Künstlerische Wahl des Materials, des schönen Steins, der an sich in seiner Porosität so wechselvoll und angenehm wirkt, zweckmäßige Gestaltung sowohl hinsichtlich der Aufgabe wie des Materials gehen hier zusammen. Der Sinn für ruhig-plastische Wirkung hat sich hier, in der Stadt Hildebrandts, fast eine Tradition geschaffen. Diese leichten Reliefs, die sich nicht vordrängen, diese breit ausgeschnittenen, durchbrochenen Flächen, die in sich ein großzügiges Muster ergeben, das niemals aufdringlich erscheint, dieses wohlervogene Verhältnis der Farbigeit und der Masse in sich und im Verhältnis zu der Umgebung (wie schön der graue Stein über dem Grün des Flußbettes!). Welch Abstand, wenn wir an Berliner Brückenkunst denken, wo immer noch ein übler Altscheestil und Hurrapose dominieren.

Das Zwischenstadium, in dem sich unsere moderne Architektur befindet, kommt typisch in den Räumen zum Ausdruck, die der privaten Baukunst gewidmet sind. Hier findet man neuere Tendenzen und Versuche, das praktische Wohnproblem frei von Stilen zu lösen. Insofern eine reichere Auswahl von Möglichkeiten, die ein Hinauskommen über das Niveau der Ehrensäle ahnen lassen. Ideen, wie sie in der Gartenstadtbewegung gegeben sind, geben eine Anregung zur Schaffung ganzer Komplexe, wie es sich in der Gartenstadt Harlaching bekundet. Terraingesellschaften zeigen, wie in Gauting und am Starnbergersee, eine geschickte Ausnutzung der natürlichen Schönheit des Geländes, in das sich die Häuschen mit den grauen oder roten, breiten Dächern harmonisch einfügen. Eine weitere Auswahl von Landhausmodellen zeigt im einzelnen, architektonisch wie malerisch, eine zugleich entschiedene und zugleich intime Wirkung. Bootshäuser sind mit Geschmack in die Landschaft gepaßt. Auch Schulhäuser, zum Beispiel die Volksschule mit der Märchenabildung in heller Silhouettenwirkung, die in der Fassade durch rauhen und glatten Putz hergestellt ist, gelingen oft in der Vereinigung von Sachlichkeit und Schönheit; vielleicht auch noch kleine Kirchen, wozu in den Dörfern eine reiche Auswahl von Vorbildern gegeben ist. Dagegen macht sich in den offiziellen Gebäuden immer noch jene Unsicherheit bemerkbar, die durch eine äußere Stilpose zu verdecken gesucht wird, und die anzeigt, daß die neue Form hier erst noch zu finden ist. Auch für das Theater

ist ein neuer, monumentaler Stil noch nicht gefunden. Das zeigt sich bei dem Künstlertheater, das von Heilmann und Littmann errichtet ist, und das als besondere Aufgabe wohl Gelegenheit zu einem neuen Versuch geboten hätte. Es ist in der Fassade zu düster und eintrübnisartig und ähnelt vielleicht mehr einer feierlichen Begräbnishalle, als einem festlichen Zwecken dienenden Gebäude. Auch im Innern ist, obwohl moderne Raumprinzipien hier zur Anwendung kommen, die Ausgestaltung des Raumes zu monoton; außerdem paßt das Grau der Holzverkleidung der Wände mit dem gelben Holz der Decke nicht recht zusammen; die Gegensätze stoßen zu hart zusammen. Der Vorhang, der auf blauer Fläche leichte grüne Linien und eine breitere Borde gelber und roter Blumen in Stickerei zeigt, gibt einen feinfarbigem Eindruck. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Architekten auf diesem technischen Gebiete des Theaterbaues eine reiche Erfahrung besitzen, aber es ist ihnen nicht so gelungen, diese sachliche Notwendigkeit zu einer neuen Schönheit zu formen. Hier müßten andere Kräfte zur Betätigung noch herangezogen werden, um auf diesem Gebiet jenen Anfang zur Eigenart zu setzen, wie er im Landhausbau bemerkbar wird. Im übrigen bleibt auch hier die Bemerkung bestehen, daß, sowie große Aufgaben gestellt werden, man unwillkürlich auf einen schloßartigen oder burgmäßigen Typus verfällt oder sonstwie im Stil Zuflucht sucht. Übel sieht es dagegen bei den Architekten aus, wenn sie daran gehen, Interieurs zu gestalten oder Wandmalerei zu geben. Sie verharren durchweg noch in dem alten Dekorationsgeschmack, lieben die Allegorie und vermeiden jede große dekorative Wirkung. Ihre Zimmer machen meist einen zu bunten Eindruck, und während sie es schon verstehen, ein Haus mit Geschmack in eine Landschaft hinein zu passen, die breiten Flächen des Daches dekorativ auszunutzen und die Gruppierung der Fenster fein mitwirken zu lassen, fehlt ihnen im Innenraum gerade jene architektonische Disziplin, die sie eigentlich mitbringen müßten. Dies eine haben die Malerarchitekten vor ihnen voraus. Und wenn die Architekten sich ein Gebiet nicht entreißen lassen wollen, so tut ihnen hier eine Erziehung not, die um so mehr geboten ist, als die Künstlerarchitekten auch schon auf das eigentlich architektonische Gebiet übergzugreifen beginnen, indem sie als Neuerer und Eroberer energischer an ihrer Ausbildung arbeiten.

Dies alles, das für unsere Zeit charakteristisch ist, kommt in der Sonderausstellung des Bundes „Deutscher Architekten“, des „Münchener Architektenvereins“, der „Allgemeinen Architekturausstellung“

überzeugend zum Ausdruck. Die Räume haben eine sachliche und ernste Haltung und bringen die Modelle, da sie selbst im besten Sinne einfach sind, zu guter Wirkung. Photographien von Gartenanlagen, Grabdenkmälern, alten Münchener Häusern, mit ihrer breiten architektonischen Erscheinung, ergänzen die Ausstellung und bringen aus alter und neuer Zeit ein reiches Material hinzu.

*

*

*

Man muß, um diese Abteilung Baukunst nach der modernen Seite hin vollständig zu ergänzen, an die Bauten der Ausstellung selbst denken, errichtet von den Stadtbaumeistern *Bertsch* und *Schachner*, an die Ausstellungshallen, an den Vergnügungspark, von deren Stil schon oben die Rede war. Hier sieht man zum Resultat gediehen, was noch unentwickelt war, und man ahnt den Beginn eines neuen, monumentalen Stils.

Die Raumkunst.

In der Raumkunst stehen die Werkstätten obenan, die als Vorkämpferinnen des neuen Stils bekannt sind und sich bemühen, ihm in dem großen Kreis des Publikums Eingang zu verschaffen. In einer Zeit, in der die Industrie der Stilverwilderung Rechnung tragen zu müssen glaubte, bildeten sich jene Vereinigungen von Künstlern (nach englischem Vorbild), die selbst als Unternehmung auftraten. Ursprünglich hatten sie schwer zu kämpfen, nun aber haben sie sich durchgesetzt, und ihr Vorbild wird nicht unbeachtet bleiben. Ein neues Produktionsprinzip kommt in diesem Zusammenarbeiten, in diesem Vorherrschen des Künstlerwillens zum Ausdruck, der nach und nach alles in seinen Bereich zog, was uns in unsern Räumen umgibt.

Zwar ist auch in diesen Abteilungen die Industrie mit Raumkunst vertreten. Das zeigt aber nur, daß das Vorbild auch diese Kreise schon mit sich fortriß. Was man hier sieht, ist im besten Falle ein guter, achtenswerter Durchschnitt, womit keine Herabsetzung ausgesprochen ist. Es muß so sein. Man stellt fest, daß sich schon Regeln zu bilden beginnen, die der raumkünstlerischen Anschauung dienen, und wenn in diesem Ensemble ein Zimmer auffällt, so erfährt man aus dem Katalog die Überraschung, daß ein Künstler es entworfen hat; man liest den Namen *Niemeyer*. Dieser feine Künstler, mit dem wir uns noch später zu beschäftigen haben werden, hat hier ein kleines Richterzimmer aufgestellt, das sehr apart auf Grau und Grün gestimmt ist. Die Decke



Erik Klee und Peter Darger:
 Aus dem Bergnügungspark.
 Zum Essay von Ernst Schur.



12

.

.

.

.

.

ist niedrig gelegt, dadurch bekommt der Raum Intimität, dem die gewählten Farben Eleganz anfügen, und die graziöse Sachlichkeit der Formen paßt sich vorzüglich an.

Bleiben wir aber bei den Vorbildern. Es sind die „Vereinigten Werkstätten“ und die „Deutschen Werkstätten“.

Was die „Vereinigten Werkstätten“ anlangt, so läßt sich wohl kaum etwas Eleganteres denken, als die Marmorhalle, die Bruno Paul schuf, in der die glänzenden, rotbraunen Möbel so gewählt stehen. Hier ist wirklich ein neuer Stil für die vornehmsten Kreise geschaffen, und doch ist jeder Prunk, jede Überladung vermieden.

Eine eigene Schöpfung ist das Zimmer von Th. Th. Heine, das ganz in Orange und Gelb gehalten ist; von wunderbarer Intimität der warmen Töne und trotz der Anlehnung an Biebermeier doch ganz frei von Nachahmung.

Noch umfassender treten die „Deutschen Werkstätten“ auf. Hier begegnet uns der Name Kiernerschmid, der dieser Unternehmung den mehr volkstümlichen Charakter gibt. Wenn man die Art eines Kiernerschmid allgemeiner beschreiben will, so wird man auf die Bauernkunst hindeuten müssen. Doch ist diese Anlehnung nicht slavisch. Kiernerschmid hat sich im Laufe seiner Entwicklung immer mehr zu einer Art durchgerungen, die nicht äußerlich nachahmt, sondern nur die Anregung entnimmt. Seine Zimmer erinnern an Bauernkunst, nicht weil man hier Muster und Formen findet, die von dort her entnommen sind, sondern weil sie jenen Charakter der Wohnlichkeit, Materialtechnik, jenes Absehen von Gewolltem, Übertriebenem haben, den wir an alten bäuerischen Interieurs bewundern. An dieser soliden Art hat sich Kiernerschmid gebildet, ist dann aber auch zu anderen Aufgaben vorgeschritten, die das Geltungsgebiet seines Talentes erweitern. Er hat festliche Hallen entworfen, elegante Interieurs hat er geschaffen, Bureauräume und Arbeitszimmer entworfen und sich so den Anforderungen entsprechend immer mehr differenziert. Wenige folgen wie er so sachlich der Zweckbestimmung eines Raumes, und seine Zimmer haben auch jene diskrete Zurückhaltung in dem Gebotenen, die dem künftigen Bewohner noch eine individuelle Prägung überläßt.

Wie gut Kiernerschmid auch größere Aufgaben bewältigen kann, das zeigt die Anlage der Halle für Nahrungs- und Genussmittel, die unter seiner künstlerischen Leitung entstanden ist. Hier hatte Kiernerschmid den mannigfachsten Anforderungen gerecht zu werden und doch dem

Ganzen eine Einheit zu wahren. Gleich der Hof, dessen Anlage Riemerschmid bestimmte, gibt einen entscheidenden Eindruck, eine feine Intimität. Als Mittelpunkt ist ein großer Baum genommen, der seine Zweige tief herabsenkt. Unter ihm eine hübsche Bank aus Stein mit gleichmäßig viereckigen Ausschnitten an der Rückwand; eine einfache, geschmackvolle Kindergruppe bildet zu beiden Seiten den Abschluß. Auf der anderen Seite entspricht dem ein Frühstückspavillon in Fachwerk, weiß mit graublauem Holz, dem kleine Muster in mattem Rot aufgemalt sind. Dieser Raum atmet Ruhe, ein nach dem Hof zu offener Wandelgang bildet die Überleitung zu der Innenhalle. Der hohe Giebel zeigt ein festlich prunkendes Bild von *W a d e r l e* in violetten, blauen und grünen Farben, das auf einem Grunde von verschlungenem Geäst die verschiedenen Stände dekorativ darstellt.

Diese Farben weiß, grünblau, rot kehren in der Aufeinanderfolge der Räume wieder, die in hübscher Gliederung abwechseln; man sieht in kleine Kojen hinein, die ein gleichfarbiges Holzportal einrahmt. Bei diesen Räumen ist Rücksicht genommen auf den Charakter der ausgestellten Gegenstände, denen ein guter Hintergrund gegeben werden soll. So ist einmal das Helle, Lichte in einer weißen Stube mit weißblauen Vitrinen betont, dann wieder erweitert sich in dem Raum für Getreidehandel und Hopfen die Anlage zu einer großen Halle, deren Wand mit demselben grünblauen Kupfen bespannt ist und ein schmaler Fries die mattrote Farbe aufnimmt. Hier hängt von der Decke ein mächtiger Erntekranz als Beleuchtungskörper. Farbige dekorative Gemälde von Ernst Liebermann und M. A. Eichler schmücken die Wand, und in diesem Ensemble werden die Säcke und Körbe, die an den Wänden aufgereiht stehen, selbst zu einer lustigen Dekoration. Hiermit hat Riemerschmid etwas Vorbildliches geliefert für das Arrangement solcher Materialausstellungen, das sonst immer trocken und langweilig wirkt, und die Kunst dient hier wirklich der Sache. Phantastischer, reicher ist der Raum für Spirituosen und Liköre, mit lichtgelber Decke und weißgelber Wand, vor der, in hohen Reihen geordnet, die Flaschen stehen, so daß auch hier das Material selbst wieder zur Dekoration mitwirkt.

* * *

Eine große Leistung ist das „Ausstellungscafé“, das *N i e m e y e r* (ebenfalls Künstler der deutschen Werkstätten) entwarf, in dem sein Geschmack, sein Können reif zum Ausdruck kommen. Sachlichkeit und Schönheit ist hier vereint, und doch ist alles materialecht geblieben. Keine

Überladung und doch überall Reichtum. Das Künstlerische ist diesem Raum unverkennbar aufgeprägt. Diese Schönheit erreicht Niemeyer durch die feine Auswahl der Materialien, deren Farbenwerte ihm dienen müssen. Grüne Kacheln umkleiden den Raum, darüber ist die Wand weiß gehalten. Eigenartige Beleuchtungskörper hängen an Schnüren von der Decke herab; die Leuchtkörper bestehen aus vier hängenden, undurchsichtig weißen Vierecken. Die weißen Tischtücher haben eine feine violette Bordüre, auch die Teller haben violetten Schmuck am Rande. Die Stühle sind weiß und hochlehnig. Auf den Tischen stehen gelbe Blumen, und in zwei Nischen an der Wand in schlanken Vasen rot- und blauviolette Malven. Aber das Eigenartigste in diesem Raum bilden die an jedem Wandteil in die grünen Kachelflächen tief eingelassenen ovalen Bilder; Blumenstücke von reicher Fülle und sehr eigenartiger Zusammenstellung, bei allem Reichtum der Nuancen immer feinfarbig, malerisch-dekorativ ohne die übliche schon zur Schablone werdende Stilisierung. Das Eigenartige ist, daß durch dieses Zusammenbringen der ganz simplen, glatten Kacheln ein ganz neuer Eindruck erzielt wird. Die Kacheln sind blank, die Bilder sind stumpf, und man sieht erstere nur als eine gleichmäßige grüntarierte Fläche, die den Bildern als Hintergrund dient und es durch diesen scharfen Gegensatz macht, daß die Farben der Bilder um so feiner sich abtönen.

Was Niemeyer von anderen Raumkünstlern unterscheidet und ihn, der neuerdings erst immer markanter heraustritt, an eine besondere Stelle stellt, das ist der Umstand, daß Niemeyer vor allem Maler ist und diese Eigenschaft entscheidend auch in seiner Raumkunst zum Ausdruck bringt. Nicht in der Weise, daß das Bildhafte bei ihm überwiegt, er läßt die Farben alle in das Material eingehen, wohl aber in dem feinen Zueinanderstimmen aller Töne in der reichen Auswahl der Nuancen. Dadurch gelingt es ihm, seinen Räumen wieder Bilder einzugliedern, die in dem Ganzen harmonisch sich einfügen und nicht als fremder Schmuck erscheinen. Im allgemeinen macht sich jetzt in der Raumkunst ein Hinstreben zur Architektur bemerkbar. Niemeyer macht sich alle diese Tendenzen zunutze, aber seine reiche und eigenartige Begabung schützt ihn vor Einseitigkeit und gestattet ihm eine Fülle neuer Schönheit.

Die Industrie.

Man hat in letzter Zeit oft von dem Problem gesprochen, das darin gegeben ist, daß die Industrie den Anschluß an die Kunst suchen müsse.

Das geht nicht ohne Kämpfe ab. Daß aber beide miteinander bestehen können, das zeigt die Sportabteilung in vorbildlicher Weise.

Man hat in letzter Zeit oft von einem Maschinenstil gesprochen, dessen Sinn eine sachliche, großzügige Gestaltung ist, die verzichtet auf Ornament und Überladung. Der Praxis des Lebens wurde eine neue Anregung entnommen und gerade das, was bestimmt schien, fern von aller Kunst zu bleiben, die Maschine, wurde der Typ eines neuen Stils.

Ähnlich ist es mit dem Sport. Auch hier nur Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit, Knappheit in allen Dingen. Nichts von alledem, was wir sonst als „künstlerischen Schmuck“ ansprechen. Im Verzicht eine neue Schönheit.

Das kommt markant zum Ausdruck auf dieser Ausstellung, deren Sporthallen zu den Sehenswürdigkeiten zählen. Sie gehören zu den bestimmenden Eindrücken, die man mitnimmt, die nachwirken, weil eine neue freie, zuversichtliche Schönheit darin zum Ausdruck kommt.

Eingeleitet wird diese Serie durch einen kleinen „Sabentempel“ betitelten Raum in Blau-Weiß von H o h l w e i n, in dem die jeweiligen Preise zur Aufstellung kommen.

Dann der Alpensport. Raumgestaltung von Erich Erler-Samaden. Die Wände ganz mit Fichtenholz in Naturfarbe verkleidet. Eine einfache Linie in Schwarz umzieht den Raum und betont die Gliederung. Auf schwarzen Sockeln stehen die Vitrinen mit den zum Sport gebrauchten Dingen. Eingebaut eine kleine Schutzhütte mit vier Betten, naturgetreu und komplett, ebenfalls Naturholz, mit teilweise schwarzer Einfassung. Eine ernste, gediegene Sachlichkeit überall. Ein Gemälde von Erler schmückt die Wand über der Eingangstür, einen Mann darstellend, in liegender Stellung, auf der Höhe, umgeben von einer weiten Schneelandschaft. Unter den ausgestellten Dingen, Mänteln, Anzügen, Schuhen, Seilen, die alle dem Sport angepasst sind und in ihrer Sachlichkeit eine Großzügigkeit besitzen, die oft unsern sonstigen Kleidern fehlt, fallen besonders die Rodenstoffe auf, die oft mit der praktischen Derbheit des Materials eine solide und ansprechende Farbigkeit verbinden und richtig verarbeitet ein sehr geschmackvolles Kostüm ergeben können, wie das vom Kunstmaler Moos entworfene Kostüm für eine Hochtouristin, das die Firma Hirschberg und Co. ausstellt, zeigt; braun Roden mit dunkelgrüner Vorte, die die Teile einfaßt.

Der Turnsport. Eine Halle, deren schmutze, glänzende Farbigkeit dem gebeizten Holz der Turnapparate angenähert ist. Auch hier Turn-

Kleidung für Erwachsene und Kinder von praktischer Schönheit. Ein Turnkleid, entworfen von Kunstmaler Moos, ein Tenniskostüm von Kunstmaler Rißer, sachlich leicht und elegant; Anzüge, die die Bewegungen nicht behindern und die Schönheit in dem Rhythmus des Körperlichen betonen; beide von der Firma Hirschberg und Ko. ausgestellt. Draußen, vor der Halle, im Durchblick sichtbar, führten gerade in der weißen Arena, die von hohen, braunen und hellen Tribünen festlich umrahmt ist, über 1000 Knaben und Mädchen ihre heiteren Spiele vor, junge Körper, leicht und schmucl gekleidet, elastisch und biegsam, und etwas wie das Ahnen einer neuen Kultur dämmert auf.

Halle für Wintersport. Weiß die Wände. Nach oben sich verengend. Hier sich herumziehend ein mattblauer Fries; Silhouetten in Grau, das Wintertreiben illustrierend, nur flächenhaft, nur wie eine leichte Erscheinung. Darüber öffnet sich dann wieder der Raum in weißer Helligkeit. Und selbst die Namen der Firmen sind dekorativ verwendet. In großen Buchstaben fest geordnet stehen sie weiß auf blauem Grund wie ein Ornament und säumen den Giebel. Dieser lichte Raum, dessen Charakter den Wintersport suggestiv nahe bringt, ohne in Illustrationsmanier zu verfallen, ist von Hans Beatus W i e l a n d geschaffen. Er hat auch Ski- und Eislaufkostüme entworfen; ein Gledensrock aus hellem, Graubündener Loden, auf dem die grellrote Jacke prachtvoll steht, Kragen und Ärmel mit norwegischer Stickerei gesäumt (ausgestellt von der Firma Hirschberg und Ko.). Und auch die Wintersportbekleidung von Wagner und Ko., gestrickte Jacken, erfreuen in ihrer kräftigen Farbigkeit, in ihrer derben Struktur.

Der Raum für Wassersport erfuhr durch Prof. Fr. K l e e eine farbig entschiedene Gestaltung. Unten dunkelblau, oben weiß; eine schwarze Leiste trennt die Felder; Wölbung überspannt den Raum. Ein vollständiges Motorboot ist hier ausgestellt und die prächtige Schönheit dieses aalglaten Apparats präsentiert sich zugleich elegant und kraftvoll. Interessant ist ein sogenanntes Rucksackboot; ein Boot, das in einer Viertelstunde zusammenlegbar ist, als Paddelboot auf allen Flüssen, als Segelboot auf allen Seen zu verwenden, und als leichtes Gepäckstück (15 Kilo) überallhin mitzunehmen ist. Nach Zurücklegung einer Strecke von 2000 Kilometer betrugen die Reparaturkosten 50 Pf. Ein Ruder- und Segelkostüm (entworfen von Prof. Klee; ausgestellt von Hirschberg und Ko.) zeigt ein gefälliges Aussehen.

In einer Halle, deren Boden mit orange Kupfen belegt ist, deren

Wand mit grünem Kupfen bespannt ist, während die Decke weiß gehalten ist, kommt der Jagd- und Angelsport zur Ausstellung. Jagdkostüme nach Entwurf von Prof. Frank-Kirchbach, Angelsportkostüme nach Entwurf von Prof. Rud. Wimmer, verbinden Einfachheit und Eleganz. Eine offene Halle, mit grauen und grünen Kacheln verkleidet, zeigt in eingelassenen Kästen die Fische; ein Brunnen gibt dem Raum eine geschmackvolle Erweiterung.

Ein Hof, der von viereckigen Säulen mit gelbem Putz eingerahmt ist, — ein Rundgang führt herum —: Radfahrersport. Radfahrerkostüme nach Entwurf von Prof. Rud. Wimmer.

Dem Reit- und Fahrersport hat Ludw. Hohlwein einen Saal geschaffen, dessen Eleganz und Sachlichkeit die schönen Dinge des Kurus in die Sphäre hereinhebt, in die sie gehören, ihnen einen Rahmen gibt, der ihnen dient und entspricht. Weiße Wände; braunes Gebälk, das sich stützend zur Decke apart hinaufzieht; viereckige, schlankte Stützen, die den Raum unterbrechen; eine saubere, großräumige Schönheit.

Diese Art setzt sich fort in dem „Zimmer eines Sportfreundes“, das Hohlwein entwarf, der auch elegante Reitkleider schuf. Stühle mit hohler Lehne, in die man sich hineinschmiegt. Ein Pferdemonsterstall (ebenfalls von Hohlwein) ist schmuck gestaltet; eine graue Decke, blaues graues Gebälk, grauweiße Kacheln; eine saubere Schönheit.

Der Verband zur Wahrung der Interessen bayrischer Motorradfahrer stellt Bekleidungen und Ausrüstungen für Automobilsport aus, deren Kühne Schönheit, deren Verzicht auf Verzierung, deren ausgesprochene Farbigkeit eine neue Art der Erscheinung ahnen lassen. Ebenso sachlich ist das anschließende Sitzungszimmer; schwarze Möbel, blaue Tuchbekleidung, gelbgrauer Kupfen. Dieser neue Geist erfährt zum Schluß noch einmal eine Betonung. Hohe, lichte Hallen, in dem die Automobile prachtvoll stehen. Als einziger Schmuck die Namen der Firmen blau auf weiß, in dekorativer Schrift, wie ein sachliches Ornament wirkend. Autokostüme entworfen von Prof. Firtle; derb im Material, entschieden in der Farbe, schmuck und sparsam, auch hier eine neue Art.

Nichts ist zu viel in diesen Hallen. Eine strenge Architektur bannt die Formen zu einer sachlichen und einheitlichen Sprache.

Auch die Art, wie die Dinge zur Geltung gebracht sind, ist vorbildlich. Keine Anhäufung. Das Einzelstück wirkt durch seine Güte. Der Raum dominiert. In Nischen und Vitrinen sieht man die Gegenstände geschmackvoll verteilt. Beides eint sich zu einem großen Eindruck.

Gerade dadurch, daß die Sachen zurücktreten, ziehen sie die Aufmerksamkeit auf sich. Die Qualität ist es, die dominiert. Nicht die Quantität, wie es leider sonst auf industriellen Ausstellungen der Fall ist, wo die Fülle locken soll, die Masse herrscht. Ein neues Prinzip tritt hier auf, das rückwirkend auch die Ladenausgestaltung, das Schaufensterarrangement beeinflussen wird.

Diese Dinge der verschiedenen Sportzweige haben, wie man sieht, alle eine gemeinsame Note, die Note der Sachlichkeit, Material und Zweck ergeben die Form. Das ist ihnen so offensichtlich aufgeprägt, daß man hier von einem neuen Stil sprechen kann, wie man von einem Maschinenstil geredet hat. Ein Stil der Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit, Materialgerechtigkeit. Alles andere ist Überfluß und wirkt störend. Knappheit des Ausdrucks zwingt zu prägnanter Form, und dies wirkt manchmal geradezu faszinierend. Indem diese Dinge solchermaßen ihren eigenen Stil haben, prägen sie ihn auch den Hallen auf, in denen sie zur Erscheinung kommen, und beeinflussen auch die Menschen, die diese Sports ausüben. Es ist ein neuer Geist der Tatkraft und Lebensfreude hier zu spüren, und man kann spüren, wie hier auch für die Kunst und Lebensanschauung neue Anregungen liegen und eine neue Kultur vorbereitet wird. Man braucht nur in die Abteilungen der Modekonfektionen zu gehen und dann mit diesen Prunkkleidern, deren Stillosigkeit so offensichtlich ist, die sachlichen und schönen Sportkostüme zu vergleichen. Da sieht man, wo eine neue Kultur einsetzt, deren Weiterwirken unsere äußeren Lebensverhältnisse, die Art, wie wir uns zur Erscheinung bringen, beeinflussen wird.

So kann man sich nur freuen, wenn dieser Teil der Industrie eine so reiche Ausbildung erfahren hat, wie es sich auf dieser Ausstellung so imponierend zeigt.

*

*

*

Noch einmal vereinen sich Raumkunst und Industrie. Ein großer, ovaler Mittelraum von repräsentativem Charakter, der in seinem Prunk, seinem Schmuck den sachlichen Stil der Sporthallen glücklich ergänzt: der Repräsentationsraum der Abteilung für Konfektion, den der Kunstmaler Adolf M ü n z e r, Mitglied der Scholle, schuf.

Eleganz in Formen und Farben, durch die Kunst zu einer raffiniert-vornehmen Erscheinung erhoben.

Diese schöne, ovale Halle, deren Raumwirkung so vollendet sich

präsentiert, zeigt glänzend-rotbraunes Holz vor grauer Wand. Oben kommt das Licht durch ovale, hochstehende Ausschnitte der Decke, die in Weiß gehalten ist und sich allmählich grazios nach oben zu verzüngt. Ovale Bilder sind in die Wand eingefügt, deren matte, elegante Farbigeit vorzüglich dekorativ im Raum mitwirkt. Alte darstellend auf grünen Sesseln, Schleierdamen mit silbernem Spiegel, gelbe Masken vor grauer Tür, Gesellschaftsdamen in Spizentoilette auf grausamtnen Fauteuils. Violetter Blumenschmuck füllt die Flächen. Ein leichter, koketter Stil, der an das Rokoko in seiner Bewegtheit und eleganten Farbigeit anklingt, aber doch ganz modern und persönlich ist. Einen wundervoll reichen Ton fügt der ovale Teppich hinzu, der den ganzen Boden bedeckt, mit gelben und violetten Blumen und weichem, graurosa Fonds, in dem die gewählte Farbenharmonie ausklingt. Hohe Spiegel schmücken die Ewände, dazwischen Vitrinen, in denen Auslagen zur Schau kommen, nur wenig, so daß der Gesamteindruck nicht gestört wird.

In diesem äußerst geschmackvollen Rahmen hält sich wenig, und man stellt gerade bei der eleganten Damenkonfektion fest, daß hier noch manches fehlt und daß der eigentlich moderne Stil der Eleganz erst noch für uns zu finden ist. Meist soll Überladung den Reichtum, Materialproßerei den Geschmack ersetzen, und so kommt etwas heraus, das der schon entwickelten Geschmackskultur unserer Tage zuwiderläuft, während doch gerade das raffiniert Elegante Vorbilder geben soll für das Niedere.

Das Kunstgewerbe.

Das Kunstgewerbe tritt in diesem Ensemble zurück. Man sieht wohl Decken, Kissen, Reformkleider, Bucheinbände, aber das alles gibt keine entscheidenden Noten. Es gehen keine nachhaltigen Eindrücke davon aus.

Bezeichnenderweise. Es wurde schon in der Einleitung betont, daß die Entwicklung vom Kunstgewerbe ausging, dann zur Raumkunst kam, um schließlich in der Architektur den einheitlichen Grund zu finden. Und daß nun rückwirkend die architektonischen Ideen ihrerseits alle Gebiete zu beherrschen beginnen. Da ist es nur logisch, daß das Kunstgewerbe zurückgedrängt wird. Da, wo es bedeutsam auftritt, ist es irgend eine Verbindung eingegangen mit bestimmten Arbeitsgebieten, wie es sich in der Belebung von Hausindustrie und am imponierendsten in der reformierten Unterrichtsmethode an den Münchener Volksschulen

zeigt, wo künstlerische Anschauung zur praktischen Erziehung wird. Hier ist Bleibendes geleistet.

Doch auf einem Gebiet ist das kunstgewerbliche Können hervorragend tätig gewesen. Die Fähigkeit der Münchener Künstler, mit feinem Sinn und künstlerischem Takte das Kleine zu bedenken, diese spezielle Veranlagung für das Intime, das so charakteristische Verührungspunkte mit der einheimischen Bauernkunst besitzt, kommt so recht zum Ausdruck auf einem Gebiet, das reorganisiert zu haben ein bleibendes Verdienst der Ausstellung ist. Es ist dies das Gebiet der *Fremdenindustrie*, auf dem die Geschmacklosigkeit sonst üppig blüht. Jene Gedankartikel und Mitbringsel, deren man sich sonst allenthalben zu schämen hatte, jene Vasarware, die stets so deutlich den Stempel des Ungeschmacks an der Stirn trug.

Eine Reihe von Läden bildet eine besondere Abteilung der Ausstellung. Da war ein Basar des Bayrischen Kunstgewerbevereins, in dem unter anderen kunstgewerblichen Gegenständen lustige Schachfiguren und bäurisches Spielzeug auffielen. Da war die Verkaufsstelle der Deutschen Werkstätten und der Vereinigten Werkstätten mit vorbildlichen Erzeugnissen der angewandten Kunst, Kissen, Körbchen, Porzellan, Decken und Leuchter. Dann die Hofwachslichter- und Lebzelterfabrik Ebenböck, mit ihren dekorativen Lichtern und dem Pfeffertuchen in breiter, farbiger Aufmachung. Eine Zeitungsauslage, eine Zigarrenverkaufsstelle folgten. Dann eine Konditorei mit einem lustigen Fries in Kuchenteig und neuen künstlerischen Schachteln für Konfekt. Eine Kunsthandlung hatte Bilder und Stiche auf feingetönter Wand geschmackvoll zur Auslage gebracht. Alle diese Läden waren unter künstlerischer Oberleitung der Ausstellungsjury von Architekten und Künstlern entworfen. Weißes Gitterwerk einte sie für das Auge des Spaziergängers. Jeder Laden hatte seinen besonderen Charakter in Farbe und Gestaltung, die in jedem Fall auf das Wesen der Ware Rücksicht nahm.

Es zeigt sich bedeutsam der Weg, den das moderne Kunstgewerbe zu gehen berufen ist: die Verbindung mit der Industrie zu suchen, um so einen Einfluß zu gewinnen, der in den großen Kreis der Aufnehmenden führt, der unbemerkt Gutes dahin trägt, wo vielleicht Kunst an sich nicht gepflegt wird. Dem Künstler sind dadurch neue Absatzgebiete erschlossen; sein Wirken geht ein in das Leben und, indem seine Arbeit im Kleinen die Dinge des täglichen Daseins reformiert, arbeitet er in einer neuen Weise mit an der Schaffung einer modernen Kultur.

Das Künstlertheater.

Das Bühnenproblem wird heutzutage von den verschiedensten Seiten angepackt, betrachtet, beschaunt und kritisiert, und jeder gibt seine Meinung hinzu.

Auch hier dominiert nur der architektonische Gedanke. Vorerhand aber muß man sagen, daß das Programm gut war, allerhand Hoffnungen weckte (darum der Beifall schon vor den Taten), ohne daß das Resultat in jeder Beziehung befriedigen konnte. Das Theater ist eben noch etwas anderes als eine künstlerische Idee.

Man hat sich hier mit einer seltenen Inbrunst, die fast Wagnerisches Erlösergepräge trug, dieser Erlösung des Theaters gewidmet. Und es ist nicht zu leugnen, daß einige Sätze des Programms verführerisch klangen. Hier sind sie:

„Wir wollen keinen Guckkasten, kein Panorama, sondern eine Raumausbildung, welche bewegten, menschlichen Körpern möglichst günstig ist, sie zu einer rhythmischen Einheit zusammenfaßt und zugleich die Bewegung der Schallwellen nach dem Zuhörer zu begünstigt. Nicht das perspektivische, tiefe Gemälde, sondern das flache Relief ist also maßgebend.“

Daher die Kontrastierung: Guckkastenbühne — Reliefbühne. „Durch eine architektonische Gliederung schaffen wir drei Pläne: eine Vorderbühne (Proszenium), eine Mittelbühne, der gewöhnlich benutzte Spielraum, und eine Hinterbühne.“

Rulissen und Soffitten werden überflüssig. Turmartige Seitenabschlüsse, die durch Bedachung verbunden sind, schließen das Proszenium nach hinten zu ab.

„Ferner kann das Niveau der Hinterbühne ganz oder teilweise erhöht oder vertieft werden. Erhält die Szene einen malerischen Abschluß, der eine landschaftliche Weite darstellt, so wird die Hinterbühne so tief versenkt, daß ihr Boden dem Auge des Zuschauers nicht mehr erreichbar ist.“

Dann die wichtige Frage der Beleuchtung: „Die Vorder- und Mittelbühne empfangen ihr Licht von vorn oben. Die Hinterbühne hat ihre eigenen, unabhängigen Lichtquellen, welche so eingerichtet sind, daß alle Lichtstufen und vor allem auch Lichtstimmungen nach den Gesetzen strenger, malerischer Stilistik durch das Licht selbst erzeugt werden können. Durch die Ausbeutung dieses mit fünf Farben ausgestatteten Lichtapparates können jedoch nicht allein koloristische Werte, sondern auch Hell-Dunkelabstufungen und damit bei gleichzeitiger Veränderung

des Bühnenausschnittes usw. bald monumentale und weite, bald ganz intime Raumborstellungen suggeriert werden. So hat der Regisseur z. B. kein anderes Mittel, uns die Vorstellung ‚Stube‘ zu suggerieren, als eben den Aufbau einer Zimmerdekoration mit einer Anzahl Möbel, was jedoch viel zu lange dauert. Da kommt ihm jetzt der Raumkünstler, der malerische Schöpfergeist zu Hilfe, der durch Verkleinerung des Bühnenausschnittes und durch Abstufung des Lichtes den Interieur-eindruck schafft; nicht das Interieur selbst, sondern nur die Maß- und Lichtverhältnisse, die notwendig sind, um in der Phantasie des Zuschauers eine Raumborstellung wachzurufen, wie sie der Dichter in der betr. Szene fühlen läßt.“

Als Ziel wird bezeichnet: „... die Grundzüge einer Schaubühne zu entwickeln, auf der 1. Drama und Darsteller sich frei nach den eigenen Gesetzen ihrer Kunst zu einer das moderne Empfinden wieder fesselnden Höchstwirkung entfalten könnten und dabei 2. durch die von kunstwidrigen Fesseln befreite, voll eingesezte Kraft bildender Kunst unterstützt werden. Sodann war 3. zu zeigen, auf welche Weise die bildende Kunst sich dieser Aufgabe entledigen kann, ohne daß sie sich zu einem Zugeständnis an ihr wesensfremde Schablonen herbeiläßt.“

„Das Wesentliche des Künstlertheaters ist demnach nicht zu suchen in technischen Neuerungen, maschinellen Erfindungen, Tricks und Apparaten, sondern einzig in den architektonischen Lösungen, durch welche es der bildenden Kunst gestattet wird, dem Drama und dem Darsteller den günstigsten Rahmen zu schaffen und dem Zuschauer die günstigsten Aufnahmebedingungen.“

In diesen Worten wird das Ziel deutlich bezeichnet: das Vorwalten des architektonischen Prinzips. Alle die, denen eine Entwicklung unseres Theaters nach der künstlerischen Seite hin am Herzen liegt, werden diesen Worten beistimmen, und man wird es nur mit Freuden begrüßen, wenn energisch versucht wird, den neuen Stil auch für die Bühne zu finden, das Theater von dem Wust überkommener Geschmacklosigkeiten zu befreien.

Wie aber sehen nun die Taten aus?

Es kann hier nicht so ausführlich auf die einzelnen Aufführungen eingegangen werden. Es kann nur die Tatsache konstatiert werden, daß die Praxis sich der Idee nicht fügte. Selbst wenn man in Betracht zog, daß vielleicht Gewöhnung hinderte, sich gleich restlos in das Neue hineinzu fühlen, so blieb doch das bestehen, daß gerade diese Handhabung den

Duft einer Dichtung zerstörte, die Ganzes zerpflückte und in seinem Besten den bildhaften Charakter zu sehr betonte, als daß der Rhythmus weiterhin einheitlich weiter strömen konnte. So waren es bezeichnenderweise einzelne Bilder, die haften blieben. Wundervolle, eindringliche Bühnenbilder, die in einem neuen, dekorativen Stil gehalten waren. Es blieb auch das als Eindruck, daß diese Bühne vielleicht sich speziell für eine Gattung von Dramen eignen könnte, die aber erst zu schreiben wären, die eine neue Monumentalität des dramatischen Stils pflegten. Für die alten Werke, die ihren Charakter aus dem Stil der alten Bühne heraus prägten, erschien diese architektonische Reliefart oft als Zwang, und speziell „Faust“ wurde im Grunde mißhandelt; gestreckt, gereckt, zerpflückt, bis nur die Stilidee des neuen Theaters noch übrig blieb, das Werk aber war verschwunden. Gerade die Fähigkeit, Ganzes, eine Einheit zu geben, war für diesen neuen Stil damit nicht bewiesen, sondern eher das Gegenteil. Zudem, man ist solchen Hals-über-Kopf-Reformen gegenüber leicht mißtrauisch; das Historische hat auch seine Berechtigung; die Bühne, wie sie ist, hat vielleicht gerade so, wie sie ist, ihren Stil, der vielleicht im einzelnen gebessert werden kann, aber das System ist durch die Jahrhunderte festgelegt; so daß es eher gilt, wie es Brahms im Lessingtheater in Berlin, Reinhardt in den Kammerspielen und im Deutschen Theater in Berlin tut, im einzelnen zu reformieren und vor allem das Augenmerk auf das Werk, auf die Schauspieler, auf die Darstellung zu richten. Man soll diese neuen Ideen nicht ganz abweisen. Das Wertvolle wird übernommen und von berufenen Kräften weitergebildet werden.

Man vergißt leicht das Wesentliche: daß nämlich Stück und Darsteller die großen Hauptsachen sind und bleiben. Während die Szenerie und die Art, wie sie gestaltet wird, doch nur den Rahmen geben. Selbstverständlich ist es schön, wenn auch diese Nebensachen bedacht werden; aber sie rücken ein wenig zu sehr in den Vordergrund, so daß sie gerade das Gegenteil von dem erreichen, was sie anstreben: sie lenken ab, sie stören.

Namentlich das alleinseligmachende Prinzip des Münchener Künstlertheaters weist diese Momente, die ebenso interessieren, wie abstoßen, auf. Statt ein Prokrustesbett zu schaffen, in das alles hineingezwängt und ausgereckt werden soll, scheint es der praktischen Entwicklung, die auf Differenzierung ebenso wie auf Großformigkeit ausgeht, mehr zu entsprechen, wenn wir die einzelnen Gebiete spezialisiert

ausbilden, für das große Drama seinen Stil, für die Komödie ihren Stil, für das Salonstück seinen Stil etc. ausbilden.

Wenn in Bayreuth im „Parsifal“ die Blumenmädchen noch so geschmacklos in ihrem Klatschblumenkostüm paradierten, man vergift sie. Das bedeutende Stück, der geistreiche Schauspieler wirken im schlichtesten Rahmen und machen ihn vergessen. Während die raffinierteste Inszenierung über den Mangel schauspielerischen Könnens (und gerade das schauspielerische Material war in München nicht ersten Ranges und bedrohte sehr die Reformierung), über die Minderwertigkeit des Stückes nicht hinwegtäuschen kann.

Es ist ein Mißbrauch, wenn das Architektonische das Geistige ausdrücken soll.

A. Rogalla von Bieberstein: Reisefskizzen von Italiens Ostküste.

Italiens Ostküste ist für die große Menge der Italienreisenden, mit Ausnahme Ravennas und etwa Anconas, eine Terra incognita und lenkte erst in neuester Zeit, als der Kaiser verschiedene Plätze jener Küste besuchte, die Aufmerksamkeit auf sich. Der Hauptstrom der Italienreisenden nimmt bekanntlich seinen Weg über Venedig oder Verona nach Florenz, Rom und Neapel und berührt dabei oft auch Ravenna mit seinen monumentalen Denkmälern ost- und weströmischer sowie gotischer Baukunst, das wir daher, als vielfach bekannt und beschrieben, hier übergehen können. Jener Weg ist die klassische Route der Italienfahrer. Der Osten und äußerste Süden der Halbinsel wird dagegen, abgesehen von Sizilien, Amalfi, Salerno und Paestum sehr wenig besucht, und wir entschlossen uns bei unserer diesjährigen Italienreise, der siebenten nach dem an Natur- und Kunstschönheiten unerschöpflichen Lande, auch dessen Osten kennen zu lernen. Wenn seine derartigen Schätze und seine historischen Erinnerungen sich auch nicht annähernd mit denen des übrigen Italiens messen können, so sind sie doch bedeutend genug, um auch die Reise an der Ostküste zu einer lohnenden zu gestalten. Ferner aber fördert dieselbe namentlich einen wichtigen Einblick in die italienische Herrschaftsperiode der Griechen, Normannen, Sarazenen und des Hauses Anjou, besonders aber in die der Hohenstaufen, die in ihrem großen Kaiser Friedrich II. ihren bedeutendsten Vertreter fanden, und macht erklärlich, daß das sonnige Apulien mit seiner entzückenden Meeresweite, das breite, mit Olivenhainen und Mandelgärten bedeckte und von einem Kranz schöner Städte und Hafenplätze umsäumte, zur Falkenjagd in den „Murgie“ höchst geeignete Land, neben Sizilien der Lieblingsaufenthalt jenes Kaisers war, in dem er seinen Lieblingsport, die Falkenjagd, in dem von ihm erbauten Castel Monforte eifrig pflegte. Ebenso aber geht aus den Eindrücken jener Reise hervor, wie das schon in frühester Zeit außerordentlich fruchtbare, südöstliche Italien und seine Hafenbuchten zur frühen Ansiedelung der Griechen in diesem östlichen Teil „Groß-Griechenlands“ auffordern mußten. Zwar stehen die

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reiseskizzen

Verkehrseinrichtungen Italiens hinter denen des westlichen und oberen Teils der Halbinsel erheblich zurück. Die Hotels und Albergos sind vielfach veraltet, die Bahnwaggons primitiver Beschaffenheit, und auf den Stationen ist wenig für die Reisenden gesorgt. Allein bereits entwickelt sich auch hier das System der elektrischen Beleuchtung der Hotels und das der elektrischen und Dampftrambahnen, die namentlich in Oberitalien schon den Verkehr vieler kleinerer Orte vermitteln. An Fruchtbarkeit aber stehen die reichen Gebiete der Romagna und namentlich die Apulien kaum hinter denen des westlichen Campaniens, des Agro Romano, sowie Sienas und Florenz' zurück, und die traurigen Schilдерungen einiger Reisewerke von der völligen Ode des Küstenlandes am Golf von Tarent sind, wenn auch sein früherer üppiger Anbau in der unmittelbaren Umgebung Tarents noch nicht annähernd wieder erreicht ist, nicht mehr recht zutreffend. Auch für den Besuch der Ostküste Italiens empfiehlt es sich, ihn nicht vor Mitte April zu unternehmen. Es ist ein vielverbreiteter Irrtum, daß Witterung und Jahreszeit schon im März und in der ersten Hälfte des April einer Reise in Italien günstig sind. Dies gilt nur für Sizilien und die Riviera. Regen ist im übrigen in Italien in jenen Monaten häufig, und die Temperatur nur wenige Grade höher wie die unserige. Noch im April sahen wir einmal den Vesuv mit Schnee bedeckt. So hatten wir noch bei unserem Besuche Rimini's am 21. April d. J. einen recht unfreundlichen, kalten Regentag, der erst am folgenden Tage schönem Wetter wich.

Rimini, im Mittelalter fast drei Jahrhunderte hindurch die Stadt und der Herrschaftssitz der Malatesta, ist seinem Namen nach uns besonders durch die Gestalt des Danteschen Infernos, Francescas da Rimini, bekannt, die ihr Gemahl, Giovanni Malatesta, der Lahme, wegen ihrer Neigung zu seinem Stiefbruder Paolo il Bello, nebst diesem ermordete. Das Condottieri-Geschlecht der Malatesta zeichnete sich namentlich in Sigismondo, der Künstler und Gelehrte an seinen Hof fesselte, als Freund humanistischer Bildung aus, und der ursprünglich gotische, von Sigismondo später im Renaissancestil erneuerte, jedoch unvollendet gebliebene Dom San Francesco in Rimini ist das bedeutendste Monument seiner Bautätigkeit. Das alte Castell der Malatesta in Rimini ist interessant, jedoch unschön; dagegen beansprucht die aus der Römerzeit stammende Porta Romana oder Arco d'Augusto, ein dem Augustus zum Dank für die Herstellung der Via Flaminia errichteter Triumphbogen, sowie der fünfbogige Ponte d'Augusto, das besterhaltene

Italienische Reiseskizzen A. Rogalla von Bieberstein

derartige Marmordenkmal dieser Art, besondere Beachtung. Vor ihm vereinigte sich die Via Flaminia mit der Via Aemilia. Von der Brücke bietet sich ein schöner Ausblick auf den Apennin, den die Rundschau bei einem Spaziergang auf den alten, z. T. in Promenaden verwandelten Wällen Rimini's ergänzt. Die Reste eines alten Amphitheaters und eine mittelmäßige Bronzekolosossalstatue Papst Paul V. sind nicht besonders sehenswert, dagegen beansprucht der auf der Piazza Giulio Cesare zum Andenken an Cäsars Übergang über den Rubicon, den heutigen 18 km nördlich Rimini's fließenden Fiumicino, an der Stelle, wo Cäsar sein Heer nach dem Übergang angerebet haben soll, errichtete Denkstein, sowie eine kleine Gemäldesammlung im Palazzo del Comune und die bedeutende Bibliothek Interesse. Rimini ist eine nur kleine, etwa 13000 Einwohner zählende in fruchtbarer Gegend gelegene Landstadt und treibt, unweit des Meeres befindlich, auch Fischerei und überdies Seidenweberei. Es besitzt im Aquila d'oro, in einem alten Palazzo, ein recht gutes Hotel, dessen starke Mauern in warmer Jahreszeit die Hitze abhalten und im Winter die Zimmerwärme konservieren.

Von weit schönerer Lage ist das dicht am Meer an der Mündung des schönen Fogliatals gelegene, nur eine Stunde Bahnfahrt von Rimini entfernte P é s a r o. Von etwa gleicher Bewohnerzahl wie Rimini blickt auch Pesaro auf eine interessante, historische Vergangenheit seit seiner Zerstörung durch den Ostgoten Vitigis, seinem Wiederaufbau durch Belisar, der Herrschaft der Malatesta, Sforzas und Roveres bis zu den Tagen Lucrezia d'Este's, der Gemahlin Herzog Francesco Maria II. von Urbino, dessen Hof einen Mittelpunkt der Kunst und Literatur bildete, wo der ältere Tasso seinen Amadis vollendete und Torquato Tasso weilte. An die Zeiten der Sforza und Rovere erinnert der von jenen erbaute, von diesen vollendete alte Herzogspalast Pesaros, die heutige Präfektur, am Hauptplatz, der Piazza Vittorio Emanuele, der auch die Marmorstatue Rossinis trägt. Auch einige andere Palazzi sind sehenswert, so der P. Almerici nebst einem sehr interessanten, besonders an Majoliken reichen, kleinen Museum, ferner die sehr bedeutende Bibliothek, und der Palazzo Mosca mit einer Sammlung von Bildern, Fayencen und Möbeln etc., das Geburtshaus Rossinis und der Palazzo Maschirelli. Sowohl der alte wie der neuere Dom San Francesco sind architektonisch nicht von besonderer Bedeutung. Das Gegenstück zum Kastell der Malatesta Rimini's bildet die am Ostrande Pesaros' gelegene, von Giovanni Sforza erbaute Feste Rocca Costanza, die alte

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reiseskizzen

Zwingsburg für Pesaro und seine Umgegend, heute Gefängnis. Das erste Hotel Pesaros, Albergo Zongo, ebenfalls ein alter Palast, hat stattliche Zimmer, ist jedoch ungeachtet elektrischer Beleuchtung, welche, wie angedeutet, die ersten Albergos der kleinen ostitalienischen Städte fast sämtlich haben, im übrigen sehr mäßig. Eine besondere Sehenswürdigkeit bietet die Umgegend Pesaros in der $\frac{3}{4}$ Stunden zu Wagen entfernten, auf den nördlichen Fogliatalhöhen gelegenen Villa Imperiale. Sie ist, heut dem Fürsten Albani gehörig, ein stattlicher, in seinem älteren Teil, zu dem Kaiser Friedrich III. den Grundstein legte, vortrefflich erhaltener Schloßbau im italienischen Stil des 15. Jahrhunderts, mit ungemein abwechslungsreichen, interessanten Sälen, Stuckverzierungen, Majoliken, Gemälden und Fresken und einzelnen, sehr gut erhaltenen mittelalterlichen Möbeln. Der im 15. Jahrhundert dicht hinter dem Schlosse erbaute, jedoch unvollendete Palast Eleonora Gonzagas ist selbst im Verfall noch von großer Schönheit. Der Ausblick von Villa Imperiale und vom Wege dorthin auf das breite, frisch grüne Fogliatal, auf Pesaro und das blaue Meer ist herrlich. Pesaro wie Rimini sind Badeorte der Ostküste. Dieselbe ist von Pesaro ab nicht völlig flach, sondern von den sanft zum Meere abfallenden, niedrigen Abhängen des Apennin begleitet, auf denen sich zahlreiche, freundliche Städtchen und Ortschaften, darunter San Marino, schon unweit Rimini erheben. Bei dem prachtvoll zwischen den Vorgebirgen des Monte Astagno und Monte Guasco gelegenen, amphitheatralisch aufsteigenden Ancona erhebt sie sich in diesen zu beträchtlicher Höhe, und das Gesamtbild der etwa 30000 Bewohner zählenden, z. T. regelmäßig gebauten Hafenstadt ist, vom Meere aus betrachtet, ein imponantes. Jedoch bietet die Stadt, obgleich schon früh von griechischen Bewohnern von Syrakus gegründet, dann römische Kolonie, weil in christlicher Zeit mehrfach zerstört, darunter durch die Goten, nur wenig an Altertümern und bedeutenden Bauten des Mittelalters. Unter den ersteren ist besonders der dem Kaiser Trajan vom römischen Senat errichtete marmorne Triumphbogen zu nennen, der den Anfang des von Trajan angelegten nördlichen Hafendammes ziert; unter den letzteren der auf der Höhe des Monte Guasco herrlich auf der Stelle eines Venustempels gelegene Dom, San Ciriace, dessen Inneres noch 10 Säulen desselben enthält. Er stammt, ein Gemisch byzantinischen und romanischen Baustils, aus dem XII. und XIII. Jahrhundert und enthält eine gotische Vorhalle von besonderer Schönheit. Der Aufstieg zum Monte Guasco

Italienische Reiseskizzen A. Rogalla von Bieberstein

ist durch den dort sich bietenden prächtigen Blick auf das weite Meer und die Stadt sehr lohnend. Bemerkenswert in Ancona sind ferner der aus dem XIII. Jahrhundert herrührende, im XVII. j. Z. modernisierte Palazzo Communale, die Loggia dei Mercanti, ein spätgotischer Bau, der Palazzo Benincasa und das nicht unbedeutende Museum mit römischen Altertümern und Münzen, und eine kleine Gemäldegalerie mit einigen guten Bildern der venezianischen Schule. Ancona ist bedeutende Festung, mit jedoch veralteten Werken, und Torpedobootstation. Sein Hafen ist gut, jedoch nur Schiffen kleineren und mittleren Tiefgangs zugänglich. Es besitzt einige gute Hotels, wie Vittoria und Milano. Den Zimmerpreis einschließlich Licht und Bedienung vorher zu affordieren, ist, wie überhaupt in Italien, in ihnen besonders geboten. Nur der die Kleidung u. reinigende Facchino erhält dann ein kleines Trinkgeld.

Die von den blauen Wogen der Adria umsäumte Küste, an der die Bahn nach Süden entlang führt, behält denselben Charakter wie südlich Pesaros und Rimini. Sie berührt zahlreiche kleine Städte und Ortschaften, überschreitet viele, oft ausgetrocknete kleine Bäche und Flüsse, die der Apennin hinabsendet, und schneidet vom Fortone an das mächtige, sich bis zu 1056 m erhebende Vorgebirge des *Monte Gargano* bis zum Golf von Manfredonia ab. Der von Pinien- und Eichenwäldungen, Oliven und Weinreben bedeckte *Monte Gargano*¹⁾, auf welchem der griechisch-byzantinischen Legende nach der Erzengel Michael erschien, und dem dort im VII. Jahrhundert eine Kapelle errichtet wurde, ist seit fast 13 Jahrhunderten einer der berühmtesten christlichen Wallfahrtsorte. Der Kultus des heiligen Michael verdrängte dort denjenigen zweier griechischen Dämonen, und wurde, nur unterbrochen durch die Plünderungen der Kapelle durch Langobarden und Sarazenen, zur Zeit der byzantinischen und wahrscheinlich auch der normannischen, sowie der deutschen Herrschaft über Apulien, beständig fortgesetzt. Die Grottenkirche auf dem Gargano blieb neben dem *Mont St. Michel* in der Normandie der Mittelpunkt des St. Michael-Kultus im Abendlande. Die Kaiser Otto III., Heinrich II. und Lothar II. unternahmen Wallfahrten zu ihr, und die Hohenstaufen und später die

¹⁾ Wir folgen hier und bei den Städten Südost-Italiens, mit Ausnahme Vasis, Barlettas und Brindisis, in den historischen und kunstgeschichtlichen Angaben dem klassischen Werke Gregorovius' „Apulische Landschaften“.

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reiseskizzen

Anjous und die ihnen folgenden Beherrscher Neapels nahmen sie in ihren Schutz.

Mit dem Monte Gargano und dem Golf von Manfredonia beginnt das sonnige Apulien, im Frühling im Schmuck seiner rotblühenden, unzähligen Mandelbäume, seiner Olivengärten und frischgrünenden Weinpflanzungen. Zwar umgibt den Gargano im Norden und Süden ein sumpfiger, völlig unfruchtbarer Ufersaum, und im Südwesten erstreckt sich der steppenartige, grasreiche, fast baum- und strauchlose, jedoch blumenbedeckte „Tavoliere“ Apuliens, ein ebenes, mit gemauerten Höfen überstreutes Weideland für ungemein zahlreiche Rinder-, Schaf-, Ziegen- und Büffelherden, das 800 italienische Quadratmeilen umfaßt und sich durch die Kapitanata bis in die Provinzen von Bari, in die Basilicata und in die „Terra von Otranto“ hinzieht. In diesem weiten Weidegebiet herrschte seit Alfons I. von Aragonien der Weidezwang, der alle Herdenbesitzer in den Berglandschaften gesetzlich verpflichtete, ihre Herden gegen eine Abgabe auf dem „Tavoliere“ von Oktober bis Mai überwintern zu lassen, eine Abgabe, die dem Fiskus jährlich 130 000 Goldgulden eingebracht haben soll. Von besonderem Interesse sind die mit Meilensteinen abgesteckten 40 bis 120 m breiten, grünen Wanderstraßen der Herden, die „Tratturien“, die von den Abruzzern und dem Monte Majella kommend, seit Jahrhunderten dieselben blieben und Millionen von Schafen und Rindern zum Pfade dienten. Neuerdings wurde der Weidezwang, nach Ansicht vieler zum Nachteil der Viehzucht und des Ackerbaues Italiens, aufgehoben, und die Zahl der das Weideland Apuliens aufsuchenden Herden hat sich erheblich vermindert.

Am Südfuß des Monte Gargano verdient das heut durch die Bahn mit Foggia verbundene *Manfredonia*, das einzige bedeutende, erhaltene Monument städtischer Bauanlage der Hohenstaufenzeit an der Ostküste, einen Besuch. Von Manfred, dem Halbbruder Konrads IV., nach der Zerstörung des nahegelegenen alten *Sipontum* durch Erdbeben begründet, und von den Anjous nebst seiner Befestigung vollendet, hat jedoch sein Hafen nicht die Bedeutung desjenigen Sipontums¹⁾ zu erlangen vermocht. Von den Türken 1620 zerstört und dann neu aufgebaut, ist Manfredonia eine neue, jedoch unbedeutende Stadt von etwa

¹⁾ Seit drei Jahrzehnten haben Ausgrabungen bedeutende Überreste, wie einen Dianatempel, eine Nekropolis u. in Sipontum zutage gefördert.

Italienische Reisskizzen A. Rogalla von Bieberstein

10 000 Bewohnern, und nur die, obgleich aus massiven Quadern erbauten, jedoch halb in Trümmern liegenden Stadtmauern und das Kastell und einige Kirchen erinnern an die Zeiten Manfreds und der Anjous. Der nach der Zerstörung durch die Türken neu aufgebaute Dom entbehrt der Monumente und ist ebenso wie der erzbischöfliche Palast ein wenig bemerkenswerter Bau. Immerhin vermöchte der Hafen Manfredonias am gleichen Golf, einem der sichersten Ankerplätze der Ostküste, Bedeutung zu gewinnen, wenn Manfredonia ein günstiges Hinterland besäße, dies ist jedoch nicht der Fall.

Weit mehr durch historische Erinnerungen und erhaltene Baudenkmale ausgezeichnet ist das landeinwärts im „Tavoliere di Puglia“ gelegene, im Aufblühen begriffene Foggia, die Hauptstadt der früheren Kapitanata, mit über 40 000 Bewohnern, sowie das nahe Lucera mit seiner berühmten Sarazenenburg. Foggia war die wichtigste, am häufigsten vom Kaiser bewohnte der apulischen Residenzen Friedrichs II. Jedoch zeugt nur noch ein einziger Bogen romanischen Stils von dem weiten Residenzpalast, den dieser Hohenstaufe hier errichtete. Hier starb seine zweite Gemahlin Isabella von England, wurde jedoch, wie erwähnt, nebst der ersten, Isanta, im Dom zu Andria beigesetzt. Hier in Foggia war der Kaiser in der Nähe des von ihm geliebten Andria und seiner Schlösser Castel del Monte, Fiorentino und Lucera.

Lucera, auf einer den Tavoliere di Puglia nördlich abschließenden, von Weinstöcken und Fruchtbäumen bedeckten Höhe gelegen, beherrscht die Umgegend, und schon in frühester Zeit stritten sich Byzantiner, Langobarden und Normannen um dasselbe, und Kaiser Friedrich machte die Stadt zur stärksten Feste seines apulischen Königreichs. Die nahe der Stadt gelegene, von ihm erbaute, berühmte Sarazenenburg mit ihren hohen, gewaltigen Mauern und Türmen war der Schlüssel Apuliens und der Hauptstützpunkt der Herrschaft der Hohenstaufen in Unteritalien. Von Friedrich II. nach der Unterdrückung des Sarazenenaufstands in Sizilien erbaut, wurden die unterworfenen Sarazenen Siziliens von ihm nach Lucera, Grottole und Acerenza verpflanzt, und als sie heimlich nach Sizilien zu entweichen begannen, sämtlich in Lucera vereinigt. Ihr Haß gegen ihren Unterwerfer verwandelte sich schließlich in Liebe und Treue zu ihm, und die, nach wahrscheinlich übertriebenen Angaben 60 000 Köpfe zählenden sarazenischen Kolonisten Luceras bildeten nicht nur die Besatzung der Burg und mit ihren Reitern die einzig stehende Truppe des Kaisers, sondern entwickelten auch erhebliche

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reiseskizzen

Gewerbtätigkeit. Der Kaiser aber legte in Lucera arabische Gestüte an, ließ Kamele züchten und Menagerien wilder Tiere, darunter Leoparden zur Jagd unterhalten und hatte seine Schatzkammer in der Burg. In Rom erregte die heidnische Sarazenenkolonie in Italien großes Argernis, umso mehr, da ihre Krieger in manchem Streit gegen den Papst Bistümer und Klöster überfielen und sengten und plünderten und selbst die Kathedrale Luceras zerstörten. Zwar ließ der Kaiser Franziskanermisionare zur Belehrung seiner Sarazenen zu, allein er zwang diese nicht zur Glaubensänderung, und er galt in Rom als der absichtliche Zerstörer der christlichen Religion und Beschützer des Heidentums. Die Sarazenen Luceras unterstützten nach seinem Tode die Herrschaft Manfreds, kämpften und fielen in großer Anzahl bei Benevent, mußten sich jedoch den Anjous unterwerfen, erhoben sich zwar wiederholt für das Hohenstaufische Haus, wurden jedoch schließlich auf Drängen des Papstes von Karl IV. von Anjou ausgerottet, indem er die Besatzung der Burg überfallen und niederhauen ließ und die übrigen zur Annahme des Christentums zwang und ihre Moschee zerstörte und sein Nachfolger die Kathedrale neu aufbauen ließ. Fast 8 Jahrzehnte hatte die so bedeutsame Sarazenenstadt in Apulien gedauert.

Reich an Erinnerungen aus Hohenstaufischer Zeit ist auch das im fruchtbarsten Teil Apuliens, unweit Barlettas gelegene *Andria*. Man ist überrascht, hier im fernen Apulien neben den vielen kleinen Städten desselben eine Landstadt mit 50 000 Einwohnern zu finden. Sie verdankt ihr Wachstum in früherer Zeit dem Schutze der Hohenstaufen, namentlich aber ihrer glücklichen Lage inmitten einer mit Oliven-, Drangen- und Weinpflanzungen, sowie namentlich Mandelbäumen, jedoch weniger von Getreidefeldern bestandenen, höchst fruchtbaren Gegend. Hier weilte Friedrich II. und wurden, wie erwähnt, seine beiden Gemahlinnen im alten Dome beigesetzt, wurde sein Sohn Kaiser Konrad I. geboren, hier herrschten in wechselnder Reihenfolge die Normannen, wahrscheinlich die Gründer Andrias, der Papst, die Hohenstaufen, die Anjous, die Balzis, die Spanier unter Gonsalvo di Cordova und zuletzt die Caraffas di Ruffo, und noch erinnert außer der Kathedrale der Anfang eines Epigramms, das Kaiser Friedrich II. an die Stadt richtete, auf dem Stadttor Andrias an den Größten der Hohenstaufen. Die Kathedrale, zahlreiche Kirchen, der herzogliche Palast der Balzi und Caraffa, sowie einige andere Paläste bilden ihre, mit Ausnahme der Kathedrale, unbedeutenden monumentalen Bauten. Die Stadt, von den

Italienische Reiseskizzen A. Rogalla von Bieberstein

Ungarn im Mittelalter geplündert und halb zerstört, dann zu Ende des 18. Jahrhunderts von den Franzosen niedergebrannt und hierauf wieder aufgebaut, macht zwar bis auf das Viertel *le Grotte di San Andrea* einen modernen Eindruck, allein es fehlen ihr jegliches Leben und Verkehr, große Geschäfte, elegante Läden, Restaurants, gesellige Vereinigungspunkte, und ihre beiden Gasthäuser sind mehr als mäßig. Tausende von Feldarbeitern bewohnen die Stadt, die den Eindruck einer Adersstadt hervorruft, obgleich sie, durch eine Sekundärbahn mit dem nahen, bedeutenden Weinhandel treibenden Hafen *Varletta* verbunden, Gelegenheit hätte, auch ihren Handel zu entwickeln.

Wir suchten *Andria* namentlich deshalb auf, um von ihm aus das nur 15 km entfernte, neuerdings vielgenannte Jagdschloß *Friedrichs II., Castel del Monte* zu besichtigen. Dasselbe ist bekanntlich von der italienischen Regierung als Nationaleigentum angekauft, und am Tage vor unserer Besichtigung besuchte eine Sachverständigen-Kommission der Regierung das Schloß und erklärte es, wie uns der Custode versicherte, für das hervorragendste derartige National-Monument Italiens. Wir beschlossen, als einzeln Reisender die Fahrt nach dem Schloß mit einer „*soiarrabia*“, dem französischen *char à bano*, zu unternehmen, und legten die 30 km des Hin- und Rückweges auf dem einachsigen, hartföhrigen Fahrzeuge, stark durchschüttelt, im schon heißen Brande der apulischen Sonne in 4 Stunden zurück. Schon bald hinter *Andria* erblickte man über den Wipfeln der rotblühenden Mandelgärten, durch die der Weg führt, auf hochragender, grüner, unbewaldeter Höhe, das massige Oktogon des Schlosses. Es liegt auf einer Erhebung der „*Murgie*“, einem teils baumlosen, kahlen, teils mit Eichenwäldern bedeckten, an den Abhängen weidenreichen Berglande. Die Straße nach *Castel del Monte* ist eine gute und zeigt zahlreiche Spuren der ihr aus Anlaß des Besuches Kaiser *Wilhelms* gewordenen Verbesserung. Im vollsten Blüteschmuck prangende Mandelgärten, Wein- und Olivenpflanzungen begleiten sie weithin. Nur hier und da sind einzelne Gehöfte bemerkbar. Auf unserer Fahrt auf etwa 50 Schritte vom Schlosse angelangt, schoß eine schwarze, etwa 1 m lange Schlange aus dem umgebenden Gestein und warf sich auf die Vorderfesseln unseres Wagenpferdes; allein ein kräftiger Schlag mit dem Peitschenstock des Kutschers tötete das, wie dieser sagte, giftige Tier.

Das aus mächtigen gelben Kalksteinquadern in gotischem Stil mit antikisierenden Ornamenten gebaute hohe Schloß ist, wie erwähnt,

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reiseskizzen

ein Oktagon mit acht es wenig überragenden Rundtürmen. Seine Mauern sind 3 m stark, je 8 hohe, mit Säulen gezierte Säle im unteren und oberen Geschos und einige Kellerräume bilden sein Inneres, das jedoch infolge der Stärke des Mauerwerks an den Fenstern, ungeachtet des hellen Sonnenscheins, etwas dunkel erschien. Der Schloßbau umschließt einen Sechseckigen Hof mit einer jetzt verschütteten Zisterne, und als wir ihn betraten, erhob sich ein rotbrauner Falke aus einer Mauernische majestätisch in die Luft. Noch heute nistet der Falke in der „Murgie“, wenn auch wohl nicht so zahlreich wie zu Friedrichs Zeiten. Die Fenster und mehr noch das flache Dach des Schlosses bieten eine herrliche Aussicht auf das blühende Apulien mit seinen Städten und Schlössern und das ferne blaue Meer, die Castel del Monte mit Recht den Namen des Belvedere's Apuliens verschaffte. Das Schloß hat weder Wall noch Graben, und es überrascht, bei ihm keine Spuren von Gebäuden, die den Jagdtroß des Kaisers mit seinen Pferden, Falken und Hunden aufnehmen, zu finden. Fast muß man annehmen, daß dieser unter dem milden Himmel Apuliens in Zelten untergebracht war. Das in seinem Fundamentaltbau außerordentlich gut erhaltene, jedoch im Innern nur kahle Mauern zeigende Schloß hat dadurch, daß es als Gefängnis illustrier Personen diente, eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt. Hier wurden die Enkel Friedrichs II., die Söhne Manfreds, 3 Jahrzehnte hindurch in Ketten gefangen gehalten. Ferner die Ghibellinen Don Arrigo, Infant von Castilien, und Corrado, Graf von Caserta, 14 und 26 Jahre. Die fürstliche Familie Caraffa besaß Castel del Monte bis Ende des Jahres 1875 und verkaufte es dann an die italienische Regierung. Dem Verfall des Schlosses wird heut von dieser gewehrt; allein eine Gefahr für dasselbe bilden die in seinen Ecktürmen enthaltenen Zisternen, die das auf dem flachen Dach sich ansammelnde Regenwasser aufnehmen, durch deren Mauerwerk dasselbe jedoch mehr und mehr durchzusickern beginnt.

Mit Rücksicht auf den bereits beanspruchten Raum sei über die übrigen sehenswerten Plätze Apuliens mit Ausnahme Lecce's und Tarents nur kurzes bemerkt. Barletta, eine, wie erwähnt, bedeutenden Weinhandel treibende Hafenstadt von etwa 43000 Einwohnern ist nur durch seinen alten romanischen Dom, S. Maria Maggiore, sein Kastell aus dem 16. Jahrhundert, den Palazzo Frangiani-Ramarra und eine antike, 4 $\frac{1}{2}$ m hohe Bronzestatue des Kaisers Heraclius bemerkenswert. In seiner Nähe fand zwischen Andrio und Corato, während Gonfalso di Cordova Barletta gegen den Herzog von Nemours verteidigte, die be-

Italienische Reiseskizzen A. Rogalla von Bieberstein

rühmte „Disfida von Barletta“, ein Einzelkampf zwischen je 13 Rittern Frankreichs und Italiens unter der Leitung Bayards und Prospero Colonnas statt, der mit dem Siege der Italiener endete, der deren damals sehr gesunkenes Nationalgefühl ungemein hob und in dauernder Erinnerung Italiens blieb. In älterer Zeit erkämpfte Hannibal unweit Barlettas, beim heutigen Canne, in der Schlacht bei Cannä seinen berühmten Sieg über die Römer. Barletta macht einen im ganzen modernen Eindruck und besitzt einige gute Hotels. Eine nur 1½ stündige Bahnfahrt an der Küste führt durch höchst fruchtbares Land und berühmte Olivenpflanzungen nach dem lebhaften, Fischerei und Handel treibenden Bari, dem bedeutendsten Handelshafen Apuliens mit 80000 Bewohnern. Dasselbe ist der frühe Schauplatz von Kämpfen der Sarazenen, Griechen und Normannen, und von diesen durch Robert Guiscard erobert, als Handelsplatz und durch sein Provinzialmuseum, sowie durch seine ursprünglich byzantinische Kathedrale, die Säulenbasilika S. Nikola, in welcher Kaiser Heinrich IV. und seine Gemahlin Constanze, die Könige Manfred und Ferdinand I. von Aragonien getraut wurden, sowie durch die Kirche S. Gregorio bemerkenswert, und besitzt mehrere leidliche Hotels.

Als letzter aber, in kriegsmaritimer Hinsicht wichtigster und bester der Häfen der Ostküste beansprucht das alte, an geschichtlichen Erinnerungen, wie die Teilung der Verwaltung des römischen Reiches durch Octavian und Antonius und die Belagerung des Pompejus durch Cäsar, sowie die Einschiffung der Kreuzfahrer, reiche Brindisi einen Besuch. Zwar ist die nur 24000 Bewohner zählende Stadt nur klein und bis auf die zum Bahnhof führende Hauptstraße, nach den Zerstörungen durch König Ludwig II. von Ungarn und das furchtbare Erdbeben von 1458, mit Ausnahme der Hauptstraße, nur schlecht wieder aufgebaut und im Innern still; allein ihr vortrefflicher, geschützter, halbmondförmiger, an der Außenreebe befestigter Hafen bietet, noch heut wieder den Verkehr nach Griechenland und überdies den nach dem Orient vermittelnd, von Schiffen, darunter den größten Orientdampfern belebt, ein herrliches Bild, dessen malerischen Abschluß das am nördlichen Hafenarm gelegene, von Kaiser Friedrich II. erbaute, durch Karl V. verstärkte mächtige Kastell, heut Gefängnis, mit seinen Rundtürmen bildet. Am Hafen mündete auf einer Anhöhe am heutigen Kai angeblich die bis Brindisi geführte Via Appia, und eine antike mächtige Cipollin-Säule mit Götterfiguren am Kapitäl sowie die Basis einer gleichartigen, heut

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reiseskizzen

in Lecce auf dem Platz San Dronzo befindlichen sollen das Ende der Via Appia bezeichnen. Allein die Annahme, daß beide Säulen einst ein Leuchtfener trugen, hat mehr Wahrscheinlichkeit, da man die Via Appia kaum auf einer die Befrachtung der Schiffe erschwerenden Anhöhe am Hafen enden lassen durfte. Die übrigen antiken Reste Brindisis sind unbedeutend. An sonstigen monumentalen Bauten weist Brindisi außer dem erwähnten Kastell nur die durch Urban II. geweihte, im 17. Jahrhundert erneuerte Kathedrale auf, in der die Vermählung Kaiser Friedrichs II. mit Yolante von Jerusalem stattfand. Ferner das Baptisterium S. Giovanni el Sepolcro, mit dem heutigen Altertütermuseum, die normannische Kirche San Venedetto, die Kirche S. Lucia mit Krypta und unweit der Kathedrale einen mächtigen alten Palazzo mit prächtiger Fassade, in dessen weiten Räumen sich heut die Wohnungen von fünf Konsuln befinden. Das am Hafenkai schön gelegene Hôtel des Indes genügt den Ansprüchen des vornehmen, den Suezkanal passierenden Publikums vollständig. Von Brindisi währt die Lloyd-Dampferfahrt nach Korfu nur 8—9 Stunden. Brindisi ist Festung, seine Werke sind jedoch veraltet, und sein innerer Hafen nur im östlichen Teil $8\frac{1}{2}$ —9 m tief, so daß zwar die größten Ostindienfahrer vor seinem Kai anlegen können, er jedoch für ein bedeutendes Flottengeschwader großer Schiffe nicht genug Raum bietet. Ein Fort, zugleich Quarantaine-Station, beherrscht die Einfahrt des Kanals, der den Innenhafen mit der Außenreede verbindet.

Von den übrigen Städten Süd-Apuliens ist besonders das in neuerer Zeit mehrfach erwähnte *Lecce*, das „Florenz des Adelfo“, zu nennen. Unweit des Meeres und des kleinen Badeortes S. Cataldo in höchst fruchtbarer, einem blühenden Gartenland vergleichbarer, von trefflichen Straßen durchschnittener Gegend gelegen, ist Lecce mit einigen 30000 Bewohnern die Hauptstadt der „Terra d'Otranto“. Die Stadt ist schön gebaut und von einer in Süditalien überraschenden Sauberkeit und macht mit ihren 30 Kirchen, vielen Palästen und sonstigen Monumentalbauten den Eindruck großer Wohlhabenheit. Sie bestand schon zur Zeit der Griechen und Römer, in der Kaiser Hadrian ihren längst verlassenen Hafen baute, wurde jedoch erst durch die Normannen, welche die Grafschaft Lecce gründeten, mit der Eroberung Kalabriens und Apuliens durch Robert Guiscard historisch berühmt. Der letzte Normannenkönig Siziliens war Tancred, Graf von Lecce. Durch Vererbung der Ansprüche des Normannenhauses kam Lecce unter den Anjou

Italienische Reiseskizzen A. Rogalla von Bieberstein

an das Haus Brienne und an das der Enghlens und der Balzo-Orfinis und in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts an das aragonische Königshaus von Neapel. „Die Villen, Baumgänge und Anlagen um die wohlgefügtten Stadtmauern her“, berichtet Gregorovius, „die schönen, herrlich gepflasterten Straßen und Plätze mit vielen geschmückten Palästen und Gebäuden besetzt, durch Kirchen und Klöster eines an Ornamenten überreichen Stils ausgezeichnet, verleihen Lecce ein Ansehen von stattlichem Reichtum und von einer heiteren Grazie, die durchaus italienisch ist, aber orientalisches erscheint, weil sie mit Prunk überladen ist.“ Die erste und höchste Kunstblüte entfaltete sich für Lecce unter den normannischen Herrschern, und dann die ihrer wesentlich modernen Architektur nach der Zeit Karls V. Sie repräsentiert in harmonischer Übereinstimmung den Rokoko- und den Barockstil wie nirgends sonst in Italien. Aus der Normannenzeit sind nur wenige Baureste vorhanden¹⁾, dagegen unweit der Stadt in der von Tancred erbauten schönen Kirche von San Nicola und Cataldo „das herrlichste Denkmal der normannischen Kunstperiode und das letzte des letzten Normannenkönigs überhaupt“. Es liegt in dem schönen, von mächtigen Zypressen und Hunderten von stattlichen Grabdenkmälern, oft in Gestalt von Kapellen gezierten Campo Santo Leccese, das seinerseits ebenfalls einen Beweis für die Sorgfalt und den Kunstsinne bietet, den die Italiener seit alter Zeit ihren Toten widmen. Die an Kunstwert bedeutendsten Monumentalbauten der Stadt sind die aus dem 17. Jahrhundert stammende Kathedrale mit ihrem gewaltigen Turm, der sich ihr anschließende Bischofspalast und der prächtige Bau des Seminars, sowie die alte Kirche Santa Croce und die großartige Präfectur, ein früheres Cölestinerkloster. Einen geradezu wunderbaren, mächtigen Eindruck macht die herrliche, wenn auch etwas überladene Fassade von Santa Croce. Auf dem Hauptplatz Leccese, der Piazza San Dronzo, erhebt sich die Statue dieses Schutzheiligen der Stadt, auf dem Gegenstück der erwähnten antiken Marmorsäule am Hafen von Brindisi; ferner das ehemalige Municipium Leccese, das Sebile, eine gotische Halle mit reichgeschmücktem Portal, in der ein Standbild Garibaldis aufgestellt ist, daneben eine Kapelle mit dem venezianischen Löwen, die zur Handelsniederlassung Venedigs in Lecce gehörte. Ein mächtiges, von Karl V.

¹⁾ In neuester Zeit wurden inmitten der Stadt, unweit der Piazza San Dronzo, mächtige Mauerreste ausgegraben, die man den Römern zuschreibt.

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reiseskizzen

nebst den erneuerten Stadtmauern erbautes Kastell mit einem Renaissancepalast im Innern sind architektonisch nicht besonders bemerkenswert, dagegen die prächtige Porta di Napoli, ein 60 Fuß hoher, Karl V. von Lecce gewidmeter Triumphbogen. Der Blick von dem vorliegenden Platz auf ihn, wenn ihn die Abendsonne vergoldet und der blaue apulische Himmel ihn durchscheint, zugleich mit dem auf die sich ihm anschließenden mächtigen Stadtmauern ist ein herrlicher. Bemerkenswert ist noch das seit einigen Jahrzehnten bestehende Altertums-Provinzialmuseum, weniger die erst im Entstehen begriffene Bibliothek, namentlich aber der herrliche öffentliche Garten hinter der Präfektur mit seinen Marmorstatuen Tancrebs und anderer in der Geschichte Lecces berühmter Männer und seinem im Frühling unvergleichlichen Blütenflor seiner Mandelbäume, Azaleen, Magnolien und vieler anderer süblicher Blumen. Von den drei guten Hotels der Stadt ist besonders „Patria“, offenbar ein alter Palazzo, mit seiner interessanten, altertümlichen Einrichtung zu empfehlen.

Man muß das westlich Lecces gelegene Tarent, als an die Terra di Otranto Apuliens grenzend und als östliche Metropole Großgriechenlands, obgleich sein Hafen nach Westen weist, noch zum Osten Italiens rechnen, zumal von ihm aus griechische Kultur nach Westen und Norden in Italien vordrang. Es war im frühen Altertum nächst Syrakus die schönste, größte und blühendste Stadt Großgriechenlands und ist, damals 100 000 Bewohner zählend, mit seinen 60 000 heut die größte Süd-Italiens. In herrlicher Lage auf einer durch Durchstechung zur Insel gewordenen hohen Landzunge, zwischen dem prächtigen Golf von Tarent und dem etwa $\frac{5}{4}$ Meilen langen, $3\frac{1}{2}$ Meilen breiten Mare piccolo, einer tief ins Land einschneidenden Meeresbucht, sich erhebend, erinnerte es uns lebhaft durch diese Lage und seine weißen Häuser an Cadix, die „copa di plata“ der Spanier, zwischen den Baien von Cadix und Puntales. Der Ursprung Tarents verliert sich im Mythos seiner Gründung durch Taras, einen Sohn des Neptun, und angeblich wurde es von spartanischen Partheniern 701 v. Chr. zum zweitenmal gegründet. Allein seine Geschichte ist dunkel und nur bekannt, daß das Zeitalter des Perikles die Zeit seiner höchsten Blüte war, bis die Römer 272 es unterwarfen. Damals war die Stadt ein selbständiger Staat mit einem Heere von einigen 30 000 Mann und geschmückt mit Tempeln, Thermen, Gymnasien und Museen mit den herrlichsten Werken hellenischer Kunst. Sie trieb einen ausgedehnten

Italienische Reiseskizzen A. Rogalla von Bieberstein

Handel im Mittelmeer, versorgte Rom und Griechenland mit seinen Purpurwollenstoffen, deren Farbe aus der bei Tarent vorkommenden Purpurschnecke gewonnen wurde, betrieb ferner höchst ergiebigen Fischfang, und in den gesegneten Fluren ihres weiten Gebiets, wo noch heute Weizen und Oliven herrlich gedeihen, höchst lohnenden Ackerbau. Ihr Lebensüberfluß hatte jedoch Uppigkeit und den Verfall des Staats zur Folge, so daß sie sich der Römer nicht zu erwehren vermochte. Dann vorübergehend in den Besitz der Karthager gelangt, wurde Tarent diesen wieder von den Römern entrisen, geplündert und unermessliche Beute, darunter die bronzene Kolossalstatue des Herkules und später die berühmte geflügelte Viktoria von Erz auf der Weltkugel, nach Rom entführt. Während griechische Sprache und Kultur von Tarent her auf die Römer wirkten, geriet daselbe allmählich in gänzlichen Verfall. Abwechselnd in der Gewalt der Byzantiner, der Goten, der Langobarden, Normannen, Hohenstaufen, Anjous, Valjis, Valzi-Orsinis, der Aragonen Neapels und Spaniens, wurde Tarent wiederholt zerstört und wieder neu erbaut und besitzt daher heut nur sehr geringe Überbleibsel aus dem Altertum und selbst nur unbedeutende aus dem Mittelalter. Die ersteren, Reste der Stadtmauern, eines Theaters, eines dorischen Tempels und einige Willen-Fundamente und die römische Wasserleitung, die letzteren der kastellartige Turm am Nordeingang der Stadt an der Piazza di Fortuna und das große Kastell am Südennde, an welchem Byzantiner, Hohenstaufen, Anjous und Spanier bauten, sowie einige alte, mehrfach erneuerte Kirchen. Unter ihnen ist nur der sehr alte, äußerlich unschöne Dom San Cataldo durch sein Inneres, seine antiken Säulen, die vergoldete getäfelte Decke und seine Kapelle mit ihrem prachtvollen bunten Marmorschmuck, sowie ein schönes Portal bemerkenswert, ferner einige hübsche Renaissance-Paläste. Tarent, an geistigem Leben heut arm, besitzt keine Bibliotheken, jedoch außer einem Museum mit antiken Vasen, Tongefäßen, Statuetten, Gemmen zc. in einer Sammlung des verstorbenen Kanonikus Ceci ein einzigartiges Museum in einem alten Palast. Es enthält eine Sammlung phantastischer, aus den herrlichsten Muscheln von Ceci hergestellter Gebilde, die Blumen, Arabesken, seltsame Figuren, Fischerzengen und andere Genrebilder darstellen, ferner einige antike Vasen und Marmortrümmer. Somit ist Tarent nur durch seine herrliche Lage, seine großen historischen Erinnerungen und durch seinen neuesten Aufschwung und kriegsmaritime Bestimmung von besonderer Bedeutung. Die Stadt gliedert sich in zwei durch einen breiten und tiefen Kanal

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reiseskizzen

getrennte Teile, die Altstadt auf der Insel und der Stelle, wo sich die alte Akropolis als eine ihrer Zeit uneinnehmbare Feste erhob, und die Neustadt, eine völlig moderne, erst 1865 entstandene Anlage auf dem süblichen Festlande. Die Altstadt besteht aus einem Gewirr enger, häßlicher Straßen, in denen nur die erwähnten Gebäude und die Kaiserstraße Viktoria Emanuele, diese durch ihren herrlichen Blick auf den Golf und die Berge Kalabriens, bemerkenswert sind. Die Neustadt enthält zwei schöne Plätze, den Palazzo degli Uffizii, einige schöne Villen, das Theater, die ziemlich guten Hotels, darunter „Europa“ in schöner Lage am Mare Piccolo und Aquila d'oro, und das bedeutende Arsenal. Sie ist im Gegensatz zur Altstadt eine regelmäßige, reinliche, gesunde und hübsche Anlage. Handel und Bevölkerung Tarents sind neuerdings im lebhaften Aufschwung begriffen. Der vortreffliche Kriegshafen Tarents bildet nächst Spezia die zweite größte Flottenstation der italienischen Marine und ist als solche von großer Wichtigkeit und in der Vervollkommenung begriffen. So steht Tarent, das schon im 10. und 11. Jahrhundert einer der wichtigsten Kriegshäfen des griechischen Reiches in Unteritalien war, infolge seiner höchst günstigen Lage für den Handel und seines ausgezeichneten Hafens, wie es scheint, im Begriff, wieder ein sehr wichtiges Handels- und Kriegsflottenemporium zu werden wie in alter Zeit. Wenn dann mit dem wachsenden Handel der Stadt die bis jetzt nur kleine Zahl der Villen an den anmutigen, von blühenden Gärten und hier und da Palmen eingefassten Ufern des Mare Piccolo und zugleich die Neustadt weiter zunehmen, so wird auch das geistige Element und ein großzügiges Handelsleben in Tarent wieder erwachen und dasselbe seinen Rang als erste Kulturträgerin Südost-Italiens dereinst wieder einnehmen können.

Frida Schanz: Neue Gedichte.

I.

Ich halte wie in goldner Hülle
Die Worte, die du heute sprachst.
Die Lilie leuchtet, die du brachst.
Und in des Rosenbeetes Fülle

Steht eine wie in zarter Glut,
Getaucht in träumendes Erinnern,
Weil lang in ihrem feinen Innern
Dein dunkler Blick geruht! — — —

II.

Nun wandert mit dem alten Schritt
Der Lenz in neuer Funtelkrone.
Und liebe Straßen wandr' ich mit,
Als wenn sich's noch zu wandern lohne!

Ein altes Liebesliedchen zieht
Mir durch den Sinn, so eigen schmerzend,
Wie wenn man leere Bettlein wiegt,
Verblaßte Angedenken herzend! —

III.

Novemberschluß in schwarzem Wollentuch.
Mir ward in diesen dunklen Sturmestagen
Ein Trost aus götterschönem Trauerbuch —:
Vittoria Colonnas Witwenklagen!

„Wie der Wacholder, den der Sturm zerreißt,
Sich in sich selber fügt zu Turm und Mauer,
So fest fügt sich ein edler Frauengeist
Im wilden Sturme namenloser Trauer.“

Gertha Federmann: Gedichte.

Notturmo.

Träumend sinkt
Das Meer ans Land,
Wie ein müdes Kind,
Das heim zur Mutter fand.

Und der Mond
In dunkelblauer Nacht
Strahlet silbern schon.
Ein leiser Wind erwacht.

Unter seinem Hauch
Der schwarze Wald sich regt
Schauernd,
Wie von Geisterhand bewegt.

Stille Stunde.

Der Sommer flutet fern von mir.
Ich bin in die Dämmerung gezogen.
Nur Düfte von welken Blumen
Mein Schattenreich durchwogen.

Still ward die Seele, überwach,
Sie will zu den Sternen steigen.
Des Lebens goldne Stimmen
Vor ihrer Sehnsucht schweigen.

. . .

Robert Bauer: Juristische Symptome der Gegenwart¹⁾.

Seit der Gründung des Reichs stand keine Zeit so sehr unter dem Zeichen der Gesetzesreformation wie die Gegenwart: Ein neues Strafrecht, ein neuer Strafprozeß, ein neuer Zivilprozeß ist in Aussicht gestellt.

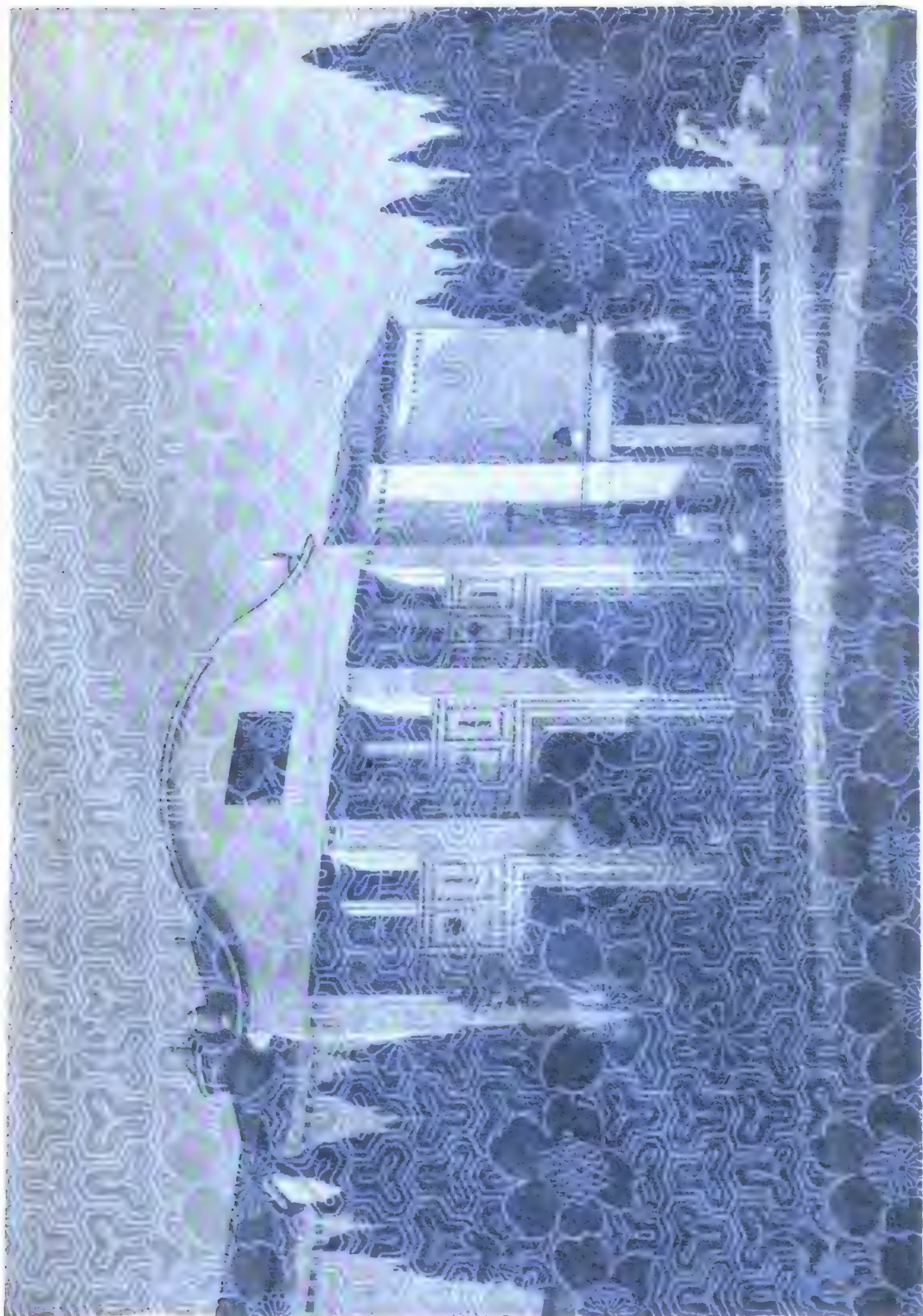
Verschiedene Fragen tauchen auf: Waren jene Gesetze in der Hast geschäftreicher Tage redigiert worden, so daß ihnen von vornherein das Schicksal nur vorübergehender Geltung beschieden schien? Oder kommt etwa darin die Eigenart der Gegenwart zum Ausdruck, daß auch das beste Gesetz heute schnell veralten muß?

„Die gewaltigsten und unaufhaltsamsten Rechtsumwälzungen gehen in den gesellschaftlichen Einrichtungen selbst vor sich und bilden die Entscheidungsnormen des Juristenrechts von Grund aus um, manchmal ohne daß dieses den Beteiligten oder den Juristen selbst auch nur zum Bewußtsein gekommen wäre.“ Mehr wie je bestimmt die Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung die Richtlinie der Anwendung und Durchbildung des Rechtes. Hier taucht die Frage auf: Welches sind die Werte, die in dieser Hinsicht heute ausschlaggebend geworden sind?

Eine Zeit schwankender Konjunkturen begünstigt die Spekulation einzelner Unternehmer und dementsprechend die rasche Ansammlung von Vermögen in wenigen mehr von Zufall und Geschick als von geistigen Qualitäten dirigierten Händen. Eine bestimmte gewissenlose Verschlagenheit wird so gezüchtet, die sich stets scheuen wird, sich offen mit dem Gesetz in Widerspruch zu setzen, aber jede Gelegenheit benützen wird, das Gesetz zu umgehen, das einer Ausbeutung des Nächsten im Wege steht. „Offenbar werde ich nicht bloß durch den Diebstahl, sondern auch dadurch verletzt, daß man im Bereich meines Vermögens und Könnens innerhalb der gesetzlichen Formen Beute macht. Der wesentliche Unterschied, der hier sicherlich nicht verhüllt werden soll, besteht nun aber darin, daß im Fall des Diebstahls ein bereits verwirklichtes und von der Gesellschaft anerkanntes Recht, im Fall der ausbeutenden Aneignung aber nur

¹⁾ Vergl. hierzu die Abhandlung in Heft 374 (Mai 1908), S. 320 f. von „Nord und Süd“.

²⁾ Ehrlich, Freie Rechtsfindung und freie Rechtswissenschaft, 1903, Seite 14.



Das Münchener Künstler-Theater. Zum Essay v. Ernst Schur.

Robert Bauer: Juristische Symptome der Gegenwart

ein natürliches, noch nicht durch gemeinsame Vorkehrungen geschütztes Recht verletzt wird¹⁾."

Es ist ein großer Irrtum, zu glauben, daß im wirtschaftlichen Kampf in letzter Hinsicht bestimmte geistige Fähigkeiten entscheiden. Im Gegenteil: die in der Konkurrenz des Gelderwerbs gezüchtete List und die Ausbildung niedriger sozialer Instinkte setzt sich durchaus in Widerspruch zu jedem Aristokratismus des Geistes. In diesem Sinne konnte Nießsche von den wirtschaftlichen Verhältnissen unserer Zeit urteilen, „sie seien nicht wert, daß gerade die begabtesten Geister sich mit ihnen befassen dürften und müßten²⁾."

Es läßt sich bekanntlich nicht leicht kontrollieren, wann die bona fides aufhört und die mala fides eintritt. Manche Leute verstehen es, sich mit einer wahren Virtuosität den Glauben an ihr Recht zu suggerieren, bis sie schließlich selber von der Berechtigung dessen überzeugt sind, was ihnen selbst noch zu Anfang heikel erscheinen mochte. Wie viele Tatsachen sind wahr, die „nicht erweislich" (Strafgesetzbuch, § 186) sind!

Auch Lamprecht erkennt, daß hier das moderne Wirtschaftsleben in Bahnen geleitet wird, die für den Entwicklungsgang des Rechtes entscheidend werden. In treffenden Worten gibt er diesem Gedanken Ausdruck: „Der moderne Staat hat das Recht der Unternehmung vielfach erst entwickeln können, seit und nachdem diese da war. Es ist klar: der neue Stand wird dem neuen Ziele, das für ihn ein Ideal bezeichnet, zunächst nachgehen mit allen Gesinnungen des Idealismus, zugleich aber auch mit aller innerhalb der bisherigen Zustände entwickelten Ellbogenkraft der List. Indem er dann aber auf seinem Wege über die bestehenden Rechtszustände und deren gleichsam dicke Luft empordringt in die dünnere Sphäre der Unternehmung, für die noch kein Recht besteht, in eben erst recht seine Lebensluft, wird er mit dieser List auch das Kampfmittel der alten, mehr rechtlosen Zeiten verbinden, die Gewalt. Und so wird eine Gewalttätigkeit freien Tuns, die sich nach Bedürfnis auch in die Form der List umsetzt, seine besondere Signatur sein³⁾."

„Eine Atmosphäre, für die noch kein Recht besteht." An dieser

¹⁾ E. Dühring, Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre, Berlin 1866, S. 305.

²⁾ Morgenröte, Aphor. 179.

³⁾ Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, Bd. II., erste Hälfte, S. 278.

X!

Juristische Symptome der Gegenwart Robert Bauer

Stelle soll nur auf eine einzige hingewiesen werden. Das moderne Wirtschaftsleben steht unter dem Zeichen des freien Arbeitsvertrages, der an die Stelle feudalistischer Abhängigkeitsverhältnisse getreten ist. Hier ist es dem unabhängigen Unternehmer, da bei der unverhältnismäßig wachsenden Menschenzahl das Angebot über die Nachfrage hinaus steigt, die Möglichkeit gegeben, die Bedingungen dieses Vertrages wenn nicht zu diktieren, so doch wesentlich zu bestimmen. So sprach auch die kaiserliche Botschaft vom 4. Februar 1890 die Notwendigkeit aus, durch eine besondere Gesetzgebung „die Ausbeutung der gewerblichen Arbeiter durch die Arbeitgeber hintanzuhalten, Leben, Gesundheit, Sittlichkeit, Weiterbildung der Arbeiter zu sichern und den Arbeitsvertrag unter staatliche Aufsicht zu stellen.“ — Hier zeigt sich ein Symptom werdenden Rechtes: der Arbeitsvertrag wächst im Laufe seiner Entwicklung über den Rahmen des Privatrechts hinaus, er löst sich von den übrigen Vertragsformen ab und bildet sich zu einem selbständigen Rechtsinstitut durch, das eine besondere und zwar öffentlich-rechtliche Regelung erheischt. Denn „durch die Emanzipation vom Zivilrecht wird die Möglichkeit zur Ausbildung derjenigen besonderen Grundzüge des öffentlichen Rechtes geschaffen, die den eigentümlichen Aufgaben und Interessen der öffentlichen Verwaltung Rechnung tragen¹⁾.“

So treten ganz neue Wirtschaftssphären allmählich in den Kreis juristischer Regelung; auch hier zeigt sich die im Laufe der Geschichte immer wiederkehrende Erscheinung, daß sich Gebilde des sozialen Lebens zu selbständiger Eigenart ausprägen und nachträglich von juristischen Normen umkleidet werden.

Unser modernes Wirtschaftsleben ist durchsetzt von Sphären, für die noch kein gesetzliches Recht besteht. Ihren Spuren nachzuforschen ist die Aufgabe des Betrachters, den die Frage beschäftigt: Welche Richtung wird die Zukunft unserer Rechtsentwicklung einschlagen? — Denn, „wie weit der Staat durch Gesetze eingreifen, wie weit er die nötigen Ordnungen anderen Mächten überlassen soll, das gerade ist die wichtigste Frage, die es für die Gesetzgebungspolitik überhaupt gibt²⁾.“

¹⁾ Fleiner, Über die Umbildung zivl. Institute durch das öffentl. Recht, Tübingen 1906, S. 9 f.

²⁾ Zitelmann, Lücken im Recht, Leipzig 1903, S. 9.

Hermann Bahr: Josef Olbrich.

(Gestorben am 18. August 1908.)

Als 1857 die Stadtmauern Wiens fielen, die eingesperrte Stadt sich öffnete und endlich aufatmen konnte, wurde alles von einer heftigen Baulust ergriffen, und das Behagen, sich zu strecken und zu dehnen, der Mut zu großen Plänen, das Vertrauen auf die Zukunft waren grenzenlos. Man fing nun wieder an bessere Zeiten zu glauben an, man schämte sich der Ruhe, in welcher die Stadt so lange still gelegen war, und wie es dem Wiener eigen ist, daß er immer gleich ins Extreme springen muß, sollte nun über Nacht alles nachgeholt werden. Was andere können, vermaß man sich auch zu können, jetzt sollte die lange verhaltene Kraft sich zeigen, und der Eifer war groß, es den anderen gleich zu tun. Was man nun wörtlicher nahm, als gut war. Es geschah wieder, was schon einmal geschehen war, unter Kaiser Josef. Was sich dort in der Entwicklung des Staats begeben hatte, im Politischen, wiederholte sich nun in der Entwicklung der Stadt, in der Baukunst. Wieder dachte man, daß es gehe, sich die eigene Arbeit zu ersparen, indem man einfach die fremde übernimmt, und statt aus der eigenen Art, wie sie aus der alten Zeit überliefert war, die Formen so umzubilden, daß sie dem veränderten Wesen der Zeit, den neuen Bedürfnissen gemäß würden, trug man aus allen Windrichtungen her, was nur irgendwo auf der weiten Welt für schön galt, und glaubte, es müßte es nun auch hier sein. Eine blind wütende Nachahmung aller Stile brach aus, was einer nur irgendwo Anmutiges oder Feierliches oder Prächtiges fand, wurde herbeigeschleppt, und so entstand die Ringstraße, auf welche noch immer manche Wiener stolz sind und die ja wirklich für den, der's aushält, ein höchst lustiger Markt und Ausverkauf aller erdenklichen Stilarten, die es nur jemals irgendwo gegeben hat, in den billigsten Kopien ist, einem solchen Brett mit Gipsfiguren nach berühmten Vorbildern nicht unähnlich, wie's Italiener durch die Straßen tragen. Eigentlich war es ein absurder Gedanke, das Erwachen einer Stadt in längst entschlafenen Formen aufzubauen, aber der Wiener drängte vorwärts, und natürlich war es das

bequemste, das Neue auf die alte Art zu tun, und fremde Ausdrücke waren schnell bei der Hand, während man den eigenen erst hätte suchen müssen. Wozu noch kam, daß das Bürgertum, sobald es einmal reich geworden ist, sich sicher und behaglich zu fühlen beginnt und mit den alten Ordnungen, aus welchen es hervorgebrochen ist, sich nun allmählich ausöhnt, daß das Bürgertum dann ja stets eine Neigung hat, mit der Vergangenheit zu kokettieren und sich im Kostüm zu gefallen. Auch hatten wir unter den Baukünstlern bis in die neunziger Jahre in unserer Stadt einen einzigen Mann, der sich nicht bequemte, ein Kopist alter und fremder Moden zu sein, sondern daran festhielt, daß es immer das Wesen der Baukunst bleibt, die Menschen nach ihren Empfindungen und Bedürfnissen einzuquartieren, so daß man daran, wie einer wohnt, ablesen kann, was er zum Leben braucht, wie er das Leben nimmt und was er aus seinem Leben machen will. Dies war unser großer Meister Otto Wagner. Doch hörte man nicht auf ihn, bis in den neunziger Jahren eine neue Jugend erschien, die überall, im Leben, in der Kunst, in den politischen Einrichtungen, es satt bekam, sich immer im bloßen Schein zu bewegen, mit Ungeduld nach Wirklichkeit verlangte und sich nun ungestüm das Recht nahm, sie selbst zu sein. Ihr war es denn auch unerträglich, die Arbeit unserer Zeit in griechischen Tempeln, gotischen Burgen oder welschen Palästen zu verrichten, sie wollte nicht mehr in Masleraden wohnen, und sie vermaß sich, ein Österreich für lebende Menschen herzustellen. In der Baukunst versammelte sie sich um Otto Wagner. Alle Triebe der kräftig vordringenden Generation, aller Abscheu vor dem Nachäffen entfremdeter Vergangenheiten, alle Wünsche nach einer autochthonen Kunst unserer eigenen Zeit kamen hier zusammen. Sein bester Schüler wurde Josef Olbrich, ein freudiger junger Schlesier, voll Mut und Lust, mit einem harten Nacken, der, eines ehrsamten Wachsziehers in Troppau Sohn, früh aus der Lateinschule weg durch seine Passion zum Zeichnen ins Bauhandwerk getrieben, dann an die Wiener Akademie zu Hasenauer in die Lehre gelangt, wo der schäumende junge Mensch Jahr um Jahr gleich alle Preise und Medaillen und Auszeichnungen an sich riß, die die Schule nur zu vergeben hatte, hierauf mit einem Staatsstipendium auf eine italienische Reise bis nach Sizilien hinab geschickt, siebenundzwanzigjährig nun 1894 von Wagner zur Mitarbeit an seiner Stadtbahn berufen wurde. Einen Besseren hat Wagner niemals gehabt. Der hohe Sinn des Meisters, sein Haß des leeren Scheins, sein heftiger Drang zur Wahrheit und der Schüler ungestüme

Sehnsucht nach Zukunft, ihre Thatenlust, ihr unbegrenzter Eifer, die Kraft an den kühnsten Aufgaben zu messen, dies alles fand sich in dem glühenden und strahlenden Jüngling, der wie die Sonne aufging, zum höchsten Aufgebot vereinigt und bald zum reinsten, ja einem schlechtweg vollkommenen Ausdruck verklärt. Wie es manchmal scheint, daß die Menschheit sich jahrelang plagen muß, bis sie nach vielen Versuchen endlich erst den Menschen hervorbringt, den sie eigentlich meint, wie manchmal eine ganze Generation sich abquält, um das Wort zu sagen, das ihr auf der Zunge liegt, und wie dann endlich einer kommt, in welchem jene lange stille Arbeit der anderen mühelos und leicht geworden, ihre Qual verstummt ist und der heiß gehegte Wunsch sich nun fast spielend erfüllt, ein solcher war Olbrich, ein Versammler aller in seinem Lande zerstreuten Triebe und Kräfte der neuen Zeit, nicht einer von besonderer, sondern einer von der allgemeinen Art, der er nun nur seine Macht lieb, nicht einer, den es lockt, anders zu sein als die anderen und sich abseits zu verstecken, zu verlieren, sondern einer, der alles in sich hat, wovon die anderen jeder nur ein Teil sind, und es zusammen faßt, das Getrennte zu verbinden, Verworrenes zu ordnen, jedes an seinen Platz zu stellen weiß und vollenden kann, so daß in ihm die ganze Stammesart sich gleichsam niederzulassen, froh das Vollbrachte zu genießen und mit Zutrauen vorwärts zu blicken scheint.

Nun aber ergab sich eines von den Mißverständnissen, die in Wien, wo man sich nicht gern die Zeit nimmt, ein Talent abzuwarten, bis es sich ausgedrückt und rund herum gezeigt hat, sondern lieber gleich auf den ersten Eindruck antwortet, nicht eben selten, freilich aber auch nicht tragischer zu nehmen sind, als es der Wiener selbst tut, der ja schon weiß, daß hier der Weg zur Macht durch Spott und über Unbilden geht. Man hat hier die Gewohnheit, dem Talent Bedingungen zu stellen, vornehmlich die, daß es keine Gewohnheiten stören soll. Nun war man diese überall her zusammengetragene Ringstraßenkunst einmal gewohnt, man hatte in der Schule gelernt, man habe auf sie stolz zu sein, und es ist nicht wienerisch, gern umzulernen. Als jetzt also Olbrich daran ging, 1898, das Haus der Sezession zu bauen, in Formen, welche den Bedürfnissen der Künstler und seiner Empfindung entnommen waren, nicht aber der Routine, so ging es los; und dies ist dann bei uns immer eine Gelegenheit für Leute, die, weil sie selbst nichts können, dies an anderen nicht leiden wollen und vor Neid witzig werden, woran dann der lustige Wiener, ohne den Witzigen übrigens zuzustimmen, ja sie eher

im Stillen verachtend, doch seine Freude hat. Da wurde Olbrich als ein Stürmer ohne Ziel, ein Neuerer ohne Sinn, der nur alles zerschlagen wolle, ja ein wahrer Einbrecher in die Kunst vor das staunende Publikum geschleift, und es begab sich am Ende, daß einer angeklagt erschien, völlig aus unserer Art zu schlagen, dessen ewiges Trachten, ja Lebensbedingung es eben war, diese unsere österreichische Art, die er überall verdrängt und an Fremdes ausgeliefert sah, wieder herzustellen und durch sein neues Werk Zeugnis von ihrer alten Kraft abzulegen. Diese Torheit verstand er nicht, es blieb ihm unsaßlich, Spott zu ernten, wofür er mußte Dank zu verdienen, und bis an sein Ende ist davon eine Bitterkeit in ihm geblieben. Auch empfand er es arg, daß man ihn für vieles büßen ließ, was, an ihm selbst aus einer Laune, der man wohl einmal nachgibt, einem eiligen Einfall, den man sich im Augenblick durch die Finger schlüpfen läßt, entstanden und sichtlich auch gar nicht anders gemeint, dann bei weniger originellen und darum pedantischen Geistern im Handumdrehen zur Manier entarten mußte. Niemand war darin härter gegen sich selbst, als er, der den aufquellenden Einfall wohl notierte, dann aber erst die Probe der zweiten, ja der dritten Überlegung unnachsichtig bestehen ließ und nur ein ärgerliches Lachen hatte, wenn er solche Notizen von sich dann plötzlich von den Pedanten in ein System gebracht fand. Die Menge aber kann nicht unterscheiden, was einmal aus einem zu großen Reichtum überschäumt und was der leere Kopf gereizt seiner Armut abzwängt, und als es nun in der Tat bei allen Handlangern auf eine freilich mehr lächerliche als bedenkliche Art zu Sezessionisten begann, war für die Wiener an allem „der Olbrich“ schuld. Indessen hatte man freilich im Ministerium seine Kraft und was ein solcher überall Leben aufweckender, Ehrgeiz um sich scharendes, Mut und Zuversicht und Nach-eiferung in die Jugend bringender Mann für die Stadt, ja für das ganze Land werden könnte, und seine Bedeutung und die Berechtigung seiner Ansprüche und die Notwendigkeit, ihn sich auswirken zu lassen, erkannt, und der treue Otto Wagner trat mit seiner schonungslosen Vereb-samkeit überall für ihn ein. Aber man gab ihm den österreichischen Rat, doch Geduld zu haben, sich Zeit zu lassen und alt zu werden. So, durch Spott verletzt, durch Undank erbittert, über falsche Nachahmungen ungeduldig, im Gefühl, auch manchem Freunde schon zu groß zu werden, selbst im eigenen Kreise dem Neide verdächtig, den liebsten Genossen entwachsend und nun mit seiner Schaffensgier ins Ungewisse vertröstet, um einstweilen, während ihm eine Stadt aus sich aufzubauen im Sinne

lag, ein paar Stühle für die reichen Leute zu machen, überall gehemmt, nirgends ermutigt, ganz allein, verlor er die Lust auszuharren und gab dem heftigen Großherzog nach, der ihn 1899 nach Darmstadt rief. Im Ministerium lächelten sie damals und sagten fein: Ganz gut, er soll sich dort nur austoben, sie sollen ihn uns dort nur abrichten, dann rufen wir ihn zurück, später einmal! Er hat's nicht mehr erlebt. Er blieb uns verloren.

In Darmstadt begann nun eine Tätigkeit, die man erst übersehen wird können, bis einst überall alles aufgegangen sein wird, was er gefät hat. Denn wie wenn er geföhlt hätte, nicht mehr viel Zeit zu haben, gab er sich mit vollen Händen her. Anfangs schien es fast, als sollte dort auch er in das deutsche Sektentwesen gerissen werden. Darin nahm er sich wunderbar aus, der doch nichts davon jemals begreifen konnte, weil ihm das Treiben nach Personen, statt um der Sache willen, durchaus fremd und das Stillstehen im einmal Erreichten, auf das sich jede Sekte versteift, seiner innersten immer bewegten Natur unerträglich war. So entkam er bald und, mit seinem guten Humor, der in höfischen Intrigen unverdorben, in allen Enttäuschungen unbefangen blieb, drang er allmählich, an allen Verlockungen hier der mächtigen Klüken, dort des Geschäfts oder raschen Ruhms vorbei, zu sich selbst durch. Sich selbst, mit allem, was er war, mit der leuchtenden Anmut, der behaglichen Freudigkeit, der dankbaren Weltlust seines immer blühenden Wesens, das so gern in lieben stillen Stimmungen saß, als es dann wieder vogelfrei sich in die blaue Luft schwang, mit seinem deutschen Ernst und der deutschen Treue zum Kleinen, die in einem Klümlein von der Flur alle Herrlichkeiten Gottes zu vernehmen weiß, mit seiner österreichischen Beweglichkeit und unserer angestammten guten Laune, die wohl auch einmal herzlich den eigenen Herrn auslacht, mit seiner Ehrfurcht vor dem Vergangenen, worin der Sinn der Väter und das Geheimnis, aus dem wir kommen, für uns aufbewahrt liegt, mit seinem Mut zum Künftigen, worin wir die Väter vollenden sollen, und mit seiner unstillbaren Sehnsucht nach einem hohen, festlich klingenden, feierlich glänzenden Dasein, wovon noch ein Strahl der durch uns vollbrachten Wunder auf der fernen Nachwelt liegen sollte, so mit allem sich darzustellen und seinen ganzen Reichtum auszubreiten gelang ihm. Und dann war ihm noch beschieden, wie er jene Stadt der Künstler auf der Mathildenhöhe gebaut hatte, auch einen Turm zu bauen. Er baute den Hochzeitsturm für seinen Fürsten, ein Geschenk der Bürgerschaft an den Groß-

herzog. Dies aber war ein alter Wunsch von ihm, den zu hegen, mit dem immer wieder zu spielen schon das Kind von einer seltsamen Leidenschaft wie besessen war. Einmal einen Turm zu bauen, einen hohen Turm, einen aus der Stadt ragenden Turm, von dem die Menschen unten ganz klein aussehen und man über Felder und Wiesen und Wälder hin in die weite Welt schaut; und wer aus der Ferne kommt, lange bevor er noch irgend ein Haus sieht, lange bevor er die Stadt ahnt, erblickt den Turm. Nun war ihm noch gewährt, einen solchen Turm zu bauen, und der liebste Traum war erfüllt, in den sich so gern schon der lachende Knabe und später der schwärmende Jüngling und noch, wenn er doch einmal die ruhelose Hand feiern ließ, der sinnende Mann einspann, wie wenn für ihn ein solcher Turm ein Sinnbild seiner selbst gewesen wäre, der auch immer, hoch über dem kleinen Menschenlärm, in die weite Welt hinaus sah und den der Nachkomme dereinst, der unsere Zeit sucht, bevor er noch in ihr irres Treiben eintritt, schon von weitem erblicken wird.

Paul Konody: Raphael.

Übersetzt von Alice Fliegel.

(Mit zwei Vierfarbendruckten.)

I.

„Und ich sage Dir, wenn ich eine schöne Frau malen will, muß ich viele schöne Frauen sehen und Dich bei mir haben, um die Schönste auszuwählen,“ schrieb Raphael, als er auf dem Gipfel seines Ruhmes und Glückes stand, an seinen getreuen Freund, den Grafen Valbassare Castiglione, der — selbst ein idealer Hofmann — in dem „Buche des Hofmanns“ der Welt ein unsterbliches Denkmal für die Kultur der Renaissance gegeben hat.

Als der König der Maler diese Worte schrieb, hatte er sicher nicht mehr damit geben wollen, als ein hübsches Kompliment für einen Mann, der selbst ein Muster der Höflichkeit und ein Meister der liebenswürdigen Sprache war. Jene Worte aber würden eine tiefe Bedeutung gewinnen, wenn man an Stelle des Wortes „F r a u“ das Wort „B i l d“ setzte, und unter Castiglione die Verkörperung der Intelligenz und der Wissenschaft verstände.

Was die Schönheit von Raphaels Kunst, die sich durch vier Jahrhunderte hindurch die Bewunderung der Menschheit erhalten hat, anbelangt, so finden wir in ihr die verschiedenen Elemente des Schönen wieder, das die Künstler v o r und z u Raphaels Zeiten geschaffen haben. Das Beste davon — was Idee und Ausführung betrifft — wählte sich Raphael aus und ließ sich durch die tiefsten Denker und die kühnsten Geister seiner Zeit, die bald berühmte Mittelpunkte der Kultur wurden, anregen und leiten.

Raphael wurde in der Tat unter einem glücklichen Stern geboren. Er war kein Geistesriese, kein epochemachender Genius, wie Michelangelo von ihm sagte, und verdankte seine Kunst weniger seinem Temperament und seiner Veranlagung, als einem fleißigen Studium. Er war zu einer Zeit geboren, wo die fortschreitende künstlerische Entwicklung von zwei Jahrhunderten an einen Punkt gekommen war, der einen Künstler verlangte, der die auseinanderlaufenden Fäden zusammenfaßte und die künstlerische Bewegung zu einer Höhe und Bervollkommnung führte, die für alle Zeiten unantastbar blieb.

Die Vorzüge seiner Geburt und seiner Umgebung, der Reiz seiner Erscheinung und seines Wesens, machten Raphael zum Liebling, wohin er auch kam; seine Empfänglichkeit, seine Liebenswürdigkeit, sein kluges Anpassungsvermögen und, vor allen Dingen, die frühe Meisterschaft seiner Technik verhalfen ihm zu der Vollendung, die er schon so früh erreichte.

Der kurze, wolkenlose Weg, auf dem Raphael von freundlicher Anerkennung bis zu höchstem Ruhm, von Wohlstand bis zu Reichtum und Überfluß schritt, war nicht die dornige, unruhvolle Straße, die das Genie in den meisten Fällen zu gehen hat. Das Genie wandert einen traurigen und einsamen Pfad.

Michelangelo, dieser unruhige, mürrische und unbefriedigte Geist — Lionardo da Vinci, der seinen hohen Idealen ohne jeden Gedanken an einen weltlichen Erfolg nachging, bis in sein trauriges, einsames Alter hinein, wo er, von seinem Vaterlande verbannt, über die Fruchtlosigkeit all' seines Arbeitens nachdenken konnte — diese großen, genialen Männer haben wenig mit dem liebenswürdigen Hofmann Raphael gemein, der selbst das Oberhaupt eines kleinen Hofes von getreuen Anhängern war.

Man erzählt sich, daß einst Michelangelo, als er Raphael begegnete, der inmitten seiner treuen Gefolgschaft den Weg zum päpstlichen Hofe nahm, seinem glücklichen Rivalen in der großen Verbitterung seines Geistes zurief: „Ihr lauft dahin, wie der Sheriff mit seiner Schar.“ Raphael, um eine Antwort nicht verlegen, entgegnete: „Und Ihr wie ein Mörder, der zum Schafott geht.“

Ob diese Anekdote nun wahr ist oder nicht, jedenfalls illustriert sie treffend die Verschiedenheit der Wege, die das Talent — und sei es selbst das größte — und das wahre Genie zu gehen haben.

Welches sind nun die Eigenschaften und Vorzüge von Raphaels Kunst, die ihm den ungeschmälerten Ruhm durch die Jahrhunderte schufen und ihn zu dem beliebtesten und bewundertsten aller Maler machten?

Die größten der früheren und späteren Meister, wie Velasquez, Rembrandt, Frans Hals, Watteau — um nur einige der hellen Leuchten im Reiche der Kunst zu nennen — mußten alle an sich die zeitweise Verachtung und Verkleinerung ihrer Kunst erfahren. Nur Raphael lernte die Wankelmütigkeit der Volksgunst nicht kennen. Er wurde zu einem Gott erhoben, noch ehe die Welt seinen frühzeitigen Tod zu betrauern hatte, und im Laufe der Jahre wurde diese abgöttische Verehrung selbst auf das schwache, handwerksmäßige Schaffen seiner Gehilfen, das oft unter seinem Namen

den Weg in die Welt fand, übertragen. Ungefähr binnen Menschen-
gedenken führte diese blinde, unterschiedslose Vergötterung zu einer Re-
aktion. Aber diese Reaktion beschränkte sich nur auf einen kleinen Kreis
ästhetisch veranlagter Kunst-Enthusiasten; und heute, wo die mehr wissen-
schaftliche Ausübung der Kritik es wohl versteht, Spreu von Weizen zu
unterscheiden, ist Raphael wieder zu alle seinem früheren Ruhm gelangt.
Die höhnische, feindliche Stellung Raphaelscher Kunst gegenüber hat
aufgehört, eine moderne Pose zu sein. Zu der freien Anerkennung von
der Vollkommenheit dieser Kunst kam das Bewußtsein, daß man Raphael
durch eine sehr unvollkommene Nachahmung seines Schönheitskodexes,
der in Europa seit der Gründung des Kompreises der einzige Erfolg des
akademischen Unterrichts war, bitteres Unrecht getan hatte. Schönheit
— reine und fehlerlose Formenschönheit, muß auf jeden Menschen wirken,
und Raphael zeigt uns die vollkommene Schönheit — die Schönheit, die
in feinsinnig durchdachtem Ebenmaß, in der Form, in der Farbe und in
der Technik liegt. Es ist eine wohlberechnete Schönheit — ein klares,
unzweideutiges Schaffen eines ganz normalen, ausgeglichenen Geistes
und einer nie irrenden Hand; deshalb ist Raphaels Kunst für jedermann
leicht verständlich und verlangt diese unbewusste geistige Anstrengung
nicht, die das Erfassen eines Kunstwerkes von komplizierterer Gefühls-
intensität mit sich bringt. Es ist die Aufgabe der Kunst, irgend ein Gefühl
in irgend welcher Form wiederzugeben; ein Bild, das eine bloße Nach-
ahmung ist, ohne eine Andeutung dessen zu geben, was der Künstler bei
seinem Schaffen empfand, hört auf, ein Kunstwerk zu sein, selbst wenn
es einen Gegenstand darstellt, der in sich schön ist. Andererseits kann
ein an sich häßlicher Vorwurf durch den intensiven Ausdruck eines Ge-
fühls zu einem großen Kunstwerk werden, aber dieses Gefühl ist not-
wendigerweise viel schwerer zu begreifen, als das einfachste aller Gefühle:
die naive Freude, die das Betrachten der Schönheit in uns auslöst.
Dieser Affekt, dem jeder Mensch unterworfen ist, erklärt den Trugschluß
der meisten Menschen, daß Kunst und Schönheit unzertrennlich seien —
er macht uns auch die allgemeine Liebe verständlich, die Raphael und
seiner Kunst durch Generationen hindurch gehört hat. Sein Pinsel war
mit der glatten, klaren Schönheit des Klassizismus vermählt, und seine
Kunst kannte keinen fremden, komplizierten Charakter.

Aber die Schönheit allein macht Raphaels Größe nicht aus, oder
Bouguereau und viele andere moderne Maler hätten auch groß, anstatt
schwach und geschmacklos sein müssen. Raphael besaß eine große Meister-

schaft in der Verteilung des Raumes nach drei Dimensionen hin — ein Geheimnis, das das Erbe der Umbrischen Schule war.

Das Gefühl der Weite und Tiefe wird durch Methoden erreicht, die nichts gemeinsam mit unserer modernen Kunst haben, die Illusion der sogenannten „Atmosphäre“ zu schaffen. Sie sind auch nicht identisch mit dem „Verlieren und Finden“ der Konturen oder mit der Anwendung gewisser optischer Theorien, wo wechselnde Lichter alle harten Umrisse aufheben, oder mit dem Verwischen und Auslöschen der Entfernung. Die Verteilung im Raum, wie sie Raphael anwandte, ist in ihrer Wirkung auf unser Empfindungsleben nur der architektonischen Kunst verwandt.

Ein anderer Grund für Raphaels Größe — und darin ist er vielleicht am meisten das Kind seiner Zeit — liegt in der wunderbaren Verschmelzung der beiden großzügigsten Bewegungen, an denen sich das zivilisierte Europa von jeher begeistert hat — nämlich in der Verbindung des klassischen Altertums und des christlichen Glaubens. Von Raphaels Pinsel dargestellt, hören sie auf, unvereinbar zu sein, und leben in der meisterhaft abgeschlossenen Harmonie, die der Markstein von Raphaels Kunst ist, in engster Gemeinschaft Seite an Seite. Das Christentum wird uns in dem glanzvollen, klassischen Gewande der alten Welt dargestellt, und die Mythen und Philosophien der Alten sind in engste Verbindung mit der christlichen Lehre gebracht. Raphael bringt neues Blut und reiches Leben in die toten Steine des alten Griechenlands und Roms, ganz im Gegensatz zu Mantegna, der kalt und klassisch in seinen reliefartigen Wiederbelebungen der Antike bleibt.

So betont Raphael auch bei seinen Darstellungen der Madonna mit dem Kind die rein menschliche Gefühlsseite, er läßt allen Symbolismus beiseite und führt uns das innige, intime Liebesverhältnis zwischen Mutter und Kind vor Augen. Fast unmerklich verwandelte er seine Cupidos in Kinderengel, und der Jehovah in der „Vision des Ezechiel“ hat mehr Ähnlichkeit mit dem olympischen Jupiter, als mit der mittelalterlichen Gottesvorstellung.

Wie Timoteo Viti, Perugino, Fra Bartolommeo, Lionardo da Vinci, Massaccio, Michelangelo und Sebastiano del Piombo — der ihm von der Blut seines venetianischen Farbenreichtums gab — die Quellen schufen, aus denen Raphael seine Wissenschaft der Technik, der Farbenanwendung, der Komposition und aller Elemente des malerischen Stils schöpfte, so

bahnten die Humanisten seinen Weg hinsichtlich der intellektuellen Auffassung seiner Kunst.

Raphaels bewundernswerte Eigenschaft, sich schnell und sicher alles das anzueignen, was ihm bei seinen Vorgängern und Zeitgenossen nachahmungswert erschien, befähigten ihn, sich in einem Alter, wo die meisten Maler noch weit davon entfernt waren, eine ganz hervorragende Meisterschaft und Reichhaltigkeit der Technik zu erwerben. Andererseits half ihm sein klarer, logischer Geist, der nicht ganz frei von dem Wunsch war, seinen Gönnern zu gefallen, zu der überwältigenden Ausführung der Ideen, die die kühnsten Denker seiner Zeit entwickelt hatten.

Der Zweifel, ob die Hauptidee, und vielleicht auch ein guter Teil der Details der Freskomalereien für die sogenannten „Stanzen“ im Vatikan, allein dem Geist Raphaels entsprungen sind, tut der Größe dieses Erstaunen erregenden Werkes und Raphaels Kunst keinen Abbruch. Raphael war ein Knabe von kaum zehn Jahren, als er das erste Mal in eines Meisters Schule trat. Er war ein Jüngling von 25 Jahren, als er sein großes Werk begann. Die dazwischenliegenden Jahre waren von seinen Studien und von der Ausführung bedeutender Aufträge so ausgefüllt, daß er keine Zeit zur Buchgelehrsamkeit fand. Ein solches Wissen war aber zu der Darstellung dieses sorgfältig ausgearbeiteten Entwurfes, mit alle den historischen Anklängen und allegorischen Gestalten, unbedingt nötig. Man muß sich wundern, wie es Raphael so meisterhaft verstanden hat, auf die Vorschläge und Anregungen, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, einzugehen, und sie in ein so köstliches Gewand unsterblicher Schönheit zu kleiden.

II.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, während der Regierung des Herzogs Frederigo von Montefeltro — ein aufgeklärter Prinz, der die besten seiner Kräfte und viel von seiner Zeit zum Schutze und zur Hebung der Künste, zur Ausschmückung seines vornehmen Palastes und zur Sammlung von unschätzbaren Manuskripten, Bildern, Skulpturen und Kunstwerken jeder Art verwandte — wurde die alte Stadt Urbino zu einem Zentrum der Kultur und Wissenschaft erhoben. Der Herzog machte seinen eigenen Hof zu einem Treffpunkt hervorragender Maler, Architekten, Dichter und Humanisten, die sich durch die Großmütigkeit und den Freimut ihres großen Protektors immer angezogen fühlten. Unter den wenigen berühmten Trabanten, die durch die Sonne von Montefeltro an-

gelockt wurden, befand sich auch ein gewisser Giovanni Santi, der Mitte des 15. Jahrhunderts nach Urbino kam. Obgleich er ein Maler von großer Gewandtheit und Fertigkeit war — wahrscheinlich von Fiorenzo di Lorenzo ausgebildet — sah er sich doch genötigt, in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Urbino einen Handel mit Öl, Korn und anderen Waren zu treiben, wie es sein Vater vor ihm getan hatte. Sein kleines Einkommen bedurfte einer Aufbesserung. Doch des Malers vorzügliche Kenntnisse nach verschiedener Richtung hin machten bald von sich reden und verschafften ihm eine Stellung als Hof-Maler und -Dichter. Wichtig, als irgend eines seiner Bilder, ist seine berühmte, gereimte Chronik von 23 000 Versen in Danteschem Versmaß. Hierin besingt er die Tugenden und Heldentaten seines hohen Gönners. Der Dichter und Maler war ein besonderer Liebling von Elisabetta Gonzaga, der jungen Gemahlin von Frederigos Sohn Guidobaldo. Ihre hohe Achtung und Verehrung für Giovanni drückte sie in einem Briefe aus, in dem sie ihrer Schwägerin die Nachricht von des Hofmalers Tod gab.

Giovanni Santi und seiner Gemahlin, Magia Ciarla, wurde am 28. März 1483, an einem Karfreitag, ein Sohn geboren, der auf seiner verhältnismäßig kurzen Lebensbahn zu einem Ruhm gelangte, wie ihn nur wenige Menschen erreicht haben. Ein älterer Bruder und eine Schwester Raphaels starben schon als Kinder, und des Malers Mutter folgte ihnen nach, noch ehe Raphael sein achttes Jahr erreicht hatte. Ihren Platz im väterlichen Hause nahm nicht viel später Bernardina Porte ein, eines Goldschmieds Tochter, die Giovanni bald nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete. Nach Giovanni Santis großem Dichtwerk hat es den Anschein, als ob er auf freundschaftlichem Fuße mit den größten Männern seiner Zeit, wie Melozzo da Forlì, Mantegna, Pier dei Franceschi und Verrocchio, gestanden hat. Man darf wohl annehmen, daß Raphaels früheste Erziehung zur Kunst, die er unter seines Vaters Leitung genoß, auf jene eigentümliche Befähigung hinarbeitete, die es ihm später möglich machte, sich die Vorzüge und Schönheiten des Stiles der verschiedenen Meister anzueignen, mit denen er in Berührung kam.

Die Leichtigkeit, mit welcher sein hervorragendes Talent die verschiedenen Schulen seiner Meister durchlief und deren Art in sich aufnahm, zeigt sich deutlich, als er 1494, bald nach seines Vaters Tod, in die Schule von Timoteo Viti, der ein Schüler von Francia war, eintrat. Giovanni starb an einem Fieber, das er sich in der Malaria-luft der Mantuaner Marschlande, wohin er sich im Dienste der Elisabetta Gonzaga

begeben hatte, zuzog. 1495 hatte sich Timoteo Viti in Urbino niedergelassen, und der große Ruf, den er unter den Malern dieser Stadt genoß, hat wahrscheinlich Raphaels Vormund, Simone Ciarla, dazu bewogen, den begabten Jüngling unter eine so kompetente Führung zu bringen.

Raphael arbeitete nicht nur im Stile seines ersten Lehrmeisters, er nahm sogar dessen Manieriertheiten an, wie z. B. die breite Form der Hände und Füße und die leichte Neigung des Kopfes. Nach diesen unzweifelhaften Zeugnissen konnte Morelli, der Schöpfer der modernen Kritik, nach drei Jahrhunderten des Irrtums beweisen, daß Vasari mit seiner Behauptung, Raphael sei aus seines Vaters Werkstätte gleich in die des Perugino eingetreten, unrecht hatte. Timoteos Einfluß ist selbst bei den Bildern noch deutlich erkennbar, die Raphael zu einer Zeit malte, als er unter dem Banne der viel machtvolleren Persönlichkeit Peruginos stand. Zu diesen Bildern gehört das sogen. „Sposalizio“, das ist die Vermählung der Maria mit Joseph. Es entstand 1504 und befindet sich jetzt in der Brera zu Mailand; ferner die drei ersten Bilder, die Raphaels Namen tragen: „Die Vision eines jungen Ritters“ (London, Nationalgalerie), „Der heilige Michael“ (Louvre), und „Die drei Grazien“ (im Condémuseum in Schloß Chantilly).

Nicht nur die Gesichtszüge dieser Bildergruppe, die den Stil des Timoteo Viti trägt, sondern auch die zage, furchtsame Ausführung und die naive Steifheit der Gestalten, bezeichnen diese Bilder als Produkte von Raphaels noch unreifer Jugend. Raphael befand sich — wie wir sehen werden — gegen Ende des Jahrhunderts in Perugia, so daß die genannten drei Bilder entstanden sein müssen, ehe er das siebzehnte Jahr vollendet hatte. „Die drei Grazien“, ein Bild, zu dem höchstwahrscheinlich eine antike Camée die Anregung gegeben hat, wurde 1885 vom Duc d'Anmale aus Lord Dubleys Sammlung für den Preis von 25 000 Pfund Sterling angekauft — wahrlich eine schöne Summe, wenn man bedenkt, daß das Bild von einem 16 jährigen Jüngling gemalt wurde. Ein Kreideporträt dieses reichbegabten, fröhlichen Knaben, das von der Hand seines ersten Lehrmeisters geschaffen wurde, befindet sich in Oxford.

Die Dokumente eines Prozesses, der zwischen einigen Angehörigen seiner Familie geführt wurde, beweisen, daß sich Raphael 1499 noch in Urbino befand, denn im Sommer dieses Jahres erschien er als Zeuge vor Gericht. Als im folgenden Jahre das Urteil gesprochen wurde, war er schon als Peruginos Schüler in Perugia. Hier eignete er sich den Stil seines neuen Lehrers so vollkommen und mit so großem Erfolge an, daß

Vasari mit Recht sagen konnte: „Seine Kopieen können von den Originalen des Meisters kaum unterschieden werden, die Unterschiede zwischen den Entwürfen Raphaels und denen Pietros sind nicht mit Gewißheit festzustellen.“

Ein Plagiat beunruhigte in jener Zeit das künstlerische Gewissen nicht, und man kann in Raphaels Bildern, die dieser Periode angehören, leicht die Spuren ganzer Gruppen verfolgen, die er der Phantasie des älteren Meisters entlehnte. So basiert die „Kreuzigung“, die gegen 1501 für eine Kirche in Città di Castello gemalt wurde und jetzt der Sammlung des Dr. Ludwig Mond eingereiht ist, auf einer Darstellung des gleichen Gegenstandes durch Perugino, während der ganze obere Teil des Ratikans, die „Krönung der Jungfrau“, durch die „Himmelfahrt Mariä“ von Pietro stark beeinflusst wurde.

Aber diese buchstäbliche Nachahmung war nur eine vorübergehende Entwicklungsphase, während Raphaels Kunst während seines Aufenthaltes in Perugia bleibende Werte durch das große Studium der Raumkomposition geschaffen wurden. Viel Wertvolles gab ihm auch die typische Neigung und Begabung der Maler von Umbrien, die friedvolle Schönheit ihres heimatlichen Hügellandes mit wahrhaft religiöser Inbrunst darzustellen.

1502 begab sich Perugino nach Florenz zurück, und Raphael trat wahrscheinlich in den Schülerkreis von Pinturicchio ein, wenn auch Vasaris Behauptung, daß er die Zeichnungen für die späteren Meisterfresken der Piccolominibibliothek in Siena lieferte, als eine Fabel abzulehnen ist. Während dieser Zeit malte Raphael seine ersten Madonnenbilder, die Madonna Connestabile (jetzt in Petersburg), die ganz auf Peruginos „Jungfrau mit dem Granatapfel“ basiert, und zwei Madonnenbilder, die sich im Berliner Museum befinden. Das Mailänder „Spasazio“, in welchem der junge Künstler trotz aller fremden Einflüsse seine starke Persönlichkeit behauptete, war 1504 für die Kirche San Francesco in Città di Castello gemalt.

Seine frühe Meisterschaft im Porträtieren zeigt uns Raphaels Porträt von Perugino in der Borgheese-Galerie, das so ausgesprochen charaktervoll und vollendet in der Ausführung ist, daß es viele Jahre für ein Werk Holbeins galt.

Unterdessen war der Herzog Guidobaldo nach dem Tode seines Feindes, des Papstes Alexander VI., nach Urbino zurückgekehrt, und Raphael folgte ihm dorthin im Jahre 1504. Der kleine „St. George“

— im Louvre — ist eine Erinnerung an diesen kurzen Besuch, der im Oktober desselben Jahres sein Ende erreichte, als Raphael, mit einem warmen Empfehlungsbrief ausgerüstet, den ihm des Herzogs Schwester Giovanna della Rovere an den Gonfaloniere Pier Soderini mitgegeben hatte, seine Vaterstadt verließ und sich nach Florenz begab. Hier war das Zentrum alles künstlerischen Lebens, das durch den eifersüchtigen Kampf der beiden Geistesriesen, Michelangelo und Lionardo da Vinci, besonders reich und rege pulsierte.

Wie tief mußten den jungen Künstler die reichen, gewaltigen Eindrücke erregen, die in Florenz auf ihn einstürzten — in jener wunderbaren, gesegneten Stadt an den Ufern des Arno, mit den gewaltigen Palästen und Kirchen, dem brausenden, stürmenden Leben ihrer Kunst, die so viel männlicher und monumentaler war, als das träumerische, feminine Schaffen, das in der sanften, schwachen Atmosphäre von Umbrien geboren wurde. Wie wird sich Raphael in die Betrachtung von Masaccios edlen Fresken — die durch Generationen hindurch eine Bildungsschule der Maler waren — versenkt haben! Wie wird er in Bewunderung und Entzücken vor Michelangelos „David“ gestanden haben, den heiligen Entschluß im Herzen, sich künftig mit größerer Intensität dem Studium menschlicher Gestalt und Bewegung zu widmen! Die faszinierende Begeisterung, die der Genius Lionardos in ihm weckte, fand in einigen der ersten Werke, die dem Florentiner Aufenthalt angehören, seinen Ausdruck: in den Porträts des Angiolo Doni und seiner Gattin Maddalena Strozzi, im Palast Pitti zu Florenz. Maddalena Strozzi kann in keinem Fall das Modell zu diesem Porträt, das eine Reminiscenz an Lionardos „Mona Lisa“ ist, gewesen sein; es ist bekannt, daß sie im Jahre 1489 getauft wurde, während das Porträt, das Raphael 1504 malte, eine Frau in reiferem Alter darstellt.

In der Werkstatt des Architekten Baccio d' Agnolo, die ein bevorzugter Treffpunkt der jungen Florentiner Künstler war, trat Raphael in ein gewisses Freundschaftsverhältnis zu verschiedenen Meistern, wie Ridolfo Ghirlandajo, Antonio da Sangallo, Sansovino und Fra Bartolommeo, die einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung und Bildung seines Stils hatten. Diesen Einfluß ersieht man aus der „Madonna di Sant' Antonio“, die — wie man sagt — von Mr. Pierpont Morgan für den ungeheuren Preis von 100 000 Pfund Sterling für die Nationalgalerie in London angekauft wurde. Dieses Bild und die sogen. Madonna degli Ansdei, die für die Nationalgalerie aus der Sammlung des Herzogs

von Marlborough für 70 000 Pfund Sterling erworben wurde, malte Raphael während eines Besuches in Perugia, gegen Ende des Jahres 1505. Das erstgenannte Madonnenbild war für die Nonnen des S. Antonio da Padova in Perugia gemalt, und das andere für die Ansidei-Kapelle der Kirche San Florenzo in derselben Stadt.

Die Quellen und Belege über Raphaels Aufenthalt zwischen 1504 und 1508, als er Florenz endlich verlassen hatte, sind unzureichend und unzuverlässig. Sicher ist, daß er sich — von seinem Besuch in Perugia abgesehen — im Jahre 1506 für einige Zeit in Urbino aufhielt, wo er für Guidobaldo den „Heiligen Georg“ malte, ein Bild, das unter den Schenkungen an Heinrich VII. von England, der dem Herzog von Urbino zwei Jahre vorher die Insignien des Hosenbandordens verliehen hatte, eine große Rolle spielte. Der „Heilige Georg“ befindet sich jetzt in der Eremitage zu Petersburg.

Der größte Teil der wunderbaren Madonnenbilder, denen Raphael hauptsächlich seinen großen Ruhm und seine Beliebtheit verdankt, entstand während seines Aufenthaltes in Florenz. In diese Schaffensperiode gehören: die „Madonna del Granduca“, im Palast Pitti in Florenz, die „Madonna Tempi“, in der Münchener Pinakothek, die „Madonna aus dem Hause Orleans“, in Chantilly, die „Madonna im Grünen“, in Wien, die „Madonna mit dem Stieglitz“, in den Uffizien, die „Heilige Familie mit dem Lamm“, in Madrid, das köstliche Madonnenbild des Lord Comper in Panshanger, und „La belle Jardinière“, im Louvre zu Paris.

In die gleiche Periode fällt sein Selbstbildnis, das sich in der Malersalle der Uffizien befindet, und das Porträt eines jungen Mannes, das in der Budapester Nationalgalerie zu sehen ist. Gelegentlich eines Besuches in Perugia erhielt Raphael von Atalanta Baglione, der Mutter des Grifonetto Baglione — der ein Opfer des blutigen Familienstreites war, der um 1500 Perugia in ein Schlachthaus verwandelte — den Auftrag zu einem Altarstück. Raphael malte zur traurigen Erinnerung an jenes schreckliche Blutbad die „Kreuzabnahme“, die er 1507 in Florenz vollendete, und die sich jetzt in der Galerie Borghese befindet. Die „Kreuzabnahme“ war Raphaels erste große dramatische Komposition, die er noch nicht mühelos anzufassen wußte, und so fordert auch dieses Werk mit seiner erzwungenen Leidenschaft und seinem unnatürlichen Gefühlsausdruck die Kritik mehr heraus, als irgend eine andere Arbeit des Meisters. Eine Rechtsache wegen einer Schuld von 100 Kronen, die Raphael bei der Familie Cervasi für den Kauf eines Hauses stehen hatte, machte seine

Gegenwart in Urbino im Oktober 1507 nötig. Im April des folgenden Jahres starb Guidobaldo, und ein Brief Raphaels an seinen Onkel Simone Ciarla, der ihm das traurige Ereignis mitgeteilt hatte, gibt ein sicheres Zeugnis, daß Raphael schon zu der Zeit wieder nach Florenz zurückgekehrt war. Nachdem er seine Trauer über des Herzogs Tod ausgedrückt hat („Ich konnte Euren Brief nicht ohne Tränen lesen“), bittet er den Onkel, ihm ein Empfehlungsschreiben an den Gonfaloniere von Florenz zu verschaffen. Er erbittet sich die Empfehlung als dessen „allerergebenster Diener“, und verspricht sich davon für Florenz einen wichtigen Auftrag für das Ausmalen eines gewissen Gemaches, eine Arbeit, die Seine Hoheit zu vergeben hatte.

Aber auf den jungen, fleißigen Künstler wartete ein günstigeres Geschick, das ihn in einen weit größeren Wirkungskreis führte. Vasari behauptet, daß Bramante von Urbino, ein Verwandter Raphaels, den Papst Julius II. auf des jungen Meisters seltenes Talent aufmerksam gemacht habe, und hierin sei der Grund von Raphaels Berufung nach Rom zu suchen. Bramantes Empfehlung, der bei dem Papst in hoher Gunst stand, und der mit bei dem Entwurf für den Wiederaufbau der St. Peter-Kathedrale beschäftigt war, habe viel Einfluß gehabt. Aber wie in vielen anderen Punkten, so ist auch hier Vasaris Aussage nicht für unbedingt wahr anzunehmen. In erster Linie war Raphael gar nicht mit Bramante verwandt; und dann ist es viel wahrscheinlicher, daß der Gedanke, Raphael nach Rom zur Ausschmückung der päpstlichen Gemächer des Vatikans zu rufen, durch die Prefetessa Giovanna della Rovere angeregt wurde. Sie war allezeit eine große Gönnerin des reichtalentierten Malers gewesen; vielleicht war auch ihr Sohn Francesco, der Neffe und Nachfolger des Herzogs Guidobaldo Montefeltro, mit an Raphaels Berufung schuld. Es kann wohl sein, daß Bramante, der mit seinem jungen Kollegen und Landsmann auf freundschaftlichem Fuße stand, diese Empfehlung unterstützte. Wie es auch gewesen sein mag, Raphael empfing des Papstes Befehl und reiste nach Rom, wo Michelangelo kurz vor ihm eingetroffen war.

S c h l u ß i n d e r D e z e m b e r - N u m m e r .

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, Ende September.

Schiller, obzwar wohlbestallter Jenerser Professor der Geschichtswissenschaft, wollte die Schaubühne nur als moralische Anstalt. Wir aber haben jetzt die Schaubühne als assyriologisch-pädagogische Anstalt. Die Personifikationen der assyrischen Vergangenheit und der Wissenschaft führen auf unserer prunkvollen Opernhausbühne einen Dialog, den ihnen Josef Lauff untergeschoben hat und aus dem wir erfahren, daß dank unserer vorgeschrittenen Altertumsforschung das alte Ninive vor unserm Geist wieder aufgerichtet worden. — Und nun ersteht vor unsern Augen in allerlei Opferzeremonien, in kriegerischen Spielen und in Schwert-, Dalißken- und sonstigen Tänzen die Zeit des Königs Sardanapal, an dem des Professors Franz Delißsch Wissenschaft eine Rettung vollzogen hat. Aber über Sardanapal siegt Nabopolassar, und der König muß den Scheiterhaufen besteigen, dessen Brand und Zusammensturz auf der Opernhausbühne als der Triumph modernster Bühnentechnik gepriesen wird. Man war früher auch in Ballettdingen eigentlich poetischer. Als man Fanny Elßner ehren wollte, rühmte man von ihr, sie tanze Goethe — von unserer Dell' Era hat man zu sagen, sie tanzt Franz Delißsch. Sie wirkt mit den

anderen Ballettkoryphäen aufs lebendigste mit in diesem prunk- und prachtvollen Schaustück, in diesem assyriologischen Anschauungsunterricht, in dieser großen Sardanapal-Pantomime, die freilich von dem Wesen eines Kunstwerks noch viel, viel weiter entfernt ist als etwa Ebers' Romane aus der ägyptischen Geschichte.

Während man aber im Opernhause den Ruhm Sardanapals wissenschaftlich und pantomimisch gerettet und erhöht hat, ist man wenige Tage später im königlichen Schauspielhause mit dem Ruhm eines großen Dichters, Otto Ludwigs, etwas unvorsichtig umgegangen. Um ihn einmal wieder in seiner vollen Größe zu zeigen, hätte man seine „Malkabäer“ aufs neue lebendig machen sollen und hätte dann erfahren, wie viel stärker und sicherer sie heute wirken, als sein unserm Empfinden doch schon fremd gewordener „Erbförster“. Statt dessen hatte man wissenschaftlich literarhistorischen Ehrgeiz und führte „Die Torgauer Heide“ vor, die wie „Wallensteins Lager“ zu der Tragödie des Friedländers ein Vorspiel ist zu einer geplanten Dichtung Ludwigs, zu seinem „Friedrich II. von Preußen“, den er schreiben wollte, um einen Helden darzustellen, der „unter den Schlägen eines tüchtigen Geschicks, unter den herbsten Enttäuschungen aufrecht bleibt und sich selbst nicht verliert“.

„Die Torgauer Heide“ bringt Tagerepisoden und Kriegsszenen, un- selbstständig in der Form, für die Schillers Meisterleistung vorge- schwebt, unplastisch im Einzelnen, erkügelte in der Komposition — nir- gends ein Zug, der auf kommende Größe des Dichters hinweist. Gibt dieses Vorspiel also keine dichte- rische Offenbarung, so gab es der Regie reichlich Gelegenheit zu prunkvoller Betätigung: der große Friedrich konnte vorgeführt werden auf weißem Schlachtroß, es konnte — was stets sehr wirkungsvoll ist — zum Schluß von einem Massen- aufgebot kriegerischer Preußen an- gestimmt werden „Nun danket alle Gott“, es konnten sehr schöne Szenenbilder arrangiert und mit unserer vorgeschrittenen Bühnen- technik stimmungsvolle Dekorations- effekte geschaffen werden. Für Otto Ludwigs Geltung aber wäre es besser gewesen, dieses mit Recht vergessene, wenn überhaupt je be- achtete, für die Eigenart des Dichters völlig unbedeutende Stück nicht auszugraben und der Ver- suchung pseudopatriotischer Aus- stattungskunst zu widerstehen.

Der Freude, wenn nicht am Ausstattungswesen, so doch an eigenartiger Szenerie dürfte auch die Aufführung der beiden auf Japans Boden spielenden Stücke in den K a m m e r s p i e l e n ent- sprungen sein — ihr dichterischer Gehalt ist so gering, daß er allein die Aufführung nicht erklären könnte. Das erste — „Kimoko“ von Wolfgang v. G e r s d o r f f — ist auffällig unbedeutend. Es soll in der Gegenwart spielen und er- zählt uns von einer Geisha, die so edel ist, daß sie die Werbung ihres

vornehmen Geliebten zurückweist. Sie fühlt sich nicht rein genug, um des geliebten Mannes Gattin und die Mutter ihrer späteren Kinder werden zu dürfen. Auch fürchtet sie den Einspruch seiner Mutter. Aber diese vornehme brave Frau kommt und erklärt sich bereit, der Geisha Schwiegermutter zu werden. Kimoko, die Geisha, aber bleibt bei ihrer Weigerung und ver- läßt den Saal. Vorhang. Vorher aber hat ihr der Geliebte ein wun- dervolles Schwert gebracht — sie wird das sicherlich tragisch ver- wenden. Ich weiß nicht, ob die edlen Geishas ernstliche Braut- werbungen abzulehnen pflegen — das ist ja auch gleich, wenn Kimoko mich überzeugt hätte, daß gerade sie es tun muß. Das geschieht nicht; die drei Menschen — Mutter, Ge- liebter, Kimoko — bleiben herzlich gleichgültig, die Langeweile bildet das einzige Charakteristikum des langen Einakters. Die Sprache hat nichts bezeichnend Japanisches, aber auch sonst nichts Fesselndes. Eine Wendung des Liebhabers ist mir im Ohr geblieben: „in innerlicher An- teilnahme“ — das ist schlechter Kondolenzbriefstil. — Der zweite, noch längere Einakter nennt sich „Terakoya“ von Takada J z u m o, nach einem Trauerspiel aus dem alten Japan. Herr von Gersdorff hat es bearbeitet und wohl auch übersetzt — wenn's richtig ist, wie es verlautet, aus dem Englischen; so haben wir es also mit einer Arbeit aus dritter Hand zu tun, haben also kein Recht, nach dem, was wir sahen, über das Original und über Jzumo ein Urteil zu fällen. So wie wir es sehen, hat das Stück nur e i n e, allerdings

sehr dramatische, raffiniert spannend gearbeitete Szene: der Dorfschulmeister, dem befohlen war, das Kind des vertriebenen Königs zu töten, bringt den abgeschlagenen Kopf in einem Kästchen, das er dem Minister des jetzigen und Vertrauten des vertriebenen Königs gibt. Dieser Vertraute soll den Sendlingen des neuen Königs bestätigen, daß es der Kopf des Prinzen ist — eine große stumme Szene, minutenlang für die Empfindung des Zuschauers: der Dorfschulmeister harret in qualvollster Erwartung auf das Wort des Ministers, und dieser nun bestätigt, daß es des Prinzen Kopf ist — und doch ist, was er da vor sich sieht und sofort erkennt, der Kopf seines eigenen Kindes, das der Dorfschulmeister getötet hat, um den Prinzen zu retten. Nach dieser dramatisch grandiosen Szene ermüden die endlosen Reden, die lange Totenklage der Mutter, bis dann zum endlichen Schluß, dem lange erwarteten, das gerettete Königskind noch mit einigen sinnenden Worten einen zarten Ausklang des Stückes bringt.

Was die Reinhardt'schen Bühnen sonst noch bis jetzt vorgeführt haben, war auch nicht beträchtlich. Eine Aufführung von Hejermans „Kettengliedern“, die hier vor drei Jahren bereits unter der Direktion Lindau erschienen waren und inzwischen in mehreren Städten aufgeführt worden; ferner eine Neueinstudierung des Lear mit mancherlei interessanter Genrearbeit und vielfachem Versagen im Großen, im Großzügigen, allerlei erkügelten Nuancen und gar oft einem Abirren von der reinen, klaren

Shakespearelinie. Und ferner die „Sozialaristokraten“ von Arno Holz, das vor etwa zwölf Jahren zwei- oder dreimal nachmittags in irgend einer Vereinsvorstellung aufgeführt worden. Damals hatte Holz den Plan, mit diesem Stücke eine große Reihe von Bühnenwerken einzuleiten, die unter dem Gesamttitel „Berlin, das Ende einer Zeit in Dramen“, zusammengehalten durch ihr Willen, alle Kreise und Klassen spiegelnd, nach und nach ein umfassendes Bild unserer Zeit geben sollen. Es ist aber bisher bei diesem ersten Stücke des geplanten Zyklus geblieben und seine jetzige Aufführung hat nicht sonderliches Interesse erregt. Damals, zur Zeit seiner Entstehung, war es in Literatenkreisen beinahe als ein Ereignis betrachtet worden. Es persiflierte bestimmte Leute aus dem damaligen Friedrichshagener Kreise und machte sich besonders lustig über einen in jener Zeit vielgenannten Führer und Sprecher, der sich bei Holz von einem Vorkämpfer freier Anschauungen zum antisemitischen Abgeordneten wandelt. Aber was damals in gewissen, wenn auch kleinen Kreisen interessierte, das ist bereits jetzt, nach nur zwölf Jahren, dem Publikum von heute von gar keiner Bedeutung — wer kennt denn noch die Modelle, die dem Autor zu seinen Gestalten gegessen haben? Wer kennt noch den Buchdrucker Elefantenvilhelm und all die anderen? Man überschätzt immer die Kämpfe und die Konflikte des Tages, solange man ihnen nahesteht — diese literarisch-politische Satire, die ja doch auch nur einen ganz kleinen

Ausschnitt Tagesgeschichte behandelte, findet heute keinen Widerhall mehr. Aber für des Autors Art zu reden und zu arbeiten ist sie ein interessantes Dokument, sie ist ganz der Ausfluß seiner in den „Neuen Geleisen“ zusammen mit Johannes Schlaf ausgesprochenen Kunstauffassung, von der er dann im „Traumulus“ so weit abgebogen ist. Es steckt viel literarischer Witz, selbst Witz in dieser Komödie, die uns die Leute durchaus nicht in ihrer Entwicklung zeigt, die ihr Werden nicht beweist, nicht glaublich zu machen sucht, sondern nur behauptet. Der Dialog ist das Schtbeste in dem Stück, er arbeitet viel in Dialekten, aber nicht eigentlich um nach der Art unserer Lustspielschwänke zu wirken, sondern der Holz-Schlaßschen Theorie zu liebe, in dem Bestreben, die Sprache des täglichen Verkehrs in minutiöster Genauigkeit mit all ihren Abschleifungen, ihren Unarten, ihren Häßlichkeiten, ihren Nachlässigkeiten wiederzugeben. Und das ist ihm mit phonographischer Zuverlässigkeit gelungen.

Ist die Lebenskraft dieser allzu eng begrenzten Komödie auch sehr gering, so ist sie doch immer noch interessanter und diskutabler, als der Dreiaakter „Außerhalb der Gesellschaft“ von Erich Schallajer, den uns das „Neue Theater“ brachte. Außerhalb der Gesellschaft — der Titel ist das Treffendste des ganzen Stückes, das durchaus im Willen des Hintertreppenromans spielt. Ein junger, sehr edler, schöner Regungenfähiger Schauspieler ist der Geliebte einer schönen, aber weniger jungen Operettensängerin, in deren prunk-

voll ausgestattetem Helm er ein an Freuden reiches Leben führt. Als der edle, junge Mann aber erfährt, daß, wie er aus der Tasche seiner Geliebten, so diese aus der Tasche eines russischen, also sehr reichen Erzellenzherrn lebt, der von Zeit zu Zeit seine lang bestehenden Rechte auf die schöne Sängerin geltend macht, ist er reichlich enttäuscht und kommt erst wieder ins Gleichgewicht, nachdem er mit der Geliebten eine Nacht durchzechet, also getrunken hat, was die russische Erzellenz so reichlich spendet. Aber der Friede seiner Seele wird noch stärker erschüttert. Auf möglichst ungeschickte Weise wird ihm verraten, daß seine Schöne in Petersburg eine Liebslei mit einem jungen Fürsten gehabt habe und auf Vertreiben der Familie aus Rußland ausgewiesen sei. Dann habe sie in Berlin einen armen russischen Schauspieler geheiratet, um nun als Rußin nach Petersburg zu ihrem Fürsten wiederverkehren zu können. Um aber den Gatten loszuwerden, habe sie ihn denunziert, so daß er nach Sibirien gekommen und dort erschossen sei. Da schreit der junge edle Schauspieler auf: Du hast einen Mord auf dem Gewissen! Sie aber gibt ihm den Vorwurf kalt lächelnd zurück, und er kann nichts erwidern, denn als er Schauspieler geworden, ist sein Vater aus Gram gestorben (!). Der edle Jüngling wird nun versuchen, von seiner Säge zu leben, und die Sängerin geht wieder einmal nach Petersburg. Die Ungeniertheit, mit der diese Hintertreppenromane setzen vom Autor auf die Bühne gebracht sind, läßt eine sichere Routine nicht verkennen.

W i l d e n d e K u n s t.

Schauß: Kinderkopf.

Es war nicht ganz dieses Kindergeſicht. Aber die Ähnlichkeit iſt doch groß genug, um ein kleines Erlebnis wieder lebendig zu machen. Es war vor vier, fünf Jahren, im Heſſiſchen, in einem Odenwaldwinkel. Ich ſtrebte mit einem jungen Begleiter von einem idylliſchen Kirchdorf über die Höhen nach einem entfernteren, befreundeten Pfarrgeweſe. Es war ein warmer Tag. Aber es war ſchön, durch das reife Sommerland zu ſchweifen.

„Am friſchgeſchnittenen Wanderſtab
Hügel auf und ab,“
wie Mörke ſingt.

So leicht und froh wie der Rhythmus dieſes Liedes war uns, und ſo warm ums Herz. Was Wunder, daß alles der empfänglichen Seele einen beſonderen Eindruck machte. So ſehe ich es noch heute vor mir: Wir kamen durch ein Zigeunerdorf, deſſen bronzefarbige, ſchwarzhaarige Bewohner ſich merklich von der ſonſtigen heſſiſchen Landbevölkerung unterſchieden. Die hügelige Straße herab kam ein hochgewachſenes, ſchlankes Mädchen, eine Laſt — war es ein Korb oder ein Bündel — nach dortiger Sitte auf dem Kopf tragend. Es war ein Adel in dieſen Körperformen, in der Haltung, daß es faſt wie ein Schreck auf mich wirkte. Es war wie ein Schlag aufs Herz . . .

Das Mädchen grüßte nur mit

den Augen und einer ganz leiſen Neigung des belasteten Scheitels. Kaum zwei Minuten, und die Wegbiegung entzog ſie der Bewunderung. Aber unauslöſchlich ſteht dieſes heſſiſche Zigeunermädchen vor meinen Augen.

Und auf derſelben Wanderung war es, wo ich dieſes liebliche Kindergeſicht ſah. Ganz ſo, wie Schauß es uns auf ſeinem Bilde zeigt. Ein dunkles Jädchen, am Halſe ein wenig geöffnet, lange loſe blonde Haare, die nach vorn über die Schulter fielen und in der Sonne leuchteten, und große dunkelblaue Augen, die halb fremd und fragend, halb vertrauend und verſtändnisvoll die beiden Männer anblickten.

Die Kleine ſtand zur Seite der Dorfſtraße, halb im Schatten eines Walnußbaumes, der ſeine breiten Äſte über einen Gartenzaun reckte. Barfuß ſtand ſie im durchglühten Staub, unterm linken Arm ein Laib Brot, in der rechten Hand ein paar loſe Feldblumen, die ſie am Wege abgerupft haben mochte.

War mir jenes größere Mädchen in ſeinem klaſſiſchen Adel wie ein Gruß aus „Hermann und Dorothea“, ſo ſah mich aus den Augen dieſer Kleinen ein Grimmiſches Märchen an.

Und ſchön und bedeutend wollten mir das gute nahrhafte Brot in ihrer Linken und die heiteren, bunten Blumen in ihrer Rechten erſcheinen.

Dieſe Begegnung fällt mir vor

dem Kinderkopf von Schaus wieder ein, und ich darf wohl damit zufrieden sein und dem Wilde dafür danken. Gustav Falke.

Sarah Bernhards Memoiren. (Verlag Schulze und Co., Leipzig.)

Die Künstlerin von Weltruf hat jetzt ihre Memoiren veröffentlicht. Ihre erste Kofferterie ist der Titel dieses seltsamen Buches: „Mein Doppelleben“. Sie sagt von vorn herein: Ihr sollt die Künstlerin und den Menschen in mir sehen. Ich will euch Einblick verschaffen in die Eitelkeiten meines Ruhmdaseins und die Tiefen meiner Erlebnisse. So hat sie's gewollt; das paßt zu ihr: wenn sie die Pariser Revolution in grellen Farben schildert und sich als Mittelpunkt, als Lazarettleiterin des Odéontheaters; im selben Hause, in dem sie Triumphe als Künstlerin feierte, wirkte sie als Krankenschwester, als Patriotin, als Engel der Kranken. Das Doppelleben kommt überall zur Geltung: von Jugend auf wechseln die Launen der Liebe zu ihrer Mutter ab mit den Hoffnungen und Wünschen des Künstlertums. Man wird nicht recht gerecht: ob sie ihre Mutter, die ewig reisende, ewig beschäftigte, immer elegante Dame liebt oder geringschätzt, bewundert oder verachtet. „Das Milchblümchen“, wie sie genannt wird, kämpft mit dem Starrkopf ihres Grundnaturells. Ehrgeiz und Philanthropie, Sensibilität und Energie ringen und wühlen in diesem Leben. Leidenschaft ist der Grundaccord; Patriotismus des Willens und In-

ternationalismus des Temperaments berühren sich und erzeugen eine hastig nervöse Glut, die diese seltsame Frau immer wieder zu neuen Taten aufstachelt. Sie kann einem Menschen, den sie haßt, zurufen: „Ich wünsche Ihnen einen qualvollen Tod!“ Sie erzählt von einer Ekstase des Hasses: Ich stieß einen Schrei aus wie ein wildes Tier. Und sie kann begeistert ausrufen: „Bei Gott, es war ein Franzose!“ wenn ihr jemand vom Spiel ihrer schönen Hände spricht. Sie, die so meisterlich versteht, sich immer in den Mittelpunkt zu stellen, ruft aus: „Ach, dreimal ach, wir Künstler sind die Opfer der Reklame, diese Polypen mit den unzähligen Fühlern . . .“

Sie schildert den ersten Empfang eines Reporters: „Ich richtete mich empor, rot vor Freude wie ein stolzer Hahn“. Aber sie kann zum Schluß die Bosheit nicht unterdrücken: Der Journalist erscheint nochmals in der Tür und sagt zu meiner Mutter: „Ach, gnädige Frau, beinahe hätte ich's vergessen, hier ist die Quittung über den Abonnementsbeitrag; wir liefern fast umsonst, 16 Franken jährlich.“

Diese ironischen Spitzen bringt sie überall mit Grazie an. Sie beobachtet scharf, schreibt klug und ist, wenn auch ein wenig verspielt, geistreich, packend und vielfarbig von Temperament. Dem Buche sind auch Proben ihrer bildhauerischen Kunstübung beigegeben. Alles konnte, versuchte diese Frau — nur von Liebe ist in diesen Memoiren wenig zu fühlen: das Temperament besiegt das Gemüt . . .

A. Halbert.

Alex Jadassohn in Freundschaft.

2. Schnee.

S. A. Weiss.

LEO PALA

Gesang. *Langsam.* *p*

Schnee, Schnee, Schnee du tust der See - so weh und

Piano. *pp*

Etwas lebhafter

legst dich auf das Herz mit frost'-gem Schmerz! Fort, fort, fort, an

ei - nen fer - nen Ort, wo mild der Son - nen - strahl durchwärmt das

Copyright 1906 by Harmonie, Berlin.

Op. 68

Mit Genehmigung des Verlages „Harmonie“, Berlin W. 35.

Wie früher

Tal! Still, still, still, das

pp *cres*

Herz zur Son - ne will und doch sein Loos, es weiss. ist

cres *do* *ff*

Schnee und Eis, ist Schnee und Eis.

pp

Zu den Musikbeigaben.

Leo Fall.

Daß ein Komponist in einem und demselben Jahre mit zwei den Abend füllenden Bühnenwerken einen durchschlagenden Erfolg erzielt hat, dürfte bisher noch kaum passiert sein. Leo Fall, der das große Glück hatte, im Juli 1907 bei den Mannheimer Festspielen mit seinem „Fidelen Bauern“ und im November desselben Jahres am Theater an der Wien mit der „Dollarprinzessin“ so zu reussieren, daß fast sämtliche die Operette pflegenden Bühnen sich beeilten diese Werke zu erwerben, ist dadurch mit einem Schlag berühmt und auch bis zu einem gewissen Grade wohlhabend geworden, während er vorher sich mühselig durch das Leben schlagen mußte. Sein großer Erfolg war kein zufälliger. Wer nur irgend etwas von Musik versteht, muß sich sagen, daß in beiden Operetten höchst glückliche melodische, auch eigenartige Einfälle in reicher Fülle vorhanden sind, die keineswegs nur dem Geschmack der großen Menge Rechnung tragen. Sieht man sich vollends beide Werke näher an, so muß man über die Sorgfalt der musikalischen Arbeit und die höchst reizvolle, direkt feinsinnige Instrumentation in Erstaunen geraten. Fast möchte man sagen, Falls Musik ist viel zu gut für eine Operette, auch wenn man diesen Typus eines musikalischen Bühnenwerkes keineswegs niedrig einschätzt und ihm

durchaus künstlerische Verechtigung zuerkennt.

Wieso es möglich war, daß Leo Fall derartige Musik schaffen konnte, ergibt sich, wenn man seinen Studiengang und seine sonstigen Werke ins Auge faßt. Sein Vater Moritz war österreichischer Militärkapellmeister, als Leo am 2. Februar 1873 in Olmütz geboren wurde. Bei ihm zeigte sich schon in frühester Jugend eine unleugbare Begabung für die Musik, insbesondere Sinn für Rhythmik. Schon vom fünften Jahre ab empfing er Geigenunterricht, während er mit theoretischen Studien erst im zwölften Lebensjahre begann. Sein Vater erteilte ihm sowie auch seinem jüngeren Bruder Siegfried, der als Opernkomponist auch noch von sich reden machen dürfte, den musikalischen Unterricht selbst und hat auch später noch, als Leo mit 14 Jahren auf das Wiener Konservatorium zu den berühmten Theoretikern Johann Nepomuk Fuchs und Robert Fuchs gekommen war, die Fortschritte des Sohnes mit ständiger Teilnahme liebevoll begleitet; denn wenn er auch vorwiegend nur Märsche und Tänze geschrieben hat, so ist er doch ein äußerst kenntnisreicher Musiker, der übrigens mit der Operette „Mitrolam“ einen schönen Erfolg gehabt hat.

Um sich in Wien erhalten zu können, trat Leo Fall als Eleve in die Kapelle eines in Wien

Zu den Musikbeigaben

stehenden Infanterieregiments ein, das ihm die nötige Zeit zu seinen Studien ließ. Diese betrieb der junge Musiker mit größtem Fleiße; eine Menge Entwürfe zu größeren und kleineren Werken stammten aus seiner Konservatoriumszeit, doch hat er nur wenig daraus später benutzt, seine meisten Versuche, u. a. auch eine Violinsonate, dem Flammentod überliefert. Als sein Vater nach vierundzwanzigjähriger Militärzeit sich pensionieren ließ, um fortan in Berlin als Kapellmeister zu wirken, folgte er ihm dahin, ohne seine Studien formell abgeschlossen zu haben, und schlug sich als Orchestermusiker schlecht und recht durch, bis er als Zweiundzwanzigjähriger Kapellmeister am Zentralthallentheater in Hamburg wurde, wo er zugleich als Hauskomponist fungierte. Von Hamburg ging er wieder nach Berlin und übernahm je ein Jahr lang eine Kapellmeisterstelle an Ferenczys Operette (Zentraltheater) und am Metropoltheater. Eine Operette „Der Rebell“, die er auch zur Aufführung brachte, verriet viel Talent; die Hauptnummern gefielen durch ihren flotten Wurf. Mehr Glück noch machten einige Koupлетartige Lieder, die Fall für Ernst von Wolzogen's „Überbrettel“ komponierte. Daneben aber trieb er immer noch weiter ernste Studien, als deren reifste Frucht ein Trio für zwei Violinen und Bratsche entstand, das hoffentlich noch einmal im Druck erscheinen wird.

Schlecht beraten aber war er, als er sich verleiten ließ, seine einaktige komische Oper „Paroli“ (Frau Denise) 1902 in einer Berliner Singspielhalle aufzuführen zu

lassen. Er versperrte damit diesem reizenden Werke, dessen Libretto mit ausführlichem Dialog recht geschickt von Ludwig Ferrand gemacht ist, geradezu den Weg zu andern Bühnen. Ich hoffe, daß es nachträglich nun doch noch zu Ehren kommen wird. Es enthält durchaus gesunde, bei aller Volkstümlichkeit nichts weniger als banale, wirklich lustspielmäßige, prächtig instrumentierte Musik und zeigt in den Ensemblesätzen großes technisches Können und feinen Aufbau. Das Lied der Müllerin Denise „Beim Hollunder“, in dessen Schluß die Nachtigall nachgeahmt wird, schmeichelt sich dem Ohre sogleich in schönster Weise ein; es ist ein Lied, das sich jedes musikalische Haus erobern wird und ohne den virtuosen Schluß, der bequem wegb bleiben kann, auch sehr leicht zu singen ist. Ganz entzückend ist auch das Duett zwischen der Müllerin und dem ihr nachstellenden alten Marquis. Durch Frische und Natürlichkeit des Tons ist das Lied des Bauernburschen ausgezeichnet, das eine Schilderung des Soldatenschicksals enthält. Ernstere Töne sind im Duett zwischen Denise und dem Bauernburschen angeschlagen. In bezug auf Feinheit der musikalischen Arbeit ist wohl dem Terzett „Sachte, leise“ der Preis zuzuerkennen; die darin stekende Situationskomik sei noch besonders hervorgehoben.

Bald nach der Komposition von „Paroli“ entstand Falls dreiaktige Oper „Irrlicht“, zu der ihm Ludwig Ferrand wieder den recht wirkungsvollen Text geschrieben hatte. Das tragische Geschick zweier Liebenden, die plötzlich erfahren, daß sie natürliche Geschwister sind, bildet

Zu den Musikbeigaben

den Ausgang einer echt volkstümlichen Handlung, die als historischen Hintergrund die Heimkehr der siegreichen deutschen Truppen aus Frankreich im Jahre 1816 hat, und hübsche Bilder von dem rheinischen Winterleben gibt. Volkstümlich, im besten Sinne dieses Wortes, wie der Stoff ist auch die Musik. Schon aus dem Klavierauszug wird dies völlig klar; zugleich ersieht man daraus, daß Fall ein selbständiger Geist, ein eigenartiger, gestaltungskräftiger und formgewandter Musiker ist, der höchst selten einmal den richtigen Ton für die Textesworte und die Situationen verfehlt. Leugnen läßt sich freilich nicht, daß ihm die rein lyrischen und vor allem die tragischen Stellen nicht ganz so gut liegen, wie die Stellen, an denen er so recht fröhlich und heiter sein kann; so sind z. B. der die Oper eröffnende Chor der Dorfbewohner und der zu Beginn des dritten Akts stehende Winterchor herzerquickende musikalische Perlen. Ganz reizend ist auch das Vorspiel zum zweiten Akt, voller Übermut das sich zum Oktett erweiternde Quartett der Frauen, die über die Vorzüge ihrer Söhne in Zank geraten. Durch das große Liebesduett geht ein hinreißender Zug. Die einzelnen Personen sind gut charakterisiert, die Gesangspartien recht dankbar behandelt. Voll blühender Farben ist das Orchester, in dem uns auch feinsinnige motivische Verknüpfungen begegnen.

Nach dem unbestrittenen, von zahlreichen auswärtigen Kritikern anerkannten Erfolg, den das Werk bei seiner Uraufführung am Hof- und Nationaltheater in Mannheim am 8. Januar 1905 gehabt

hat, sollte man meinen, hätte es bald über eine große Zahl Opernbühnen gehen müssen, zumal derartige Werke, die Lörzingsche und Nicolaische Melodit in modernem Gewand bieten, recht dünn gesät sind, allein bisher ist „Irrlicht“ nur noch in Braunschweig aufgeführt worden. Jetzt aber nach dem Erfolg der „Dollarpinzessin“ und des „Fidelen Bauern“ wird auch die Zeit für Falls Volksoper kommen, wie ich auch fest überzeugt bin, daß der hochbegabte Komponist jetzt, wo er nicht mehr für sein Fortkommen zu sorgen hat, der Operette sehr bald den Rücken kehren und uns noch manche herzerfreuende Lustspieloper schenken wird.

Daß er ein feingebildeter ernstester Musiker ist, läßt auch das Lied „Schnee“ deutlich erkennen. Es erschöpft den Text ganz wunderbar. Man beachte insbesondere, wie das starre Festhalten des einen Tones im Verein mit seiner Steigerung das allmähliche Erstarren in Schnee und Eis veranschaulicht. Die Stelle: „Fort, fort“ könnte von Brahms sein, an dessen Eigenart auch die Begleitung erinnert. In demselben Heft stehen noch zwei andere Lieder, die gleichfalls der Beachtung sehr empfohlen werden können; namentlich das durchaus volksliedartige „Wilde Ros“ hat alle Aussicht, populär zu werden. Voller Fröhlichkeit ist „Wanderlust“. Mit diesen drei Liedern hat Fall auch den Konzertsängern ein höchst wertvolles Geschenk gemacht. Es wäre zu bedauern, wenn er über dem Opernschreiben die Liederkomposition vergessen würde.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Zu den Musikbeigaben

Brahms und — „Die Dollarprinzessin“.

Es war nach der erfolgreichen Wiener Premiere von Goldmarks „Heimchen am Herd“. An einer längeren Tafel im Hotel Imperial saßen die Freunde des glückstrahlenden Komponisten, meist Notabilitäten der Wiener Musikwelt. Als *pièce de résistance* Johannes Brahms, den eine Art offizieller Freundschaft mit dem Schöpfer der „Königin von Saba“ verband. Nachdem etliche erprobte Toastpyrotechniker ihre sprühenden Fronten abgebrannt hatten, erhob sich Brahms — nicht ohne vorher eine erhebliche Anzahl Gläser alten Rheinweins hinter die Binde versorgt zu haben — und meinte, er habe seinem verehrten Freunde bereits intim zum prächtigen Gelingen seines neuesten Opernwerkes gratuliert, dagegen möge man nun auch den Textdichter, der „ein ganz verdammt geschicktes Kerlchen“ sei, leben lassen. Der selige Dickens hätte ihn zwar sicher erschlagen, aber schließlich sei die Geschichte doch ein reizendes Ding geworden. „Übrigens,“ schloß Brahms mit pfiffigem Lächeln, „will ich den Doktor etwa gar aus egoistischen Gründen leben lassen — vielleicht brauche auch ich ihn!“ Allgemeine Sensation der Tafelrunde: Brahms will eine Oper schreiben! . . . Man bestürmt den Meister mit Fragen — allein er lenkt ab, und es war nichts mehr aus ihm hervorzuholen. Als wir uns dann, lange nach Mitternacht, trennten, tippte er mich auf die Schulter und sagte ein wenig brüsk: „Also auf übermorgen, gegen zwei!“ Dann bog

er um die Ecke und steuerte in seinen allzeit viel zu kurzen Beinleidern, die Hände auf dem Rücken, gemächlich seinem nahen Quartier in der Karlsplatzgasse zu.

Nach achtundvierzig Stunden schellte ich pünktlichst an des Meisters Tür; er öffnete selbst und hieß mich mit einem etwas grinsenden: „Ach, nun ja, da sind Sie, schön!“ willkommen. Kaum hatte ich mich in einem geräumigen, recht behaglich möblierten Gemache niedergelassen, als mir Brahms einen grimmigen Blick zuwarf und ohne Übergang in sichtlich gereiztem Tone sagte: „Sie dürfen aber nicht etwa glauben, daß ich wegen eines Opernbuches in Verlegenheit bin! Dort drinnen — er wies gegen das Nebenzimmer, in welchem ich eine ansehnliche Bibliothek gewahrte — habe ich Duzende ganz vorzüglicher Opernbücher liegen, wirklich ganz vorzügliche darunter, z. B. den „Attila“! Aber ich kann mich nie so recht dazu entschließen.“ Brahms erging sich nun in durchwegs treffenden Ausführungen, wie denn die Erfordernisse einer Musik, welche Vorgänge auf der Bühne zu illustrieren habe, so ganz verschieden von symphonischen Qualitäten seien, „obzwar auch ich,“ fügte er bei, „beim Komponieren immer irgend welche dramatische Vorgänge bildlich vor Augen habe. Übrigens bin ich bereits zu alt, um auf diesem Felde anzufangen, und die ersten Opern muß man ja oft wie junge Hunde ins Wasser werfen!“ Er schritt einigemal im Zimmer auf und ab und sagte dann im vollsten Ernste: „Ich will ein Ballett schreiben, und Sie machen mir das Buch dazu . . . so eine

Zu den Musikbeigaben

Art nordischer Pantomime mit eingelegten Tänzen — ich habe einmal Ähnliches in Kopenhagen gesehen!" Ich blickte etwas verdußt drein. Brahms und ein Ballett . . . Dann meinte ich, das wäre allerdings interessant, wie sich denn auch etwa zu den „ungarischen Tänzen" pantomimisch choreographische Vorgänge ersinnen ließen. „Wir sprechen nächstens darüber," sagte der Meister. Ich erhob mich. Brahms geleitete mich zur Tür des Vorzimmers, dann sagte er: „Ich will Ihnen ein gutes Opernsujet verraten, und zwar von der heiteren Art: die Zähmung der Widerspenstigen! Und das ganz modern gemacht — sagen wir amerikanisch — eine stolze Milliardärstochter und ein recht ungehobelter Deutscher, der sie unterkriegt, die Goldprinzessin . . ." „Die Dollarprinzessin," sagte ich. „Richtig," erwiderte Brahms, „die Dollarprinzessin, das klingt gut . . . Auf alle Fälle aber schreiben Sie nun gleich wieder etwas recht Schönes für Freund Goldmark, damit er selbst zu einem Goldprinzen wird — er soll nur viel, sehr viel Gold mit seinen Opern verdienen!" Die letzten Sätze sprach Brahms mit einem Anflug von Arger und mit

einer Art von wegwerfender Müancierung . . . dann brummte er etwas in seinen Bart, reichte mir die Hand und sagte: „Kommen Sie nur immerzu wieder!"

Viele Jahre später — Meister Brahms plauderte schon längst dort drüben mit Sebastian Bach und Beethoven — wurde mir ein Lustspiel „Die Dollarprinzessin" als Stoff für ein Opernlibretto angeboten. Als überzeugter Spiritist nahm ich dies als einen zweiten Wink meines unsterblichen Gönners und griff zu. Leo Fall sagte: Topp! und in Mitarbeiterschaft des bekannten Kabarettisten Fritz Grünbaum entstand in wenig Monaten „Die Dollarprinzessin".

So oft nun das Werk irgendwo einen neuen „Hunderter" macht, schendere ich durch die Anlagen auf dem Karlsplatze, wo des verbliebenen Meisters herrliches Standbild in schneeigem Marmor leuchtet, und werfe dem Manne, dessen Weinkleider auch in Stein gehauen ihre berühmte Kürze nicht verleugnen, einen dankbaren Blick zu. Zur 500 sten in Berlin aber lasse ich auf den Theaterzettel drucken: Frei nach Brahms!

Dr. A. M. Willner.

Redaktion: Dr. Sylvius Brud, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadasohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Aufschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siekenhufenerstraße 11/15".

Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).

Auslieferung für Österreich bei E. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.

Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Übersetzungsrecht vorbehalten. Unberechtigter Nachdruck untersagt.

„NEUE KUNSTVEREINIGUNG“ BERLIN

Namen der Vorstand- und Komitee-Mitglieder umstehend!

Alle Gebildeten fordern wir hierdurch auf, unserer Vereinigung als Mitglied beizutreten.

Zweck unserer Vereinigung ist die Pflege und Unterstützung jeder vornehmen Kunst.

Mitglied sollte jedermann werden, der diesen Bestrebungen sympathisch gegenübersteht. Anmeldungen sind an die Geschäftsstelle: Schöneberger Ufer 32, Berlin W. 35 zu richten.

Eintrittsgeld wird nicht erhoben.

Die Höhe des Vereinsbeitrages zu bestimmen bleibt jedem Mitgliede überlassen, doch ist als Minimum der Betrag von 20,— Mark pro Jahr festgesetzt (vierteljährlich zahlbar). Dieses Minimum ist für die Abonnenten von „Nord und Süd“ herabgesetzt auf 2,— Mark pro Vierteljahr. Höhere Beiträge sind sehr erwünscht, weil die noch junge Vereinigung bei ihren hohen, schwer zu erreichenden Zielen sehr auf solche angewiesen ist.

Die ständige Mitgliedschaft kann durch einmalige Zuwendung einer nennenswerten Summe erworben werden.

Über die eingehenden Beiträge und Zuwendungen wird sofort nach Empfang durch direkte Mitteilungen, sowie vierteljährlich einmal im Vereinsorgan „Nord und Süd“ quittiert.

Die Mitglieder erhalten die Publikationen kostenlos, sowie freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Vereinigung.

Statuten sind kostenfrei erhältlich von der Geschäftsstelle. Ein Anmeldeformular ist hier beigelegt.

Wir bitten, auch in Bekanntenkreisen Mitglieder werben zu wollen.

BERLIN, im September 1908.

Der Vorstand.

Gefälligst hier abzuschneiden und in offenem Kuvert zu senden:

An die Geschäftsstelle der „Neuen Kunstvereinigung“, Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32.

Hiermit melde ich meinen Beitritt an zur „Neuen Kunstvereinigung“ und bewillige einen vierteljährlich zahlbaren Vereinsbeitrag in Höhe von jährlich

Mark

Ich bin Abonnant
nicht Abonnent von „Nord und Süd“ (nicht Zutreffendes zu durchstreichen).

Ort und Datum:

Name:

Stand und genaue Adresse:

Gefälligst recht deutlich.

„NEUE KUNSTVEREINIGUNG“ BERLIN

Ehren-Vorsitzende; **Gerhart Hauptmann, Engelbert Humperdinck, Max Lieberman, Otto Jul. Bierbaum, Ernst von Wildenbruch.**

Vorstand und Komitee:

Prof. Wilh. Altheim, Kunstmaler, Frankfurt a. M.
Geheimer Sanitätsrat Dr. Max Altmann, Berlin
Dr. W. Badt, Berlin
Dr. Ballerstedt, Chefredakteur, Berlin
Geheimer Sanitätsrat Dr. J. Becher, Berlin
Felix Berber, Professor an der Königl. Akademie der Tonkunst, München
Otto Jul. Bierbaum, München
Dr. Paul Block, Feuilleton-Redakteur des Berliner Tageblattes, Berlin
W. Boese, Bankdirektor, Friedenau-Berlin
Rudolf Bunge, Herzoglicher Geheimer Hofrat und Schriftsteller, Cöthen i. Anh.
Rektor Dr. Cathian, Architekt, Direktor der Gewerbeschule, Karlsruhe i. B.
Eugen B. von Cederstolpe, Berlin
Geheimer Sanitätsrat Dr. Cohn, Berlin
Louise Dumont, Schauspieler, Düsseldorf
Dora Duncker, Schriftstellerin, Berlin
Julius von Ehren, Hamburg
Sanitätsrat Dr. v. Ehrenwall, Ahrweiler
Dr. Eisenmann, Rechtsanwalt, Berlin
Hans am Ende, Maler, Worpsswede
Julius Eters, Kgl. Professor, Uebersee
Robert Eysler, Schriftsteller, Berlin-Grünwald
Universitäts-Prof. Dr. Oskar Fleischer, Berlin
Professor Philipp Franck, Berlin
Justizrat Dr. E. Friedemann, Berlin
Prof. Friedr. Gernsheim, Mitglied und Senator der Königl. Akademie der Künste, Berlin
Dr. Goldschmidt, Berlin
Paul Haase, Kunstmaler, Berlin
Königl. Konzertmeister Carl Halir, Professor an der Kgl. Hochschule für Musik, Berlin
Alfred Halm, Direktor des „Neuen Schauspielhauses“, Berlin
Professor Dr. Arthur Hartmann, Berlin
Hugo Hartmann, Kgl. Schauspieler, Grünwald bei Berlin
Gerhart Hauptmann, Agnetendorf i. R.
Dora Hitz, Kunstmalerin, Berlin
Friedrich Holthaus, Schauspieler, Berlin
Sanitätsrat Dr. Benno Holz, Berlin
Professor Engelbert Humperdinck, Mitglied der Kgl. Akademie der Künste, Berlin
Leo Impekoven, Kunstmaler, in Firma Obronki, Impekoven & Co., Berlin
Alex Jadassohn, Verlagsbuchhändler, Berlin
Baurat Franz Jaffe, Berlin
Karl Jörn, Kgl. Sänger, Hoftheater, Berlin
Helene Jordan, Gesanglehrerin an der Königl. Hochschule für Musik, Berlin
Paul Juon, Komponist, Charlottenburg-Berlin
Hedwig Kaufmann, Konzert- und Oratorien-sängerin, Berlin
Hugo Kaufmann, Bildhauer u. Kgl. Prof., München
Eugen Kirchner, Kunstmaler, München
Julius Klinger, Kunstmaler, Berlin
Paul Knüpfer, Hofopernsänger, Berlin
Leo Freiherr von König, Berlin
Kathe Kollwitz, Radiererin, Berlin
Dr. Erich Korn, Schriftsteller u. Dramaturg, Berlin
Dr. Paul Kraemer, Porträtmaler und Kunst-schriftsteller, Berlin
Georg Richard Kruse, Kapellmeister u. Redakt. der „Bühnengenossenschaftsztg.“, Berlin

Vorstand und Komitee:

Oscar Kruse-Lietzenburg, Berlin
Alb. Kunze, Opernsänger am Stadtth. in Leipzig
H. v. Kupffer, Chefredakteur des Berliner Lokal-Anzeigers, Berlin
Hans Land, Schriftsteller, Berlin
Hermann Lang, Bildhauer, München
Dr. Martin Langen, Chefredakteur der „Welt am Montag“, Berlin-Grünwald
Professor Gustav Lazarus, Direktor des Prof. Breslauer'schen Konservatoriums, Berlin
[†] Prof. Walter Leistikow, Kunstmaler, Berlin
Prof. Max Lieberman, Kunstmaler, Berlin
Felix Lorenz, Schriftsteller und Redakteur (Berliner Tageblatt), Berlin
Dr. Hugo Leichtentritt, Musikschriftsteller, Berlin
J. C. Luszitig, Musikschriftsteller und Redakteur (National-Zeitung), Berlin
L. Mendelssohn, Kgl. Handelsrichter, Berlin
Felix Meyer, Kgl. pr. Kammer-Virtuose, Friedenau
Stadttrat Adolf Mielenz, Berlin
Richard Moses, Rechtsanwalt, Berlin
Adolf Oberländer, Kgl. Professor und Kunst-maler, München
Professor Siegfried Ochs, Dirigent des Phil-harmonischen Chores, Berlin
Dr. Max Osborn, Kunstschriftsteller (National-Zeitung), Berlin
Gräfin Prokesch von Osten (Friederike Goss-mann), Gmunden
F. Overbeck, Kunstmaler, Worpsswede
Grossh. bad. Hoftheater-Intend. u. D. Aloys Prasch
Baronin Hermione von Preuschen-Telmann, Malerin und Schriftstellerin, Berlin
Emanuel Reicher, Berlin
[†] Professor Alfred Reisenauer, Leipzig (Königl. Konservatorium der Musik)
Dr. Ernst Rethwisch, Schriftsteller, Berlin
Alice Ripper, Berlin
Prof. Philipp Rüfer, ordentl. Mitglied u. Senator der Kgl. Akademie der Künste, in Berlin
Marcell Salzer, Rezitator, Steglitz-Berlin
Frau Wirkl. Geh. Oberfinanzrat v. Schmidt, Berlin
Betsy Schot, Konzertsängerin, Berlin
Geheimer Sanitätsrat Dr. Schwerin, Berlin
Willi Simon, Buchdruckereibesitzer, Berlin
Opernsänger Emil Stammer, Berlin
Franz Stassen, Kunstmaler, Berlin
Carl Strathmann, Kunstmaler, München
Oscar Straus, Komponist, Wien
Karl Strecker, Schriftsteller, Chefredakteur der „Täglichen Rundschau“, Berlin
O. v. Strubberg, General der Infanterie z. D., Charlottenburg
Herm. Struck, Porträtmaler u. Radierer, Berlin
Professor Wilhelm Tappert, Berlin
Dr. Albert Traeger, Schriftsteller, Berlin
Clara Viebig, Schriftstellerin, Berlin
Hugo Webinger, Schriftsteller und Schriftleiter der „Deutschen Wacht“, Cilli
Dr. Friedrich von Weech, Geheimrat u. Kammer-herr, Direktor des Grossherzogl. General-Landesarchivs, Karlsruhe i. B.
Alwine Wicke, Hof-Schauspieler, Berlin
Ernst von Wildenbruch, Weimar
Dr. Bogumil Zepler, Komponist, Berlin
Hermann Zilcher, Komponist u. Pianist, Berlin
Professor Heinrich Zügel, Kunstmaler, München

Hochinteressante Novität!

Soeben erschienen:

Joseph Joachim^s

letzte musikalische Arbeit:

J. S. Bach,

6 Sonaten für die Violine allein.

Neue Bearbeitung von

Joseph Joachim und Andreas Moser.

2 Hefte à Mk. 3.— netto.

Beide Hefte in einem vornehmen Geschenkband geb. Mk. 8.— netto.

Das erste Heft enthält ein Faksimile der ersten Seite aus dem neu aufgefundenen

BACH'schen ORIGINAL-MANUSKRIFT!



Original-Bildgrösse: 28×18 cm.



**Dieses neue
vorzügliche**

**Joachim=
Porträt**

**sei allen Freunden
und Verehrern des
grossen Meisters
empfohlen!**

Preis Mk. 1.—.



Zu beziehen durch alle Musikalienhandlungen und durch:
Ed. Bote & G. Bock, Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 37.

Soeben erschienen:

Detlev von Liliencron:

Leben und Lüge

Biographischer Roman

Band XV der Gesamtausgabe

In Leinen M. 3.—, in Halbfranz M. 4.—

□ □ □

Kriegsnovellen

Taschenausgabe

Leicht gebunden M. 1.80

□ □ □

**Durch jede Buchhandlung oder den Verlag
Schuster & Loeffler Berlin W. 57**





NORD
UND
SÜD
Jahrgang
1908

Franz v. Lenbach:
Hans v. Bülow.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
an der Lessing-Hochschule zu Berlin.

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin
Betreffung für den Buchhandel:
Schönmader Schles. Verlagsanstalt

Preis 1.00 M. Band 127 Dezember 1908 Heft 381



Frans v. Renbach:
Frans v. Bülow.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Organ der neuen Kunstvereinigung
der Lessing-Gesellschaft
und Lessing-Hochschule zu Berlin.

Verlag Nord und Süd Gm.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
E. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 127 Dezember 1908 Heft 381

Herman Bang:

Ein Sommer in Tirol. Eine Erinnerung

Deutsch von Helene Klepetar.

Nach Schluß der Londoner Saison bezog Madame Simonin ihr Schloß in Tirol.

In ihrer Begleitung befanden sich zwei Münchener Näherinnen, die ihr wie Schatten folgten und unter dem Vorwand, Worth'sche Kleider umzuändern, drei Monate in tiefsinnigen Betrachtungen hinter ihren Vierkrügeln zubrachten.

Sie begannen damit, Frau Simonin's Koffer auszapfen.

Das geschah — ungewiß aus welchem Grunde — in der Schloßkapelle, die der Schloßherr Herr Josef in Erkenntnis seiner Sünden im Jahre 1317 gestiftet hatte, und wo für ewige Zeiten zweimal im Jahre eine Messe für seine unsterbliche Seele gelesen werden sollte.

Seidenstrümpfe und Pariser Kleider fluteten in buntem Gemisch über die Kirchenstühle und den Altar.

Übrigens hatte auch der Diener Georg eine Vorliebe für die Kapelle. Er bewahrte die Körbe mit dem Champagner hier auf, weil es da am kühlfsten war.

Gleich zu Anfang besichtigte Frau Simonin den höchst erzentrischen Tierbestand des Schlosses. Der rekrutierte sich aus zwei Gänsen, Klärchen und Annettchen genannt, einem hohlrückigen Pony ohne Haare auf dem Körper, der trotz seines Alters Frau Simonin auf allen Reittouren regelmäßig abwarf, sowie aus einem Hirsch, der von den Bauern des Dorfes dazu dressiert war, so oft als möglich auszubrechen und sich wieder einfangen zu lassen, ein Sport, der eben diesen Bauern keine unbeträchtliche Summe an Finderlohn eintrug.

Nachdem sie die Haustiere inspiziert hatte, begann Frau Simonin Geschenke auszuteilen.

Dem Geistlichen hatte sie eine Reliquie mitgebracht. Von St. Jago di Compostella.

„Lieber Freund, was schenkt man so einem Geistlichen?“ sagte sie.

Der heilige Gegenstand war ein sehr kleines und obskures Überbleibsel von einem Heiligen in Silber eingefaßt.

„Das kam mich gar nicht so billig,“ versicherte sie.

Die Reliquie wurde dem Geistlichen gesandt.

Dieser Gottesmann hatte in den letzten fünfzehn Jahren seinen Pfarrhof nur zu den drei großen Feiertagen verlassen. Für gewöhnlich war ihm das infolge seines Fettes zu beschwerlich. Den ganzen Sommer verbrachte er in seinem Sessel am offenen Fenster der Kühle wegen. Von dort her grüßte er friedlich seine Pfarrkinder und erteilte ihnen seinen Segen, wenn er nicht gerade schlief, was er zumeist tat.

Der Dorfbarbier sagte: „A braver Mensch, — der moant's guat.“

Was übrigens keiner bezweifelte.

Die Reliquie bekam er. Niemand erfuhr, welchen Eindruck sie eigentlich auf den Hirten gemacht hatte.

Auch die Bauern und ihre Weiber erhielten Geschenke. Es waren höchst ungeeignete Londoner und Petersburger Gegenstände, die Frau Simonin verteilte. Von ihrem Gebrauch hatten die Bauern kaum eine Ahnung.

Wenn man Frau Simonin auf diese Wahrscheinlichkeit schonend aufmerksam machte, sagte sie zuversichtlich:

„Na, sie werden schon Gebrauch dafür finden.“

Die Skeptiker unter den Schloßgästen behaupteten, daß die erfreuten Empfänger die Sachen unter der Hand an den Galanteriehändler in Klirbüchel verkauften. Jedenfalls dankten sie der Schloßfrau durch die Überreichung gewaltiger Blumensträuße.

Allmählich fanden sich die Gäste des Schlosses ein.

Aus Petersburg kamen ein paar zukünftige Weltberühmtheiten, Madame Simonins Eleven vom Konservatorium, deren Finger die längsten waren, die ich in meinem Leben gesehen habe. Diese Finger versecten Frau Simonin in Ekstase.

„Das sind denn endlich Klavierfinger,“ sagte sie und ließ die zwei Eleven ihr zehn Finger vor sämtlichen Gästen auspreizen.

„Damit lassen sich doch endlich Wunder machen, — nit?“ Die beiden jungen Herren zogen nach ihrer Ankunft hinauf in den Schloßturm und bearbeiteten ein paar älterer Bösendorfer — zehn Stunden täglich.

Alles in allem stand in jedem Zimmer ein Flügel: Artige Geschenke von Klavierfabrikanten aus der halben Welt, die die Instrumente schickten, um auf ihre Reklameplakate setzen zu können: Unser Fabrikat wird von Madame Sofie Simonin benutzt.

Frau Simonin sagte: „Warum sollen die Leute nicht die Erlaubnis haben, sie hereinzustellen? Es kostet sie doch genug, sie herauf zu schleppen, — wo sie nie benutzt werden.“ Sie arbeitete ausschließlich mit einem Bechstein. Sechs Stunden täglich.

In der Sommerwärme waren alle Fenster geöffnet. Es geschah dann, daß vier Flügel ihre Töne im Schloßhof vereinten. Wenn die Eleven oben sehr gewaltig hämmerten, — Herr Bassi bildete sich nach Rubinstein'schem Muster und hatte Forcepartien, wo der Baß eine Wirkung übte ähnlich wie Kanonendonner, — lief Frau Simonin zu ihrem Fenster und corrigierte die Herren, die wiederum an ihre Fenster traten, mit vor Anstrengung hochroten Köpfen.

Frau Sofie Simonin erteilte mit sehr erhobener Stimme eine musikalische Belehrung in den Schloßhof hinaus, und die Klaviere begannen wieder etwas sanfter — zu Anfang. Die kaiserliche Kammerfängerin Frau Maria Vilt, die die ganze Zeit vom Frühstück bis Mittag in ein und demselben Sessel auf der Terrasse mit ihrem Strickzeug beschäftigt, saß, sagte: „Gott, was sich die Leute für eine Mühe geben,“ worauf sie weiter strickte.

Selbst überließ sie sich hauptsächlich Betrachtungen über die Wunderlichkeit des Publikums.

„Sie wollen mich nicht mehr hören,“ sagte sie und sah einen mit runden, höchst verständnislosen Augen an.

„Und doch ist meine Stimme so stark wie nie.“

Frau Maria Vilt zählte etwas über Fünfzig, und ihr Rauminhalt mußte in vielfachem Kubikfuß gemessen werden. Ihr Gesicht sah aus, als wäre es verkupfert. Sie trug einen rötlichen Chignon, so fuchsig, als wäre er zwanzig Jahre alt.

Im Laufe der Jahre hatte sie sich unverhältnismäßig stark nach hinten zu entwickelt, so daß verschiedene Stühle sich weigerten, sie aufzunehmen. Sie befand sich in beständigem Schweiß, den sie geduldig mit ihrem Strumpf über das Gesicht verrieb.

Ihr Rollenfach war „Margarethe“ in Faust. Sie hielt es nicht aus, sechs Wochen lang Theaterboden zu entbehren, und verließ Wien jeden Monat, um in den absonderlichsten Winkeln der Monarchie zu singen.

Mitten im Hochsommer zog sie auf Gastspiel nach Innsbruck.

Sie weinte Frau Simonin vor, die ihr riet, in Kirchenkonzerten aufzutreten.

„Mein Gott,“ sagte sie, „da deckt die Orgel sie zu.“

Wenn Frau Vilt nicht strickte, sandte sie Offerten an die Agenten. Sie waren begleitet von Bildern, aufgenommen im Jahre 1860.

Nie kam eine Antwort.

Die Kammerfängerin brachte ihr Leben in Erkaunen über dieses Faktum zu.

„Begreifst du, Sofi, — und ich habe ihm doch geschrieben?“ Sie begriff absolut nicht.

Frau Maria Vilt hatte übrigens einen jungen soignierten Mann mit aufs Schloß gebracht, ihr Gesangslehrer, — wie sie andeutete. Frau Simonin behauptete, daß er keine Note kannte. „Kinder, was geht's uns an,“ sagte sie und hob die Arme. Alles in allem als Phänomen sagte sie von der Kammerfängerin: „Gott, sie ist ja a Gans, — doch eine Sängerin. Sie ist aber wenigstens gutmütig.“

Die Flügel tönten bis Mittag.

Das Mittagessen war der Köchin Therese große Prüfung.

Jeder der Gäste bekam ein besonderes Gericht. Alle liefen den ganzen Vormittag hinaus in die Küche und bestellten. Die Köchin Therese schwitzte wie ein Springbrunnen über all den Pfannen.

Der Speisesaal war in altdeutschem Stil, und man speiste auf französischem Porzellan. Der Tisch bog sich unter kleinen Schüsseln. Nicht zwei der Gäste aßen dasselbe, und alle liefen heraus und herein und holten es selbst herbei.

Der Diener Georg vergrößerte nach Möglichkeit die Verwirrung, indem er die sämtlichen Schüsseln meist falsch placierte, so daß vor Hin- und Herreichen niemand Ruhe zum Essen fand.

Frau Simonin saß vollkommen müßig am Ende der Tafel und sagte: „Ja, ich bin ja keine Hausfrau,“ — was niemand bestritt.

Am meisten ähnelte das Diner einem Mittagessen auf einer Eisenbahnstation zwischen zwei Schnellzügen. Man trank Münchener Bier aus Gläsern, die ebenso viele Kostbarkeiten waren.

Sooft ein Gast den Tisch verließ, sagte Frau Simonin erschrocken: „Aber was wünschen Sie?“

„Ja, fragen Sie die Therese.“

Worauf sie regelmäßig in traurige und entschuldigende Betrachtungen darüber versank, daß sie nicht „kochen“ konnte.

Allmählich erhielt jedoch jeder das seine, — Frau Maria Vilt kostete langsam und umständlich von all den kleinen Schüsseln, — und

die Stimmung wurde ruhiger. Die zwei zukünftigen Verühmtheiten aßen wie Wölfe.

Der Kaffee wurde in dem persischen Saal gereicht. Beim Kaffee hörte man beständig Professor Amandas Stimme aus einer Ecke. Er erzählte dem einen oder anderen Opfer seine Leidensgeschichte.

Er war zehn Monate verheiratet gewesen — vor fünfundzwanzig Jahren — dann war ihm seine Frau mit einem Kunstreiter durchgebrannt. Er erzählte diese Geschichte mit besonders betrübenden Details und einer Stimme, als läse er Andachtsübungen aus einem Psalmenbuch vor.

Er glich einer alten Jungfer, die einen Vollbart umgenommen hat, und hatte Manieren wie ein Sekondetänzer in Pension. Den ganzen Sommer unterstützte er alle Armen der Gegend. Frau Simonin bedauerte ihn aus vollem Herzen:

„Aber was soll man dazu sagen?“ sagte sie. „Sie hat ja doch zehn Monate bei ihm ausgehalten.“ Wenn sie dies gesagt hatte, fragte sie regelmäßig mit tiefer Überzeugung:

„Hätt's vielleicht jede getan?“ Und lachte wie gepeitscht.

Ein Teil des Nachmittags verging für die Schlossherrin mit dem Anprobieren von Kleidern. Es waren die Worthschen Wunder, die die zwei Hausnäherinnen unermüdlich verschnitten. Das ganze Schloß wurde zur Begutachtung herbeizitiert. Die Roben saßen schlechter und schlechter. Nach vierzehntägiger Anstrengung hatten die beiden Nähmamsells daraus endlich einen Schlafrock zusammen gestoppelt, in welchem sich Frau Simonin von ihrem Schlafzimmer bis zu ihrem Bad begeben konnte.

Im übrigen beschäftigte Frau Simonin ihre Bauarbeiter.

Das halbe Schloß war alljährlich unter Umbau, und auf allen Gängen wimmelte es von Münchener Maurern. Frau Simonin, die wohl über ungefähr dreißig Zimmer verfügte, ließ sich ein neues Schlafzimmer von der Größe eines Tanzsaales bauen.

„Was soll ich denn machen?“ sagte sie, „man muß doch Luft haben.“

Das Abendessen war besonders lustig. Das Bier kam herein in großen antiken Kannen, und der Wein wurde aus altdeutschen Gläsern getrunken. Frau Simonin erzählte Geschichten, beide Arme auf den Tisch gestützt.

Einer ihrer Lieblinge war König Louis von Portugal. Die selige Majestät war bei ihren sämtlichen sechs Konzerten in Lissabon anwesend gewesen.

„Na,“ sagte sie, „da hatte er da gegessen, der Arme, und sich das ganze Repertoire angehört, da denkt man denn, daß man sich doch dafür bedanken muß, und ich melde mich in der Loge und werde empfangen und murmele etwas — na, was man vor einer Majestät halt murmelt, . . . danke, daß Majestät jeden Abend gekommen sind . . . Da sagt er — der gute Mensch —: ja irgendwo muß man doch sein . . .“

Frau Simonin lacht helllaut: „Was sagt man zu so etwas?“ fragte sie in Parenthese.

„Na, also ich verneige mich wieder bis zur Erde, — und der Mann fährt fort: Es ist ja überall gleich langweilig . . .“ Was meinen Sie dazu?“ sagt Frau Simonin.

„Wieder knire ich und bekomme die letzte Salve: Ich muß Ihnen sagen, sagte seine Majestät, — ich bin nämlich ganz unmusikalisch . . .“

Frau Simonin lacht — gewiß zum tausendstenmal über ihren König von Portugal, bis sie endlich sagt: „Sehr ein netter Mensch übrigens.“

Sie erzählte weiter, — unaufhörlich. Ein Klavierstimmer aus Petersburg, der den ganzen Sommer die verschiedenen Flügelabrikate bedient, erzählt von der Harfe der Königin Isabella: Die hohe Dame bearbeitet die Harfe.

Ihr Umfang und ihre Kurzarmigkeit erschweren ihr dieses Instrument. Es ist der Schrecken sämtlicher Berühmtheiten dazu befohlen zu werden, sie auf der Orgel zu begleiten.

Die Mahlzeit dehnt sich lange aus. Es ist schon beinahe Nacht. Einige Herren suchen, um zu rauchen, die Terrasse auf. Tief unter dem Bergschloß braust der Fluß, und durch das Halbdunkel schimmert der Schnee der Gletscher.

Ein junger vornehmer Russe erzählt in die Stille hinaus von seinem Vaterland, während sie drinnen im Speisesaal weiter lachen und lärmten.

Er spricht mit trauriger, gleichsam zärtlicher Stimme, und während er von all dem Mißbrauch, all dem Grauen, all der Unterdrückung erzählt, von den Bauern spricht, die von Beamten und Zwischenhändlern ausgefogen werden, von Armeelieferungen, die nur auf dem Papier existieren, wiederholt er immer und immer dieselben Worte — wie einen Refrain: „Ja, es gibt nur einen Weg: daß es der Kaiser erführe!“

Das Lachen im Speisesaal dauert fort, und einige der Herren kehren zum Tisch zurück.

Der Diener Georg, der des Morgens von Herrn Wastli an einem der Flügel ertappt worden war, hat nun endlich gestanden: „. . . daß er so gern die gnädige Frau bitten wollte, ihn einen Walzer zu lehren.“

Frau Simonin lacht, daß ihr die Tränen in den Augen stehen, und fragt, ob Georg sich nicht mit Herrn Wastli behelfen könnte. Aber Georg möchte wahrhaftig lieber, wenn die gnädige Frau — —

„Na ja, ja,“ sagt Frau Simonin, und gibt Georg am nächsten Morgen gutmütig eine Stunde.

Nach Tisch wird musiziert. Alle versammeln sich im Musiksalon, wo der Flügel unter einer Marmorbüste von Liszt steht. Hinter den langen Seidengardinen sind die Fenster weit geöffnet. Das Rauschen des Flusses tönt von fern herüber, die Glocken der Herden klingen vom Berghang.

Die Gäste warten, denn Frau Simonin will spielen.

Sie spielt die Barcarole von Chopin, die sie seit sechs Wochen studiert hat. Tag und Nacht war sie ihr nicht aus den Gedanken gekommen. Sie summt ihre Zeilen mitten in einem Gespräch, oder dankenlos, mitten während wir bei Tisch sitzen. Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche wiederholt sie sie am Klavier, schlägt die widerspenstigen Finger schier blutig an den Tasten und ruft:

„Diese Finger, diese Finger, die sind so dumm wie die Zehen einer Tänzerin.“

Heute spielt sie die Barcarole zum ersten Male. Es ist, als hörte man das Glucksen des Wassers, als fühlte man die Schwüle der Sommernacht. Der Flügel singt von Chopin und George Sand. Frau Maria Vilt, die sich nicht für Klaviermusik interessiert, ist in einem Sofa zur Seite ihres Gesanglehrers eingeschlafen. Frau Simonin hat aufgehört zu spielen und die Hände gegen den Flügel gestemmt. In gleichsam abwesendem Ton beginnt sie von Liszt zu erzählen.

Wie sie ihn das erstemal getroffen. In Pest. Sie gab ein Konzert, und der Meister war dabei.

„Mein Schreck! Ich spielte eine Rhapsodie, ich wußte selbst nicht, ob ich richtig griff oder daneben. Da kommt der Meister nach dem Konzert und sagt, es wäre brilliant, und daß er am nächsten Abend sein Duo mit mir spielen wollte. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte, so froh war ich und solche Angst hatte ich . . . denn das Duo war neu,

gerade herausgekommen, und ich — kannte es nicht. Aber spielen wollte ich mit ihm, und daß ich das Duo nicht kannte, traute ich mich gar nicht zu sagen. Er fragte: Sie kennen doch das Duo? Ja, natürlich, sagte ich, und dachte: du mußt es dir holen lassen, sobald die Sonne aufgeht. Das tat ich, und das Heft kam. Ich spielte und spielte. Ankleiden tat ich mich gar nicht. Ich spielte nur. Fieber und Todesangst in den Fingern. Ich spielte — den Vormittag, den Nachmittag. Mama hielt es nicht länger aus und ging weg. Geessen hatte ich nichts: ich spielte. So in der Dämmerung klopft es laut an die Korridortür. Wir wohnten in einem elenden Haus, im dritten Stock, — damals hatt' ich ja kein Geld — mit einer wahren Hühnersteige von Treppe. — Ich lasse es klopfen — und hämmere ungestört, — aber es klopft weiter. Zuletzt muß ich doch hinaus aufmachen, und da steht ein Mann draußen im Dunkel und fragt, ob Fräulein Simonin hier wohnt. Ja, sagte ich. Ja, sagte der Mann, hier bin ich mit den Noten. — Das war Liszt mit seinem Duo. Wir spielten, na, mein Gott, — und er blieb — stundenlang spielten wir. Ich war ganz krank vor Hunger, jetzt, nachdem die Spannung vorüber war, so daß ich mich kaum auf dem Stuhl halten konnte. Und endlich sagte ich: Meister, verzeihen Sie, — — aber ich habe noch nichts gegessen seit heute früh . . . Und da lachte Liszt, und wir aßen kaltes Fleisch in meinem Loch von Kämmerchen und spielten wieder bis tief in die Nacht . . .“

Frau Simonin schweigt lange und blickt auf Liszts Büste, als spräche sie in Gedanken zu ihr.

Dann sagt sie plötzlich in einem ganz anderen lustigen Ton: „Aber ich habe immer Pech. Wie es mir in Berlin erging! Ich spielte da, — ich war blutjung — und wurde zu Hof befohlen. Ich kannte ja nicht diese Kaiser und Könige,“ sie lachte, „woher sollte ich sie kennen? Ich kannte Taubig und Liszt und Klara Schumann — aber Könige — Na, ich spiele also, und wie ich fertig bin, kommt ein alter Herr zu mir, und ich denke, wer zuerst kommt, ist wohl der Kaiser, und verneige mich und sage: Majestät . . . Er aber lacht nur und geht hin zu ein paar andern alten Herren, die gleichfalls lachen. Ein anderer kommt auf mich zu, und ich denke: Aber nun muß wohl das der Kaiser sein, und verneige mich wieder bis zur Erde: Majestät. Da beginnt auch der zu lachen und sagt: Nein, Fräulein, ich bin Prinz Albrecht, und geht. Zuletzt kommt so ein ganz alter General zu mir, bietet mir den Arm und fragt, ob er mich zum Büfett führen dürfe, und wie ich seinen Arm ge-

kommen habe, sagt er: Fräulein, Sie sind hier wohl die einzige, die nicht den Kaiser kennt? Das war also die Majestät!"

Frau Simonin hebt die Arme und läßt sie wieder in ihren Schoß fallen, während alle Gäste lachen: „Na," sagt sie, „das nächstemal, als ich zehn Jahre später wieder bei Hofe spielte, erging es mir nicht besser. Ich sitze da am Klavier — eine Hiße gab's — und neben mir sitzt so ein junger Mann, — Offizier, — aber das sind sie ja alle — und ich sage: Ach, bitte, machen Sie mir den Flügel auf. Er steht auf, tut es und setzt sich wieder — sehr ein netter Mensch — und ich spiele Gott weiß was — eine Hiße gab's — und wie es vorbei ist, sage ich zu dem Mann: Ach, bringen Sie mir ein bißchen Eis. Und er holt es, und ich esse. Da sagt er, der junge Mensch: Gnädige Frau, ich muß mich Ihnen vielleicht vorstellen, ich bin der Prinz Wilhelm. Na," sagt Frau Simonin, „da stand ich denn wieder, wissen Sie . . ."

Es ist bald Mitternacht, und die Gesellschaft soll zur Ruhe. Zuvor aber müssen noch die Näherinnen erschreckt werden. Sie leben in dem alten Schloß in ewiger Gespensterangst und verbringen die Nächte unter Zittern und Beben.

Jetzt sollen sie erschreckt werden.

Einer der Herren schlägt ein Lakon um sich und wird auf den Gang, der zu ihrer Kammer führt, hin postiert. Ein paar andere verstecken sich im Dunkel, bewaffnet mit einem Gong. Die zwei Jungfrauen kommen, und der Lakonumwallte schlägt mit den Armen wie mit einem Paar großer Flügel, während der Gong erklingt wie die dröhnenden Schläge des jüngsten Gerichts. Halbtot gelangen die Nähmamsellen in ihre Kammern.

Im Schlosse wird es still. Nur ein ersticktes Lachen klingt noch hier und da aus einer der Türen. Es kommt von einigen der Herren, die noch Rheinweinflaschen aus dem Speisesaal weggeschamotiert haben und sie drinnen vor den offenen Fenstern leeren.

Der Mond ist aufgegangen. Sein Licht fällt über die Bergwände. Das Tal ist dunkel, beschattet von den Bergen, — dunkel wie ein riesiger Tunnel, worin der Fluß lärmt wie ein ewiger Zug. Ein sentimentaler Nachtschwärmer ist aus dem Schloß hinaus gegangen. An die alte Burgmauer gelehnt steht er und starrt ins Dunkel. Die Luft ist voll Duft, von dem Duft der Tannen, der von der Höhe herabflutet, von dem Duft der Obstbäume aus dem alten Garten, von den Buchen, die auf dem Berghang stehen.

Im dreißigjährigen Krieg hatte man die alte Mauer niedergeschossen. Die Schweden hatten sie gestürmt. Unten im Dorfe befindet sich auf dem Marktplatze noch eine Erinnerung davon. In Stein gehauen steht: Bis hierher drang der Schwede.

Das Schloß hatten sie erobert. Von der Felsseite hinaufgeklettert, an den Mauern heraufgeklommen, die Besatzung niedergemeßelt. Da hatte es gewimmelt von Landsknechten und Offizieren, die die Mädchen des Dorfes vergewaltigten, blonden Soldaten, die um die Messgewänder in der Kapelle würfelten. Und noch ärgere Zeiten hatte das Schloß gekannt:

Als die alten Herren des Schlosses auf Raubzügen rings durch das Land strichen und ganz Tirol, von Plünderung verheert, voll Schreck den Namen der Ritter flüsterte, und es kein schlimmeres Räuberpaß gab, als die Ritter der „Burg“. Ihre Namen waren gefürchtet bis hinab nach Welschland. Verließe gab es — man kann sie noch heute sehen, — jüngst arbeitete Basili sich hinab. Dort saßen noch Reste alter Fesseln in den Steinwänden. —

Der Mond steht gerade über dem Tal. Der Einsame an der Mauer sieht die Häuser dort unten und die dunklen Pappeln um die Gärten. Und der Fluß liegt im Silberlicht, wie etwas bläuliches, großes Lebendiges, wie ein ungeheurer Lindwurm, der sich träge über das Land gelagert hat.

Der Fremde wendet sich und geht. Die Terrasse ist voll von Rosen und geschnittenen Burbaumhecken, die steife Namenszüge und Muster bilden.

Der Fremde blickt hinauf zu den Fenstern des Schlosses. Einige stehen offen.

Im Zugwind hat sich eine der roten Seidengardinen aus Perlen gelöst und hängt nun draußen über der weißen Mauer.

Im Schloß ist alles dunkel.

Der Fremde geht die Treppe hinauf und durch die „russischen Zimmer“. In einer Nische schimmert die Frau des Schlosses — inarmor gemeißelt mit einem Käßchen auf der Schulter . . .

*

*

*

Die Gäste sollten „den Verg“ besteigen.

Das war der Verg oben, über ihren Häuptern. Von der Terrasse sah es aus, als käme man in etwa einer Stunde hinauf, und doch mußte

man am Nachmittage aufbrechen, wenn man gegen Mitternacht oben sein wollte.

Die Maulesel und die Führer sind schon alle auf der Terrasse versammelt. Die Gäste sind für die Expedition ausgerüstet wie das Chor einer Operette. Professor Amanda mit Tropenhelm und Schleier will im Damensattel sitzen. Wasi ist in russischer Nationaltracht mit Pelzmütze, und Frau Vilt's Gesanglehrer hat sich mit langen Samaschen und Alpenstock versehen.

Frau Simonin wollte nicht mit. Sie stand in ihrem roten Schlafrock und winkte den Gästen, solange sie sie sehen konnte.

Der Weg ging durch lange Ebenen, krümmte sich und stieg dann langsam durch Hecken und Feldscheiden. Die Bauern hielten mit ihrer Erntearbeit inne und sahen dem seltsamen Zuge nach. Man sah grüne Wiesen und immer noch Obstbäume rings um die Häuser, die etwas vereinzelter zu liegen begannen.

Die Führer trabten hinterdrein und plauderten miteinander. Die Maultiere, die den Weg kannten, schritten bedächtig vorwärts, — ganz bedächtig.

Der Zug kommt durch einen Wald von Birken, feinen weißen Stämmen, deren Laub in den stillen Tag hinein flüstert. Wasi, der neben seinem Maultier wandert, singt leise ein russisches Lied.

Wendet man den Blick nach rückwärts, ist es, als weiche das Land unter uns und beginne sich vor uns auszubreiten, gleichsam wie auf einer Karte. Aber vom Tale herauf tönt noch das geschäftige Rattern der Eisenbahn — ohne Ruhe.

Tannenwälder sehen wir, sonderbare Föhren mit Stacheln in ungeheuren Büscheln und Lärchbäume. Ein einsames Haus verbirgt sich mitten im Wald.

Der Tag neigte sich, und unter uns wälzte sich das Dunkel über das Tal, verschleierte den Fluß, die Wälder, die Dörfer. Und es war, wie die Finsternis langsam vorwärts kroch, als breiteten sich zu unsren Füßen stille dunkle Seen aus. Die Führer gingen neben ihren Tieren, und der Weg wurde steiler.

Man hörte nur Professor Amandas beständiges Jammern, und Frau Maria Vilt, die in ihrem Sattel keinen Platz hatte und immer wiederholte: „Was wollt' ich da? Was wollt' ich da?“

Der Mond trat hervor und vergoldete die steile Seite des Berges mit seinem Schein, — mit einem stillen leuchtenden Weiß, über das

der Zug der Gäste lange Schatten warf. Vorsichtig trabten die Maultiere, nur hie und da die langen Hälse über den Abgrund streckend und mit den durstigen Zungen ein saftiges Kraut vom Rande abreißend. Immer höher stieg der Mond, und alle Berge schwammen im Licht.

Die Kammerfängerin Frau Maria Bilt war auf ihrem Sattel eingeschlafen.

* * *

Um Mitternacht erreichten wir den Gipfel.

Die Führer weckten die Herbergsleute, und mit einem Schlag entstand ein wahrer Tirolerlärm von Zithern und Jodlern. Es gab ja plötzlich Publikum, und schlaftrunken führten die guten Leute „Die Herberg' in Tirol“ auf.

Ein unglaublicher Spektakel. Zwei Dirndln sangen, und der „Hausknecht“ gebärdete sich heftig mit einer Schlagzither. Waffli, Frau Bilt und ihr Gesanglehrer verspeisten ungestört gekochtes Lammfleisch aus einer irdenen Schüssel. Professor Amanda rannte emsig auf den Zehen umher und ließ ängstlich seine Bettücher vor dem Schornstein wärmen. Der Herberge gegenüber lag die Kirche.

Der junge Russe ging mit seinem Freund hinein. Über dem Hochaltar stand Jungfrau Maria. Sie war in Seidenkleid mit einer Sarah-Bernhard-Perücke über dem Wachsgeicht und ähnelte einer Provinzprimadonna, mit der es rückwärts geht.

Auf dem Altar standen viele Kerzen, die in Champagnerflaschen steckten. Touristen bringen wohl alle die silberhalsigen Bouteillen mit.

Auf einer Tafel an einer Säule stand zu lesen, daß der Bischof von Innsbruck diese Kirche hoch über allen menschlichen Wohnungen Gott zur Ehre errichtet hatte.

Der Jahrmarktslärm drang vom Wirtshaus herüber in die Kirche. Die Dirndln zogen lange und falsche Töne, und der Bursch bearbeitete seine Zither . . .

Der Russe kehrte zurück mit seinem Freund, und sie fanden Frau Bilt und ihre Garde noch getrost vor ihrem Lammfleisch tafeln . . .

Endlich wurde es still, wie auf Kommando. Die Gäste schliefen rings in ihren Kammern. Nur ein einzelner Fremder fand keine Ruhe. Lautlos ging er durch den Gang und die Gaststube, wo die Wirtin auf dem Rücken liegend auf der Ofenbank schlief, fest wie ein Tier. Die



Grabmal des Don Juan in Burgos
Zum Essay über „Spanische Kunst“.

beiden Mädchen nickten auf Stühlen, als wären sie mit dem letzten Ton in der Kehle eingeschlafen. Der Knecht lag auf dem Fußboden auf einer Streu.

Auf dem Tisch standen noch die Reste vom Lammfleisch.

Der Fremde öffnete die Tür zur Veranda und trat hinaus.

Der Himmel war hoch, — und alles unendlich still. Kein Laut kam herauf von der Erde, die das Dunkel seinem Blick verhüllte. Über ihm alles in schimmernder Klarheit, durchsichtig gleich rinnendem Wasser, als wäre der Äther ein Meer, auf dessen Grund er stand.

Schweigend lagen die Zinnen der Berge.

Aber der Mond stieg voll und groß und lautlos durch das mächtige Schweigen. Und tausend Sterne, jeder eine Welt, flimmerten still in dem endlosen Blau.

Hier war der Menschen Ameisengetriebe erstorben, und man ahnte einen Gedanken, der größer ist als die unseren. Hier waren die Menschen Sandkörner, und unser Ruf ist stumm geworden. Hier wandert die Natur ihren ewigen, ihren rätselhaften Weg, und selbst unser „Warum“ wird vor ihrer Größe in die Knie gezwungen.

Warum das Leben, warum der Tod? Warum die Liebe, und die Fortpflanzung und die Begier?

Hier fragen wir nicht. Wir sind allzu klein gegenüber den allzu großen Welten.

Was wir gelten, wer weiß es? Welchem Ziele wir auch dienen, wer kennt es? Was jener „große Wille“ will, wir erraten es nicht. Wohin er uns durch der Schöpfung Alp von Leiden führen will, — wer faßt es. Wir sind zu klein, zu einer Klage selbst zu klein.

Wenn du, wenn es Winter wird, eine Blume aus deinem Garten herein in dein Zimmer pflanzen willst, und du die beste Erde dazu gefunden hast, setzt du den Spaten in die Erde und hebst die Scholle, unbekümmert um irgend ein ungesehenes Insekt, das dein Spaten tötet. Und pflanzest die Blume ein.

Bedeutet wir gegenüber diesem Werke, das von so vielen Welten vollbracht wird, wohl mehr, als das nie gesehene Insekt, das dein Spaten achtlos getötet hat?

Lasset uns deshalb schweigen. Unsere Frage beantwortet keiner, und unsere Klagen werden von keinem gehört . . .

*

*

*

Des Morgens weckte man uns, als die Sonne kam.

Der Himmel war wie ein loberndes Meer, halb von Gold und halb von Rosen. Die Zinnen der Berge leuchteten wie Inseln aus dem Meer. Und in einem Nu entzündeten sich auf zwanzig Felsen zwanzig Feuerzeichen, den Tag zu melden. Langsam verzog sich das Dunkel unten im Tal, — wie ein weiter Mantel, der hastig um einen Flüchtenden zusammenge schlagen wird.

Der Morgennebel verschleierte noch den Fluß. Dann erlosch der Bergbrand.

*

*

*

Die Gäste des Schlosses brachen wieder auf. Wieder kamen wir durch Wälder und Wiesen und Dörfer bis zum Schloß. Von der Terrasse winkte uns Frau Simonin in ihrem russischen Schlafrocke.

Und später am Tage tönten wieder die Klaviere, und die Kammerfängerin Frau Maria Vilt nickte im Halbschlummer über ihrem ewigen Strumpf.

. . . Es war tief im Herbst, ehe wir fortzogen.

Der Schnee rollte seinen weißen Vorhang weit über die Berge herab. Auf der schönen Terrasse des Schlosses erfroren die Rosen, und die Abende wurden lang.

Da mußten wir fort.

Die Gäste des Schlosses zerstreuten sich wieder, um wieder einen Winter lang zu jagen nach der Weltberühmtheit traurigem Ruhm.

Im Schloß ist es kalt geworden und still.

Franz sitzt und die Herrin des Hauses haben im Musiksaal in weißem Marmor einander still und schwermütig zugelächelt.

S. Schoen: Ein Dichterphilosoph.

Sully Prudhomme als Mensch und Dichter nach seinen Gedichten, philosophischen Schriften und zahlreichen ungedruckten Briefen und Manuskripten (1839—1907.)

„Nun, da ich dir mein Werk enthüllet,
Erkennt mein Herz nicht das Gedicht;
Was Bestes mir im Busen quillet,
Die wahren Verse siehst du nicht.“¹⁾

„Die moderne Dichtung,“ schrieb Sully Prudhomme kurz vor seinem Tode an einen Freund, „hat eine schöne Zukunft vor sich. Sie wird die Eroberungen der Wissenschaften und die Entdeckungen des Forschers beschreiben, und, wenn sie sich nach langem Suchen vor dem unlösbaren Welträtsel befinden wird, so wird sie das Drama des modernen Geistes, der das Unbekannte erfassen möchte, in poetischen Versen darstellen (elle traduira en vers poétiques le drame de l'esprit moderne s'efforçant d'êtreindre l'inconnu). Auch das ist erhabene Poesie!“

Sully Prudhomme scheint hier seine eigene Dichtung gekennzeichnet zu haben, denn auch sein Werk ist vor allem — ein psychologisches Drama. Er hat sich nicht, wie so viele seiner Vorgänger, damit begnügen wollen, die Naturschönheiten, die Vögel, die Blumen, die Kunst, das Vaterland, die Liebe zu feiern. Er wollte vor allem die Eroberungen der modernen Wissenschaften und die höchsten Probleme der Philosophie zum Gegenstand seiner Dichtungen nehmen. Wie er als Jüngling in seinen ersten Liedern die geheimsten Regungen einer aufrichtigen Liebe ausgedrückt hat, so hat er als reiferer Denker in seinen längeren Gedichten seine eigenen Hoffnungen und Enttäuschungen, seinen Wissensdurst und seine tiefsten Seelenqualen niedergelegt.

I.

Sullys Lyrik als erlebte Dichtung.

Ganz wie Goethes Schriften sind auch Sullys Gedichte vor allem eine große, aufrichtige, manchmal idealisierte Konfession. Nur weil

¹⁾ Sully Prudhomme, Übersetzung von F. Schnitzler.

man die persönlichen Erlebnisse des Dichters nicht kannte, haben seine Gedichte manchen Kritikern und Literaturhistorikern etwas kalt oder erkünstelt scheinen können. Weit entfernt, gefühllose oder kalte Reflexionspoesie zu sein, beruht Sullys Lyrik auf persönlichen Erfahrungen. Auch er hat leidenschaftlich geliebt, obschon er sich niemals verheiratet hat. Auch er hat die Enttäuschungen einer reinen aber unglücklichen Jugendliebe und die Qualen der unerfüllten Hoffnungen gekannt. Seine Heldinnen haben wirklich gelebt oder leben heutzutage noch. Mit wunderbarer Zartheit hat er, ohne jemals die geliebten Mädchen oder Frauen zu nennen, die Gefühle beschrieben, die er in der Nähe des geliebten Wesens empfunden. Jene Maid, die er in seinem „Begeisterung“ betitelten Gedicht erwähnt, war eine junge Cousine, die er oft bei seiner Mutter sah. Er war noch Gymnasiast, und doch war seine Leidenschaft so heftig, daß sie ihn ganz erfüllte:

„Nur sie füllt meine Verse:
Denk' ich an sie, senfz' ich und weine.“

Für sie allein möchte er leben und sterben:

„. . . Und ich, voll Angst und Beben,
Seh' meiner Sehnsucht Ziel in Himmelsphären schweben.
Ihr zarter Hauch vermag mein Herz emporzuwehen.
— Sie nennen Dichter mich — ihr dank' ich meine Lieder,
Miß' ich ihr Bild, — verschwind' ich wieder!“¹⁾

In den ungedruckten Manuskripten des Dichters haben Sullys Freunde nach seinem Tode ein altes Gedicht gefunden, das von jener ersten Liebe zeugt. Auf einem einfachen Flugblatt geschrieben, ist es eins der ersten Gedichte, die Sully Prudhomme verfaßt hat. Es führt uns in jene schöne Zeit zurück, wo der junge Gymnasiast mit seiner Cousine spielte. Wie es schon der Titel — *Bertrauen* (*Confiance*) — andeutet, stellt es uns den Reiz einer fast unbewußten Neigung zwischen zwei Kinderseelen dar, die auf der Schwelle des Lebens zum ersten Male empfinden, was Liebe ist. Es ist das Seitenstück zu einer anderen Dichtung, die „*Kinderei*“ betitelt ist und aus derselben Zeit stammt.

Wie dieses Stück, zeugt das ungedruckte Gedicht noch von einer gewissen technischen Unerfahrenheit. Wenn wir aber beide Dichtungen vergleichen, so erscheinen sie uns als ein reizendes Duett der ersten

¹⁾ Eigene ungedruckte Übersetzung.

Liebe, das man unter einem einzigen Titel — Gegenseitiges Vertrauen — vereinen möchte.

Der Knabe spricht:

„Sie nur in des Spieles Kreis
Sah ich mit Entzücken,
Ihre Finger konnt' ich drücken
Ganz leis.“¹⁾

Und im ungedruckten Text antwortet das Mädchen:

„Spielend gab ich immer nach,
Ob schon an Jahren überlegen.“²⁾

Der Knabe denkt an die erste Zusammenkunft mit dem geliebten Mädchen:

„Wie am Rosenstrauche zaudert,
Bei dem ersten Gruß,
Schmetterling nicht wagt den Fuß
Und schaudert,
Dann von Blatt zu Blatte steigt,
Fragt sich, ob er koste
Honigseim, den ihm die Knospe
Darreicht;
So wagt nicht zu dieser Stunde
Mein arglos Gelüft
Empor von Hand, die 's Herz geküßt,
Zum Munde.“

Und die Freundin ruft im ungedruckten Gedicht aus:

„Was mich bei ihm betörte³⁾
Und was mein Herz erregte,
Ich fühl's, ich kann's nicht sagen.“

Und sie erinnert sich, wie sie des Freundes Blick erregte, wie sie sich vor ihm schüchtern fühlte, wie sich eine stille Hoffnung nach und nach „ganz leise“ in ihr Herz schlich und wie sie, sobald er fort war, einen

¹⁾ Übersetzung von J. Schnigler.

²⁾ Eigene ungedruckte Übersetzung.

³⁾ „Ce qui dans s . . (son oder sa) . . . me troubla.“ Vor me steht im alten Manuskript ein unleserliches Wort; „regard“, das, wie es scheint, zuerst geschrieben wurde, ist fieberhaft gestrichen worden, weil es im Vers nicht paßte. „Sa voix“ oder „sa vue“ würde dem Versmaß besser entsprechen. Ich habe „bei ihm“ übersetzt, um wie im Manuskript die Sache unentschieden zu lassen.

tiefen Seufzer nicht zurückhalten konnte. „War er da,“ sagt sie, „so fing ich an, zu hoffen“:

„J'espérais quand il était là.“

„Sobald er aber scheiden muß,“ fügt sie hinzu, „überfällt mich die Traurigkeit:“

„Depuis qu'il est loin, je soupire.“

Zuerst wollte sie sogar der Dichter „zittern“ lassen, denn im ungedruckten Text ist noch unter der jetzigen Lesart der erste Wurf zu lesen:

„Je tremblais quand il était là.“

Man fühlt, daß der Dichter seiner jungen Freundin unwillkürlich seine eigenen Gefühle und Empfindungen verleiht, denn er schreibt weiter:

„Wechselweise fühlt' ich Triebe,
Herzenslust und Leid,
Gemisch von Zwang, Behaglichkeit:
Die Liebe.“

Haben wir nicht da das schönste Bild der entstehenden Liebe, die um so reiner und wertvoller ist, je mehr sie dem Erwachen der sinnlichen Triebe vorausgeht?

„So hübsch wir trieben unser Zug,
Spielten, scherzten, lachten,
Daß zum Haushalt bald wir machten
Versuch.“

Sie sprachen von Hochzeitsgeschmeide,
Ich — dacht' an den Schwur;
Frühling waren, verschieden nur,
Wir beide.

Wir spielten Mittag, Tanz im Ton;
Sie meinten, man beginne
Die Hochzeit nicht im wahren Sinne
Darohn.“

Sogar das hübsche Bild der weiblichen Koketterie darf in der reizenden Schilderung nicht fehlen:

„Waren Sie nicht voll Anstand,
Sehr mit Fuß geschäftig;¹⁾“

¹⁾ Etwas veränderte Übersetzung von J. Schnitzler.

Wenn ich, zu früh Poet, dem Füßlein
Sollte mein Anbeten,

Sie, zu früh so schön, Sie drehen
Mir's Köpflein."

Ist diese anschauliche Schilderung des Unterschiedes zwischen den Gedanken und Wünschen des Knaben und des Mädchens in ihrer Einfachheit nicht reizend! Sprechen und denken nicht beide Kinder, wie sie in der Wirklichkeit gedacht und gesprochen haben, jedes nach seiner eigenen Art und Weise zu fühlen und zu wünschen.

Eines Tages ging sogar der junge Gymnasiast weiter als gewöhnlich:

„Und so wohl gefiel das Scherzen,
Daß ich mich getraut,
Sie zu nennen bald ganz laut:
Mein Herzchen!

Sogar hab' ich — mir träumte sehr —
Geküßet Ihre Wange.
Seit dem Abend spiel' ich — wie lange!
Nicht mehr."

Diese gegenseitige Neigung der beiden Kinder scheint ziemlich lange gedauert zu haben. Die Eltern des Mädchens aber stellten ihrer Tochter einen andern, reiferen Jüngling vor, und sie entschloß sich, ihn zu heiraten.

Diesen Verlust konnte der Dichter niemals vergessen. Jahrelang dachte er an die geliebte Freundin, und ihr widmete er einige seiner schönsten gedruckten und ungedruckten Lieder. Unter den herrlichen Dichtungen, die man erst nach des Dichters Tode gefunden hat, gibt es ein noch ungedrucktes Gedicht, in dem er behauptet, daß ihn einzig und allein der Schmerz zum Lyriker gemacht hat:

Der wahren Begeisterung Quelle.¹⁾

„Meinen Schmerz würde ich gegen alle Freuden dieser Erde nicht und nimmermehr vertauschen, denn den schönsten Vers bringt der tiefste Seufzer hervor."

„C'est le plus grand soupir qui fait le plus beau vers."

„Dir allein bin ich meine Lieder sowie auch meine Tränen schuldig."

¹⁾ Ich gebe diese Strophen wörtlich in Prosa. Es wäre fast schade gewesen, sie durch Übertragung in deutsche Verse zu verändern.

Gelang es mir, der innern Gemütsbewegung einen dichterischen Ausdruck zu geben, so bin ich mein Lieb meinen Seufzern schuldig:"

„Je dois mon chant à mes douleurs.“

„Für mein zerrissenes Herz sind alle leidenden Herzen offen; es erkennt in ihnen, was leidet und bebt und seufzt; und wenn ich in meinem Innern wie ein Echo ihrer Seelenqual fühle, so verdank' ich es meinen Schmerzen:"

„J'en dois l'accent à mes douleurs.“

„Bei bedecktem Himmel hat der zwischen Wolken funkelnde Stern einen desto größeren Wert. Wenn das Licht zu hell ist, mag sich eben dasjenige, was wir am meisten schätzen und lieben, nicht offenbaren. Meinen Schmerzen allein bin ich meinen Traum schuldig!“

„Je dois mon rêve à mes douleurs.“

„Der tiefsten Qual schuld' ich mein Lieb!“

Klingen diese auch in einer ungebundenen Übersetzung tief ergreifenden Strophen nicht wie einige Dichtungen von Lamartine oder von Musset? Es ist ganz derselbe leidenschaftliche, elegische, mystische und melancholische Ton in einer harmonisch dahingleitenden, wundervollen Sprache.

Und diese heftige Leidenschaft, die den begabten Jüngling zum Dichter gemacht hat, hat in Sullys Herz einen so tiefen, so unausslöschlichen Eindruck hinterlassen, daß er sie lange Jahre später folgendermaßen beschreibt:

„Diese Leidenschaft war in der vollkommensten Reinheit empfunden worden, und dennoch war sie so heftig, daß es mir heutzutage ist, als ob ich niemals in meinem Leben so mächtig, so ganz ausschließlich ergriffen worden wäre: sie erfüllte meine ganze Seele . . . Diese Leidenschaft hat mich die Möglichkeit der platonischen Liebe verstehen lassen.“

Die deutlichen Spuren dieser ersten Liebe durchziehen Sullys ganzes Werk.

„Für meine Seele warst Du früher einzig auf der Welt,“

„Pour mon âme autrefois vous seule étiez au monde,“

ruft er im vollen Mannesalter in einem ungedruckten Gedicht aus, und in einer „Bedenklichkeit“ (scrupule) betitelten Dichtung aus derselben Zeit lesen wir:

„Mir bangt, wenn ich zu lieben wähne,
 Ich irre mich,
 Daß selbst im Aug' die Träne
 Sei eine Lüg'!

Doch wenn ich an zu weinen hübe,
 Redlich gemeint,
 Vielleicht ist's eine alte Liebe,
 Die in mir weint.“¹⁾

Noch in reiferen Jahren denkt der Dichter an das geliebte Mädchen. „Ich fühle,“ lesen wir in einem prachtvollen Gedicht, das in einem nachgelassenen Band unter dem Titel „*V e r z e i h u n g*“ bei Lemerre erscheinen wird, „ich fühle, daß ich dich immer noch über alles liebe. Du hast meine Jugendjahre betrübt, und doch will ich sterben, ohne deine Augen vergessen zu haben.“

„Vous avez désolé l'aube de ma jeunesse,
 „Je veux pourtant mourir sans oublier vos yeux.“

„Auch deine wohlklingende, sanfttönende Stimme wird mir niemals entgehen. Sie drang tiefer in mein Herz als irgend eine andere Stimme . . . Ich kenne viele Frauen, deren Lippen schön sind, deren Stimme süß und wohlklingend ist. Meine Freunde werden dir sagen, daß ich für sie gedichtet habe. Meine Mutter aber kann dir sagen, daß ich für dich geweint habe.“

„Mes amis vous diront que j'ai chanté pour elles,
 „Ma mère vous dira que j'ai pleuré pour vous.“

„Ob schon du meiner Jugend Blüte vernichtet hast, will ich dein Bild immer im Schrein meines Herzens behalten. Möge ich der Seele vergeben, weil ich deine schönen Augen nicht und nimmermehr vergessen kann!“

„Que je pardonne à l'âme en souvenir des yeux!“

Der Dichter hat sich also bemüht, der treulosen, stets geliebten Gefährtin seiner Jugend zu vergeben. Mehr noch! Seine Liebe war so uneigennützig, daß er jede Spur der Eifersucht und des Neides von seiner Seele entfernte. Im folgenden Gedicht wendet er sich an den glücklichen Gatten, der seine Freundin heimgeführt, und bittet ihn, sie wohl zu pflegen:

¹⁾ Übersetzung von J. Schnitzler.

An ihren Gatten.

„Könnst' ich hingehen und ihm sagen:
Sie ist betrübt, hat heimlich Klagen,
Gebt Blumen ihr an jedem Tag!
Nicht Rosen — Kornblümchen müßt Ihr haben,
Denn die geringste von den Gaben
Am meisten Lieb' bezeugen mag.

Nichts gilt mir mehr die Undankbare!
Doch schwach und blaß ich sie gewahre:
O, pflegt sie wohl, tut mir's zu Lieb! . . .
Ich weiß, wie ihre Hand sich löset,
Doch wenn sie liebt, sie zärtlich koset,
O, schont die Trän' in ihrem Aug'!

Mit dem Gedanken könnt' ich leben,
Daß andrem sie ist hingegeben,
Wenn recht geliebt ich sie erblick'.
Du, böses Kind, hast mich verlassen;
Sieh, den Verdruß hast mir gelassen:
Nichts kann ich mehr, nichts für dein Glück!“¹⁾

So beruht Sully Prudhommés Lyrik fast immer auf erlebten Erinnerungen oder Tatsachen.

Seine ergreifendsten Lieder sind keine Geschöpfe der reinen Phantasie, sondern das aufrichtige, etwas idealisierte Geständnis einer großen und reinen Leidenschaft. Nur wenn man die persönlichen Erfahrungen des Dichters kennt, kann man sein Werk genießen und würdigen.

II.

Sullys Werk als psychologisches Drama.

Ebenso enthalten die schönsten Teile der philosophischen Gedichte und Abhandlungen unseres Denkers ein Geständnis seiner moralischen Kämpfe und inneren Qualen als Forscher und Philosoph. Eben darin liegt ihr Wert. Sagen wir es frei und offen heraus: Wer in Sullys Werken ein abgeschlossenes System oder hervorragend neue Gedanken zur Methode der philosophischen Forschung sucht, wird ohne Zweifel enttäuscht sein. Denn der Dichterphilosoph hat weder eigenartig vereinfachende Auffassungen vorgelegt, noch neue Entdeckungen gemacht.

¹⁾ Etwas veränderte Übersetzung von J. Schnitzler aus Sullys Sammlung „La vie intérieure, jeunes filles, femmes.“

Den ewigen Problemen, die den menschlichen Geist beschäftigen, hat er nicht einmal neue, ungeahnte Seiten abgewonnen. Seine metaphysischen Anschauungen sind in stetem Fluß, und das, eben weil er sie jedesmal neu erlebt. Aber das Interessante bei ihm ist eben das Ringen mit und nach den Ideen, der nach seiner ganz persönlichen Eigenart geführte Kampf mit jener „Sphinx“, mit den höchsten Problemen der Philosophie und Theologie, den er selbst folgendermaßen beschrieben hat:

Der innere Kampf.

(Sonett.)

In jeder Nacht, die Brust mit Zweifel neu gefüllt,
 Fordr' ich die Sphinx heraus, vernein', was nicht bewiesen.
 Doch schrecklicher steht auf, wenn Stunden schlaflos fließen,
 Das graulich Unbekannte, das mir im Haupte schwillt.

Sprachlos, mit offnem Blick, in Finsternis gehüllt,
 Beginn' ich dann den Kampf ohn' Ende mit dem Riesen,
 Und in dem engen Bett, wo Freud' ist abgewiesen,
 Kämpf' ich, bewegungslos, gleich einem Grabgebild!

Zuweilen kommt die Mutter, beleuchtet meine Stirne
 Und spricht, da sie erblickt den Schweiß um mein Gehirn:
 „Ist dir nicht wohl, mein Sohn? Warum so spät gewacht?“

Ich antwort' ihr, gerührt von Mutter Sorg' und Rosen,
 Die rechte Hand am Haupt, die linke auf dem Busen:
 „Mit Gott, o liebe Mutter, durchkämpf' ich diese Nacht!“¹⁾

Dieses Ringen mit dem Welträtsel durchzieht Sullys philosophische Schriften. Zwar leuchtet ihm das Ideal der absoluten Wahrheit voraus, aber niemals vermag er, es zu erreichen. So oft er nämlich eine metaphysische Wahrheit mit seinem ganzen Gemütsleben erfassen möchte, kommt ihm sein Verstand in den Weg. Schon Goethe hat erkannt, daß eben das ein eigentümliches Merkmal der französischen Sinnesart ist. Diesen Kampf zwischen Wissen und Glauben, zwischen Gefühl und Verstand hat Sully Prudhomme wie kein anderer französischer Dichter immer und immer wieder dargestellt. Nirgends aber hat er es anschaulicher und ergreifender getan, als in jenem herrlichen „Intus“ be-

¹⁾ Etwas veränderte Übersetzung von J. Schnitzler aus Sullys „La vie intérieure.“

titelten Gedicht, das Schnitzler für uns form- und wortgetreu übersetzt hat.¹⁾

Verstand und Gefühl.

Zwei Stimmen streiten nach der Reih'
Mir im Gewühl der Triebe:
Verstand dem Lästern huldigt frei,
Gerechten Gott erträumt die Liebe.

Zum Herzen redet der Verstand:
— „Die Welt kein guter Vater lenket,
Denn Laster nur nimmt überhand.“
— Das Herz: „ich glaub', ich hoffe“, denkt,
„O hoffe, glaube, Bruder mein,
Und liebe! Lieb' macht weise!²⁾
Ich fühle Gott, mein ewig sein!“
— Verstand jedoch versteht: „Beweise!“

Diese Gewissenhaftigkeit, die niemals das Wahrscheinliche als sicher darstellen will, diese Gewissenskrupeln, die um keinen Preis eine Gefühls wahrheit für eine Vernunftwahrheit, ein Werturteil für ein Seinurteil ausgeben möchten, sind der charakteristische Zug der Sully Prudhommeschen Methode. Sie führen uns bei ihm zu einer Art „Sehnsuchtphilosophie“ (philosophie de l'aspiration), die mit Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ manche Ähnlichkeiten hat.

Das Schönste bleibt aber die Art und Weise, wie unser Dichterphilosoph die Tragik der modernen Krisis auf dem philosophischen und religiösen Gebiet beschrieben hat. Andere Forscher werden neuere Auffassungen der ewigen Probleme vorschlagen und der Lösung des Welträtsels vielleicht etwas näher treten. Es bleibt nichtsdestoweniger

¹⁾ Diese schöne, noch ungedruckte Übersetzung wird früher oder später, wie die vorhergehende, mit einigen andern Übertragungen aus Sullys Werken und einer Biographie des Dichters in Buchform erscheinen, wenn der Verfasser in Frankreich oder auch in Deutschland einen Verleger findet.

²⁾ An der Stelle dieses Verses ist auf dem ältesten Manuskript zu lesen:

„Tu mords l'inconnu, je le couve.“

„Du beißest das Unbekannte, ich breite meine Fittiche darüber!“ was allerdings als Bild etwas gewagt war, aber viel kräftiger klingen würde.

gut und schön, daß es am Ende des 19. Jahrhunderts einen Denker gegeben hat, der die Unruhe und Herzensbeklemmung seiner Zeitgenossen in herrlichen Versen beschrieben hat. Mir ist Sully Prudhomme vor allem als Vertreter einer philosophischen Angst- und Drangperiode in der Geschichte der französischen Metaphysik, ja des französischen Geistes überhaupt, lieb und wert, und auch als solcher wird er für die Nachwelt belehrend bleiben. Nur an einem Wendepunkte der französischen Literatur und Philosophie ist er verständlich. Auf dem moralischen und religiösen Gebiet ist das Tragische eben der Übergang vom Glauben zur Erkenntnis, daß die Objekte dieses Glaubens für uns unerreichbar sind, und diesen Übergang hat Sully Prudhomme in wunderbar schönen Versen geschildert, die in der französischen Literatur als ein Seitenstück zu Pascals „Pensées“ bleiben werden.¹⁾

III.

Sully Prudhommes Weltschmerz und melancholische Stimmung.

Persönliche Erfahrungen und Enttäuschungen sowie auch moralische Krisen sind also die historischen und psychologischen Quellen der Dichtung Sully Prudhommes.

Dies erklärt die melancholische Stimmung, die sein Werk von Anfang bis zu Ende durchzieht.

Eben weil sein Leben frühzeitig und auf mancherlei Art, besonders durch ein tiefes Herzeleid verbittert wurde, klingt Wehmut als Leitmotiv in seinem Saitenspiel hervor, denn

Unmerkbar leise schleicht gerne
Das Schwarze sich vom Aug' ins Herz.

Sully Prudhomme wurde schon in seiner Jugend tief geprüft. Seinen Vater verlor er früh, und als kleiner, schwächlicher Knabe wurde er als Kostgänger zuerst in Privatpensionen, später in einem großen Pariser Gymnasium im modernen Kasernenstil unterrichtet und aufgezogen.

¹⁾ Was Sully Prudhommes Metaphysik betrifft, siehe meine ausführliche Arbeit über „Sully Prudhomme als Philosoph“ in der „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik“, Juli und August 1908. Vgl. Baudler, Sully Prudhommes philosophische Anschauungen, Dhlgs, 1907.

²⁾ Sully Prudhomme, Erste Trauer, Übersetzung von Johann Schnitzler, Strophe 4.

Schulzeit.

In den düstern Schulgebäuden
Gibt's Büblein stets in Trän' und Pein;
Die andern spielen voller Freuden,
Sie stehen fern im Hof allein.

Schon damals legte der Schüler die spätere Gewissenhaftigkeit an den Tag:

Des Lehrers Blick erregt ihr Schauern,
Bei seinem Schatten bebt ihr Knie:
Solch Kinder Los ist zu bedauern,
Das Leben ist zu hart für sie.

O! wenn er die Lektion nicht könnte,
Die Aufgab' brächte nicht zustand'!
Wenn ein Verweis zu Ohr ihm tönte,
Mit Strafe gar! O welche Schand'!¹)

Sobald sich der junge Dichter, nach kurzer Bekanntschaft mit den Eisenwerken des Creusot und mit der dumpfen Luft eines Notariatsbureaus, der Poesie widmen konnte, verlor er Schlag auf Schlag den Onkel, der seinen Vater ersetzt hatte, die treue Tante, die ihn stets mit freudiger Zustimmung ermuntert und gestärkt hatte, die zärtliche Mutter, deren Liebe auf den schwächlichen Knaben gewacht hatte. Die furchtbare Prüfung hat in Sully Prudhommes Gedichten tiefe Spuren hinterlassen:

Bitte.

Ach, wenn du wüßtest, wie man weinet,
Wenn, ohne Herd, man lebt allein,
An meiner Wohnung wohl gemeinet
Kämst du vorbei.²)

Diese Melancholie wird noch dadurch gesteigert, daß er die Lösung der ihn quälenden Fragen nicht erreichen kann:

Daher es kommt, daß all mein Leben
Im Traume, schwach und ungewiß,

¹) Erste Einsamkeit, in Sully Prudhommes Sammlung „Les Solitudes“, sehr veränderte Übersetzung von Johann Schnitzler, Strophe 1, 5 und 6.

²) Les vaines tendresses, Strophe 1.

Ich schlepp' ein unheilbares Streben
Nach einem fernen Paradies.¹⁾

Wenn aber die meisten Dichtungen Sully Prudhommes einen schwermütigen Charakter haben, so erhebt sich der Verfasser energisch gegen feiges Sichgehenlassen, gegen schwachherzige Tatlosigkeit und weichliche Gefühlseligkeit. Immer und immer wieder fordert er die Jugend zum mutigen Kampfe auf, und eben darin offenbart sich wieder seine geistige Überlegenheit über die gewöhnliche Gefühlslyrik. Er verlangt männliche Arbeit und Energie.

„Hast du jemals,“ ruft er in einem ungedruckten Fragment einem modernen Dandy zu, „hast du jemals im Schweiß deines Antlitzes gearbeitet, hast du je deinem Mitmenschen irgend welchen Dienst geleistet?

Niemals! Deshalb wird auch dein Tod von keinem Menschen betrauert werden!“

Und in einem ungedruckten Gedicht ruft er dem Jünglinge zu, der seine Jugend fessel- und pflichtenlos in heiterem Genuß zubringen möchte, daß jeder Mann hienieden ernste Pflichten zu erfüllen hat und daß keiner allein und zurückgezogen leben darf:

Komm und wandere nicht allein auf dem einsamen Pfade,
Suche breitere Wege, die der ganzen Menschheit bekannt sind.
Einheit allein macht die Menschen gerechter und stärker und besser,
Einig vollenden sie das, was einzeln keiner vollbracht hätte.²⁾

Schon in der größeren Rhapsodie „La Justice“ und später im philosophischen Gedicht „Le Bonheur“ erinnert der Denker daran, daß nur der durch eigene Mühe und Arbeit errungene Genuß wohlthuend ist. Daher verwünscht er in einem Sonett an Russet die feige Todestraurigkeit, die denselben schließlich zugrunde richtete: „Wärest du nicht wirklich groß,“ ruft er ihm zu, „so würde ich dich unmännlich nennen, denn der Verzweiflung Ich darf und will ich nicht auf mich nehmen . . . Betrachte doch, wie ein Leonidas, ein Spartakus mannhaft gekämpft haben!“

Aus dieser tiefersten Lebensauffassung ging in Sullys letzten Jahren jene stoische Heiterkeit, jene feierliche Erhabenheit hervor, die sich in seinen letzten gedruckten und besonders ungedruckten Dichtungen fundgeben.

¹⁾ Das Muttermal, aus Les Solitudes, Übersetzung von J. Schnigler, Strophe 8.

²⁾ Eigene Übersetzung.

Nichts könnte wohl von dieser letzten Periode einen genaueren Begriff geben, als folgendes Sonett, das einem nachgelassenen Werk entnommen ist, welches nächstens bei Lemerre in Paris erscheinen wird:¹⁾

Mein Lebenslauf.

(Sonett)

„Meinen Geburtstag will ich nicht verdammen; Gott hat mich hart geprüft, aber er hat mir auch viel gegeben, und ich werde mich nicht beklagen, das Leben gekannt zu haben:“

„Je ne me plaindrai pas d'avoir connu la vie.“

„Die ferne Glückseligkeit, die ich erreichen wollte, ist mir entgangen. Ruhig und sinnend erwarte ich jetzt, was mir beschieden ist. Warum sollte mich die Zukunft beängstigen. Meine Seele ist völlig gesättigt:“

„Qu'importe l'avenir? mon âme est assourvie.“

„Meiner Jugend Baum war ehrgeizig, tollkühn, voll Saft und Hoffnung. Ach! des Lebens Stürme haben sein Laub geschüttelt und nach allen Richtungen zerstreut:“

„L'arbre de ma jeunesse était ambitieux,
Fou d'espoir et de sève, hélas! et les orages,
Secouant sa verdure, en ont semé les cieux . . .“

„Doch die süße Erinnerung ist der Jahre Ährenleser; und niemals gelang es der dahinfließenden Zeit, alles so vollkommen in Vergessenheit geraten zu lassen, daß nicht mindestens eine Blume im Felde der Vergangenheit bliebe:“

„Mais le doux souvenir est le glaneur des âges.
Et l'oubli n'a jamais si bien tout effacé
Qu'il ne reste une fleur dans le champ du passé.“

IV.

Anderer Eigenschaften der Dichtungen Sully Prudhomme's.

Neben den vorhergehenden Eigenschaften, die Sully Prudhomme unter den meisten andern französischen Dichtern kennzeichnen, hat

¹⁾ N. S. Das Werk ist während des Drucks dieser Arbeit unter dem Titel „E p a r e s“ erschienen.



Raphael: Madonna del Gran Duca.
Zum Essay von Paul G. Konody.

Nichts könnte wohl von dieser letzten Periode einen genaueren Begriff geben, als folgendes Sonett, das einem nachgelassenen Werk entnommen ist, welches nächstens bei Lemerre in Paris erscheinen wird:)

Mein Lebenslauf.

(Sonett)

„Meinen Geburtstag will ich nicht verdammern; Gott hat mich hart geprüft, aber er hat mir auch viel gegeben, und ich muß mich nicht beklagen, das Leben gekannt zu haben.“

„Je ne me plains pas d'avoir connu la vie.“

„Die ferne Glückseligkeit, die ich erreichen wollte, ist mir entgangen. Ruhig und stehend erkannte ich jetzt, was mir bechieden ist. Warum sollte mich die Zukunft verärgern. Meine Seele ist völlig gelutet.“

„Qu'importe le venir? mon âme est assouvie.“

„Meiner Lebensbaum war ehrsüchtig, tollkühn, voll Eifer und Hoffnung. Ach! der Lebens Stürme haben sein Laub ausgeschüttelt und nach allen Richtungen zerstreut.“

„L'arbre de ma jeunesse était ambitieux.
En espoir et de sève, hélas! et les orages.
Se quant sa verdure, en ont semé les cieux . . .“

„Doch die süße Erinnerung ist der Jahre Abenteurer; und niemals gelang es der dahinfließenden Zeit, alles so vollkommen in Vergessenheit geraten zu lassen, daß nicht mindestens eine Blume im Felde der Vergangenheit bliebe.“

„Mais le doux souvenir est le glaneur des âges.
Et l'oubli n'a jamais si bien tout effacé
Qu'il ne reste une fleur dans le champ du passé.“

IV.

Andere Eigenschaften der Dichtungen Sully Prudhomme.

Neben den vorhererwähnten Eigenschaften, die Sully Prudhomme unter den meisten andern französischen Dichtern kennzeichnen, hat

V. N. S. Das Werk ist während des Druckes dieser Arbeit unter dem Titel „Epanches“ erschienen.



Raphael: Madonna del Gran Duca.
Zum Essay von Paul G. Konoby.

Sullys Werk zahlreiche Vorzüge, die schon bei den Vorgängern des Denkers mehr oder weniger zu finden sind.¹⁾

Eben weil er ein scharfer Psycholog ist, besitzt Sully eine außerordentliche Virtuosität in der Darstellung und Beobachtung. Seine Schilderungen versetzen uns rasch in die von ihm beabsichtigte und tief empfundene Gemütsstimmung. Er hat eine ganz besondere Vorliebe für Vergleichen zwischen den äußeren Erscheinungen und den innersten Empfindungen des Menschen. Eine Blume, ein Vogel, eine Wolke, ein Sturm und sogar einige Taupropfen genügen ihm, um die zartesten Gefühle auszudrücken. Die Leser dieser Zeitschrift werden diese Kunst in der hübschen Übersetzung der *Zersprungenen Blumen vase*, des *Taus* von Lina Friedländer²⁾ und in den *Netten* von J. Schnitzler würdigen können.

In jedem Ding, drin Gott verhüllte Poesie,
sieht der Dichter eine lebende Seele; denn

Die Luft von Lauten rings erhebet;
Doch woher kommt die innre Luft,
Womit sie füllet unsre Brust,
Wenn eine Stimme sie belebet?

In Herz und Stirn, ob fern dem Licht,
Fühl' ich, daß eine Seele strebt;
Wer zweifelt forsch, ob sie besteht,
Ich laß sie scheinen im Gedicht.³⁾

Wie die Romantiker hat Sully Prudhomme die Natur in schönen Versen geschildert. Seine Beschreibungen der römischen Campagna und des Lateranplatzes in Rom wirken auf uns wie ein Gemälde von Claude Lorrain, und der melodische Rhythmus gibt den unnachahmlichen Reiz wieder, der über jene Landschaft ausgegossen ist. Wie schön hat er den *Sonnenaufgang*, den *gestirnten Himmel*, die *Milchstraße* gefeiert!

¹⁾ Vergleiche *Weißners* vortreffliche Broschüre über *Sully Prudhomme*, Basel, 1895, S. 33—36.

²⁾ Diese Übersetzungen erscheinen in diesem Hefte.

³⁾ Die *Seele*. Übersetzung von J. Schnitzler, aus *La vie intérieure*.

Die Milchstraße.

— Sagt mir, o liebe Sternelein,
Der Götter und Geschöpfe Ahnen,
Warum im Aug' euch Tränen schwanen?
— Sie sprachen: Ach, wir sind allein!

Ein jeder von uns ist sehr ferne
Von dem, der euch so nah uns scheint;
Die kosend, wonnevolle Wärme
Ist keinem andern jart vereint.¹⁾

Wie malerisch sind auch die einfachsten Naturbilder dargestellt!
Wie harmonisch und majestätisch gleiten im „Le Cygne“ betitelten
Gedicht Sullys Verse daher, als ob sie mit ihren sanften, wohlklingenden
Tönen den auf ruhiger Wasserfläche schwimmenden Schwan nachahmen
wollten!

Der Schwan.

Geräuschlos auf dem See, wo glatt die Wasser fließen,
Treibt, gleitend sanft, der Schwan mit ruderförm'gen Füßen
Die Wellen vor sich hin.²⁾

Bald haben wir in heroischen Strophen die feierliche Einfachheit
eines antiken Dichters:

Den Henkelkrug auf Schulter, die Hand an Hüft' gekehret,
Gehn hin die Danaiden in Hades düstern Grund.³⁾

(„Die Danaiden“.)

Bald genießen wir den poetischen Schwung, die melodische Bündigkeit
eines modernen Lyrikers:

Das Ideal.

Voll ist der Mond, der Himmel hell,
Sternelein funkeln, bleich ist die Erde,
In Lüften schwebt der Welten Seel',
Mein Sehnen gilt dem höchsten Sterne.⁴⁾

¹⁾ Die Milchstraße. Übersetzt von Schnitzler, aus Les Solitudes, Strophe 5.

²⁾ Übersetzung von Schnitzler, aus Les Solitudes.

³⁾ Mélanges.

⁴⁾ L'idéal, eigene, ungedruckte Übersetzung.

Seufzer.

In Tränen heißen
 Langsam versiegen,
 Still sich verzehren
 In heimlichem Lieben,
 Immer aufs neue
 Ihr Bild zu beschwören,
 Täglich voll Reue
 Sich wieder betören,
 Immer sie lieben,
 Lieben auf immer!

„D'un amour toujours plus tendre
 Toujours l'aimer.“¹⁾

Die Freude.

Immer zum Lieben
 Die Arme ihr reichen,
 Und doch nicht fliehen,
 O Schmerz, o Freude!
 O Lieb, o Leiden,
 Wann wirst du scheiden?
 Ach, für eine sel'ge Stunde
 Nimm ein Jahr von Schmerzen an!²⁾

„Pour une heure de joie unique et sans retour,
 Pour une heure, tu peux, tu dois aimer la vie!“

Wie nur wenige französische Dichter trifft Gully Brudhomme in solchen Liedern den vollstümlichen Ton der deutschen Lyrik. So auch im kurzen Gedicht „Wenn Gott ich wär“, das Fräulein Friedländer für „Nord und Süd“ übersetzt hat. Ofters sind Gullys Dichtungen so lieblich und wohlklingend, daß sie sich vorzüglich zu musikalischer Komposition eignen würden.

Bedenklichkeit (Scrupule).

Ich wollt' so gern ihr etwas sagen,
 Und kann es nicht;
 Das Wörtchen möchte zu viel wagen,
 Wie leis es spricht.³⁾

¹⁾ Soupir, eigene, ungedruckte Übertragung.

²⁾ La joie, eigene Nachahmung.

³⁾ Übersetzung von J. Schnitzler, aus Les Solitudes, Strophe 1.

Endlich finden wir in Sullys Dichtungen schon etwas von jenen christlich-sozialen Anschauungen, die der ältere Denker später in einem noch ungedruckten Buch „Der Besitz des Menschen durch den Menschen“ ausführlich dargestellt hat.

Der Anblick geschichtlicher Denkmäler erweckt gewöhnlich bei andern Dichtern historische Ausblicke oder philosophische Gedanken über die Sinnfälligkeit irdischer Macht.

Sully Prudhomme aber gedenkt dabei vor allem der entsetzlichen Mühe und Not, des tiefen Elendes derjenigen, die Jahrzehnte lang daran gebaut haben, und der Hoffart und Prunksucht derer, die sie aufrichten ließen.

Während z. B. das Kolosseum in Rom seiner architektonischen Pracht wegen allgemein bewundert wird, entlockt es unserm Denker einen wahren Schrei der Entrüstung über die brutale Tyrannei, die seinen Bau möglich gemacht hat.

Die Macht ohne Liebe werde ich nicht begrüßen!

„Je ne saluerai pas la force sans l'amour.“¹⁾

Also vor allem bekümmert ihn das unglückliche Los derjenigen, die im Dienste der Cäsaren leiden und unterliegen mußten.

So treffen wir auch hier bei Sully Prudhomme nicht nur tiefe, selbständige Gedanken, sondern vor allem ein Herz voll Mitgefühl für die leidende Menschheit.

*

*

*

In Sullys Dichtungen finden wir also immer ein Bild seiner schönen Seele. Solange man den Dichter selbst und seine persönlichen Erlebnisse nicht kannte, konnte man seine Werke nicht würdigen, wie sie es verdienen. Nun aber, da wir seine Erfahrungen, seine Leidenschaften, seine Hoffnungen und Enttäuschungen, sein nie erreichtes Ideal und seine Schmerzen kennen, werden wir in ihm einen der wohlthuendsten französischen Dichter erkennen.

Denn, indem er dichtet, erholt er sich, ganz wie Goethe, von seinen tiefsten Schmerzen.

„Ich halte meine Tränen zurück, um sie als Taustropfen aufs Herz zurückfallen zu lassen,“ schreibt er in einem schönen, ungedruckten Fragment . . . „Ein Gedicht ist nicht für alle Welt geschrieben; es gilt denjenigen, die fähig sind, den Schmerz

¹⁾ Croquis italiens.

des Sängers zu empfinden. Diese Mitteilung muß also diskret, *ad hominem*, geheimnisvoll sein.“

Und in einem rührenden, tiefempfundenen Brief an seinen treuen Freund, den berühmten Schauspieler Mounet Sully, schrieb er im Jahre 1879:

„Wer wird doch jene tiefe, herrliche Wonne beschreiben können, die der wahre Dichter empfindet, wenn er in der harmonischen Melodie des Verses seine aufrichtigsten menschlichen Enttäuschungen und Erregungen ausdrücken darf. Eben dadurch wird ein wahrer Dichter getröstet, beruhigt, ermutigt, gestärkt. Indem er seine Schmerzen poetisch ausdrückt, fühlt er ihren Stachel weniger. Anstatt durch eine künstliche Bearbeitung entweicht zu sein, werden Kummer und Trauer durch dieselbe sozusagen geheiligt.“

Deshalb wird auch Sullys aufrichtiges, aus einem glühenden, gequälten Herzen hervorgegangenes Werk eine besänftigende, versöhnende Wirkung haben.

Und diese wohlthuende Wirkung wird um so ergreifender und sicherer sein, je tiefer der Dichter und Denker alle Gemütsbewegungen, alle Schmerzen, Enttäuschungen und Erfahrungen des modernen Menschen empfunden hat.

Wenn Sully Prudhomme also durch die Erhabenheit der Gedanken, durch die würdige Ruhe, durch die Achtung vor den alten Sprach- und Versgesetzen *klassisch* ist, so ist er durchaus *modern* in seinem unbefriedigten Wissensdurst, *modern* in seinem unermüdblichen wissenschaftlichen Feuereifer, *modern* durch das Verständnis der Naturschönheiten, *modern* im Gefühl und Gemüt, *modern* in seiner Liebe zu seinen Mitmenschen, besonders zu den Kleinen und Unterdrückten.

Somit erreicht auch unser Dichter das Ziel, das er sich am Ende seines großen „Gerechtigkeit“ betitelten Gedichtes gesetzt hat, nämlich dem Guten und Wahren den Sieg über das Böse und über die Lüge zu verschaffen.

„Toujours les causes magnanimes
Ont leur triomphe, lent ou prompt:
Fumés par le sang des victimes,
Les oliviers triompheront.“

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg.

Komödie in fünf Akten.

Deutsch von Siegfried Trebitsch.

S c h l u ß.

Vierter Akt:

Im Atelier. Das Ruhebett ist nach rückwärts an die Wand geschoben. Der venetianische Senator liegt zusammengeliegt auf der Erde; aber der Tod sitzt, die Sichel im Schoß, an seinem Platz; in der einen Hand, die auf sein Knie gestützt ist, hält er sein Stundenglas, die andere Hand ist in die Seite geklemmt. Auf dem Hutständer hängen die Hüte von Sir Patrid und W. W. Walpole, zum Ausgehen angekleidet, ist eben eingetreten. Man klopft. Er öffnet die Thür und findet Ridgeon draußen.

Walpole:

Heda, Ridgeon! (Sie gehen zusammen ins Zimmer, legen ihre Handschuhe und Hüte ab und tun sie auf die Estrade.)

Ridgeon:

Was ist passiert? Hat man Sie auch hergebeten?

Walpole:

Man hat uns alle hergebeten: Ich komme soeben, ich habe ihn noch nicht gesehen. Die Scheuerfrau sagt, daß der alte Paddy Cullen seit einer halben Stunde mit W. W. hier ist. (Sir Patrid tritt aus den inneren Gemächern ein.) Na, was gibt's?

Sir Patrid:

Gehen Sie hinein und überzeugen sich selbst. W. W. ist mit ihm drin. (Walpole geht ab. Ridgeon bleibt, um mit Sir Patrid zu sprechen.)

Ridgeon:

Was ist denn geschehen?

Sir Patrid:

Erinnern Sie sich an den Arm der Jane Morsh?

Ridgeon:

Das ist es also?

Sir Patric:

Das ist es, jawohl. Seine Lunge ist geschrumpfen wie Janes Arm. Ich habe einen solchen Fall noch nie gesehen. Er hat nach dreimonatlicher Behandlung in drei Tagen die galoppierende Schwindsucht bekommen.

Ridgeon:

W. W. scheint in die negative Phase eingegriffen zu haben.

Sir Patric:

Negativ oder positiv, mit dem Burschen ist es aus. Er wird den Abend nicht überleben. Er wird plötzlich sterben. Ich habe das oft gesehen.

Ridgeon:

Vorausgesetzt, daß er stirbt, bevor seine Frau ihn kennen lernt, habe ich nichts dagegen. Ich habe das genau so erwartet.

Sir Patric:

Es ist sehr hart für einen Menschen, getötet zu werden, weil seine Frau eine zu hohe Meinung von ihm hat. Glücklicherweise ist die Gefahr nicht groß, daß das vielen von uns passiert. (W. W. kommt herein und stürzt sich zwischen die beiden.)

W. W.:

Ah. Da sind Sie, Ridgeon, Paddy hat Ihnen natürlich schon alles erzählt.

Ridgeon:

Ja.

W. W.:

Der Fall ist ungeheuer interessant. Bei Jupiter, wissen Sie, Colly, war's nicht einfach eine wissenschaftliche Tatsache, daß ich die Bildung der weißen Blutkörperchen angeregt habe, ich würde glauben, die anderen Dinger angeregt zu haben. Wie ist das nur zu erklären, Sir Patric? Wie legen Sie sich das zurecht, Ridgeon? Haben wir die Bildung der Phagocyten zu sehr angeregt? Haben sie nicht nur die Bazillen aufgefressen, sondern auch die roten Blutkörperchen angegriffen und ebenfalls zerstört: das halt' ich für möglich, in Anbetracht der Blässe des Patienten. Oder sind die Phagocyten schließlich die Lunge selber angegangen? Oder zerstören die sich gegenseitig? Ich werde über diesen Fall eine Broschüre schreiben. (Walpole kommt zurück. Er tritt zwischen W. W. und Ridgeon.)

Walpole:

Mein Gott, W. W.! Diesmal haben Sie's vollbracht.

B. B.:

Was?

Walpole:

Ihn getötet. Der schlimmste Fall vernachlässigter Blutvergiftung, der mir jemals untergekommen ist. Jetzt ist es zu spät. Er würde in der Marke sterben.

B. B.:

Wahrhaftig, Walpole, ich würde diesen Ausdruck gewaltig krumm nehmen, wenn man Ihre Monomanie nicht kannte. Getötet!

Sir Patrid:

Man höre sie nur, man höre sie nur! Wenn i h r beide erst so viele Menschen getötet habt, wie ich zu meiner Zeit, werdet ihr wohl 'n bißchen bescheidener sein. Gehen Sie und sehen sich ihn an, Colly. (Ridgeon und Sir Patrid gehen ins Nebenzimmer.)

Walpole:

Ich bitte Sie um Verzeihung, B. B.: Aber es war Blutvergiftung.

B. B.:

Mein lieber Walpole, jede Krankheit ist Blutvergiftung. Aber meiner Treu, Ridgeons Zeug werde ich von nun an ausweichen. Der Grund, warum ich gegen das, was Sie eben sagten, so empfindlich bin, ist, im Vertrauen, unter uns gesprochen der, daß R i d g e o n unserm jungen Freund die letzte Suppe gelocht hat. (Jennifer tritt ein und kommt zwischen die beiden. Sie trägt eine Hausmädchenchürze.)

Frau Dubedat:

Sir Ralph, was soll ich tun? Der Mann, der mich absolut sprechen wollte, läßt sagen, seine Sache sei für Louis von großer Wichtigkeit — er ist Reporter. Heute früh ist in der Zeitung eine Notiz erschienen, die Louis' ernstliche Erkrankung meldet, und dieser Herr will ihn darüber interviewen. Wie können Menschen nur so brutal gefühllos sein?

Walpole:

Überlassen Sie ihn mir. Ich werde mit ihm schon fertig werden. (Er bewegt sich voller Rachegefühle nach der Tür.)

Frau Dubedat

(hält ihn zurück): Aber Louis besteht darauf, ihn zu empfangen: er hat über mein Zögern fast zu weinen angefangen. Er klagt auch, daß er es in seinem Zimmer nicht länger aushalte. Er sagt, (sie kämpft mit einem Schluchzen) sterben wolle er in seinem Atelier. Sir Patrid meint,

man soll ihm seinen Willen lassen: es könne weiter nicht schaden. Was sollen wir tun?

B. B.

(ermutigend): Selbstverständlich den ausgezeichneten Rat Sir Patricks befolgen. Wie er ganz richtig sagt, kann das nicht schaden: es wird ihm zeifellos gut tun — sogar sehr gut. Er wird sich dann wohler fühlen.

Frau Dubedat

(ein wenig heiter): Wollen Sie so gut sein, Doktor Walpole, und den Herrn also hier hereinführen und ihm sagen, daß er Louis sehen könne, aber nicht viel mit ihm sprechen dürfe? (Walpole nickt und geht durch die Außentür ab.) Sir Ralph, seien Sie mir nicht böse, aber Louis stirbt, wenn er hier bleibt. Ich muß ihn nach Cornwall bringen. Dort wird er wieder wohler!

B. B.:

Das sollen Sie. Gewiß sollen Sie das. Cornwall! Das ist der richtige Ort für ihn! Wundervoll für die Lunge! Dumm von mir, daß ich nicht schon früher daran gedacht habe.

Frau Dubedat:

Sie sind so gütig, Sir Ralph. Aber geben Sie mir nicht zu viel Hoffnung, sonst wein' ich; und das kann Louis nicht vertragen.

B. B.:

Dann wollen wir aber zu ihm zurückgehen und ihn hereintragen helfen. Cornwall, natürlich, natürlich. Das ist das Richtige! (Sie gehen zusammen ins Schlafzimmer.) (Walpole kehrt mit dem Reporter zurück, einem heitern freundlichen, jungen Mann, der für sein Geschäft aber ganz unbefähigt ist: es ist ihm nämlich nicht möglich, bei der Sache zu bleiben; er hat ein angeborenes Talent, von jedem Gegenstand abzuirren, was ihn unfähig macht, irgend etwas, das er gesehen, genau zu beschreiben oder irgend etwas, das er gehört hat, ordentlich zu klapieren und wiederzugeben. Da die einzige Beschäftigung, bei der diese Defekte irrelevant sind, der Journalismus ist — eine Zeitung braucht sich ja nicht nach ihren Beschreibungen und Aufsätzen zu richten, sondern sie bloß an neugierige Faulpelze zu verkaufen, hat daher für Genauigkeit und Wahrhaftigkeit keine Verwendung — so mußte er durch eine *force majeure* Journalist werden und muß zusehen, wie er im täglichen Kampf mit seiner eigenen Unbeschlagenheit und seinen prekären Umständen den Kopf oben behält. Er hat ein Notizbuch bei sich und versucht gelegentlich eine Notiz zu machen, da er aber nicht stenographieren und auf keine Weise schnell schreiben kann, gibt er das, ehe er einen Satz zustande gebracht hat, gewöhnlich als verlorene Mühe auf.)

Reporter

(blüdt umher und macht unbestimmte Notizen): Das ist wohl das Atelier, nicht wahr?

Walpole:

Ja.

Reporter:

Wo er seine Modelle hat, nicht?

Walpole:

Zweifellos.

Reporter:

Euberkeln hat er, sagten Sie?

Walpole:

Ja, Luberkekn.

Reporter:

Wie buchstabieren Sie das: E—u—b—e—r—k—e—l—n oder —d—?

Walpole:

Luberkekn, Mensch, nicht Euberkel. L—u—b—e—r—k—e—l.

Reporter:

Oh! Luberkekn. Ist wohl irgend eine Krankheit. Ich dachte, er hätte Schwindelsucht. Sind Sie ein Familienmitglied oder der Arzt?

Walpole:

Weber das eine noch das andere. Ich bin der bekannte Operateur Cutler Walpole. Notieren Sie das. Dann notieren Sie Sir Colenso Ridgeon.

Reporter:

Ridgeon?

Walpole:

Ridgeon. (Ihm das Buch entreißend.) Geben Sie her: Sie täten besser, mich die Namen für Sie schreiben zu lassen. Sie werden sicher alles falsch notieren. Das kommt davon, wenn man keinen wissenschaftlichen Beruf ausübt ohne Befähigungsnachweis und ohne öffentliche Registrierung. (Er schreibt die Einzelheiten auf.)

Reporter:

Oh, Sie haben es aber scharf auf uns abgesehen?

Walpole:

Ich wollte, ich hätt's auf Sie abgesehen: ich würde einen Menschen aus Ihnen machen. Geben Sie jetzt acht. (Ihm das Buch zeigend.) Da stehen die drei Namen der drei Ärzte. Das ist der Name des Patienten. Das ist seine Adresse. Das ist der Name der Krankheit. (Er schließt mit

einem Klaps das Buch des Journalisten, der dabei zusammenfährt, und wendet sich ihm wieder zu.) „Herr Dubedat wird gleich hierher gebracht werden. Er empfängt Sie, weil er nicht weiß, wie schlecht es um ihn steht. Wir wollen Ihnen einige Minuten erlauben, um ihm den Willen zu tun; aber sobald Sie mit ihm plaudern, müssen Sie raus. Er kann jeden Augenblick sterben.“

Reporter

(neugierig): Steht es so schlecht um ihn? Ich sag's ja, heute habe ich Glück.

Walpole:

Still. (Der Reporter setzt sich rasch auf den Klavierbord. Dubedat wird in einem Krankensessel von Frau Dubedat und B. B. hereingerollt. Sie rollen ihn zwischen die Estrade und das Sofa, wo die Staffelei früher gestanden hat. Er ist nicht verändert, wie es ein starker Mann wäre, und nicht abgemagert. Seine Augen sehen größer aus, und körperlich ist er so schwach, daß er sich kaum bewegen kann und vollständig ermattet in den Kissen liegt; aber sein Geist ist rege; er schlägt aus seiner Lage so viel wie möglich heraus, indem er in der Schläffheit Wollust und im Tod ein Drama erblickt. Er macht auf alle gegen ihren Willen einen starken Eindruck, mit Ausnahme von Midgeon, der ganz ungerührt ist. Er folgt dem Stuhl mit einem Teebrett mit Milch und Stimulantien. Sir Patrik, der ihn begleitet, nimmt den Teetisch von der Wand und stellt ihn hinter den Stuhl für das Tablett. B. B. nimmt den Atelierstuhl und stellt ihn für Jennifer an Dubedats Seite, in die Nähe der Estrade, von welcher die Gliederpuppe den sterbenden Künstler anstarrt. B. B. lehrt zu Dubedats Linken zurück. Jennifer setzt sich. Walpole setzt sich auf den Rand der Estrade in die Ecke, der Gliederpuppe gegenüber.)

Louis

(selig): Hier ist das Glück! Im Atelier ist das Glück! Das Glück!

Frau Dubedat:

Ja, du Lieber. Sir Patrik gestattet dir, hier so lange zu bleiben, wie du willst.

(Eine Pause.)

Louis:

Jennifer.

Frau Dubedat:

Ja, Liebling.

Louis:

Ist der Journalist da?

Reporter

(eilfertig): Jawohl, Herr Dubedat. Hier bin ich, zu Ihren Diensten. Ich repräsentiere die Presse. Ich dachte, Sie ließen uns wohl noch 'n paar Worte zukommen, was Sie — was Sie — na, was Sie für die kommende Saison vorhaben.

Louis:

Ich habe für die nächste Saison etwas ganz Einfaches vor. Ich werde sterben.

Frau Dubedat

(gequält): Liebster — liebster —

Louis:

Ich bin sehr schwach und müde. Du denkst doch nicht, daß ich mir die abscheuliche Mühe nehme, so zu tun, als wüßte ich das nicht. Als ich da lag, hab' ich alles, was die Ärzte sagten, gehört — und in mich hinein gelacht. Sie wissen Bescheid! Nur nicht weinen, Liebste: weinen macht dich häßlich, und das kann ich nicht ertragen. (Sie trocknet sich die Augen und gibt sich einen stolzen Rud.) Du mußt mir etwas versprechen.

Frau Dubedat:

Du weißt ja, daß ich alles tu. Nur nicht sprechen, Liebster: das nimm dir deine Kraft.

Louis:

Nein, das braucht sie bloß auf. Ridgeon, geben Sie mir gefälligst was, was mich für'n paar Minuten in Gang hält — nicht eins von Ihren verdammten Antitorinen! Ich hab' vor der Abreise noch was zu sagen.

Ridgeon

(sieht Sir Patrid an): Ich glaube, es kann nicht schaden. (Er mischt etwas Brantwein und Selters).

Sir Patrid:

Lun Sie's in Milch. Sonst hustet er. (Ridgeon füllt das Glas mit Milch und gibt es Louis.)

Louis

(nachdem er getrunken): Jennifer.

Frau Dubedat:

Ja, Lieber.

Louis:

Wenn ich etwas über alles hasse, so ist es eine Witwe. Versprich mir, daß du niemals Witwe sein wirst.

Frau Dubedat:

Wie meinst du das?

Louis:

Du sollst schön aussehen. Die Menschen sollen es in deinen Augen lesen, daß du mit mir verheiratet warst. Die Italiener pflegten einst auf Dante zu zeigen und zu sagen: „Da geht der Mann, der in der Hölle war.“ Ich will, daß sie auf dich zeigen und sagen: „Hier geht die Frau, die im Himmel war.“ Es ist der Himmel gewesen, Schatz, nicht wahr — manchmal?

Frau Dubedat:

Oh ja, ja, immer, immer.

Louis:

Wenn du Trauer trägst und weinst, werden die Leute sagen: „Seht die Unselige an, ihr Gatte hat sie elend gemacht.“

Frau Dubedat:

Nein, niemals. Du bist das Licht und der Segen meines Lebens. Ich habe nicht gelebt, bevor ich dich kannte.

Louis:

Dann mußt du immer wunderbare Kleider und herrliche, zauberhaft glänzende Juwelen tragen. Denke nur an alle die himmlischen Bilder, die ich niemals malen werde. (Sie erzwingt einen fürchterlichen Sieg über ihr Schluchzen.) Die Schönheit aller jener Bilder muß dich verklären. Dein Unbild muß den Menschen Träume schenken, wie sie ihnen niemals irgend ein Gemälde mit Farbe und Pinsel hat schenken können. Die Maler müssen dich malen, wie sie nie zuvor irgend ein sterbliches Weib gemalt haben. Es muß dich eine große Tradition von Schönheit, eine ganze Atmosphäre von Zauber und Romantik umgeben. Das sollen die Menschen immer fühlen, wenn sie an mich denken. Das ist die Art Unsterblichkeit, die ich mir wünsche. Du kannst sie mir schenken, Jennifer. Es gibt gar viele Dinge, die jedes Straßenweib versteht und die du nicht verstehst; aber dies kannst nur du verstehen und es vollbringen: niemand sonst! Versprich mir, daß du niemals durch die armselige Hölle mit all dem gemeinen Unsinn von Trauerschleiern, Weinen, Leichenbestattungsszenen und hinwinkenden Blumen schreiten wirst.

Frau Dubedat:

Ich verspreche dir das. Aber das alles steht ja noch in weitem Felde, Liebster. Du wirst mit mir nach Cornwall gehen und gesund werden. Sir Ralph hat das auch gesagt.

Louis:

Armer alter B. B.!

B. B.

(zu Tränen gerührt, wendet sich ab und flüstert Sir Patrick zu): Armer Junge! Das Gehirn nicht mehr klar.

Louis:

Ist Sir Patrick da?

Sir Patrick:

Ja, ja. Hier bin ich.

Louis:

Nehmen Sie doch Platz. Sie alter Mann dürfen doch nicht stehen.

Sir Patrick:

Ja, ja. Danke, Schon gut.

Louis:

Jennifer.

Frau Dubedat:

Ja, Liebling.

Louis:

Erinnerst du dich an den brennenden Busch?

Frau Dubedat:

Ja, ja. Oh, mein Geliebter, es preßt mir das Herz zusammen, jetzt daran denken zu sollen!

Louis:

Wirklich? Mich erfüllt es mit Freude. Erzähle es ihnen.

Frau Dubedat:

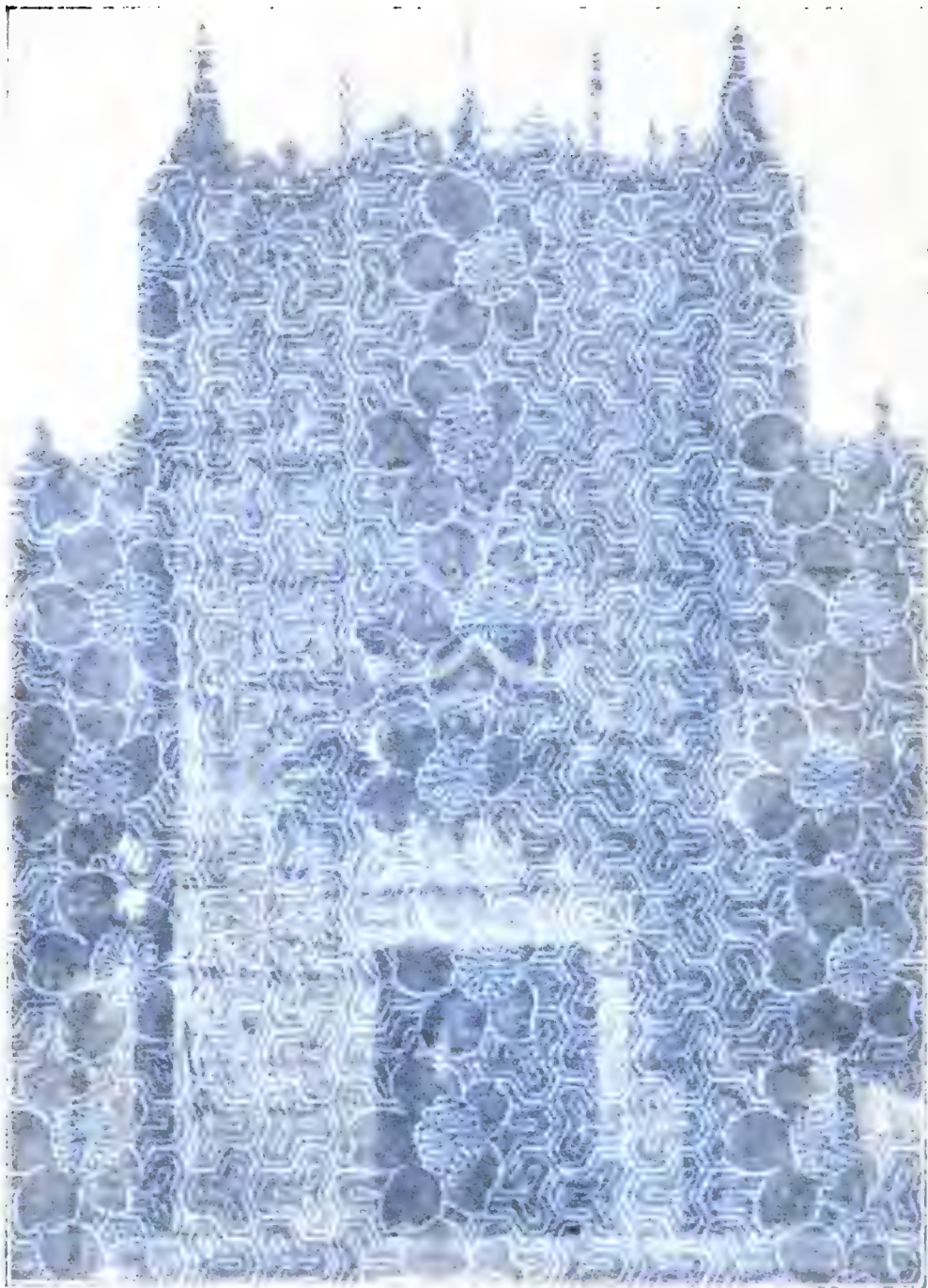
Es gibt nicht viel zu erzählen. Als wir einmal in meiner Heimat in Cornwall das erste Winterfeuer anzündeten und durch das Fenster blickten, sahen wir, wie die Flammen in einem Busch im Garten tanzten.

Louis:

War das ein Farbenspiel! Granatfarbe. Es mochte wie Seide. Eine flüssige herrliche Flamme, die durch die Lorbeerblätter flog, ohne sie zu verbrennen. Wohlan! Eine solche Flamme werde ich sein. Es tut mir leid, die armen kleinen Würmer um eine Mahlzeit zu betrügen; aber mein Ende sei die Flamme im brennenden Busch! Wann immer du sie wieder sehen wirst, Jennifer, denke dran, daß ich die Flamme bin. Versprich mir, daß ich verbrannt werde.

Frau Dubedat:

Oh, könnt' ich es doch mit dir, Louis!



Kirchenfassade San Gregorio in
Valladolid.

Zum Essay über „Evangelische Kunst“.

Louise:

Armen! (Hört B. 2.)

B. 2:

Es scheint gerührt, wendet sich ab und flüstert Sir Patrick zu: Armer Junge! Das scheint nicht mehr klar.

Louise:

Ist Sie krank da?

Sir Patrick:

Ja, ja. Hier bin ich.

Louise:

Nehmen Sie doch Maß. Sie alter Mann dürfen doch nicht stehen.

Sir Patrick:

Ja, ja. Danke, Simon gut.

Louise:

Genießen.

Frau Dubedat:

Ja, Madame.

Louise:

Erinnere dich an den brennenden Busch?

Frau Dubedat:

Ja, ja. Oh, mein Geliebter, es preßt mir das Herz zusammen, jetzt daran denken zu sollen!

Louise:

Wirklich? Wie erfüllt es mit Freude. Erzähle es ihnen.

Frau Dubedat:

Es gibt nicht viel zu erzählen. Wie wir einmal in meiner Heimat in Cornwall das erste Winterfeuer anzünften und durch das Feuer blühten, sahen wir, wie die Blumen in einem Busch im Garten tanzten.

Louise:

War das ein Festessen? Granatfarbe. Es wogte wie Seide. Eine flüssige herrliche Harmonie, die durch die Lorbeerblätter flog, ohne sie zu verbrennen. Wosher! Eine solche Flamme werde ich sein. Es tut mir leid, die armen kleinen Lämmer um eine Mahlzeit zu betrügen; aber mein Ende sei die Harmonie im erlösenden Busch! Wann immer du sie wieder sehen wirst, Jennifer, denke dran, daß ich die Flamme bin. Versprich mir, daß ich verbrannt werde.

Frau Dubedat:

Oh, könnt' ich es doch mit dir, Louise!



Kirchenfassade San Gregorio in
Valladolid.

Zum Essay über „Spanische Kunst“.

Louis:

Nein, du mußt immer im Garten sein, wenn der Busch aufflammt. Du bist mein Halt in der Welt: du bist meine Unsterblichkeit. Versprich mir das.

Frau Dubedat:

Ich höre. Ich werde es nicht vergessen. Du weißt, daß ich's dir versprech'.

Louis:

Es ist gut, das ist wohl alles, versprich mir nur noch, daß du für meine Bilder eine Einzelausstellung veranstalten wirst. Deinen Augen vertrau' ich. Du wirst niemandem gestatten, sie zu berühren.

Frau Dubedat:

Du kannst dich auf mich verlassen.

Louis:

Dann gibt es nichts mehr, was mir Sorge macht, nicht? Gib mir etwas Milch. Ich bin schrecklich abgespannt; wenn ich aber aufhöre, kann ich nie wieder anfangen. (W. B. reicht ihm einen Trunk. Er nimmt ihn und sieht W. B. verschmigt an): Hören Sie, W. B., glauben Sie, daß irgend etwas Sie zum Schweigen bringen könnte?

W. B.

(beinahe fassungslos): Er verwechselt mich mit Ihnen, Paddy. Armer Kerl! Armer Kerl!

Louis:

Ich hatte sonst immer entsetzliche Angst vor dem Tod, jetzt aber, wo er naht, bin ich furchtlos und vollkommen glücklich, Jennifer.

Frau Dubedat:

Ja, Lieber.

Louis:

Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Manchmal dachte ich, unsere Heirat sei nur Verstellung und eines Tages würde ich mich freimachen und davon laufen. Aber jetzt, wo das Schicksal mich freimacht, ob ich nun will oder nicht, liebe ich dich ganz und gar und bin vollkommen zufrieden; weil ich als ein Teil von dir und nicht als mein lästiges Selbst leben werde.

Frau Dubedat:

Bleib bei mir, Louis. Oh verlaß mich nicht, Geliebter.

Louis:

Ich bin nicht selbstfüchtig, oh nein. Trotz all' meiner Fehler glaube ich

nicht, daß ich immer selbstsüchtig gewesen bin. Das kann kein Künstler sein: die Kunst ist zu groß dazu ... Du wirst dich wieder verheiraten, Jennifer.

Frau Dubedat:

Oh, wie kannst du nur, Louis?

Louis

(wie ein Kind darauf bestehend): Ja, das mußt du. Leute, die in der Ehe glücklich waren, heiraten immer wieder. Ach, ich werde nicht eifersüchtig sein. (Leise.) Aber sprich mit dem andern nicht zu viel über mich: das wird er nicht gern mögen. Ich werde die ganze Zeit dein Geliebter sein; aber dem armen Teufel wird es ein Geheimnis bleiben!

Sir Patrik:

So! Nun haben Sie genug gesprochen. Versuchen Sie ein wenig zu ruhen.

Louis:

Ja, ich bin schrecklich müde; aber ich kann gleich lange ausruhen. Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, meine Herren. Ihr seid doch alle da, nicht? Ich bin so schwach, daß ich nichts anderes sehen kann als Jennifers Brust. Die verspricht Ruhe.

Ridgeon:

Wir sind alle hier.

Louis

(schauernd): Diese Stimme klang teuflisch. Nehmen Sie sich in acht, Ridgeon, meine Ohren hören Dinge, die anderer Leute Ohren nicht hören können. Ich habe nachgedacht — nachgedacht. Ich bin klüger, als Sie glauben.

Sir Patrik

(Ridgeon weiter nach rückwärts ziehend): Kommen Sie hierher, Ridgeon. Sie machen ihn nervös. Gehen Sie sachte hinaus, ruhig.

Ridgeon

(beiseite zu Sir Patrik): Wollen Sie den sterbenden Schauspieler seines Publikums berauben?

Louis

(seine Augen leuchten in böser Lust schwach auf): Ich hab's doch gehört, Ridgeon. Das war gut. Jennifer, Geliebte, sei immer gut zu Ridgeon, er ist der letzte Mensch, über den ich mich amüsiert habe.

Ridgeon

(bleibt hart und geht auf seinen Platz zum Kranken zurück): Ja?

Louis:

Aber was Sie sagen, stimmt gar nicht. Sie stehen noch auf der Bühne. Ich bin schon abgescminkt.

Frau Dubedat

(zu Ridgeon): Was haben Sie gesagt?

Louis:

Nichts, mein Schatz. Nur eines von den kleinen Geheimnissen, die Menschen für sich behalten. Ihr habt alle recht hart von mir gedacht und habt mir das auch gesagt.

W. W.

(ganz überwältigt): Nein, nein, Dubedat . . . Durchaus nicht. (Er schneuzt sich.)

Louis:

Ja, das habt ihr doch. Ich weiß, was ihr alle von mir denkt. Bildet euch ja nicht ein, daß mich das fuchst. Ich vergebe euch.

Walpole

(unwillkürlich): Zum Donnerwetter: Verdammt! (Beschämt): Oh, bitte, verzeihen Sie.

Louis:

Das war der echte Walpole, ich weiß schon. Darüber grämen Sie sich nur nicht, Walpole. Ich fühle mich sehr wohl. Ich habe keine Schmerzen. Ich wünsche nicht zu leben. Ich bin mir selbst entronnen. Ich bin im Himmel und unsterblich im Herzen meiner schönen Jennifer. Ich fürchte mich nicht und schäme mich nicht. (Nachdenklich, grübelt so für sich selbst dahin.) Ich weiß, wenn ich mich durch den unwirklichen Teil des Lebens durchkämpfen mußte, ließ mich äußerer Zufall nicht immer dem Ideal getreu leben. Aber in meiner eigenen wirklichen Welt habe ich niemals etwas Böses getan, niemals meinen Glauben verleugnet, niemals mir selbst die Treue gebrochen. Ich wurde bedroht, verlästert, beleidigt und — hungerte. Aber ich habe das Spiel gespielt und den guten Kampf gekämpft. Und nun ist alles vorüber, ein unbeschreiblicher Frieden bricht für mich an. (Er faltet mit schwacher Bewegung die Hände.) Ich glaube an Michel Angelo, Velasquez und Rembrandt, an die Gewalt der Zeichnung, an das Mysterium der Farbe, an die Erlösung von allen Übeln durch die ewige Schönheit und an die Sendung der Kunst, die diese Hände gesegnet hat. Amen, Amen — (Er schließt die Augen und liegt still.)

Frau Dubedat

(atemlos): Louis, bist du — (Walpole erhebt sich rasch und kommt zu ihr hinüber, um zu sehn, ob Dubedat tot ist.)

Louis:

Noch nicht, Liebste. Sehr bald, aber noch nicht. Ich möchte meinen Kopf an deine Brust lehnen; aber das würde dich zu sehr ermüden.

Frau Dubedat:

Nein, nein, nein, Liebling: wie könntest du mich ermüden! (Sie richtet ihn so auf, daß er an ihrer Brust zu liegen kommt.)

Louis:

Das tut wohl!

Frau Dubedat:

Schone mich nicht, Liebling. Du ermüdest mich wirklich nicht. Lehn' dich an mich an mit deinem ganzen Gewicht.

Louis:

Geliebte... ich glaube, ich werde schließlich doch noch wieder wohler.

Frau Dubedat:

Ja, ja, das wirst du.

Louis:

Weil ich mit einem mal schlafen möchte. Einen ganz ordinären Schlaf.

Frau Dubedat

(ihn wiegend): Ja, Liebling. Schlafe. (Er scheint in Schlaf zu sinken.)
Sh—sh, bitte, stört ihn nicht. (Seine Lippen bewegen sich.) Was sagst du, Liebling? (In großer Trauer.) Ich kann ihn nicht verstehen. (Seine Lippen bewegen sich wieder. Walpole beugt sich herab und horcht.)

Walpole:

Er fragt, ob der Reporter noch da ist.

Reporter

(aufgeregt — er hat sich ungeheuer amüsiert): Ja, Herr Dubedat. Hier bin ich. (Walpole erhebt warnend die Hand, ihm Schweigen gebietend. W. W. setzt sich auf das Sofa und verbirgt sein Antlitz in seinem Taschentuch.)

(Pause.)

Frau Dubedat

(sehr erleichtert): Oh, das ist recht, Liebling: schone mich nicht; lehne dich an mich mit deinem ganzen Gewicht. Jetzt ruhst du wirklich aus. (Sir Patrick kommt rasch nach vorne und fühlt Louis' Puls; dann nimmt er ihn bei den Schultern.)

Sir Patric:

Ich will ihn in die Kissen zurücklegen, gnädige Frau. Er liegt dann besser.

Frau Dubedat:

Oh nein, bitte, bitte, nicht. Es ermüdet mich nicht; und er würde beim Erwachen traurig sein, daß ich ihn zurückgelegt habe.

Sir Patric:

Er wird nie mehr erwachen. (Er faßt den Körper fest an und setzt ihn in den Stuhl zurück. Mit Ridgeons Hilfe läßt er die Lehne herunter und macht eine Bahre daraus.)

Frau Dubedat

(die aufgesprungen ist): War das der Tod?

Walpole:

Ja.

Frau Dubedat

(mit vollkommener Würde): Darf ich die Herren bitten, einen Augenblick zu warten. Ich bin gleich wieder da. (Sie geht hinaus.)

Walpole:

Sollen wir ihr folgen? Ist sie ihrer Sinne mächtig?

Sir Patric:

(mit Überzeugung): Ja. Sie ist ganz beisammen. Lassen wir sie allein. Sie kommt wieder.

Ridgeon:

Wir wollen alles fortschaffen, ehe sie zurückkehrt.

B. B.

(erhebt sich abgestoßen): Mein lieber Colly! Der arme Kerl! Er ist schön gestorben.

Sir Patric:

Ja! so sterben die Bösen.

„Fesseln liegen nicht um ihren Lob; aber ihre Stärke ist um sie: nicht in Ruhelosigkeiten wie die andern.“

Einerlei: es ist nicht an uns zu richten. Er ist jetzt in einer andern Welt.

Walpole:

Und borgt sich da wahrscheinlich die erste Fünfspfundnote. Kommen Sie, Colly, wir wollen ihn ins Schlafzimmer schaffen. (Ridgeon und Walpole rollen den Stuhl hinaus.)

Reporter

(den Kodak in der Hand): Einen Augenblick, bitte. (Sie wenden sich plötzlich um, und er knipst die Gruppe ab.) Ich hab's schon.

Walpole:

Was soll das heißen? (Er geht auf ihn zu.)

Reporter

(den Kodak schließend): Ich glaube, die Gruppe ist recht gelungen; wenn das Licht nur stark genug gewesen ist. Ich danke Ihnen allen, meine Herren.

Walpole

(ihm den Kodak entreißend): Das war durchaus nicht Ihre Sache! Ich werde den Apparat behalten und das Negativ vernichten.

Reporter:

Das bedaure ich wahrhaftig. Aber glauben Sie nicht, daß ihm das ganz recht gewesen wäre?

Walpole:

Ja, das stimmt. Da. (Er gibt ihm den Kodak zurück. Er und Midgeon rollen dann den Stuhl hinaus, W. B. kommt in die Mitte des Zimmers.)

Reporter

(zu W. B.): Ich glaube, es beweist ein sehr tiefes Empfinden, daß ihm so viel daran gelegen war, daß seine Frau nach ihm ordentlich in Trauer ginge und ihm schwören mußte, sich nie wieder zu verheiraten.

Sir Patric:

Oh, so haben Sie das verstanden, wirklich?

W. B.

(ausdrucksvoll): Herr Dubedat ist nicht in der Lage, das Interview länger fortzusetzen. Noch sind wir es.

Sir Patric:

Ich wünsche Ihnen guten Abend.

Reporter:

Frau Dubedat sagte doch, sie würde wiederkommen.

W. B.:

Ja, aber erst, wenn Sie fort sind.

Reporter:

Glauben Sie, daß sie mir ein paar Worte darüber sagen würde, „wie man sich als Witwe fühlt“? Ist das nicht ein guter Titel für einen Artikel?

W. B.:

Junger Mann, wenn Sie warten, bis Frau Dubedat zurückkommt, können Sie einen Artikel mit dem Titel „Wie man sich als hinausgeworfen fühlt“ schreiben.

Reporter:

Sie glauben, sie würde mir lieber nichts —

B. B.:

Adieu. Ich danke Ihnen, Herr — (Er überreicht ihm seine Visitenkarte.)

Damit Sie meinen Namen richtig schreiben. Adieu.

Reporter:

Adieu. Ich danke Ihnen, Herr — — (Er wird von B. B. hinausgedrängt, der die Tür hinter ihm schließt und zu Sir Patrick zurückkehrt.)

(Ridgeon und Walpole kehren zurück. Walpole geht hinüber in die Nähe der Außentür, und Ridgeon tritt zwischen B. B. und Sir Patrick.)

B. B.:

Armer Junge! Armer junger Kerl! Wie schön er starb! Ich fühle mich wahrhaftig gehoben.

Sir Patrick:

Wenn Sie mal so alt sind wie ich, dann werden Sie wissen, daß es nicht sehr darauf ankommt, wie ein Mensch stirbt. Die Hauptsache ist, wie er lebt. Jeder Tor, der mit der Nase auf eine Kugel stößt, ist heutzutage ein Held, weil er fürs Vaterland stirbt. Warum lebt er nicht dafür? zu irgend einem Zweck?

B. B.:

Nein, bitte Sie, Paddy: sprechen Sie nicht hart über den armen Burschen — jetzt nicht, jetzt nicht. War er denn gar so schlecht?! Er hatte nur zwei Schwächen: Geld und Weiber. Lassen Sie uns ehrlich sein. Geben Sie der Wahrheit die Ehre, Paddy. Seien Sie kein Heuchler, Ridgeon. Werfen Sie die Maske ab, Walpole. Steht es um diese zwei Dinge augenblicklich so gut, daß eine Mißachtung der üblichen Vereinbarungen auf wirkliche Verderbtheit schließen läßt?

Walpole:

Ich habe nichts gegen seine Mißachtung der üblichen Vereinbarungen. Der Teufel hole alle Vereinbarungen! Ein Mann der Wissenschaft verachtet beides, sowohl Geld wie die Weiber. Was ich ihm zum Vorwurf mache, war seine Mißachtung aller Dinge, mit Ausnahme seiner eigenen Tasche und seiner eigenen Ideen. Er hat die üblichen Vereinbarungen nicht verachtet, wenn sie ihm Geld einbrachten. Hat er uns die Bilder umsonst gegeben? Glauben Sie, er würde gezögert haben, eine Erpressung an mir zu verüben, wenn ich mich mit seiner Frau vergangen hätte? Ganz gewiß nicht.

Sir Patric:

Vergeudet die Zeit nicht mit Streitereien über ihn. Schurke bleibt Schurke, und Ehrenmann bleibt Ehrenmann; und keiner von beiden wird jemals um eine Religion oder um Moral in Verlegenheit sein, wenn er beweisen will, daß seine Wege die richtigen sind. Es ist dieselbe Sache mit den Völkern, mit den Berufszeigen, mit allem auf der Welt und wird auch immer so sein.

B. B.:

Na ja, vielleicht, vielleicht, vielleicht. Immerhin *de mortuis nil nisi bene*. Er starb ungemein schön, bemerkenswert schön. Er hat uns ein Beispiel gegeben: wir wollen uns lieber bemühen, es zu befolgen, als über die Schwächen zu hadern, die ihn zugrunde gerichtet haben. Ich glaube, es ist Shakespeare, der sagt, das Gute, das die meisten Menschen tun, das überlebt sie, das Böse liegt mit ihren Gebeinen eingescharrt. Ja, eingescharrt mit ihren Gebeinen. Glauben Sie mir, Paddy, wir sind alle sterblich. Es ist das allgemeine Los, Ridgeon. Sagen Sie, was Sie wollen, Walpole, der Natur muß ihr Tribut gezahlt werden. Wenn nicht heute, dann morgen.

„Morgen, morgen, ja morgen

„Schlafen sie nach wildem Lebensfieber aus,

„Und lassen diesem wesenlosen Ozean gleich,

„Von dem kein Wanderer wiedergekehrt,

„Von ihrem Schiffein kein Gedächtnis zurück.“

(Ridgeon will sprechen, aber B. B. fährt rasch fort und fährt ihm mit dem Folgenden über den Mund:)

„Lösch aus, du Lichtstumpf,

„Denn die Verdammnis häuft du doch um nichts.

„Bereit sein: das ist alles.“

Walpole:

Ja, ja, B. B. Der Tod fährt den Leuten immer so in die Knochen. Ich weiß eigentlich nicht warum, aber es ist so. Übrigens, was wollen wir eigentlich noch? Uns aus dem Staube machen oder warten, bis Frau Dubedat zurückkommt?

Sir Patric:

Ich glaube, wir gehen lieber. (Sie nehmen ihre Hüte und begeben sich nach der Tür.)

Frau Dubedat

(Kommt aus dem Nebenzimmer, prächtig, schön gekleidet und strahlend):

Es tut mir leid, daß ich Sie so lange warten ließ.

Sir Patrik:	Aber ich bitte, gnädige Frau.	} (Sie sind alle in einem betroffenen Gemurmel erstarrt.)
B. B.:	Durchaus nicht, durchaus nicht.	
Ridgeon:	Ganz und gar nicht.	
Walpole:	Nicht der Rede wert.	

Frau Dubedat

(nähert sich ihnen): Ich habe das Gefühl, daß ich seinen Freunden noch einmal die Hand drücken muß, bevor wir heute auseinandergehen. Wir haben gemeinsam ein großes Vorrecht und ein großes Glück genossen. Ich glaube nicht, daß wir uns jemals wieder wie gewöhnliche Menschen fühlen werden. Wir hatten ein wundervolles Erlebnis; und das eint uns in einem gemeinsamen Glauben, einem gemeinsamen Ideal, das niemand sonst so ganz empfinden kann. Das Leben wird für uns immer schön sein: der Tod nicht minder. Daraufhin wollen wir uns die Hand reichen! Ja?

Sir Patrik

(ihr die Hand drückend): Vergessen Sie nicht, alle Schriftstücke Ihrem Anwalt zu übergeben. Er soll alle Laden öffnen und alles ordnen. Das Gesetz verlangt das.

Frau Dubedat:

Oh, ich danke Ihnen: das mußte ich nicht. (Sir Patrik geht hinaus.)

B. B.:

Ich veranlasse jetzt alles Weitere, schide Ihnen geeignete Leute. Leben Sie wohl, meine teure gnädige Frau. (Er geht hinaus.)

Walpole:

Leben Sie wohl. Ich muß mir Selbstvorfürfe machen: ich hätte auf einer Operation bestehen sollen. (Er geht hinaus.)

Ridgeon:

Adieu. (Er bietet ihr die Hand.)

Frau Dubedat

(zieht sich mit sanfter Würde von ihm zurück): Seinen Freunden habe ich gesagt, Sir Colenso. (Er verbeugt sich und geht hinaus.)

Vorhang.

Fünfter Akt:

In einer kleinen Bildergalerie in Bond Street. Der Eingang zu ihr geht durch eine hübsche Bilderauslage. Nahezu in der Mitte der Galerie steht ein Schreibtisch, an dem der Sekretär sitzt. Er ist mit peinlicher Sorgfalt gekleidet und korrigiert die Druckbogen von Katalogen.

Exemplare eines neuen Buches liegen auf dem Pult, ebenda der glänzende Hut des Sekretärs und ein paar Vergrößerungsgläser. Seitlich zu seiner Linken, etwas hinter ihm, befindet sich eine kleine Tür, mit der Aufschrift „Privat“, an derselben Seite, parallel mit der Wand, eine gepolsterte Bank. Dubedats Arbeiten bedecken die Wände. In der Nähe der Ecke, rechts und links vom Eingang, befinden sich noch zwei Aushilfsschirme, die ebenfalls mit Zeichnungen bedeckt sind.

Jennifer, prächtig gekleidet und augenscheinlich recht froh gestimmt, kommt durch die Privattür in die Galerie.

Jennifer:

Sind die Kataloge schon da, Herr Danby?

Sekretär:

Nein, noch nicht.

Jennifer:

Das ist doch unerhört! Die Privatbesichtigung fängt in einer halben Stunde an.

Sekretär:

Ich lauf' vielleicht am besten in die Druckerei und mahne zur Eile.

Jennifer:

Oh, wenn Sie so gütig wären, Herr Danby. Ich will Ihren Platz einnehmen, während Sie fort sind.

Sekretär:

Wenn irgend jemand vor der Zeit kommen sollte, so kümmern Sie sich nicht um ihn. Der Kommissionär läßt niemanden durch, den er nicht kennt. Da sind ein paar Leute, die kommen immer gerne vor der Menge — Leute, die wirklich kaufen: die seh'n wir natürlich sehr gern. Haben Sie die Notizen im „Pinsel und Bleistift“ und in der „Staffelei“ gelesen?

Jennifer

(entrüstet): Ja, es ist 'ne Schande. Sie schreiben förmlich gönnerhaft, als wenn sie die Vorgesetzten Dubedats wären. Nach all den Zigarren und Sandwichs, die sie am Firnistag bei uns gekriegt, und nach all den Getränken, halte ich es wahrhaftig für infam so zu schreiben. Hoffentlich haben Sie diesen Menschen doch keine Billets für heute geschickt.

Sekretär:

Oh, die kommen schon nicht wieder. Heute gibt es ja kein Frühstück. Die Aushängeexemplare sind schon da. (Er zeigt auf die neuen Bücher.)

Jennifer

(stürzt sich auf ein Buch, in wilder Erregung): Oh, geben Sie es mir. Verzeihen Sie einen Augenblick. (Sie läuft damit durch die Privattür.)

(Der Sekretär nimmt einen Spiegel aus seiner Schieblade und bringt sich in Ordnung, bevor er hinausgeht. Ridgeon tritt ein.)

Ridgeon:

Guten Morgen. Darf ich mich wie gewöhnlich ein wenig umsehen, bevor die Türen geöffnet werden?

Sekretär:

Gewiß, Sir Colenso. Nur bedaure ich, daß die Kataloge noch nicht hier sind: ich will sie gerade holen. Hier ist meine eigene Liste, wenn Ihnen die genügt.

Ridgeon:

Danke. Was ist das? (Er nimmt eines von den neuen Büchern in die Hand.)

Sekretär:

Das ist eben gekommen. Die ersten Exemplare vom Frau Dubedats Buch über das Leben ihres verstorbenen Gatten. (Er steht auf und setzt den Zylinder auf.)

Ridgeon

(liest den Titel): „Die Geschichte eines Königs der Menschen. Von seiner Frau.“ (Er betrachtet das Titelbild.) Ah, da ist er. Sie haben ihn hier doch gekannt, nicht?

Sekretär:

Oh, wir haben ihn gekannt. Vielleicht besser als seine Frau, Sir Colenso, in mancher Beziehung.

Ridgeon:

Ich auch. (Sie sehen einander bedeutungsvoll an): Na, ich will mich ein wenig umschauen.

(Der Sekretär geht hinaus. Ridgeon sieht sich die Bilder an. Er kommt aber sofort an den Tisch zurück, um ein Vergrößerungsglas zu holen, und prüft ein Bild aus nächster Nähe. Er seufzt, schüttelt den Kopf, wie wenn er gezwungen wäre, den ungewöhnlichen Zauber und das Verdienst der Arbeit zuzugeben, und macht in der Liste des Sekretärs Bemerkungen. Er setzt seine Besichtigung fort und verschwindet hinter einem Schirm. Jennifer kommt mit ihrem Buch zurück. Ein Blick um sich herum überzeugt sie, daß sie allein ist, sie setzt sich an den Tisch und bewundert das Gedenkbuch nach Herzenslust — ihr erstes gedrucktes Buch. Ridgeon erscheint wieder, die Bilder prüfend, das Gesicht der Wand zugekehrt. Nachdem er wieder das Glas benutzt hat, macht er einen Schritt zurück, um eines der größten Bilder aus größerer Entfernung zu betrachten. Sie klappt das Buch

haftig zu; sieht sich um, erkennt ihn und starrt ihn versteinert an. Er geht noch einen Schritt zurück, der ihn ihr noch näher bringt.)

Ridgeon

(schüttelt wieder den Kopf wie zuvor und ruft aus): Eine talentierte Bestie! (Sie errötet, als ob er sie geschlagen hätte. Er wendet sich um, um das Glas auf das Pult zu legen, und befindet sich Auge in Auge ihrem starren Blick gegenüber): Verzeihen Sie, ich dachte, ich wäre allein.

Jennifer

(sich beherrschend, spricht fest und bedeutungsvoll): Ich freue mich, Sie zu sehen, Sir Colenso Ridgeon. Gestern traf ich Doktor Blenkinsop. Ich gratuliere Ihnen zu der wunderbaren Kur.

Ridgeon

(hascht nach Worten, macht nach einem Augenblick des Stillschweigens eine verlegene Bewegung der Zustimmung und legt Glas und Liste des Sekretärs auf den Tisch.)

Jennifer:

Er sah aus wie ein Bild der Gesundheit, der Kraft und der Wohlhabenheit. (Sie sieht einen Augenblick auf die Wände, als ob sie das Schicksal Blenkinsops mit dem des Künstlers vergliche.)

Ridgeon

(leise und noch verlegen): Er hat Glück gehabt.

Jennifer:

Sehr viel Glück sogar. Er ist gerettet.

Ridgeon:

Ich meine, daß er Sanitätsrat geworden ist. Er hat den Präsidenten seines Wahlkreises sehr erfolgreich behandelt.

Jennifer:

Mit Ihren Mitteln?

Ridgeon:

Nein. Ich glaube mit einem Pfund reifer Reineclauden.

Jennifer

(mit tiefem Ernst): Wie komisch!

Ridgeon:

Ja. Das Leben hört ebensowenig auf komisch zu sein, wenn die Leute sterben, als es aufhört ernst zu sein, wenn die Leute lachen.

Jennifer:

Doktor Blenkinsop sagte mir etwas sehr Sonderbares, das ich nicht recht verstand.

Ridgeon:

Was denn?

Jennifer:

Er sagte, daß die Privatpraxis der Ärzte gesetzlich abgeschafft werden müßte. Als ich ihn fragte, warum, erwiderte er, die Privatärzte seien konzeffionierte unwissende Mörder.

Ridgeon:

Das sagt der öffentliche Arzt vom Privatarzt immer. Na, Blenkinsop muß das ja wissen! Er ist lange genug selbst Privatarzt gewesen. Na, aber mich haben Sie nun genug gesprochen. Sprechen Sie nun auch mal zu mir. Sie haben mir etwas vorzuwerfen. Ihr Gesicht, Ihre Stimme ist Vorwurf: Sie sind ganz erfüllt davon. Heraus damit.

Jennifer:

Für Vorwürfe ist es nun zu spät. Als ich mich umwandte und Sie plötzlich vor mir sah, fragte ich mich staunend, wie Sie es fertig bringen konnten, hierherzukommen und so gelassen seine Bilder zu betrachten. Sie haben die Frage eben beantwortet: Für Sie war er nur eine talentierte Bestie.

Ridgeon

(zusammensuckend): Ich bitte Sie. Das nicht. Ich mußte ja doch nicht, daß Sie da waren.

Jennifer

(reckt den Kopf ein wenig mit einem ganz leisen Anflug von Stolz): Sie glauben, daß es nur Unrecht war, weil ich es hörte. Als ob mich das berühren könnte — oder ihn! Verstehen Sie denn nicht, daß das Schreckliche darin besteht, daß für Sie alle Lebewesen gar keine Seele haben?

Ridgeon

(mit einem skeptischen Achselzucken): Die Seele ist ein Organ, das ich im Verlaufe meiner anatomischen Arbeiten nicht angetroffen habe.

Jennifer:

Sie wissen selbst, daß Sie eine solche Dummheit nur einer Frau gegenüber auszusprechen wagen, deren Geist Sie mißachten. Wenn Sie mich sezierten, mein Gewissen würden Sie ja auch nicht finden. Glauben Sie denn, daß ich deshalb keines habe?

Ridgeon:

Ich bin Menschen begegnet, die keines besaßen.

Jennifer:

Talentierten Bestien, nicht? Wissen Sie, daß die teuersten und treuesten

Freunde, die ich besessen hab', nichts anderes als Bestien gewesen sind? Sie würden d i e viviseziert haben. Mein treuester und größter Freund besaß eine Art Schönheit und eine Art Liebe, die nur Tieren eigen ist. Mögen Sie nie empfinden, was ich empfand, als ich ihn Männern anvertrauen mußte, die der Tierquälerei das Wort sprechen, weil die Gequälten „nur Bestien“ sind.

Rid geon:

Sind wir denn nun schließlich gar so grausam gewesen? Obgleich Sie mit mir nichts zu schaffen haben wollen, höre ich doch, daß Sie wochenlang mit W. B. und Walpole zusammen sind. Muß doch wohl wahr sein, weil die Herren mir gegenüber niemals von Ihnen sprachen.

Jennifer:

Die Tiere im Hause Sir Ralphs gleichen verzogenen Kindern. Als Doktor Walpole einen Splitter aus der Pfote seiner Dogge entfernen wollte, mußte ich den armen Hand halten! und Walpole mußte Sir Ralph aus dem Zimmer weisen. Frau Walpole muß dem Gärtner den Auftrag geben, keine Wespen zu töten, wenn Sir Ralph es sieht. Aber es gibt Ärzte, die von Natur aus grausam sind; und es gibt andere, die sich an die Grausamkeit gewöhnen und gefühllos werden. Sie verschließen sich der Seele der Tiere, und das hat zur Folge, daß sie von der Seele der Männer und Frauen auch nichts wissen. Sie haben bei Louis einen gräßlichen Fehler gemacht; aber das wäre Ihnen nicht passiert, wenn Sie sich nicht darin geübt hätten, dieselben Fehler bei Hunden zu machen. Sie sehen in den Tieren nichts als Bestien; und deshalb haben Sie auch in ihm nichts als eine talentierte Bestie gesehen.

Rid geon

(mit plötzlicher Entschlossenheit): Ich habe nicht den leisesten Fehler bei ihm gemacht.

Jennifer:

Oh Doktor!

Rid geon

(Hartnädig): Ich hab' nicht den leisesten Fehler bei ihm gemacht.

Jennifer:

Haben Sie denn vergessen, daß er gestorben ist?

Rid geon

(weist mit einer Handbewegung auf die Bilder): Er ist nicht gestorben. Er ist hier. (Das Buch aufhebend): Und hier.

Jennifer

(springt mit funkelnden Augen auf): Lassen Sie das! Wie können Sie es wagen, dieses Buch zu berühren?

Ridgeon

(legt, über die Heftigkeit dieses Ausbruchs erstaunt, das Buch mit abbittendem Achselzucken nieder. Sie nimmt es und betrachtet es, wie wenn er einen Schatz entweiht hätte): Ich bedaure. Ich sehe, es ist besser, wenn ich gehe.

Jennifer

(das Buch niederlegend): Verzeihen Sie. Ich — ich vergaß mich. Aber es ist noch nicht erschienen — es ist ein Privateremplar.

Ridgeon:

Ich hätte etwas ganz anderes darin gelesen.

Jennifer:

Viel mehr — und mancherlei, das ich nicht wissen soll — nicht wahr?

Ridgeon:

Sie wissen also, daß ich ihn getötet habe.

Jennifer

(plötzlich ergriffen und milde): Oh, wenn Sie sich das eingestehen — wenn Ihnen klar ist, was Sie begangen haben — dann soll Ihnen verziehen sein. Zuerst habe ich instinktiv Ihrer Kraft vertraut; dann glaubte ich, ich hätte Stärke mit Gefühllosigkeit verwechselt. Können Sie mich dafür tadeln? Aber wenn es wirklich Stärke gewesen ist — wenn es nur ein Fehler war, wie wir ihn alle manchmal machen — dann macht's mich glücklich, mit Ihnen wieder befreundet zu sein.

Ridgeon:

Ich sage Ihnen ja, daß ich gar keinen Fehler gemacht hab'. Ich habe Wlenkinsop gesund gemacht: hab' ich denn da einen Fehler gemacht?

Jennifer:

Er ist gesünder geworden. Oh, seien Sie nicht so töricht stolz darauf. Bekennen Sie ihren Mißgriff und retten Sie unsere Freundschaft. Sir Ralph hat Louis doch Ihre Mittel gegeben und von da ab hat sich sein Befinden verschlechtert.

Ridgeon:

Unter falschen Voraussetzungen kann ich Ihr Freund nicht sein. Etwas würgt mich am Halse; die Wahrheit muß heraus. Ich selbst habe dieses Mittel auch bei Wlenkinsop angewendet. Ihm hat es nicht geschadet. Es ist ein gefährliches Medikament; Wlenkinsop hat es geheilt, Louis

Dubedat hat es getötet. Wenn ich es anwende, heilt es. Wenn es ein anderer anwendet, tötet es — manchmal.

Jennifer

(naiv und noch nicht alles begreifend): Warum haben Sie dann Sir Ralph erlaubt, Louis damit zu behandeln?

Ridgeon:

Das will ich Ihnen sagen. Ich habe es getan, weil ich Sie liebte!

Jennifer

(verblüfft): Sie — Sie! Ein Mann in Ihren Jahren!

Ridgeon

(erhebt wie vom Donner gerührt die Hände zum Himmel): Dubedat, du bist gerächt! (Er läßt die Hände fallen und bricht auf der Bank zusammen.) Daran habe ich nie gedacht. Ich mache auf Sie wohl den Eindruck eines lächerlichen alten Philisters.

Jennifer:

Ich wollte Sie nicht beleidigen, wirklich nicht — aber Sie müssen wenigstens zwanzig Jahre älter sein als ich.

Ridgeon:

Oh gewiß. Mehr — vielleicht. In zwanzig Jahren werden Sie begreifen, wie gering dieser Unterschied ist.

Jennifer:

Aber selbst dann, wie — wie konnten Sie nur glauben, daß ich — s e i n e Frau — jemals an Sie denken könnte —

Ridgeon

(hält sie mit einer nervösen Fingerbewegung zurück): Ja, ja, ja, ja: ich verstehe. Sie brauchen es mir nicht einzutrichtern.

Jennifer:

Aber — oh, jetzt dämmert es mir auf — ich war zuerst so überrascht — wagen Sie mir zu gestehen, daß Sie einer erbärmlichen Eifersucht wegen — daß Sie absichtlich — oh! oh! Sie haben ihn gemordet!

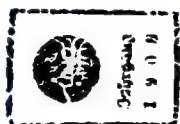
Ridgeon:

Ich glaube, das habe ich getan. Darauf läuft es wahrhaftig hinaus. „Du sollst nicht töten, aber brauchst dich nicht zu mühen. Es ist nicht deine Pflicht, am Leben zu erhalten.“ Ja — ich glaube, ich habe ihn getötet.

Jennifer:

Und das sagen Sie mir — gefühllos ins Gesicht!? Sie fürchten sich nicht?!

201.11.91.10.10.10
Zur Verf. d. Bibliothek



Du bedast hat es gerötet. Wenn ich es anwende, heilt es. Wenn es ein anderer anwendet, tötet es -- manchmal.

Jennifer:

(kann und will nicht alles begreifen): Warum haben Sie dann Dr. Salspy erdacht, wozu damit zu behandeln?

Ridgeway:

Das will ich Ihnen sagen. Ich habe es getan, weil ich Sie heilte!

Jennifer:

(verlaffend): Sie -- Sie! Ein Mann in Ihren Jahren!

Ridgeway:

(erhebt wie vom Donner gerührt die Hände zum Himmel): Du bedast, du bist gerettet! (Er läßt die Hände fallen und bricht aus der Wut zusammen.) Daran habe ich nie gedacht. Ich machte auf Sie wohl den Eindruck eines lachenden alten Polymers.

Jennifer:

Ich werde Sie nicht bel. fragen, wirklich nicht -- aber Sie müssen wenigstens zugeben, daß Sie sein als ich.

Ridgeway:

Oh gewiß. Aber -- vielleicht. In zwanzig Jahren werden Sie begreifen, wie gering dieser Unterschied ist.

Jennifer:

Aber selbst dann, wie -- wie konnten Sie mir glauben, daß ich -- eine Frau -- jemals es Sie denken könnte --

Ridgeway:

(hält die Hand vor erschrocken Fingerbewegung zurück): Ja, ja, ja, ja: ich verstehe. Sie brauchen es mir nicht einzutrichtern.

Jennifer:

Aber -- oh, jetzt dämmert es mir auf -- ich war zuerst so überrascht -- wegen Sie mir zu gestehen, daß Sie einer erbärmlichen Eifersucht wegen -- daß Sie erschand. -- oh! oh! Sie haben ihn gemordet!

Ridgeway:

Ich glaube, das habe ich getan. Darauf läuft es wahrhaftig hinaus. „Du sollst nicht töten, aber brauchst dich nicht zu mühen. Es ist nicht deine Pflicht, am Leben zu erhalten.“ Ja -- ich glaube, ich habe ihn getötet.

Jennifer:

Und das sagen Sie mir -- gesichtslos ins Gesicht? Sie fürchten sich nicht?!

Millet: Angelus.
Zert von G. Hermann.



Ridgeon:

Ich bin Arzt und habe keine Furcht. Es ist kein unverantwortliches Vorgehen, D. D. an ein Krankenbett zu rufen. Vielleicht sollte es eines sein, aber es ist keines.

Jennifer:

Das meine ich nicht. Ich meine Furcht, daß ich das Gesetz in meine eigenen Hände nehmen und Sie töten könnte!

Ridgeon:

Ich bin, was Sie betrifft, in einer Weise verblödet, daß ich das durchaus nicht bedauern würde. Wenn Sie das täten, gedächten Sie meiner, solange Sie leben.

Jennifer:

Ich werde Ihrer stets als eines kleinen Menschen gedenken, der einen Großen zu töten wagte —

Ridgeon:

: Verzeihen Sie mir. Das ist mir gelungen.

Jennifer

(mit ruhiger Überzeugung): Nein. Die Ärzte glauben zwar, daß sie den Schlüssel zu Leben und Tod in Händen halten, aber nicht ihr Wille ist es, der sich erfüllt. Ich glaube nicht, daß Sie irgend etwas dabei gemacht haben.

Ridgeon:

Vielleicht nicht. Aber ich hatte doch die Absicht.

Jennifer

(sieht ihn erstaunt an — nicht ohne Mitleid): Sie haben versucht, dieses schöne und wunderbare Leben zu zerstören, bloß weil Sie ihm eine Frau wegschnappen wollten, von der Sie niemals erwarten durften, daß ihr an Ihnen etwas gelegen sein könnte.

Ridgeon:

Wer hat mir die Hände geküßt? Wer hat an mich geglaubt? Wer hat mir gesagt, daß ihre Freundschaft nur mit dem Tode enden würde?

Jennifer:

Die Frau, die Sie betrogen haben.

Ridgeon:

Nein. Die Frau, die ich gerettet habe.

Jennifer

(liebendwürdig): Bitte, wovor denn?

Ridgeon:

Vor einer gräßlichen Entdeckung. Vor der Vernichtung Ihres Lebens.

Jennifer:

Wieso?

Ridgeon:

Einerlei. Ich habe Sie gerettet. Ich war der beste Freund, den Sie jemals hatten. Sie sind glücklich. Es geht Ihnen gut. Seine Werke sind eine unvergängliche Quelle der Freude und des Stolzes für Sie.

Jennifer:

Und Sie glauben, das sei Ihr Werk? Oh, Doktor, Doktor! Sir Patrick hat recht: Sie glauben wirklich, daß Sie ein Gott sind. Wie können Sie nur so töricht sein? Sie haben die Bilder nicht gemalt, die meine unvergängliche Quelle der Freude und des Stolzes sind, Sie haben die Worte nicht gesprochen, die meinen Ohren stets wie himmlische Musik klingen werden. Ich höre sie jetzt noch, wann immer ich müde oder traurig bin. Das ist der Grund, warum ich immer glücklich bin.

Ridgeon:

Ja, jetzt wo er tot ist. Waren Sie auch immer glücklich, als er lebte?

Jennifer

(verlezt): Oh, Sie sind grausam. Als er lebte, kannte ich die Größe meiner Begnadung nicht. Ich habe mich in niedriger Weise über Kleinigkeiten geärgert. Ich war ungütig gegen ihn. Ich war seiner unwürdig.

Ridgeon:

Ha! (Er lacht bitter.)

Jennifer:

Beleidigen Sie mich nicht, lästern Sie nicht. (Sie reißt das Buch an sich und preßt es in einem Paroxysmus von Gewissensbissen an ihr Herz und ruft aus): Oh, mein König der Menschen!

Ridgeon:

König der Menschen! Oh, das ist zu ungeheuerlich, das ist grotesk! Wir haben das Geheimnis vor Ihnen treu bewahrt; aber es geht damit wie mit allen Geheimnissen: es läßt sich nicht begraben. Die begrabene Wahrheit gärt und bricht ans Licht hervor.

Jennifer:

Welche Wahrheit?

Ridgeon:

Welche Wahrheit! Nun, die Wahrheit, daß Louis Dubedat, der König der Menschen, der vollendetste und gründlichste Schurke, der staunens-

werteste Hallunke, der gefühlloseste selbstküchtigste Lump gewesen ist, der jemals eine Frau elend gemacht hat.

Jennifer

(nicht im mindesten erschüttert — ruhig und freundlich): Er hat seine Frau zum glücklichsten Weib der Erde gemacht, Doktor.

Ridgdon:

Bei allem, was wahr ist, er hat seine Witwe zum glücklichsten Weib der Erde gemacht: aber ich hab' Sie zur Witwe gemacht. Und Ihr Glück ist meine Rechtfertigung und meine Belohnung. Jetzt wissen Sie, was ich getan und wie ich über ihn gedacht habe. Argern Sie sich über mich, soviel Sie wollen. Sie müssen mich kennen lernen, wie ich wirklich bin. Wenn Sie jemals dahin kommen, sich für einen Mann in meinen Jahren zu interessieren, dann werden Sie wenigstens wissen, wofür Sie sich interessieren.

Jennifer

(gütig und ruhig): Ich bin Ihnen nicht mehr böse, Sir Colenso. Ich wußte wohl, daß Sie Louis nicht leiden mochten; aber Sie können nichts dafür: Sie haben ihn nicht verstanden: das ist alles. Sie konnten niemals an ihn glauben. Genau so wenig, wie Sie an meine Religion glauben können: es ist eine Art sechster Sinn, der Ihnen eben fehlt. Und (mit einer sanft bestätigenden Bewegung gegen ihn): glauben Sie nicht, daß Sie mich gar so schrecklich abgestoßen haben. Ich weiß ganz gut, was Sie mit seiner Selbstsucht meinen. Er hat seiner Kunst alles geopfert. In einem gewissen Sinn mußte er sogar jedermann opfern —

Ridgdon:

Jedermann, ausgenommen sich selbst. Als er das unterließ, verlor er das Recht, Sie hinzuopfern, und gab mir das Recht, ihn hinzuopfern. Und das habe ich getan.

Jennifer

(schüttelt den Kopf und beklagt seinen Irrtum): Er war einer von den Männern, die wußten, was wir Frauen wissen: daß Selbstopferung ebenso vergeblich wie feige ist.

Ridgdon:

Ja, wenn das Opfer zurückgewiesen und verschmäht wird. Nicht aber, wenn es die Speise der Gottheit wird.

Jennifer:

Das verstehe ich nicht. Ich kann mit Ihnen nicht streiten: Sie sind gescheit genug, mich zu verwirren, nicht aber, mich wankend zu machen. Sie sind

so entsetzlich, so fürchterlich im Unrecht; so unfähig Louis richtig zu beurteilen —

Ridgeon:

Oh! (Nimmt die Liste des Sekretärs in die Hand): Ich habe fünf Bilder als „verkauft“ bezeichnet, die ich kaufen will.

Jennifer:

Man wird sie Ihnen nicht verkaufen. Louis' Gläubiger bestanden darauf, daß seine Bilder verkauft würden; aber heute ist mein Geburtstag, und heute früh hat mein Mann alle Bilder für mich angekauft.

Ridgeon:

Wer?!!!

Jennifer:

Mein Mann.

Ridgeon:

Was für ein Mann? Wessen Mann? Welcher Mann? Wer? Wie? Was? Haben Sie sich wieder verheiratet?

Jennifer:

Haben Sie vergessen, daß Louis Witwen nicht leiden mochte und daß Frauen, die glücklich verheiratet waren, immer wieder heiraten?

Ridgeon:

Dann habe ich einen ganz uneigennütigen Mord begangen! Ich habe — ich war — das ist —

(Der Sekretär tritt eilig ein, mit einem Stoß von Katalogen.)

Sekretär:

Hab' gerade noch rechtzeitig den ersten Haufen Kataloge bekommen. Die Ausstellung ist eröffnet. (Er legt die Kataloge auf den Tisch.)

Jennifer

(zu Ridgeon, höflich): Es freut mich sehr, daß Ihnen die Bilder gefallen. Guten Morgen.

Ridgeon:

Guten Morgen. (Er geht gegen die Tür, zögert, macht Kehrt, wie um noch etwas zu sagen; läßt es aber sein und geht hinaus.)

Vorhang.

Alfred Demiani: Spanien und seine Kunst.

Mit sechs Bildern.

Seit geraumer Zeit, nicht erst seit König Eduard seine verwandtschaftliche Zuneigung auch auf die Naturschönheiten spanischer Hafenplätze überträgt, läßt sich ein Zunehmen des Interesses für die pyrenäische Halbinsel beobachten. Das Land erweckt eine gewisse Neugier, da man es noch nicht wie seine Westentasche kennt, zugleich aber auch ein unbestimmtes Mißbehagen, weil man gezwungen ist, vielem Neuen und Ungewöhnlichen gegenüber selbständig Stellung zu nehmen. Die Wege sind noch nicht derartig geebnet und vorbereitet, daß man sich in kurzer Zeit ein fertiges Urteil von unanfechtbarer Sachlichkeit aneignen kann. Der Mentor fehlt, selbst Baedeker wird hier häufig zum nicht ganz zuverlässigen Ratgeber, und der Reisende, welcher gewöhnt ist, vier Wochen für mehr als hinreichend zur „gründlichen“ Kenntnis eines Landes zu erachten, befindet sich nicht selten in einer geradezu hilflosen Lage; er kehrt zurück mit der vernichtenden Kritik, daß Spanien seinen Erwartungen absolut nicht entsprochen habe.

Ähnlich verhält es sich mit der spanischen Kunst.

Man tappt hier noch vielfach im Dunkeln und operiert mit einem Häuflein zusammenhangloser Eigennamen und falsch ausgesprochener und noch falscher angewendeter Fremdwörter. Man stellt Velazquez über Murillo; man weiß, daß Goya ein „Moderner“ ist; man gibt pflichtschuldigst Töne der Bewunderung von sich, wenn man irgendwo einem Zuloaga begegnet . . . Natürlich unterläßt man es nicht, hierbei den deutschen Sprachschatz mit anmutigen Neubildungen, wie beispielsweise: „goyesk“, zu bereichern; leider bin ich bisher noch nicht mit dem Worte: „velazquesk“ erfreut worden; doch vielleicht liegt dies nur an meiner mangelhaften Aufmerksamkeit.

Es schien mir daher eine dankbare Aufgabe zu sein, das Wissenswerte über spanische Kunst in kurzer Form zusammenzufassen.

Ich stieß hierbei auf eine doppelte Schwierigkeit: einmal, bei einem derartig überreichen Material die richtige Auswahl zu treffen, und zweitens, trotz, bei einer Auswahl unvermeidlicher, Lücken und Einseitigkeiten zu einem den Tatsachen entsprechenden Bilde zu gelangen.

Ich möchte daher diese Zeilen nicht der Öffentlichkeit übergeben, ohne darauf hinzuweisen, daß sie einen Anspruch auf Vollständigkeit weder erheben können, noch sollen; es ist lediglich ein Versuch, auf Grund persönlicher Erfahrungen und Eindrücke, einige Punkte zusammenzustellen, welche mir zum Verständnis dessen beachtenswert erscheinen, was die Kunst Spaniens von der Kunst anderer Länder in augenfälliger Weise unterscheidet.

*

*

*

Will man die Kunst Spaniens kennen lernen, so ist man gezwungen, sie im eigenen Lande aufzusuchen. Die Werke seiner großen Meister sind nur mit wenig Nummern in den Museen des Auslandes vertreten.

Ich halte dies für einen nicht zu unterschätzenden Vorteil.

Die großen Museen und Kunstsammlungen, welche oft, ohne daß auch nur der geringste innere Zusammenhang festzustellen wäre, die heterogensten künstlerischen Schöpfungen vereinigen, haben sicher zu Zeiten, als das Reisen noch mit größeren Unkosten und Schwierigkeiten als heutzutage verbunden war, im Dienste der bildenden Kunst eine wichtige Mission erfüllt und erfüllen sie auch heute noch, soweit es sich um technische Studien und Vergleiche handelt.

Doch im allgemeinen, kann man wohl sagen, haben sie eher dazu beigetragen, das große Publikum der Kunst zu entfremden, als es ihr näher zu bringen. Man beobachte nur ein einziges Mal die stumpfsinnigen, gelangweilten und ausdruckslosen Gesichter, denen man in Galerien begegnet, welche sich eines Weltrufes erfreuen, und man wird sicher nicht auf die Vermutung kommen, daß der Aufenthalt in diesen Räumen ein Vergnügen bedeutet.

Woher kommt die geradezu lähmende Wirkung derartiger Anhäufungen von Kunstgegenständen?

Der Name des Künstlers wird hier ein lebloses Wort und das Kunstwerk eine Nummer unter vielen Hunderten.

Intime Beziehungen, welche den Beschauer der Kunst eines Landes näher bringen, wenn er täglich in der gleichen Atmosphäre sich bewegt, in welcher die Künstler lebten, wenn er täglich an historische Ereignisse erinnert wird, welche auf die künstlerische Entwicklung von Einfluß waren, können durch Sammlungen nicht vermittelt werden, wenn sie Arbeiten aus aller Herren Ländern an einem Ort zusammentragen, welcher an deren

Entstehung nicht den geringsten Anteil haben konnte. Wie soll man einen Tizian in London oder einen Turner in Venedig verstehen? —

Wie sehr man allenthalben Ähnliches empfindet, beweist der neuerdings öfters gemachte Versuch, das Lebenswerk großer Meister wenigstens vorübergehend an der Stätte ihrer Tätigkeit zu vereinigen, oder das Bestreben, Kunstsammlungen zu schaffen, die einen rein nationalen oder sogar regionalen Charakter tragen.

Spanien nimmt in dieser Beziehung anderen Ländern gegenüber eine bevorzugte Ausnahmestellung ein. Seine hervorragendste Gemäldesammlung, der Prado in Madrid, gibt uns in erster Linie ein fast lückenloses Bild der heimischen Kunst. Das Ausland ist in einer nicht zu zahlreichen, aber sorgfältig ausgewählten Kollektion vertreten, die uns im wesentlichen die Werke solcher Künstler, — wie der großen Venetianer, der flämischen Niederländer —, vorführt, welchen die Kunst des Landes nahe gestanden hat. Da die Sammlung Vorzügliches enthält, ihre Anordnung eine schnelle Orientierung erleichtert und, soweit dies überhaupt möglich ist, die Eigenart des einzelnen Künstlers unbeeinträchtigt zur Geltung kommen läßt, so dürfte das Pradomuseum einzig in seiner Art dastehen, und Spanien besitzt in ihm einen nationalen Schatz, der allein schon eine Reise nach der Halbinsel lohnend macht.

Doch fast wichtiger will es mir erscheinen, daß Spanien eine Fülle von Kunstwerken besitzt, die noch nicht in Museen kaserniert sind. — Zwar finden wir zahlreiche Provinzialmuseen, welche neben minderwertigem auch manches hervorragend schöne Stück enthalten; doch sie sind nicht angelegt worden in der Absicht ganze Provinzen auszuplündern, sondern sie sollen nur heimatlos gewordenen Gegenständen, deren künstlerischer oder historischer Wert ihre Erhaltung wünschenswert macht, Obdach gewähren.

Sind auch einige dieser Sammlungen, wie die von Sevilla, von Valencia, von Vich, von allerhöchstem Interesse und ihre Kenntnis für eine Vervollständigung des Gesamtbildes fast unerläßlich, so steht doch, mit der einzigen Ausnahme des Prado, alles, was sich in spanischen Museen befindet, in keinerlei Verhältnis zu dem sonstigen Reichtum des Landes an Kunstschätzen.

Nicht in Museen: in Kirchen, Klöstern, öffentlichen Gebäuden, in den Palästen des Adels finden wir Spaniens Kunst.

Man braucht Zeit, um die Kunst Spaniens kennen zu lernen; es ist mit Unbequemlichkeiten, ja oft sogar mit Entbehrungen verbunden;

doch man lernt ein Land kennen, dessen Vergangenheit lebendig geblieben ist, und mit dem sich, vor allem was das künstlerische Vermächtnis des Mittelalters anbelangt, wohl kaum ein anderes Land messen kann.

Daß anderen Orts die Werke der Malerei, der Skulptur, der Kleinkunst zugrunde gingen, zerstreut wurden und günstigsten Falls hier und dort in Sammlungen endeten, war schon allein deshalb unvermeidlich, weil die Mauern, für deren Schmuck sie bestimmt waren, nicht erhalten blieben. In Spanien aber hat die Architektur den Jahrhunderten getrotzt. Man findet hier stille, weltvergessene Plätze, wo man glauben könnte, der Atem der Zeit habe gestockt; es wird kaum einen Abschnitt im Verlauf der letzten 1000 Jahre geben, dessen Bild sich uns nicht mindestens an einer Stelle getreu erhalten hätte.

Es sind die Spuren der Geschichte, welche wir in der Kunst wieder finden; der Eigenart aber von Volk und Land wird sie zum Spiegel.

*

*

*

In Anbetracht der geographischen Lage Spaniens und des Ganges seiner Geschichte, welche nur vorübergehend an den Schicksalen der europäischen Kulturwelt Anteil genommen hat, hat es zunächst nichts Überraschendes, wenn auch die spanische Kunst mehr oder weniger eigene Bahnen gewandelt ist.

Um dem Wesen der spanischen Kunst gerecht zu werden und ihre Entwicklung zu verstehen, sind es vor allem zwei Gesichtspunkte, die man nicht aus den Augen verlieren darf:

ihre Beeinflussung durch den Orient

und ihre ablehnende Haltung der Renaissance gegenüber.

*

*

*

In seinen Beziehungen zur arabisch-maurischen Kultur befindet sich Spanien in der Situation des „Vainqueur vaincu“.

Wohl endete der 800 jährige Glaubenskrieg mit dem Sieg des Christentums und der nationalen Einigung der Sieger; doch, während zu Beginn des Kampfes die kleinen christlichen Königreiche und Grafschaften Rückhalt bei den Nachbarn nördlich der Pyrenäen suchten und finden, haben sich an seinem Ende die Sitten und Gewohnheiten immer mehr denen von Europa entfremdet und denen des Gegners genähert.

Seit dem Zusammenbruch des Kalifats von Cordoba (1031) kämpften die Christen der Halbinsel nicht mehr um ihre Existenz; die Schlacht von

las Navas de Tolosa (1212) sichert ihnen endgültig das Übergewicht; aber obwohl Andalusien bereits im XIII. Jahrhundert dem Halbmond verloren ging, fällt Granada, das letzte Bollwerk des Islam auf spanischem Boden, erst 1492. Schon dies allein beweist, daß der Kampf nicht mehr mit der alten Energie fortgesetzt wurde. Die mit nur kurzen Ruhepausen sich wiederholenden Zusammenstöße und Scharmügel entbehren eines zielbewußten Planes und gleichen vielmehr zu einer ritterlichen Gewohnheit gewordenen Waffenübungen und Abenteuern.

Jedenfalls scheint eine tiefere, in der Verschiedenheit der Rasse begründete Abneigung damals nicht bestanden zu haben, und wenn die Waffen ruhten, betrachtete wohl der Christ den Mauren kaum mit anderen Augen, als der Kastilianer den Aragonesen. Der Hofhalt der Könige von Kastilien, welche ihre Residenz immer weiter südlich, erst nach Toledo, dann nach Sevilla, verlegten, unterschied sich zur Zeit Don Pedros (1350) kaum wesentlich von dem orientalischer Sultane; und in Aragon lag die Pflege von Ackerbau, Gewerbe und Kunst fast ausschließlich in den Händen der im Ebrogebiet zurückgebliebenen Araber und Juden, welche im allgemeinen wenig in ihrem Tun und Treiben behelligt wurden, während die christlichen Eroberer den Dienst unter den Waffen als ihr Vorrecht beanspruchten. Heiraten zwischen Christen und Mauren gehörten nicht zu den Seltenheiten; besiegelte doch Alfons VI. die der Eroberung von Toledo (1085) folgenden Verträge damit, daß er die Tochter eines Kalifen auf den kastilianischen Thron erhob.

Was Wunder daher, daß, wie sich allmählich arabische Klänge und Wortbildungen unter die romanischen Laute der Landessprache mischen, auch die künstlerische Formensprache dem fremden Einfluß unterliegt? — um so begreiflicher, wenn man die noch erhaltenen Schöpfungen arabischen Geschmacks, welche doch nur einen verschwindend kleinen Teil des einst vorhandenen bedeuten, sieht und bedenkt, daß die aus den rauhen und noch kulturarmen Teilen des Landes südwärts dringenden Spanier Schritt für Schritt diese Märchenwelt eroberten und sich in ihrer Mitte einrichteten.

Daß diese fortschreitende Orientalisierung mit der Zeit zu einer Frage von nationaler Bedeutung werden mußte, war unvermeidlich, und wenn am Ende ein ritterlich geführter Kampf, dessen einzelne Phasen die Poesie einer reichen Romantik umschwebt, doch mit Intoleranz und nutzlosen Grausamkeiten schließt, so findet dies wohl zum Teil seine Erklärung, wenn auch nicht Entschuldigung, darin, daß das christliche Spanien sich

genötigt sah, hierzu Stellung zu nehmen, als es unter dem Druck nicht vorherzusehender historischer Ereignisse mit einem Schlage vor die Aufgabe gestellt wurde, nicht nur die nationale Einigung der verschiedenen Bevölkerungselemente auf der Halbinsel herbeizuführen, sondern eine führende Rolle in der europäischen Christenheit zu übernehmen. Wenn der Versuch, beide Aufgaben zu lösen, mit dem Ruin des Landes endete, so beweist dies allein schon, daß die verantwortlichen Führer des Volkes, das dem Absolutismus zustrebende Königtum im Bunde mit der Kirche, in der Wahl der Mittel sich haben verhängnisvolle Mißgriffe zuschulden kommen lassen.

Dem Empfinden der Nation in ihrer Gesamtheit entsprach jedenfalls die Tätigkeit der Inquisition und des Heiligen Offiziums zunächst nicht, zumal da nicht, wo sie sich, wie bei den zum Christentum übergetretenen Mauresken, nicht gegen den fremden Glauben, sondern gegen die fremde Rasse richtete.

Beachtung verdient in diesem Sinne eine Eingabe der Stände von Aragon an den König aus dem Jahre 1484, welche um Aufhebung dieser Sondergerichte nachsucht; es wird hierbei ausdrücklich hervorgehoben: es sei eine Schädigung und Entvölkerung des Königreiches zu befürchten, denn das Tribunal arbeite in einer Weise, die weder dem Wohl des Reiches, noch seiner Ehre, noch dem Dienste Gottes und dem Seiner Majestät förderlich sein könne.

*

*

*

Vom kunsthistorischen Standpunkt aus gewährt das spanische Mittelalter ein ganz besonderes Interesse; vor allem ist es die Spätgotik, welche eine spezifische Eigenart zum Ausdruck bringt. Es liegt hier ein Vergleich mit Venedig nahe, dessen Architektur auch morgenländischen Einflüssen ihren Reiz dankt.

Diese Annäherung zwischen christlicher und mohammedanischer Kunst erscheint weniger überraschend, wenn man sich darüber klar wird, daß allenthalben, bei der Entwicklung des romanischen Stils zur Gotik, während der Kreuzzüge im Orient erhaltene Eindrücke eine Rolle gespielt haben, — vor allem aber daß, wenn auch beide Kunstformen verschiedene Weltanschauungen repräsentieren, im Grunde doch die eine wie die andere auf den Trümmern des römischen Reiches und unter Benützung byzantinischer Vorbilder entstanden ist.

Für Spanien kommt noch weiter hinzu, daß auch die arabische Kunst

der Halbinsel in ihren letzten Entwicklungsstadien, deren glänzendes Denkmal die Alhambra von Granada bildet, eine Art der Gestaltung angenommen hat, welche sich von allem, was der Islam sonst geschaffen hat, wesentlich unterscheidet und Beziehungen zu den künstlerischen Ideen der christlichen Nachbarstaaten nicht verleugnen kann. — Die anfangs divergierenden Kulturen waren sich mit der Zeit beiderseitig näher gekommen.

Von den zwei Kunststilen, welche sich hier begegnen und schließlich vereinigen, zeichnet sich der eine, der arabische, durch seinen Reichtum im Ornament und seinen Farbensinn aus, der andere, der gotische, durch die Mannigfaltigkeit und Sinnigkeit seiner figürlichen Darstellungen; der eine vermeidet auch im Ornament die Natur unmittelbar nachzuahmen und sucht eine neue, der Wirklichkeit entriickte Welt zu gestalten, der andere gefällt sich in der Wiedergabe des Lebens und verwendet, auch zu rein dekorativen Zwecken, mit Vorliebe menschliche Gestalten oder Motive aus der Tier- und Pflanzenwelt; der eine hat das Bestreben allein durch die Harmonie der Umgebung, ohne das Auge auf einen bestimmten Punkt zu lenken, den Gedanken und Träumen freien Lauf zu schaffen, der andere will durch seine Darbietungen selbst, durch den Symbolismus, den er den Arbeiten zugrunde legt, zum Nachdenken und zur Aufmerksamkeit anregen.

Es entsteht in Spanien ein überaus reicher christlicher Stil, der, wenn ihm auch zum Teil die klare und vornehme Linienführung deutsch-französischer Kathedralen fehlt und er oft überladen erscheint, da er die gotische Dekorationsweise, welche in erster Linie die Konturen berücksichtigt, mit dem Bestreben der arabischen Kunst, die Flächen zu füllen, vereinigt, meist ein sehr feines Empfinden für eine einheitliche Gesamtwirkung verrät. Es ist dies eine Eigenschaft, welche die spanische Kunst auch in der Folgezeit bewahrt hat. Man wird kaum so stimmungsvolle Innenräume wiederfinden, wie bei spanischen Kirchen. Vor allem ist es zu bewundern, mit welchem Takt — mit Ausnahmen natürlich — auch spätere bauliche Veränderungen und Erweiterungen vorgenommen worden sind, und wie der Künstler, trotz Verschiedenheit des Stils, es verstanden hat sich dem Geist, welcher das Ganze beseelt, anzupassen und unterzuordnen.

Dies Verständnis für den Einklang der Formen und Töne ist ein Erbteil der Mauren.

Wie oft ist nicht im Gegensatz hierzu in Italien, — gerade zur Zeit, als seine größten Meister tätig waren, — der Totaleindruck einer künst-

lerischen Marotte geopfert oder wiederum manches Kunstwerk durch eine stimmungslose Umgebung seiner besten Wirkung beraubt worden?!

*

*

*

Handelte es sich zunächst nur um eine Bereicherung der gotischen Bauweise mit arabischen Motiven, so bedeutet der sogenannte „Estilo Mudéjar“, als letzte Konsequenz dieser Entwicklung, eine vollkommene Fusion beider Kunstformen; er appliziert ziemlich unvermittelt die orientalische Dekorationsweise Gebäuden, welche ihrer Struktur nach der Gotik — später auch der Renaissance — angehören. Die interessantesten Beispiele hierfür finden sich in Zaragoza, Toledo und Sevilla. Wir haben es hier in den meisten Fällen mit den Arbeiten arabischer oder auch jüdischer Architekten zu tun, welche die heimische Kunstfertigkeit im Dienste christlicher Bauherren verwerteten. Es war mithin der Versuch, die Kunst des Gegners den Lebensbedingungen des Siegers anzupassen. Wir können eine ähnliche Erscheinung in moderner Form in den französischen Kolonien von Nord-Afrika beobachten.

*

*

*

Dieser Zeitabschnitt hat in der Kunst Spaniens einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Wie damals unter dem Einfluß der Blutmischung mit dem jahrhundertlang bekämpften Gegner eine Nation entstand, deren Charakter sich wesentlich von dem der lateinischen Schwesterrassen unterscheidet, so hat sich auch ein bestimmtes künstlerisches Empfinden gebildet, welches die Eigenart der spanischen Kunst ausmacht und sich wie ein roter Faden verfolgen läßt durch das große Jahrhundert des Velazquez bis zu Goya und Zuloaga.

Es scheint, als ob Spanien nur zögernd vom Mittelalter Abschied nimmt, in dem dunklen Gefühl, daß die weltbewegenden Ereignisse, welche es selbst herbeiführt, und die dem durch das Erwachen eines neuen Geistes in seinen Grundfesten erschütterten Europa ungeahnte Perspektiven öffnen, ihm nur das Abendrot seiner Größe bedeuten. Immer wieder wendet der nationale Geist seinen Blick nach der Zeit zurück, in der er geboren wurde, und immer wehmütiger blickt er zurück, je weiter er sich von dieser Zeit entfernt, nicht ohne daß sich oft eine bittere Ironie dieser Wehmut beimischt.

Wer den Don Quijote nicht nur mit literarischem Interesse, sondern als das Lebensbuch eines Volkes gelesen hat, wird mich hier am besten verstehen.

*

✱

✱

Europa halb entfremdet, fest in seiner großen mittelalterlichen Vergangenheit wurzelnd, sah sich Spanien plötzlich an die Spitze der abendländischen Kulturwelt gestellt, welche bereits durch Humanismus und Renaissance in neue Bahnen gedrängt worden war.

Was sollte die klare und kühle Sprache des klassischen Altertums einem Volke, dessen Gottheit sieggekrönt im Halbdunkel geheimnisvoller Kathedralen thronte, dem plätschernde Brunnen im Schatten maurischer Säulenhöfe wollüstig-süße Märchen erzählten, dessen Balladen und Romanzen tönten wie der Bergwind, der über die kahle Sierra fegt, und dem die Meereswelle Kunde brachte von fernen ungekannten Ländern, von unerhörten Schätzen und Abenteuern und von neuen Kämpfen für den alten Glauben, zu dessen Ehren Scheiterhaufen flammten?

Während man allenthalben der von Italien ausgehenden Bewegung bereitwillig sich angeschlossen und die neuen Ideale auf Jahrhunderte hinaus zur Basis einer künstlerischen Fortentwicklung machte, hat man sie in Spanien, ohne ihrem Einfluß sich auf die Dauer entziehen zu können, doch meist als etwas Fremdartiges, nicht Nationales empfunden, dem vor allem das religiöse Gefühl widerstrebte. Die Gotik, die einzige Kunstform, welche eine vollkommene Übereinstimmung der kirchlichen Idee mit der zeitgenössischen Weltanschauung ausdrückt, mußte der Gedankenwelt eines Volkes, welches Hunderte von Jahren um seinen Glauben kämpfte, und bei welchem die Kirche heutigen Tages noch eine Rolle spielt, wie sonst im Mittelalter, besonders nahe stehen.

Hier findet man auch den Schlüssel zum Verständnis des trotz Stammesverwandtschaft grundverschiedenen künstlerischen Schaffens in den beiden romanischen Mittelmeerländern: Italien und Spanien.

In Italien hatte auch während des Mittelalters die Überlieferung des Altertums nie ganz geschlummert; die Gotik hat sich dort nie recht heimisch gefühlt. Die Renaissance brauchte daher nur halbvergeffene Reminiscenzen wieder aufzufrischen und konnte eines allgemeinen Verständnisses um so sicherer sein, als sie eigentlich dem Lande nichts Neues brachte. In Spanien verknüpfen sich alle Traditionen mit der christlich-kirchlichen Kunst des Mittelalters und zwar im besonderen mit derjenigen Form, die es sich, gemäß seiner historischen Entwicklung, selbst geschaffen hat.

Hierzu kommt, daß während der Jahrhunderte, welche für die Ausbreitung der neuen Ideen von Wichtigkeit waren, Spanien sich nicht in geistiger Abhängigkeit vom Rom befand, sondern Rom von Spanien. Spanien ist es, welches dem heiteren, leichtfertigen und schönheitsfrohen

Leben des päpstlichen Rom mit der Plünderung der ewigen Stadt (1527) ein jähes Ende bereitet; nachdem es Jahrhunderte lang für den Sieg des Christentums gekämpft hat, stellt es sich jetzt die Aufgabe, dem in seinem Ansehen tief geschädigten Papsttum einen neuen Halt zu geben. Man begegnete sich in vielem mit den Ideen der nordischen Reformatoren; doch nicht in einer Befreiung erblickte man das Heil, sondern in einer festeren Disziplinierung.

Auf das Treiben in Rom blickte man damals mit tiefer Verachtung herab und tut es auch heute noch. Nicht Rom —, Spanien erscheint der Fels und Hort der Kirche. Der künstlerische Instinkt erkennt mit Recht in der Renaissance den Geist, der zerstören will, was Generationen das Heiligste war, Generationen kostbarer war als das Leben.

Ich glaube, das hier Gesagte nicht besser ergänzen zu können, als wenn ich einer Bemerkung Goethes aus der italienischen Reise, die im allgemeinen wohl auch noch seiner in Faust II. niedergelegten Kunstauffassung entspricht, die Äußerung eines spanischen Kunstgelehrten gegenüberstelle.

Goethe (1786), nachdem er einige Zeilen der Antike und der Kunst des Palladio gewidmet hat: „Das ist freilich etwas anderes als unsere tauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeifensäulen, spitze Türmlein und Blumenzacken: diese bin ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los.“

D. José Gaveda (1858): „Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie schnell der Renaissancestil seinen Vorgänger verdrängte, wie entschieden er alles der Macht des Verstandes unterwarf, was vorher der Phantasie gehorcht hatte; die Materie errang das Übergewicht über die Idee, das formelle Moment über das gefühlsmäßige; Nachahmung trat an Stelle ursprünglicher Eigentümlichkeit, der Klassizismus der römischen Kaiser an die Stelle jener religiösen Begeisterung der christlichen Kunst im Mittelalter. . . .“

Ein zweiter Artikel folgt in der Januar - Nummer 1909.



2. Montañez: Holzsulptur des
heiligen Dominik im Museum v. Sevilla.
Zum Essay über „Spanische Kunst“.

Leben des päpstlichen Rom mit der Plünderung der ewigen Stadt, ein jähes Ende leidet; nachdem es Jahrhunderte lang für den Sitz der Christenheit gedient hat, stellt es sich jetzt die Aufgabe, dem in seinen Ansehen tief gesunkenen Papsttum einen neuen Halt zu geben. Man begegnete sich in vielem mit den Ideen der protestantischen Reformation, doch nicht in einer Befreiung erblickte man das Heil, sondern in einer festeren Disziplinierung.

Auf das Treiben in Rom blickte man damals mit tiefer Verachtung herab und tut es auch heute noch. Nicht Dorn —, Spanien erschien der Held und Hort der Kirche. Der kirchliche Instinkt erkennt das Recht in der Konstantin den Geist, der zerstören will, was Generationen das Heiligste war, Generationen kostbarer war als das Leben.

Ich glaube, die hier Gesagte nicht besser ergänzen zu können, als wenn ich einer Bemerkung Goethes aus der italienischen Reise, die die allgemeine, wohl auch noch seiner in Faust II. niedergelegten Kunstanschauung entspricht, die Äußerung eines spanischen Kunstgelehrten gegenüberstelle

Goethe (1786), nachdem er einige Zeilen der Antike und der Kunst des Palatio gewidmet hat: „Das ist freilich etwas anderes als unsere Säulen, auf Kragsteinen übereinander geschichteten Heiligen, gotischen Bierweisen, etwas anderes als unsere Tabakpfeifensäulen, ihre Türme und Mauerzacken: diese bin ich nun, Gott sei Dank! auf ewig los.“

D. José Cavada (1855): „Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie schnell der Renaissancestil seinen Vorgänger verdrängte, wie entschieden er alles der Macht des Verstandes unterwarf, was vorher der Phantasie gehorcht hatte; die Materie errang das Übergewicht über die Idee, das formelle Moment über das gefühlmäßige; Nachahmung trat an Stelle ursprünglicher Eigentümlichkeit, der Klassizismus der römischen Kunst an die Stelle jener religiösen Begeisterung der christlichen Kunst des Mittelalters. . .“

Ein zweiter Artikel folgt in der Januar-Nummer 1897.



J. Montañez: Holzskulptur des
heiligen Dominik im Museum v. Sevilla.
Zum Essay über „Spanische Kunst“.

•

1
1
1
1
1

Felix Hollaender:

Die reines Herzens sind. Roman.

© d l u ß.

Die Angelika aber rief schluchzend die alte Frau herein . . . „Helfen Sie mir — um Christi Barmherzigkeit willen helfen Sie mir — mir ist so schlecht! . . .“

Die Alte löste ihr schwerfällig das Nieder und brachte sie ins Bett, sie legte ihre Hand auf die feuchte Stirn der Angelika, die mit geschlossenen Augen wimmernd dalag.

Nach einem Weilchen erhob sie sich vorsichtig.

„Nicht fortgehen!“ schrie die Angelika verzweifelt auf.

„Beileibe nicht,“ antwortete die Alte. „Nur einen guten Kräutertee koche ich dem Fräuleinchen, damit sie wieder auf die Beine kommt.“ Und so hurtig sie konnte, humpelte sie in die Küche.

Die Angelika stöhnte in sich hinein — der Schweiß brach ihr aus allen Poren . . . Was war nur mit ihr? . . . Seit Tagen fühlte sie sich sterbensmatt und elend, und nur die Angst trieb sie zu Proben und Vorstellungen ins Theater — Dieser Mensch, das wußte sie, war jeder Schandtat fähig . . .

„Hier ist der Tee,“ sagte die alte Frau, „der hat schon manch einem geholfen. Und nun den Kopf hübsch hoch — ich lege Ihnen noch ein Kissen darunter, damit Sie's auch bequem haben. Schad't nichts, wenn er etwas heiß ist — die schlechten Säfte ausschwitzen, das ist die Hauptsache, Fräuleinchen . . .“

Und Angelika gehorchte willenlos — dann sank sie ermattet zurück — und der Schweiß trat aus ihrer weißen, klaren Stirn.

„In einer halben Stunde ist Ihnen besser,“ meinte die Alte und trippelte befriedigt aus dem Zimmer. An der Tür kehrte sie noch einmal um. „Sehen Sie zu, ob Sie nicht ein kleines Nickerchen machen können, damit Sie wieder zu Kräften kommen . . .“

Nun war es ganz still in dem kleinen Gemach. Ihr Körper begann unter den Decken zu glühen — und sie hörte, wie ihre Pulse klopften

und ihr Herz schlug. Sie schloß die Augen, und eine Art traumhaften Zustandes kam über sie, ohne daß sie wirklich schlief.

Die Glocken läuteten. Ein langer, schwarzer Zug kam aus der Kirche. Voran schritten vier Männer mit schneeweißen Bärten, die trugen einen gläsernen Sarg — in dem lag Ophelia. Hinter dem Sarge fuhr eine goldene Kalesche, von schwarzen Kappen gezogen, in der saß ganz allein Alexander und weinte bittere Tränen. Den Kappen zur Seite gingen barhäuptige Männer, die in der Linken den Zylinderhut und in der Rechten Zitronen hielten — und eine große Trauergemeinde in dunklen Gewändern folgte. Darunter waren die Kollegen und Kolleginnen vom Theater und die Bühnenarbeiter bis auf den letzten Mann — es war ein wunderschönes Begräbniß . . .

„Wer zieht mich so am Herzen,“ schrie sie weinerlich auf und öffnete die schlaftrunkenen Augen. Und wieder spürte sie die gleiche Übelkeit wie vorher und den nämlichen stechenden Schmerz.

„Frau Schlosser,“ rief sie mit gepreßter Stimme, „mir ist sterbensschlecht.“

„Jesus Maria — ganz grün sehen Sie ja aus — was ist nur mit Ihnen los?“

„Pf,“ machte die Angelika und richtete sich mit verzweifelter Miene auf. Sie horchte angespannt. Waren das nicht Alexanders Schritte? . . . Nein, sie hatte sich getäuscht.

„Frau Schlosser, Sie müssen mir einen Doktor holen, der mir was verschreibt — sonst kann ich heute nicht spielen,“ stöhnte sie.

„In dem Zustand wollen Sie auftreten, Fräuleinchen, das kann doch nicht Ihr Ernst sein?“

„Nicht reden — nur den Doktor holen,“ bat sie und hob beschwörend die Hände empor. „Ich muß spielen — hören Sie, ich muß spielen — und wenn ich kaput darüber gehe — —“

„Ich geh’ ja schon Fräuleinchen — auf der Stelle gehe ich . . .“

Nun zählte sie mit lauter Stimme, um über die Zeit Herr zu werden — und die schwarzen Ziffern tanzten wie dürre Knochengerippe vor ihr auf. Die Füße waren ihr kalt wie Eiszapfen. Warum kam der Doktor nicht . . . Wenn Alexander sie nur nicht in diesem Zustand überraschte — er würde nicht dulden, daß sie ins Theater ginge — und dann war das Unglück fertig . . . Lieber, lieber Gott, steh mir bei . . . lieber, lieber Gott, hab’ Erbarmen mit mir . . . ah, der Schlüssel

wurde gedreht . . . das war nicht Alexander — das war die alte Frau — — und jetzt kam der Doktor . . . sie hätte vor Freude aufheulen mögen . . .

Ein untersefter alter Herr mit weißem, kurzgeschorenem Haar und einer goldenen Brille auf der Nase trat in das Zimmer. Er legte Hut und Mantel ab und stellte den Stock mit der elfenbeinernen Krücke vorsichtig in eine Ecke, ehe er sich an ihr Bett setzte.

„Herr Doktor, ich muß heute spielen,“ sagte sie in Todesangst.

Die alte Frau stand an die Tür gelehnt. Er winkte ihr hinauszu-
gehen.

„Zeigen Sie mal Ihre Zunge, Kindchen — so, schon gut.“ Nun nahm er ihren Puls, während er gleichzeitig seine goldene Uhr herauszog. „Hm,“ machte er, „und jetzt wollen Sie einmal die Decke etwas hochheben und das Hemd ein wenig öffnen — so, das genügt schon. Ruhig und tief atmen!“ Er beugte sich über sie und horchte an ihrer Brust.

„Nun, noch einmal langsam atmen — sehr schön — fertig sind wir. Decken Sie sich wieder hübsch zu, damit Sie nicht frieren: Und nun sagen Sie mir einmal, seit wann haben Sie diese Zustände?“ Dabei nahm er seine goldene Brille ab und putzte sie bedächtig.

„Seit ein paar Wochen,“ entgegnete sie.

„Und haben Sie nicht zuweilen einen Drang zum Brechen?“

Sie nickte. „Das ist es gerade, Herr Doktor, mitten im Spiele passiert es mir, daß ich schwindelig werde.“

„So . . . hm . . .“ Er machte eine kleine Pause.

„Ich muß heute abend die Ophelia spielen — da hilft mir kein Gott — machen Sie mich bis dahin gesund.“

„Das können Sie auch,“ antwortete er mit unerschütterlicher Sicherheit. „An der Krankheit werden Sie nicht zugrunde gehen,“ fügte er hinzu.

Sie atmete erleichtert auf.

Er nahm aus seiner Brieftasche ein Rezept und füllte es aus. Ich verschreibe Ihnen hier etwas ganz Harmloses — lediglich zur Beruhigung Ihrer Nerven — sagen Sie mal — haben Sie einen Bräutigam —?“

Sie wurde über und über rot. „Ich habe einen Mann, den ich liebe,“ erwiderte sie groß und mutig.

„Pardon, mein Fräulein, es lag mir fern, indiscret zu sein — übrigens noch eine Frage — wie steht es mit Ihrer Blutzirkulation?“

Was war das für eine seltsame Art der Untersuchung, die ihr Schamgefühl bis aufs äußerste verletzte!

„Denken Sie nur nach,“ unterbrach der Doktor ihr Grübeln — sein Ton klang um eine Nuance energischer.

Da wurde sie verlegen — stockte auf einmal — und sagte ganz einfältig: „Ich habe gar nicht darauf geachtet — nun, wo Sie mich erinnern, fällt mir erst ein, daß ich schon seit acht Tagen — — —“.

Sie hörte mitten im Satze auf.

Über des Arztes Züge glitt ein gutmütiges, befriedigtes Lächeln.

„Na, sehen Sie, nun ist nicht mehr der mindeste Zweifel.“

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Doktor.“

„Ja, vermuten Sie denn gar nichts, mein Fräulein?“

„Nein — nein — nein,“ erwiderte sie schreckhaft.

Der Doktor ergriff ihre Hand und streichelte sie. Dann blickte er das Fräulein fest und durchdringend an und sagte: „Ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen. Wenn ich mich nicht sehr täusche, sind Sie guter Hoffnung . . .“

Sie starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen, in denen die Pupillen in den äußersten Winkel rückten, an.

„Wa-a-a-a-s,“ stammelte sie bebend, ohne ihn zu begreifen.

„Beruhigen Sie sich doch, Kindchen,“ meinte er begütigend.

Mit einer raschen Bewegung richtete sie sich auf und klammerte sich an des Arztes Handgelenke. Und beinahe heiser brachte sie hervor: „Was haben Sie gesagt?“

„Aber, liebes Fräulein — kaltes Blut — und keine solche Erregung. Das ist doch nichts so Sonderbares — ich glaube Ihnen in der Tat mit ziemlicher Bestimmtheit versichern zu können, daß Sie guter Hoffnung sind . . .“

Sie stieß einen gellenden, markerschütternden Schrei aus — so daß der alten Frau in der Küche angst und bange wurde.

Der Arzt versuchte, sie in die Kissen zu legen. Sie aber befreite sich gewaltsam — raufte sich wie eine Verstörte das Haar und brach in ein irres Lachen aus, das nicht enden wollte. Der Arzt beobachtete sie mitleidig. Und als jetzt die alte Frau verängstet durch die Tür den Kopf steckte, sagte er: „Gehen Sie nur — das Fräulein wird sich bald beruhigen.“

Und in der Tat wurde sie gleich darauf scheinbar still — und blickte

nur mit einem verlorenen Ausdruck, als wenn sie weit, weit von allem Lebendigen entfernt wäre, vor sich hin.

Der Doktor redete auf sie ein — es wäre doch kein solches Unglück — und wie viele hätten das gleiche vor ihr durchgemacht, Gott und die Welt verdammt — und nachher sei ihnen das Kind zur tiefsten und reinsten Freude des Lebens geworden . . .

Hatte sie überhaupt eines seiner Worte vernommen — oder auch nur den Tonfall seiner Stimme gehört?

Sie sprang plötzlich, alle Scham vergessend, nur mit dem Hemd bekleidet, aus dem Bett, warf sich vor dem Arzte hin, umfaßte seine Kniee, rang verzweifelt die Hände und brachte jämmerlich schluchzend nur die Worte hervor: „Helfen Sie mir . . . helfen Sie mir!“

„Liebes Fräulein,“ sagte der Doktor, die Stirn runzelnd, „wenn Sie nicht sofort wieder in Ihr Bett gehen, verlasse ich auf der Stelle das Zimmer.“

Wie ein eingeschüchtertes Kind gehorchte sie demütig.

„Und jetzt hören Sie mir vernünftig zu. In Ihren Kreisen kommen doch solche Dinge viel häufiger vor — und wie ich mir habe sagen lassen, beurteilt man sie viel freier und vernünftiger, als in der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft — es ist doch also kein Grund vorhanden, Zeter und Mordio zu schreien — und wenn Sie, wie Sie mir vorhin selbst versichert haben, den Mann lieben — —“

Er kam nicht zu Ende.

„Herr Doktor,“ flüsterte sie — und auf ihren Zügen lag das ganze Leiden Jesu Christi — der erschöpfte Ausdruck des ans Kreuz geschlagenen Heilands — „haben Sie Barmherzigkeit — und helfen Sie — ich darf — — ich kann dieses Kind nicht zur Welt —“

Sie brach ab, als erstickte sie am Worte.

„Es handelt sich gar nicht um das Können — es handelt sich um das Müssen, mein Fräulein — darum gewöhnen Sie sich an den Gedanken.“

„Herr Doktor, helfen Sie mir!“ schrie sie noch einmal gemartert auf.

Er zuckte förmlich die Achseln.

„Liebes Kind, was soll ich da tun?“

„Herr Doktor, es muß doch Mittel geben . . .“

„Bitte, drücken Sie sich etwas deutlicher aus, ich verstehe Sie nicht,“ entgegnete er kalt.

Sie ließ sich durch diesen Ton nicht abschrecken. Sie sah ihm voll in das Gesicht.

„Es muß unbedingt Mittel geben, um das zu verhindern,“ stammelten ihre weißen, blutleeren Lippen. „Und ebenso sicher ist es, daß Sie als Arzt diese Mittel kennen.“

„Aha, so meinen Sie es. Profit die Wahlzeit — ich danke schön. Und versuchen Sie es nicht noch einmal, mir etwas derartiges zuzumuten. Das heißt nach dem Bürgerlichen Strafgesetzbuch ‚Verbrechen gegen das keimende Leben‘ und wird mit Zuchthaus — ich glaube bis zu fünf Jahren — bestraft. Ich verspüre nicht die mindeste Lust, auf meine alten Tage zum Verbrecher zu werden.“

Er hatte eine vollkommene Amtsmiene aufgesetzt und in einem trockenen, harten und abweisenden Ton gesprochen, der jede Hoffnung, von dieser Seite könnte ihr Hilfe werden, zu nichts machte.

Er zog seine Uhr.

„Meine Zeit ist um. Adieu, mein Fräulein.“

Ruhig zog er sich den Mantel an und griff nach Hut und Stock.

Er war bereits an der Tür, da hörte er, wie sie wimmernd ihn noch einmal zurückrief.

„Sie werden über meinen Zustand zu niemandem reden!“

„Darauf dürfen Sie sich verlassen. Berufliche Dinge sind bei mir begraben.“

„Zu niemandem?“

„Nein, zu niemandem.“

Als er sie verlassen hatte, wollte die Alte ins Zimmer.

„Frau Schlosser, lassen Sie mich allein!“ schrie sie außer sich und verriegelte die Tür.

Was nun — — was nun?

Ein Grauen — ein entsetzliches Grauen schüttelte sie . . . Wo war Gott? . . . Gab es überhaupt ein solches Fabelwesen? . . . Einen Strick nehmen — — sich erwürgen — — Ein Ende machen — — Sie schlug wie eine Geistesranke den Kopf an die Wand und gab tierische Laute von sich . . . Eher ins Wasser gehen, wo es am tiefsten war, als von diesem Hunde ein Kind zur Welt bringen — — —

Sie riß die Fensterflügel weit auf — wenn sie sich hinausstürzte, war alle Qual vorbei . . . und über diese grausame Komödie, die das Schicksal mit ihr gespielt, fiel der düstere Vorhang des Todes . . . Sie fing kläglich zu weinen an — sie war so jung und sollte schon sterben —

ein unsagbares Mitleid mit sich selbst erfüllte sie. Um ihre Mundwinkel zuckte es schmerzhaft. Das tiefste Weh durchzog ihr armes Herz.

In heimlichen Wünschen hatte sie sich nach einem Kinde gesehnt und von der Stunde als der Erfüllung ihres Daseins geträumt, da sie es Alexander in die Arme legen und er sie, die bleiche, junge Mutter, die alle Qualen mit fröhlichem Mute getragen — stumm an sich ziehen würde . . .

Nun war alles anders . . . ganz anders gekommen . . . Wo lag ihre Schuld — war sie Alexander schuldig? . . . Weshalb wurde unter ihr der Boden abgetragen — und das dunkle Grab für sie aufgeworfen? Winkte ihr die schwarze Erde geheimnisvoll zu, um sie in ihren Schoß aufzunehmen? . . . In einem gläsernen Sarge liegt Ophelia. „Laßt mich! — laßt mich los!“ schrie sie wehevoll auf und benetzte die heiße Stirn mit kühlem Wasser . . .

Und nun blühte eine letzte Hoffnung in ihr auf. Der Doktor konnte sich geirrt haben . . . Wie oft hatte sie von Fällen gehört, in denen der Arzt . . .

In fliegender Hast warf sie ihre Kleider um — und als würde sie von Hunden geheßt, eilte sie die Treppe hinunter. An wen sollte sie sich wenden — keine Seele kannte sie in dieser großen Stadt, der sie sich hätte anvertrauen mögen. Immer hatte sie fremde Menschen gemieden — aus Angst, Mißtrauen und Sorge, sie könnten sich zwischen sie und Alexander drängen.

Da kam ihr ein rettender Gedanke. Im Sturmschritt jagte sie zur nächsten Konditorei. Sie bestellte sich eine Tasse Kaffee und griff zur Zeitung. Mit fiebrigen Händen schlug sie den Inseratenteil auf. Ihre Augen flogen über die Annoncen. O wie schwer war es, sich da herauszufinden . . .

Ah, endlich, und nun las sie, bis ihr die Buchstaben vor den Augen wirr durcheinander tanzten, daß sie die einzelnen kaum noch zu trennen vermochte. „In diskreten Fragen erteilt Rat und Auskunft Hebamme Bachmann, Hollmannstraße 14.“ Und an einer anderen Stelle stand: „In schwierigen Frauenangelegenheiten wende man sich vertrauensvoll an Frau Seyffert, Alexanderstraße 27.“

Unzählige Angebote, in denen überall mit verschleierten Worten Hilfe und Rettung in Aussicht gestellt wurde, folgten.

Sie entschloß sich kurzerhand, Frau Seyffert aufzusuchen, schon des-

halb weil die Alexanderstraße für sie am schnellsten zu erreichen war. Mit der elektrischen Bahn konnte sie in zehn Minuten dort sein.

Sie strich sich das Haar zurück, zahlte und war wieder auf der Straße — und da hielt auch bereits der elektrische Wagen . . .

Im dritten Stock wohnte Frau Seyffert.

Sie war atemlos, als sie ihr Ziel erreicht hatte, und blieb erst ein Weilchen stehen, um sich zu erholen.

Nun zog sie an der Glocke. Niemand kam. Sie läutete ein zweites Mal — und jetzt hörte sie Schritte, und eine corpulente Frauensperson, etwa in der Mitte der Vierzig, öffnete die Tür.

„Ich möchte Frau Seyffert sprechen.“

„Bin ich selber, treten Sie nur ein — womit kann ich dienen?“

„Ich habe die Annonce gelesen,“ sagte sie zitternd.

„Na ja — womit kann ich also dienen?“

„In der Annonce steht — — “

Sie war dem Weinen nahe und brach fassungslos auf einem Stuhl zusammen.

„Was in der Annonce steht, weiß ich ja selber; das brauchen Sie mir doch nicht zu erzählen. Wo drückt Sie denn der Schuh?“

Die Angelika hatte beschlossen, mit keiner Silbe zu verraten, was ihr der Doktor entdeckt hatte. Vielleicht erhielt sie hier tröstlichere Auskunft. Nur verschämte Andeutungen machte sie.

Die Frau begann nun, sie rücksichtslos zu examinieren.

Die Angelika hätte in die Erde sinken mögen . . . Und nun betasteten sie fremde, rohe Hände . . .

Sie schloß fest die Augen und biß die Zähne aufeinander . . . Diese Tortur ging über ihre Kräfte . . . Eine Ewigkeit dauerte es.

„Sind Sie fertig?“ fragte sie fröstelnd.

„Sie können sich wieder anziehen!“

Sie schlüpfte, so rasch sie konnte, in ihre Kleider.

„Nun?“ stieß sie flüsternd hervor, und ihr Körper bebte, und alle ihre Pulse flogen, als wollten sich im nächsten Augenblicke die Adern öffnen, damit das arme Blut in Strömen sich entladen konnte.

„Da ist gar nicht dran zu tippen,“ antwortete die Frau, „Sie sind in andern Umständen.“

Die Angelika drehte sich hastig um, damit die Person nicht ihr freides weißes Gesicht sehen könnte . . . Eine kurze Spanne Zeit war es todesstill, bis die Angelika ihre Fassung wieder gewonnen hatte.

Jetzt hieß es ja stark sein.

„Was ist da zu tun?“ fragte sie mit äußerster Ruhe und Selbstbeherrschung.

„Sehr einfach — Sie tragen eben das Kind aus und bringen es zur Welt, wenn es so weit ist.“

Versuchte die Frau sie auszuhöhnen — sie drehte sich mit einer raschen Bewegung zu ihr um und sagte mit finster zusammengezogenen Augenbrauen: „Wollen Sie mir helfen oder nicht?“ Und mit eisiger Entschlossenheit fügte sie hinzu: „Dieses Kind bringe ich nicht zur Welt.“

„Wie alt sind Sie denn, Fräulein?“

„Das tut nichts zur Sache,“ erwiderte sie schroff. „Ich will zuvörderst wissen, ob Sie mir helfen können.“

„Gewiß kann ich.“

Diese trockene Antwort erfüllte sie mit Jubel, die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Die Frau jah sie mitleidig an.

„'s ist ein saures Leben,“ sagte sie. „Das bißchen Liebe muß man teuer bezahlen. Was machen Sie denn für ein böses Gesicht — ich höre ja schon auf.“

„Kann es sofort geschehen?“ fragte das Fräulein.

„I der Tausend, wo brennt es denn? So eilig haben wir's doch nicht! Acht Tägchen werden Sie mindestens sich noch gedulden müssen.“

„Ich habe es viel eiliger, als Sie ahnen, liebe Frau!“

„Wissen Sie auch, daß es eine Stange Gold kostet?“

Die Angelika verfärbte sich. O jemine, daran hatte sie in ihrer Angst und Not noch gar nicht gedacht.

„Bei Ihnen soll es mit einem Blauen abgemacht sein, pränumero selbstverständlich. — Ist Ihnen wohl zu viel? Na, meinen Sie, daß man so was für sechs Dreier riskiert? — Gehen Sie mal erst zu anderen — da werden Sie Ihr blaues Wunder erleben!“

„Gut — gut,“ unterbrach sie zitternd den Redestrom der Frau. Sie zog die Mundwinkel tief herab. „Morgen komme ich wieder und bringe Ihnen das Geld . . .“, setzte sie scheu hinzu.

Auf dem Treppensflur blieb sie einen Augenblick stehen. Eine elende Mattigkeit durchdrang sie. Sie hielt sich krampfhaft am Geländer fest — alles drehte sich ihr im Kreise.

„Und wenn ich das Geld stehlen muß — ich schaffe es,“ flüsterte sie mit weißen Lippen, während sie mühselig Stufe für Stufe nahm.

Und plötzlich blieb sie stehen. Sie fror auf einmal. Waren es die Schauer des Todes, die sie umfingen? . . . „Du mein Gott, hilf mir!“ stammelte sie.

Dann raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen — und schleppte sich heimwärts.

Elftes Kapitel:

Leser, verhülle dein Angesicht und empfinde den Ernst der Stunde, wenn dein Ohr das Flügelrauschen des Todes vernimmt. Ein Menschenherz zerbricht an der Not des Lebens und hört plötzlich zu schlagen auf, nachdem es kaum den ersten Frühling ausgekostet. Leser, werde nicht zum Richter. Was soll das Richter! Wo ist der Mensch, der nicht Schuld auf sich geladen? Uns allen tut Erbarmen not und Begreifen. Was ist Schuld und was ist Sünde? Ach, Leser, wie wir da sind, öffnet sich uns allen über ein kleines die schwarze Erde und setzt über unseren Jammer ihr stummes Verstehen. Wir kommen von den Müttern und gehen ein zu den ewigen Müttern, wo Schmerz und Sehnsucht, Freude und Erfüllung eines sind.

*

*

*

Sie lag da mit großen und erloschenen Augen und dem geheimnisvollen Wissen, das Freund Hein in letzter Stunde über den Menschen ausgießt.

„Alte Frau,“ sagte sie, und ihre Lippen zuckten nicht mehr, „ich muß sterben.“

Aber während sie die Worte sprach, fühlte sie noch einmal einen stechenden Schmerz — fühlte sie, wie ihr Herz an diesem Leben hing, und wie es vor ihren Augen zu dunkeln begann.

Die Alte beugte sich über sie, als wollte sie mit ihren weichen Gliedern dies junge Leben festhalten, und über ein verrunzeltes und trockenes Gesicht rannen große, graue Tränen.

„Nein, nein,“ sagte sie leise schluchzend, „das Kind wird gesund werden — das Kind wird wieder blühen, so wahr es einen Herrgott gibt.“

Da sah die Angelika sie mit einem so wunden Lächeln an, daß die Alte diesen Blick nicht zu ertragen vermochte.

„Geh hinaus, alte Frau. Ich muß mit mir allein sein.“

Nun lauschte sie und hob mühsam den Kopf aus den Kissen. Still

war es, und deutlich vernahm sie die Einsamkeit. Der Kopf sank ihr dumpf zurück, und sie fühlte, wie ganz und gar alle ihre Glieder zerbrochen waren, und wie ihr Herz überströmte von Liebe und Sehnsucht. Dann wurde ihr wieder heiß und kalt. Die Augen fielen ihr zu, und das Dunkel warf über sie ein schweres, schwarzes Tuch.

Aber auf einmal waren alle Lichter entzündet, und ihre Kammer war erhellt von ungezählten Kerzen. Denn neben ihr stand Alexander. Sie hielt seine Hand und sagte nur: „Ich liebe dich.“ Und immer wiederholte sie, so weh ihr war, dies eine Wort: „Ich liebe dich.“

Der Glanz aus ihren strahlenden Augen blendete ihn. Er hätte aufschreien mögen. Doch kein Laut entrang sich ihm, denn dieses war eine stille Stunde, und er fühlte, wie ihre Hand in der seinigen versank — und er sah, wie es über ihre Züge zuckte, wie ihre Pupillen sich weiteten — und er hörte, wie aus ihrer Brust ein letztes leises Seufzen brach . . .

Dieses war das Sterben der Angelika.

*

*

*

„Diese Zeilen sind für Dich, mein Alexander, ob nun Gottes Barmherzigkeit mir das Leben läßt, oder ob ich von Dir muß. In den Stunden, in denen ich mutterseelenallein in meinen Rissen liege und nur die vier Wände um mich habe, kommen mir die Sterbensgedanken. Alle meine Liebe ist bei Dir, und mir bangt vor dem Tode. Ich kann nicht denken, daß ich so jung von Dir soll. Weder Mutter noch Vater habe ich gekannt und nichts von Liebe gewußt, bevor wir uns sahen. Habe ich Dich gequält, mein Alexander, so quälte ich Dich aus Liebe und Angst. Du hast eine Mutter gehabt, die an Deinem Bette saß und für Dich zum lieben Gott betete, wenn überhaupt ein Gebet aus ihrem Munde kam. Von alledem weiß ich nichts. Ich bin verheult auf die Landstraße gelaufen, weil ich als kleines Ding im Hause fremder Menschen es nicht auszuhalten vermochte. Ich bin eine Komödiantin geworden und wußte selbst nicht wie. Und dann kamst Du, auch ein armer Junge, ohne Heimat, ohne Vater und Mutter, vergrämt wie ich. Ich hing mich an Dich, denn all mein Glück empfing ich von Dir. Und in dieser Stunde mußt Du es mir glauben, daß alle Erfolge, die ich hatte und am Ende noch haben werde, wenn Gott mich gesund macht, mir schal und leer erscheinen, sobald ich sie mit meiner Liebe zu Dir vergleiche. Ach, Alexander, ich weiß, daß ich Dich mehr geliebt habe, als Du mich. Wo waren oft Deine Gedanken? Und wie verzweifelte ich, wenn Du Deine Stirn in Gott weiß wie viele Falten zogst und weit von mir warst. Wie haßte ich alle diese Gedanken, alle diese Sorgen, die Dich von mir trieben. Es gab wohl Stunden, in denen ich glaubte, ich könnte Dich verlassen und mich auf meine eigenen schwachen Füße stellen, Komödie spielen,

Erfolge erringen und leben wie die anderen — heute mit dem und morgen mit jenem. Ich weiß jetzt und habe es im Grunde immer gewußt, daß ich nur im Zorn, und wenn ich mich von Dir mißhandelt fühlte, mich selber betrog. Denke nicht, daß ich jetzt Dir Vorwürfe machen will. Mein Herz ist voll Liebe zu Dir, und wenn Du mir je Böses tatest, — und ich glaube, daß alle Menschen sich Böses tun — so habe ich das längst vergessen. Nur an das Gute erinnere ich mich. Und zuweilen beschleicht mich zudem noch die Angst, ich hätte Dich gestohlen — wie ein Dieb wäre ich im Dunkel zu Dir geschlichen und hätte Dich gestohlen. Ach, Alexander, sieh mich mit guten Augen an, wenn Du dieses liest. Ich bin so elend geworden, wie ich es in meiner dunkelsten Stunde mir nicht hätte träumen lassen. Erst in meinen entsetzlichen Schmerzen habe ich wieder die Hände gefaltet und gebetet. Vorher dachte ich nur das eine: Es ist alles Lüge. Es kann wohl einen Teufel, aber es kann keinen Gott geben, denn Gott kann nicht zulassen, daß einem Menschen Leid geschieht, wie mir geschehen ist. Wie soll ich es Dir nur erzählen, Alexander! Ich kann nicht leben mit einer Lüge, und ich kann nicht sterben mit einer Lüge. Ich kann wohl lügen und habe es gewiß oft in meinem Leben getan. Aber in dieser Sache Dich zu belügen vermag ich nicht, auch wenn ich darüber in Stücke gehe und Du mich von Dir stößt, weil Dein Zorn stärker ist als Dein Erbarmen und Dein Verstehen. Kannst Du es überhaupt begreifen — frage ich mich, denn in meinen eigenen, armen Kopf ist es nicht gegangen. Und nun, da ich Dir Rechenschaft ablegen will, überkommt mich ein furchtbares Gefühl der Scham, und ich spüre auf der Zunge einen so widerwärtigen und üblen Geschmack, daß ich . . .

Ich habe nicht weiter schreiben können. Mein eigenes Schluchzen zerriß mir das Ohr. Ich kann nicht. Herr, mein Gott, hilf mir! Ich bringe es nicht über die Lippen — ich vergehe vor Qual. Kann sich ein Mann so schämen wie eine Frau? Es ist wohl das Beste, wenn ich sterbe. Du müßtest mich viel mehr lieben, als Du mich in Wahrheit liebst, mein Alexander, damit ich über dieses Grauen hinwegkäme. Gute Nacht, mein liebster Mann, ich bin so müde, daß Hand und Hirn mir wehe tun. Ich fühle, wie ich den Zusammenhang mit mir selbst verliere — als wenn ich schon unten in der schwarzen Erde läge. Gute Nacht, mein lieber Alexander.

* * *

Die Zähne zusammenbeißen, die Augen schließen, um die Kräfte und den Mut zu finden. Ich habe im Grabe keine Ruhe, Alexander, wenn Du mir nicht aufs Wort glaubst. Du mußt mir glauben, Alexander, daß ich nicht freien Willens war, als dieser schlechte Mensch über mich herfiel . . . Ich war an jenem Abend mit ihm gegangen, um Deinetwillen, Alexander. Ich hatte eine entsetzliche Furcht, daß Deine ganze Zukunft durch jenen Streit auf der Bühne vernichtet wäre. In dieser Angst ging ich zum Direktor. Was nun kommt, mußt Du Dir alles selber

ergänzen. Was der Mensch mit mir tat, wie er es tat, vermag ich nicht niederzuschreiben. Alles um mich ist dunkel und verworren. Ich finde keine Erklärung. Ich weiß nur, daß ich in meinem Willen gelähmt war und kein Bewußtsein von mir selbst hatte. Es gibt dennoch keine Entschuldigung. Das Leben ist so rätselhaft, daß ich es nicht begreife. Ich bin nicht schuldig und fühle doch, daß ich schuldig bin. Kein Mensch hilft mir, und auch Gott hat nicht geholfen in dieser meiner Bedrängnis.

Und nun kommt das Schlimmste. Immer habe ich es mir im Innersten gewünscht, Mutter zu werden, ein Kind von Dir in den Armen zu halten und es großzuziehen. Es sollte im Leben mehr Liebe haben, als mir beschieden war. Das hat Gott nicht gewollt. Aber warum wollte Gott, daß ich . . . Spürst Du, Alexander, wie ich zittere, wie meine Lippen weiß werden und meine Augen funkeln — nun, da ich das Letzte aussprechen muß. Gott hat gewollt . . . nein, ich kann nicht . . . ich kann nicht . . . ich kann nicht . . .

Hier steht es geschrieben — mit kaltem Blute geschrieben: Gott hat gewollt, daß aus diesem Verbrechen Leben wuchs. Warum hat Gott das gewollt! . . .

Ich bin stärker als Gott gewesen. Ich habe zu mir gesprochen: Aus dieser finsternen Stunde wird kein Leben wachsen. Der Doktor, vor dem ich in die Knie zusammenbrach und den ich um Hilfe anflehte, hat mich zurückgestoßen und kalt lächelnd mir erklärt, daß darauf Zuchthaus stünde. Wenn es so ein Gesetz gibt, so mögen das die Menschen mit sich abmachen. Ich ginge lieber ins Zuchthaus, ehe ich . . .

Genug von alledem. Du weißt, was Du wissen mußt. Und nun liege ich mit zerbrochenen Gliedern da. Der Herr Doktor kann stolz darauf sein, daß er mir nicht geholfen hat. Wenn er mir den Totenschein ausschreibt, so soll er mir nicht ins Gesicht sehen. Er hat mich auf dem Gewissen.

*

*

*

Ich gehe von Dir, Alexander. Mein letzter Blick gehört Dir, und mein Auge sucht Dich, solange noch ein Schimmer von Licht in ihm ist. Lebe wohl, mein geliebter Mann. Küsse mich noch einmal und vergiß mich nicht."

Zwölftes Kapitel:

Auf der Treppe begegnete er dem Diener.

"Ist der Direktor zu Hause?" stieß er hervor, und er selbst war betroffen von dem Ton seiner Stimme, die völlig heiser klang.

"Der Direktor ist da, aber er schläft; ich soll niemand zu ihm lassen, und ich selber muß jetzt — — —"

Alexander unterbrach den Redeschwall des Bedienten, indem er gebieterisch ihm ein Geldstück in die Hand drückte.

„Schließen Sie mir nur getrost auf!“ befahl er. „Der Direktor hat mich herbestellt. Ich warte, bis er wach wird.“

Der Diener zauderte einen Augenblick.

Er sah den verhärmtten jungen Menschen ein Weilchen prüfend an. Dann sagte er mitleidig: „Ja, ja, Sie haben Schweres durchgemacht, wenn man bedenkt, wie jung sie war.“

„Lassen Sie das,“ fiel ihm Alexander barsch ins Wort, und über sein Gesicht zuckte es beständig.

Der Diener schritt voran und öffnete die Entreetür.

„Sie werden aber Geduld haben müssen,“ meinte er. „Wenn der sich einmal legt, steht er so bald nicht wieder auf. Er hat einen gesunden Schlaf.“

„Er schläft also gut?“ fragte Alexander und lächelte auf einmal fremd und seltsam.

„Wie eine Ratte schläft er,“ erwiderte der Bediente.

Der Schlüssel knarrte.

„So,“ sagte er vorangehend. „Hier im Salon können Sie warten. Machen Sie sich's bequem.“

„Störe ich hier auch nicht?“ fragte Alexander.

„Ne, ne, hier können Sie sich ganz ungeniert aufhalten. Das Schlafzimmer liegt hinten. Es ist ein langer Korridor dazwischen, da hört er Sie nicht. Adieu, Herr Oblomoff. Vielleicht treffe ich Sie noch, wenn ich wiederkomme.“

„Das kann schon sein — wenn Sie nicht zu lange bleiben.“

„'ne kleine Stunde wird's schon dauern. Er hat heute abend nach der Vorstellung Herrengesellschaft. Da muß ich noch allerhand besorgen. Gott befohlen, Herr Oblomoff . . .“

Alexander lauschte angestrengt. Er schlich zur Entreetür und horchte in gebückter Haltung, bis die Schritte des Dieners verhallt waren. Dann richtete er sich auf und fuhr mit der Hand über das Haar, als wollte er sich selber beruhigen. Auf den Zehen durchmaß er den Korridor. Vor einer Tür blieb er instinktiv stehen. Hier mußte es sein. Er faßte die Türklinke und trat ein.

Da — auf der breiten Chaiselongue — in eine Decke gehüllt — lag der Bursche und zuckte jäh bei seinem Anblick zusammen.

Mit einer raschen Bewegung hatte Alexander die Tür abgeschlossen und den Schlüssel in seiner Tasche verschwinden lassen.

„Was wollen Sie denn hier? Was fällt Ihnen denn ein, in mein Schlafzimmer zu bringen? Sind Sie verrückt geworden?“

Der Direktor war aufgesprungen und rieb sich mit dem Armel die Augen, als wäre er im ungewissen, ob er wachte, oder ob ein böser Traum ihn narrete.

Alexander ließ ihn nicht aus den Augen, als hätte er die Macht, ihn mit seinen Blicken zu durchleuchten.

„Seien Sie ganz ruhig,“ sagte er leise, „hören Sie!“ Und in dem nämlichen, gedämpften Ton wiederholte er: „Ganz ruhig sollen Sie sich verhalten.“

Der Direktor gewann scheinbar seine Haltung wieder. „Wenn Sie mich zu sprechen wünschen,“ sagte er, indem er sich stellte, als sei er vollkommen gefaßt, „können wir ja nach vorn gehen.“ Dabei machte er eine einladende Handbewegung.

„Ich danke,“ erwiderte Alexander. „Dieser Raum genügt mir.“

Der Direktor fing plötzlich zu lachen an. Er gab sich die Miene, als amüsierte er sich köstlich.

„Das ist ja höchst spaßhaft. Wollen Sie mir hier eine kleine Soloszene vorspielen? Nicht nötig, lieber Freund, nicht nötig.“

„Treiben Sie mit mir keine Poffen!“ sagte Alexander. „Kurz — ich sollte meinen, Sie — Sie kennen den Zweck meines Besuches?“

„Keine Idee! . . . Nicht die leiseste Ahnung!“

„Dann setzen Sie sich gefälligst,“ entgegnete Alexander. „Unser Geschäft, denke ich, wird nicht lange dauern.“

„Wollen Sie zunächst die Tür wieder aufschließen?“ fragte der Direktor. Seine Stimme klang gereizt, und seine Züge waren plötzlich in Angst getaucht und verzerrt.

„Das will ich unter keinen Umständen.“

„Dann werde ich Ihnen beweisen . . .“

Er wollte an Alexander vorüber. Aber dieser trat ihm in den Weg, und während die Adern an den Schläfen ihm plötzlich hervortraten und über der Nasenwurzel sich die Stirn in tiefe Falten furchte, sagte er kaum hörbar: „So wie wie Sie sich von der Stelle rühren, oder auch nur sich mucksen, schieße ich Sie wie einen tollen Hund nieder. — Und ich mache Ernst,“ fügte er hinzu, und holte aus der Rocktasche einen Revolver.

Der Direktor taumelte zurück.

„Sind Sie denn bei Sinnen?“ stammelte er, während auf seine blutleeren Lippen Schaum trat.

„Wollen Sie sich jetzt setzen!“

Wie ein Hilfloser brach der Direktor auf dem Divan zusammen.

Alexander setzte sich rittlings auf den ersten besten Stuhl, stützte die Arme auf die Lehne und ließ keinen Blick von dem Manne.

„Sie wissen, weshalb ich hier bin.“

Der Direktor schüttelte wehevoll den Kopf.

„Nicht eine Sterbensahnung habe ich,“ brachte er zitternd hervor.

Alexander erhob sich langsam. Ganz dicht trat er vor ihn hin.

„Dann sollen Sie es durch mich erfahren.“

Der Direktor stieß einen gurgelnden Schrei hervor.

„Seien Sie mäuschenstill. Noch tue ich Ihnen nichts. — Also nicht eine Sterbensahnung haben Sie? Das ist ja amüsant.“

Dem Manne brach der Angstschweiß aus allen Poren. Er sah zitternd und in Todesangst auf diesen jungen Menschen, der starr und unbeweglich, mit harten, erbarmungslosen Augen in sein Innerstes dringen zu wollen schien.

„Sagen Sie es mir,“ stieß er leise und scheu hervor.

Bei diesen Worten brannte ein weißliches Feuer aus seinen Augen.

Da verließ den Alexander seine mühsame Ruhe und Selbstbeherrschung. Sein Gesicht verdunkelte sich plötzlich und nahm einen so schmerzhaften und gramverzerrten Ausdruck an, daß der Direktor unwillkürlich zurücktrat.

„Sie Hund Sie!“ rief er aufschäumend. „Ich soll Ihnen erst sagen, wer die Angelika auf dem Gewissen hat? . . . Sehen Sie mir in die Augen und leugnen Sie, wenn Sie können.“

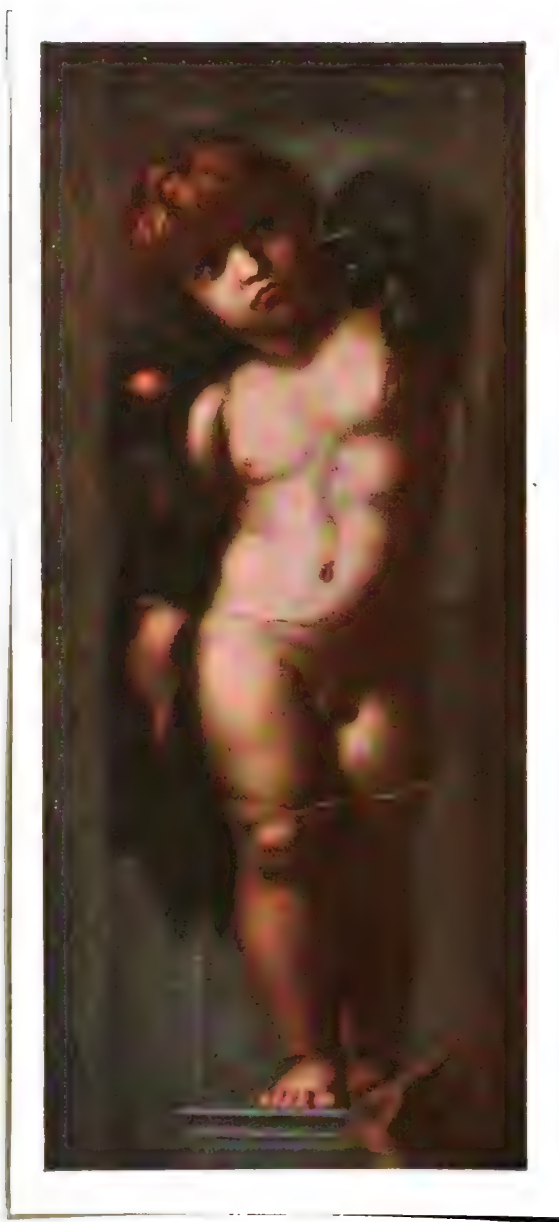
Da schlug der Direktor den Blick zu Boden. Er fühlte auf einmal, wie die Füße ihm abstarben und eine eisige Kälte seine Glieder lähmte.

Eine Weile war es in dem Zimmer totenstill. Der Direktor saß zusammengekauert da und rührte sich nicht. Dann schien er plötzlich zu einem Entschlusse gekommen zu sein.

„Was wollen Sie von mir?“ sagte er und richtete sich mühsam auf.

„Wollen Sie mich ermorden? Tun Sie es. Ich bin wehrlos. Aber machen Sie schnell . . . Machen Sie um Gottes willen schnell . . . Ich halte das nicht länger aus.“

Um Alexanders Lippen zuckte es. „Nein, ich will Sie nicht ermorden,“ sagte er, „obwohl das vielleicht das Einfachste und Schnellste



Raphael: Putte mit Guirlande.
Zum Essay von Paul G. Konody.

wäre. Ich will mich mit Ihnen schlagen, und zwar auf der Stelle wollen wir unseren Handel austragen. Sie sollen sich verteidigen dürfen."

Der Direktor schüttelte den Kopf.

"Ich will nicht," entgegnete er kurz. „Schießen Sie mich tot . . . Tun Sie, was Sie wollen. Nur machen Sie es kurz . . . Quälen Sie mich nicht länger."

"Sie werden sich mit mir schlagen! Verstehen Sie mich?"

Und auf einmal warf er sich über ihn, um ihn nach kurzem Ringen niederzuzwingen. Eine Sekunde würgte er ihn am Halse, als wollte er ihm die Kehle zuschnüren. Dann ließ er die Arme schlaff fallen, und sein Gesicht wurde qualvoll. Er fühlte auf einmal, daß er nicht morden konnte. Ja, wenn es ein ebenbürtiger Gegner gewesen wäre, mit dem man sich ehrlich hätte schlagen können — einer, der seine Knochen mit Anstand und Mut bis auf den letzten Blutstropfen verteidigt hätte — den würde er im regelrechten Kampf dahingestreckt und das Strafgericht vollzogen haben. Aber diesem elenden Schwächling, dem die Todesfurcht aus den Augen brannte, das Lebenslichtlein auszublasen, erschien ihm auf einmal ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Gefühl des Efels überkam ihn. Solch ein Totenopfer entweihete die Angelika. Er kniete noch immer auf der Brust des Direktors, dessen Arme er freigegeben hatte, und starrte wie bewußtlos in die Leere.

Plötzlich wurde ihm dunkel vor den Augen . . . Er spürte einen kurzen Schmerz . . . und taumelte bewußtlos zurück.

Schwer aufatmend erhob sich der Direktor.

Mit einem blöden Lächeln besah er das blutige Messer, mit dem er sich hinterhältig seines gefährlichen Angreifers entledigt hatte.

Er trat vor den Spiegel, der seine aschfahlen Züge wiedergab, und taumelte zum Waschtisch. Mechanisch tat er die Hände in das kalte Wasser. Dann sah er sich scheu um und betrachtete den Daliegenden.

"Ich wollte das nicht," murmelte er vor sich hin, „ich wollte das nicht."

Er bückte sich und suchte nach dem Schlüssel . . . Aha, da lag er auf dem Boden. Er war aus Alexanders Tasche gefallen.

Er wollte die Tür aufschließen. Aber die kraftlose Hand versagte.

„Was nun?" stammelte er.

Wieder drehte er sich scheu um.

Er nahm ein Tuch und legte es über Alexanders Gesicht. Er konnte diese Züge nicht sehen . . . War er tot? Lebte er? . . .

In diesem Augenblicke hörte er die Schritte des Dieners. Er warf sich einen Rock über. Und nun gelang es ihm, die Tür zu öffnen, die er hinter sich wieder abschloß. Mit schlotternden Knien trat er dem Bedienten entgegen.

„Der Oblomoff hat da drin einen Selbstmordversuch gemacht,“ sagte er zitternd. „Verstehen Sie nicht etwas von Heilkunde? Kommen Sie mal herein. Der Mensch darf doch nicht verbluten.“

Der Diener sah ihn voll Entsetzen an und folgte ihm auf dem Fuße. Und nun trugen Sie ihn auf das Sofa.

Ein leises Stöhnen drang aus Alexanders Brust.

„Gott sei Dank — er lebt. Machen Sie ihm mal die Weste auf. Und nun bleiben Sie hier, während ich an den Theaterarzt telephoniere.“

Nach einer Weile kam der Direktor zurück, während der Diener Alexanders Brust frei gemacht und auf die Herzgegend und die wundete Stelle ein nasses Tuch gelegt hatte.

„Wie heißt denn der Mensch, der seit einiger Zeit immer ins Theater kommt und ihn abholt?“ fragte der Direktor und wischte sich die nasse Stirn ab.

„Bardeleben heißt er und ist ein Maler.“

„Machen Sie seine Adresse ausfindig, nehmen Sie einen Wagen und bringen Sie ihn schleunigst her. Sprechen Sie zu keinem Menschen von dem, was hier vorgefallen ist. Hören Sie?“

Der Diener nickte.

Draußen an der Glocke wurde scharf gezogen.

„Öffnen Sie rasch. Ich bin für niemanden zu Hause. Nur den Doktor lassen Sie herein.“

Ein Weilchen später trat der Arzt in das Zimmer.

„Sehen Sie, was hier zu machen ist,“ stieß er hastig hervor. „Dieser Mensch hat mich ermorden wollen. Es ging auf Tod und Leben. Ich konnte mir nicht anders helfen.“

Der Doktor beugte sich mit tieferstem Gesicht über Alexander und horchte auf dessen Herztöne.

„Hm, hm,“ machte er. „Das ist eine böse Geschichte. Ich kann nur einen Notverband anlegen. Der muß sofort ins Krankenhaus.“

„Lebt er denn noch?“ fragte der Direktor ganz leise.

Der Doktor überhörte die Frage — nur mit Alexander beschäftigt. Eine endlose Zeit verstrich. — — —

Dann raffelte wieder in der Entreetür der Schlüssel, und bald darauf erschien Herr von Bardeleben.

Dreizehntes Kapitel:

Bist du armer, geschundener Mensch noch einmal zurückgekehrt in jenes alte Haus, in dem vor Jahr und Tag die mageren Arme eines kleinen Mädchens sich sehnsüchtig dir entgegenstreckten. In jenes Haus, in dem du — ein Betteljunge — mit stolz zurückgeworfenem Nacken an der Tafel derer von Sydow gegessen . . . Kam dir in heißen Fiebertäumen jene Stunde wieder zum Bewußtsein, in der die kleine Elisabeth vom Fenster herab auf den dunklen, geheimnisvollen Weiher wies — fest entschlossen, den Todesprung zu wagen, wenn du nicht deine to'ien Nordgedanken fahren ließeßt . . . Lagst mit geschlossenen Augen da, als sie dich in das Haus trugen, vor dem immer noch die hohen Pappeln wie Schutzheilige Schirm und Wacht halten. Und hörtest nicht im Schloßhof den Springbrunnen rieseln, an dessen Rande so oft die kleine Elisabeth gegessen und pochenden Herzens auf dich gewartet hatte. Sahest auch nicht, wie sie aus dem runden Torweg trat, die zuckenden Lippen herb geschlossen, ganz in Schwarz gekleidet — das blassse Gesicht verhärmt, vom Ernst des Lebens gezeichnet . . .

Wirre Laute stammelt dein trockener Mund. Und schlägst du die Augen auf, so blickst du irre um dich, von einem dunklen Todesdrang erfüllt — du Armer, du Gescheiterter, du Zerbrochener. Warst freilich nicht mit tausend bunten Wimpeln ausgezogen. Aber die Kraft der Jugend hatte auch dich erfüllt, und auch in deinem Herzen hatten Sehnsucht und Hoffnung geblüht.

Und nun liegst du — in weißen Kissen gebettet — und Tag und Nacht hält die Baronesse Elisabeth von Sydow, des alten Hauses junge Herrin, an deinem Bette Wacht, räumt niemandem diesen Platz ein und lächelt nur stumm und qualvoll, wenn Herr von Bardeleben oder die alte Therese leise zur Schonung drängen. Und du stöhnst aus wunder Brust — ahnst nicht, wie jeder deiner Seufzer dem Fräulein ins Mark schneidet. Nur zuweilen geht dein Atem ruhiger, wenn ihre schmale, fühle Hand auf dein armes Herz sich legt . . . Dann huscht wohl ein verlorenes Lächeln um den vergränten Mund des Fräulein von Sydow.

Auf dem Korridor stecken sie die Köpfe zusammen, gehen auf den

Fußspitzen und lauschen verängstet an der Tür des Krankenzimmers. Treue Geister, die um dich sorgen und bangen.

Und aus dem Schloßhof tönt leise die Harmonika in deine Krankenstube.

Und neben dem Invaliden sitzt die Alte mit dem dünnen weißen Scheitel und den noch immer blühenden Augen, die jetzt versonnen und nachdenklich in das erste junge Frühlingsgrün blicken . . .

Wer hat den beiden Alten von der Landstraße auf dem Schloß eine Heimstatt bereitet?

Ach, Leser, du hast es längst erraten.

In einsamen Stunden mochte die Baronesse davon geträumt haben, daß der Invalide ihr zur Hochzeit aufspielen, während die Alte aus ihrer Lebensweisheit das köstlichste Wort schöpfen würde, um der Stunde die Weihe zu geben. Und neben beiden würde die Theresе stehen, die verheulten Augen in der Schürze bergend, trunken vor Rührung . . .

Wo sind die Träume der Jugend . . . Kommt das Leben wie ein Unwetter dahergebraust und fegt die Träume hinweg. Und nichts bleibt, als eine schmerzhafteste Erinnerung und ein Leben ohne Süße.

•

•

•

Sie standen alle an seinem Bett — die Baronesse Elisabeth von Sydow, Herr von Bardeleben, die Handelsfrau, der Invalide und die Theresе. Denn die „Krisis“, wie der Arzt es genannt hatte, war vorüber und sein Leben außer Gefahr. Und alle Gesichter waren verklärt von verhaltener Rührung, und jeder trat an ihn heran und streichelte lieblosend seine Hand. Und aus jedem dieser stummen Blicke sprach ein lautes Dankgebet und ein Bekenntnis einfältiger Liebe. Aber dann gab Herr von Bardeleben allen ein Zeichen, und lautlos verließen sie die Krankenstube.

Und nun war die Elisabeth mit ihm allein. Er richtete sich in den Kissen empor und sagte mit verhaltener Stimme: „Setze dich zu mir, Elisabeth.“

Sie tat, wie ihr geheißen, wie in der Kinderzeit, da sie seinem Wort und seinem Willen sich unterwürfig gefügt hatte. Und demütig blickte sie zu ihm auf. Wie oft hatte sie während seiner Krankheit immer wieder diese herben Züge zu ergründen versucht, die seinen Schmerz und seinen Troß, den Kampf und die ganze Bitterkeit seines Herzens widerspiegeln.

„Sieh mich an mit guten Augen,“ begann er kaum hörbar. „Ach nein,“ unterbrach er sich, „du tust es, ohne daß ich dich darum bitte, und weil du es tust, empfinde ich um so schwerer alle meine Schuld.“

„Nicht davon reden,“ sagte sie zitternd. Und es war ihre alte Stimme mit dem silbernen, feinen Klang, der ihn all die Jahre wie eine stille Musik begleitet hatte.

Seine Miene verdunkelte sich bei ihren Worten, und seine Augen weiteten sich, so daß ihr bange wurde.

„Doch,“ sagte er, „über alles das muß ich mit dir sprechen — ich fühle es. Woher soll ich sonst die Luft nehmen, um zu atmen.“

Über ihr blaßes Antlitz, aus dem die großen Augen in unverbrüchlicher Liebe strahlten, suchte es.

„Ich glaube nicht,“ fuhr er fort, „daß ich noch einmal die Kraft finde, um von neuem zu beginnen. Nein, nein, mir ist es, als ob ich dreimal schuldig wäre und auf und davon müßte.“

Sie beugte sich über ihn, damit er ihr trostloses Gesicht nicht sähe.

Er hielt sie fest umschlungen und fuhr leise fort: „Vergiß mich und verzeih mir nicht, versteh mich und vergib mir nicht, denn mir ist nicht zu vergeben. Immer habe ich im Leben Liebe empfangen — zuerst von der Mutter, die um meinetwillen das Dasein wie eine schwere Bürde geschleppt, um meinetwillen sich zuschanden gearbeitet und jeden Tropfen ihres Blutes für mich hergegeben hat. Dann von dir. Du glaubtest an mich von ganzem Herzen, und ich schritt über deinen Glauben hinweg wie über armselige Scherben. Und wieder habe ich nichts als Liebe erfahren von der Stunde an, in der die Angelika in meinen Weg trat. Ach Gott,“ sagte er, „wie soll ich dir von ihr erzählen? Ich habe sie in den Tod getrieben, ohne ihre Liebe und Güte zu begreifen. Immer habe ich empfangen und zum Dank dafür denen, die mich liebten, nur Leid zugefügt. Und wie ein Irrer bin ich an aller Liebe vorbeigegangen, nur von meiner Erbärmlichkeit erfüllt, immer suchend und tastend, auf welchem Wege ich für mich Gewinn heraus schlagen könnte. Ach, Elisabeth, wehre nicht ab. In dieser Stunde müssen alle Hüllen fallen, nun ich mich in meiner Erbärmlichkeit aufgespürt habe. Warum bin ich, wie ich bin? Nun liege ich zerbrochen da, der ich selbst zerstörte und zerbrach, was mir das Leben schuf. Elisabeth, ich kann nicht mehr, und es ist eine letzte Bitte, die ich dir allein ausspreche: Weiße die Zähne aufeinander und wende dich von mir. In allen Taschen trage ich das Unglück.“

Mein Hirn ist ausgebrannt, und das Herz ist leer. Ich bin einer, der zu nichts mehr nütze ist."

Bei seinen letzten Worten vermochte sie nicht mehr an sich zu halten. Ihr ganzer Körper war vom Schmerz geschüttelt.

"Du mir das nicht an," sagte sie laut schluchzend. „Verliere dich nicht von neuem, nun ich dich endlich wiedergefunden. All die Jahre — von der Stunde an, in der mich der Papa in die Schweiz schickte, damit ich nichts mehr von dir sähe und hörte, bis zu seinem Tode bin ich bei dir gewesen. Und als ich erfuhr und wußte, daß du für mich verloren warst, da habe ich auf den Knien gelegen und nur den einen Gedanken gehabt: ich müßte fort, fort aus dieser Welt, in der es für mich nichts mehr zu schaffen gab. Und wenn nicht die Theresie wie ein Hund hinter mir her gewesen und mich auf Schritt und Tritt bei Tag und Nacht bewacht hätte — was wäre wohl aus mir geworden. Und dann bin ich auf die Suche gegangen und habe mir die Menschen von der Landstraße geholt, mit denen wir die letzten Stunden zusammen gewesen sind. Und über mich kam plötzlich die Gewißheit, daß du eines Tages über diese Schwelle treten würdest, und daß ich auf dich warten müßte. Ich habe um dich geweint in vielen bitteren Stunden, aber, lieber Alexander Oblomoff, nie habe ich dich für schlecht und niedrig gehalten, und immer habe ich geglaubt, daß es so hat kommen müssen. Und nun bist du bei mir und klagst dich selber so furchtbar an. Ach, liebster Freund, merkst du denn nicht, daß du elend und schwach bist und vor den Augen eine Binde trägst und nicht zu sehen vermagst? Warum liebten wir dich von ganzer Seele — die Mutter, die Angelika — — und auch ich?" setzte sie leise hinzu. „Weil du anders und besser bist als jene, die achtlos an sich und dem Leben vorübergehen. Du hast es von klein auf schwer genommen, hast in dir geschaufelt und gegraben, um bis auf den Grund deines Herzens zu dringen, hast dir das arme Hirn wund gerieben, um hinter das dunkle Rätsel deines eigenen Daseins zu gelangen. Hast niemals in der Jugend ein Lachen vernommen, wie andere glückliche Kinder, und wärst ohne dein armes Mutterle elend verkommen. Aber wir sahen deinen Kummer und deines Herzens Reinheit. Und ob du auch troßig schwiegst — vielleicht ahnten wir doch, was für kummervolle Gedanken hinter deiner Stirn die Tage und die Nächte arbeiteten. — Klage dich nicht an, Alexander, zerbrich mir nicht, denn sonst zerbrichst du mich. Bleibe bei mir, denn ohne dich ist mein Leben schal. Ich kann nicht auf dich gewartet haben um dieses Endes willen."

Er blickte mit Todestraurigkeit zu ihr empor.

„Keinen Herzens seid ihr,“ antwortete er leise. „In mir wuchs nichts als elende Begier — ein törichter Hansnarr, der auf die Höhe wollte, ohne die Lust da oben zu vertragen, und beim ersten Aufstieg kläglich abstürzte. Ach, Elisabeth, ich bin fertig, wie ein Mensch nur fertig sein kann.“

Da schlang sie ihre Arme fest um ihn. Und ihre Augen durchleuchteten ihr ganzes Gesicht.

„Ich liebe dich, und darum bist du ohne Schuld. Ich liebe dich. Und wenn du mich von dir stößt, so folge ich dir immer wieder, weil ich dich liebe.“

Er sank in die Kissen zurück, und sein verhärmtes Antlitz wurde weiß wie der Schnee, der sich wie ein Leichentuch auf die schwarze Erde senkt. Aber dann glitt ein dürftiges Lächeln für eine flüchtige Sekunde über seine Züge. Er schloß die Augen, von tiefer Müdigkeit überwältigt.

Dieses Lächeln blühte in ihrer Seele auf.

*

*

*

Sie küßte ihn auf die Stirn und saß stumm, mit gefalteten Händen, an seinem Lager. Ganz leise drangen die verhaltenen Töne der Ziehharmonika an ihr Ohr.

Und nun hob und senkte sich regelmäßig seine Brust. Gott hatte ihm Schlaf gegeben. Auf den Fußsohlen verließ sie das Zimmer.

Unten im Schloßhof standen die Getreuen. Der Invalide hatte gerade zu spielen aufgehört.

„Für sein ganzes Sündenleben möchte man ihm Pardon geben,“ sagte die Handelsfrau, „weil er Musik im Leibe hat.“

Aber beim Anblick der Elisabeth verstummte sie für einen Augenblick. Dann ergriff sie die Hand des Fräulein von Sydow, beugte plötzlich ihren krummen Rücken und küßte sie.

Die Baronesse wehrte heftig ab.

„Das Fräulein mögen in Gnaden den Handkuß gestatten.“ Und tief ernst fügte sie hinzu: „Es läßt sich in dieser Welt noch leben, obwohl es so viel Liebe gibt.“

Und gleichsam segnend breitete sie ihre alten dünnen Hände aus.

Diesen Segen empfing die Elisabeth von Sydow wie eine Verheißung Gottes.

Franz Blei: Fußnoten und Glossen.

Die unverständlichen Dichter. Unlängst wurde einem Verleger ein Buch angeboten: „Wie lernt man schreiben?“ Eine Art Bademeikum zu einem „schönen Stil“, mit naiver Preisgabe sämtlicher schlechten Journalistenkniffe an jedermann. Ein Buch: „Wie gewöhnt man sich das Schreiben ab?“ wäre gegenüber der allzu großen Zahl schreibender Deutscher — nicht deutsch Schreibender — ein verdienstlicheres Unternehmen. Wer hat nicht schon das kritisch abtuende Urteil über Schriften einiger unserer schönsten neueren Dichter gehört: sie seien „unverständlich“? Und solches Urteil nicht etwa von gänzlich Unberufenen, sondern von Männern, die von einem neuen Musikstück sehr zurückhaltend sagen, man müsse es öfter hören, bevor man in Worten den Eindruck formulieren könne. Das Gedicht scheint ihnen weniger Zeit zu verdienen. Die „unverständlichen“ Dichter — auch Prosaisisten gehören dazu — und „Wie lernt man schreiben?“, dürfte da nicht ein Zusammenhang sein? Die tägliche Lektüre der Zeitung, die sich naturgemäß an ein Publikum etwas unter dem Durchschnitt wendet und daher dessen Jargon und Art haben muß, hat ein leichtes Hinlesen gezüchtet, das sich nichts als unterrichten will, wissen will, was geschehen ist oder wird. Die Zeitung arbeitet mit der Wichtigkeit der Inhalte, versetzt tagtäglich den Gehirnen der Leser diese Suggestion von der Wichtigkeit des verstandesmäßigen Wissens um alles, was passiert und gemacht wird. Als Form dieser Mitteilung ist die gemeinste die beste, da es ja nur auf den Inhalt ankommt. Dem Gebildeten ist die Zeitung eine rasche Lektüre. Er weiß, daß er sie nicht ihrer schönen Sprache wegen liest, und lacht über das Klischee des Bildausdrucks, den wispigen Feuilletonisten, den weitausschauenden Leitartikler, den melodramatischen Lokalreporter. Aber alles das nimmt das Gehirn des Gebildeten doch Tag für Tag widerstandslos auf. Und bildet in ihm eine Neigung heraus, alles Gedruckte in der gleichen mühlos raschen Weise lesen zu wollen wie die Zeitung, in der

gleichen Weise des Verstehens mit banalstem Verstande. Man weiß: leidenschaftliche Zeitungsleser sind nie Bücherleser. Bücher verlangen ein anderes Tempo und einen anderen Verstand, eine andere Art des Verstehens. Die „unverständlichen“ Dichter werden es einem bleiben, der sie wie die Zeitung lesen will: bloß einmal und hundertmal schneller als der Dichter geschrieben hat, und eingestellt auf verstandesmäßig begreifbare Tatsachen. Daß die Zeitung sich mit einem Minimum von Grammatik begnügen muß und damit ihren fleißigen Leser der ganzen Grammatik entwöhnt und ihm eine grammatikalisch reiche Sprache absonderlich und „unverständlich“ erscheinen läßt, sei nebenbei bemerkt. Die Zeitung lebt von einem kleinen Rest deutscher Grammatik, — wer sie so ganz beherrscht wie etwa Vorchardt in seinen prachtvollen Pindar-übersetzungen, wird „unverständlich“. Die Zeitungen sind so, wie sie wohl sein müssen. Der gebildete Leser aber möge an das Gedicht und die Prosa nicht den kritischen Maßstab der Verständlichkeit seiner täglich zweimal gelesenen Zeitung legen und an einer Lektüre von Klopstock oder Hamann sich überzeugen, daß die „Unverständlichkeit“ nicht eine Laune der Heutigen ist, sondern daß so gelesen, auf gemeine Verständlichkeit in verkümmelter Sprache hin, alle Dichter, die je waren, unverständlich sind. Die Esoterik der Dichter ist nicht deren freie Wahl, sondern eine Notlage, schmerzlich von ihnen erkannt.

•

•

•

R u s s i s c h. Die Eisenbahnen und die Fabrikschornsteine triumphieren; Kapitalzins und Dividende, die Russen teuflische Erfindungen nannte und sie zu nehmen Todsünde, behalten recht: danach gemessen war sein Werk erfolglos, das somit ganz im Geistigen bleibt, in der Intention und im Bild. Dieser Mann des 13. Jahrhunderts wollte, daß man an den Wochentagen praktiziere, was man des Sonntags in der Kirche zu glauben und zu bekennen vorgibt. Das genügte, daß ihn die Engländer für einen Narren hielten und zu ihm wie Festus zu Paulus sagten: „Du bist von Sinnen; viel Lernen hat dich verrückt gemacht.“ Russen schrieb das glänzendste, suggestivste Englisch. Man denke nicht an den Greuel jener poetischen Prosa der Dilettanten, die Ohren weder für Prosa noch für Poesie haben. Seine Prosa ist immer klar durchsichtig und frei von allem Euphuismus; nie preziös oder sonst wie gemacht und fein hergerichtet; sie hat eine fast hörbare Melodie in ihren Assonanzen und Konsonanzen. Man schlage irgend eine Seite auf, in den Modern

Painters 3. B.: „ . . . Black bread, rude roof, dark night, laborious day, weary arm at sunset; and life ebbs away. No books, no thoughts, no attainments, no rest — except only sometimes a little sitting in the sun under the church wall, as the bell tolls thin and far in the mountain air . . .“ — Ruskin spürte alle Assoziationen auf und brachte sie; und dies gilt nicht nur von der Art seines Schreibens, sondern ist auch Tendenz seines ganzen Werkes. Er schrieb bis zum Jahr 1862, als er *Unto this Last* veröffentlichte, über die Kunst und redete darin über Moral und Religion. Von 1862 ab schrieb er über Moral und Religion und brachte dahinein die Kunst. Er ist literarisch immer im höchsten Maße interessant. Nun man ihn übersetzt, kommt sein Gedankliches nackter hervor: es bestechen nicht mehr die Pracht der Rede und der Ton der Worte, die er wählte und zusammenbrachte wie kein englischer, ja kein Prosaisst vor ihm. Die Ideen: er hatte viele und noch mehr Überzeugungen, die sich deshalb oft widersprechen und einander ausschließen. Konstant war nur sein Haß gegen die Eisenbahnen, den Kapitalzins, die Renaissancearchitektur und Whistler. Es liegt darin der Grund seiner herrlichen abundanten Eloquenz: er ist seiner vielen Meinungen nie sicher und braucht so zu ihrer vermeintlichen Festigung den größten Aufwand von Worten und Leidenschaft. Wo er begeistert ist, findet er den herrlichsten Ausdruck, denn die Begeisterung kann den sicheren Standpunkt entbehren. Wo er tadelt, wo er Gegner ist, wird er ohnmächtig, nüchtern, platt, schlechtwütig, denn die Kritik verlangt eine feste Voraussetzung. Das Studium der Malerei, meint er, führe zur Kenntnis von deren Gesetzen. Und „von diesen Gesetzen zögernd und zweifelnd zu sprechen ist so lächerlich, als es für Faraday lächerlich wäre, wollte er zögernd und zweifelnd von der Affinität des Eisens und des Sauerstoffes sprechen und die Entscheidung darüber, ob eine solche Affinität existiert oder nicht, den Zuschauern überlassen.“ Das ist die Basis seiner Kunstlehren. Nicht nötig wohl zu sagen, daß der Vergleich eines demonstrierbaren Faktums mit Meinungen, die sich treffen können, nichts wert ist. Ruskin kommt auch ohne fortwährenden Gebrauch der Vokabel „falsche“ und „wahre“ Kunst nicht aus — um auch hierin durchaus nicht bei dem einmal Gesagten zu bleiben. Das Arrangieren der Landschaft durch den Maler ist einmal „falsche“ Kunst, dann wieder wird es bei einem Bilde Turners gelobt. Er ist für Turner und für die Präraphaeliten und gegen Whistler, immer aus den einander aufhebendsten Gründen. Er will die Bedeutung der Gotik über

die Renaissancearchitektur beweisen und zeigt die Gotik in Venedig, wo sie ein Bastard ist. Venetianische Gesimsprofile findet er typisch gotisch, und ornamentale Bogen nimmt er für konstruktive. Die griechische Architektur ist „häßlich“, und er will mit Phidias, Giotto und Michelangelo beweisen, daß Maler und Bildhauer die besten Architekten sind. Dem Phidias schrieb er das kurz früher „häßlich“ genannte Parthenon zu, dem Giotto irrtümlich den Campanile, und Michel Angelos Dom gehört ja zur „pestilente Renaissance“ . . . Ich weiß nicht, wie sich die deutschen Leser mit dem deutschen Ruskin abfinden, wenn sie ihn nicht auch englisch lesen können. Denn unbesehen schon kann man sagen, daß es den Übersetzern nicht gelingen wird, Ruskinsche Prosa — es gibt da Sätze mit 5 bis 600 Worten! — in das Deutsche zu bringen. Es ist ihnen auch nicht gelungen; war auch nicht ihre Absicht. Absicht war: der Denker und Kunstkenner und Reformers Ruskin, der so ohne seine Sprache vorgestellt verwirren und verirren muß. Man soll Ruskin englisch oder gar nicht lesen.

*

*

*

Balzac. In Aufsätzen, die eine neue deutsche Ausgabe der Comédie Humaine (im Inselverlag) veranlaßt hat, nannte mancher Balzac einen beobachtenden Realisten. Abgesehen davon, daß er sich aus der Beobachtung nichts machte, hätte er bei seinen sechzehn Stunden täglicher Arbeitszeit auch kaum Zeit gefunden, die zweitausend Menschen seines Werkes zu beobachten, welche Zahl einer zusammengerechnet hat. Seine Methode ist ganz imaginativ. Der Gedanke (das Leben nennt er dessen Kleid) beherrscht ihn, und dieser Gedanke ist: Energie, Leidenschaft, Aktivität. Er beschreibt nie wie Stendhal, er setzt alles in Aktion um. Er gibt seinen Menschen Riesenschicksale und eine Heldenmuskulatur, denn seiner Überzeugung nach hat sich seit den Griechen die Leidenschaft nicht geändert. Eine äußere Änderung hat nur die Notwendigkeit erfahren, die heute das Geld ist. Balzac schuf Menschen nach seinem Bilde, oder: er erfand sich immer neu, denn sein Riesenwille wurde nie mit sich fertig. Die Leidenschaft glühte nicht aus. Ein gutes Beispiel ist jene Szene in der Cousine Bette, da der ruinierte Baron Hulot zu Josephine, der Maitresse seiner besseren Tage, kommt, um für ein paar Tage Unterkunft zu erbitten. „Est-vrai, vieux, que tu as tué ton frère et ton oncle, ruiné ta famille, surhypoqué la maison de tes enfants et mangé la

grenouille du gouvernement en Afrique avec la princesse?" Le baron inclina tristement la tête. „Eh bien, j'aime cela!" s'écria Josépha, qui se leva pleine d'enthousiasme. C'est une brûlage générale! C'est sardanapale! C'est grand! C'est complet! On est une canaille, mais on a du coeur!" Die logische Systematik macht ihn natürlich oft unwahrscheinlich im Wirklichkeitsinn, und eine synoptische Vision der Dinge fehlt ihm. Er bleibt immer beim Einzeldinglichen und bildet keine Mythologie. Er hat eine gemeinpläßige Philosophie und schwärmt für Adel, schöne Frauen und feine Manieren; war ein naiver Barbar; ein Stück Natur. Und seine Fabel wird gern romanesk, und sein Stil ist nicht oft gut. Gegen alle diese Dinge, die sich als Einwände nicht geben können, kaum als Einschränkungen, steht, sie weit überschattend, das Genie seiner Multiplizität, das seinesgleichen nicht hat. Dieses Genie nimmt ihm, wer ihn einen beobachtenden Realisten nennt, was er nur in der Komparserie seiner Dramen ist: die kleinen Leute ohne Aktion zeichnet er nach dem Leben, um dagegen seine imaginierten Heldenschicksale stärker kontrastieren zu lassen.

Detlev von Liliencron: Die Macht der Musik.

An einem Maitag, weit von Haus,
Lag ich im Fenster schon hinaus
Des Morgens früh um viere.
Still träumt die Stadt, kein Hund ist wach,
Kein Rauch umkräuselt traut das Dach,
Noch schlafen Mensch und Tiere.

Auf einmal, unter mir vorbei,
Ging eine kleine Küchenfei,
Ein Kind von acht, neun Jahren.
Sie sieht mich nicht — dsching, tut und quiel,
Klingt her die Regimentsmusik
Im Schritt der Janitscharen.

Das Mädel stugt. Der Korb im Arm
Faßt Eier, Wurst und andern Kram:
Mais, Reis und Pomeranzen.
Da geht's nicht mehr, sie setzt ihn hin,
Und nur zu tanzen ist ihr Sinn,
Und sie fängt an zu tanzen.

Fern die Musik klingklang rumbum,
Sie tanzt und tanzt rechtsam, linksam,
Reizend, wie Engel schweben.
Her, hin und her, sie ist allein,
Umblüht vom ersten Sonnenschein,
Dem Trieb ganz hingegeben.

Mal tragt sie sich den krausen Kopf,
Der Spatz macht's so mit seinem Schopf,
Das tut sie nicht ansetzen.
Doch plötzlich hört der Taumel auf,
Sie nimmt den Korb, setzt sich in Lauf,
Es fliegen ihre Flechten.

Hin zur Musik! Sie läuft, sie rennt,
Nur zu, nur fort, als wenn sie brennt,
Was sind's für Firtlefanten!
Die Wurst im Korb macht hoppsasa,
Die Eier hüpfen hopplala,
Und auch die Pomeranzen.

Wer weiß, wo jener Tanzplatz war:
In Kiel, in Rom, in Sansibar,
In Siebenbürgen, China?
Der Reim auf China liegt nicht fern,
Im Leben denk' ich immer gern
Der kleinen Ballerina.

Sully Prudhomme:*)

Gedichte.

I. Vergeudete Zeit.

So wenig Erfolg, so viel Mühe und Leid!
Fruchtloser Sorgen voll sind unsere Tage:
Ihre Meute heßt uns in endloser Plage,
Jagt uns, verschlingt uns, vorbei flieht die Zeit . . .

„Morgen! besuch' ich die armen Leut',
„Morgen will endlich dies Buch ich lesen,
„Morgen, o Seele, erkenn' ich dein Wesen,
„Morgen bin groß ich und stark . . . nicht heut.“

Heut', was für Sorgen, Besuchen, Besichten!
O, gnadloser Schwarm der Schmaröserpflichten,
Der um uns sprossen läßt seine Saat!

So schlummern das Herz, der Sinn, jedes Streben,
Und während man müde wird, ohne zu leben,
Erwarten die wahren Pflichten die Tat.

2. Die zersprungene Vase.

Ans Glas, drin die Blumen verwelken,
Ein Fächer schlug leicht, und es sprang;
Raum schwankten erzitternd die Nellen,
Kein einziger Laut erklang.

Allein, die kaum sichtbare Wunde,
In unwiderstehlichem Lauf,
Umzingelt das Glas in der Kunde
Und nagt das Kristall leise auf.

*) Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen
von Lina Friedlaender.



Die Muster des Alcazar zu Sevilla
 und die über spanische Kunst.

Sully Prudhomme:*)

Gedichte.

1. Vergendete Zeit.

So wenig Gefolg, so viel Mühe und Leid!
Fruchtloser Sorgen voll sind unsere Tage:
Ihre Mente hat uns in irdischer Plage,
Jagt uns, verhallt uns, vorbei flieht die Zeit . . .

„Morgen! beklach' ich die armen Leut'.
„Sorgen will endlich dich auch ich leut'.
„Morgen, o Seele, erkenn' ich dein Wesen,
„Morgen bin groß ich und hart . . . nicht heut.“

Leut', was für Sorgen, Demüthen, Befüchten!
O, gaudloser Schwarm der Schmarreherpflichten,
Der um uns sprossen läßt seine Saat!

So schlummern das Herz, der Sinn, jedes Streben,
Und während man müde wird, ohne zu lernen,
Erwarten die wahren Pflichten die Tat.

2. Die zerprungene Vase.

Aus Glas, drin die Blumen verweilen,
Ein Fächer Licht'ig leucht, und es sprang:
Kaum schwankten erzitternd die Metten
Kein einziger Laut erklang.

Allein, die kaum sichtbare Wunde,
In unwiderstehlichem Lauf,
Umzingelt das Glas in der Runde
Und nagt das Kristall leiße auf.

*) Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen
von Lina Friedländer.



Die Kathedrale des Alcazar zu Sevilla.
Zum Essay über spanische Kunst.

Das Wasser muß' langsam vergehen,
Die Blumen, sie neigen sich bang;
Hat niemand den Schaden gesehen?
O, rührt nicht daran, es zersprang.

So streifen geliebteste Hände
Das Herz oft und bringen ihm Pein,
Dann bricht es von selber am Ende,
Die Blüte der Liebe geht ein;

Und heil vor der Welt jede Stunde,
Weint leise und wächst stetig an
Des Herzens geheime Wunde,
Es sprang ja, o rührt nicht daran.

3. Wenn Gott ich wär'.

Wenn Gott ich wäre, so gäb' es kein Sterben,
Die Menschheit wär' gut, der Abschied nicht schwer,
Nie würden Tränen die Freude verderben,
Wenn Gott ich wär'.

Wenn Gott ich wär', wär' die Frucht nur zum Essen,
Die Arbeit ein munteres Spiel nur mehr,
Denn wir wollten nur unsre Kräfte messen,
Wenn Gott ich wär'.

Wenn Gott ich wär', malt' ich dir, meine Traute,
Den Himmel stets leuchtend — ein blaues Meer,
Nur dich ließ' ich, wie ich immer dich schaute,
Wenn Gott ich wär'.

4. Der Tau.

Ich träum' — auf die Wiesen fallen
Die bleichen Tautropfen sacht,
Den durstenden Blüten allen
Gibt Labe die frische Nacht.

Wann fällt der Tau aus den Höhen?
Die Nacht ist klar und voll Duft;
Er schwebte wohl ungesehen
Als Hauch in der blauen Luft.

Warum meine Tränen rinnen?
Die Nacht senkt Frieden herab.
Ganz heimlich wohl schluchzten sie innen,
Schon ehe geweint ich hab'.

In unsrer Seele stets schwingen
Die Schmerzen in leisem Chor,
Ein Blick, ein Lächeln oft dringen
Hinein — und Tränen brechen hervor.

5. Der Ozean.

Der Ozean macht bang erschauern,
Weil jeder Horizont entflieht,
Die Nähe von Gefängnismauern
Bedrückt so stark nicht das Gemüth;

Kein Kettenrasseln und kein Stöhnen,
Das angstvoll durch den Kerker gellt,
Gleicht jenem furchtbar eh'nen Dröhnen
Der Flut, die an dem Fels zerschellt.

Gib acht, daß — willst am Meer du träumen —
Der Liebsten Hand in deiner ruht;
Der Elemente zorn'ges Schäumen
Erhöht der Liebe heiße Glut.

Das Grau'n der Weite wird verblaffen,
Das qualvoll eben in dir schrie,
Bom Geist, der sie nicht konnte fassen,
Taucht sie ins Herz, das groß wie sie;

Dort ruhen die Unendlichkeiten,
Der Himmel und das ganze Meer;
Der Liebe Schwur zu solchen Zeiten
Gilt ewig, Weiß; wiegt weltenschwer.

Paul Ronody:

Raphael.

Übersetzt von Alice Fliegel.

(Mit zwei Vierfarbendrucken.)

(S c h l u ß.)

III.

Raphael traf vor dem September 1508 in Rom ein, denn am 5. September des genannten Jahres schrieb er von Rom aus an Francia von Bologna, den er wahrscheinlich in Urbino getroffen hatte. Es muß für den jungen Meister ein berauschendes Gefühl gewesen sein, als er sich so plötzlich und unerwartet von den Wundern der klassischen Welt umgeben sah. Der Klassizismus beherrschte damals die ganze Gedankenwelt, so daß selbst das Christentum von heidnischen Elementen durchsetzt war.

Ebenso anregend und erhebend mußte es für Raphael gewesen sein, als er sich mit einem Male, gleich den Größten seiner Zeit, in einer so großen und verantwortungsreichen Stellung sah, während er in Florenz nur eine bescheidene Position einnahm und mit bewundernder Ehrfurcht auf Michelangelo und Lionardo blickte. Der Papst Julius II. setzte das größte Vertrauen in den jungen Künstler. Die Art, wie Raphael seinen ersten Auftrag erledigte, rechtfertigte dieses Vertrauen seines hohen Gönners nicht nur, sondern machte den Papst mit den anderen dekorativen Arbeiten, die vor Raphaels Ankunft in den Räumen des Vatikans unternommen worden waren, durchaus unzufrieden.

Der Haß, den Julius II. gegen seinen Vorgänger, den Papst Alexander VI., im Herzen trug, machte es ihm unmöglich, in den Borgias Gemächern zu verweilen. Im Jahre 1507 entschloß er sich daher, in den oberen Räumen des Vatikans Wohnung zu nehmen. Dieses obere Stockwerk war unter der Regierung Nikolaus V. von Pier dei Franceschi und Bramantino ausgeschmückt worden. Diese Fresken waren nicht nach dem Geschmack des neuen Papstes. Er verpflichtete Perugino, Peruzzi, Sodoma, Signorelli und Pinturicchio für eine Neuausschmückung der Stenzen, und schließlich beauftragte er Raphael mit der Ausmalung der vier Medaillons an der Decke der Stanza della Segnatura, deren

Berzierungen Sodoma größtenteils vollendet hatte. Über die Verwendung dieses Raumes herrschen verschiedene Ansichten, aber die Motive der Dekorationen weisen deutlich darauf hin, daß das Gemach als Bibliothek benutzt wurde. Die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz, mit denen Raphael die vier Medaillons ausfüllte, wurden in der späteren Renaissance vielfach zur Ausschmückung von Bibliotheken verwendet. Die mehrfache Wiederholung von Büchern in allen möglichen Zusammenstellungen zeugt ebenfalls von der großen Wahrscheinlichkeit dieser Annahme.

Julius II. war von Raphaels erster Arbeit so entzückt, daß er ihm sofort die ganze Ausstattung der anderen Gemächer übertrug und in unbarmherziger Weise bestimmte, daß alle früheren Gemälde sofort vernichtet werden sollten. In dieser Stunde des Sieges über seine Kollegen bewies Raphael die Großmütigkeit und Liebeshwürdigkeit seines Charakters, die jeder fühlte, der mit ihm zusammenkam. Er erbat sich von seinem ungestümen Arbeitgeber und Gönner, daß einige Werke Baldassare Peruzzis und Peruginos vor der allgemeinen Zerstörung bewahrt blieben, ebenso Sodomas Deckendekoration in der Camera della Segnatura. Eine Reihe von Köpfen, die von Bramantino gemalt waren, ließ Raphael, ehe er sie vernichtete, von seinen Gehilfen kopieren. Diese Kopieen schenkte Giulio Romano nach Raphaels Tode dem Monsignore Giovio, und höchstwahrscheinlich sind sie mit den „Bramantino“-Porträts der Willettsammlung identisch, die sich jetzt in New-York, im Metropolitan-Museum, und in South Kensington befindet. Gaspar Pardou Clarke, der Direktor des erstgenannten Museums, tritt sehr für die Annahme ein.

Doch um zu Raphaels Arbeiten in der Stanza della Segnatura zurückzukehren, so beweisen uns der Gedankenreichtum, die Wissenschaft und das Können, das in dem ganzen Entwurf in so reicher Art entwickelt ist, daß Raphael mit den Geistesströmungen seiner Zeit Schritt hielt, oder, besser gesagt, daß er weise darnach strebte, den Rat der Männer, die an der Spitze dieser Bewegungen standen, zu erhalten und auszuführen. In der Tat weiß man von einem Brief, in dem sich Raphael von dem Dichter Ariosto wegen einiger Details Rat erbittet. Der Papst selbst wird seinem Schüßling sicher von seinen Ideen mitgeteilt haben, und auch der sehr gebildete Kardinal Bibbiena und der berühmte Humanist Pietro Bembo, Raphaels intime Freunde, waren immer zu seiner Verfügung; höchst wahrscheinlich wird ihm auch Bra-

mante bei den architektonischen Stellen seiner Gruppen beigestanden haben. Raphael selbst, obgleich er außerordentlich aufnahmefähig und empfänglich war und es besser wie irgend ein anderer verstand, eine Idee in eine vollkommene, künstlerische Form zu kleiden, war doch durchaus kein Mann des Lernens und der Wissenschaft. Mit Dantes und Petrarchs Poesien war er in seinem Vaterhause vertraut gemacht worden, er hatte wohl auch ein wenig in die Schriften von Marsilio Ficino hineingeschaut, und kannte die ersten Anfänge klassischer Wissenschaft, aber er hat die lateinische Sprache niemals beherrscht, die doch damals eine unbedingte Notwendigkeit für jede wirkliche Bildung und jedes Studium war. In den folgenden Jahren, als er die Stellung eines Präfecten der Altertümer inne hatte, war er genötigt, sich den vielgebildeten Humanisten Andrea Fulvio zu engagieren, damit dieser ihm die lateinischen Inschriften der altertümlichen Ruinen übersetzte.

In der Stanza della Segnatura trägt die Gesamtarbeit Raphaels denselben Stempel des abgemessenen, gewollten Arrangements, dieselbe Einheit in der Zusammenfassung der verschiedenen Motive und Nebengruppen, wie jedes Einzelfresko. Auf die Strebebogen, die die Deckenmedaillons mit den großen Fresken der Wände verbinden, setzte er „Die Erbsünde“ neben die Theologie, „Das Urteil Salomons“ neben die Jurisprudenz, „Apollo und Marsyas“ neben die Poesie, und eine allegorische Darstellung der Sternkunde neben die Philosophie. Nach einer ungeheuren Anzahl von Vorarbeiten bemalte er die große, unter der „Theologie“ befindliche Wand mit einem umfangreichen Freskogemälde, der sogenannten „Disputa del Sacramento“. Weit davon entfernt, einen Streit darzustellen, zeigt dieses Bild die heiligen Väter und Theologen der Kirche (und unter ihnen Dante, Savonarola und Fra Angelico), die um den Altar versammelt sind und das heilige Abendmahl anbeten.

An die gegenüberliegende Wand malte er unter die „Philosophie“ die sogenannte „Schule von Athen“. Hier sind, in Übereinstimmung mit dem widerspruchreichen Zeitgeist, die philosophischen Systeme der alten Welt in der gleichen Art verherrlicht, wie das Christentum in der „Disputa“. In der vornehm angeordneten Gruppe der Philosophen sind Raphaels Zeitgenossen und Freunde, wie Bramante, Lionardo, Castiglione, Francesco della Rovere, Frederigo Gonzaga, Sodoma, Raphael selbst und andere Künstler in der Gestalt von Euklid, Plato, Zoroaster und anderer Weiser dargestellt. Raphaels köstliche, kompositorische Inspiration wurde durch das ungünstige Eindringen von zwei

breiten Türrahmen in den Raum der übrigen beiden Wände nicht beeinträchtigt. Auf eine dieser Wände setzte er unter die „Poesie“ den „Parnass“ mit den Musen und den Dichtern Homer, Virgil, Dante, Ariosto, Boccaccio, Tebaldeo, Sappho u. a., die sich um Apollo scharen, der statt der üblichen Leier die Bratsche spielt. Über die Türe der letzten Wand malte er drei allegorische Figuren: die Klugheit, die Stärke und die Mäßigkeit, und mehr unten an die Seiten: „Justinian, der den Kodex übergibt“, und „Gregor IX.“ (personifiziert durch Julius II.), der die Dekretalen erläßt. Die Ausschmückung des ganzen Raumes war im November des Jahres 1511 beendet. Wahrscheinlich malte Raphael im gleichen Jahre das wunderbare Porträt Julius II., das im Pitti-Palast hängt. Das Antlitz des Papstes ist finster, vergrämt und streng, denn in der Zeit hatte sein politisches Unglück in dem Verlust von Bologna seinen Höhepunkt erreicht. Später, als der Künstler die Stanza d'Eliodora ausstattete, war des Papstes Stern wieder im Steigen begriffen, und Julius II. errang in der völligen Niederlage und Vertreibung der Franzosen einen bedeutenden Sieg. Die Motive für die Gemälde dieses Raumes stehen alle mehr oder weniger mit den geschichtlichen Ereignissen jener Zeit in Verbindung, besonders das Freskogemälde, das der Stanza d'Eliodora ihren Namen gab: „Die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel von Jerusalem“ — eine deutliche Anspielung auf die Vertreibung der Franzosen. Diese Freske ist durch den wirksamen, eigenartigen Kontrast bemerkenswert, den die lebensvolle, dramatisch bewegte Gruppe der rechten Seite und die großzügige Ruhe ergeben, die auf den Gestalten der linken Seite liegt, die sich um die majestätische Gestalt Julius II. gruppieren.

Die andere Freske „Das Wunder von Bolsena“ versinnbildlicht, wie die geweihte Hostie vor den Augen des an der Transsubstantiation zweifelnden Priesters zu bluten beginnt, — ein Ereignis, das die Feier des Leibes Christi nach sich zog. Seitlich von dem zelebrierenden Priester kniet Julius II. Die Idee zu der Freske ist höchstwahrscheinlich von Julius II. selbst gegeben worden. Auf seinem Feldzug nach Bologna hatte der Papst die Kapelle von Bolsena besucht und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit ein Gelübde getan, seines Besuches durch eine geweihte Opfergabe zu gedenken. „Das Wunder von Bolsena“ ist durch den glutvollen Farbenreichtum berühmt, der beinahe venetianischen Charakter trägt, und den Raphael zweifellos dem Maler Sebastiano del Piombo, der 1511 von Venedig nach Rom kam, abgesehen hatte.

Auf der gegenüberliegenden Wand befindet sich „Die Befreiung des heiligen Petrus“, die sicher nicht, wie viel behauptet wurde, eine Erinnerung an des Papstes Leo X. Flucht aus französischer Gefangenschaft ist, da sie unter der Regierung Julius II. bereits begonnen wurde. Es ist wahrscheinlicher, daß dieses Bild die *Befreiung der Kirche* versinnbildlicht. Die letzte Wand stellt den „Rückzug Attilas vor Leo dem Heiligen“ dar. Leo X., der 1513 auf Julius II. folgte, saß zu dem Bilde seines Namensvetters, doch die Freske hat wenig von Raphaels eigener Arbeit aufzuweisen, seine Gehilfen unternahmen die Ausführung fast allein.

Die Dekoration der Stenzen wurde 1514 vollendet, ein Jahr, das neue Ehren und neue Pflichten für Raphael brachte, denn als Architekt der Basilika wurde er zum Nachfolger Bramantes auserwählt, und als solcher leitete er den Bau von St. Peter.

Von nun an ist Raphael eher als das Oberhaupt einer kleinen Armee von Malern und Handwerksleuten anzusehen, die nach seinen Ideen, Zeichnungen und Angaben arbeiteten, nicht aber als ein Meister, der für jedes Detail der Arbeiten verantwortlich ist, die mit seiner Genehmigung und unter seinem Namen den Weg aus seiner Schule in die Welt fanden. Selbst in den ersten Jahren seiner römischen Periode sind nur einige Altarstücke und Staffeleigemälde, die er in Auftrag bekam, die alleinige Arbeit von des Meisters Pinsel. In der beliebten „Madonna della Sedia“, im Pitti-Palast, haben wir den reinen Raphael, ebenso in dem Wunderwerk, das unter dem Namen „Madonna di Foligno“ bekannt ist. Das letzte Bild malte Raphael 1512 im Auftrage des Sigismondo de Conti für dessen Familientapelle in der Kirche Ara Coeli. Der Bischof ließ es zur Erinnerung an seine Flucht vor einem herstenden Feuerball malen, der durch ein Meteor im Hintergrunde der Landschaft angedeutet ist. Diese Madonna kam später nach Foligno, dem Geburtsort Sigismondos. 1797 wurde das Bild von den Franzosen von dort fortgenommen, aber höchstwahrscheinlich wieder hingeschafft; jetzt befindet es sich unter den Schätzen des Vatikans. Die bedauerlicherweise verdorbene „Madonna des Tower“ in der National-Galerie und die „Madonna Alba“ in der Eremitage sind höchstwahrscheinlich auch ganz des Meisters eigene Arbeiten.

Die „Madonna mit dem Diadem“, die „Madonna del divino Amore“, die „Garvagh Madonna“, die „Madonna mit dem Fisch“, die

„Madonna mit dem Licht“ und verschiedene andere sehr bekannte Madonnenbilder, für die Raphael die Entwürfe und Ideen lieferte, wurden von Giulio Romano und anderen Schülern des Meisters ausgeführt.

IV.

Ein Brief, den Raphael am 1. Juli 1514 an seinen Onkel Simone Ciarla schrieb, gibt uns über des Künstlers Charakter und Privatleben wichtige Aufschlüsse. Dieser Brief wurde von einem Manne geschrieben, den seine großen Erfolge mit stolzer Erregung erfüllten, der aber trotzdem bescheiden blieb — in dem Vollgefühl der großen dankbaren Freude, die diese Erfolge, die er seinem Glück, seinem Talent und seinem Charakter verdankte, in ihm auslösten, war der Meister doch nie eingebildet und anmaßend. Durch alle diese Gefühle klingt immer wieder ein Ton klug-kühler Berechnung hindurch, hauptsächlich was Geldsachen und eheliche Chancen anbetrifft. Raphael erzählt mit Behagen von der Größe seiner Einnahmen, von seinem Gehalt, das er als Architekt der Basilika bezieht, und von den Geldern, die ihm seine Gemälde bringen. In derselben Weise berichtet er von einer „vorteilhaften Partie“, die ihm der Kardinal Bibbiena vorgeschlagen hat, und für die er sich verpflichtet hat; doch falls nichts daraus werden sollte, „so werde ich mich deinen Wünschen fügen“. Die letzten Worte sind höchstwahrscheinlich eine Anspielung auf irgend eine passende Heiratskandidatin in Urbino. Auch in Rom fehlte es Raphael nicht an günstigen Parteen, und er weiß von einem hübschen Mädchen, das 3000 Goldkronen als Morgengabe mit in die Ehe bringt, zu erzählen. Ebenso erwähnt er mit nicht geringem Stolz, daß er in Rom in seinem eigenen Hause wohnt.

Die Bemerkungen über seine Heiratspläne gehören zu den interessantesten und viel umstrittensten Kapiteln von Raphaels Leben. Die Geschichte seiner gescheiterten Verbindung mit Fornarina, der schönen Tochter eines Bäckers von Siena, wurde zuerst von Vasari in die Öffentlichkeit gebracht, und dann 1665 von Fabio Chigi bestätigt; seitdem haben sich viele moderne Schriftsteller mit jenem Liebesverhältnis als einem willkommenen Stoff ausgiebig beschäftigt. Die Zeugnisse und Beweise, die Rodolfo Lanciani gesammelt hat, bestätigen Vasaris Behauptung und stellen auch den Namen und das spätere Schicksal der Fornarina fest. Was die

lokale Tradition anbetrifft, so werden in Rom drei Häuser angegeben, die Raphaels Geliebte nacheinander bewohnt haben soll, und zwar sind diese Häuser stets in nächster Nähe der Gebäude, mit deren Dekoration Raphael der Reihe nach beschäftigt war. In dem ersten dieser Häuser in der Via di Sta. Dorotea ist heute noch eine Bäckerei, die unter dem Namen „il forno della Fornarina“ bekannt ist; das zweite befindet sich in der Vicolo del Cedro neben St. Egidio in Trastevere, und das dritte Haus ist das Palazzetto Cassi; dort ist in die Mauer eine Tafel mit folgender Inschrift eingelassen: „Die Tradition sagt, daß die Eine, die Raphael so sehr liebte, und die er zu großem Ruhme erhob, in diesem Hause lebte.“

Durch eine Volkszählung, die Leo X. im Jahre 1518 vornehmen ließ, stellte sich heraus, daß eines der Häuser der Familie Cassi von dem Bäcker Francesco von Siena bewohnt wurde. Dieses Ergebnis stimmt vollkommen mit der Tradition überein, daß „Margherita, Donna di Raffaello“, wie sie in einer zeitgenössischen Kopie der Giunta-Ausgabe von Vasari 1568 genannt wurde, die Tochter eines Bäckers von Siena war. Aber wichtiger und ausschlaggebender ist eine Notiz, die man im Hauptbuch der „Kongregation von Sant' Apollonia“ fand — ein Haus in Trastevere für gefallene und reuige Frauen. Diese Notiz, die den 18. August 1520 als Datum aufweist, also ungefähr vier Monate nach Raphaels Tode geschrieben wurde, lautet: A di 18 Augusti 1520. Hoggi e stata recenta nel nro Conservatorio maa Margarita vedomo, figliola del quondam Francescho Luti da Siena.“ („18. August, 1520. — Heute trat in unsere Anstalt die Witwe Margarita ein, die Tochter des Francesco Luti von Siena.“) Die auffällige Übereinstimmung der Namen und Daten läßt es außer Zweifel erscheinen, daß diese „Witwe“ die schöne Fornarina war, die Tochter des Bäckers aus Siena, und daß jene Margarita mit dem reizvollen Geschöpf identisch ist, das Raphael als Modell für die „Donna Velata“, die „Sirtinische Madonna“ und für einen der Köpfe seines Gemäldes „Die heilige Cäcilie“ diente.

Man sagt, daß Raphaels Verhältnis mit der schönen Bäckers-tochter bis zu seinem Tode gedauert hat. Der Abgesandte des Papstes, der Raphael den letzten Segen brachte, bestand darauf, daß sich des Künstlers Geliebte aus dem Sterbezimmer entfernte. Vasari teilt uns ferner mit, daß Raphael in seinem Testament genug Vermögen für

die Fornarina aussetzte, damit sie als anständige Frau weiterleben konnte“.

Raphaels langes Zusammensein mit der Bäckerstochter ist sicher daran schuld, daß er sich zu einer Heirat nicht entschließen konnte. Mit Maria Bibbiena, der schönen, angesehenen und vornehmen Nichte des Kardinals Bernardo Dovizi, war er seit 1514 versprochen; man erzählt sich von ihr, daß sie an gebrochenem Herzen starb, als ihre Heirat mit Raphael von Jahr zu Jahr verzögert wurde. Vasaris Behauptung, daß das fortwährende Hinausschieben dieser für Raphael so vorteilhaften Verbindung ein Akt der Klugheit von ihm war, um einen Kardinalshut, auf den er Aussicht hatte, zu erhalten, ist natürlich hinfällig und schlägt jeder klardenkenden Vernunft ins Gesicht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Raphael diplomatisch genug war, um einen so einflußreichen, mächtigen Mann, wie den Kardinal Bibbiena, für sich und seine Zwecke zu gewinnen, obgleich er auch das damals nicht mehr nötig hatte, denn er befand sich in einer Stellung, die ihm erlaubte, mit Kardinälen wie mit seinesgleichen zu sprechen. Das ersehen wir aus einer hübschen Anekdote, die Raphaels Freund Baldassare Castiglione niedergeschrieben hat. Zwei Kardinäle, die ein Bild betrachteten, mit dem Raphael gerade beschäftigt war, fanden es nicht richtig, daß der Künstler in die Gesichtsfarbe des heiligen Peter und Paulus so viel Rot gebracht hatte. „Meine Herren,“ antwortete ihnen Raphael, „machen Sie sich darüber keine Sorge. Ich habe das mit voller Absicht getan, denn ich glaube bestimmt, daß Peter und Paulus mit so roten Gesichtern, wie sie hier gemalt sind, im Himmel herumlaufen, aus Scham darüber, daß ihre Kirche von solchen Herren regiert wird, wie Ihr welche seid.“

Wir müssen nun zu Raphaels Arbeiten während der letzten Zeit seines Lebens zurückkehren. Es war ihm nicht mehr möglich, sich nur den Werken zu widmen, die nach seiner Wahl und nach seinem Geschmack waren, auch konnte er nicht mehr allen den zahlreichen Aufträgen gerecht werden, mit denen ihn die Großen und Größten seiner Zeit überhäuften, trotzdem er ständig eine reiche Anzahl von Schülern und Gehilfen beschäftigte. Die vielen vergeblichen Versuche, die Isabella d'Este machte, um ein kleines Bild von Raphaels gesegneter Künstlerhand zu erhalten, zeigen, wie schwer es war, eine solche Gunst zu erlangen, denn Raphael war jetzt hauptsächlich des Papstes Architekt und sein Zeremonienmeister; 1515 wurde er zum Präfekten der Altertümer als Nachfolger Fra Giondos von Verona erhoben. Nun hatte er Landschaften zu malen,

Münzen, Medaillen und Pläne zu entwerfen, und einmal wurde sogar das Anliegen an ihn gestellt, auf die Mauern des Vatikans einen Elefant in Lebensgröße zu malen!

Trotz dieser zeitraubenden Pflichten und Aufträge fand Raphael doch noch die Zeit, verschiedene Reliefs für das Ghigi-Grabmal in der Ghigikapelle von St. Maria del Popolo zu liefern, ferner entwarf er eine Tafel von geradezu klassischer Zeichnung, die „Christus und das Weib von Samaria“ darstellt, und von Lorenzotto in Bronze gegossen wurde. Lorenzotto führte auch eine Marmorstatue des „Jonas“ nach einem Modell von Raphael aus. Raphael arbeitete ferner die architektonischen Zeichnungen für die Villa der Madama für Giulio dei Medici (die später Clemens VII. gehörte), und für verschiedene andere Paläste in Rom; ebenso gab er die Entwürfe für den köstlichen, graziösen Palast Pandolfini in Florenz. Die hier vertretenen, abwechselnd gewölbten und dreiseitigen Giebel wurden in der ersten Zeit in der weltlichen Renaissance-Architektur vielfach angewendet. Für das Grabmal des Marcantonio Raimondi von Bologna lieferte Raphael ebenfalls verschiedene Zeichnungen, z. B. das wunderbar ausgeführte „Urteil des Paris“. Dann plante und begann Raphael eine mühevoll durchdachte und sorgfältig angelegte Kosmographie von Rom; und in der Fülle dieser verschiedenen Arbeiten dichtete er noch einige glühende Liebessonette zu seinen Zeichnungen. Ein Exemplar dieser dichterischen Ergüsse befindet sich im Britischen Museum, und die feurige, begeisterte Stimmung, die über den Strophen liegt, sagt uns, daß Vasari mit seiner Behauptung, Raphael sei für die Reize des schönen Geschlechts außerordentlich empfänglich gewesen, recht hat. Der Palast, in dem Raphael selbst, einem Fürsten gleich, wohnte, war von Bramante erbaut, und von Raphael am 7. Oktober 1517 gekauft worden. In sehr veränderter Gestalt steht er noch heute in der Piazza di Scoffacavalli, an der Ecke der Via di Borgo Nuovo. Seitdem das gegenwärtige Gebäude als identisch mit dem ehemaligen Palaste des Malers erkannt wurde, hat man auch sein Atelier herausgefunden. Es ist in zwei Räume eingeteilt; die wunderbare, von Bramante ausgeführte Holzdecke ist noch vollkommen erhalten.

In diesem Atelier muß Raphael die größten, schönsten und liebsten seiner herrlichen Altarbilder gemalt haben, wie die „Madonna di San Sisto“, und die „Transfiguration“, die sich jetzt in der Galerie des Vatikans befindet, und die Raphael auf der Staffelei hatte, als

schon der Tod hinter ihm stand. Hier ist höchstwahrscheinlich auch das Meisterporträt des „Baldassare Castiglione“ entstanden, das eine der unschätzbaren Kostbarkeiten des Louvre ist. Vielleicht schuf Raphael auch in diesem Raume die prächtige Gruppe: „Leo X. mit den Kardinälen Giulio dei Medici und L. dei Rossi“, ein Gemälde, das sich im Pitti-Palast befindet. Alle die berühmten Männer, die in jener Zeit in Rom lebten, weilten in Raphaels Atelier und wurden von seiner Meisterhand auf der Leinwand festgehalten. Aber von den zahlreichen Porträts, die er in Rom gemalt hat, sind verhältnismäßig nur wenige aufgefunden worden. Das Bild des Humanisten Tommaso Inghirami war bis vor kurzem im Inghirami-Palast in Volterra, jetzt hat es seinen Weg über den Ocean genommen; ein Porträt des Kardinals Bibbiena ist in Madrid, und die Bilder der venetianischen Humanisten Navagero und Beazzano sind im Doria-Palast in Rom. Unter den verlorenen Porträts befinden sich diejenigen des Pietro Bembo, des Guiliano dei Medici, des Herzogs von Nemours, das des Frederigo Gonzaga und des Herzogs Lorenzo von Urbino.

Mittlerweile waren Raphaels Schüler mit der Ausstattung der übrigen beiden Stangen nach Raphaels Entwürfen beschäftigt. In der Stanza dell' Incendio del Borgo, die in der Zeit von 1514—1517 für Leo X. ausgeschmückt wurde, malte Giulio Romano die „Schlacht von Ostia“ und den größten Teil vom „Burgbrand“, trotzdem vieles auf dieser Freske von Raphaels eigener Hand geschaffen wurde. Der „Burgbrand“ illustriert das Aufhören der großen Feuersbrunst durch Leos X. Bitten und Gebete. Der letzte Raum, „Die Halle des Konstantin“ genannt, wurde in der Hauptsache nach Raphaels Tode von seinen Schülern ausgestattet, die auch an den 52 biblischen Darstellungen in den Loggien — die man als „Die Bibel Raphaels“ bezeichnet — den Hauptanteil tragen. Das Meiste an diesem schönen Werke schuf Pierino del Vaga, während Giovanni da Udine die Arabesken und Grotesken rings um die Tafeln hinzufügte. Diese Bilder hatten sämtlich, weil sie den Elementen stark ausgesetzt waren, sehr gelitten und sind ganz übermalt worden.

Für Agostino Chigis Villa „Farnesina“ malte Raphael die „Galatea“, eine wunderbare Freske, die als das vollkommenste Zusammenfassen des Geistes der Renaissance angesehen werden kann. Der obengenannte Handelskönig gab dem Künstler auch noch eine andere schöne Gelegenheit, seine dekorativen Inspirationen auszuleben, als er ihm die Ausschmückung

der Chigi-Kapelle in St. Maria della Pace übertrug. Die Sibyllen und Engel dieser Fresken beweisen den oft bestrittenen Einfluß Michelangelos auf Raphaels Schaffen; und es ist ein seltsamer Zufall, daß Michelangelo gerade bei dieser Arbeit befragt wurde, ob jene Fresken die von Raphael geforderten 500 Dukaten wert seien. Kleinliche Eifersucht war Buonarottis Fehler nicht — er schätze das Werk seines Rivalen in großmütigem Anerkennen auf 900 Dukaten ein.

In den Jahren 1515 und 1516 zeichnete Raphael die Kartons für die flandrischen Tapeten der Sixtinischen Kapelle; ihre Herstellung kostete 34 000 Studi. Diese Tapeten befinden sich jetzt nach mancher Wanderung, und nachdem sie manche Beschädigung erlitten haben, im Vatikan. Sieben dieser Kartons wurden von Rubens in Flandern entdeckt, und auf seinen Rat im Jahre 1630 von Karl I. angekauft. Als die Sammlung des unglücklichen Königs aufgelöst wurde, rettete Oliver Cromwell jene Tapeten vor einer Transportation, und so befinden sie sich jetzt im Viktoria- und Albert-Museum. Die Ausführung der Kartons ist fast ganz das Werk des Gian Francesco Penni, und die Vorden zu den Tapeten zeichnete Giovanni da Udine. Gegen 1516 malte Raphael für den Vaderaum des Kardinals Bibbiena den „Sieg der Venus und des Cupido“ in pompejanischem Stil. Die Fresken existieren heute noch, dem Publikum ist es aber nicht gestattet, sie anzusehen.

In den ersten Tagen des Aprils im Jahre 1520 wurde Raphael von einem Fieber ergriffen, das er sich höchstwahrscheinlich bei der Überwachung einiger Ausgrabungen zugezogen hatte. Am 4. April machte er sein Testament, und am 6. April starb er. Daß er sein treuloseres Verhalten Maria Bibbiena gegenüber sehr bereute, verrät eine Inschrift, die auf seinen Wunsch auf das Grabmal der so jung Verstorbenen gesetzt wurde: „Wir, Baldassare Turini da Pescia und Giambattista Branconi dell' Aquoli, haben als Raphaels Testamentsvollstrecker seine letzten Wünsche auszuführen und setzten dieses Denkmal zur Erinnerung an seine anverlobte Braut Maria, Tochter des Antonio da Bibbiena. Ihr früher Tod entzog sie einer glücklichen Heirat.“

Der Fornarina hinterließ Raphael, „damit sie in Anstand leben konnte“, 16 000 Dukaten, und seine Zeichnungen und Entwürfe erhielten seine Lieblingschüler Guilio Romano und Penni.

Raphael wurde im Pantheon neben Maria Bibbiena begraben.

Seine Grabchrift wurde vom Kardinal Bembo verfaßt, und Castiglione gab seinem Schmerz in einem schönen Sonett Ausdruck.

„Der Tod Raphaels,“ sagt Vasari, „wurde von dem ganzen päpstlichen Hof aufs tiefste betrauert. Nicht nur, weil er als des Papstes Kammerherr ein Glied desselben geworden war, sondern weil Leo X. ihn persönlich so hoch achtete, daß ihm sein Verlust ein aufrichtiger Schmerz war.“

O, du glücklicher und gesegneter Mann, von dem ein jeder nur mit Stolz und Liebe sprach, dessen Taten und Werke gerühmt und bewundert wurden, und dessen geringste Arbeit das Erstaunen einer ganzen Welt erregte.“

Heinrich Reimann: Aus Hans von Bülow's Jugendjahren.

In Stuttgart. 1846—1848.

Mit schwerem Herzen hatten Frau von Bülow und Hans Abschied von Dresden genommen. Sie verließ einen lieb gewordenen geselligen Kreis, und Hans — ganz abgesehen von Richard Wagner — seine liebsten Freunde, die beiden jungen Ritter. Die Familie ging zunächst zum Sommeraufenthalt nach Bingen und kam etwa im September in Stuttgart an, wo sie Alleestraße 22, im Hause des Malers Stirnband das Parterre bewohnten.¹⁾ Ein geselliger Verkehr, für die Bülow'sche Familie Lebensfrage und Lebensbedürfnis, war dank den zahlreichen Beziehungen Eduard von Bülows bald gefunden. Aus der literarischen Welt sehen sie den Dichter Gustav Schwab, den Direktor des Gymnasiums, das Hans besuchte; Wilhelm Hauff, die beiden Pfizer, von denen der ältere, Paul Achatius,²⁾ nachdem er längere Zeit (1831—36) Führer der süddeutschen Opposition gewesen und für ein geeinigtes Deutschland unter Preußens Führung eingetreten war, 1848 württembergischer Kultusminister wurde,³⁾ der jüngere, Gustav, der Lyriker, Gymnasialprofessor und Hansens Lehrer im Griechischen. Schließlich Wolfgang Menzel, der leidenschaftliche Gegner „Jung Deutschlands“ und Herausgeber des „Literaturblattes“. Weiteren Verkehr unterhielt man ferner mit der Familie des Intendanten Freiherrn von Gall und des österreichischen Freiherrn von Thun; insbesondere war Hans mit den Töchtern aus beiden Häusern sehr befreundet. Nicht minder verkehrte Hans viel und gern im Hause des als Komponist wie als Violinspieler hoch angesehenen Bernhard Molique, der von 1826—49 Musikdirektor in Stuttgart war und in Cannstadt 1869 starb. Ebenso bedarf es noch der Erwähnung, daß Hans hier ein weiteres Freundschaftsband für das ganze Leben mit Joachim Raff⁴⁾ schloß, der in aller Stille und von wenigen nur gekannt da-

¹⁾ Das Haus ist gegenwärtig vollständig umgebaut.

²⁾ Verfasser des „Briefwechsels zweier Deutschen“ 1831.

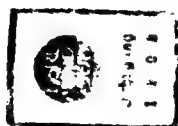
³⁾ Später Oberjustizrat in Tübingen, starb er am 30. Juli 1867.

⁴⁾ Geboren 27. Mai 1822 in Lachen am Züricher See, 1850—56 in Weimar und mit Liszt nahe befreundet, dann in Wiesbaden und seit 1877 Direktor des Konservatoriums in Frankfurt a. M., starb 24. Juni

malß seine Oper „Alfred“ komponierte, deren allmähliches Entstehen Bülow bewundernd sah. In allen folgenden Zeiten, in guten und noch mehr in schlimmen Jahren bewahrte Raff ihm die Freundschaft. Auch Hans ist vor allem jederzeit in Wort und Tat auf das nachdrücklichste für seinen Freund eingetreten und hat dessen Andenken noch bis über das Grab hinaus auf das innigste und treueste geehrt, für Witwe und Tochter sorgend. Schon zur Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Raff war Bülow für dessen Kompositionen besonders eingenommen, und Rapps soeben vollendete Klavier-Phantasie über Themen aus Rüdens Oper „Der Prätendent“ war trotz des reichen Repertoires das erste und einzige Stück, was Bülow bei seinem ersten öffentlichen Auftreten: im fünften Abonnementskonzerte zum Besten des Wittven- und Waisenfonds der Königlichen Hofkapelle, am 1. Januar 1848, zu Gehör gebracht. Wie oft hat er im späteren Leben diesem seinem Freunde ähnliche Liebesdienste geleistet! Noch in einem zweiten Abonnementskonzerte, am 14. März 1848 spielte der junge Bülow, und zwar das D-moll-Konzert von Mendelssohn, zum ersten Mal also mit Orchester-Begleitung, gerade vier Wochen vor seinem Abiturienten-Examen, was ihm allerdings bei seinen enormen Fähigkeiten nicht besondere Schwierigkeiten gemacht zu haben scheint. War er doch von jeher ein außerordentlich begabter Schüler, dem alles leicht fiel und der für seine Vorbereitung die Hälfte der Zeit brauchte wie andere. Insbesondere hatte Hans Vorliebe für Römische Geschichte und Literatur,^{*)} dagegen war ihm die rein grammatikalische Auslegung der Odyssee, seitens seines Lehrers Rülps, ein Greuel. Er pflegte unterdessen Kubikwurzeln auszugiehen und sich für Geographie zu präparieren — ein früher Beweis seiner „Polypragmasia“, vor der ihn denn auch sein Lehrer, der ihn einst dabei ertappte, — ernstlich warnt. Mit dem Auge eines ebenso umsichtigen, würdigen Schulmannes, als treuen Freundes des elterlichen Hauses wachte Gustav Schwab über die Fortschritte des jungen Primaners. In dem aufrichtigen Bericht, den er über Fleiß und Leistungen an Hansens Mutter am Tage nach dem 2ten Stuttgarter Debut als Klavierspieler absendet, ward ihm allseitig Lob gespendet; und bemerkte Dr. Teufel, sein Lehrer im Deutschen, „daß seine Aufsätze ziemlich viel Radikalismus atmen und zuweilen ins Tyrannenfresserische

1882. Komponist zahlreicher von Bülow sehr hoch geschätzter, zum Teil bewunderter Klavier- und Kammermusikstücke, zehn Symphonien und Opern.

^{*)} V Br. IV, 373.



zum Einbau in
spanische u. d.

reife seine Oper „Alfred“ komponierte, deren allmähliches Entstehen Bülowe beobachtet sah. In aller ruhenden Zeiten, in guten und noch mehr in schlimmen Jahren besuchte Raff ihm die Freundschaft. Auch Hans ist vor allem jederzeit in Wort und Tat auf das nachdrücklichste für seinen Freund eingetreten und hat dessen Andenken noch bis über das Grab hinaus auf das innigste und treueste geehrt, für Bülowe und Tochter sorgen. Schon zur Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit Raff war Bülow für Lehrs Kompositionen besonders eingenommen, und Raffs soeben vollendete Klavierphantasie über Themen aus Aukens Oper „Der Wikinger“ war trotz der reichen Operntires das erste und einzige Stück, das Bülow bei seinem ersten öffentlichen Auftreten: in einem Abonnementskonzerte zum Besten des Witwens und Waisens der Königin in Hofstraße, am 1. Januar 1818, zu Gehör gebracht. Wie es sich im späteren Leben diesem seinem Freunde ähnlich lieb und geliebt! Noch in einem zweiten Abonnementskonzerte am 14. März 1820 spielte der junge Bülow, und zwar das Viertes Konzert von Mendelssohn, zum ersten Mal, also mit Orchesterbegleitung, gerade vier Wochen vor seinem Abiturientenexamen, was ihm ob seiner bei seinen enormen Fähigkeiten nicht besondere Zuversicht zu machen schien. War er doch von jeher ein ansehnlicher und begabter Schüler, dem alles leicht fiel und der für seine Vorbereitung die Hälfte der Zeit brauchte wie andere. Insbesondere hat Hans Vorliebe für Römische Geschichte und Literatur, dagegen war ihm die rein grammatikalische Auslegung der Dichter, seitens seines Lehrers Wilps, ein Brechen. Er pflegte unterdessen Naturwissenschaften anzuhängen und sich für Geographie zu präparieren — ein früher Beweis seiner „Pragmatia“, vor der ihn denn auch sein Lehrer, der ihn einst dabei ertappte, — ernstlich warnt. Wie dem Auge eines ebenso umsichtigen, würdigen Schulmannes, als treuen Freundes des erstklüglichen F. W. machte Gustav Schwab über die Fortschritte des jungen Freundes. In dem aufrichtigen Bericht, den er über Fleiß und Leistungen des Jünglings Bülowe an die Lage nach dem 2ten Stuttgarter Debut als Klavierpieler abschickte, wird ihm allseitig Lob gespendet; und bemerkte Dr. Deufel, sein Lehrer im Deutschen, „daß seine Aufsätze ziemlich viel Radikalismus annehmen und zuweilen ins Tyrannenfreßerische“ 1882. Komponist zahlreicher von Bülow sehr hoch geschätzter, zum Teil bezaubernder Klavier- und Kammermusikstücke, zehn Symphonien und Lieder.

²⁾ V. Br. IV, 373.



Goya.
Familie Karls IV.
(Prado-Museum,
Madrid.)
Zum Essay über
spanische Kunst.

übergehen, was aber der Jugend zugute zu halten sey". Aber alle Lehrer waren einstimmig der Meinung, daß er das Examen mit Erfolg bestehen würde. Diesen Erfolg meldet dann auch sechs Wochen später der würdige Gustav Schwab dem Vater in folgendem Schreiben:

„Innigst verehrter Freund!

Mit herzlichster Freude benachrichtige ich Sie von der Aufnahme Ihres lieben Hans unter die für das akademische Studium befähigten, und zwar nach einem ganz günstigen Examen . . .

18. April, Abends 6 Uhr.

Berehrungsvoll
der Ihrige, G. Schwab."

Und einen Monat später schrieb ihm dieser als Dichter wie als Pädagoge ganz ausgezeichnete Mann die treffenden Denkworte ins Stammbuch:

„Wem Gott sich in der Kunst geoffenbart,
Mit seiner heil'gen Schöpfergegenwart,
Wird weder Knecht vom Fleisch noch vom Begriff,
Und scheitert nicht an dem noch jenen Riff."

Nächst Wagner hatte dieser treffliche Mann Bülows innerstes Wesen am besten erkannt. Wie phrasenhaft hohl diesem Jüngling gegenüber gänzlich ungeeignet waren hiergegen Tiecks hinkende Stammbuchverse:

„Wenn Glucks erhabenes Lied (?) Dir winkt,
Und Mozart's Dithyrambus klingt,
Wann Händel, Bach, die großen Meister,
Ausfenden des Gesangs tiefsinn'ge Geister,
Wann Leo, Marcell, Palaestrina mächtig schreiten
Prophetisch kündigen den Sang der Ewigkeiten — —
Dann habe Mut den n e u e n Lärm zu ignorieren,
Und Dich bescheiden jenen Herrn zu präsentieren. —"

Das banale Gereime Tiecks ist an poetischem Wert und Gedanken- gehalt nur mit den bekannten Zuckerbäckerversen zu vergleichen. Um so kräftiger und kerniger klingt Gustav Pfizers Spruch:

„Ob auch im Sturm das Schiff zusammenbricht,
Der Kompaß bleibt der Ehre und der Pflicht."

In der Tat, ein sinniges und wahres Wort im Hinblick auf die sturmbewegte Lebensfahrt, die dem nunmehr geistig mündig gewordenen Hans bevorstand.

Ehe wir ihn auf diese seine spätere Lebensfahrt begleiten, müssen wir auch einen kurzen Rückblick auf die beiden Stuttgarter Jahre werfen, auf sein glückliches musikalisches Wachsen und Gedeihen und

auf das weniger glückliche Familienleben im Elternhause; zumal in den Berichten der jüngeren Tochter des schon oben genannten Musikers Molique eine vortreffliche Quelle vorliegt. Sie schildert zunächst das Äußere des jugendlichen Helden gar anziehend: „Hans von Bülow war schon damals, als Gymnasiast, von äußerst geistreichem Aussehen und lebhaftem Mienenspiel. Ein brünettes Gesicht, feine tadellose Manieren, ritterlich edel im vollsten Sinne des Wortes. Er musizierte viel mit meiner älteren Schwester Caroline; wenn er mit meinem Vater sprach und dieser ihm dies oder jenes über Musik erklärte, da konnte man die rasche Auffassung, das blisschnelle Verständnis, die wechselnden Empfindungen von seinem Gesicht förmlich ablesen.“ Für Caroline komponierte Hans übrigens ein „äußerst charakteristisches, interessantes kleines Tonstück, das er ihr ins Künstleralbum schrieb.“ Ein anderes Mal brachte er ihr ein Lied, das er eben komponiert hatte: „Klinge, kleines Frühlingslied“ —! „Wenn Bülow am Flügel saß, da merkte man wohl, daß ein junger *M e i s t e r* das Instrument beherrschte. Sein feuriger, edler Vortrag, sein kraftvolles und doch wieder so wunderbar zart und fein nuanciertes Klavierspiel war besonders für meine älteste Schwester eine Freude. Er, für den die Mutter die *d i p l o m a t i s c h e* *L a u f b a h n*¹⁾ im Sinne hatte, war eigentlich schon damals von ganzer Seele Musiker.“ Den denkbar deutlichsten Beweis geben hierfür seine Briefe, die ausnahmslos, selbst die Briefe über seine Rheinreise mit dem Vater, die musikalischen Erlebnisse und Bekanntschaften in den Vordergrund stellen. Das allgemeine musikalische Leben in Stuttgart, so schreibt er, ist noch übler als in Dresden: „Mozart, Beethoven, Weber dürfen nur in *A b w e s e n h e i t* des Königs aufgeführt werden.“ Über Moliques Sonaten, sein „neues Trio“, äußert er sich in begeisterten Ausdrücken; von den Stuttgarter Pianisten interessiert ihn Wilhelm Krügers²⁾ feines und delikates Spiel in eigenen Kompositionen à la Chopin und echten Chopins. Von Lisztschen Kompositionen (Hans spielte damals die *Sonambula-Phantasie*) riet dieser ihm ab: man habe wenig Nutzen davon und gewöhne sich das „schlagen“ an. Auch als Klavierlehrer betätigte er sich bereits mit 17 Jahren; ein Fräulein Scheuten war seine erste Schülerin; „freilich ärgere ich mich noch sehr (bei den Stunden), aber so viel als möglich innerlich — man muß seine

¹⁾ Nach der uralten Tradition im Hause der von Bülow.

²⁾ Lehrer am Stuttgarter Konservatorium, † 1883.

A f f e k t¹⁾ aufsparen, denke ich.“ Mit den Dresdener Ritters, mit Carl wie mit Sascha (Alexander), stand er in freundlichstem Verkehr; Hans hatte Carl neue Kompositionen von sich geschickt, die Carl Richard Wagner zur Beurteilung übergeben hatte. Welche Freude für ihn, als er von Ritter ein Paket mit Kompositionen Ritters, darunter eine Bülow gewidmete Sonate, erhielt, denen ein Brief Wagners beigezschlossen war. Dieser schrieb: „Ihre Arbeiten, Herr von Bülow, haben mir viel Freude gemacht; ich wollte sie Ihrem Freunde Ritter nicht zurückgeben, ohne sie mit einem ermunternden Zuruf an Sie zu begleiten. Eine Kritik füge ich dem nicht bei; Sie werden auch ohne mich noch genug Kritik erfahren, und ich fühle mich um so weniger geneigt, Schwächen und Dinge, die mir nicht gefallen haben, aufzuzählen, als ich aus allem Übrigen ersehe, daß Sie schon bald vollkommen imstande sein werden, Ihre früheren Versuche selbst zu kritisieren. Fahren Sie fort und lassen Sie mich bald wieder etwas sehen!“ Und der Mutter vertraut er auch an, was Ritter ihm geschrieben, daß Wagner, der gerade Besuch hatte, leise zu Ritter, auf Bülows Arbeiten deutend, gesagt habe: „Ein unverkennbares Talent.“ Das Theater in Stuttgart „war schlecht“²⁾, es bot deshalb wenig Anregung. Abgesehen davon, daß er zweimal als Klavierspieler vor die Öffentlichkeit trat, war damit sein Wirken naturgemäß in dieser Zeit auf kleine Kreise beschränkt, ein Aufnehmen kleiner Eindrücke ohne die nötige ernste künstlerische Sammlung im Großen, ein Suchen ohne ein recht lohnendes Finden, ein Streben, aber noch ohne ein klar erkanntes Ziel, ein Erglühen und Sichbegeistern, ohne das Ideal klar zu erkennen, was seinem Interesse den festen Kern, seiner unablässigen eifigen Arbeit den gebührenden Erfolg und so seinem Leben den rechten Mittelpunkt geben konnte. Aus diesem Laften aber herauszukommen, dazu fehlte auch der große Entschluß; er gehörte äußerlich und innerlich mit Kopf und Herz noch zu eng dem Familienkreise an, der, obwohl im

¹⁾ In den B. Br. ist sinnlos „Effekte“ gedruckt.

²⁾ „Norma, Haimonskinder bis jetzt.“ B. Br. I, 519. Hofopernkapellmeister in Stuttgart war damals (bereits seit 1819) P. J. von Lindpaintner. Bülow, der bald mit ihm bekannt wurde, wollte auch Raffs Bekanntschaft mit L. vermitteln. Wo Bülow L.'s in seinen Stuttgarter Briefen Erwähnung tut, klingt fast immer ein leiser Ton der Ironie hindurch, der wohl in dem veralteten musikalischen Geschmacke des Hofkapellmeisters seinen Grund haben mochte. Ein Lied von ihm: „Des Judenmädchens Klage“, wurde in Bülows erstem Konzerte (am 1. Januar 1848) gesungen.

inneren Zusammenhänge schon schwer erschüttert, in ihm, als dem Liebling des Vaters, eigentlich den idealen Mittelpunkt hatte. Über das Leben in diesem Familienkreise berichten seine Briefe ausführlich: über die harmlosen geselligen Freuden, Hansens unverwundliche Heiterkeit,¹⁰⁾ seinen Humor, seine schauspielerischen Talente,¹¹⁾ sein edles, ritterliches Wesen, seine Wohlerzogenheit, sein Interesse für des Vaters literarische Arbeiten, seine Sorge um die damals schon schwächliche Gesundheit der Mutter und der Schwester, und über seine Reisetunden. Bei diesen stieß ihm einmal, im August 1842, ein kleiner Unfall zu, so daß sie kurze Zeit ausgelegt werden mußten; es ist charakteristisch, daß er sie sobald als möglich wieder aufnehmen will, „da man hier unter meinen Kameraden sich schon aufhält darüber, daß ich wegen eines Unfalles die ganze Beschäftigung aufgegeben habe. Solche Gerüchte und Reden muß ich nun natürlich glänzend niederschlagen.“ Wie die Berechnung der Reisekosten in den Reisebriefen an seine Mutter¹²⁾ beweist, war Hans von rührender Sparsamkeit und Genauigkeit. Er kannte offenbar die in materieller Beziehung nicht günstigen Verhältnisse seines Elternhauses und die bei dem unsteten Reiseleben seines Vaters unmögliche geregelte Ökonomie des Hauses. Dazu kamen noch Krankheiten des Vaters, der Mutter, wie der Schwester; auch politische Meinungsverschiedenheiten zwischen dem für Freiheit begeisterten Manne und der konservativ erzogenen Frau; auch so viel häusliche Sorgen als Aufregungen und Störungen des ehelichen Friedens, die denn endlich im Verlaufe des Jahres 1848 die Scheidung vorbereiteten, die 1849 erfolgte. Die Mutter und Schwester zogen, nachdem Anfang April schon diese Übersiedelung beschlossen war, im Herbst des Jahres 1848 nach Dresden zurück, während der Vater nach Berlin ging, wo er als Korrespondent der Leipziger Zeitung eine Beschäftigung fand. Hans hatte bereits im April 1848 die Universität Leipzig bezogen.

*

*

*

Dieses Kapitel entstammt, ebenso wie das dieser Nummer beigegebene v. Lenbach'sche Bülow-Porträt, einem Werke, das der verstorbene Musik-Historiker, Professor Dr. Heinrich Reimann über Hans von Bülow hinterlassen hat und das in Kürze erscheinen wird. Der Verlag Harmonie, Berlin, überließ uns entgegenkommenderweise die Erstveröffentlichung.

¹⁰⁾ Vgl. die Geschichte mit der Bohnentorte. B. Br. I. S. 50.

¹¹⁾ B. Br. I, S. 50.

¹²⁾ B. Br. I, 56 ff.

Gustav Schöler: Die „Sizilianer“ in Berlin.

Helle Sonne flackert, als würde man einem brennende Grassbüschel ins Gesicht. Gelbe, träge Wegfluchten schneiden sich hart in den aufgemauerten Horizont. Ein Dunst von Tierheit und atemzerstückelnder Armutsangst liegt auf dem Grunde, der über Vulkanen hängt, wie eine Seuche gärt, die nach jungem Leben toll ist. Sizilien. Flimmernd ist das Land, und wie Wüstenpflanzen, die sich ihren eigenen Saft kochen, sind die Menschen. Eine Welle Berrücktheit geht in ihrem Blut. Knirschender Wahnsinn, ein Schrei, der im blassen, würgenden Dunst zersplittert. Alle diese Leben, die mit dem Tode auf Du und Du stehen, packen mit ihren taßigen Händen einer dem andern mitten ins Herz, fallen sich an die Kehle und erwürgen sich, wie man einen Hund erwürgt. Aber sie reißen sich doch auch den Labebecher vom eigenen Munde, wenn ein Verdurstender um Wasser bittet. Und wie gebärdet sich die Liebe in jenem Lande! Der Gestank der Schwefelgruben macht sie so toll und verwirrt, daß sie jeden Augenblick zum zähnefletschenden Raubtier werden kann, das mit wildem Gebrüll aufspringt. Und das alles und ein wenig Szenerie, ein altes, bröckliges Hausgemäuer, ein Tisch, ein Stuhl, Flaschen und ein eiserner Ofen, der ewig etwas gar bruzeln möchte, und leidenschaftsgepeitschte Menschen darin umher — und wir atmen die Luft Siziliens, wir sind so hingenommen, daß wir unwillkürlich zum Dolchgehente tasten, wir fühlen, wie unser Herz sich müht, den rasenden Schlag mitzutun, der dort gegen die Rippen hämmert. Wir sind Volk mit diesem Volke, blutsverwandt, herausgebrochen aus dieser Schwefelerde.

Giovanni Grasso, das Haupt der „Sizilianer“, packt uns mit seinen Riesenfäusten und zwingt uns, sei es auch gegen unsern Willen, zu gehen, wohin er will. Sein Vater, Angelo Grasso, hatte in Sizilien ein Marionettentheater unter der Erde. Lebensgroße Marionetten spielten hier Schicksal. Königliche Schicksale wurden ausgespielt. Die Helden waren zwar immer dieselben: Karl der Große und Roland, aber der phantastische Marionettenmeister erfand hundert Handlungen, hundert Verwickelungen, eine immer bunter und aben-

teuerlicher als die andere. Jedesmal wenn die schicksalbindenden Drähte in der Hand des Alten zuckten, umstand ein atemlos hingerissenes Völklein die Bühne, deren Vorhang eine alte zerrissene Bettdecke gewesen sein wird. Wie die Sizilianer, alte und junge, wohl diese Bühne umstanden haben mögen! Männer, von der Arbeit siech gemacht, in Lumpen, Gier und Leidenschaft im Gesicht und in den Gesten, und Kinder, Kinder mit schwarzen, tiefen, ins Schicksal hinausträumenden Augen. Vielleicht zuerst in der vordersten Reihe dieser Kinder, später aber bei dem Vater hinter der Bühne stand der junge Grasso. Er wird mit Staunen und ehrfürchtiger Scheu die Drähte berührt haben, die Könige und Helden kämpfen, siegen und zusammenbrechen ließen, wohl wie ein Bauernjunge, der mit unablässigen Bitten den Vater plagt, die Leine zum Fahren zu bekommen. Zuerst schlägt's ihm der Vater rundweg ab, dann aber, des peinigenden Bettelns überdrüssig, gibt er ihm die Leine, d. h. das untere ungefährliche Ende, während er selbst ein Stück höher die Leine hält und — fährt. Der Junge hält auch die Leine, fährt aber nicht, sondern seine zumeist stürmischen Lenkbewegungen prallen an der wenig empfindlichen Faust des Vaters ab. Genau so denke ich mir die Lenkbewegungen des jungen Grasso. Aber nach und nach läßt der Bauer für seinen Jungen die Leine lockerer, und der alte Angelo wird manches programmwidrige Aufzucken seiner Figuren später auch nicht auf seine eigene Rechnung gesetzt haben. Kurz und gut: Das „Angelo-Theater“ mit seiner wilden und feierlichen Einfalt war die künstlerische A-B-C-Schule des Knaben. Gemach lenkte und spielte er sich so bis zu dem Giovanni Grasso hinauf, der uns heute erschüttert.

Die Truppe, die er nach und nach um sich sammelte, und deren unbedingter Mittelpunkt er ist — in jeder Geste und in jedem Wort schlägt sein Herzschlag — hat sich einen Namen erkämpft. Ob das Gastspielieber, dem sie verfallen ist, nicht ihre schönsten Stärken zerbricht und ihre leuchtendsten Farben auslöscht, ist freilich eine andere Sache. Diese Truppe, die viel Redens von sich machte, gastierte in der ersten Hälfte des Oktober in Berlin im früheren Wolzogen-Theater, das schon so viel Heiteres und Unheiteres gesehen hat. Musco und Maria Braggaglia sind nach Grasso die vorzüglichsten Kräfte der Truppe.

Die Braggaglia hat in ihrem todbleichen Gesicht zwei wilde, zwinrende Augen, wie Feuereffen, wo die Dolche geschmiedet werden, die sie dem in die Hand drückt, von dem sie weiß, daß er aus Tollheit zu ihr hingehen und seine eigene Mutter niederstechen würde. So steht sie

Gustav Schöler: Die „Sizilianer“ in Berlin

da, hoch über sich hinausgeredt — ihre Haare schütteln sich wie die schwarze Mähne eines beleidigten, zornigen Tieres — und schreit's hinaus, daß der zurückkommen soll, den sie noch eben verflucht und schäumend vor Ekel von sich gewiesen hat. Dann aber, niedergeschlagen von den Hämmern ihres Blutes, kniet sie zusammen wie eine Lilie, der man jählings den Stengel durchschnitten hat. Auf den Knien rutscht sie hin zum Muttergottesbilde. Wie brennende Späne fallen ihr die Worte vom Munde; dies Schreien und Schluchzen ist aber nichts als ein tolles Zucken der Sinne, das mit genau derselben Inbrunst betet, mit der es küßt. Wie lange betet sie so? So lange, als ein vom Rennen feuchender Mensch braucht, um wieder atmen zu können. Dann betet sie nicht mehr; die letzten Gebetesworte mit den knirschenden Zähnen zerbeißend, kriecht sie zurück und küßt die Stelle, wo eben noch die Füße des Geliebten gegangen sind. Und alles das tut sie, stöhnend, gurgelnd, glucksend, ganz wie eine Verrückte. Und wer ist es, um den sie schreit? Es ist Grassi, der Tölpel, der Riese, der noch kein Weib gehabt hat; dem die aufgerissenen Augen aus dem Kopfe herauswollen, als er sie zuerst sieht. Mit seinen Händen, die wohl ein Pferd hoch in die Luft heben könnten, berührt er ihr Kleid, streichelnd, kosend, wie etwa ein zartes Mägdelein seine Puppe. Dann erst wagt er es, ihre herabhängenden, weißen Hände zu berühren, und der Riese zittert dabei wie Gras im Morgenwinde. Dann aber, herausgeboren aus dem Nichts, kommt jählings ein Sturz des Hasses über ihn, wie Lava schießt. Und er gräbt seine Fägen in die Haare des Weibes, zwingt ihr den Kopf zurück und steht mit seinem weißen, gierigen Gebiß gerade über ihrer Gurgel. Wer bürgt dafür, daß seine Zähne sich nicht in ihren Hals schlagen? Übung hat er darin. Er ist erst gestern von den Bergen herabgekommen, wo er die Ziegen hütete. Da hat er's mit einem Wolfe so gemacht: er hat ihm den Kopf zurückgerissen und hat ihm mit den würgenden Zähnen die Gurgel zermalmt. Dieser Ziegenhirt soll das Mädchen heiraten, das der Gutsherr verführt hat und ihm nun gern überlassen will. Er weiß nichts und ahnt zuerst auch nichts. Er ist aber diesem Mädchen „so gut“, wie er „seinem weißesten Lamm und der Madonna“ gut ist. Dann aber, aus dem Verhalten des Mädchens, kommt ein langsames Erkennen über ihn. Stürme eifersüchtigen Ahnens überfallen ihn. Zuerst zitternde Unruhe, dann gehektes Ausspüren und dann die Rache. Diese Rache, wie alle sizilianische Rache, raucht von Blut. Diese Abrechnung geschieht nicht hinterücks, nein, ange-

kündigt, offen, Brust gegen Brust. Mit wahnwitzig gereiztem Tigersprunge fallen sich die Gegner an. Und der Hirte, dieses Tier, diese Bestie, fällt dem Feinde mit den Zähnen in die Gurgel. Mit pfeifendem Atem speit er dann das Blut aus. Er verzerrt unwillig den Mund, als ob er den scharfen Salzgeschmack des Blutes auf der Zunge spürte. Mit schüttelndem Ekel speit er das Blut hinweg und wischt sich nicht einmal mit dem Handrücken die Lippen ab. Es ist, als wäre nach dieser unerhörten Tat jede Kraft in ihm erloschen. Er hätte nicht mehr die physische Möglichkeit, an einen Krater zu gehen und sich hinabfallen zu lassen. Aber käme in diesem Augenblick Musco, der Blinde, so würde er niederfallen und ihm die Hände küssen. Dazu langt seine Kraft immer.

Vorsichtig wird eine Tür aufgemacht. Irgendwo, wo man alles andere, nur keine Tür vermutet hätte. Eine Gestalt in Lumpen fühlt sich herein. Es ist Musco, der Blinde, dieses arme, zerschundene Tier. Wie ein augenloses Hündchen tastet und stößt er sich durch die Stube. Alle seine verstümmelten Seelenkräfte haben sich auf zwei Dinge zu- rechtgerückt: die Hand vors Gesicht zu heben, wenn er etwa einen Faustschlag fürchtet, und dann nach Brotrinden herumzuschnüffeln. Eine gierige, grausame Starrheit friert aus ihm heraus. Ein scharrender Ton hängt an ihm, als fräse er ewig mit den Händen an verschlossenen Brotschränken. Wie er dann das Kleid des verstoßenen Mädchens anrührt, zitternd, inbrünstig, erhaben, das ist mehr, als faste er den Kleidsaum eines heiligen Engels. Und dann weint er mit ihr; so weinen keine Menschen, so heulen und knurren Wölfe, wenn sie in erbarmungslosen Winternächten Knochen und Fleischfetzen ihrer totgebissenen Kameraden herunterwürgen.

Der Geist Grassos waltet über all dem Sturm, über jeder Nuance, jedem Zucken, jeder Geste. Die Grasso-Truppe ist eine große Familie, deren Zugehörige alle eines Blutes sind. Daher das Einfügen jeder Kraft und jedes künstlerischen Vermögens in eine Einheit, doch so, daß auf den drei Säulen das ganze Haus ruht. Diese Sizilianer jonglieren mit jungen Tigern. Wenigstens Grasso tut es. Sie könnten aber ebensogut mit Baumstämmen in der Luft herumfuchteln. Der Erfolg wäre immer derselbe: schreiende, tobende, tolle Kraft, Kraft ohne Maß und Ziel, die einen umzingelt und überrumpelt. Mit erstaunlicher Fremdheit, so brutal, als ob einen Wegelagerer stellen. Es ist ganz gleich, was für eine Handlung gespielt wird. Die Stücke gehen alle auf eins

Gustav Schöler: Die „Sizilianer“ in Berlin

hinaus: auf unerhörte Temperamentsäußerungen. Meist sind diese Stücke unsäglich nichtig, aber bunt und voll pomphaften, schreienden Jahrmakttubels.

Die frühere Partnerin Grassos, Mimi Aguglia, die eben im Neuen Theater gastierte, ist an Wildheit eine Wölfin, die mittenachts aus ihrem Schneelager herausbricht. Weit gefährlicher, als die Braggaglia. Man müßte die beiden — Grasso und die Aguglia — wieder aufeinander loslassen, wie es früher war. Es kommt doch etwas dabei heraus.

Was haben aber wir, die sonst den geistigsten Trank der Kunst hutsam an die Lippen führen, zu schaffen mit diesen Wilden? Sehr viel und gar nichts. Wir werden diese mehr als törichten sizilianischen Stücke bald vergessen. Aber diese raffigen Tölpel, ihre rasenden Gebärden, das blutvolle Spiel ihrer Körper wird immer wieder wie ein Blitz vor uns aufzucken. Die heißen, quälenden Augen dieser von Leidenschaft Todfranken werden uns noch lange verfolgen. Sonst kann uns ihr Spiel rein nichts sein. Es kann kein Funke für unsere Seele dabei herauspringen. Im Grunde genommen ist auch Grasso dem Metier seines Vaters getreu geblieben: was er treibt, ist geniales Marionettenspiel. Aber die Puppen sind lebendig geworden wie Leiber, mit Gestürm, Geraune und Geschwäß.

Grassos Truppe stellt sich dar wie ein buntes Zigeunerlager. Wie sonst die Herden zum Leittier, so ziehen sich hier die Sippen zu dem Stärksten, dem Herrn, dem Meister. Diese Familienzusammengehörigkeit ist bei den Sizilianern schlechtthin selbstverständlich. Alle sonnen sich in dem Ruhme des Stärken. Wer etwa bei einer der Vorstellungen einen Blick in eins der seitlichen Kulissenfenster tun konnte, der sah wohl mitunter dicht am Fenster interessierte Gesichter von Familienmitgliedern der Truppe. Blitzartig aufgeredte Hände gaben öfters ihre hingerissene Zustimmung zu dem sicher schon hundertmal gesehenen Spiel. Das ist Kunst, die aus dem tiefsten Volksleben schäumt, das ist wie Atmen, man muß es tun. Schon die kleinsten Kinder nehmen diesen Trieb in sich auf. Was etwa an darstellerischen Kräften in ihnen schlummert, muß so losgebunden werden. Die kleinen Dingerchen mit ihren erstaunten, großen schwarzen Augen hocken in den Ecken und tun, als ob immerfort Körbe voller Märchenwerk auf sie ausgeschüttet würden.

Und wenn dann spät am Abend das Spiel zu Ende ist, dann zieht die ganze Karawane nach Hause, in irgend ein dürftiges Stübchen, wo man eng aneinander haust. Beim Gehen setzt sich der Wind in die dünnen Mäntelchen, und die Kinder halten sich fest am Rock der Mutter, die jetzt ein schlicht gut Hausmütterchen ist. Noch vor zehn Minuten weinte sie auf der Bühne, daß alles Volk in Tränen schwamm. Und der gewaltige Mime, der knirschende Wolf, führt still an der Hand' seinen jungen Knaben heim. Es kann sehr wohl sein, daß durch die Hand, die die Fingerchen des Kindes umschließt, noch hin und her zuckende Regungen gehn, Blitzen vergleichbar, die matt aufschlagen, wie Streichhölzer, die hinter einer straff gespannten grauen Leinwand angerissen werden.

Berliner Theater.

Man ist von den neuen Direktoren angenehm enttäuscht. Sie waren zu sehr Lieblinge der guten Gesellschaft, der Gesellschaft, die sich nicht gerne langweilt, um nicht vor der Eröffnung des Theaters die Befürchtung aufkommen zu lassen, daß ihr Theater auch ein spielerisches gesellschaftliches Experiment sein würde.

Die bösen Buben, die leicht geschürzte Kunst und defolletierte Fröhlichkeit in Berlin eingeführt haben, meinen es jedoch, wie man jetzt saen darf, ehrlich mit dem Unternehmen oder ehrlich mit der Kunst. Die Aufführungen, die sie

bis jetzt gezeigt haben, zeugen von einem gesunden Geschmack und gutem künstlerischen Können. Manche der Aufführungen wie „Mercader“ waren szenisch und darstellerisch wie aus einem Guß. Gustav Wieds einaktige Komödie: „Erinnerungsfest“ und seine dreiaktige Spießbürger-Satire „Erotik“ können sogar mit den ersten Bühnen Berlins in Wettbewerb treten. Alles in allem eine Bühne, die ernst genommen sein will, und der wir fernerhin unsere ganze Aufmerksamkeit widmen werden.

A. Halbert.

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, Anfang November.

Das war ein seltsamer Theatermonat, der diesjährige Oktober. So überaus vielerlei und doch so erschrecklich wenig — doch das ist kaum noch überraschend, aber seltsam war's, wie diesmal die Berliner Theater beherrscht waren von ausländischer Kunst und ausländischer Theaterware. Da waren als Gäste die beiden konkurrierenden sizilianischen Gesellschaften erschienen, erstaunliche, nicht immer künstlerische Vertreter des krassesten Verismus. Dann Sarah Bernhardt, für deren Ruhm und Stellung in der Geschichte des Theaters es erfreulicher wäre, wenn sie sich größerer Kunstkeuschheit befleißigen und nicht die letzten beaux restes ihrer Künstlerschaft uns enthüllen und so selbst an der Zerstörung der Großen Sarah-Legende mitarbeiten würde. Da war Eleonore Duse, die immer willkommen ist, wie jede geniale Erscheinung — freilich kommt die Resignation, die stets in wehem Leid aus ihrem Wesen sprach, jetzt auch in der Betätigung ihrer Kunst zum Ausdruck. Sie spielt nicht mehr die stürmischen, hinreißenden Leidenschaftlichen, auch nicht mehr die Schönheitstrunkenheit d'Annunzioscher Verse. Jetzt wirbt sie um den geistigen Besitz Ibsens, wiewohl doch ihr Wesen, das ihrer Individualität und das ihres italienischen

Typus, dazu stets im Widerspruch stehen wird. Sie wird nie ganz in Ibsen aufgehen können, aber immerhin, wenn jemand in Berlin die Hedda Gabler nach der Irene Friesch und die Ella Rentheim nach der Else Lehmann spielen darf, so kann das nur die Duse sein. .

Die Abhängigkeit des Berliner Repertoires vom ausländischen und vom ausländischen Stoffgebiet war diesmal so groß, wie wohl kaum jemals.

Es sind aufgeführt worden skandinavische, französische, russische, englische, amerikanische Autoren — wirklich, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten führt jetzt sogar Theaterstücke nach Deutschland aus. Von den daneben erschienenen fünf Stücken deutschen Ursprungs spielen drei auf französischem Boden: „Mignon de l'Enclos“, „Der deutsche Graf“, und „Das Fräulein in Schwarz“. Ganz deutsch nach Herkunft und Stoffgebiet sind nur zwei Arbeiten, ganz deutsch in dieser Hinsicht sind nur die Dichter Blumenthal und Radelburg mit ihrer „Tür ins Freie“ und Wedekind mit seinem Sensationsstück „Musik“.

Von den Auslandsstücken ist die Komödie „Bater“ von Guinon und Boucquet eigentlich deutscher, als manche deutsche Arbeit des Berichtsmonats. Freilich die Technik und Bühnengewandtheit der Arbeit ist ganz französisch, aber

die Dialoge gefallen sich nicht in der witzigen, pointierten, zweideutigen und zweideutlichen Diktion, die zwar nicht französisch, aber doch französische Bühnentradition ist. Es sind auch beinahe ganz reinliche Verhältnisse, die diese Franzosen hier behandeln. Ein junges Mädchen steht zwischen der Mutter, die neunzehn Jahre sie mit sorgender Liebe betreut hat, und dem Vater, den sie nie gekannt hat, und der nun, kraft der bei der Scheidung ausgesprochenen Bestimmung, sie auf einige Zeit zu sich nimmt, der nach zwei vergnügt verlebten Junggesellenjahrzehnten plötzlich sein Vaterherz gefunden hat, der sein Töchterchen erst als eine vorübergehende Zerstreuung in sein reiches, elegantes Heim zieht, dann aber auf ihre holde Jungfräulichkeit nicht mehr verzichten kann. In dem Mädchen erwacht etwas von dem Naturell und den Lebensneigungen ihres Vaters — sie kann sich nicht wieder mit dem bescheidenen Leben bei ihrer etwas puritanischen Mutter begnügen. Der Schluß, daß sie weder bei Vater noch Mutter bleibt, sondern sich verheiraten wird, schließt das Stück vor einem geschmacklosen Versöhnungsfinale — immerhin stecken mancherlei sentimentale Momente in dieser Arbeit, die durch die glänzende, geistvolle Aufführung, die die Komödie im Lessingtheater gefunden, zum großen Teil verdeckt wurden.

Der New Yorker Bühnenbeherrscher *Elyde Fitch* hat ein Stück „*Wahrheit*“ geschrieben, dessen erste zwei Akte bei der Aufführung im „Neuen Theater“ interessierten. Die Heldin, ein graziöses, reizvolles

Weibchen, ist eine für Fernstehende ganz entzückende Lügnerin — dieses Behagen am Lügen, das ihr zur zweiten Natur geworden, hat für den Gatten jedoch große Unannehmlichkeiten, die sich bis zum Schluß des 2. Aktes drastisch und bedrohlich steigern, in fast tragischer Weise, dann jedoch wird das ganze in fast alberner Possenmanier wieder beseitigt. Anfangs ist ein bißchen Moratum versucht, und die erbliche Belastung der schönen Lügnerin wird durch die Vorführung ihres verkommenen, in all seiner Schübigkeit doch ergötzlich geschilderten Vaters sehr deutlich demonstriert. Anfangs ist auch der Dialog fesselnd, in der zweiten Hälfte aber schlägt alles in Karikatur und Trivialität um. Wie dieses Stück amerikanischer Herkunft, so ist auch die „*Lady Frederick*“ des bisher bei uns unbekannten Engländer *W. Somerset Maugham* keine sonderliche Bereicherung unseres Spielplans. Es hat mancherlei hübsche Einfälle, aber einen auffälligen Mangel an geistreichem Dialog, wie wir ihn gerade auf der Bühne des „*Kleinen Theaters*“, das dieses Stück vorführte, und das uns durch *Wilbe* und *Shaw* in dieser Hinsicht verwöhnt hat, erwarten — es ist immer eine Enttäuschung, wenn der Schauspieler auftritt, der sonst stets die vielen Geistreichigkeiten zu sagen hat und nun in dieser Hinsicht ganz stumm bleibt. *Lady Frederick* ist eine vorurteilslose, nicht mehr ganz junge Dame, sogar über das interessante Alter *entre trente et quarante* etwas hinaus, aber doch noch reizvoll und unternehmungslustig genug, um die

Mutter eines sehr verliebten Jünglings in Angst zu halten. Um die von Lady Frederick gar nicht ernstlich gewollte, sondern nur mit tändelnder Koketterie unterhaltene Liebslei zu zerstören und es nicht zur Heirat ihres Sohnes mit der arg und rettungslos verschuldeten Lady kommen zu lassen, ruft die besorgte Mutter ihren Bruder, einen sehr reichen Lord, von London nach Nizza. Er gehörte einmal zu der Schar der Verehrer der jederzeit galanten Lady Frederick. — Das Intrigenspiel zwischen dem einstigen Liebespaar, das sich nun entspinnt, entwickelt sich in amüsantem Hin und Her, nach dem Muster des bühnenunsterblichen „Glas Wasser“, und endet natürlich mit der Heirat des sehr reichen Lords und der schön gewesenen Lady. Der Lord operiert mit Schecks von beträchtlicher, für deutsche Zuhörer verblüffender Höhe, die Lady wirft kompromittierende Briefe, aus denen sie Kapital schlagen könnte, in edelster Regung ins Feuer. Das Ganze ein Spiel ohne weitere Bedeutung, aber es amüsiert und gibt ein fesselndes, wenn auch nicht gerade zutreffendes Bild der reichsten und vornehmsten englischen Gesellschaft.

In den Kammerspielen des „Deutschen Theaters“ hat man den Versuch gemacht, Nikolai Gogol's „Heiratsgeschichte“ für die Bühne zu gewinnen, nachdem es bereits vor mehreren Jahren hier unter dem Titel „Brautschau“ auf einer Versuchsbühne wirkungslos in Szene gegangen war. Gogol selbst hat das Stück ironisierend eine ganz ungewöhnliche Begebenheit genannt — ungewöhnlich er-

scheint uns diese dumme Historie von den beiden Heiratsvermittlern in gewissem Grade allerdings auch, aber auch das Ungewöhnliche ist nicht immer interessant, wenigstens nicht auf der Bühne. Zur Kenntnis Gogol's freilich und auch der russischen Literatur erbringt das Stückchen immerhin einen Beitrag. Aber diese Anreicherung von allerlei Späßchen, das Gemachte der Handlung, das Groteske, hinter dem so gar keine Freude liegt, eher noch eine verhüllte Traurigkeit — all das hat kein dramatisches Leben. Neben dem Mangel an brauchbaren Novitäten dürfte das Verlangen, ihre guten komischen Kräfte zu zeigen, die Direktion zu dieser Gogol-Aufführung veranlaßt haben.

Rudolf Lott hat so viele französische Bühnenarbeiten in den letzten Jahren übersezt, daß er jetzt, wo er selbst eine Komödie zu schreiben unternimmt, von der französischen Umwelt nicht loskommen kann. Sein „Fräulein in Schwarz“ spielt in einem französischen Provinznest, könnte aber, wenn man statt Franc einfach Mark sagt, eben so gut in Treuenbrießen oder Neustadt-Eberswalde sich ereignen. Kann ein Staatsanwalt ein junges Mädchen, das er auf seine Art liebt und um das er sich beworben, heiraten, nachdem er erfahren, daß ihr reicher Vater sein Vermögen dadurch erworben, daß er mit seiner Frau und seiner Tochter als berühmte Montrose-Akrobaten-Familie in allen großen Variétés Europas auftritt? Er hegt erst starke, kleinbürgerliche und staatsanwaltliche Bedenken, und als er, nachdem er das

Fräulein im schwarzen Trikot gesehen, von ihrer so erschauten Schönheit bezwungen, seine Skrupel aufgibt, weist ihn das in ihrer Mädchen- und Berufslehre gekränkte Fräulein rundweg ab, erhört einen braven Grotesk-Akrobaten und wird mit diesem ein glückliches Ehe- und Zirkusleben führen. Der Konflikt des Stückchens ist klein, und ob die Skrupel des jungen Staatsanwalts beseitigt wurden, wird doch zumeist von der Höhe des durch die Akrobatenkünste seines Schwiegervaters erworbenen Vermögens abhängen. Das anspruchslose Stück hat einen hübschen Bühnentrick. Im 2. Akt üben die drei Akrobaten — Vater, Mutter und Tochter — in sehr fleißigen schwarzen Trikots am Reck und mit Gewichten. Das ist wirksam, doch bringt Lothar, um aktuell zu sein, in dieses Trikotidyll eine Stilllosigkeit — ein Agent macht der Akrobatenfamilie einen Antrag, ihre Nummer in den Dienst der Nacktkultur zu stellen. Da kommt's zu einer großen pathetischen Szene zwischen dem Vater und der sich weigernden Tochter, und diese Szene fällt völlig aus dem Rahmen heraus.

„*Ninon de l'Enclos*“, mit dem Untertitel „Ein Spiel aus dem Barock“, kann nur ein Anfänger schreiben. Der Münchner Friedrich Frejja hat sich an diesem Stoff versucht, weil er in jugendlicher Gestaltungslust von dem reizvollen Bilde dieser Frau verlockt, übersehen hat, daß diese große, geistprühende Philosophin der Liebe, diese bis ins hohe Alter begehrenswerte Schönheit nicht tragisch vorgeführt werden darf.

Die von ihrer Zeit gefeierte und bewunderte Frau, die so viel Liebe gespendet und empfangen, will nicht recht hineinpassen in den Rahmen der gewollten Tragik des fünften Aktes, wo sie an der Leiche ihres Sohnes steht, der sich getötet hat, als er erfahren, daß die von ihm glühend geliebte und geküßte Frau seine Mutter ist. An der Bahre trauert auch der Mann, den er als seinen Nebenbuhler zum Duell hatte fordern wollen und der sein Vater ist. Der junge Mensch, der in seine eigene Mutter verliebt ist, das ist keine Tragödiengestalt, es bleibt ihm immer etwas Komisches anhaften, und das schlägt das Stück tot. Immerhin zeigt sich, wie viel sich auch gegen Einzelheiten in der Schilderung der Personen und der Zeit einwenden läßt, doch eine gute Begabung, nur daß der junge Dramatiker über die Psychologie der Mutterschaft noch nicht viel Treffendes zu sagen weiß, und daß statt einer geschlossenen konsequent zwingenden Handlung allzuviel Anekdotisches überwiegt.

Mit seiner Komödie „*Der deutsche Graf*“ hat sich Bollmüller die Bühne nicht erobern können, wiewohl er hier auf das seinen Dramen sonst eigene Übermaß von Lyrik und neuromantischer Epik verzichtet und schlichtweg ein Theaterstück hat schreiben wollen. Es ist ein Abenteuerstück aus der Zeit des Sonnenkönigs, ein Abenteuerstück, für das dem Dichter allerlei Vorbilder von Viktor Hugo bis Rostand vorgeschwebt haben. Ulrich von Troth, der deutsche Graf, ist ein Ausbund von Tugend, Opferwilligkeit und unverbientem Pech. Dieser seelens-

gute Graf Troth, der, weil die Augen einer Prinzessin allzu wohlgefällig auf ihm geruht hatten, aus Deutschland geflüchtet war, hat auf dieser Flucht einem gräßlichen französischen Windbeutel das Leben gerettet und nimmt nun — der einzig zutreffende psychologische Zug in der ganzen Arbeit — ein fast fanatisch-freundschaftliches Interesse an dem Geretteten. Dieser Windbeutel hat eine schöne Frau, die dem deutschen Grafen begehrlische Neigungen kundtut. Graf Troth liebt aufs tiefste die verführerische Frau, weist sie aber aus Freundschaft für den Gatten zurück und nimmt sich eine Ballettuse zur Geliebten, freilich nur pro forma, nur um jener Frau jede Hoffnung zu nehmen, bleibt ihr aber beständig treu. Er bringt für sie und ihren leichtsinnigen Gatten die größten Opfer jeder Art — er erfährt, daß der glänzende Casanova die Frau umworben hat und gewinnen wird. Deshalb beleidigt er Casanova, um ihn zu einem Duell zu zwingen, aber nicht der berühmte Verführer wird das Opfer, sondern der deutsche Graf fällt beim ersten Schuß. Dieses Abenteuerstück, in das mit Fleiß allerlei Memoirentrümmer hineingetan worden ist, bleibt leider langweilig, da jede Psychologie fehlt, da auch die Handlungsweise des deutschen „reinen Toren“ durchaus nicht überzeugt und kein Moment packt und ergreift.

In Kürze sei noch von den beiden Stücken gesprochen, die auf deutschem Boden spielen. Die Geschehnisse des Schwanks „Die Tür ins Freie“ ereignen sich in einer jener Kleinstädte, aus denen die Ehemänner nach

der Possentradition unter den schwierigsten Vorwänden von Zeit zu Zeit nach Berlin flüchten, um sich auszulüften. Die Idee, die dem Stück zugrunde liegt, hat einen guten ersten Akt geschaffen. Der frühere Bürgermeister war während der Jagdsaison niemals im Bureau und hat dann die Ehre standesamtlich von einem dazu befugten Beamten schließen lassen. Jetzt mit einemmal zeigt es sich, daß alle während der Jagdzeit geschlossenen Ehen ungültig sind, daß also den nicht verheirateten Eheleuten die Tür ins Freie offensteht. Aber nach Schluß des zündenden Eingangsaktes lenken die Verfasser allzu sorglos in gewohnte, durch allerlei Possenzutaten vergrößerte Schwankmanieren ein — auch der nach unsterblichem aristophanischen Vorbild auftauchende, aber nur züchtig verschämt ange deutete Frauenstreik kann daran nichts ändern.

W e d e k i n d s „Sittengemälde“ in vier Bildern Musik war die letzte Gabe des Oktobers — ein heillos undichterisches, unkünstlerisches Stück, ein größerer Reporterbericht über allerlei Traurigkeiten. Die Bezeichnungen der einzelnen Bilder — „In Nacht und Nebel“, „Hinter schwedischen Gardinen“, „Vom Regen in die Traufe“ — erinnern an den Stil der großen Jahrmarktsbilder, vor denen eine „Moritat“ abgesungen wird. Eine Musikschülerin ist von ihrem Professor verführt worden, fühlt sich Mutter, kommt wegen Vergehens gegen keimendes Leben ins Gefängnis, wird infolge eines Gnaden gesuches der Frau Professor begnadigt, wird dann wieder die Ge-

liebte des Professors — das Kind, das sie nun bekommt, stirbt im Schlupfakt; das Musikfräulein wird, halb irrsinnig vor Schmerz und Verzweiflung, von ihrer braven Mutter, der Frau Oberst Hühnerwadel, nach Hause geholt. Vorher ruft das arme Mädel: „Musik, Musik! Was habe ich um deinetwillen gelitten!“ Nun Verführerwerden kann einem Mädchen in jedem Berufsstudium passieren, der Verführer braucht auch kein Musikprofessor zu sein, er kann auch den andern schönen Künsten angehören, oder der Finanz, Industrie, dem Handel und Gewerbe. Der Titel ist also nur eine gewollte Sensation. Das Stück hat kein dramatisches Gefüge, es gibt nur Szenen, die einen in den Zwischenakten vorbereiteten Knalleffekt bringen. Die Befehdung eines Paragraphen des Strafgesetzbuches, gegen den Wedekind anfangs anstürmt, kann nicht Sache literarischer Betrachtung sein. Die Charaktere zeigen keine Entwicklung, sie stehen von Anfang an typisch fest, so sehr, daß die leidende Heldin fast in jedem Bilde ihren Weinkrampf hat. Dann noch ein Seltjames, woran man bei Wedekind sich immer mehr gewöhnen muß: das Hineinziehen seiner eigenen Person. Je kunstverlassener seine Stücke werden, desto mehr stellt er sich in seine Stücke hinein. So tritt hier ein Mann auf, der als Zyniker gilt und stets das Gute will, dessen Schriften beschimpft

werden und der doch ein edler Dulder ist. Mit Recht spielte ihn der Darsteller im Kleinen Theater in der Wedekind-Maske. Außerdem hat aber diese Figur durch Wedekind, gewiß ganz gegen seinen Willen, eine Zeichnung erhalten, die ihn wie eine grobe Karikatur von Ibsens Gregers Werle erscheinen läßt.

Einen sehr dankenswerten, mutigen Versuch hat das Königliche Schauspielhaus Anfang November unternommen, indem es Grabbes großes Hohenstaufendrama „Heinrich VI.“ auf die Bühne brachte. Das kraftvolle Stück, dem es leider an dramatischer Einheit und Geschlossenheit mangelt, ist 1829 geschrieben und nur vor ein paar Jahren in gekürzter Form in Leipzig gespielt worden. Es ist kein normales Bühnenstück, aber es zeigt die Klaue des Löwen, es läßt die Kraft und die Phantasie eines genialen Dichters erkennen, eine ehrliche Arbeit, die auf patriotische Pathetik verzichtet. In einigen Höhepunkten erscheint Shakespearesche Gewalt erreicht, die Charakteristik mehrerer Gestalten ist vollendet und einheitlich — aber die Dichtung ist kein Ganzes, sie bleibt vielfach sprunghaft und innerlich fragmentarisch und das Finale entbehrt die tragische Größe. Einige zu breit gesponnene Szenen ermüden. Aber durchweg empfindet man: hier spricht ein Dichter.



Harro Magnussen:
Denkmal für die Naturwissenschaft.
Text auf Seite 516.

B i l d e n d e K u n s t.

Angelus.

Das ist das berühmteste Bild Millet's. Man spricht den Namen dieses Werks nicht aus, ohne an Hunderttausende von Franken, an ganze Berge Gelds zu denken. Amerika gab zuerst eine halbe Million dafür, und Europa dann fast dreiviertel Millionen. Nie ist wohl Menschenarbeit höher gewertet worden. Jeden Zoll Farbe kann man in Gold ertränken. Dieser Gedanke gibt eine Suggestion, der sich niemand entziehen kann. Selbst der rüdeste Mensch wird hier ehrfürchtig. Dreiviertel Millionen: Häuser, Landgüter, ein sorgenfreies Leben, Reisen, blaues Meer, Schönheit, Frauenliebe, Stadtverordneter oder Gemeinderatmitglied, Wein im Keller, Bücher im Schrank, Freunde und Genossen; oder Wohltaten, geheilte Kinder, Arbeiterhäuser; . . . und dann dreiviertel Millionen: und ein totes Stück Leinwand und ein kleines Stück Schönheit, ein Etwas vom Stimmungszauber eines Abends, die Illusion von Glockenklängen, . . . ein Stück Traum und ein Stück Schein, leichtes, vernichtbares Gut.

Wer w ü r d e n i c h t ehrfürchtig, wenn er fühlt, daß Schönheit und Kunst so geehrt werden? Wer würde nicht bestimmt, sie auch zu ehren und sich ihr hinzugeben, und wer verlöre nicht sein Urteil vor der Macht solcher Tatsachen?

Aber dann liegt auch wieder

darin ein Etwas, das uns flüchtig macht. Ist es das wirklich innerlich wert? Weil es alle lieben, wollen w i r es n i c h t lieben. Das Bekanntsein, der Ruf wirkt ernüchternd. Die Goncourtart regt sich in uns, die das Schönste hassen kann, sobald sein Abbild Nähmädchen auf Droschen tragen und seinen Namen die Backfische im Mund führen. Die Stimmung, die uns zehnmal eingewiegt hat, erscheint uns das elfte Mal sentimental; und grade die machtvollen Zeichen der Persönlichkeit, wir finden sie dann n i c h t . . . in diesem gerühmtesten Werk. Wir wittern so etwas von Publikumsgeschmack und Billigkeit.

So widerstreiten unsere Empfindungen.

Delacroix schreibt in seinen Tagebüchern: „Heute war ich bei Millet. Er sagte mir, daß er nur Homer und die Bibel lieft. Das erklärt mir vieles.“

Gewiß, es ist Pathos bei Millet. Aber es ist kein falsches Pathos. Es ist natürliche Größe des Empfindens. Millet ist zu ernst, um Kolorist zu sein, er ist grau, dumpf, trüb, schwer, erdig, als Maler zu wenig bedeutend. Er ist vom Schlage der malenden Bildhauer. Er mauert seine Figuren in Farbe hoch. Er modelliert nur mit der Farbe. Die Macht der Silhouette, die Größe der Form ist ihm alles. So bekommt seine Kunst etwas Krampfes, Kompaktes, Geschlossenes wird s o wichtig, wie

Bildende Kunst

das Leben selbst. Die Persönlichkeit dahinter — das spüren wir — ist ein Titan, ein Athlet, ist ein Schöpfer. Und wie wir beim Schöpfer nicht an die Tausende kleiner Wunder denken, sondern zuerst an die großen Wunder: Himmel und Erde, Raum und Licht, Morgen und Abend, Form und Gestalt, Seele und Glauben, . . . wie uns hier zuerst Elementarvorstellungen überwältigen . . . so bei diesem Meister. Nicht du und ich sind das — sondern der Mensch, das zweizinkige Wesen, das arbeitet, sich müht und dumpf und halbbewußt dahinlebt, das angeweht wird von dem großen Hauch des Alls, sich einen Augenblick neigt und wieder arbeitet und sich müht. Die Entkleidung von allem Zufälligen schafft Größe. Das ist das Land, Jahrhunderte schon bearbeitet, Jahrhunderten der Kultur noch harrend. Ob Herbst, ob Sommer — man weiß es nicht, will es nicht wissen; nur daß ein Tag, der sein Licht gegeben, sich senkt, wie Tausende vor ihm sich senkten, Tausende nach ihm sich senken werden. Aus dem Boden wachsen diese Menschen, wie das Kraut, doch wuchtiger und schöner. — Und der Boden zeugt sie wieder, wie von je er sie gezeugt. Luft und Licht ist Mensch und Pflanze, Lebendigem und Unbelebtem, hier gemeinsam. Alles scheint vom gleichen Hauch durchzittert, vom gleichen Hauch umwittert. Das allein bringt Leben in diese Statuen. Denn Statuen sind es, — statt in Marmor, in Farbe hochgetrieben. Mächtige Vertikalen streben empor, und sie stehen im Gegensatz zu den gleich

mächtigen Horizontalen des Bodens. Wie der Mensch im Gebet sein Innerstes zusammenschließt, ebenso schließen sich hier die ganzen Figuren zusammen. Alles ist Konzentration. Nichts mehr Rhythmus und Bewegung, die doch sonst — wie in den Glaneuses — Willets Bestes und Schönstes sind.

Ich kenne den Bauern zu wenig, um zu sagen, ob dieses Werk wurzelecht ist, so wurzelecht, wie es stark ist. Andere Werke Willets mögen dem Landarbeiter gerechter sein. Aber ich meine, Mensch und Boden und All und Gott, sie haben in ihren Urbeziehungen zueinander nie ein größeres und einfacheres Symbol gefunden — weder in der Heidentumskunst, noch in der Christen-kunst, noch in der Kunst, die vom kommenden Reich der Brüderschaft auf Erden spricht.

Georg Hermann.

Eine lohende Fadel in der Nacht:
H a r r o M a g n u s s e n : Denkmal für die Naturwissenschaft.

ten und einen grinsenden Totenschädel in der Linken: So steht sie da, jung und straff und herb, mit blanken, sehnsuchts-hungernden Augen und einem halbgeöffneten Mund; und die hohlen Augen des Totenkopfes gieren uns an . . .

In ihrer Gefolgschaft aber sind Männer der Tat, vier großzügige Repräsentanten des Wissens um die Natur. Ein jeder hat auf seine Art sein Leben durchgekämpft und mit den großen Rätseln des Lebens tapfer gerungen. Welch ein unendlicher Weg von Leonardo da Vinci, dem Künstler, über Charles Darwin, den For-

scher, bis zu Ernst Haeckel, dem Weltentrütsler, — und bei jedem einzelnen: welch eine Summe von körperlicher Energie, geistiger Kraft und seelischer Aufopferung!

Wie er uns androht mit finster zusammengekniffenen Brauen, der Alte aus dem dumpfen, stumpfen Mittelalter. Ihn blendet die purpurne Finsternis rings umher, und seine Blicke gehen nach innen, auf daß sie Licht empfangen. Strahlendes, erleuchtendes Licht aus jener Fackel, die allen, allen geleuchtet hat in zermarterten Stunden, die allen den dornenbestreuten Weg gewiesen hat, den sie gehen mußten in banger Einsamkeit, ihrer Zeit voraus, tastend und suchend im ewigen Geheimnis.

Warum dieses „Muß“; woher dieser Bann, der sie jäh trieb?

Unser Blick fällt auf den Olympier, der stets suchte und nie finden wollte, dem sein eigenes Leben zur „Wahrheit und Dichtung“ wurde; — und man meint aus seinem

scharf umrissenen Munde die Worte tönen zu hören:

Wer darf ihn nennen?
und wer bekennen:
ich glaub' ihn!
Wer empfinden
und sich unterwinden
zu sagen: ich glaub' ihn nicht.

Und es wird uns klar, daß Harro Magnussen in dem Sinnbild des Lebensdranges dieser großen Männer nicht die Wahrheit sah und schuf, sondern die Sehnsucht nach der Wahrheit. — Das Sehnen, das ewig sucht, und das Suchen, dessen bester Teil das Sehnen ist, das Verlangen nach Erfüllung.

Es ist tieftragisch, daß der Künstler, der dieses Denkmal für die Naturwissenschaft schuf, in die düsteren Gefilde des Todes ging, aus eigenem Willen. Er ist wohl an dem Leben irre geworden und wollte wissen, was hinter den Pforten dieses Lebens lauert.

Redaktionelle Notiz.

Leo Berg soll ein Grabdenkmal errichtet werden. Das Komitee meint mit Recht, daß damit eine Ehrenpflicht gegen den Verstorbenen erfüllt wird und von zahlreichen Freunden und Verehrern Bergs freudig begrüßt werden wird. Indem wir dies zur Kennt-

nis unserer Leser und Freunde bringen, sind wir gern erbötig, bei uns einlaufende Beiträge dem Komitee zu überführen, und werden darüber berichten. Die direkte Adresse ist: Oscar Skaller, Charlottenburg, Joachimsthalerstraße 43.

Original-Tonart.
Hoch.

Im Feld ein Mädchen singt...

(Margarete Susman)

A maiden yonder sings... — En flicka sjunger där... — Tuol laulaa neitonen...

(Rosa Newmarch)

Jean Sibelius, Op. 50 No. 3.

Lento assai. *mezza voce*

Im Feld ein Mäd - chen singt... Viel -
A ma - den yon - der sings... Per -
En flo - cka sjun - ger där... Har -
Tuol lau - laa nei - to - nen... On

p dolor

leicht ist ihr Lieb - ster ge - stor - ben, viel - leicht ist ihr Glück ver - dor - ben, dass ihr
chan - ce in the grave lies her lov - er, Per - chance all her glad days are o - ver, That her
kå - re - stan dött kan - hän - da, Har - lyc - kan kansko - haft on än - da, Dä så
kul - tan - sa häi - tä kai kuol - lut, on kai - kis - ta kal - lein ol - lut, Kun on

poco forte ma dolce
ben tenuto

Lied so trau - rig klingt. Das A . . . bend - rot ver - glüht, die
song so sad - ly rings? Now shines the eve - ning star, The
sorg - sen sän - gen är? Jo kväl - lens mat - ta glöd All
lau - tan - sa nur - hei - ven, m. s. m. d. ras - ko - run - ku - aa On

poco dolce *dim*

p dolcissimo

Wei - den stehn und schweigen, and im - mer noch so ei - gen
fields grow dark and lone - ly, But still that same song on - ly
i na - ta ren tyst nat, Till så gen - blott jag lym - nar,
väs - si kuu - sof kuu - nassa, Vaan vie - li vie - non kuu - maan

m. s. *m. d.*

Copyright 1907 by Schlesinger'sche Buch- & Musikhandlung (Rob. Lienau), Berlin S. 9369 III A.

Mit gürtiger Erlaubnis der Schlesinger'schen Buch- & Musikhandlung (Rob. Lienau, Berlin).

mesza voce

tönt fern das trau - ri - ge Lied. Der letz - te Ton ver -
 Doch rasch so from a - ge - fer. At last the hor - ror
 Allt än den kla gar om nöd. Ej mer en ton sig
 Sol lau - tu sur - het - ta sam. Jo så vet rum - met

pp dolce

Tad. *

klingt... Ich möch - te zu ihr ge - hen. Wir möss - ten uns wohl ver -
 domo... My heart goeth out to the mai - den. Like her, if it sor - row
 är... vil - le till hen - na van - dra. Helt visst vi för - stå - hvar
 pois... Må tak - don - luck - seen köy - då. Me gå - te - hen voin - me -

Tad.

ben finulo

ste - hen, da sie so trau - rig singt. Das A - bend
 is - des Di thoughts and her song seem oas. shines the -
 an - dra. Den så sorg - sen oss. kväl lene.
 jäs - så, Kun lau - bus - san mer - he soi. Jo rus - ko -

mp dolcissimo

Tad. *

röt ver - glüht, die Wei - den stohn und schweigen -
 roc - ing star, The fields grow dark and lone - ly -
 mat - ta glöd Allt i en - ta - ren tyst - nar..
 ran - ke - as. On vat - ti kun - set kun - saan..

diminuendo molto

Tad. *

S. 9389 III A.

Stich und Druck von C. & W. Bieders & Sohn, Leipzig.

Zu der Musikbeigabe.

Jean Sibelius.

Man kann uns Deutschen wahrlich nicht nachsagen, daß wir uns gegen die Musik anderer Völker abschließen; im Gegenteil, wir überschätzen gar zu leicht die Werke ausländischer Tonsetzer und räumen diesen eine Bedeutung ein, die wir gleichwertigen deutschen Kompositionen ohne weiteres versagen würden. Mitunter aber kommt es doch vor, daß ein hochbedeutender fremder Komponist, der durchaus Eigenartiges schafft, bei uns nur mühsam und sehr allmählich zur Anerkennung gelangt. In dieser Lage befindet sich auch heute noch Jean Sibelius, der in seiner Heimat fast wie ein Nationalheiliger verehrte finnische Ländlicher: wenn auch seine größeren Orchesterwerke, besonders seine symphonischen Dichtungen („Der Schwan von Tuonela“, „Eine Sage“, „Finlandia“, „Lemminkäinen zieht heimwärts“) und seine Symphonien gelegentlich auf den Konzertprogrammen erscheinen, so hat sich das deutsche Haus doch bisher gegen die Aufnahme der zahlreichen Lieder, in denen Sibelius vielleicht sein Bestes und jedenfalls höchst Eigenartiges gegeben hat, so gut wie ablehnend verhalten.

Es ist dies kein Wunder; denn

bei der ersten flüchtigen Bekanntschaft wird der Deutsche gar zu sehr in ihnen freundliche oder fröhliche Züge vermissen. Sibelius ist eben durch und durch Finnländer: die tiefe Melancholie, die diesem kleinen zwischen Schweden und Russen eingekleiteten, seit Jahrhunderten um seine nationale Existenz ringenden Volksstamme anhaftet, ist der Grundzug der Kompositionen von Sibelius; er verzehrt sich in innerem Schmerz und in Sehnsucht vor allem nach der verloren gegangenen Freiheit seines Volkes; die Anregungen zu seinen größeren Werken entnimmt er fast ausschließlich, wenn ihn nicht gerade einmal ein Stoff wie Maeterlincks „Pelleas und Melisande“ fesselt, der finnischen Heldensage, der großartigen, dem Nibelungenlied ebenbürtigen Kalevala; ernst und düster spricht er zu uns, die Farbe, die er auf seiner Palette hat, ist fast ausschließlich Grau und zwar in allen nur möglichen Schattierungen.

Ein recht gutes Beispiel hierfür bietet das durchaus vollstimmlich gehaltene Lied „Im Feld ein Mädchen singt“, das nur in den beiden Takten „müßten uns wohl verstehen“ etwas ungewöhnlich in der

Zu der Musikbeigabe

Harmonik ist und doch einen ganz eigenartigen Eindruck hinterläßt. Man glaubt wirklich ein finnländisches Mädchen vor sich hinsingen zu hören, um ihr von Kummer beladenes Herz zu erleichtern. Sehr gut paßt dazu auch die synkopierte Begleitung, die aber rechtzeitig, um die Eintönigkeit zu vermeiden, abgelöst wird.

Solche feine, zutreffende Stimmungsmalerei und wahre Empfindung herrscht in fast allen Liedern von Sibelius vor. Wem es nach weiteren Proben seiner Lyrik gelüstet, der möge zunächst nach „Schwarze Rosen“, „Wiegenlied“, „War es ein Traum“, „Herbstabend“ und „Auf dem Balkon am Meer“ greifen.

Klavierspieler seien auf die Sonate op. 12 besonders aufmerksam gemacht, deren letzter Satz sogar ein sehr beliebtes Vortragsstück werden könnte, sowie auf die „Kyllikki“ betitelten lyrischen Stücke op. 41.

Empfehlen möchte ich auch, sich mit den jeder Weitschweifigkeit baren „symphonischen Dichtungen“, deren musikalische Ideen durch Kraft und Schönheit hervorragen, durch Vermittelung der vierhändigen Klavierauszüge bekannt zu machen, wenngleich diese die wunderbare Instrumentationskunst des Komponisten kaum ahnen lassen.

Da die Finnen erst nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in den musikalischen Wettbewerb der Kulturvölker eingetreten sind, da größere Bedeutung als Vorbildern für Sibelius nur Martin Wegelius (1846—1906) und Robert Kajanus (geb. 1856) zuerkannt werden

kann, so ist seine Erscheinung um so auffallender und bemerkenswerter; man kann an ihr nicht mehr gut vorübergehen. Er ist 1865 in Tavastehus geboren und studierte erst Jurisprudenz, ehe er sich der Musik zuwandte. Die unter der Leitung von Wegelius stehende Helsingforscher Musikschule genügte ihm auf die Dauer nicht, er studierte dann bei Albert Becker und Robert Vargiel in Berlin, vollendete aber seine Studien erst in Wien. Daß er hier sehr erfolgreich den Unterricht von Robert Fuchs genossen hat, läßt seine ausgezeichnete Beherrschung aller Feinheiten des Kontrapunkts erkennen; sieht man sich seine Instrumentation näher an, so spürt man sofort den Einfluß Karl Goldmarks, des Komponisten der farbenreichen „Königin von Saba“, der auch auf seinen Schüler Sibelius ganz besonders stolz sein soll. Seit 1893 lebt dieser nur der Komposition in Kerava bei Helsingfors; der finnländische Staat hat ihn schon seit Jahren von allen materiellen Sorgen befreit. Deutsche Verleger sind es übrigens, die sich die Verbreitung seiner Kompositionen angedeihen lassen: Breitkopf und Härtel in Leipzig und neuerdings Robert Kienau (Schlesingersche Musikhandlung) in Berlin.

Als seine ersten Werke in Deutschland aufgeführt wurden, nahm man fast allgemein an, daß er seine Themen dem großen, außerhalb der engeren Heimat völlig ungenannten Schätze der finnländischen Volkslieder entnommen habe. Damit es ihm nicht so ginge, wie Grieg, der zeit seines Lebens es hören mußte, daß er nur norwe-

Zu der Musikbeigabe

gische Volkslieder verarbeitet habe, was durchaus falsch war, hat Siebelius vor einigen Jahren öffentlich erklärt, daß er nur Themen eigener Erfindung seinen Werken zugrunde lege, daß selbst in „Finlandia“ und „Eine Sage“ kein Volkslied vorkommt. Bei seiner reichen Erfindungsgabe hat er eben

Anleihen aus dem musikalischen Volksschatz nicht nötig. Er kann stolz darauf sein, seinem Volke eine von diesem wirklich als national empfundene Musik geschenkt zu haben, während doch sonst im allgemeinen die Ländlicher für Kosmopoliten zu gelten suchen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Genossenschaft deutscher Schriftsteller.

In „Nord und Süd“ ist der erste Schritt für die „Genossenschaft deutscher Schriftsteller“ getan worden.

Es ist darum auch Ehrensache, daß „Nord und Süd“ das Publikationsorgan der Genossenschaft wird. Ohne j e g l i c h e Verpflichtung irgend einem Verlage oder einem Geschäftskreis gegenüber zu haben, (ich betone das nachdrücklich: weil es in „Literaturkreisen“ Sitte ist, jedes uneigennütziges Unternehmen durch Verdächtigungen zu hemmen), soll in „Nord und Süd“ über die Fortschritte und die Organisationsarbeiten der Genossenschaft ständig berichtet werden.

Den Verlegern von „Nord und Süd“ möchte ich Dank sagen, weil sie die ersten waren, die für die ethische Idee der Genossenschaftsgründung Verständnis zeigten und ohne Vorteilsucht und Engherzigkeit beim ersten Ausbau Hilfe leisteten.

*

*

*

Seitdem der Aufsatz „Wie der Kunst zu helfen wäre“ in „Nord und Süd“ erschienen ist, ist die Genossenschaft begründet worden. Allerdings hat das Mäcenatentum von Deutschland versagt. Man hat, wie es scheint, in Deutschland für Kirchen mit kurios bemalten Fenstern und Schausstellungen defolierter Kostbarkeiten mehr übrig, als für ein Unternehmen, das kulturelle Werte schaffen und ernste Kunst entwickeln helfen soll.

Das ist eine Anklage, aber ihr fehlt der Stachel der Erbitterung; denn die Genossenschaft deutscher Schriftsteller ist lebensfähig und wird auch ohne die Luftmäcene ihre Arbeit tun.

Es haben sich bis jetzt sechs großzügige Verleger gefunden, die mit uns im Einvernehmen sind: Bücher, die ihnen von den Ehrenlektoren der Genossenschaft als wertvoll und künstlerisch zugewiesen werden, zu veröffentlichen. Die Form hat sich also verschoben, aber die Basis ist geblieben.

Nunmehr gilt es:

1. einen Arbeitsfonds für die Genossenschaft zu schaffen,
2. eine Unterstützungskasse.

Der Arbeitsfonds soll dazu dienen, das Bureau der Genossenschaft zu leiten, (auf die Dauer kann's ein Mensch nicht bewältigen, und

Genossenschaft deutscher Schriftsteller

wenn er auch seine ganze Zeit und Kraft daransetzt), was aber wichtiger ist: das interne Lektorat von drei Lektoren zu honorieren.

Die Unterstützungsklasse soll Schriftstellern, die in mißlichen Verhältnissen leben und ihr bestes Können im Tagesfron vergeuden, die Möglichkeit geben, ein halbes Jahr oder ein Jahr nur ihrer Arbeit und ihrem Können zu leben.

Auf die Ankündigung in der Presse, (der wir Dank wissen, daß sie fast ausnahmslos die Notizen brachte), sind natürlich Hunderte von Anfragen und Manuskripte bei uns eingelaufen. Es war viel Dilettantismus dabei, aber wir können schon jetzt sagen: 2 bis 3 Werke zeugen davon, daß die Idee der Genossenschaft nicht nur gut, sondern eine Notwendigkeit für die deutsche Kunst war und ist.

Nun gilt es, für unsere Genossenschaft zu arbeiten und zu agitieren. Dabei müssen wir bitten:

1. Unsere Kraft nicht zu überlasten, indem man uns Einsendungen macht, die kaum die ersten Reime eines schriftstellerischen Könnens vertragen.

2. Uns mit Anfragen privater Natur, nach Adressen, Auskünften etc., verschonen zu wollen. Es ist wirklich beim besten Willen nicht möglich, allen Einzelinteressen nachzukommen.

3. Hauptsächlich aber bitten wir dringend, unseren Ehrenlektoren, die sich der schweren Mühe unterzogen haben, Manuskripte, die wir ihnen zuweisen, zu prüfen, nicht durch persönliche Einsendungen ihr Lektorenamt noch zu erschweren. Gerade das ist doch der Zweck der Genossenschaft: einen Zentralpunkt zu schaffen und nicht von den einzelnen Künstlern etwas zu verlangen, das sie unmöglich erfüllen können.

* * *

Wir geben nunmehr den Entwurf der Satzungen der Genossenschaft in erster Ausarbeitung wieder. Es liegt uns natürlicherweise viel daran, bei der ethisch-gemeinnützigen Beschaffenheit unseres Unternehmens, die Statuten nicht als Geseze unwidersprochen in die Welt zu setzen; im Gegenteil, dieser Entwurf soll erweitert werden, wenn nötig, eingeschränkt — denn es gilt, die gute Sache zu fördern.

* * *

Genossenschaft deutscher Schriftsteller

Satzungen der Genossenschaft deutscher Schriftsteller.

Die Genossenschaft deutscher Schriftsteller erstrebt als Endziel:

§ 1.

Die Schaffung eines Zentralpunktes für deutsche Schriftsteller, von dem aus ihre ideellen und materiellen Interessen nach außen hin vertreten werden. Besonders erstrebt die Genossenschaft: das Zusammenwirken von Geistes- und Vermögenskräften zur Erreichung der ideellen und wirtschaftlichen Hebung der jungen Generation unseres Schrifttums.

§ 2.

Die Zentralstelle läßt alle bei ihr einlaufenden Manuskripte von einem *i n t e r n e n* Lektorat prüfen. Fällt das Urteil über ein Werk günstig aus, so wird das Manuskript an eine oder verschiedene Autoritäten, die als *E h r e n l e k t o r e n* der Genossenschaft beigetreten sind, zur Prüfung gesandt.

Sind die Ehrenlektoren ebenfalls von dem Kunstwert der Arbeit überzeugt, so beschließt die Genossenschaft die Veröffentlichung des Manuskripts als Buch, oder bei Dramen, dessen Vermittlung beim Theater.

Das Urteil der Ehrenlektoren soll dem Buche als Einleitung beigegeben werden.

§ 3.

Die Genossenschaft deutscher Schriftsteller hat kontraktliche Abmachungen mit verschiedenen Verlagen, denen sie Bücher zur Veröffentlichung übergibt, und zwar sieht sie nach Möglichkeit darauf, einzelne Abteilungen: Roman, Lyrik, Drama, Literaturgeschichte u. je einem Verlage zu übertragen, um so einen Konzentrationspunkt der Genossenschaftsbücher zu schaffen.

Die Genossenschaft erhält von den erschienenen Büchern eine entsprechende Lantieme, die in ihre Kasse fließt und für alle Organisationszwecke und Befoldung des internen Lektoratspersonals verwendet wird.

Daselbe gilt von erreichten Vermittlungen bei Theatern, literarischen Gesellschaften und Vereinigungen.

Genossenschaft deutscher Schriftsteller

§ 4.

Die Genossenschaft deutscher Schriftsteller nimmt zur Bestreitung ihrer Geschäftskosten, sowie für ihre Unterstützungskasse einmalige Spenden entgegen, die zur Teilnahme an dem Interessentkreis der Genossenschaft berechtigen.

§ 5.

Die Genossenschaft wird späterhin einen literarischen Salon gründen, in dem begabten Schriftstellern Gelegenheit gegeben wird, ihre Werke vorzulesen.

§ 6.

a) Die Genossenschaft wird geleitet von zwei Schriftstellern, die zugleich die erste Prüfung von Manuskripten vornehmen und künstlerischen Rat erteilen.

b) Von einem Geschäftsführer, dessen Stimme ausschlaggebend ist für alle praktischen und ideellen Fragen.

§ 7.

Um eine Überhäufung der Arbeitslast der Genossenschaftslektoren, besonders aber der Ehrenlektoren, zu vermeiden, werden nur die eingelaufenen Manuskripte berücksichtigt, die mit einer Schreibmaschine geschrieben sind, oder in Ausnahmefällen, mit gut leserlicher Handschrift.

§ 8.

Im Verkehr mit Autoren wird die Genossenschaft auf prompte Erledigung halten. Um Kosten und Zeit zu sparen, sollen die Schriftsteller bei jeder Einsendung frankierte Kuverts mitsenden.

§ 9.

Der Sitz der Genossenschaft ist Berlin W 35, Steglitzerstraße 49, III.

§ 10.

Das Geschäftsjahr beginnt 1. Januar 1909. Manuskripte werden erst von diesem Datum an offiziell zur Prüfung angenommen.

A. Halbert.

Lessing-Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. Eingetr. Verein.

Nachdem wir mit dem Verlage dieser Zeitschrift das Abkommen getroffen haben, daß fortan unsere Vereinsnachrichten an dieser Stelle publiziert werden, sollen hier regelmäßig Berichte über unsere Vereinstätigkeit erscheinen.

In diesem Winter haben bisher zwei Vortrags-Abende stattgefunden. Der erste war unserem verstorbenen Freunde Walter Leistikow gewidmet. Über diesen Abend berichtete Felix Lorenz im Berliner Tageblatt folgendes:

Mit der „Aspiration religieuse“ von Guilmant leitete Carl Stabernack auf dem Harmonium die Feier ein; dann sang Erika Schattka die rührende Schönheit der Schubertschen „Litaneen“ in den Raum. Eine Reihe von Lichtbildern folgte nach, um das künstlerische Schaffen Leistikows in fortschreitender Entwicklung zu veranschaulichen. Da sah man in guten Reproduktionen (die koloristischen Reize mußten freilich fehlen) noch einmal die Schatzkammer des Meisters aufgetan. Aus seiner ersten Zeit sah man die Bilder „Am Brunnen“, „Havel mit Schiffen“, das wundervoll kräftige „Walddinnere“, und von dekorativen Arbeiten „Norwegische Gebirgslandschaft“ und „Fliegende Kraniche“.

Die mittlere Schaffenszeit des Künstlers war durch die ernste „Grunewaldstimmung“ und „Villa im Grunewald“ gekennzeichnet; aus seinen späteren Jahren konnte man die Bilder sehen, die uns am vertrautesten geworden sind: die dunklen Seen und Uferlandschaften aus dem geliebten märkischen Wald, mit der Feierlichkeit seiner knorrigen Föhren und den goldgrünen Birkenlabyrinthen am Havelstrande. Wir wissen, wie uns Leistikow die Geheimnisse dieses einst so verachteten Grunewaldes erschlossen, und daß wir ihn mit Theodor Fontane zu den stärksten Hütern unserer Heimatliebe für immer zählen können.

Louis Corinth, dem toten Meister im Leben durch Freundschaftstreue verbunden, hielt dann die Gedenkrede.

Am zweiten Abend hatten wir die Freude, Professor Dr. Oscar Vie, einen der feinsinnigsten und formvollendetsten Redner, zu hören. In seiner gründlichen und dabei doch leichtflüssigen Art gab er einen Abriss der Geschichte des Tanzes. Musikalische Erläuterungen und Lichtbilder halfen dem Verständnis gut nach. Der Vortrag über dieses Thema war von uns mit Absicht gewählt worden, weil eine größere Zahl verschiedenster, erfreulicher

Lessing-Gesellschaft

Versuche dafür spricht, daß die bis zur letzten Tiefe konventioneller Gedankenlosigkeit herabgesunkene Kunst des Tanzes jetzt mit neuem Geiste belebt wird.

* * *

Am Sonntag den 8. November veranstalteten wir den ersten Atelierbesuch dieses Winters. Unter Fritz Stahls Leitung begab sich eine Anzahl unserer Mitglieder in das Atelier von August Kraus. Fritz Stahl legte in seiner kurzen Einführung den größten Wert darauf, an den ausgestellten Werken zu zeigen, daß Kraus sich mit Eifer und bestem Gelingen dem Naturstudium hingegeben und damit die Klippe vermieden habe, an der gerade in unserer Zeit so viele jüngere Bildhauer scheitern.

* * *

Da nun endlich die so oft besprochene Frage einer eigenen Zeitschrift durch unser Übereinkommen mit dem Verlage von „Nord und Süd“ wenigstens in gewissen Grenzen eine erfreuliche Lösung gefunden hat, so werden wir nun baldigst an dieser Stelle zu den vielen Fragen Stellung nehmen, die das Verhältnis des großen Publikums zur Kunst betreffen. Unsere Beratungen werden sich zunächst darauf erstrecken, welche Folgen die oft erörterte Form der Tageskritik auf den Theaterbesuch des Publikums ausübt. Im Anschluß hieran werden wir auch zu der leidigen Frage des „Villemassons“ der Berliner Theater sprechen.

Der Vorstand.



Velasquez. Das Nachwächst.
Zum Essay über spanische Kunst.

NEK
LINE
ST

Sahrgang
1908

IN
C
V
V

٩

1

1

i

7

:

•

Literarische Berichte.

Wir bringen in diesem Weihnachtsheft mehr Besprechungen, als wir sonst im Rahmen von „Nord und Süd“ aufnehmen können, und glauben unseren Lesern damit weitgehendst entgegen zu kommen. Es trifft sich gut, dass die Redaktion von „Nord und Süd“ aus dem von ihr herausgegebenen literarischen Jahresbericht verschiedene wichtige literarische Erscheinungen herausgreifen und sie auch dem Leserkreise von „Nord und Süd“ zugänglich machen kann.

Woran ich Freude fand.

Eine Umfrage über wertvolle neue Bücher.

Wir haben einigen Künstlern die Frage vorgelegt, welchem Buche der letzten Zeit sie das meiste künstlerische Interesse abgewonnen haben. Nachstehend veröffentlichen wir die Antworten:

Hermann Bahr:

Von den Büchern, die mir im letzten Jahre zugekommen sind, hat mir der neue Roman von Max Burckhard, „Die Insel der Seligen“ (Berlin 1908, S. Fischer Verlag, 5.—) gefallen und „Zwölf aus der Steiermark“ (Leipzig, Verlag von L. Staackmann, 6.—), der erste Roman eines jungen Österreichers, der Rudolf Hans Bartsch heißt, ein lustiger Oberleutnant ist und eben jetzt mit einer Ungeduld, die ebenso begreiflich als bedenklich ist, auch eine fröhlich zugreifende Schrift über Schill und geschwind noch einen zweiten Roman losgelassen hat. Den Roman Burckhards halte ich für das merkwürdigste Buch, das in den letzten zehn Jahren in Österreich geschrieben wurde. Wer dieses Land, seine merkwürdige, plötzlich völlig versagende Vergangenheit und den überall wehenden Drang zu seiner Zukunft aus der Nähe kennt, kann sich gar nicht genug wundern, wie wenig von seinem Wesen in den Werken seiner Dichter erscheint, und fast möchte man manchmal glauben, daß diese nur das Wort nehmen, um alles, was ihnen auf dem Herzen liegt, zu verschweigen; dann aber sind sie gekränkt, wenn man draußen eine falsche Meinung von ihrer Heimat hat, und fühlen sich überall verkannt. Nach den Büchern, die aus Österreich kommen, muß man wirklich oft meinen, der Österreicher habe schon jeden Zusammenhang mit der eigenen Zeit verloren, gebe den Glauben an sein eigenes Leben auf und suche sich mit der schmerzlichen Lust an einer entsunkenen Vergangenheit zu trösten, in welcher sich alle Kraft der hier wohnenden Rassen erschöpft zu haben und von welcher ihnen nun nichts als ein tristes Spiel mit ausgeleerten Formen übrig geblieben zu sein scheint. In der Gegenwart fühlen sie sich fremd, das Leben ängstigt sie, ihre Sehnsucht blickt zurück, nicht vorwärts. So hat man sich denn auch draußen angewöhnt, sich dieses Land von kümmerlichen Artisten bewohnt zu denken, welchen man eine kalte Hochachtung vor ihren Kenntnissen und ihren Fertigkeiten nicht versagen mag, aber die Kraft einer lebendigen Kunst absprechen muß. Dies zu derselben Zeit, in der es dem österreichischen Volke zum ersten Mal gelang, sich seine Lebensform zu prägen, und dadurch ein Vertrauen, ein Mut, eine Lust zur eigenen Zukunft erweckt wurden, die dem österreichischen Wesen bisher fremd waren; ja man kann sagen, daß sich der Österreicher, früher stets unmutig, verdrießlich über sich selbst,

Hilfe von außen erwartend, nun zum erstenmal fühlt, an sich glauben gelernt hat und sich drängt, überall in Europa mitzutun. In dieser Stimmung wächst man jetzt hier heran, und überall sind Anzeichen von Menschen, wie wir sie früher hier niemals gehabt haben, Menschen der Tat, die sich des Lebens freuen, wirken und wagen wollen und sich zutrauen, auf dieser schönen Erde fest zu stehen. Sie haben nichts von jener verdrossenen Liebe zur Heimat, mit der man vor versunkenen Schlössern in Tränen steht, sie haben eine andere Liebe zum Vaterland, die nicht der Vergangenheit gehört, eine Liebe, die nicht weich, weinerlich und winselnd ist, sondern zürnen und mit der Faust aufschlagen und das Glück erzwingen kann. Und wenn diese zornigen Patrioten, die jetzt kommen, sich erst einmal eingesetzt und das Werk vollendet haben werden, die große Reinigung von der Vergangenheit und die große Kräftigung zu unserer Zukunft, dann wird man erst den Mann erkennen und verstehen, der ihr Vorbote, ihr Verkündiger und ihr Erwecker war. Dies ist Burckhard seit Jahren gewesen, so sehr er sich früher manchmal darin gefiel, den Wienern den fischen Kerl vorzumachen, was übrigens noch immer die beste Maske ist, um hier die Wahrheit zu sagen, ohne erschlagen zu werden. Man gestand ihm zu, gut Tarok zu spielen, und so durfte er sich erlauben, ein nach Freiheit und Gerechtigkeit verlangender Mensch zu sein. Erst hielt man es nur für das Raisonieren, das man an unseren Hofräten gewohnt ist. Bald aber schlug aus seinem ganzen Tun ein solcher Ernst mit solcher Kraft hervor, daß er alle, die sich wünschten, noch an Österreich glauben zu können, an sich riß, und nun liefen ihm von allen Seiten lange im stillen gehegte Hoffnungen zu, denn hier war einer, der aussprach, was im geheimen Tausende bei sich trugen: daß wir nur den leeren Schein, mit dem wir uns aus toten Vergangenheiten her noch immer schleppen, entschlossen abzuwerfen und uns auf uns selbst, auf unsere Art, unsere Sehnsucht zu besinnen und nur den Mut zu uns selbst zu haben brauchen, um uns hinfort getrost mit allen anderen messen zu dürfen. Hier war einer, der nicht wehmütig an irgend einem traumhaften Österreich abgeschiedener Zeiten hing, noch weil er dieses verloren gab, nun deshalb an uns überhaupt verzagte, der nicht aus Schmerz darüber, daß wir nicht mehr sind, was wir einst waren, es uns absprach, überhaupt noch etwas zu sein, sondern uns ermutigte, alles zu werden, wozu nur

irgend eine Kraft in uns ist. Hier war einer, dem der Sinn nicht nach einem künstlichen Österreich, sondern dahinstand, jenes Österreich aufzurichten, das wir in uns haben: unser inneres Österreich nach außen zu kehren. Dies ist es auch, was seinen Romanen, dem „Simon Thums“, dem „Gottfried Wunderlich“ und dieser „Insel der Seligen“ ihren großen Ton und die Bedeutung über alle anderen gibt. In ihnen scheint sich ein ganzes Volk zu bekennen und alle Stimmen von Zorn und Furcht, Hoffnung oder Reue, Zweifel und Zuversicht werden laut. Zugleich aber fühlt man, wodurch sich dieser Dichter zum Glauben an uns gerettet hat: durch das innigste Verhältnis zur österreichischen Natur. Unsere Berge, unsere Wälder, unsere Wiesen sind in ihm so stark, daß er sich vor dem Künstlichen sicher weiß; unser Wind bläst ihn an, da ist der Schein zergangen, das Welke fällt ab. Während sonst unsere Dichter, wenn sie sich zur Natur begeben, immer sozusagen mit dem Hut in der Hand vor ihr stehen, gerührt sind und uns nur diese Rührung, den Seufzer des Poeten vernehmen lassen, stellt er nicht dar, wie dem Menschen vor der Natur zumute wird, sondern sie selbst: der Berg glänzt, der Wald rauscht, die Wiese blüht und der Mensch ist fern. Seit Stelzhamer hat in keinem unter uns das Herz unseres Landes so laut geschlagen. Und nun ist es mir ein seltsames Glück, wie neben Burckhard jetzt ein munterer junger Offizier tritt, gleichsam ein heiterer Erbe, der mit dem Reichtum des Vaters leicht freigebig sein kann, ein besitzendes Geschlecht nach dem erwerbenden. Rudolf Hans Bartsch, das ist die Zukunft, die Max Burckhard bereitet hat. Da steht vergnügt das neue Österreich da, um das wir mit zornigen Fäusten gerungen haben. Es hat, was wir suchten: es darf da sein, seiner inneren Art gemäß, und dehnt sich und streckt sich und freut sich, denn die Ketten haben wir zersprengt, und jetzt fangen die Menschen hier ihr eigenes Leben an, zum erstenmal. Das ist es, was diesem steirischen Roman seinen unbeschreiblichen Reiz gibt, eine ganze Generation glaubt man hier aufatmen zu hören, und sie hebt die Hände zum Lande hin und blickt hinaus und entdeckt, wie schön doch das Leben hier ist. Der Bartsch scheint wirklich zu meinen, Österreich habe auf ihn gewartet, um von ihm erst zu erfahren, was für merkwürdige Menschen es hier gibt und wie die Mädchen hier sind und wie halt alles eine Lust ist. Dies aber ist das Gefühl jeder starken Generation, welche wirkliche Jugend hat. Und so wird durch die fröhlich schweifende Torheit des Bartsch erfüllt, was Burckhards kämpfende Weisheit versprach. Zwei Generationen Österreichs sind's: eine bricht das Tor zum wirklichen Leben auf, und nun zieht die andere jubelnd ein.

Romanus Bahr

Franz Blei:

„Welchen neueren Büchern wünschen Sie Leser?“ heißt Ihre Frage. Natürlich meinen eigenen. Dann den Büchern von Sören Kierkegaard, die vollständig und würdig herauszugehen eine schöne Aufgabe für einen Verleger wie Diederichs wäre. Weiter von Fremden: den drei Bänden Correspondance von Stendhal, die vor einem halben Jahre erschienen sind. Paul Claudel. Dostojewski. Von Deutschen: den zwei Bänden Briefe eines Unbe-

kannten, bei Herold in Wien erschienen. Und den Büchern von Rudolf Borchardt, R. A. Schröder, Maximilian Dauthendey, Rudolf Kassner, Robert Musil. Den Schriften von Rudolf Willy. Ich sage nicht, daß man alle diese Bücher lesen soll — man kann auch ohne sie ein vorzüglicher Mensch bleiben — aber wenn man überhaupt etwas anderes noch als die Zeitung liest, dann sind diese Bücher — die meinen nicht zu vergessen — besser als andere.

Franz Blei

Felix Dahn:

Empfehlenswerte Bücher: Jettchen Gebert von Hermann (7.50); Sidsel Langrockchen von Aanrud (3.—).

Felix Dahn

Herbert Eulenberg:

Zu Ihrer Frage möchte ich nur bemerken, daß ich in der letzten Zeit, wieder einmal Romane lesend, auf einen vergessenen deutschen Dichter gestoßen bin, auf den man unser Publikum allmählich wieder einmal gehörig aufmerksam machen soll. Ich meine Jean Paul, den jeder nur mehr dem Namen nach kennt. Und so möchte ich ausrufen: Teutsche, lest doch Jean Paul, den „Titan“ oder „Die Flegeljahre“, und denkt an den langen Winterabenden am Ofen wieder einmal über unsere Sprache, als sie noch nicht Zeitungsdeutsch war, nach, oder über unser Gemüt, als wir noch die Zeit hatten, eins zu haben. Und wer gar Goethes Romane nicht mehr liest, ist die Augen nicht wert, die er im Kopfe hat! Dies meine Ansicht!

Herbert Eulenberg

Alice Fliegel:

Briefe an Eltern von Deiphobe. (Verlag Leonhard Simion Nf., Berlin. br. 2.—)

Wenn man ein Kind hat, so nimmt man es an sein Herz und hat es lieb. Wenn aber einer kommt und sagt, daß man sein Kind nicht nur lieben, sondern auch erziehen und strafen, und es die Ehrfurcht lehren soll, die in eines Kindes Herzen so nahe neben der Furcht liegt, so vergißt er, daß das Kind eine feine, zerbrechliche Seele hat, die das Liebhaben braucht. Er vergißt aber auch, daß nur der strafen darf, der zu strafen versteht, und daß in eines Kindes Seele viel Schmerz und Not kommt, wenn es die Liebe nicht fühlt. Dem aber müssen wir danken, der die rechten Worte findet, wenn er zu uns von unserem Kinde spricht — denn nur wenige wissen sie.

Als ich das kleine Büchlein: Briefe an Eltern von Deiphobe aufschlug, fühlte ich schon im Anfang, daß das Jemand geschrieben, der die rechten Worte hat — die segnenden, schaffenden Worte für alle, die des Nachts ein Kind an ihr Herz genommen, und die des Tags aus diesem Herzen die Gedanken an das Kind nicht bannen konnten.

Eine Offenbarung ist das schlichte, kleine Büchlein — die Erkenntnis, die Erfahrung und die Wahrheit haben es geschaffen. Die Mütter werden es segnen, und die Väter werden daraus lernen, und wenn sie das tun, so werden sie lächelnde, glückselige Kinder bilden, denn von Kindertränen und Kinderleid steht nichts in dem Buche geschrieben.

Ein ernstes Mahnwort klingt immer wieder durch das Buch — und schon dadurch unterscheidet es sich von andern leb- und wesenlosen, pädagogisch-erzieherischen Schriften — das Mahnwort an die Eltern, sich erst selbst zum Gutsein und zu wahrem Menschentum zu erziehen, ehe sie daran gehen, ihres Kindes Seele zu formen. Ein Geben, Dienen und Entsagen soll Elternliebe sein, sie soll nicht fordern, zerbrechen und zwingen, und wenn es auch für sie ein Empfangen und Ernten gibt, so soll sie das hinnehmen als ein Gnadengeschenk Gottes.

Das Büchlein: „Briefe an Eltern“ enthält kein wertloses, inhaltloses Wort — hinter jedem steht das Leben. Nur wer es selbst liest mit einem feinen Herzen und innigem Fühlen, kann die große Fülle des segenbringenden Schönen, die das kleine Buch in sich birgt, erfassen.

Alice Fliegel

Dagobert v. Gerhard Amyntor:

„Das lies!“ rief ich meinem Freunde zu, indem ich auf Käthe Sturmfels' „Die Schwester der schönen Margarete“ (4.50) deutete, ein Werk, dessen Lektüre ich soeben beendet hatte. Wenn ich nun diese Dichtung jedem Literaturfreunde, jedem anspruchsvolleren Leser ebenfalls warm empfehle, so will ich nicht verschweigen, daß ich mich erst mit einem gewissen Widerstreben an die Lesung dieses Werkes herangemacht habe; vor einer gewissen Gattung der Frauenliteratur — der Literatur von Frauen und für Frauen — bekreuze ich mich und ich denke manchmal mit wehmütigem Lächeln an meinen heimgegangenen Freund Eduard von Hartmann, der mir einmal in einer köstlichen Plauderstunde gestand, daß er auf die bekannte Frage, was ist schrecklicher als eine Flöte? nicht die Antwort „zwei Flöten“, sondern eine andere gegeben hätte, nämlich: Frauenliteratur. Er hat diesem Gedanken auch einmal in seinen Schriften Ausdruck gegeben, und doch würde auch er zur Anerkennung von Ausnahmen gezwungen gewesen sein, wenn er damals z. B. die bedeutende Schrift seiner Gattin: „Zurück zum Idealismus“ vorausgeahnt hätte. Er würde auch wohl die „Schwester der schönen Margarete“ als eine Ausnahme gelten lassen, denn dieses prachtvolle, gemühtiefe, kluge, auch das Heikelste mit Diskretion behandelnde, mit männlicher Kraft geschriebene Werk ist eine Überraschung für jeden, der auf dem Titelblatte den Namen einer Frau findet. Ich selbst hielt den schönen Namen „Käthe Sturmfels“ erst für ein glücklich gewähltes Pseudonym und glaubte an einen männlichen Verfasser, der aus irgend welchem Grunde die Leser über sein Geschlecht täuschen wollte. Zuletzt freilich erkannte ich an der außerordentlichen Zartheit und Gewandtheit, mit der gewisse Dinge behandelt sind, die Urheberschaft der Frau, die sich mit diesem epischen Erstlingswerke geradezu glänzend in unser schönes Schrifttum eingeführt hat.

Der Roman ist keine Dutzendware; er ist ein Kabinettstück, das jeden echten Kenner

entzücken wird. Er spielt in einem Magdalenum, einer Besserungsanstalt für gefallene Mädchen, und die Schwester der schönen Margarete ist nicht die leibliche Schwester, sondern die erziehende Diakonissin der schönen Sünderin. Das ganze Milieu stellt einer weiblichen Feder eine fast nicht zu bewältigende Aufgabe, und rühmend und bewundernd muß anerkannt werden, wie vollkommen ein jugendliches Mädchen — sie ist heute die Gattin des Gymnasial-Professors Dr. Becker in Darmstadt — diese schwierige Aufgabe gelöst hat. Sie konnte dies nur, weil ihr ein tiefes Gemüt, ein adeliges Herz, ein reger psychologischer Spürsinn, eine unbestechliche Wahrhaftigkeit und der männliche Mut einer großen Seele angeboren sind. Einen Auszug aus dem bedeutenden Romane — er wurde von einigen weiblichen Kritikern, man denke! tüchtig heruntergerissen! — will und kann ich hier nicht geben, aber jeder reife Geist, jeder unverbildete Geschmack, der das Werk noch nicht kennt und nur auf diese meine Empfehlung hin kennen lernen sollte, wird, das wage ich zu hoffen, auch wenn er nicht mit allen Entwicklungen des Werkes einverstanden sein sollte, mir doch von Herzen dankbar sein, weil ich ihm die Bekanntschaft mit einem Menschen — oh, Menschen sind heute so selten! — vermittelt habe.

Ludwig Geiger

Ludwig Geiger:

Unter den zahllosen Büchern, die ich in den ersten 9 Monaten des Jahres 1908 las, teils zu Studienzwecken, teils um den Rezensionswünschen der Verfasser und Verleger zu genügen, mußte ich viele ganz ablehnen, gegen manche starke Bedenken äußern, konnte einige nur bedingt loben und hatte an wenigen reine, ungemischte Freude. Diese wenigen Bücher will ich hier rekapitulieren.

Zunächst ist es der Roman von G. Hermann: Henriette Jacoby. (Berlin, E. Fleischel & Co., 7.50.) Aus demselben Milieu entstammend wie der frühere Roman „Jettchen Gebert“, dessen Fortsetzung das neue Buch ist, schildert er das tragische Geschick eines Berliner jüdischen Mädchens aus dem vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. An einen ungeliebten Mann verheiratet, vom Hochzeitsmahl flüchtend, wird sie von einem Onkel aufgenommen, der ihr eine schwärmerische Neigung weihet und von ihr — zu spät — wiedergeliebt wird. Zu spät, denn in ihrer erotischen Erregtheit hat sie sich einem jungen christlichen Gelehrten, den sie eine Zeit lang zu lieben glaubte, hingegeben und geht in den Tod, da sie diesen Schmach und die Untreue gegen den, den sie im Herzen trägt, nicht überwinden kann. Alles an diesem Buch ist ausgezeichnet: die Sprache, die Charakteristik, die Milieuschilderung, die Darstellung der Zeit und der Natur. Es ist geradezu unübertrefflich, wie hier der Dichter zum Natur-Beobachter und -Historiker geworden ist, ohne durch geschichtliches Detail und naturwissenschaftliche Darstellungen zu ermüden. Die Tragik wird gemildert durch lebenswürdigen Humor, die notwendige Kleinlichkeit der Vorgänge durch Ausblicke auf weittragende Ideen und die bestimmenden Mächte der Zeit. Es ist ein köstliches Buch, und man muß sich freuen, daß bei ihm der Erfolg das Urteil der Kritiker bestätigt hat.

Eine ähnliche Freude wurde mir durch eine

literarische Ausgrabung gewährt, nämlich durch die Übersetzung von „Euryalus und Lukrezia“ von Konrad Falke (Leipzig, Insel-Verlag). Es ist die Liebesgeschichte des Kanzlers Caspar Schlick, eines Freundes des Verfassers, des berühmten Humanisten Aeneas Sylvius Piccolomini, des späteren Papstes Pius II. Wie ist aber dieses Abenteuer, das sich im Jahre 1442 wirklich in Siena ereignete, erzählt und durchgeführt! Ein echtes Bild aus der Zeit der Renaissance, mit aller Farbenpracht jener schönheitstrunkenen Epoche, mit der ganzen berücksichtigenden, sinnbetörenden Leidenschaft. Und trotzdem darf man es ein keusches Buch nennen, weil echte Liebe immer keusch ist, und ein glücklich erhebendes, weil die Frevlerin, wie man die aus Liebe fehlende Verheiratete Frau wohl nennen muß, den Opfertod stirbt.

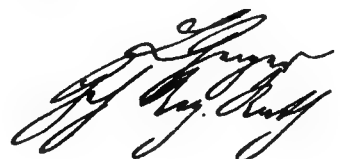
Aus der Phantasiewelt — denn trotz aller Wirklichkeitsbestrebungen führen Romane doch in das Reich der Phantasie — geht der Literaturhistoriker gern in die Welt der nüchternen Realität. Aber ein Buch wie das von Lily Braun „Im Schatten der Titanen“ (Braunschweig, Georges Westermann, 6.50) liest sich, trotz seiner durchaus historisch beglaubigten Dokumente, manchmal wie ein Roman. Denn man kann sich kaum etwas Romanhafteres denken, als das Leben der Frau Jenny von Gustedt, der Tochter der schönen Diana von Pappenheim und des Königs Jerome Napoleon, die in Weimar unter den Augen Goethes — er und Jerome sind die beiden freilich recht ungleichen Titanen — ein schönes, nur im Alter durch Sorge und Krankheit getrübt Leben führte. Eine hochgesinnte Frau, empfänglich für die Gaben von Kunst und Wissenschaft, begierig lauschend auf die Stimmen der Zeit, wenn auch keineswegs in ihren Göttern wechselnd, wie mit der Mode, tapfer und freisinnig, eine ausgezeichnete Gattin und treffliche Mutter. Das alte Weimar lebt hier in köstlichen Bildern auf, Goethe trotz seines Hauskleides, oder vielleicht gerade wegen dessen, erscheint als der Priester, den wir lieben und verehren.

Unter ihren Hausgöttern befand sich gewiß neben Goethe auch für Lessing ein Platz. Der Verkünder freier Anschauungen, der ehrliche Sucher nach Wahrheit, der kindlich reine Mensch, der Gelehrte voll umfassenden Wissens und der auf den mannigfachsten Gebieten mit Erfolg tätige Schriftsteller bedarf zu seiner Schilderung eines erfahrenen, lebenskundigen, vielfach unterrichteten, von seinem Mute und seinem Geiste erfüllten Mannes. Zugleich muß derjenige, der ihn den breiteren Massen vorführen will, über Stilgefühl und volkstümliche Darstellungskunst verfügen. Diese Gaben vereinigt R. M. Sattler. Daher darf sein kleines Buch: „Gott hold Ephraim Lessing“ (Leipzig, Verlag von Quelle & Meyer), das weder den Anspruch macht, bewährte, großzügige Werke zu verdrängen, noch das herrschende Urteil umzustößen, ebenso wenig durch neue Funde die bisherige Kenntnis zu bereichern, sondern das frisch und gewandt erzählt, möglichste Vollständigkeit anstrebt und doch meist den wichtigeren Werken den gebührenden Platz einräumt, als ein wohl gelungenes und erfreuliches Werk gelten.

Lessing hatte sich der Juden angenommen. Diese als Kulturfaktor aus der Entwicklung der neueren und neuesten Zeit auszuschalten, kann nur ein Blöder versuchen, der sein Auge

vor den Tatsachen verschließt. Vielmehr muß für den, der die Kulturgeschichte wirklich begreifen will, nicht bloß ihr Ringen nach deutscher Bildung oder ihr Verlangen, die geistigen Schätze der Länder sich anzueignen, in denen sie wohnen, sondern ihre löblichen Versuche, den Kultus zeitgemäß umzugestalten, die geläuterte philosophische Anschauung der Neuzeit auf die uralten Lehren ihrer Religion einwirken zu lassen, als bedeutsames Moment der allgemeinen Religionsgeschichte gelten. Ein amerikanischer Gelehrter, David Philippon, hat in seinem Buche „The Reform Movement in Judaism“ (New-York, The Macmillan Comp.) diese Bewegung eines ganzen Jahrhunderts, nämlich des neunzehnten, in der ganzen zivilisierten Welt geschildert. Auch der Osten ist nicht ausgenommen. Als sein Vertreter erscheint Ungarn, da Rußland und Polen eine wirklich fruchtbare Reform niemals kannten, von westlichen Ländern treten England und Amerika als solche hervor, die fast ausschließlich in Frage kommen. Denn selbst in dem revolutionären Frankreich zeigen sich erst ganz neuerdings schüchterne Versuche zu einer wirklichen Reform. Der Hauptnachdruck aber liegt auf Deutschland; die Zeit von 1830 bis 1870, die man ja die eminent religiöse nennen kann, d. h. die von Kämpfen für und gegen den Glauben und von Reformbestrebungen innerhalb der einzelnen Konfessionen erfüllte Epoche (man denke an D. F. Strauß, Feuerbach, an den Deutsch-Katholizismus, die Lichtfreunde, das Vatikanische Konzil und seine Folgen) steht durchaus im Vordergrund. Dieser Amerikaner zeigt sich mit deutschem Wesen so vertraut, hat ein so durchgebildetes Verständnis für jene Epoche und einen so feinen Blick für die Bedürfnisse der vergangenen und der gegenwärtigen Zeit, eine so lebhaft Sprache und geschickte Darstellung, daß man seinen Auseinandersetzungen mit Freude folgt.

Goethe-Forscher und Goethe-Freunde entbehren bisher eines Führers durch die fast unübersehbare Literatur. Nicht nur der Forscher bedarf eines solchen, um sich über die ersten Drucke der Werke oder die Fundorte der einzelnen Briefe zu unterrichten, sondern auch der schlichte Leser, der sich Rat holen will, was denn über die einzelnen Werke und über die Persönlichkeiten geschrieben worden ist, die mit Goethe Umgang pflogen. Darum muß das Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek von Fr. Meyer (Leipzig, Dyck, 25.—) froh willkommen heißen werden. Es wird freilich durch seine Dicke und seinen, dem Umfang entsprechenden hohen Preis, vielleicht auch durch seine rein chronologische Anordnung zunächst befremden; aber wer häufiger dies ungeheure Verzeichnis von 11700 Nummern konsultiert, das nicht nur die Titel der Werke aufzählt, sondern bei den einzelnen Nummern der Zeitschriften, bei periodischen Werken, wie dem Goethe-Jahrbuch, aufs genaueste den Inhalt angibt, wird zuverlässig das finden, was er braucht. Das Buch ist ein kundiger und fast unentbehrlicher Wegweiser.



Helene von Monbart (Hans von Kahlenberg):

Das Buch, das mir in den letzten Jahren den stärksten künstlerischen Genuß verschaffte, hieß: „Unter dem Hügel“. Deutsche Übersetzung aus dem Englischen des Anbrey-Beardsley, im Insel-Verlag erschienen. Es vereinigt den fremdartigen und aufstachelnden Reiz Japans, welches das modernste und handlungsfähigste Land der Welt ist, mit der gewollten und lustigen Ursprünglichkeit englischer Kinderbuch-Illustrationen, dem dolchspitz abgeschliffenen Geist und der luftigen Weltverachtung des achtzehnten Jahrhunderts. Verwesung und Frühlingsfrische, Kühnheit und Wehmut des verdichtetsten, ungeduldrigen und zuckenden Lebens bietet es! — Und verläßt uns ganz plötzlich, wie der Becher, der Süßigkeit und Gift enthält, uns von der Lippe gerissen wird. Und muß genau so jäh, so erbarmungslos und voll lösender Würde sein, wie der Tod, der immer da ist, der bei allem Erleben uns über die Schulter schaut und bald ein höhnisch klapperndes Gerippe, bald ein Engel, bald der Satan ist.

Ich glaube nicht, daß für den, der mit verfeinerten Sinnen und Nerven zu genießen weiß, der Genuß überboten werden könnte. Aber ich könnte mir denken, daß Leute dies Buch sinnlos und unverständlich, andere es lasterhaft und die Scham verletzend fänden. Ich liebe es und bin ihm dankbar, sehr dankbar für die genossene reine Freude!

Hans von Kahlenberg

Johannes Schlaf:

Von zwei großen Arbeiten das ganze Jahr über ausschließlich in Anspruch genommen, habe ich kaum Zeit gefunden, Nebenlektüre zu treiben. Dies und jenes gute Buch ist mir aber trotzdem zu Gesicht gekommen.

Ich erwähne z. B. Alfons Paquets, des interessanten Globetrotters, Gedichtbuch „Auf Erden“ (Jena, E. Diederichs, 5.50), das wieder ein Beispiel ist, wie die durch Walt Whitmans Werk zu einem ersten vollkommenen Ausdrucke gebrachte Moderne neben aller sonstigen artistischen Rückfälligkeit, die gegenwärtig noch in Blüte steht, notwendig zu weiteren Offenbarungen hindrängt. — Ich möchte ferner auf die sehr schätzenswerte Volksausgabe von Peter Kropotkins prächtigem Buch „Gegenseitige Hilfe“ (Leipzig, Th. Thomas, 3.—) aufmerksam machen. — Ein recht gutes und solides Buch ist auch das anonym erschienene „Dein Weg zum Glück“ (Leipzig, Th. Thomas). — Weiter die Neuauflagen unserer deutschen philosophischen Klassiker, die höchst dankenswert der Verlag Fritz Eckardt-Leipzig herausbringt. — Eine besonders in seinem zweiten Teil sehr bemerkenswerte Lektüre war mir auch Wilh. Hegelers neuester Roman „Das Ärgernis“ (Berlin, S. Fischer, 5.—), wo ein sehr wichtiger seelischer Übergangskonflikt in einer Knabenseele ausgeholt wird. — Von ausländischen Büchern sind mir nur ein paar von erster Bedeutung zu Gesicht gekommen; so die neueste Dichtung von Emile Verhaeren: „La Multiple Splendeur“ (Paris, Mercure de France) und die Fortsetzung des Cycclus „Toute la Flandre“ („Les Héros.“ — Edm. Daman, Brüssel.) Auch auf den eben erschienenen Roman von

Johannes V. Jensen: „Das Rad“ (Berlin, S. Fischer, 5.—) möchte ich aufmerksam machen.

Johannes Schlaf

Paul Ernst:

Die deutsche Literatur ist nach einem nicht allzu hohen Aufschwung Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre wieder auf einem recht unerfreulichen Standpunkt angekommen. Auf die Frage: ob mir ein deutsches Buch, das im letzten Jahre erschienen ist, einen solchen Eindruck gemacht habe, daß ich es gebildeten Personen sehr empfehlen möchte, muß ich verneinend antworten. Unsere Unterhaltungsliteratur erscheint ja wesentlich besser zu sein, wie vor zwanzig Jahren: aber wer seine Zeit mit ihr ausfüllen will, läßt sich wohl am einfachsten von Leihbibliotheken beraten. In der Dichtung herrscht die epigonische Neuromantik, die es meines Erachtens überhaupt bis jetzt zu keinem erquicklichen Werk gebracht hat. Das Einzige, was mir einen tiefen, sehr tiefen Eindruck gemacht hat, ist die deutsche Gesamtausgabe von Dostojewski, die in dem Verlag von Piper in München erscheint und zwanzig Bände umfassen soll. Auf sie möchte ich so nachdrücklich wie möglich aufmerksam machen.

Dostojewskis Romane, vor allem sein Rasokownikow, wirkten auf die Generation, der ich angehöre, in den achtziger Jahren mit außerordentlicher Gewalt. Sie standen uns zum großen Teil nur in etlichen Übersetzungen zur Verfügung, die oft nach dem Französischen hergestellt waren, und fast immer waren sinnlose Kürzungen gemacht. Was hätten wir damals gegeben, wenn wir die schöne Pipersche Ausgabe gehabt hätten! Den tiefsten Gehalt der Bücher verstanden wir noch nicht, erst heute, als Vierzigjähriger, kann ich ihn ganz erfassen. Auf uns wirkten vor allem die rein dichterischen Qualitäten, die psychologische Analyse und wunderbare tiefe Erfassung der Charaktere. Sehr viel von seiner künstlerischen Arbeit ist in Paris und Brüssel in flacher Weise nachgemacht und auf dem indirekten Wege zu uns gekommen, und diesen Einfluß kann man noch heute spüren in dem dünnen Büchlein unserer dichterischen Redaktion: eine direkte Wirkung hat es leider auf unsere Dichtung nicht ausgeübt.

Ich griff mit einer gewissen Befürchtung zu den Bänden: denn mancher Dichter, welcher damals als ein ganz Großer erschien, hat sich sehr schnell als bloße Zeiterscheinung herausgestellt, wie der heut schon fast vergessene Zola oder der dem Vergessenwerden rasch entgegeneilende Ibsen. Es ist, als ob uns selbst etwas genommen wurde, wenn wir in gereiften Jahren ein Buch aus der Zeit unserer werdenden Persönlichkeit aufschlagen und dann tot und leer finden, was uns einst so lebenskräftig und voll schien. Dostojewski ist viel größer, als meine frühere Vorstellung von ihm, und ich glaube, daß er und Tolstoi zwei ganz Große sind, welche durch die Jahrtausende gehen. Nur sehr selten habe ich ein solches Gefühl der Ehrfurcht gehabt, wie ich vor Dostojewski habe.

Die Träger des literarischen Geschmacks sind heute auf ein Pseudo-Artistisches gewendet, auf ein Surrogat der wahren Kunst, und das

Wort „literarisch“, mit dem man einst das Dichtwerk gegenüber dem Unterhaltungsschund bezeichnete, wird mehr und mehr Ausdruck für eine gewisse Art von Albernheit. Daß in diesen Kreisen ein Dichter von der Tiefe, Gewalt und Sittlichkeit Dostojewskis nicht mehr verstanden wird, ist wohl selbstverständlich. Andererseits dem gebildeten Publikum, das nach einer größeren oder kleineren Weile von einem bedeutenden Dichter immer erobert wird, und das heute etwa Keller oder Hebbel liest, ist Dostojewski doch zu fremdartig und fremd. So kommt es, daß er etwas in den Hintergrund gedrängt ist. Aber abgesehen von dem Ewigkeitswert seines Werkes und gerade für unsere Zeit, gerade für den gegenwärtigen Augenblick wäre er so sehr gut, wenn man ihn

recht andächtig läse; und ich denke, die Gefahren, die er wie jeder große Geist birgt, dürften gerade jetzt am wenigsten bedenklich sein. Daß wir uns gegenseitig zu Weihnachten beschenken, hat eine sehr tiefe Bedeutung, denn Weihnachten ist das Geburtsfest unseres Erlösers, des Gottes, der sich der Welt schenkte. Da sollten wir doppelt achtsam sein, nichts Frivoles oder Lappisches auf den Weihnachtstisch legen, sondern nur Edles, Großes und Schönes, das weiterwirken kann in dem Beschenkten zu Erhebung und Veredelung. So möchte ich wünschen, daß recht viele Bände Dostojewskis geschenkt würden.

Dr. Paul Emck

Der Graf von Gleichen.

Ein Schauspiel von Wilhelm Schmidtbonn¹⁾.

Es werden jetzt, wenn ich mich nicht irre, rund 12 Jahre sein, daß ich eines Tages das Manuskript eines Dramas zugeschickt bekam, mit dem Titel „Thomas“. Der Verfasser war ein junger Buchhändler in Gießen. Ein Begleitbrief lag bei, und aus ihm sah ich, daß der mir bis dahin völlig unbekannte Absender damit seine ganze Zukunft in meine Hände legte. „Ich bitte Sie“, schrieb er, „meinem Werk eine freie Stunde zu schenken. Ich weiß nicht, ob es dieses Geschenk verdient, weiß nicht, ob mein „Thomas“ das geworden ist, was in meinem Herzen lebt, denn Ihre Augen sind außer den meinen die ersten, die auf diesen Bogen ruhen Ich habe lange mit dem Entschluß gerungen, aber meine Lage zwingt mich, ihn zur Tat zu machen. Der Ruf nach Glück, der Ihnen, ich glaube, aus meinem „Thomas“ entgegentönt, kommt von meinen eigenen Lippen“ . . . und nach persönlichen Mitteilungen, aus denen ich ersah, daß seine Wiege in Bonn gestanden: „Ich bin seit wenigen Tagen bereits zwanzig alt, in dem Alter, wo das Streben nicht mehr an sich selber genug haben kann, wo das Leben rauh hineingreift: Erfolg oder Hand weg! Sagen Sie mir, ob das letzte für mich gelten soll. Und so bitte ich Sie, schreiben Sie mir, schreiben Sie mir ein Wort, ob mein Werk . . . das verdient, was ich glaube. Wenn nicht, werfen Sie alles ins Feuer und lachen über einen Narren. Sonst aber flehe ich: Retten Sie mich.“ Und dann las ich das Manuskript des „Thomas“, das Drama von dem blinden Ohm²⁾. Und in tief bewegter Seele spürte ich da jugendlich quellendes Leben, ein Frühlingsjauchzen und -ahnen klang und sang aus diesen Worten und Gestalten, etwas Ursprüngliches, Starkes, Gesundes, das mich in seiner Formlosigkeit und Ungelenkheit rührte und erschütterte, wie der Frühlingswind, der vom knospenden Bergwald über den Strom weht. Noch in derselben Nacht ging die Antwort nach Gießen. Wenige Tage darauf stand er vor mir, der junge Unbekannte, und sah mich aus stillen scheuen Augen zweifelnd an, er schien es noch nicht recht fassen zu können, daß der Mann, der ihm die Hand reichte, an ihn glaubte und an seine Zukunft. Das war meine erste Bekanntschaft mit Wilhelm Schmidt aus Bonn. Seit jener Stunde stand es mir unverrückbar fest, daß diesem starken und doch so

zarten Talent mit allen Kräften zu helfen und die Wege zu bahnen, heilige Pflicht sei.

Nicht etwa, daß man ihm viel hätte zu helfen brauchen, außer durch den Glauben an ihn. Er ging seinen stillen Weg, in tiefer Einsamkeit, stetig vorwärts, aufwärts. Zeitweilig verlor ich ihn völlig aus den Augen, hörte nur durch Dritte von ihm, bis im Mai 1901 aus den Tiroler Bergen wieder von einem das ganze Innenleben der Zwischenzeit wunderbar aufschließenden Brief begleitet mir der Frühlingswind das Manuskript der „Mutter Landstraße“³⁾ auf den Schreibtisch wehte. „Geschichte einer Jugend“. Kein Drama im eigentlichen Sinne, aber ein Werk, in all seiner gärenden Unruhe, durchtränkt von tiefster poetischer Schönheit. Es wurde gedruckt und aufgeführt. Die Tagesblätter lärmten und höhnten. Nur einige Wenige, unter ihnen der Herausgeber der „Zukunft“, warnten: haltet Eure Zungen im Zaum, damit Ihr nicht später es bitter bereuen und Euch schämen müßt. So ging es dann weiter, still vorwärts und aufwärts, zwischendurch auch wohl mal ein Fehltritt, merkwürdig genug ein Drama aus dem rheinischen Leben⁴⁾, während zwei Novellensammlungen⁵⁾, Reflexe von Land und Leuten am Niederrhein, allen denen, die ein Auge und Ohr für Heimliches und Eigenes hatten, reinste Stunden künstlerischen Genießens und stiller starker Hoffnung auf ganz Großes und Starkes brachten. Denen mochte freilich die moderne Legende „Der Heilsbringer“⁶⁾, die vor zwei Jahren erschien, eine kleine Enttäuschung bereiten. Wohl stand auch hier ein schaffender Poet am Werk, dessen Gedächtnis nicht vergehen wird am Ufer des Stromes, solange der Rhein seine Wellen treibt, aber es schien fast, als ob die Nebel, die über dem Rheintal zur Herbstzeit ihre Schleier breiten, auch über die klaren Poetenaugen Macht gewonnen hätten, als ob er die Sonne nicht mehr sehen und die Vögel nicht

³⁾ „Mutter Landstraße. Das Ende einer Jugend.“ Schauspiel in 3 Aufzügen. Berlin, Fleischel 1904.

⁴⁾ „Die goldene Tür. Ein rheinisches Kleinstadtdrama“ in 3 Akten. Berlin, Fleischel 1904.

⁵⁾ „Uferleute. Geschichten vom unteren Rhein.“ Berlin, F. Fontane & Comp. 1903. „Raben. Neue Geschichten vom unteren Rhein.“ Berlin, Fleischel & Comp. 1904.

⁶⁾ „Der Heilsbringer. Eine Legende von heute.“ Berlin, Fleischel 1906.

¹⁾ Berlin, Egon Fleischel & Comp. 1908.

²⁾ Unter dem Titel „Der neue Ohm“ später als Novelle bearbeitet und in die „Uferleute“ aufgenommen. (S. 269 ff.)

mehr singen hören könnte über dem Weh- und Klageschrei der gequälten Menschheit. Manches in diesem Heiland, dem Armen, der sich für den Heiland hält, erinnerte mich unheimlich an die Selbstcharakteristik seines Verfassers im ersten Briefe: „Ich bin ein Mensch, der sich für poetisch begabt hält und deshalb den Menschen gegenüber entweder verschlossen oder, wenn er spricht, von ihnen verspottet ist.“ So darf sich selbst aber ein Poet nicht sehen und projizieren, der den Andern wirklich Heil bringen will und kann. Und daß er es könnte, das bezweifelte ich nicht, wenn er wollte.

Dann kam in den Januartagen dieses Jahres in mein einsames Zimmer wieder ein Manuskript, und mit stummer banger Frage löste ich die Schnur des Paketes, der bangen Frage: Wirst du Licht ins Dunkel bringen können, wirst du endlich das erlösende Wort sprechen?

Ich schlug es auf und las. Und es wurde Licht. Nie werde ich diese Stunde vergessen, diese tiefe, reine große Freude, die da in mir aufging, dieser innere Jubel über die Gewißheit: Ein großer Dichter ist auferstanden. Ein Werk ist uns geschenkt, das von deutscher Art und deutscher Kunst zeugen wird, solange es eine deutsche Sprache und deutsche Dichtung gibt. Von dem „Grafen von Gleichen“, mit dem ich an jenem einsamen dunkeln Januarmorgen stille Zwiesprach hielt, wird eine neue Epoche des deutschen Dramas anheben, einerlei, wie morgen und übermorgen und übers Jahr vielleicht Publikum und Kritik dazu sich stellen und darüber reden und schreiben werden. Dies ist kein Theaterstück, über dessen Schicksal in einer Premiere entschieden und abgestimmt werden kann, dies ist eine künstlerische Schöpfung von einer Reife und Kraft und Größe, vor der sich zu beugen Recht und Pflicht ist. Nicht um durch den Vergleich eine Individualitätscharakteristik zu geben, sondern lediglich um den für mein Gefühl richtigen Maßstab der Wertung anzudeuten, kann ich nur sagen, dieser „Graf von Gleichen“ kommt unmittelbar neben Heinrich von Kleist. Bei aller schuldigen und tiefen Ehrfurcht vor dem Genius Hebbels und Grillparzers muß es gesagt werden, dieser Dichter von 1908 hat uns mit diesem einen Werk etwas gegeben, was sie nicht geben konnten. Denn es ist wie gewachsen aus den Elementen selbst: das sind nicht Menschen und Menschenschicksale, die grübelnde und kombinierende Phantasie in Wechselbeziehungen und tragische Verwickelungen bringt, sondern das sind die Naturgewalten selbst, die aus dem Innern der Erde hervorbrechen und aus dem Blau des Himmels niederschlagen, die miteinander kämpfen nicht um menschliche Satzungen und Formen, sondern um Naturgesetze, die walten über Mensch und Baum und Stein. Die Natur ist Eins, sie verkörpert sich im Menschen, und dabei sind diese Menschen nicht etwa Symbole, nicht Schalen und Gefäße oder Träger von Naturgesetzen oder -gewalten, sondern sie sind ganze Menschen, runde Menschen, aber eben so ganz, so riesenstark, und so zart und fein zugleich, wie eben auch die Natur im Unbelebten schafft, und in dieser nur aus der Erde und der Luft ihre unmittelbare Nahrung ziehenden Urwüchsigkeit von einer siegreichen Kraft der Selbstverständlichkeit, vor der jede Frage und jeder Zweifel verstummt. Auch wenn der Graf von Gleichen nicht ein ausgezeichnetes Drama wäre, würde er immer eine der schönsten und innerlichsten Dichtungen sein, die die neuere deutsche Literatur aufzuweisen hat. Der Graf von Gleichen,

die alte Sage von dem Ritter, der nach Morgenland zog, dort gefangen und schließlich gerettet ward durch ein Sarazenenmädchen, mit ihr heimzog auf seine Burg, wo Frau und Kind seiner harren, und der nun mit Papstes Einwilligung auch den schönen Fremdling rechtmäßig sich antrauen läßt und mit zwei Frauen friedlich fröhlich seine Tage beschließt, ist ja schon oft dramatisch gestaltet. Bekannt ist, wie Goethe in der ersten Fassung seines „Dramas für Liebende“ Stella geradezu diese naive Lösung des dort gegebenen Bigamiekonflikts herangezogen und zur Durchhauung des Knotens benutzt hat. Für modernes Empfinden ist nur tragische Lösung möglich, vor allem aber ist überhaupt der ganze Konflikt poetisch fruchtbar nur, wenn er, wie ich schon andeutete, aus allem Kleinlichen losgelöst, in die Sphäre der Naturgesetze erhoben wie ein Elementarkampf ausgekämpft wird.

Diese große Linie ist es vor allem, die bei Schmidtbonn Bewunderung erregt. Schlicht, einfach, wie in Riesenquadern gefügt, baut sich der tragische Konflikt auf. Da ist der Mann, der zwölf Jahre blühender Jugend im Kerker schmachtete und eine Lebenskraft, einen Lebens- und Freiheitsdrang in dieser Zeit in sich aufgesammelt hat, daß er über ein Glücksbedürfnis, eine Glücksfähigkeit verfügt, die alle Schranken lachend überflutet. Da ist das Weib, das in zwölf einsamen Jahren des Harrens ihre Jugend sterben sah und doch nicht hat lernen können, alt werden, die auch ein Übermaß von Ansprüchen an verlorene Jugend im Herzen trägt, aber als Frau gelehrt zu scheinen und nicht zu sein, das Glutverlangen spröde verbirgt, und da die Dritte, das junge, weiche, in Liebe überquellende, wie ein Bergwasser im Frühling, das dem Mann die Freiheit bringt und ihn zu dem einsamen harrenden Weibe führt, die Dritte, die nur Liebe geben will und an dem Manne und an dem Weibe zugrunde geht.

Und zwischen dem Allen wandelt der Tod, verhüllt, in fremder Gestalt, nur geahnt auf den Höhepunkten, das Leben begleitend, bis es sein wird.

An die Darsteller und an die Regie stellt Schmidtbonn, so scharf und groß seine Linienführung, so stark sein dramatisches Temperament und so wuchtig seine Sprache ist, nicht geringe Anforderungen. Der Rhythmus seines Verses gleitet nicht leicht über die Zunge. Er atmet eine gewisse Herbigkeit, die sich der Darsteller innerlich zu eigen machen muß, um dem Stil des Ganzen gerecht zu werden. Ist dies gelungen, spürt man sofort, daß hier etwas Neues, Großes, ein neuer Stil für den Ausdruck dramatischer Leidenschaft geschaffen ist.

Die Regie aber wird bei der Rollenbesetzung vor allem darüber zu wachen haben, daß nicht die vom Dichter gesetzten Tonwerte verschoben und entstellt, daß vor allem die drei Gestalten, der Graf, die Gräfin und die Türkin Naemi nicht aus dem vom Dichter mit weiser Hand gesetzten Gleichgewicht gerückt werden, und etwa durch eine unverhältnismäßige schauspielerische Überlegenheit der Gräfin das Schwergewicht der ethischen Werte sich verschiebt und damit das ganze Problem sich verzerrt. Doch sind das nur Sorgen, die für die ersten Aufführungen in Betracht kommen, haben erst alle Beteiligten erfaßt, daß hier etwas ganz Neues und ganz Großes sein Recht fordert, dann wird auch der Stil für die Darstellung schnell sich finden.

Februar 1908.

Prof. Dr. Berthold Litzmann.

Erzählende Literatur.

J. Wassermann, Kaspar Hauser oder die Tragheit des Herzens, Roman. (Stuttgart, D. Verlagsanstalt, geb. 7.—.) In der Geschichte von Kaspar Hauser, dem Findling, dem „Kind von Europa“ hat sich Wassermann ein „Gefäß“ gebildet für seine leidenschaftlichsten Empfindungen. Denn dieser Gegensatz hat ihn immer am stärksten bewegt und alle seine Erzählungen in Bewegung gesetzt: der zwischen den „blinden Seelen“, die aus dumpfem Instinkt heraus ihren Weg in die Welt suchen, und den Kurzsichtigen, die in der Tragheit ihres Herzens, zu schrecklichen Klumpen geballt, jenen Einzelnen und Einsamen den Weg versperren. Für die dritte Art der Menschen hat er bisher keine Teilnahme gezeigt: für die Scharfsichtigen, denen eine angeborene Gabe den Weg durch die Vielen hindurch frei macht zum Licht.

Ich weiß nicht, ob die jetzige Generation noch von jener furchtbaren Höhle weiß, in die während des großen Sepoy-Aufstands Hunderte von Engländern eingesperrt wurden, um in dem entsetzlichen Mangel an Luft, Licht Bewegungsmöglichkeit elend zu verkommen. Eine solche Höhle ist für Wassermann die Welt; nur daß die Zusammengepferchten in ihrer Herzens-tragheit sogar die Sehnsucht nach Licht, Luft und Bewegung verlernt haben. Schlimmer sind sie dran, die Philisterseelen: Bürokraten, Pedanten, Bourgeoise und Alltagsintrigant, schlimmer sind sie dran als der arme Kaspar Hauser, da er vierzehn Jahre lang in seinem unterirdischen Versteck gehalten wurde, freilich fast ohne Licht, mit geringer Möglichkeit der Bewegung — aber doch in guter Luft!

So entsteht das Paradoxon, auf das dieser Seelenroman — ja kein Kriminalroman! — gebaut ist, daß der Findling in der Freiheit schlimmer gefangen ist, im Licht schlechter sehen kann, in der großen Natur ärgere Schranken findet, als in seinem geheimnisvollen Verlies!

Aber er steht nicht allein. Für Alle ist die Welt ein Kerker, die zum Licht begehren: für den genialen Kriminalisten Feuerbach, für die schöne Seele Julie Kanneurff — für den Dichter selbst, der ernst und leidenschaftlich zum Hellen ringt, und dessen neuestes (neben den „Juden von Zirndorf“) bedeutendstes Werk selbst ein ergreifender Protest gegen herzensträge Leser und — Schreiber wird.

Richard M. Meyer.

Georg Engel, Der Reiter auf dem Regenbogen. (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus, br. 5.—.) Engels neuer Roman kann die Blutsverwandtschaft mit „Hann Klüth“ nicht verleugnen. Vor allem ist es auch hier ein „Naturphilosoph“, der zwischen Wahrheit und Lüge hindurch sich zur Erkenntnis tappt; es sind Typen von vielfach ähnlich grotesker Originalität. Engel ist der einzige moderne Schriftsteller, bei dem man noch Einfluß von Dickens behaupten möchte: in der Art der Charakterisierung, nicht in der ein wenig phantasiarmen Handlung oder der deutsch-sentimentalen Tendenz.

Aber das ist so wenig wie die mit Hann Klüth eine schlechte Verwandtschaft für den armen Phantasten und Reiter auf dem Regenbogen; denn diese Brücke führt ja von der Erde zu den Sitzen der Götter! Richard M. Meyer.

Hanns Heinz Ewers, Die Besessenen. (München-Leipzig, Verlag Georg Müller, 7.—.) Es wird zweifellos Menschen geben, die das Buch mit dem üblen Wort „psychopathisch“ belegen. Sie werden Grauen vor der Novelle, „Der letzte

Wille der Stanislaw d'Asp“ empfinden, wo eine Frau dem liebenden Manne die wahnsinnigsten Folterqualen auferlegt, um sich den Glauben an seine Liebe bis über das Grab hinaus zu sichern. Sie werden die Köpfe schütteln, über „Die Spinne“, in der ein Fenster eine Rolle spielt, das alle, die ihm nahe kommen, zwingt, sich zu erhängen. „Der Spielkasten“ mit seiner auf die Spitze getriebenen rachsüchtigen Erotik wird vielleicht Anstoß erregen. Aber sie werden alle bekennen müssen: daß Hanns Heinz Ewers zwei Mittel besitzt, um zu fesseln: ein Erzählungstalent von schärfster Prägung, das, ohne mit stilistischen Sonderheiten zu spielen, eine Begebenheit bis in ihre letzten Gründe ausschöpft. Zweitens aber: ein psychologisches Können, das nur wenigen Auserwählten eigen ist. Von Hanns Heinz Ewers kann man vielleicht erwarten, daß er die ins Pöbelhafte herabgesunkene Kriminalnovelle ins Künstlerische erhebt. Ansätze dazu sind in diesem seltsamen, subtilen Buche zur Genüge vorhanden. A. Halbert.

—**François Rabelais, Gargantua und Pantagruel.** Verdeutscht von Hegaur und Owlglab. (München, Albert Langen, 4.50.) Man hat diesen Roman des fröhlichen Weltkindes in der Mönchskutte das Buch des sechzehnten Jahrhunderts genannt. Mit Unrecht: denn diese neue Übersetzung beweist uns, daß es eins von den Ewigkeitswerken ist, die uns stets so modern anmuten, als wären sie gerade erst geschrieben worden. Das Empfinden des modernen Menschen gegenüber pfäffischer Heuchelei und klein-menschlicher Prüderie und Verlogenheit ist nahe verwandt dem Hasse der geistigen und religiösen Reformatoren aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Dem Verlage von Albert Langen ist für diese glänzende Nachdichtung, welche mit Recht all das fortlaßt, was heute noch mit Hilfe eines Kommentars verständlich wäre, aufrichtig zu danken. Rabelais hat ein Recht darauf, ein deutscher Klassiker zu werden, wohl verstanden, nicht im Sinne von Töchtereschulleiterinnen, sondern der Menschen, welche wahr gegen sich selber sein können und denen nichts Menschliches fremd ist. Bisher liegt die Übersetzung der „Gargantua“ und der ersten beiden Bücher des „Pantagruel“ vor. Gleichen die noch fehlenden beiden Bücher des „Pantagruel“ und das „Pantagruelische Prognostikon“, die hoffentlich recht bald erscheinen werden, ihren Vorgängern, so besitzen wir ein neues Meisterwerk der deutschen Übersetzungskunst. Karl Georg Wendrin.

M. Artzibaschew, Ssanin. Roman. Deutsch von A. Villard. (München, Georg Müller, brosch. 5.—, geb. 6.50.) Es hat stets Werke gegeben, die irgend einem seltsamen Umstande ihre Weltberühmtheit, Dichter, deren Namen es irgend einem merkwürdigen Zufalle verdanken, daß sie in weitesten Kreisen bekannt wurden. Dahin gehören die Revolutionsstücke, Beaumarchais' Figaro und die Stumme von Portici, dahin Niklas Beckers kümmerliches Rheinlied und die Eleeka von Perez Galdos. Ein solches Werk ist auch der Ssanin. In künstlerischer Beziehung verlohnt es sich nicht, auch nur ein Wort darüber zu reden. Aber das Publikum verschlingt ja auch die Unzulänglichkeiten der Gorki und Tscheschow, warum soll es nicht gerade so gut einen Mann mit dem schönen Namen Artzibaschew lesen, da es nun doch einmal für einen Dostojewsky noch lange nicht reif ist. Ein Roman, wie alle andern russischen Durchschnittsromane, dumm, langweilig, mit philosophischen Gymnasiastengesprächen zum Überfluß gespickt. Ein

Schmarrn. Und doch ein Buch, an dem man nicht vorübergehen kann. In Rußland ist große Revolution. Die Welt blickt auf Rußland durch Jahre, Tag um Tag wartet man auf Nachrichten. Das Volk, das herrliche russische Volk, der schlafende Riese will endlich aufstehen! Wir starren von Phrasen. Wir lachen über alle Putsche in den südamerikanischen Raubstaaten und nehmen jedes Knallen im Zarenreiche blutig ernst. Wir denken an H. Treitschke: „Die Sonne der Freiheit geht im Ost auf!“ Wir warten ungeduldig, hoffen, wünschen. Es geht los, endlich geht es los. Und die Berge reißen und ein armseliges Mäuslein schlüpft heraus: Ss an in. Die Reaktion hat allen Grund zu jubeln: ein Land, in dem ein solches Buch einen solch merkwürdigen Erfolg haben kann, das mag noch tausend Jahre sich knechten und knuten lassen, es ist ganz gewiß nichts anderes wert! Denn Ss an in — ein Europäer kann es kaum begreifen! — ist in der Tat der Anstoß der sexuellen Revolution in Rußland, die endgültig der sozialen Revolution den Todesstoß versetzt zu haben scheint. Die Regierung sollte Herrn Artzibaschew bei Lebzeiten ein Denkmal errichten und ihn ins Heilige Synod rufen. Ss an in ist das neue Ideal des aufwachsenden Rußland. Der Mann, der die soziale Revolution nicht mehr mitmachen will, weil — ja doch nichts dabei herauskommt. Der nicht entfernt imstande ist, Tolstois ethische Werke zu begreifen, aber intelligent genug ist, recht gut die lächerlichen Seiten des alten Christentümlers herauszufinden. Und der nun eine uralte Idee in die russische Jugend hineinruft, die dieser seltsamer Weise ungeheuer neu und originell vorkommt: die Idee des alleinseligmachenden Geschlechts-genusses. Im Handumdrehen fand Ss an in überall gelehrige Schüler und Schülerinnen, in den kleinsten Provinzlöchern scharten sich die Ss an in isten zu erotischen Klubs. So schnell ging das alles, so überraschend häuften sich die Nachrichten über die Erotomanie, die Liebesrevolution in Rußland, daß man geneigt war, das alles als Schwindel zu nehmen. Und doch war es buchstäblich wahr. Sogar die Regierung, der ganz gewiß nichts erwünschter sein konnte, als diese Abschwenkung der sog. intelligenten Kreise aus den Lagern der sozialen und politischen Revolution, verlor bei diesem unerhörten Anschwellen der sexuellen Bewegung den Kopf, sie konfiszierte das Buch — freilich nur, um seinen Erfolg noch stärker zu machen. Gewiß war Ss an in nur ein äußerer Anstoß, gewiß waren die Grundbedingungen zu diesem Venustanz innerlich längst gegeben. Eben aus dem Gefühl Ss an in s heraus: was nützt das alles? Wir sind doch zu schwach, um den Sieg zu erreichen. Wir sind auch zu feige, noch weiter zu kämpfen. Wir werden nie frei sein — sozial, politisch! Nagaiken, Galgen, Kerker und Bergwerke tauschen wir nur für unsere Ideale ein. Wir sind Sklaven und werden es bleiben. Aber unter uns Knechten können wir vielleicht tun, was wir wollen: es lebe die sexuelle Freiheit, die auf alles andere pfeift! Und daneben höchstens noch der Schnaps. Beide Freiheiten wird die russische Regierung ihren Völkern gewiß gerne zugestehen. Also Erotik. Nicht Pornographie, gewiß nicht, niemals ist der Ss an in pornographisch. Wohl aber erotisch. Und — russisch-erotisch: dozierend, fanatisch, philosophierend. Ein Franzose wird alle die Personen im Ss an in für ausgerechnete Idioten halten, für unausstehliche Schwätzer. Wir verstehen sie — halb. Aber das Rätsel, daß diese Personen nun viel-

leicht in Rußland herumlaufen — und sie tun es — das werden auch wir nicht begreifen. Wir schütteln den Kopf und seufzen: „Armes, armes Rußland!“ Hanns Heinz Ewers.

Felix Salten, Künstlerfrauen. Ein Zyklus kleiner Romane. (München, Georg Müller, 3.—.)

Felix Salten, Die Geliebte Friedrichs des Schönen. Novellen. (Berlin, Marquardt & Co., 3.60.) Feine Geschichten, ruhig, kühl, von klugen Augen gesehen. Geschichten für die schöne Frau, für die Frau, die träumt und die wir darum geistvoll nennen. Die Frau, die instinktiv ein ästhetisches Empfinden hat, das wir Seele nennen. Die eines nie vergeben kann — Geschmacklosigkeit! Sie mag diese Büchereines Künstlers lesen, dessensicherste Domäne ein feiner „distanzierter“ Geschmack ist. Hanns Heinz Ewers.

Johannes Schlaf, Der Prinz. Roman in zwei Bänden. (München 1908, Georg Müller, 10.—.) Einen Roman von Johannes Schlaf zu lesen, noch dazu einen zweibändigen, erfordert Zeit und Versenkung. Denn der Wert dieser Dichtungen liegt weniger im eigentlichen Geschehen und in der Folge der Vorgänge als in den breiten, exakten Schilderungen des landschaftlichen Milieus, der handelnden Menschen, der Charaktere und Situationen. Darin ist Schlaf, dessen Technik an Walt Whitman geschult ist, unter den modernen Deutschen Meister. So liegt auch das Interesse, das „Der Prinz“ erweckt, nicht so sehr in dem wirklichen Thema des Romans, als in den Details. Jürg Deubel, der Müllerssohn und Müllersbursche, ist ein aufgeweckter Junge, der schon hinter seinem Mehlsack Cäsars bellum gallicum studiert. Er kneift seinem nüchternen Vater aus und erfährt nun draußen in der Welt eine gründliche Umgestaltung seiner Ansichten und Einsichten. Sein Freund Kurt ist das vollkommene Gegenteil seines Wesens, verschlagen, egoistisch, aber intellektuell dem klugen und verträumten Jürg weit unterlegen. Die Konflikte, die sich aus dieser engen Freundschaft so ungleicher Menschen ergeben, sind das eigentliche Thema des Buches; vielmehr: sie sind das Haupt eines prachtvollen Aufbaus von Stimmungen, Skrupeln, Erlebnissen und Betrachtungen. Kaum je in einem seiner früheren Bücher hat Schlaf eine solche Fülle gelungenster Einzeldarstellungen gegeben wie hier. Die thüringische Landschaft wird mit einer Bildkraft hingestellt, die verblüfft. Die Menschen werden mit photographischer Treue geschildert, die Charaktere ins Kleinste zerfasert und ausgebreitet, die seelischen, die geistigen, die erotischen Erlebnisse mit einer psychologischen Wahrheit erzählt, die beinahe erschreckt. Zwischendurch finden sich, wie immer bei Schlaf, unnötige und unmögliche Längen, umständliche Worthäufungen und Langweiligkeiten. Aber als Gesamtleistung steht „Der Prinz“ neben dem Besten, was wir von Johannes Schlaf besitzen, neben dem Besten, was moderne Romanschriftstellerei in Deutschland überhaupt hervorgebracht hat. Hanns Heinz Ewers.

Wilhelm Holzamer †, Vor Jahr und Tag. Roman. (Berlin, Egon Fleischel & Co., 5.—.) Kurz nach des Dichters jähem Ableben las ich in einem Darmstädter Blatte, Holzamer hätte seine Heimat nicht verlassen dürfen, um mehr leisten zu können. Es war eine falsche, engherzige Behauptung. Eine große Kunst gedeiht nur, wenn sie sich aller beengenden Fesseln entledigt, neue Eindrücke der ersehnten Ferne in sich aufnimmt, in sich verarbeitet und sie zur

erlösenden Tat werden läßt. In seinem uns hinterlassenen Roman führt uns der Dichter in seine rheinhessische Heimat. Die Handlung spielt sich dort ab. Gegenstand der Behandlung und Gestalten sind der dortigen Gegend entnommen. Sie muten den Leser durch ihre eigene, so treffend geschilderte Wesensart ganz besonders an. Stoff und Stil befinden sich in voller Harmonie. Wir vernehmen, soweit nötig, den rheinhessischen Dialekt und lernen andererseits in scharfen Zügen die Charaktereigentümlichkeiten seiner Landsleute kennen, in deren Adern immerhin etwas gallisches Blut fließt. Durch seine kraftvolle Sprache, der es nicht an frischem Humor mangelt, und seine viel bewiesene Darstellungskraft gelingt es dem Autor, eine Saite in uns erklingen zu machen, die auch bei späteren Geschlechtern in Schwingung bleiben und nachklingen wird. Eine gewaltige Lebenswärme durchflutet diese Erzählung, mit welcher der Dichter breiteren Volksschichten ans Herz greift und sie für sich gewinnt. Er schildert uns in dieser Geschichte das Lebensschicksal eines an sich schlichten Mädchens. Holzamer ist Künstler genug, um seiner Heldin bis in die verborgenste Tiefe ihres Wesens folgen, ihre seelischen Vorgänge nachfühlen und nachleben zu können. Er zwingt den Leser, mit ihr zu empfinden, zu denken und sie so zu verstehen, als hätte er mit ihr das Leben durchlebt. Ihr Schicksal wirkt ergreifend und läßt uns mit ungeminderter Spannkraft regen Anteil daran nehmen. Durch eine widrige Verkettung des Schicksals wird Dorth Rosenzweig um ihr Jugendglück betrogen. Kleine Ursachen, große Wirkungen! Zu ihrem Trost hört sie die Worte: „Es ist kein Unglück so groß, daß man sich nit finden könnt', denn sonst käm's nit über ei'm. Es kommt nur so viel über ei'm, als man aushalten kann, und kein Untätchen mehr. Glaub' mir, nit so viel mehr, als Wasser in ein Aug' geht.“ Dorth geht dann ein Verlöbniß ein, welches wieder gelöst wird, und entschließt sich in späteren Jahren zu einer Vernunfthe. In ihr ist alles vernichtet. Mit ihrem Tode endet ein Leben, an welches durch Schicksalsfügung verschiedene Existenzen gekettet waren, die mit gewaltigen Enttäuschungen zu kämpfen hatten. Und diese Geschichte, von welcher der Autor selbst sagt: „Sie ist so; wiesie selber werden gewollt hat, nicht wie die Leut' sie gerne hätten,“ schließt mit den Worten: „Es ist aber doch ein großes Glück, gelitten zu haben, um frei zu sein von allem, was Leiden heißt.“ Ich wünsche diesem vorzüglichen Nachlaßbuche eine recht große Verbreitung.

Gabriele Reuter. Das Tränenhaus. (Berlin, Verlag S. Fischer, 4.50.) Es ist das Buch der stolzen, unzufriedenen Frau. Gabriele Reuter selbst gebraucht dieses Wort, vielleicht weil sie weiß, daß es den Frauentyp, den sie zeichnet, am besten charakterisiert. Die Frau, die eine mystische Vereinigung der Seelen und der Geister anstrebt und sich nicht nur mit der Herrschaft über die Sinne des Mannes begnügt. Wundervoll klar ist dieser Gedanke historisch betrachtet und durchgearbeitet. Aber Gabriele Reuter steht zu sehr im Leben, um für philosophische Einflüsterungen viel übrig zu haben. Ihre Heldin Cornelia Reimann ist eine dieser stolzen, unzufriedenen, modernen Frauen, aber sie zimmert sich ihr Leben auf den Trümmern der Liebe. Und ihr einziges Geheimnis ist: das Verstehen und Ergründen der Psyche des Mannes. Ohne Resignation, ohne Vorwurf und ohne Bosheit sagt sie: das Leben des Mannes wurzelt in

Leidenschaft, das Leben der Frau aber in ihrem Gemüt, in den Instinkten ihrer Mutterschaft. Die Leidenschaft zündet, loht, flackert, steckt an, aber sie sinkt eben so rasch in sich zusammen. Der Trieb des Mannes ist Genießen und seine große Angst die Hemmung dieses Genießens. Im Wesen der Frau aber liegt eine stete, inbrünstige, aufopfernde Güte, die an Generationen denkt. Wie die Dichterin diese Grundgedanken, ohne problematisch zu sein, vertritt und ohne Haß psychologisch verarbeitet, ist ein Meisterstück schlichter, dichterischer Erzählungskunst. Cornelia Reimann kommt in das Tränenhaus, eines jener finsternen, dumpfen Häuser, wo junge Menschenkinder geheimnisvoll das Licht der Welt erblicken, und wächst in diesem Kreis über sich selbst hinaus, wird Mittelpunkt der armen Menschenkinder, die einen Fehltritt hundertfach durch Schimpf und Schande bezahlen müssen. Und zum Schlusse erfährt sie selbst die tiefe Freude: über ein neues Leben zu wachsen. Immer ferner wird sie dem Vater ihres Kindes: sie versteht seine Natur, die sich nicht einspinnen lassen will in Sorgen um einen Menschen, sie verachtet ihn nicht, aber sie weiß nunmehr, daß sie allein bleiben müsse. Und sie umfaßt liebkosend den Kopf ihres kleinen Mädchens und denkt dabei: Gott erhalte dir deinen harten Schädel, und einen harten Willen gebe er dir dazu, denn beides kann ein Weib gebrauchen.

A. Halbert.

Epos und Lyrik:

Es geht mit Gedichten, wie mit den Schmuckgegenständen unseres Hauses. Da sind welche, die wir haben, dulden, behalten; irgend ein lieber Freund hat sie uns gebracht, wir wagen uns nicht zu bekennen, daß sie wertlos sind; oft verstehen wir's auch nicht einmal; für uns haben sie jedenfalls auch Wert, — Affektionswert. Doch sie sind billig. Der strenge Kenner freut sich ihrer nicht, würde sie in seiner kargen Wohnung niemals dulden. Meist prangen sie in viel Glanz und Gold. Der Kenner hängt mit seinem Herzen an edlen oft sehr unscheinbaren Kostbarkeiten, deren großen Wert der Laie auf den ersten Blick gar nicht sieht. Feine Farben, feine, edle Linien, echtes Material sind der Wert seiner Schätze. Er hat sein Auge geübt, sein Maßstab ist streng und ernst, der Kunstwert allein entscheidet über seine Liebhabereien. Wie kann er sich an einer solchen Kostbarkeit ergötzen!

Und wie der Kenner an einem schönen Gedicht! Jedes Wort steht in einem lyrischen Meisterwerk gerade an der Stelle, wo es einzig stehen kann, um die gerade damit ausgedrückte Stimmung zu erreichen, und ist daher unübertragbar in andere Worte und in andere Sprachen, durch die Zusammenwirkung ganz bestimmter Vokale, bestimmter Rhythmen und Reime wird den einzelnen Worten erhöhte Wirkung und Schönheit verliehen, neues Licht, neues Leben.

Es ist dem wahren Dichter gegeben, dem ganzen gewöhnlichen Alltagswort oft gegen alle Gesetze oder über allen Gesetzen durch eine gewisse Beleuchtung Zauber zu verleihen, Sinn in Klang zu fassen, in Worten den feinsten Strich zu ziehn, mit dem ein Gedankenbild sich verkörpern, sich umranden läßt. —

Das ist Kunst. —

Aber der allerfeinsten Kenner in dieser Kunst sind gar nicht viel, der Meister noch

weniger. Es gibt eine ganze Menge Lyrik, die mit diesen Ansprüchen nichts zu tun hat, und doch ihr Publikum und auch einen gewissen Wert besitzt, einen Affektionswert. Sie ist billig. Ein Dichtername setzt sich durch. Unsere vielen Zeitschriften bieten ja auch reichlich Gelegenheit dazu. Und unser Buchgewerbe stattet lyrische Bände oft so verlockend aus, daß sie etwas scheinen: Geschickte Titel kommen dazu, geschickte Förderungen, günstige Bündnisse. —

So ist Karl Ernst Knodt ein bekannter Dichter geworden. Er ist keiner der schlechtesten. Seine Gesinnung geht auf das Hohe, Gute, Gott und Sehnsucht sind die zwei stärksten Saiten seiner Leier. Aber von den Hunderten und Tausenden seiner Gedichte unterscheidet man schließlich kaum mehr eins vom andern, ja von seinen zahlreichen Büchern schließlich nicht mehr eins vom andern, so gleich sind sie sich im Ton und so wenig prägt sich irgend eine Zeile durch irgend ein künstlerisches Unsterblichkeitsmerkmal ein. Kraft, Schlankheit der Linie, Wortfarbe, Eigenart des Bildes fehlt dem Waldpfarrer, wie sich Knodt, zu Rosegger hinübersehend, gern nennt. Dennoch gehn seine Gedichte von Hand zu Hand und werden nicht schaden, Vielen durch die gute Gesinnung nützen.

Sein letzter Gedichtband: „Ein Ton vom Tode und ein Lied vom Leben“ ist in dem jungen Verlag von Fritz Eckardt, Leipzig, erschienen, auch ein Band Spruchstrophen: „Aus allen Augenblicken meines Lebens.“

Auch Maria Feesche hat mit ihren zwei Gedichtbänden „Von Wanderwegen“ und „Erntesegen“ einen nicht geringen Erfolg gehabt. Auch sie ist ausgesprochen religiös. Ich stelle sie höher als Knodt, obgleich sie ganz unkünstlerisch ist, von Wortkunst, von höherer Melodik und Rhythmik und von all den feineren Geheimnissen keine Ahnung hat, viel Selbstverständliches mit großer Breite sagt und der Sprache durch falsche Dehnungen, Flickworte und Inversionen böse Gewalt antut. Gemeinplätze wie:

„Gott gab dir das Leid nicht zum Klagen
Sondern zum Fragen“

und:

„Nur nicht immer klagen,
Nur nicht gleich verzagen“

kommen allen Ernstes bei ihr vor. Ihre hübschen kleinen gereimten Kinderanekdoten verdirbt sie sich ganz durch zu große Breite („Der Mensch denkt — Gott lenkt; — der Mensch dachte, — Gott lachte;“ —) was könnte das, kurz gefaßt, für ein hübsches Gedichtchen werden! Nein, Maria Feesche ist keine Meisterin, aber eine echtfromme, fleißige, herzliche Gesellin; ihre Gesinnung ist so bescheiden, ihre Gedanken sind so frauenhaft lieblich, mild und echt, daß ich mich über eine große Verbreitung ihrer Gedichtbücher gar nicht wundern würde. Sie hat Ideen, sie sucht, sie sieht, erzählt allerlei Hübsches in Versen, gibt sehr viel und vielerlei in ihren kleinen, mit feinem dichten Druck gefüllten Bänden.

Nein, K. E. Knodt und Maria Feesche soll jeder Erfolg herzlich gegönnt sein!

Was für eine Sorte von Menschen glaubt wohl Winfried Lüdecke durch die Titelzeichnung seines Bändchens: Die Blume der Nacht, Axel Juncker Verlag, Stuttgart anzulocken? Ein Mittelding

zwischen Polyp und Pflanze, ein kohlschwarzes, haariges Etwas mit einem großen Tupfen grün und blau in der Mitte, der den Glanz von Sumpf und Fäulnis darstellen soll. Das Buch soll wohl an die Fleurs de Mal von Beaudelaire erinnern. Es ist aber nur schwulstig und schwül, ohne jede Kunst.

Erheiternd wirkt Max Dauthendey mit seinem sinnigen Band: „In sich versunkene Lieder im Laub“, Axel Juncker Verlag, Stuttgart.

Aus dem schönen Gedicht:

„Die Welt hämmert weiter wie
Spechte“

sei die Stelle angeführt:

„Die Erde wird grün wie ein Lampenschirm,
Und kühn tritt der Sommer hin vor die Rampen.“

Auf der nächsten Seite heißt es:

„Alle Sehnsucht fällt wie ein Schuß aus dem
Lauf,

Und keiner hält mehr die Liebe auf.“

„Jed' goldgelb Kelch gar unverwandt
Wie helle Liebe im Grünen stand.“

„Das Feuer will gebären“ betitelt sich eine andere Erlesenheit.

Aus: „Wir gingen die Landstraß im Abendwind“ ist folgende Stelle:

„Kommen morgen den Weg die Pferde gegangen,
Werden sie plötzlich inbrünstig zu wiehern auf-
fangen,
Denn wo Liebe ging mit rechtem Genuß,
Gibt sie andern vom Überfluß!“ —

Und so weiter! — Und so weiter! — — —

Und dann einen Schritt über einen schmalen, aber tiefen Spalt ins Echte, Schöne!

Drei große lyrische Meister haben in diesem Jahr mein Herz beherrscht, der Schweizer Karl Spitteler, die mit 24 Jahren verstorbene Schweizerin Gertrud Pfander, deren lyrisches Vermächtnis Karl Henckell liebevoll verwaltet und herausgegeben hat, und der herrliche, kraftvolle Lyriker Gustav Schüller.

Spitteler war mir bisher nur durch seine köstlichen, geistreichen Balladen bekannt. Er ist 60 Jahre; und jetzt erst ist mit einem großen rauschenden Flug der Ruhm zu ihm gekommen; der Verlag von Eugen Diederichs, Jena, hat sein seltsam schönes, bisher ein verstecktes Dasein fristendes Liederbuch „Schmetterlinge“ der Welt beschenkt, einen neuen Band „Glockenlieder“ dazu. Glockenklänge, so volle, so hohe, so tiefe, so eigenartig zu Gehör und zu Herzen gehende, — aber doch nicht Klänge für jedermann! Spitteler ist ein vornehmer Poet für vornehme Leute, ein Dichter, der seine ganz eigenartige, nicht geschmeidige Sprache spricht, in niemandes Schienen, auf niemandes Spuren geht, krause Gedankenpfade in ganz helle, hohe Einsamkeiten einschlägt.

Wie wenige werden ihm in die geniale Traumwelt seines Riesen-Opus „Olympischer Frühling“ folgen!

Aber seine edle Lyrik soll unser werden! — Ich möchte die schimmernde Schönheit der „Schmetterlinge“ an einem zeigen: — „Sibylle.“

Das ist der Tag, der mir mein Glück gebracht:
Wir schritten durch die schwarze Tannennacht.
Da war kein Pfad, kein Laut, kein Sonnenlicht.
Als dein herzinnig Gottesangesicht.

Wie kamen wir dahin? Was suchten wir
Im grabesdüstern Wald? Ich weiß es nicht.
Betäubt und schweigend zog ich hinter dir,
Denn die Versuchung redete mit mir.
Leuchtend im finstern Grunde stand ein Busch,
Welchen ein Sonnenstrahl im Feuer wusch.
Und durch das Feuer schwamm ein Edelstein
Aus Kohle mit lazurnem Himmelschein.

Und wie wir nun an diesem Busch vorbei
Schlichen fürbaß, siehe, das liebe Ding,
Der benedeite Höllenschmetterling
Begann in Flammenzügen um uns zwei
Das Band zu schlingen. — Stille standest du
Und schautest sinnend dem Verführer zu.
Dann plötzlich, gleichsam, als mißtrauest du
Der Stille, hubst du an, zu mir gewandt:
Wie wir d der schöne Schmetterling genannt?“
Und ich erwiderte: „Sein Name heißt:
Sibylle. Das bedeutet, wie du weißt:
Was hier geschieht und wird geschehen sein,
Er will's verschweigen. Sieh, wir sind allein
Im mitternächtigen Wald. Und du bist mein.“

Und aus den „Glockenliedern,“ den lieben,
schönen, das graziöse neckische:

„Drohung.“

„Wenn du dich noch einmal unterstehst
Und mir im Kopf herumgehst,
Hol ich gleich nebenbei
Die Stadtpolizei.
Die hängt dir jedenfalls
Einen Schandbrief um den Hals,
Damit jeder es liest,
Was für ein Spitzbub du bist.“

Wenn du mir das noch einmal machst
Und mich im Traum anlachst,
Guckt aus der Münstertür
Der Kapuziner herfür,
Der malefizt dich mit seinem Latein
Von Schwarzkunst so rein,
Daß von dir Hexenweib
Bloß das Apfelhäuschen bleibt.

Wenn du mir nur noch einmal kommst
Und nicht gleich zu mir kommst,
Hetz' ich mein Hündlein nach dir.
Das beißt dich zu mir.
Dann sperr ich dich, Gott sei Dank,
In einen gläsernen Schrank.
Ein Schlüssel hängt dran,
Daß ich auch hineinkann.“ — —

Gertrud Pfander, die Frühver-
storbene, Junge, Usterbliche, war auch ein
echter Schweizer Poet voll der großen, starken
Wortkraft der Schweizer. Es laßt sich viel sagen
über einen so frühen Tod eines so großen Talents,
— viel Wehmütiges, viel — Jauchzendes, —
denn vielleicht ist in einem solchen Falle gerade
der Tod der lange vorher ausholende Meister
und Künstler, der Schöpfer jener wunderbaren
Steigerung, jener prunkenden, verklärten Farben,
die wir ja in jedem sterbenden Walde sehen
können. Ihre herrlichen Gedichte hätte Gertrud
Pfander als Gesunde, Frohe nie gemacht, viel-
leicht andere, — vielleicht auch nicht! Das
Buch „Held und Knecht“ mit ihren wunder-
sam Gedichten, ihrem selbstgeschriebenen
Lebenslauf, ihren geistvollen, wehmütigen,
holden Briefen, der rührend feinen Einleitung
Karl Henkells ist ein in sich geschlossenes
Kunstwerk, schön wie ein Taupfropfen, an dem
auch nicht ein Lichtblitz anders sein könnte.

Ein Gedicht „Brief“ aus ihren Fieber-
tagen, eins ihrer allereinfachsten, möchte als
Probe folgen:

„Liebster — oh — mir ist so bang,
Seit ich dir zuletzt geschrieben,
Bin ich nun neun Tage lang
Ohne Brief von dir geblieben.“

Liebster — oh du bist mir gram,
Und das Heimweh will mich beugen,
Was mir nachts den Schlummer nahm,
Ist dein Zürnen und dein Schweigen.

Liebster — oh — mein Fieberwahn
Raunt mir tolle Siebensachen.
Hab' ich unrecht dir getan,
Neig verzeihend dich der Schwachen.

Liebster — oh — bis du ein Wort
Klar und stillend ausgesprochen,
Muß ich harren fort und fort,
Nacht um Nacht — und ging es Wochen.

Liebster — oh — sollt' früher Tod
Den versengten Mund mir küssen:
Bis zum ewigen Morgenrot
Würd' ich dann
Deines Wortes harren müssen.“ — —

So einfach, so stark und ergreifend wahr ist
auch der Dritte meiner Lieblinge, der Dichter
Gustav Schüler. Ein herrlicher Band, an dem
der junge Verlag von Fritz Eckardt, Leip-
zig, seinen guten Geschmack glänzend bewies,
liegt von ihm vor: „Aus den Strömen
der Welt zu den Meeren Gottes.“
Der Titel ist das einzige Protzige an diesem tief-
sinnigen, mächtigen Buch. Schwere, trotzi-
ge, blutrote und nervenfeine Poesie in herrlicher
Fülle! Wortkraft und Kraft des Zügelns und
edlen Maßes! Starke, ja unerhörte Leidenschaft
und dabei Frommheit einer starken luther-
verwandten Mannessele. Ich habe das Buch
an anderer Stelle ausführlich besprochen und
möchte nur noch ein paar der glutvollen Lieder
wie blutrote Georginen auf diese Blätter streuen:
Vom Bäumchen und Vöglein.
Ein schlankes Weidenbäumchen, das ich zog,
Hat jählings über Nacht der Sturm zerbrochen.
Das Vögelchen, das immer zu ihm flog,
Sobald der erste Mörgen angebrochen,
Saß heut im Krönchen, das im Gras sich bog,
Und sang so glorreich stark mit Freudepochen.
Es wußte nicht, das gute, daß es log,
Daß den, dem's jubelnd sang, der Sturm zer-
brochen.

Vor Jahren Millionen.

Mein starres Herz war wie ein Traum,
Als ich dich sah. Als ich das erste Wort
Fiebernd von deinen Lippen trank.
Du warst aus einem andern Raum
Und risset mich in seliges Staunen fort.
Vor neuem Leben war mein Leben krank.
Vor Jahren Millionen hab' ich dich gesehen.
Du warst Diana, heiße Jägerin,
Ich war der Hirsch, nach dem dein Pfeil sich
reckt —
Mein Auge ging auf dich im harten Flehn —
Dann flog ich rasend übers Feld dahin —
Bis heute hatt' ich mich vor dir versteckt.

Nur manchmal.

Nur manchmal gib mir deine Hand,
Wie man dem Durstigen Wasser gibt,
Ich sage auch kein einzig Wort.
Wie sehr dich meine Seele liebt.

Ich schlage nicht die Augen auf,
Ich trinke von dem seligen Trank.

Und wie man einer Quelle dankt.
So halt ich's auch mit meinem Dank.

Komm Nacht, komm Tag, wie es sich schickt,
Wenn ich nur deine Nähe weiß,
So bin ich wie vor Gott dem Herrn
Ein taubeträufelt Blütenreis.

Einen Band „Balladen“ von Agnes Miegel, Verlag von Eugen Diederichs, Jena, möchte ich heute nur noch kurz anzeigen. Es sind fast alles Meisterstücke der jungen, feinen, früh zu verdienter Anerkennung gelangten Meisterin.
Frida Schanz.

Musik.

Hans von Bülow's Briefe und Schriften, herausgegeben von Marie von Bülow; der „Briefe“ Bd. VII: „Meinungen“ und Bd. VIII: Schlußband bis zum Tode. (Leipzig, Breitkopf & Härtel). 7 Bde. brosch. 41.— geb. 48.— Mit diesen Bänden ist der Abschluß des großen, pietätvoll ausgebauten und so tief fesselnden Werkes nunmehr erreicht, das sich weit über den Rahmen einer Monographie und Einzel-Psychologie des seltenen Mannes hinaus zu einem ungemein wertvollen Dokument der allgemeinen Zeit- und der speziellen Musikgeschichte, bis zum Ausgange des Jahrhunderts monumental erweitert. Kritische Stimmen haben in neuerer Zeit mitunter darüber Klage geführt, daß ein solches Anschwellen der Briefliteratur ohne weitgehende Auslese alles streng Sachlichen gegenüber dem rein Persönlichen vom Übel sei, und namentlich diesem Unternehmen ist seinerzeit, schon nach den ersten Bänden, solcher Vorwurf in der Öffentlichkeit nicht erspart geblieben. Ich gehöre nicht zu ihnen, habe im Gegenteile dankbar bisher noch in jedem dieser Bände eine wahre Fundgrube reicher historischer Beziehungen wie bedeutsamer und nachhaltiger Anregungen vorgefunden und meine, daß man zunächst allen Grund habe, der geistvollen, opferfreudigen Herausgeberin für diese kostbare Spende zu salutieren: eine literarische Gabe, die meines Erachtens durchaus ihren Zweck und ihre Absicht erreicht bzw., abgeschlossen, auch nunmehr den Wert und die Bedeutung erhält, eine Art von umfassender „Autobiographie“ Hans von Bülow's selbst zu sein. Und es ist in diesem Zusammenhange daher auch nicht ohne Interesse, die Herausgeberin selbst im Vorwort zum Schlußbande nachweisen zu sehen, daß von 5144 Briefen nur 1925 aufgenommen, 3219 ausgeschaltet und überhaupt vom ganzen, verfügbaren Material etwa nur ein Viertel abgedruckt wurden. Etwas Anderes wäre ja wieder die Frage, ob überall Licht und Schatten richtig verteilt, nicht da und dort etwas einseitig, nach dem Standpunkte des letzten Lebensabschnittes ganz unwillkürlich zu sehr beleuchtet, ausgewählt oder akzentuiert erscheint, was im Einzelnen wie im großen Zusammenhange des Ganzen sich doch noch ein wenig anders ausnehmen könnte; vor allem, ob nicht doch hin und wieder etwas unterdrückt oder übersehen worden ist, das sehr wesentlich zur Gesamterscheinung und deren geistiger Entwicklung noch mit gehört. Tatsache bleibt ja, daß die Sympathien der verdienten Herausgeberin auf der Seite Brahms-Joachim-Hanslick-Wolff entschieden liegen, und auf alle Fälle geben wir einer Witwe manche „Points“ verklärt-liebender Auffassung von vornherein schon gerne voraus. Nichts liegt uns auch ferner, als den

alten, von Friedrich Rösch seinerzeit aufgenommenen Tendenzstreit nach dieser Richtung hin wieder aufzurühren; es soll hier eben lediglich gesagt und angedeutet sein, wie zuletzt nur Einer, der das gesamte vorliegende Material an Schriften, Briefen, Autogrammen, Faksimiles, Tagebuch-Aufzeichnungen und Zeitungs-Aufsätzen kritisch nachprüfend vollauf mit zu übersehen vermöchte, hier erst ein endgültiges, wirklich sachkundiges Urteil darüber abzugeben berufen wäre, ob eine unvoreingenommene, streng objektive Sichtung und allseitige Darstellung hier in jedem Punkt erfolgte. Denn die große, gewichtige Wahrheit scheint mir zuletzt doch die zu sein: Hans von Bülow war weder Wagner- oder Lisztianer, noch auch Brahms- und Mendelssohnianer im Grunde seines Herzens rein und unverfälscht, Zeit seines Lebens; sondern vielmehr ein enragierter Vertreter eben des „Minoritäts-Gutachtens“ und prinzipieller „Umwerter“ im Sinne der Allzu-Wenigen gegen die Vielzu-Vielen steckte unbezwinglich als bestes Teil in ihm. So beherrschte ihn denn auch nicht etwa ein negierender Nihilismus unfruchtbaren Widerspruches gegen eine Weltmeinung; nein, vielmehr: wenn Georg Brandes auf einen Kopf wie Nietzsche das Wort vom „aristokratischen Radikalismus“ freisinnig-geistvoll prägen konnte, also einen durchaus positiven, selbsteigenen Persönlichkeitswert als Kern jener seltsam-widerspruchsvollen Erscheinung seinerseits annahm, so läßt sich ganz ähnlich auch von einem Hans von Bülow wieder sagen, daß ein solch' „aristokratischer Radikalismus“ die geistige Quintessenz seines aufreibenden Lebens und produktiven Daseins immerdar gewesen. — Warum überhaupt noch Niemand auf die Idee verfallen ist, die so fruchtbare und in zahllosen Analogien wahrhaft verblühende Parallele: Hans von Bülow-Friedrich Nietzsche konsequent einmal literarisch durchzuführen? Die Zeit ist reif dazu, und just die vorliegende, große Sammlung bietet hinreichenden Anlaß. Selbst ein Ludwig II. von Bayern und Peter Cornelius gehörten eigentlich mit in diesen Rahmen.

Prof. Arthur Seidl.

Albert Schweitzer, Joh. Seb. Bach. Deutsche Ausgabe. (Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel, broschiert 15.—, gebunden 17.50) „Deutsche Ausgabe“, da der Verfasser, ein elsässischer Musikgelehrter und Organist seines Zeichens, sein Werk ursprünglich in französischer Sprache verfaßt hat, das nunmehr in deutscher Übertragung vielfach umgearbeitet, erweitert, vertieft und ergänzt, hier vorliegt! Eine ganz neue, moderne Bach-Erkenntnis auf Grund modern-ästhetischer Prinzipien und einer moderneren Auffassung auch der Musikgeschichte ist in aller Stille unter uns da herangewachsen — von einer Tragweite, die zur Zeit noch kaum ganz zu übersehen. Es ist und war eben einfach nicht wahr, daß Bachs Musik nur Mathematik, Architektur und dürre Wissenschaft in sich vereinigte, nicht schon hier die Tonkunst auch „Sprache“ und poetischer „Ausdruck“, tonmalerische Symbolik — „romantisch“ zugleich gewesen war; daß Programm-Musik und Tonmalerei nur einen minderwertigen Nebenzweig und fatalen Abweg der Tonkunst bedeuteten! Gerade das Gegenteil ist richtig, und fast scheint es, als bahne sich mit diesem gehaltreichen Buche einer eigenartigen Forschung endlich auch die wissenschaftliche Erfüllung jenes kongenial-hellsichtigen Satzes mächtig an, den ein R. Wagner gelegentlich ästhetischer Erörterungen in seinen Schriften (Bd. VIII) bedeutsam nieder-

legte, da er sagte: „Es war daher aus dem großen Beethoven eine ganz neue Erkenntnis des Wesens der Musik zu gewinnen, die Wurzel, aus welcher sie gerade zu dieser Höhe und Bedeutung erwachsen, sinnvoll durch Bach auf Palestrina zu verfolgen, und somit ein ganz anderes System für ihre ästhetische Beurteilung zu begründen, als dasjenige sein konnte, welches sich auf die Kenntnisnahme einer von diesen Meistern weitabliegenden Entwicklung (der Tonkunst nämlich als eines anschaulichen „Spieles“) stützte.“ Ich weiß sehr wohl, daß der Verfasser Seb. Bach gerade in Gegensatz zu Beethoven setzen möchte und in Wagner etwa den „Antipoden“ jenes sieht. Allein, das ist noch ein Manko des Buches und sein persönlicher Irrtum, der Verfasser noch nicht völlig klar in diesem Betrachte sehen läßt, wie er Bach auch ersichtlich noch zu wenig mit seinen historischen Vorläufern in Verbindung bringt. Bei Philipp Spitta, in dessen ganz unschätzbarem, unvergleichlich umfassendem Bach-Werke, ahnte man jene Bedeutung Bachschen Grundwesens noch erst kaum; hier enthüllt es sich zur offenbaren Klarheit vor unser aller Augen, wenn wir des Verfassers so aufschlußreich neue Bach-Ästhetik in dem Nachweise elementarer Grundmotive der Charakteristik und Ur-Typen des Ausdrucks auch bei diesem Gewaltigen gipfeln sehen. Finden wir nämlich diese oder ähnliche „Keim-Motive“ berechneten Ausdruckslebens unbewußt-tiefsinnig, gleichsam als „organisierende Natur“ waltend, in all’ den genannten Hauptmeistern einer Tonkunst als Sprache und Ausdruck übereinstimmend vor und wieder, so ist ein ganz außerordentlicher Schritt auf dem mühsamen Wege zu neuer ästhetischer Lehre und historischer Erkenntnis, wie jedem Verständigen unmittelbar einleuchten muß, damit getan. Und berührt sich das gelegentlich mit anderweitigen Untersuchungen, wie derjenigen F. v. Hauseggers, K. Steinfrieds, Elie Poirées, C. Meys, eines Hans von Wolzogen über dieselbe Materie auf anderen, begrenzten Gebieten, arbeitet es diesen planvoll so zu sagen mit in die Hände und erfährt es weiterhin wissenschaftlich noch willkommene Ergänzung durch ein Buch (gleichfalls französischen Ursprunges) wie z. B. das neuerdings erschienene von André Pirro: „L'esthétique de J. S. Bach“, Paris 1907 (auf das mit Nachdruck hier gleichfalls verwiesen sein möge), so stehen wir am verheißungsvollen Anfange neuer, großer und gewichtiger Dinge, von denen es alsbald heißen darf: „Man weiß nicht, was noch werden mag!“ — und bei denen man dann getrost mit Ulrich von Hutten einmal ausrufen kann: „Es ist eine Lust, zu leben!“... wenn man nämlich, wie der Unterzeichnete, diese Musikästhetik und solche Musikhistorie schon bisher immer in sich getragen und vor einer opponierenden Welt des alten, sogen. „absoluten“ Musik-Standpunktes wissenschaftlich stets vertreten hat.

Prof. Arthur Seidl.

Richard Wagners Briefe an seine Frau, Minna Wagner. (3. Auflage. Berlin, Schuster & Löffler, II Bde. brosch. 8.— Mk., geb. 10.— Mk.) — Ungemein reiche und ergiebige Quellen haben sich in den mancherlei gehaltvollen und denkwürdigen Briefsammlungen erschlossen, die uns zumal die letzten Jahre auf dem so viel beachteten Felde der Wagner-Literatur dankenswerter Weise gebracht haben — wir erinnern u. a. nur auch an die von C. Fr. Glasenapp

besorgte, belangreiche Zusammenstellung der „Bayreuther Briefe“ des Meisters (Berlin, ebenda), in der zwar Baumeister Brückwald, Hans von Wolzogen, die Dirigenten, Künstler und so manche werktätige Freunde des Bayreuther Unternehmens (vor allem auch der hohe Protektor, König Ludwig II., selbst) als Adressaten noch immer fehlen, da sie sich denn im wesentlichen auf die Schreiben an Bankier Feustel, Bürgermeister Muncker und Emil Heckel, einige spezielle Bayreuther Freunde, sowie weitere Briefe an Maschinenmeister C. Brandt, die Maler Josef Hoffmann und Prof. Emil Doepler stützt, von der es aber doch mit Fug und Recht im „Vorworte“ heißen darf: „Es ist, unter sämtlichen vorhandenen Sammlungen von Briefen Wagners, nicht leicht eine wichtigere, geschichtlich bedeutungsvollere denkbar als diese (durch die chronologische Durchdringung bisher vereinzelt nur bekannter Briefgruppen doppelt verdienstliche! d. Ref.), in der wir sein persönliches Dasein, Ringen, Kämpfen und Leiden in so unmittelbarer Verbindung mit seinem reformatorischen Lebenswerke verknüpft antreffen: aus der wir anderseits die ernste, überlegene, dann wieder traulich humorvolle, feurige und anfeuernde, immer aber von herzlichster Dankbarkeit für alle ihm geleisteten Dienste erfüllte und getragene Art seines Verkehrs mit diesen treuen Helfern und Mitarbeitern aus unmittelbarem Miterleben kennen lernen.“ Wer freilich die Wagner-Literatur genauer verfolgt und gründlich kennt, vor allem wer ein regelmäßiger Leser der „Bayreuther Blätter“ seit Jahren ist, dem dürfte nur wenig neues oder gänzlich unvertrautes mehr aus diesem Bande entgegentreten; vielleicht aber machen sich Andere, Aberwitzige bei dieser Gelegenheit aus der Lektüre vorliegenden Buches doch endlich einmal klar, welche Stellung diese vielverlästerten „Bayreuther Blätter“, schon als ernste und gewissenhafte Dokumenten-Sammlung, die ein jeder Gebildete lesen und — kennen sollte, in unserer deutschen Literatur der gediegenen Fachorgane längst einnehmen! — Immer mehr rundet und vollendet sich auf solchem Wege jedenfalls das Lebensbild Wagners nicht nur als einer unvergleichlich genialen Persönlichkeit von umfassenden, Kultur-tragenden und Kulturbildenden Potenzen, sondern auch als des wahrhaft großen und guten Ausnahmemenschen von seltenen Gaben des Geistes, Herzens und Gemütes. Wer daran, selbst nach den Wesendonk-Büchern, der Herausgabe seiner „Familienbriefe“, der Sammlungen Schindelmeißer, Pusinelli, Gräfin Pourtalès usw. — der Glasenappschen Meisterbiographie gar erst zu geschweigen — im Ernste noch immer zweifeln konnte, dem muß der Briefwechsel mit der Gattin Minna Wagner vollends doch den Star stechen. Oder sollte es wirklich noch irgend einen gerade gewachsenen, aufrecht im Leben stehenden und natürlich empfindenden Menschen geben, der diese Blätter noch mißverstehen, abermals böswillig-mißgünstig in ihr Gegenteil verkehren könnte? Wir glauben es wahrlich nicht, — trotz allen bitteren und herben Erfahrungen, die auf diesem Gebiete leider schon zu sammeln waren! Freilich, diese Briefe laufen nicht ganz bis zum Hinscheiden Minnas herauf; sie finden noch kein entsprechendes Gegenbild durch die eigenhändigen Antworten der Gattin selber; noch immer auch haben wir uns bezüglich einer Publikation des „Briefwechsels Richard-Cosima Wagner“ bescheidenlich zu gedulden, und — ganz nebenbei hier mit bemerkt — die

„Briefe an Minna“ bildeten mangels jeder Angabe eines Herausgeber-Namens, dazu ohne „Vorwort“, „Anmerkungen“ noch „Register“, ein immerhin recht angreifbares literarisches — „Unikum“ für sich, läge nicht mit dem „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt“ in der einschlägigen Literatur bereits ein leidiger Präzedenz-Fall vor! Allein, wir schulden doch wärmsten, herzlichsten Dank alle, daß uns dieser Schatz an Aufhellung und Erklärung einstweilen zugänglich geworden, und selbst Kenner mögen beim aufmerksamen Studium ehrlich aufatmen, wahrzunehmen, in welchem weitgehendem Maße und schier übermenschlichem Grade ein mit dem göttlichen Funken des leidenden Genies Begabter hier dem Irdisch-Bürgerlichen, Ewig-natürlich-Sittlichen Milde, Nachsicht, Schonung und Duldung, ja liebendes Verständnis immer wieder angedeihen ließ. Hand aufs Herz! Wer von uns Nervenmenschen wäre da nicht längst davon gelaufen oder aber alsbald zusammengebrochen? In weit tieferer Bedeutung und ernsterem Sinne, als dies vordem jemals angenommen werden konnte, steht Minna für das Auge der historischen Beurteilung doch als der schuldige Teil in all' den Wirren vor uns, als dessen Entschuldigung und Motivierung einzig nur ein quälendes Herzleiden, neben dem Es-Nicht-Besser-Wissen oder -Verstehen und allenfalls Wagners eigenem Jugenleichtsinn der frühen Eingehung solchen Ehebundes, ihr zur Seite steht. Denn, in der Tat, man muß die geradezu rührende Ausdauer in Pietät und tolerantem Eingehen auf ihre besondere Natur bewundern, für die es schlechterdings keine andere Bezeichnung als die der „christlichen Caritas“ mehr gibt, wo der Amor doch längst erstickt und ein Surrogat an seine Stelle getreten sein mußte. So ward denn wirklich hier — und zwar im edelsten Sinne des Wortes — aus der Not eine Tugend! Und schon gar nicht begreifen wir danach vollends mehr, wieso denn die Mär von der praktisch-klugen, tüchtig veranlagten guten „Hausfrau“ Minna überhaupt jemals aufkommen konnte. — Im übrigen sind wir natürlich unsererseits nicht so oberflächlich, diese tief aufschlußreichen Bände rein äußerlich mit der Marke „Fricka“, oder auch nur „Elsa“, nun zu versehen. Wer z. B. an das erstere Motto sich allzu ausschließlich krampfhaft anklammern wollte, der würde gewiß den eigentlichen Grundkern daran voreilig übersehen; und wer bei solcher schnellfertigen Etiquette oder Parallele schon stehen zu bleiben gedächte, müßte folgerichtig wohl auch die Göttin „Fricka“ als — „herzleidend“ dann annehmen oder bei Elsa einen krankhaft launischen Zug im Vordergrund der Erscheinung sehen. Gleichwohl aber möchten wir doch an der feingeistigen Analogie „Fricka-Minna“ in jenem höheren Sinne und insofern tiefer-beziehungsvoll zuletzt festhalten, als wir aus dem Lebensabrisse dieser Briefe Wagner's dichterischen Ernst erkennen lernen, den er selbst in eine Gestalt wie seine Fricka „objektiv“ hineintrug, da er sie mit Motiven und Argumenten gehaltvoll und charakteristisch ausstattete, welche er selber persönlich als durchaus berechtigt, naturnotwendig und innerlich folgerichtig im Munde der eben nun einmal „bürgerlich-sittlich“-organisierten Frau unterm Licht- und Schattenspiele dieses widerspruchsvollen Lebens klar empfunden, menschlich mitgeföhlt und billig eingeräumt hatte. In letzterer Hinsicht, glaub' ich, können wir, auch im positiven Verständnis für Wagner, den Schöpfer wahrer und lebendiger Bühnenge-



Richard Wagner (1864)

aus Richard Wagners photographische Bildnisse mit einem Vorwort von A. VANSELOW. (Geb. 3.—. München, F. Bruckmann A.-G.)

stalten, psychologisch und biographisch-auffallend wirklich gar nicht weit genug gehen. Prof. Dr. Arthur Seidl.

Religiöse Schriften.

Die evangelische Theologie arbeitet immer noch an den drei Aufgaben: sie will bestimmte Kreise von Tatsachen erkennen, die mit dem Glauben zu tun haben, sie will die Bedeutung dieser Tatsachen feststellen, und sie sucht Wege, um diese Bedeutung der Tatsachen in Predigt und Unterricht zu verkündigen. Für unsere Übersicht wählen wir aber diese Einteilung nicht, sondern um das Aussuchen von Geschenkwerken zu erleichtern, teilen wir die ausgewählten Schriften nach dem Grad ihrer Verständlichkeit in drei Gruppen ein.

I.

Bücher streng wissenschaftlichen Inhaltes in gelehrter Form

Der unter viel Aufsehen und Streit nach Berlin berufene Professor A. Deissmann hat ein Buch geschrieben, das unter dem Titel Licht von Osten das Neue Testament mit Hilfe der neuentdeckten Texte aus der zeitgenössischen griechisch-römischen Welt beleuchten will. (Tübingen, I. C. B. Mohr, 12.60.) Mit einer Reihe von hochinteressanten, zum Teil in guten Abbildungen veranschaulichten Inschriften, Briefen und geschäftlichen Notizen beleuchtet er sowohl das Kleinleben der ganzen Zeit — einige prachtvolle „menschliche Dokumente“ sind unvergänglich — als auch besonders den innigen Zusammenhang der urchristlichen Welt mit ihrer Umgebung, wodurch jene zwar nicht ihrer Größe beraubt, aber uns viel ver-

ständlicher wird. Die schöne Sprache und die Ausstattung macht das Buch zu einem vornehmen Geschenk. — In der Sammlung Wissenschaft und Bildung (Leipzig, Quelle & Meyer) sind fünf Vorträge gesammelt unter dem Titel *Das Christentum*, die von verschiedenen Professoren vor einem ausgewählten Publikum in München gehalten worden sind. Nicht ganz leicht, aber gut geschrieben geben sie einen vorzüglichen Überblick über die großen Stationen der Entwicklung unsrer Religion; besonders wuchtig schreibt Tröltzsch über Luther und Herrmann über die religiöse Frage in der Gegenwart.

Unser großer Gegner im Kampf um die Weltanschauung, der Monismus gehört auch hierher. Er erscheint mit seinem großen zweibändigen Werk auf dem Plan, das man studieren muß, wenn man wissen will, worum es sich gegenwärtig handelt. Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter, herausgegeben von A. D r e w s. Bd. 1 Systematisches, Bd. 2 Historisches (Jena, E. Diederichs, zus. 10.50). Jener durchstreift die ganze Gegenwart, dieser die Vergangenheit unter der Rücksicht, in welchem Verhältnis ihre einzelnen Erscheinungen zum Monismus stehn. Man wird sich über die Vielseitigkeit des Schlagwortes Monismus wundern, auch darüber, wie schlecht Haackel wegkommt.

II.

Schriften allgemein verständlichen Inhaltes.

Die hier zu nennenden Schriften ruhen alle auf gelehrter Grundlage, sind aber ihrer Absicht nach und gemäß ihrer ganzen Anlage bestimmt, Gebildete aller Stände in die Arbeit der Theologie hineinzuführen. Die Unterscheidung von „Tatsachen“- und „Bedeutungs“-Büchern läßt sich nur im allgemeinen durchführen. Denn die Tatsachen werden immer um ihrer Bedeutung willen und in ihrer Bedeutung behandelt, und die Bedeutung der Dinge ruht immer auf ihrer Kenntnis.

Aus dem Gebiet des Alten Testaments liegt ein Buch von I. Meinhold vor „Die Weisheit Israels“ (Leipzig, Quelle & Meyer, 4.40). Anschaulich und interessant stellt es die Anschauungen Israels über Gott, Welt und Menschenleben dar; für den geschichtlich denkenden Leser fügt es Bemerkungen über ihre Herkunft, für den praktisch interessierten solche über ihre Beziehung zur Gegenwart hinzu, in der wir noch an denselben Fragen uns abmühen, wie z. B. an der Hiobsfrage nach dem Leide der Gerechten. — Schön ausgestattet und zu Geschenken geeignet sind die Bücher des Verlags alle; er hat sich ganz besonders auf die Vermittlung gelehrter Arbeit an die Welt der Bildung zur Aufgabe gemacht. — Das gilt auch von dem Doppelband „Unsre religiösen Erzieher“ desselben Verlags (geb. 8.80), der sich sehr zu Geschenken eignet. Geschichte und Bedeutung werden hier so zusammengeflochten, daß von Autoritäten die Gestalten der biblisch-christlichen Vergangenheit, die am stärksten unsre heutige Religionsgestalt beeinflussen haben, dargestellt werden; denn alle Gegenwart lebt von Vergangenheit, und die Großen der Vergangenheit wirken in alle Zeit hinein. Führt der erste Band von Moses über Jesus, Augustin und Franz von Assisi bis zu Huß, so setzt der zweite mit den Reformatoren ein und führt bis zu Bismarck, während W. Herrmann mit einer allgemeinen Erörterung den

Schluß macht. — Dieselbe Weise, Gelehrtes und Praktisches, Geschichte und Bedeutung zu verbinden, zeigt auch das Buch von Prof. Sell, „Katholizismus und Protestantismus“, das weit und tief, frei und fest zugleich das so wichtige Verhältnis beider Bekenntnisse darstellt. Sowohl der Freund der Toleranz wie der des Streites muß wissen, ehe er urteilt und fordert; dazu hilft Sell vorzüglich. — Demselben Bedürfnis, Gelehrtes der Bildung darzubieten, dienen die Bücher des jüngst verstorbenen O. Pfeleiderer aus dem Verlag von I. F. Lehmann, München, geb. 5.—. „Das erste zeichnet „Die Entwicklung des Christentums“; da es in beneidenswert klarer Ausdrucksweise eine Fülle von Stoff in sehr übersichtlicher Weise darbietet, die durch die stark hervortretende persönliche Stellungnahme des Verf. noch befördert wird, so bietet es ein gutes Mittel, Gegenwart aus der Vergangenheit heraus zu verstehen. Eigenartig ist das seiner ganzen Ausstattung nach auch vorzüglich als Geschenk gedachte Buch von G. Pfannmüller, Jesus im Urteil der Jahrhunderte. (Leipzig, Teubner, geb. 5.—.) Man staunt weniger über den echten Bibliothekarfließ des belesenen Verfassers als über die Fülle der Äußerungen, die dieser Jesus von Nazaret in den bedeutenden Geistern aller Jahrhunderte und aller geistigen Formen hervorgerufen hat. — Paulus in Corinth macht unter dem Gesichtspunkt der Mission der frühere Missionar C. Munzinger recht ansprechend dar. Sowohl der den meisten nur als Dogmatiker bekannte Apostel wie auch die Leute in Corinth und die ganze Zeit leben vor dem Blicke auf. (Heidelberg, Ev. Verlag, geb. 3.75.)

Wie das Wesen jeder Erscheinung durch den Vergleich, so wird das des Christentums durch die vergleichende Religionsgeschichte klar. Wer sich ausführlich über das Verhältnis des Christentums zu den andern Religionen unterrichten will, greife zu dem Buch von O. Pfeleiderer „Religion und Religionen“, aus dem Verlag von I. F. Lehmann in München (br. 4.— geb. 5.—), das die Voraussetzung zu dem oben genannten über die Entwicklung des Christentums bildet. Oder er wähle zwei kleinere aus dem altgläubigen Lager stammende Schriften: Die religiöse Frage im Licht der vergleichenden Religionsgeschichte von Dr. Georg Brunner (München, Beck) und Die Lebenskräfte des Evangeliums, Missionserfahrungen innerhalb des animistischen Heidentums von Joh. Warneck (Berlin, Warneck, geb. 5.50). Zumal das zweite interessiert aufs höchste durch die genauen Schilderungen der Religion der Bataks mit ihrer Dämonenfurcht, der das Christentum als die Religion der Furchtlosigkeit und Reinheit entgegentritt. — Gegen die inländischen Wettbewerber um die rechte Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens, den Monismus, richten sich zwei einfache klare Schriften. Ruhig und vom Boden sicherer Kenntnis aus gibt Sir Oliver Lodge, ein englischer Physiker, dem Führer des Monismus E. Haeckel Bescheid in der Schrift *Leben und Materie* (Berlin, K. Curtius); vom frei theologischen aus Dr. Bruno Weiß in dem Heft *Monismus, Monistenbund, Radikalismus und Christentum*. (Bremen, Verlag G. Winter.) Beide sollte lesen, wer sich für den Monismus interessiert.

Der im Mittelpunkt der katholischen Gegenwartsfragen stehende *Modernismus* findet durch den Berliner Professor K. Holl eine

sympathische und feine Darstellung Religionsgeschichtliche Volksbücher. (Tübingen, I. C. B. Mohr, 0.70.)

Über die Bedeutung des Lebens und der Welt zur Klarheit zu kommen, dazu wollen zwei Schriftchen aus den beiden Sammlungen des I. C. B. Mohrschen Verlags behülflich sein. Die eine aus den Lebensfragen führt den Titel „Suchen wir einen neuen Gott?“ und ist von dem Hamburger Pfarrer und Jugendfreunde W. Classen geschrieben. (0.80.) In einer sehr frischen Briefform verbindet sie den Blick in suchende Arbeiterseelen mit dem in unser neueres religiöses Suchen und Forschen. Am eindrucksvollsten ist mir dies gewesen: beide Linien laufen auf den Unsterblichkeitsgedanken hinaus; der verbürgt den Arbeitern ein menschenwürdiges Dasein und gehört zur Abrundung unsres christlichen Glaubens. Die zweite Schrift gehört zu der Sammlung „Religionsgeschichtliche Volksbücher“ und enthält eine Darstellung des Gottesglaubens von W. Rousset (—75), dessen Jesus einst so großes Aufsehen gemacht hat. Sie beschränkt sich darauf, verständlich und warm den christlichen Gottesglauben, auch im Vergleich mit dem andrer Religionen zu beschreiben; beweisen will sie ihn nicht.

Ein größeres „Bedeutungs“buch ist die Schrift aus den Lebensfragen Ibsen, Björnson, Nietzsche. Individualismus und Christentum. Von Heinrich Weincl. (Tübingen, I. C. B. Mohr, 3.—.) Hier werden beide Parteien prächtig durcheinander klar, indem W. die Darstellung der Gedanken jener Dichterpropheten mit der seiner christlichen Überzeugungen durchflieht. Diesen entspricht es durchaus, wenn nicht bloß widerlegt oder gar gescholten, sondern, wenn die ganze Darstellung darauf hinausgeführt wird, wie ein falsch verstandenes Christentum die Kritik dieser Männer herausfordern mußte, wie sie aber selbst wieder dazu helfen und zwar in einem verschiedenen Grade je nach ihrer eigenen Person und Lebensrichtung, daß ein besseres Verständnis des Christentums erwacht ist.

Einen neuen Kreis von Tatsachen erschließt das von Prof. Wobbermin gut übersetzte Buch des amerikanischen Prof. W. James: Die religiöse Erfahrung in ihrer Mannigfaltigkeit. (Leipzig, Hinrichs, 6.—.) Dem angelsächsischen Interesse an der psychologischen Erfahrung entsprechend schildert er eine Fülle von meist abnormen religiösen Zuständen und Erlebnissen. Man staunt über die Wiederkehr von visionären und ekstatischen Zuständen mitten in unsrer Gegenwart. Ist auch der Schluß, der ihre „Bedeutung“ für die Erkenntnis der Wahrheit unsres Glaubens verwertet, nicht einwandfrei, so bleibt das Buch grundlegend für die Religionspsychologie.

Unter den „Bedeutungs“schriften hat am meisten Eindruck auf mich gemacht „Zur Wiedergeburt des Idealismus“, Philosophische Studien von F. J. Schmidt. (Leipzig, Dürr, 6.—.) Hier spricht überwinterter Hegelscher Idealismus mit selbstsicherer Unermüdlichkeit gegen alle -ismen—Positivismus, Historismus, Psychologismus, die den Sinn und die Idee gefährden können. So sehr er gegen die modernen Theologen streitet, die sich auf jene -ismen gründen wollen, so dankbar werden diese sein, daß er dem Glauben wieder Luft und Licht macht — nur ist es leider mehr Zeugnis als Beweis, was Sch. gibt; aber eine tiefe mächtige Schrift.

Auch Hermann Graf Keyserling sucht in dem vorzüglich geschriebenen Buch mit dem seltenen Titel Unsterblichkeit neue Wege. (München, J. F. Lehmann, 5.—.) Auf eine ganz eigenartige Verbindung der gründlich studierten Kantschen Gedanken und einer mit reichem Wissen erläuterten Naturphilosophie baut er einen frommen Glauben an Unsterblichkeit auf. Freilich findet diese ihr Ziel in dem Allgemeinen, das als wirklich gedacht ist, aber unbestimmt bleibt. Das eigentlich Wertvolle, das Sittliche, ist nicht genug dabei betont. Aber wer sich für den Gegenstand erwärmen und kritisch denken kann, findet hier geistige Nahrung, die lange vorhält. Auch sie ist ein Zeichen für die Sehnsucht nach neugefaßtem alten Idealismus.

Wer an dieser Sehnsucht leidet und Mut bekommen will, es mit einem geistigen Lebensinhalt und idealistischen Weltverständnis zu wagen, der vertraue sich Rudolf Eucken an. In seiner neuesten Schrift „Der Sinn und Wert des Lebens“ (Leipzig, Quelle & Meyer, 2.20), schlägt er immer frisch und neu seinen alten prophetischen Ton von der Selbständigkeit und Vorherrschaft des Geistes an, die ganz allein dem Leben einen Sinn verbürgt. Das Buch setzt lange nicht so viel voraus wie die vorigen. Aber ein wenig Sinn und Verständnis für die Antworten auf die große Lebensfrage muß man haben. Jedem, der sucht, muß dieses klare und warme Buch als Geschenk willkommen sein.

III.

Praktische Schriften.

Eine Einführung in das Verständnis des christlichen und kirchlichen Lebens will das schön ausgestattete und zum Geschenkwerk geeignete Buch Lebensziele geben, das Lic. Otto Zurhellen herausgegeben hat. (Leipzig, Quelle & Meyer, geb. 4.80.) Auf die Jugend, nämlich die gebildete berechnete, eignet sich aber auch für jeden erwachsenen Gebildeten, der sich von vielseitig gebildeten klugen Beratern in jenes Gebiet einführen lassen will. Der Herausgeber schreibt klar, warm und — für viele in einer ganz andern Weise, als sie gewöhnt sind. Theologen reden zu hören — von Jesus, dann auch über die wichtigsten Fragen der Weltanschauung, endlich noch über die Kirche, von der so wenige etwas wissen. Seine Frau schreibt lebhaft und klug über Charakterbildung und nimmt Bezug dabei auf alle innerlichen Fragen. G. Traub fügt eine ausführliche und besonnene Beleuchtung der sozialen Verhältnisse vom christlichen Standpunkt aus hinzu.

In demselben Verlag ist eine Schrift von F. Niebergall über „Die evangelische Kirche“ und ihre Reformen erschienen. (Sammlung Wissenschaft und Bildung, 1.25.) Sie geht unter einem größeren entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkte, nämlich dem Problem der Auflösung der Kirche in den Staat, alle Gebiete kirchlicher Arbeit durch, um die auf ihnen erhobenen Reformvorschläge zu besprechen und zu beurteilen.

Ein besonderes Gebiet nimmt fast die schöne Schrift von H. Schreiber ins Auge: „Die religiöse Erziehung des Menschen“ (aus demselben Verlag, 3.—.) Man weiß nicht, worüber man sich mehr freuen soll, über die Bescheidenheit oder über die Wärme dieses Würzburger Lehrers. Er geht dem Wesen der Religion und der Aufgabe der religiösen Erziehung im allgemeinen und dann im einzelnen

nach. Das Glanzkapitel ist jenes, in dem er beschreibt, wie er es mit seinen Schülern macht. Wenn's doch so öfter gemacht würde! Das Buch rechnet auf verständige Eltern und Erzieher.

Nun noch ein Bändchen mit Predigten. Dorfpredigten heißt es und stammt von dem jetzigen Karlsruher Pfarrer K. Hesselbacher. 2. Auflage, I. C. B. Mohr, etwa 4.—. Diese Predigten haben Aufsehen gemacht. Sie haben viel Stärkendes in ihrem Inhalt und viel Poetisches in ihrer Form. Vielleicht gefallen sie gebildeten Stadtleuten noch besser als Bauern.

Prof. Lic. Fr. Niebergall-Heidelberg.

Militaria.

Richard Gädke:

In der militärischen Literatur des Jahres 1908 nehmen die Werke über den ostasiatischen Krieg das Interesse noch immer am meisten in Anspruch. Entgegen der anfänglich besonders von den amtlichen Stellen und ihren Adjutanten verbreiteten Behauptung, daß man die dort gemachten Erfahrungen für westeuropäische Kriegsschauplätze nur in geringem Maße verwerten könne — weil die Verhältnisse im fernen Osten ganz ungewöhnliche und eigenartige gewesen seien, hat sich allmählich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß jene Ereignisse für die Entscheidung drängender, taktischer wie strategischer Fragen eine einschneidende Bedeutung besäßen. In höherem Maße noch, als schon der Burenkrieg! Für uns Deutsche ganz besonders, weil die beispiellosen Erfolge der Jahre 1866 und 1870 sowie die Übermacht einer mißverstandenen Tradition uns verhindert haben, aus unseren eigenen Kriegen die volle Nutzenanwendung zu ziehen.

Die Wahrheit zu gestehen, wurde die Beweiskraft der auffallenden Erscheinungen, die der ostasiatische Krieg gezeitigt hatte, nur so lange bestritten, als die maßgebenden Persönlichkeiten in Preußen sich noch nicht von der Notwendigkeit einer grundlegenden Änderung unserer Gefechtsvorschriften und unserer Ausbildung überzeugt hatten, sondern an der seligmachenden Kraft des Paradedrills mit allen Fasern ihres Herzens hingen. Sobald wir, wenn auch zögernd, unvollständig, durch mannigfache persönliche Rücksichten gehemmt, den Weg der Reform betreten hatten, bahnte sich auch in der Auffassung unserer Militärliteratur über die Bedeutung des ostasiatischen Feldzuges ein Wandel an.

Zu den Werken, die ein erhebliches Verdienst für die Vorbereitung einer besseren Erkenntnis besitzen, gehört das großangelegte, reich ausgestattete Werk des Majors Freiherrn v. Tettau, „Achtzehn Monate mit Rußlands Heeren in der Mandschurei“ (Berlin, S.-W., Mittler & Sohn, 23.—), von dem der zweite Band im Jahre 1908 erschienen ist. Er behandelt die Ereignisse nach Liaoyan bis zum Friedensschluß und zeigt von neuem alle Vorzüge, die den ersten Band auszeichnen. Das Werk besitzt als Bericht eines gut beobachtenden und inmitten der Ereignisse stehenden, dabei unbeteiligten Augenzeugen einen hohen geschichtlichen Wert. Mit unbestechlicher Wahrheitsliebe, und doch voller Sympathie für das tapfere russische Heer und für die Führer, mit deren vielen ihn aufrichtige Freundschaft verband, sehr anschaulich und oft auch für den Laien interessant und packend, erzählt Tettau, „wie es kam“. Gute Karten und vortreffliche Bilder erhöhen den Wert des Werkes.

Nur für den Fachmann berechnet ist die Arbeit des Hauptmann von Aubert „Der russisch-japanische Krieg 1904—1905; ein kurzer Überblick über seinen Verlauf“ (Berlin, 1909, Mittler & Sohn), von der das 1. Heft vor kurzem erschienen ist. Aubert hatte schon unmittelbar nach Beendigung des Krieges — wohl etwas zu früh — eine ähnliche „Übersicht“ veröffentlicht.

Das jetzt vorliegende Werk, das die Ereignisse bis zur Schlacht von Liaoyan einschließt, hat die gesamte seitdem veröffentlichte umfangreiche Literatur berücksichtigt, soweit sie irgend welchen Wert besaß; es zeichnet sich — ungeachtet mancher Meinungsverschiedenheiten im einzelnen, die mich von dem Berichte des Verfassers trennen — durch große Zuverlässigkeit aus und gibt in der Tat in gedrängter Form eine durch Skizzen und Pläne vervollständigte gute und klare Übersicht über die Ereignisse. Eigene direkte Urteile gibt Hauptmann Aubert kaum ab, doch kann man zwischen den Zeilen oft seine Auffassung erkennen. Das Werk füllt meines Erachtens eine Lücke in der Literatur des ostasiatischen Krieges gut aus.

Neben den Ereignissen im fernen Osten behält unser eigener schwerer Feldzug in Südwestafrika gegen Hereros und Hottentotten seine Bedeutung für uns. Es war unser erster großer Kolonialkrieg, dem im Laufe der Zeit sicherlich andere folgen werden; das will heißen, daß wir unvorbereitet und ohne genügende Erfahrungen in ihn hineingingen, und daß er unser großer Lehrmeister für die Zukunft sein muß. Gewiß in erster Linie für Kolonial-Verhältnisse; in allen Beziehungen — Organisation der Truppe, Ausbildung, Gefechtsführung, Etappen- und Nachschubwesen — müssen wir auf der Grundlage der dort gesammelten Erfahrungen weiter bauen. Aber ich meine, daß wir auch für europäische Verhältnisse aus den Erscheinungen etwas Nutzen ziehen könnten, die uns in Südwestafrika nicht immer angenehm aufgefallen sind. Das betrifft besonders die Entwicklung der Selbständigkeit und Selbsttätigkeit beim gemeinen Manne, deren allzu eng gezogene Grenzen uns drüben schmerzliche Lehren eingetragen haben. Immer noch mehr Einzelausbildung im Gelände, das unserer hohen Kultur, besonders der städtischen, allzu wenig vertraut ist, und immer weniger Massen- und Paradedrill auf dem Kasernenhofe. Das sind die Folgerungen, die sich mir beim Studium unseres langen und verlustreichen Kampfes gegen die „Wilden“ aufgedrängt haben.

Die Schwierigkeiten, die uns Land und Leute dort boten, schildert mit großer Klarheit und Eindringlichkeit ein Vortrag des Major G. Maercker, der einer unserer vorzüglichsten Afrikaner ist, in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Kolonialgesellschaft. Er ist in diesem Jahre unter dem Titel: „Unsere Kriegführung in Deutsch-Südwestafrika“ im Verlage von Hermann Paetel, Berlin, im Buchhandel erschienen. Ich empfehle sein Studium nicht nur den Militärs, sondern auch allen Politikern, die sich mit kolonialen Dingen beschäftigen wollen. Besonders gut schildert Major Maercker die Schwierigkeiten, die der weite Raum, der Mangel an Wagen und besonders an Bahnen, die Dürftigkeit des Bodens und seine Wasserlosigkeit unserer Kriegführung entgegengesetzt haben. Aber er spricht es auch geradezu aus, daß jene verachteten Wilden unseren jungen Soldaten anfänglich rein militärisch genommen überlegen waren.

Was uns den endgültigen Sieg gab, war schließlich der unerschütterliche Wille, die Sache zu gutem Ende zu führen, der unbezwingliche Todesmut, der stets zum Kampfe mit der blanken Waffe drängte, und allmählich die wachsende Erfahrung und Vertrautheit mit dem Lande. Unsere zahlenmäßige Überlegenheit war nicht so sehr groß, denn von den 15 000 Mann, die sich zuletzt in unserer Kolonie — anderthalbmal so groß als Deutschland — befanden, haben nie mehr als höchstens 3000 gleichzeitig vor dem Feinde gestanden. Alles andere ging für die Sicherung der Flaggen, des Nachrichtenwesens und des Nachschubes drauf. Man glaubt es Major Maercker, wenn er sagt: Es war auch für die Truppe ein Weihnachtsgeschenk, als am heiligen Abend die Nachricht kam: „Der Orlog ist beendet, die Bondels haben sich ergeben.“

Zu den interessanten und lesenswerten Büchern gehört noch immer das bekannte „Ceterum censeo“ des Oberstleutnant Karl von Wartenberg, das vor kurzem im Verlag von Heinrich Minden (Dresden, geb. 4.—) in zweiter Auflage erschienen ist. Ein scharfer und sachverständiger Beobachter, keineswegs ein Liberaler, schreibt sich hier alles vom Herzen herunter, was ihm seine langjährige Erfahrung an Kummer und Sorgen für die Zukunft unseres Heeres bereitet hat. Man hat nicht nötig, alle Anschauungen Wartenbergs zu teilen — meine persönlichen Gedanken weichen oft von den seinigen ab — und wird doch zu dem Schlusse gelangen können, daß hier ebenso eine verdienstliche Arbeit vorliegt, wie in seinem ersten, berühmt gewordenen Buche „Sine ira et studio“, das ihm seine bekannte ehrengerichtliche Disziplinierung eintrug. Besonders beherzigenswert ist das, was er über den Luxus im Heere, über das Schmiergelderunwesen, den Paradedrill und die hier und da sich bemerkbar machende Verschwendung sagt, die mit dem Gelde der Steuerzahler getrieben wird. Manche seiner Kritiken sind bitter und einige übertrieben, immer aber weiß er durch seine Darstellung den Leser zu fesseln.

Eine rein fachmännische aber sehr zeitgemäße Arbeit ist die kleine Broschüre des Hauptmann Neumann vom Luftschifferbataillon über „Die Verwendbarkeit von Ballon und Motorluftschiff in der Marine“. (Berlin 1908, E. S. Mittler & Sohn, br. 1.—.) Auf kaum 39 Seiten erhält auch der Laie einen völligen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Frage. Wenn ich der verdienstvollen Darstellung eine leichte Kritik entgegenstellen darf, so ist es meine — auf diesem Gebiete mehr oder weniger laienhafte — Ansicht, daß die Verwendbarkeit des lenkbaren Ballons als Waffe im Seekriege in absehbarer Zeit eine noch etwas größere sein wird, als der Verfasser mit einer gewissen Zurückhaltung zugestehen scheint. Ich halte es nicht ganz für ausgeschlossen, daß eine eifrige Förderung des Luftschifferwesens unsere taktische Unterlegenheit gegenüber der englischen Seemacht einigermaßen zu vermindern vermöchte! Wenigstens in einer nicht zu fernen Zukunft. Und dabei kosten die Luftkreuzer nur den dreißigsten Teil der großen Panzerschiffe und sind weit rascher herzustellen. Ich halte es nicht für zu phantasievoll, einige Hoffnungen auf ihre Verwendung in der Seeschlacht zu setzen, soweit die Operationen sich in der Nähe unserer Küsten bewegen.

Ein ganz anderes aber nicht weniger bedeutungsvolles Gebiet kriegerischer Tätigkeit betritt die „Sammlung japanischer Prisenrechtsbestimmungen und der Entscheidungen der japanischen Prisengerichte“, die Dr. jur. K. Marstrand-Mecklenburg unter dem Namen „Das japanische Prisenrecht in seiner Anwendung im japanisch-russischen Kriege“ (Berlin 1908, E. S. Mittler & Sohn, geb. 20.—) mit Unterstützung des auswärtigen Amtes und des Reichsmarineamtes herausgegeben hat.

Der Verfasser beschränkt sich auf die wortgetreue Übersetzung des außerordentlich umfangreichen Aktenmaterials, das 58 Entscheidungen über englische, deutsche, französische, amerikanische, aber auch für russische, österreichische, holländische, norwegische Schiffe enthält. Vorausgeschickt sind ihnen die einschlägigen Verordnungen der japanischen Behörden, insbesondere die Seeprisenordnung; und die einzige indirekte Kritik, die der Herr Verfasser sich gestattet, liegt in den Fußnoten, mit denen er die Entscheidungen der japanischen Gerichte begleitet und auf die betreffenden Paragraphen der Verordnungen hinweist. Man kann also selbst urteilen, inwieweit gesetzliche Bestimmung und praktische Ausführung sich deckten.

Der Wert dieses Quellenmaterials scheint mir ein sehr großer zu sein, besonders für Diplomaten, Seeeoffiziere und für die Bestrebungen der Friedensfreunde. Auch für eine neue Haager Konferenz wird es eine wertvolle Ausbeute liefern. Schon ein flüchtiges Durchblättern des 935 Seiten starken Bandes lehrt selbst den Laien, wie sehr das Seerecht noch im argen liegt, wie außerordentlich viel der Willkür der Kriegführenden freigegeben ist und wieviel Piraterie das Völkerrecht auf dem Meere noch zuläßt. Sogar die Bestimmung, wann eigentlich der Krieg begonnen habe, ist von den japanischen Gerichten scheinbar allein unter dem Gesichtspunkte getroffen worden, möglichst wenig einmal gemachte Prisen wieder herausgeben zu müssen. Tatsächlich sind denn auch die Fälle der Freigabe festgehaltener Schiffe nur ganz vereinzelt. Gelehrte Untersuchungen über das Völkerrecht — denn äußerlich geht alles sehr ordentlich zu — dienen dazu, die schreiende Gewalttat mit dem Mantel der Justiz zu drapieren. Auch der Begriff des Privateigentums, des neutralen Gutes ist möglichst eingeschränkt, der der Kontrebande nach Möglichkeit gedehnt worden.

Hier finden in der Tat die Friedensfreunde ein weites Feld fruchtbarer Tätigkeit.

Nebenbei aber verbirgt das trockene Tatsachenmaterial für den, der seine Sprache zu deuten versteht, ein Stück wilder Seeromantik, abenteuerlicher Poesie, kaufmännischen Wagemutes und keckster, die Gefahren verachtender Spekulation. Sind doch zweifelsohne weit mehr Schiffe der spürenden japanischen Blockade entronnen als ihr zum Opfer gefallen. Der Hafen von Niutschwang war immer belebt von Kauffahrteischiffen und hat die Verproviantierung des russischen Heeres monatelang wesentlich unterstützt.

Dr. Legrand, Oberstabsarzt in der französ. Armee, Die Tätigkeit der Frau im Kriege. Autorisierte Übersetzung von P. Heumann. (Köln a. Rh., 1908, Paul Neubner.)

Wenn man manchen Bestrebungen der modernen Frau mit einer guten Portion Skepsis gegenüber treten darf, auf einem Gebiete herrscht allgemeine Übereinstimmung der Ansichten: das ist über den segensreichen Einfluß ihrer Tätigkeit im Kriege. Nicht mit dem Helm auf dem Haupte und der Flinte in der Hand natürlich, sondern als Pflegerin der Erkrankten, als Heilerin der Verwundeten, als Trösterin der Unterliegenden. Hier gilt noch immer das schöne Wort der Antigone, das des Weibes eigensten Beruf in sich begreift: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.“ Der französische Oberstabsarzt Dr. Legrand stellt es in seinem lesenswerten Büchlein nicht mit Unrecht als eine Pflicht der Frau hin, die unter Umständen ebensogut gesetzlich festgelegt werden könne wie die allgemeine Waffenpflicht der Männer, hinter der Front die bescheidenen und doch so wertvollen Verrichtungen zu übernehmen, die der notwendigen Bequemlichkeit, Entlastung, Gesundheit der Soldaten dienen. Mit Recht führt er aus, daß hier die Frau bessere Dienste leiste als der erfahrenste männliche Pfleger, und er rühmt die seelischen Einflüsse, die aus ihrer eigensten Natur heraus helfend und tröstend auf die Kranken und Verwundeten überströmen und zu ihrer Genesung so außerordentlich viel beitragen. Damit die Frau ihr Amt gut versehen könne, muß sie aber auch über die erforderlichen technischen Kenntnisse und Handgriffe verfügen können. Und hier setzt der belehrende Teil des Buches ein. In einer klaren und leicht faßlichen Darstellung belehrt Dr. Legrand über die Natur der Schußwunden, die durch moderne Waffen verursacht werden, und ihre Unterschiede gegen die Wirkung älterer Geschosse. Er geht dann zu den Krankheiten über, wobei wir manches Interessante aus dem französischen Heere erfahren. Manches, was wir auch sonst schon wissen: die sanitären Zustände sind dort schlechter als bei uns. Und doch enthalten die Ausführungen Legrands auch für das deutsche Heer wichtige Fingerzeige. Ungefähr 200 Mann jährlich sterben im französischen Heere an der Tuberkulose, 4000—5000 werden aus gleichem Grunde entlassen, und auch der Typhus ist ein heimtückischer Feind. Legrand teilt offen mit, daß Deutschland nur 2,32%, Frankreich aber 4,58% durch den Tod im Heere verliert, und gesteht auch sonst, daß ein Vergleich der gesundheitlichen Zustände zum Nachteile des französischen Heeres ausfällt. „Die Verbesserung des Gesundheitszustandes in der Armee“, ruft er aus, „ist eine nationale Angelegenheit.“ Für den Krieg nimmt der Verfasser an, daß in der ersten Woche ein Fünftel des Bestandes aus den Reihen tritt, — ich glaube, daß bei uns das Verhältnis denn doch nicht so ungünstig sein wird; jedenfalls aber werden auch

in Zukunft mehr Leute infolge von Krankheiten als von Verwundungen ausscheiden. Gleichwohl: auf dem Schlachtfelde ist die Hilfe erst recht nötig, aber man muß wissen, wie man sie bringt. Der Verfasser bemüht sich daher, ein Bild des Schlachtfeldes, eine lebhaft gefärbte Darstellung des Gefechtsganges zu geben, und schließt daran die wichtigsten Lehren über die erste Behandlung der Wunden, die natürlich nicht mehr die antiseptische, sondern die aseptische sein wird. „Die erste Pflege des Verwundeten muß sich auf das einfachste beschränken.“ Und die Pflegerin muß verstehen, die notwendigsten Verbandsmittel im Notfalle zu improvisieren. Alles, was Legrand hier sagt, ist von höchster Bedeutung und zeigt die ganze Schwierigkeit der Aufgabe, ein Schlachtfeld unserer Tage so rasch und so sorgfältig als möglich aufzuräumen. Was in dem Schlußkapitel über die „Tugenden der Krankenpflegerin“ gesagt wird, ist durchweg schön und beherzigenswert. Ein Buch alles in allem, das in den Händen jeder Dame sein sollte, die sich dem edlen Samariterwerke widmen will! Und vor allen Dingen aufmerksam gelesen sein sollte.

Gädke.

Fritz Loescher. Deutscher Camera-Almanach 1907. Ein Jahrbuch der Amateurphotographie. III. Jahrg. 272 S. mit farb. Kunstblatt, 46 Vollbildern u. 127 Abb. im Text (Berlin, Gustav Schmidt, 4.25). Der Camera-Almanach hat sich die Aufgabe gestellt, durch Wiedergabe bildmäßiger Photographien und durch Aufsätze praktischen und ästhetischen Inhaltes den Liebhaberphotographen Anregung auf kunstphotographischem Gebiete zu geben. Wie in den beiden Vorjahren bringt der Almanach eine stattliche Zahl von Bildern, die größtenteils auf den Ausstellungen des vergangenen Jahres zu sehen waren. Die Originalaufsätze, zum Teil der Feder anerkannter Liebhaberphotographen entstammend, behandeln zeit- und sachgemäße Fragen über Aufnahme- und Kopierverfahren, zweckentsprechende Aufmachung der Bilder usw. Text und Illustrationen sind mit großer Sorgfalt ausgewählt und letztere geben, soweit es durch Autotypie möglich ist, ein gutes Bild der Leistungen und Fortschritte des vergangenen Jahres. Der den Originalbeiträgen folgende Teil — eine Rundschau der Jahresereignisse — wird denen willkommen sein, die sich über die Neuerungen an Apparaten und photographischen Verfahren im Zusammenhange unterrichten wollen. Hier ist auch eine ausführliche Beschreibung der großen Berliner Ausstellung für Photographie 1906 zu finden. Ein Verzeichnis der photographischen Vereine und Literaturangaben beschließt das Buch.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.

Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32.“ oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15“.

Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).

Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.

Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Übersetzungsrecht vorbehalten Unberechtigter Nachdruck untersagt.

.Inhalt des 127. Bandes:

Oktober/ November / Dezember 19 0 8

"*.*"*****

Bahr- Hermann:

Iofef Olbrich 339

Bang Hermann:

Ein Sommer in Tirol 373

Bauer; Robert:

Jurifiifche Symptome der Gegenwart 336

Befler- Paul:

Berfiegelt von Leo Blech 187

Bieberfteinx A. Rogalla von;

Reiffeffizzen von Italiens Oftküfie 318

Blei- Franz:

Fußnoten und Gloffeu 47-1

Demianix Alfred:

Spanien und feine Kauft (Mit Bildern) 439

Defi'oiry Nkax:

Die Grenzen fpiritiftifeher Beobaäotungen 108

Dohim Hedwig:

Hans von Kahlenberg 254

E>eneix Hugo:

Graf Zeppelinx fein Luftfchifi und feine Perfinlichkeit (Mit Bild) . . . 123

Falke- Guftav:

Schauß: Kinderkopf 360

Federmainy Hertha:

Gedichte 335

Gädke- Richard:

Aphorismen über den „Lenkbarcn“ 163

Geiger- Ludwig:

Literarifche Berichte 189

Halberh A.: -

Wie der Kauft zu helfen wäre. 171

Halbert- A.:

Sarah Bernhardts Memoiren. (Zum Bilde der Künftlcrin) , 361

HT.params['size'] = '100'; HT.params['orient'] = '0'; HT.params.download_progress_base =
 '/cache/progress'; HT.params.RecordURL = 'http://catalog.hathitrust.org/Record/007918991';

-
-
-

Bieberfteinx A. Rogalla von;	
Reiffeffizzen von Italiens Oftküfie	318
Blei- Franz:	
Fußnoten und Gloffeu	47-1
Demianix Alfred:	
Spanien und feine Kauft (Mit Bildern)	439
Defi'oiry Nkax:	
Die Grenzen fpiritiftifeher Beobaäotungen	108
Dohim Hedwig:	
Hans von Kahlenberg	254
E>eneix Hugo:	
Graf Zeppelinx fein Luftfchifi und feine Perfiinlichkeit (Mit Bild) . . .	123
Falke- Guftav:	
Schauß: Kinderkopf	360
Federmainy Hertha:	
Gedichte	335
Gädke- Richard:	
Aphorismen über den „Lenkbarcn“	163
Geiger- Ludwig:	
Literarifche Berichte	189
Halberh A.: -	
Wie der Kauft zu helfen wäre.	171
Halbert- A.:	
Sarah Bernhardts Memoiren. (Zum Bilde der Künftlcrcin)	361

Halberh A.:	
Genoffenfchafis-Sahungcn523
Hegeleß Helene:	
Nacht in Venedig) (Gedicht)	100
Hollaender) Felix:	
Die reines Herzens find (Roman)	71 267 449
Huch, Ricarda:	
Merkwürdige Menfcixn und Schickfalc aus dem Zeitalter des Rifor- gimento (Schluß)83
Key) Ellen:	
Friedensbewegung und Kalkar	49
Konody) Paul:	
Raphael (Mt Bildern)	345 483
Kröger) Tim:	
Und erlöfe uns - M (Novelle)	102
Leffing-Gefellfchaft	,527
Liliencron) Detlev von:	
Die Macht der Mnfik (Gedicht)479
Oppeln-Bronikowski) Friedk. von:	
Mallarmös Äfthetii	156
Paul) Jean: Briefe;	
Zwei Briefe von Jean Paul und Ludwig Börne an Gottfried Weber .68	
Piffaro,, Lucien:	
Roffetti (Mit Briefen)	181
Prudhomme) k Sully :	
Gedichte (Überfeßt von Lina Friedländec)480
Reimann) Heinrich:	
Hans von Bülow	495
Rofenhagen) Hans:	
Walter Leifiikow 4,-	148
Schanz) Frieda:	
Neue Gedichte	334
Schön) H.:	
Ein Diehterphilofoph (Sully Prudhomme) 387
Schüler, Guftav:	
Die Sizilianer in Berlin	501
Schur) Ernft:	
Honore Daumier (1808-1879)	135
Schur) Ernft:	
Die Ausfiellung cMiinchen 1908	, 293
Shaw) Bernard:	
Der Arzt am Scheideweg (Drama)	5 197 408

Stein- Philipp:
Dramatischer Monatsbericht , 356 507
Willner) NK. A.:
Brahms und die Dollarprinzessin 367
Literarische Berichte:
Beiträge von Hermann Bahr) Franz Blei) Felix Dahn) Herbert Eulen-
berg. Alice Fliegely Gerhard von Amshor) Hans von Kahlenberg,,
Johannes Schlaf, Paul Erich) Berthold Liezmann Richard M. Meyer)
Wilhelm Hegeler Hanns Heinz Ewers, "21.Halbert) Frida Schanz.
Arthur Seidl. Friedrich Niebergall) Richard Gädte 529) 189
Kunstbeilagen:
Barth) Wilhelm: München Ausstellungshallen; (Zum Essay von E.Schur) 208
Daumier,Honoré: Ratapail * * 16
„ „ Theodor Ronffean (Zum Essay von 48
„ „ Ratapail Ernst WW) 80
u „ Ingenieur, 112
7, „ Waffenträger 145
Georgii) Theodor: Steingruppen im Figurenhain (Zum Essay von Ernst
Schar) , , 277
Klee) Fritz) und Danzer) Peter: Aus dem Vergnügungspark (Zum Essay
von Ernst Schar) 304
Leistikow. Walter: Trüber Tag in Grünheide (Zum Essay von Hans
Rosenhagen) 65
Lenbach. Franz von: Hans von Bülow 370
Lepage, Julius; Sarah Bernhardt (Text von A. Halbert) 194
Magnussen) Hartog: Denkmal für die Ramswilfenschaft 413
Millet; Angelos (Text von Georg Hermann) 433
Pictard) Ernst: Graf Zeppelin (Zum Essay von Hugo Erlener) 2
Raphael (Mit Text von Pan(Konodh) 224, 288f 401, 365
Riemerfeldt, Richard; Fühlfühlschale (Zum Essay von Ernst Schar) . 240
Roffetti, Gabr'ele- (Vierfarbendruck) , 33, 97
Schauß) Ferdinand: Kinderkopf (Zum Essay von Gustav Falle) 257
Gravenhof des Don Juan in Burgos . . . 385
Kirchenfassade San Gregorio in Valladolid . . . 417
J. Montanez: Holst der eilen Dominik . .
im Museum von Selixia (Zum Essay aber 449
Die Kathedrale des Alcazar zu Sevilla . . . "Spanische Kunst) 481
Goya: Familie Karls IV'. (Prado-Museum Madrid) 497
Velázquez: Das Bacchusfest , 523
Das Münchner Künstler-Theater (Gesamtansicht) (Zum Essay von Ernst
Schar) 336
Musikbeilagen:
Blech- Leo: Verriegelt (Text von Paul Better) 183
Fall, Leo: Schnee. (Mit Text von Wilhelm Altmann) 362
Sibelius, Jean: Im Feld ein c.Rüde-hen singt. (Text von B.Zilhelm Altmann) 518

Bernard Shaw:

Der Arzt am Scheideweg.

Komödie in fünf Akten.

Dentich von Siegfried Trebitfch.

P e r f o n e n:

Sir Eolenfo Ridgeon.

Sir Patrick Cullen.

Sir Ralph Bloomfield Benington,

Doktor Cutter Walpole.

Doktor Blenkinfop.

Doktor Loom) Schußmacher.

Louis Dubedat) Maler.

Jennifer) [eine Frau.

Redpenny) Affiftent bei Ridgeon.

Emmy) Wirtfchafterin bei Ridgeon.

Minnie Tinwell) ein Stubenmädchen.

Ein Reporter.

Ein Schreiber.

Ein Kellner.

Der etfie Akt fpielt in London) in Ridgeons Ordinationszimmer.

Der zweite Akt fpielt im Star-und-Garter-Hotel in Richmond.

Der dritte Akt fpielt im Atelier des Malers Louis Dubedat) in London.

Der vierte Alt ebenda.

Der fünfte Akt fpielt in einer Gemäldegalerie in Bond Street) London.

Zeit: Gegenwart.

Erfier Akt:

In den erfen Vormittagsfiunden des 15. Juni 1903 [int ein Student
der Medizin) mit dem Zunamen Redpenny - der Taufname ifi unbekannt
nnd unwichtig - im .Konfultationszimmer eines Arztes bei der Arbeit.
ex [chuftet für den Arzt) beantwortet feine Briefe) gibt ihm den privaten
dienfibaren Laboratoriumsaffifienten ab und macht [ich unentbehrlich.

5

Z4,1-x.tx_m

l* x

:1)

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Er tut das) um einen Gegendienst für nicht spezifizierbare Vorteile zu leisten) die der vertrauliche Umgang mit einem Führer feines Gewerbes einbringt und die zu einer nicht formellen Lehrlingschaft und einer zeitweiligen Gleichartigkeit führen, Redpenny ist nicht stolz und wird alles) was man von ihm verlangt) ohne Rücksicht auf seine persönliche Würde tun) wenn man es von ihm auf eine kameradschaftliche Weise verlangt, Er ist ein hellfichtiger) [linker, [leichtgläubiger freundlicher) freiherrlicher Jüngling. Sein Haar und [eine .Kleidung widerstreben der Verwandlung vom unfauberen Jungen in den ordentlichen Arzt.

Redpenny wird durch den Eintritt einer alten Dienerin unterbrochen die die Sorgen der persönlichen Schönheit) deren Verurteilung Verantwortlichkeiten) Eifersüchteleien und sonstigen Angelegenheiten nie gekannt hat. Sie hat die Gesichtsfarbe einer sich nie wachenden Zigeunerin) die durch keine Reinigung zu verbessern ist; sie hat zwar keinen regelrechten Bart und Schnurrbart) der schließlich zu einer männlichen Präferierbarkeit geführt und gewachsen werden könnte) aber doch eine ganze Menge kleiner Vort- und Schauerbartflocken, die aus Muttermalen hervorsprossend. ihr ganzes Gesicht bedecken. Sie hält einen Fledermaus in Händen und torkelt störend umher, den Staub erpöht [sie ist fleißig) daß sie) während sie ein Staubkörnchen fortstößt) [schon nach einem andern auslugt. Beim Reden macht sie es genau so) indem [sie kaum einmal den Menschen ansieht) zu dem sie spricht, ausgenommen wenn [sie aufgeregt ist. Sie hat nur ein Benehmen; und zwar das Benehmen einer alten Familienbabe einem .Kinde gegenüber, das eben zu gehen gelernt hat. Sie hat ihre Hässlichkeit dazu benützt) [ich eine Nachschicht zu fischen, die von Kleopatra oder der schönen Rosamunde nie hätte erreicht werden können) und hat diesen gegenüber weiters den großen Vorteil) daß das Alter ihre Eigenheiten erhöht hat, statt sie zu vermindern. Eine fleißige) angenehme alte Haut) die jeder gern leiden mag) gleicht sie einer wandelnden Predigt über die Eitelkeit weiblicher Schönheit. Genau wie Redpenny keinen nachweisbaren Taufnamen hat) hat sie keinen nachweisbaren Zunamen; sie ist im ganzen Bezirk des Arztes, zwischen Tavendish Square und Marylebone Road) einfach unter dem Namen Emmy bekannt.

Das Sprechzimmer hat zwei Fenster) die auf Queen Anna Street hinausgehen. Zwischen den beiden befindet sich eine .Konsol mit Marmoraufsatz mit vergoldeten Beinen) die in Sphärokrallen endigen. Der gewaltige Pfeilerpfiegel, der [ich darüber befindet) ist feines Zweckes größtenteils beraubt infolge einer sorgfältigen Malerei von Palmen) Farrenkrautern Lilien Tulpen und Sonnenblumen) die [eine Oberfläche bedeckt. Die Wand daneben enthält den Kamin) vor welchem zwei Armstühle stehen. Da wir uns zufällig der Ecke gegenüber befinden) sehen wir die anderen beiden Wände nicht. Rechts vom Kamin oder vielmehr rechts von jedem Menschen der dem .Kamin gegenübersteht, befindet sich die Tür. Links von ihr steht der Schreibtisch) vor welchem Redpenny sitzt. Die Unordnung auf dem Tisch ist groß) ein Mikroskop) mehrere Reagenzgläser und eine Spirituslampe [sehen zwischen den verstreuten Papieren. In der Mitte des Zimmer.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg
befindet [ich ein Sofa7 im reehten Winkel zu der .Konföle und parallel
mit dem Kamin. Zwifchen dem Sofa und dem Fenfiee fieht ein Stuhl.
Ein anderer in der Eile. Noch einer am anderen Ende der Fenfierwand.
Die Fenster haben grüne venetianifche Rouleaux und Ripsvorhänge;
im Zimmer hängt ein Gasltfien der aber für elektrifches Licht eingerichtet
worden ifi. Die Tapeten und Teppiche find7 übereinfimmend mit
dem Gaslüfier und den venetianifchen Ilonleauxf vorherrfchend grün,
Das Haus wurde in der Mitte des neunzehnten J ahrhunderts tat-
lächlich [o gut eingerichtet, daß es bis auf den heutigen Tag unverändert
geblieben ifi und noch immer ganz gut ausfieht.

Emmy

(tritt ein und beginnt fofort damit- das Sofa abzufiauben): Eine Dame
ifi draußenF die mich quält- daß [ie den Herrn Profeffor fpreden will.

Redpenny

(durch die Unterbrechung gefiört): Jah fie kann ihn aber niächt fpreden.

Ich will Ihnen etwas lagen: Was hat es für einen Zweck Ihnen klar
zu machen,, daß der Profeffor keine neuen Patienten mehr annehmen
kann- wenn Sieh [obald es draußen klopf tx [ofort mit der Frage herein-
fürzen- ob er doch jemanden empfangen könnte?

E m m y:

Wer hat Sie gefragt- ob er jemanden empfangen könnte?

R e d p e n n y:

Sie.

E m m y:

Ich fagte- daß mich eine Dame damit quält- fie wolle den Herrn Profeffor
fpreden. Das heißt nicht fragen. Das heißt erzählen.

R e d p e n n y: - ,

Nunx wenn die Dame S i e quält- ifi das ein Grund für Sie,, mich zu
quälenX wenn ich befchäftigt bin?

E m m y:

Haben Sie *die Zeitungen gelesfen?

R e d p e n n y:

Nein.

E m m y:

Haben Sie die Ehrungen zur Feier des Geburtstags gefehen?

R e d p e n n y

(beginnt zu fluchen): Wash zum -

E m m y:

Sarhte- [achteF mein Täubchen!

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Redpenny:

Warum glauben Sie, daß ich mich um Geburtstagsheute
lassen Sie Ihr Geplapper sein. Professor Ridgeon wird hier sein bevor
ich diese Briefe beantwortet habe. Gehen Sie.

Emmy:

Professor Ridgeon kommt nie mehr, junger Mann.

(Sie entdeckt Staub auf der Konsole und [kürzt sich sofort darauf.)

Redpenny

(springt auf und folgt ihr): Was?

Emmy:

Er ist in den Ritterstand erhoben worden. Ich warne Sie, von ihm in
den Briefen noch länger per Professor Ridgeon zu sprechen. Sir Colenso
Ridgeon ist von nun ab sein Name. Der König selbst wird ihn taufen,

Redpenny:

Wie mich das freut!

Emmy:

Wie mich das entsetzt! Ich habe immer geglaubt, all diese großen Ent-
deckungen seien Aufschneidereien - ich scherte mich den Teufel um diese
Blutropfen und Röhren voll Malariafieber und dergleichen. Nun
wird er mich gehörig auslachen.

Redpenny:

Da geschähe Ihnen nur recht. Ihrer Frechheit sieht es ähnlich, daß Sie
mit ihm über Wissenschaft sprechen. (Er geht an den Schreibtisch zurück
und nimmt seine Schreibereien wieder auf.)

Emmy:

Oh- ich halte nicht viel von der Wissenschaft und Sie werden auch nicht
viel von ihr halten, wenn Sie mit ihr so lange zusammengelebt haben
werden wie ich, Aber ich bin doch um die Tür zu öffnen. Der alte Sir
Patrick Cullen ist schon hier gewesen und hat die ersten Glückwünsche
überbracht. Er war auf dem Weg ins Spital und hatte keine Zeit herauf-
zukommen- wollte aber unbedingt der erste sein - er sagte, er käme
wieder. Alle anderen werden auch kommen: der Türklopfer wird den
ganzen Tag nicht stillstehen. Ich fürchte nun, daß der Professor einen
Diener brauchen wird- wie alle die anderen- wenn er Sir Colenso ist.
Hören Sie: Reden Sie ihm das nur nicht ein, mein Täubchen; denn
bequem wird er's nur haben- wenn ich die Tür aufmache.
Ich weiß, wen ich hereinlassen und wen ich draußen lassen soll.
Und das erinnert mich an die arme Dame. Ich glaube, er sollte

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

sie empfangen. Sie ist gerade von der Sorte- die ihn in gute Laune zu verfehen verführt. (Sie flaubt die Briefschaften Redpenny's ab.)

Redpenny:

Ich frage Ihnen doch- daß er niemanden empfangen kann. Verschwinden Sie Emmy. Wie kann ich arbeiten wenn Sie mich von oben bis unten voll Staub machen?

Emmy:

Ich hindere Sie nicht an der Arbeit - wenn Sie Briefe schreiben arbeiten nennen. Da! Es klingelt. (Sie flieht zum Fenster hinaus.) Der Wagen eines Arztes. Das sind wieder Gratulanten. (Sie ist im Begriff hinauszugehen. während Sir Edle-ridge eintritt): Haben Sie Ihre zwei Eier aufgegeffen Söhnchen?

Ridgeon:

Ja.

Emmy:

Haben Sie Ihre reine Weibchen angezogen?

Ridgeon;

Ja.

Emmy:

Das ist mein Goldtaubchen! Trachten Sie jeßt nett zu bleiben! Gehen Sie nicht herum und machen sich die Hände schmutzig. Es kommen Leute- um Ihnen zu gratulieren. (Sie geht hinaus.)

Sir Edle-ridge ist ein Fünfziger. der feiner-Jugend aber noch nicht den Laufpaß gegeben hat. Er hat die Ungezwungenheit und die kleinen .Kuh-'heiten der Lebensart, die ein scheuer und empfindsamer Mensch im Verkehr mit allen Gesellschaftsklassen erwirbt. Sein Gesicht ist ziemlich verunzelt; seine Bewegungen sind langsamer als beispielsweise die Redpennys- und sein blondes Haar hat [einen Glanz verloren; aber in Gestalt und Benehmen ist er jünger. als der geadelte Arzt. Selbst die Züge feines Gesichtes sind die der Überarbeitung und des ruhelosen Skeptizismus- teilweise vielleicht mehr infolge von Neugier und Begierde als infolge des Alters. Augenblicklich macht ihn die Bekanntmachung [eines Rittertums in den Morgenblättern besonders eingebildet und infolgedessen besonders kurz angebunden im Verkehr mit Redpenny.

Ridgeon:

.Haben Sie die Zeitungen gelesen? Sie werden die Namen in den Briefen ändern müssen- wenn es noch nicht geschehen ist.

Redpenny:

Emmy hat es mir eben erzählt. Ich bin hocherfreut. Ich -

Der Arzt am Scheideweg_ Bernard Shaw-

R i d g e o n: ,

Genug h junger Mannx genug. Sie werden sich bald daran gewöhnt haben.

R e d p e n n y:

Man hätte Sie [chou vor J ahren auszeichnen sollen.

Ridgeon:

Das hätte man auch getan; die Leute konnten Emmy als Türöffnerin bloß nicht ertragenx glaub' ich.

Emmy

(an der Tür ankündigend):))r. Schuhmacher. (Sie zieht sich zurück. Ein Herr in mittleren Jahren gut gekleidet, tritt mit einer freundlichen, aber etwaß lonzilianen Miene ein, nicht ganz [iGer- wie er empfangen werden wird. Er vereinigt fanfte Manieren und zuvorkommende Freundlichkeit mit einer gewiffen- kaum merkbaren Reserve. Seine vertraulichen- doeh fremdartig fcharf gefchnittenen Gefiehtszüge weisen auf den Juden hin: in diefem Augenblick ifi er der hübfche gebildete Jude- der über Dreißig- wie das bei hübfchen jungen Juden oft der Fall ifi- etwas engbtüftig und fehvächlich wird7 aber doch entfchieden gut aussehend bleibt).

D e r H e r r:

Erinnern Sie sich meiner? Mein Name ifi Schuhmacher. Wir waren zusammen auf der Univerfität und in Belfize Avenue. Loony Schußmacherh wiffen Sie noch?

R i d g e o n:

Was! Loony! (Et fehüttelt ihm freundlich die Hand.) NeinX Menfchh ich daehte/ Sie wären feit langem tot. Setzen Sie [ich - (Schuhmacher leßtief auf das Sofa- Ridgeon auf den Stuhl- derzwifchen dem Sofa und dem Fenfter fieht). Wo find Sie während der leßten dreißig Jahre gewefen? -

S c h u ß m a c h e r:

In der Pirat-i2;x bis vor ein paar Monaten. Ich habe mich zurückgezogen.

R i d g e o n:

Da haben Sie recht getan- Loony! Ich wollte,, ich könnte es mir leifienh mich zurückzuziehen. Haben Sie in London praktiziert?

S c h u ß m a c h e r:

Nein.

R i d g e o n:

Moderne Kufienpraxis wahrfeheinlich?

S c h u ß m a c h e r:

Wie hätte ich eine vornehme Praxis erlehwingen können? Ich hatte keinen Heller. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Patien-

Bernard Shaw: Der Arzt_ am 4Scheideweg

ten gehabt- der mehr als 30 Shilling wöchentlich verdient - Gerichts-
diumifien und Pächter. Ich habe mich in einer Fabrilfiadt in Mittel-
England niedergelaffen- hatte ein kleines Sprechzimmer zu zehn Shilling
die Woche.

R i d g e o n:

Und haben Ihr Glück gemacht?

S c h u ß m a c h e r:

Na jax es geht mir gänz gut. Ich habej ein Haus in Hertfordfhire
außer unferer Stadtwohnung.

R i d g e o n:

Ich wünjchtß ihr reichen Kerle lehrtet mia» wie man Geld macht. '

S c h u ß m a c h e r:

Aber dafiir haben Sie doch einen Ruf!

R i d g e o n:

Der Teufel hole meinen Ruf! Ein Einkommen brauche ich. Ich bei-fie
vor Neid- wenn ich eure Automobile und eure Landhäufer [ehe - ihr
praktifchen Arzte- ihr! Worin befieht nur euer" Geheimnis?

S ä) u ß m a c h e r:

Ohh mein Geheimnis war einfach genug,, obgleich ich wohl Unannehm-
lichkeiten gehabt hätte- wenn es die allgemeine Aufmerkfamkeit erregt
haben würde. Ich fürchtex Sie halten es für ziemlich unwürdig.

R i d g e o n:

Ohh ich habe ein weites Herz. Worin befand das Geheimnis?

S c h u h m a c h e r:

Oh,, nur in zwei Worten.

RidgeonF

„Gratisbehandlung ausgefchloffen'ß nicht wahr?

S c h u ß m a c h e r

(erichrocken): Reim nein. Wahrhaftig nicht!

Ridgeon

(fich entlichuldigend): Natürlich nicht. Ich habe nur geflherzt,

S c h u h m a c h e r:

Meine zwei Worte lauteten einfach: „Erfolg garantiert“.

R i d g e o n

(bewundern d): „Erfolg garantiert“!

S .h u ß m a c h e r:

Garantiert. Das ifi es doch [Gließliclx was ein jeder von einem Arzt ver-
langtx nicht wahr?

II

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Ridgeon:

Mein lieber Loony) das war eine Eingebung. Stand das am Schild?

Schubmacher:

Es gab kein Schild) nur ein rotes Ladenfenster mit schwarzen Buchstaben: Doktor Leo Schuhmacher D. d. g, H. Konsultation und Arzneimittel Sirpence: Erfolg garantiert.

Ridgeon:

Und die Garantie erwies sich in zehn Fällen neunmal richtig) was?

Schubmacher:

(etwas verläßt über die so geringe Schussung): Oh) viel öfter. Die meisten Menschen werden schließlich gefunden, wenn sie vorsichtig sind und man ihnen einen vernünftigen Rat gibt. Und das Mittel hat den Leuten wirklich gut getan - Parrish' Somatofe - Phosphate) wissen Sie.

Ein Eßlöffel voll auf einen halben Liter Wasser. Es gibt nichts Besseres) was auch der Fall sei) um den es sich handelt.

Ridgeon:

Redpenny) notieren Sie: Parrish' Somatofe.

Schubmacher:

Ich selbst nehme das Mittel) wenn ich mich elend fühle. Guten Morgen.

Mein Besuch war Ihnen doch nicht unangenehm) nicht? Ich wollte nur gratulieren.

Ridgeon:

Ich bin entzückt) mein lieber Loony. Frühstücken Sie nächsten Sonnabend mit mir. Holen Sie mich mit Ihrem Automobil ab und fahren Sie mich dann nach Hertford.

Schubmacher:

Mit dem größten Vergnügen. Ich danke Ihnen. Auf Wiedersehen.

(Er geht mit Ridgeon) der gleich zurückkommt. hinaus.)

Redpenny:

Der alte Paddy Cullen war hier) bevor Sie kamen. Er wollte der Erfolge) der Ihnen gratulierte.

Ridgeon:

Wahrhaftig? Wer hat Ihnen erlaubt von Sir Patrick Cullen per alter Paddy Cullen zu sprechen) Sie junger Grobian?

Redpenny:

Sie nennen ihn ja selbst nie anders.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

iii i d g e o n:

Nimt jeßt) wo ich Sir Colenfo bin. Das Nachfie wird fein) daß Ihre Kollegen mich den alten Colly Nidgeon nennen werden.

R e d p e n n y:

Das tun wir ohnedies im Sankt Anna Spital.

R i d g e o n:

Ich fag's ja! Das ifi es) was den Studenten der Medizin zu dem widerlichfien Produkt der modernen Zivilifation macht - er kennt keine Verehrung - nein) nein) nein.

Emmy

(an der Tür anmeldend): Sir Patrick Cullen. (Sie zieht sich zurück).

Sir Patrick Cullen ifi um mehr als zwanzig Jahre alter als Ridgeon) noch nicht ganz am Ende feiner Tage) aber nahe daran und resigniert. Sein Name) fein geraderF rechtlicher, manchmal ziemlich trockener VerftandF feine breite Statut) der Mangel all jener wunderlichen Momente von zeremonieller Unterwürfigkeit) durch die ein alter englifcher Arzt manchmal aufzeigt) wie es in feiner Jugend um feinen Stand in England befielt war) und eine gelegentliche Redewendung, das alles ifi "ii-hi aber er hat all fein Lebtage in England gelebt und ifi vollfiandig akklimatifiert. Seine Art Ridgeon gegeniiber) den er gerne mag) ift wunderbar und vilterlich zugleich; andern gegeniiber ifi er ein wenig mürrifch und abweifend, bereit) ein mehr oder weniger ausdrucksvolles Grunzen an Stelle artikulierten Sprechens zu feßen) und in feinem Alter nicht mehr gelaunt, fich gefellfchaftlich noch groß anzufirengen. Cr fchüttelt Ridgeon die Hand und blinzelt ihm kameradfchaftlich und luftig zu.)

S i r P a t r i c k:

Nun) junger Freund. Ift Ihnen Ihr Hut jeßt zu eng) was?

R i d g e o n:

Viel zu eng. Ihnen verdanke ich alles.

S i r P a t r i c k:

Ach was) Unfinn) mein Junge. Immerhin) fchönen Dank. (Er feht fich in einen der Armfiilhle in die Nähe des Kamins. Ridgeon feßt fich aufs Sofa): Ich bin gekommen) um mit Ihnen ein wenig zu plaudern. (Zu Redpenny): Iunger Mann: Verfchwinden Sie.

N e d p e n n y:

Sogleich) Herr. (Cr rafft feine Papiere zufammen und geht nach der Tür).

S 1' r P a t r i c k:

Ich danke Ihnen. Das ifi ein guter Burfche. (Redpenny verfchwindet.) Sie laffen fich von mir alles gefallen) diefe Burfchen) weil ich ein alter

Mann binx ein wirklich alter Mannz nicht wie Sie. Sie tun nur [o und geben [ich den Anfchein des Alters. Haben Sie jemals einen Knaben beobachten der [einen Schnurrbart pflegte? Nunz ein Arzt in mittleren Iahrem der [einen Graukopf pflegt- bietet ungefähr dasfelbe Schaufpiel.

R i d g e o n:

Du lieber Goth ja: Es [cheint mir [o. Und ich dachtez die Tage meiner Eitelkeit [eien vorüber! Sagen Sie mirz in welchem Alter hört ein Menfch aufz ein Narr zu fein?

S i r P a t r i c k:

Erinnern Sie [ich an den Franzofen- der [eine Großmutter gefragt hay in welchem Alter uns die Ver-[uchungen der Liebe nichts mehr anhaben . können? Die alte Frau erwidertq daß [ie das nicht wüßte. (Ridgeon lacht). Rum ich gebe Ihnen dieselbe Antwort, Aber die Welt fangt anz für mich [ehr intere[[ant zu werdenx Eolly.

Ridgeon:

Sie haben Ihr Intereffe für die Wi[[en[chaft beibehaltenz nicht wahr?

S i r P a t r i c k:

Gott. ja. Die moderne Wiffenfchaft ifi eine wundervolle Sache. Betrachten Sie nur einmal Ihre große Entdeckung! Betrachten Sie alle großen Entdeckungen! Wohin führen fie? Nunp [chnurtracks zurück zu den Gedanken und Entdeckungen meines armen alten Vaters. Er ift jeßt über vierzig Iahre tot. Ohz das ifi [ehr intereffant,

Ridgeon:

Es gibt aber doch nichts über den Fortfchritß nicht wahr?

S i r P a t r i c k:

Mißverftehen Sie mich nichtz mein Freund. Ich will Ihre Entdeckung nicht herabbeßen. Die meifien Entdeckungen werden regelmäßig alle fünfzehn Iahre gemacht; und [eit die Ihrige zum leßten Mal gemacht worden iftz [ind volle hundertfunzig verfirichen. Darauf können Sie [iolz [ein. Aber Ihre Entdeckung ifi nicht neu. Es ifi nur die Impfungx nichts weiter. Mein Vater hat Impfungen vorgenommenz bis [ie um das Iahr 1840 herum als verbrecherifch angefehen wurden. Das hat dem alten Mann das Herz gebrochenz Eolly: er ifi daran gefiorben. Und jeßt [tellt [ich heraus,, daß mein Vater eigentlich ganz recht hatte. Sie haben uns zur Impfung zurückgeführt.

R i d g e o n:

Ich verftehe nichts von Blattern. Mein Fach ifi Tuberkulofez Typhus und die Peft. Aber natürlich das Prinzip der Impfung ift dasfelbe.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

S i r P a t r i c k:

Tuberkulose? M - m - m - m! Sie haben ein Mittel gegen
Schwindfucht entdeckt?

R i d g e o n:

Ich glaube.

S i r P a t r i c k:

Jah das ist sehr interessant. Wie sagt doch Brownings alter Kardinal'
„Ich habe vierundzwanzig Führer der Revolution gekannt“. Nun ich
habe dreißig Ärzte gekannt die ein Mittel gegen die Schwindfucht entdeckt
haben. Warum sterben also die Leute noch immer daran Colly? Aus
Niedertracht wahrscheinlich. Ich entfinne mich des alten Freundes
meines Vaters George Boddington aus Sutton-Coldfield. Der hat
im Jahre 1840 die Freiluftkur entdeckt, Er ging daran zugrunde und
verlor seine Praxis- bloß weil er die Fenster öffnete; und heute möchten
wir einem schwindfuchtigen Patienten am liebsten kaum ein Dach über
seinem Kopfe lassen. Das alles ist sehr interessant für einen alten
Mann,

R i d g e o n:

Sie alter Zyniker- Sie glauben nicht so viel an meine Entdeckung. (Schnippt
mit dem Finger.)

S i r P a t r i c k:

Nein- nein- ich gehe nicht so weit- Colly. Aber immerhin erinnern Sie
sich an Jane Mar-fh?

R i d g e o n:

Jane Mar-fh? Nein.

S i r P a t r i c k:

Sie erinnern sich ihrer nicht?

N i d g e o n:

Nein. *

S i r P a t r i c k:

Sie wollen behaupten- daß Sie sich nicht an das Weib mit dem tuber-
kulösen Gefchwür am Arm erinnern?

Ridgeon

(es fällt ihm plötzlich ein): Oh- die Tochter Ihrer Walfrau? Hieß
sie Jane Mar-fh? Das hab' ich vergessen.

S i r P a t r i c k:

Vielleicht haben Sie auch vergessen daß Sie sie mit Kochs Tuberkulin
impfen wollten?

15

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Ridgeon:

Und fiatt zu heilen) faulte ihr der Arm direkt ab. Ia) ich erinnere mia).
Arme Jane! Immerhin) fie lebt jeßt ganz gut von diefem Arm) laßt
ihn nämlich in medicinifchen Vorlefungen befichtigen.

S i r P a t r i c k:

Das haben Sie aber doch nicht eigentlich bezweckt) nicht?

Ridgeon:

Ich ließ cs eben darauf ankommen.

Sir P a t r i c k:

Sie meinen) Jane ließ es darauf ankommen.

Nidgeon:

Na, der Patient muß es doch immer darauf ankommen laffem wenn
ein Experiment nötig ift. Und ohne folche Erperimente können wir
nichts entdecken,

S i r P a t r i c k:

Was haben Sie im Fall Jane entdeckt?

Ridgeon:

Ich entdeckte) daß die Impfung) die heilen follte) manchmal tötet.

S i r P a t r i c k:

Das hätte ich Ihnen fchon vorher fagen können. Ich felbfi habe diefe
modernen Impfungen ein wenig verfucht. Ich habe Menfchen damit
getötet und Menfchen damit geheilt; aber ich habe es aufgegeben) weil
ich niemals imfiande war) zu fagen) ob ich töten oder heilen wurde.

R i d g e o n:

(nimmt eine Flugfchrift aus einer Schreibtiichlade und überreicht
fie ihm): Lefen Sie das) fobald Sie mal eine Stunde Zeit haben z und
Sie werden herausfinden) warum Sie das niemals wußten.

S i r P a t r i c k:

(brummt und tappt futhend nach feinen Augengläfern): Ach) was foll
ich mit euern Flugfchriften anfangen? Was fchaut dabei heraus? (Er
blickt in die Flugichrift.) Opfonin? Was zum Teufel ifi Opfonin?

R i d g e o n:

Opfonin ifi der Stoff) mit dem die Krankheitskeime verfeßt werden
mi'iffeny damit fie von den weißen Blutkörperchen verzehrt werden.
(Cr feßt fich wieder auf das Sofa.)

S i r P a t r i c k:

Das ift nicht neu. Ich habe die Lehre von den weißen Blutkörperchen

*2

ndbildnis

. Paris.

Zuge

1836

f

niiers.

Jahr

[__l- _l'u

Zinn Effay v. Ernī

Schur.

Der Text am Set: idenneg Bernard Shaw

,3_ -

:li i d g e o n:

lind fm- zu hellem :La-lie ihr der Arm direkt ab. Zeh ich erinnere :it-th.

Arme Zune! Immer-.zug fie lebt jeh. ganz gut von diefem Armz [aß-

ihn nämlich in medizinifchen Lit-*lefnngen befirhtigen.

S i r P a t r i c i:

Das tieren Sie aber d-*ch nicht eig-11W) bezweckt nicht?

R i d g e o n:

*Ich ließ esef-.n darauf anime. nen.

S- i r P a t r i a:

Sie weinen. *Jane lie-zi es darauf anfemmen.

R i d g c o n:

Ita, der Painter muß es doch i1:.mcr darauf ankommen li-ffmz wenn

ein Experiment nötig ifi. Und ohne folche Experimente können wir

reichte emdecken.

'S i r P a t r i c i!:

Was haben Sie im Fall Jane entdeckt?

Ridgeon:

Ich cmd-any daß die* ImpfungF die heilen folltez manchmal tötet,

S i r P a t r i c i:

?Nas hatte in* Ihnen fmon vi-rber fagen können. Ich felbf habe diefe

modernen Impfungen ein wenig verfucht. Ich habe Menfchen damit

getöte- '.nd Menfchen dimit geheilt; aber ich habe eo aufgegebenz *1! eil

ich niemals imfiande warz zu jagenz ob ich toten oder heilen wurde,

Ridgeon

(nini*ni eine Flugfcbrift aus eine-r Schreibtifchlade und übernicht

fie .i- .- * 'LK-fen Sie t--et2 fobald Sie r-al eine Stunde Zeit haben; und

Sie werten herausfindem warum Sie das niemals wußten.

(' i r P a t r i f

(brummt und fährt '--Hend nach [einen Augenglafem): Achz was fnll

ich mit enern Fl.: q7ea':';...n anfangen? Was fchaut cabei heraus? 1**:

one: in die Fit-aiäirift,) Oploxiin? Was zum Teufel ifi Opfonin?

...i Z d g e o n:

Öpfonin ifi der Stoffz mit dem die Krankheitsk-.ime verfeßt wexren

waffen- ramit fie von den weißen Blutkörperchen verzehrt werden.

4"". ich' [ich wieder auf das Sofa.)

6;:: Patric!:

T. ß ni "ii-tn neu. In, habe die Lehre von den weißen Blutidrperhen

x7.

Ä-
r

C or ot : Ingendbildnis
Daumiers. 1836 ? Paris.
..-
P
Zum Effay v. ErnfiSchur.

:ii-(lileaxfxp
0-- in:
xUMU/ZKZW?
0x: æœ*
x c4(.WWW

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

[chon einmal vernommen - 'wie hieß er nur? Metfchnikoffx richtig der nennt [ie -

R i d g e o n:

Phagocythen.

S i r P a t r i c k:

Ahz Phagocythenz jaz ja- ja. Nimh ih habe von der Theorie- daß die Phagocythen die Krankheitskeime ausrottenX [chon vor lahren gehört- lange bevor fie allgemein bekannt wurde. Übrigens tun [ie das auh niht in allen Fällen.

R i d g e o n:

Iawohlp das tun [ie,, wenn man [ie mit Opfonin verfetzt.

S i r P a t r i c k:

Humbug.

R i d g e o n:

Nein: es ift kein Humbug. Worauf es in der Praxis ankommtx das* ift folgendes: Die Phagocythen freffen die Mikroben niht,, wenn man diefe zu dem Zweck niht vorher hübfh fett gemaht hat. Nun- der Patient bereitet das Fett zwar ganz von [elbft- aber meine Entdeckung befieht darinz daß die Zubereitung diefes Fettes,, das ich Opfonin nenne- durh den Blutkreislauf beforgt werde. Die Natur ij immer rhythmifh wiffen Siez und der Impferz der regt nur den Blutkreislauf [ozu[agen an. Wenn wir Iane Marfh in dem Augenblick geimpft hätten- da ihre Fettbereitung in der Aufnahme begriffen war) würden wir ihren Arm geheilt haben. Aber wir kamen gerade im entgegengefehten Zufiand der Abnahme: darum verlor [ie den Arm. Ih nenne die progreffive Phafe Aufnahme und die negative Phafe Abnahme. Alles hängt davon ab- daß man im rihtigen Augenblick impfe. Impfen Siey während [ih der Patient in der negativen Phafe befindet -- und Sie töten ihn: impfen 'Siez während der Patient [ih in der pofitiven Phafe befindet - und Sie heilen ihn.

S i r P a t r i c k:

Und bittex wie wiffen Sie dennz ob der Patient [ih in der pofitiven oder in der negativen Phafe befindet?

R i d g e o n:

Schi>en Sie einen Blutstropfen Ihres Patienten ins Sankt-Anna-Laboratoriumz und in fünfzehn Minuten werde ih Ihnen [einen Opfonin-gehalt in Zahlen angeben. Ifk die rihtige Zahl vorhanden- dann bringt

Der Arzt am Scheideweg ___ Bernard Shaw

die Impfung Genefung: (für sie nicht vorhanden) dann bringt sie den Tod. Das ist meine Entdeckung: Die wichtigste seit Hawes's Entdeckung des Blutkreislaufs. Meine tuberkulösen Patienten sterben jetzt nicht mehr.

Sir Patrick:

Und meine sterben) wenn mein Impfstoff sie in der negativen Phase erwirkt) wie Sie es nennen. Nicht?

Ridgeon:

Zuverlässig. Einem Patienten einen Impfstoff einprägen) ohne zuvor seinen Opfungsgrad festzustellen) das heißt im Morden fortgehen) als ein achtbarer praktischer Arzt überhaupt gehen kann. Wenn ich einen Menschen zu töten beabsichtigte) wurde ich es auf diese Weise tun.

Emmy

(ins Zimmer lugend): Wollen Sie eine Dame empfangen) die ihren lungenkranken Gatten geheilt haben möchte?

Ridgeon

(ungeduldig): Nein. Habe ich Ihnen nicht gesagt,, daß ich niemand zu empfangen wünsche? (Zu Sir Patrick.) Ich lebe in einem Belagerungsstand) seit es bekannt wurde) daß ich ein Zauberer bin und Schwindfückige mit einem Tropfen Serum heilen kann. (811 Emmy.) Stören Sie mich nicht noch einmal wegen Patienten) die keine Sprechstunden vereinbart haben. Ich sage Ihnen) daß ich niemanden zu empfangen kann.

Emmy:

Nun) ich werde ihr sagen,, daß sie ein wenig warten soll.

Ridgeon

(wild): Sie werden ihr sagen) daß ich sie nicht empfangen kann) und sie wegchicken: verstanden?

Emmy

(unbewegt): Nun) wollen Sie Doktor Eutler Walpole empfangen?

Er will nicht behandelt werden: er will Ihnen nur gratulieren.

Ridgeon:

Selbstverständlich. Lassen Sie ihn eintreten. (Sie wendet sich) um und will gehen.) Warten Sie. (Zu Sir Patrick.) Ich möchte Sie noch zwei Minuten allein sprechen. (Zu Emmy.) Emmy) bitten Sie Herrn Doktor Walpole nur zwei Minuten zu warten) während ich eine Konsultation beende.

Emmy:

Oh) er wird gerne warten. Er plaudert mit der armen Dame. (Sie geht hinaus.)

L8

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Sir P a t r i c k:

Nun, was gibt's?

R i d g e o n:

Lachen Sie mich nicht aus. Ich wüßte Ihren Rat.

S i r P a t r i c k:

Einen medizinischen Rat?

R i d g e o n:

Ja. Es ist etwas mit mir nicht in Ordnung. Ich weiß nicht, was es ist.

S i r P a t r i c k :

Ich auch nicht. Sie haben sich doch unterfucht?

R i d g e o n:

Ja, natürlich. Mit den Organen ist nichts, wenigstens nichts Besonderes.

Aber ich habe einen fonderbaren Schmerz: ich weiß nicht wo.

ich kann ihn nicht lokalisieren. Manchmal glaube ich, daß es mein Herz

ist, manchmal verdächtige ich mein Rückenmark. Es schmerzt mich nicht

gerade wirklich, aber es macht mich ganz Unruhig. Ich fühle,

daß irgend etwas geschehen wird. Und dann finden noch andere Symptome

vorhanden. Bruchstücke von Melodien kommen mir in den Sinn, die

mir sehr hübsch vorkommen, obgleich sie absolut Gemeinplätze sind.

S i r P a t r i c k :

Hören Sie Stimmen?

N i d g e o n:

Nein.

S i r P a t r i c k:

Das freut mich. Wenn meine Patienten mir erzählen, daß sie eine

größere Entdeckung als Harvey gemacht haben und Stimmen hören,

dann sperre ich sie ein.

R i d g e o n:

Sie glauben, ich bin wahnsinnig? Gerade das hab' ich [auch

schon ein oder zweimal gedacht. Sagen Sie mir die Wahrheit, ich kann

sie ertragen.

S i r P a t r i c k:

Sind Sie sicher, daß Sie keine Stimmen hören?

R i d g e o n:

Ganz sicher.

S i r P a t r i c k:

Dann ist's nur 'n'bißchen Verrücktheit.

e* :9

Der Arzt am-Schgideweg Bernard Shaw

Ridgeon:

Haben Sie schon einmal einen ähnlichen Fall in Ihrer Praxis gehabt?

Sir Patrick:

Oh ja oft. Zwischen 17 und 22* kommt es sehr häufig vor, Manchmal kommt es um die Vierzig herum wieder. Bedenken Sie, daß Sie Lungengefäße finden. Es ist nichts Ernstes - wenn Sie vorsichtig finden.

Ridgeon:

Mit meinen Mahlzeiten - oder -?

Sir Patrick:

Nein mit Ihrem Betragen. Ihrem Rückenmark fehlt nichts; und Ihr Herz ist auch gesund; aber Ihr geistiger Menschenverstand ist leidend. Sie werden nicht sterben. aber Sie werden vielleicht einen Narren aus sich machen. Seien Sie also vorsichtig.

Ridgeon:

Ich sehe. Sie glauben nicht an meine Entdeckung. Manchmal glaube ich selber nicht daran. Ich danke Ihnen immerhin. Wollen wir Walpole eintreten lassen?

Sir Patrick:

Oh, lassen Sie ihn nur eintreten. (Ridgeon klingelt.) Er ist ein geschickter Operateur, dieser Walpole- obwohl er nur einer von euren Chloroformwundärzten ist. In meiner Jugend machte man kein Opfer zuerst betrunkener dann hielten es Diener und Studenten nieder; hierauf hieß es die Zähne zusammenbeißen und die Sache rasch beenden. Heutzutage arbeitet man gemütlich[und der Schmerz kommt erst nachher, wenn man kein Honorar eingefordert hat. Ich sage Ihnen. Eolly, das Chloroform hat sehr viel Unheil angerichtet. Es hat jeden Dummkopf befähigt Chirurg zu werden.

Ridgeon

(zu Emmy, die auf das Glockenzeichen* eingetreten ist): Lassen Sie Herrn Walpole eintreten.

Emmy:

Er plaudert mit der Dame.

Ridgeon

(außer sich): Habe ich Ihnen nicht gesagt - (Emmy geht ohne auf ihn zu achten hinaus. Er gibt sich drein und pflanzt sich resigniert mit dem Rücken gegen die Konsole auf).

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

S i r P a t r i c k:

Ich kenne Jhren Cutler Walpole und feinesgleichen. Die haben herausgefunden daß der Körper eines Menfchen voll von Reften alter Organe ift/ die ganz zwecklos find. Dank dem Chloroform:kann man ein halbes Dutzend herausfchneiden ohne den MenfchenZirgendwie zu fchadigenh von der Krankheit und den Goldfti'icken abgefehem' die der Spaß ihn koffer. Ich habe diefe Sorte vor fünfzehn Jahren gut-gekannt. Mein Vater pflegte den Patienten fiir fünfzig Pfund die Spitzen der Gaumenzapfchen zu amputieren und die Hälfte während eines ganzen Jahres täglich mit Aßkali zu pinfeln; koftete zwei Pfund pro Tag. Sein Schwager hat für zweihundert Guineen die Mandeln herausgefchnitten bis ergfich um den doppelten Betrag den Frauenleiden zugewendet hatte, Eutler felbfi hat angefirengt Anatomie:fiudierth um etwas Neues zu findem was man operieren könnte; und endlich hat er auch wirkliáz etwas erwifchy das er den Wurmfortfaß nennt,, den er in die: Mode gebracht hat. Die Leute bezahlen ihm zweitaufend: Pfund:fdafürh daß er ihn fherausfchneidet. Sie könnten fich ebenfogut dieLZHaare fchneiden laffen; aber ich glaubeh fie kommen fich nachher fehr wichtig vor. Man kann jetzt zu keinem:Diner mehr gehenx ohne daß fich ein Tifchnachbar der einen oder der andern nußlofen Operation rühmt, Emmy

(meldend): Doktor Cutler Walpole. (Sie geht ab.)

Cutler Walpole ift ein energifcher/ zugreifender Mann von vierzig Jahren. Er hat rein gezeichnetef fehr entfchloffene und fhmmetrifche Züge, die eine kurze,, vorfpringendeh hübfche Nafe und drei hübfch gerundete Eäenf die fein Kinn und feine Kiefer bildenf umrahmen, Mit den zart gebrochenen Zügen Ridgeons nnd den etwas altersverwitterten Sir Patricks oerglichenh fieht fein Geficht wie von einer Mafchine hergefielt und geglättet aus; aber feine lühnen prüfenden Augen geben ihm Leben und Kraft. Er fcheint niemals inVerlegenheit- niemals im Zweifel; man fühlt- daß er felbfi einen Irrtum gründlich und entfchloffen beginge. Er hat hübfchq gut gepflegte Händef kurze Arme und ifi mehr fiat! und gedrungh als groß. Er ift elegant getleideth trägt eine gemiiferte Weiler eine fchöne farbige Krawatte, die dura) einen hübfchen Ring gehalten wirdh Breloques an feiner Uhrlettm Gamaſchen über den Stiefeln und hat etwas vom wohlhabenden Sportsman an fich. Cr geht fchnurfiraets auf Ridgeon los und fchüttelt ihm die Hand.

W;alpole:

Mein lieber Ridgeonz die herzlichfienh allerherzlichften Glückwi'infche!

Sie verdienen es.

(Id

Der Arzt am Scheideweg- Bernard Shaw

R i d g e o n:

Ich danke Ihnen.

W a l p o l e:

Als Mensch wohlverstanden. Sie verdienen es als Mensch. Das
Opfer ist einfach wertlos) was Ihnen jeder fähige Chirurg beweisen
kann; aber wir sind alle entzückt) daß man Ihre persönlichen Eigen-
schaften öffentlich anerkannt. Sir Patrick) wie geht es Ihnen? Ich
habe Ihnen neulich eine Broich'sire zugeschickt über eine kleine Erfindung)
die ich gemacht habe - eine neue Säge - für die Schulterblätter.

S i r P a t r i c k

(innend): Ja) ich habe sie erhalten. Es ist eine gute Säge) ein nützliches
handliches Werkzeug.

W a l p o l e

(vertraulich): Ich wußte) daß Sie ihre Vorzüge herausfinden
würden.

S i r P a t r i c k:

Ja: ich erinnere mich, diese Säge vor 65 Jahren gesehen zu haben.

W a l p o l e:

Was!? wo?

S i r P a t r i c k:

Damals war sie das Werkzeug eines Kunstfischlers.

W a l p o l e:

Was fällt Ihnen ein! Unfinn! Eines Kunstfischlers!

R i d g e o n:

Lassen Sie ihn doch) Walpole. Er ist eiferfüchtig.

W a l p o l e:

Apropos) ich hoffe) daß ich Sie nicht in irgend einer Privatangelegenheit
finde.

R i d g e o n:

Nein) nein. Nehmen Sie Platz. Ich habe ihn nur konsultiert. Ich bin
ein bißchen aus dem Geleise. Überanregung wahrscheinlich.

W a l p o l e

(rasch): Ich weiß) was Ihnen fehlt, Ich kann es an Ihrem Aussehen
erkennen: ich kann es an Ihrem Händedruck fühlen.

N i d g e o n:

Was denn?

W a l p o l e:

Blutvergiftung.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Ridgeon:

Blutvergiftung! Unmöglich.

Walpole:

Ich frage Ihnen) Blutvergiftung. 95 Prozent aller Menschen leiden an chronischer Blutvergiftung und sterben daran. Das ist so einfach wie das ABE. Ihr Wurmfortsatz ist voller Verwesungsstoff unverdauter Nahrung und ranzigen Ptomaine. Ich bitte Sie) meinen Rat zu befolgen) Ridgeon. Lassen Sie sich das Zeug von mir heraus schneiden. Sie werden nach der Operation ein ganz anderer Mensch werden.

Sir Patrick:

Mögen Sie ihn denn nicht) wie er ist?

Walpole:

Nein. Nein) ich kann niemanden leiden) der keine gesunde Blutzirkulation hat. Ich frage Ihnen nur foviell: in einem intelligent regierten Lande wurde man den Leuten nicht geftattet) mit solchen Dingen herumzugehen und sich zum Herd der Ansteckung zu machen! Die Operation sollte obligatorisch sein: sie ist zehnmal wichtiger als die Impfung.

Sir Patrick:

haben Sie sich Ihren eigenen Wurmfortsatz auch entfernen lassen) wenn ich fragen darf?

Walpole

(triumphierend): Ich habe keinen. Sehen Sie mich an! Ich weise keinerlei Symptome auf. Ich bin so gesund wie eine Glocke. Ungefähr fünf Prozent der Bevölkerung haben keinen; und ich bin unter diesen fünf Prozent. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Sie kennen doch Frau Jack Foljambe - die elegante Frau Foljambe? Ich habe zu Ostern ihre Schwägerin) Lady Corran) operiert und fand) daß sie den fiarkigen Wurmfortsatz hatte) den ich jemals gesehen habe. Er faßte ungefähr zwei Unzen Nauminhalt. Nun-Frau Foljambe konnte es nicht ertragen. daß ihre Schwägerin eine faubere) gesunde Frau und sie nichts als ein getimchtes Grab sein sollte. Sie befand darauf) daß ich sie gleichfalls operierte. Und bei Gott) sie hatte gar keinen Wurmfortsatz. Nicht die Spur! Nicht einmal einen Rückfand! Ich war so befürchtet - so erstaunt) daß ich die Schwämmchen * herauszunehmen vergaß und innen mitvernähte) bis sie die Wärterin vermißte. Irgendwie bewies ich) daß die Dame einen außerordentlich großen Wurmfortsatz gehabt hatte. (Er feßt sich aufs Sofa) fenkt seine Schultern) schnell die Hände aus seinen Manschetten hervor und fiemmt sie in die Seiten.)

Der Arzt am ?Weg _
Bernard Shaw

t-

Emmy

(hereinlugend): Doktor Ralph Bloomfield Bennington.

(Eine lange und erwartungsvolle Pause folgt die[er Ankündigung.

Alle [ehen nach der Tür; aber der Erwartete erfcheint nicht.)

Ridgeon

(endlich): Wo ift er?

Emmy

(nach rückwärts blickend): Donnerwetter. Ih dahte,, er folgt mir. Er

ift draußen geblieben- [priht noch mit der Dame.

Ridgeon

(aufbraufend): Ich habe Ihnen doh befohlenp diefer Dame zu [agen -

(Emmy verfchwindet.)

Walpole

(wieder auf[pringend): Rihtig- Ridgeon- gutz daß ih mih erinnere.

Ih habe mit dem armen Ding gefprohen. Es handelt [ih um ihren

Mann z und [ie glaubt- daß es Schwindfucht [ei - die ublihe

falfhe Diagnose: diefen verdammten praktifhen Ärzten [ollte verboten

werden,, einen Patienten zu berühren- außer in Gegenwart eines beauf-

[ihtigenden Spezialiften. Die Frau hat mir [eine Symptome

be[chriebenx der Fall ift [onnenklar: bdfe Blutvergiftung, Sie

ifi allerdings unbemittelt und kann [ih's niht leifteny ihn operieren

zu laffen. Aber [chicken Sie ihn nur zu mir. Ih will es umfonfi tun.

Es ifi Platz für ihn in meiner Klinik. Ih werde ihm auf die Beine helfen

und ihn aufpappeln und [ie glücklich machen. Ih mahe Menfhen

gern 'glücklich (Er geht an den Stuhl neben dem Fenfter.)

Emmy

(hereinlugend): Da ifi er.

SirRalphBloomfield Bennington [chwebtin dasZimmer.

Er ifi ein großer Mannf mit einem Kopf, wie ein großes [chlankes

Ei, Seiner-zeit war auch der ganze Mann [chlank; aber jetzt in

[einem [echften Jahrzehnt hat [ih [eine Wefte etwas gefüllt. Seine

blonden Augenbrauen [ißen gutmütig und unkritiäch. Er hat eine

äußerft mufikalifche Stimme; [eine Sprache ift ein ununterbrochener

Ge[ang- und er wird ihres Klanges nie müde. Eine ungeheure

Selbfzufriedenbeit [irahlt von ihm aus. Er wirkt [chon duch

die bloße Abwefenheit einer Krankheit oder Angft davor erfreulich

und beruhigend. Seine willkommene Perfönlichkeit trägt dazu bei.

Kranke gefund zu machen. Selbf gebrochene Beine [ollen beim .Klange

[einer Stimme wieder :ganz _geworden [ein: er ifi der geborene Arzt

N

und von eigentlicher Behandlung und Gefchitklichkeit ebenfo unab-
hängig wie nur irgend ein chriftlicher Gelehrter. Wenn er mit
feiner Beredfamkeit oder mit irgend einer wiffenfchaftlichen
Darfiellung lolZlegt ift er ebenfo energifch wie Walpole; aber es ifi eine
fa)meichlerif>)e) voluminöfe) naturgewaltmäßige Energie, mit der er feinen
Gegenfiand und feine Zuhörerfchaft einhfllt und die jede Unterbrechung
oder Unaufmerkfamkeit unmöglich macht und allen) mit Ausnahme der
fiärkfien Geifier. Verehrung und Gläubigkeit aufz wingt. In der me dizinifchen
Welt ifi er als V. V. bekannt; und der Neid. den der Erfolg feiner Praxis
hervorgerufen hat. wird durch die Überzeugung befänftigt) daß er vom
wiffenfchaftlichen Standpunkt aus ein ungeheurer Schwindler ift. was
tatsächlich heißen folk, daß er genau fo viel oder genau fo wenig ver-
fieht. wie feine Zeitgenoffen.

B. B.:

Ah! Sir Eolenfo. Sir Eolenfo) ah? Willkommen int Orden der
Ritterfchaft.

Ridgeon

(ihm die Hand fchilttelnd): Ich danke Ihnen) B. B.

B. B.:

Sieh da) Sir Patrick! Und wie geht es uns heute? Ein bißchen er-
kältet? Ein bißchen fteif? Aber fonfi gefund und noch immer der klügfi
von uns allen. (Sir Patria brummt.) Oh) Walpole! Wo nichts ift)
hat der Kaifer das Recht verloren) was?

W a l p o l e:

Was foll das heißen?

B. B.:

Haben Sie die entzückende Opernfängerin vergeffen) die ich Ihnen
fchickte) damit Sie ihr die Schwellung an den Stimmbändern entfernten?

W a l p o l e

(auffpringend): Großer Gott) Menfch) Sie wollen doch nicht etwa
fagen,, daß Sie fie wegen einer .halsoperation zu mir gefchickt haben!

B. B.

(fchelmifch): Aha! Aha! Aha! (Ihm mit dem Finger drohend): Sie
haben ihr den Wurmfortfaß entfernt. Die Macht der Gewohnheit.
Schadet nichts - machen Sie fich nichts daraus. Sie hat die Stimme
nachher wiedererlangt und halt Sie für den größten) lebenden Opera-
teur; und das find Sie) das find Sie; das find Sie.

W a l p o l e

(mit tragifchem Geflüfier fehr ernfi): Blutvergiftung! Ia) fa) fBlut-
vergiftung. (Ek lebt [ich wieder).

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Sir Patrick:

Und wie befindet sich eine gewisse vornehme Familie bei Ihrer Behandlung, Sir Ralph?

B. B.:

Unser Freund Ridgeon wird sich freuen zu hören, daß ich eine Operationbehandlung an dem kleinen Prinzen Heinrich mit durchschlagendem Erfolg versucht habe.

Ridgeon

(beürzt und ängstlich): Aber wie -

B. B.

(forrfahrend): Meine Diagnose lautete auf Typhus: der Knabe des Obergärtners war daran erkrankt) und ich sprach deshalb eines Tages im Sankt-Anna-Spital vor und erhielt eine Tube von Ihrem vortrefflichen Serum.

Sie selbst waren leider nicht zugegen.

Ridgeon:

Ich hoffe, man hat Ihnen alles sorgfältig auseinandergesetzt -

B. B.

(diese absurde Zumutung zurückweisend): Warum nicht giltz mein Lieben, ich brauche gar keine Auseinandersetzungen. Meine Frau wartete draußen im Wagen, ich hatte also keine Zeit, mich in meinem Fach von Ihren Studenten unterrichten zu lassen. Ich weiß damit ganz genau Befcheid. Ich habe diese Antitoxine vom ersten Tag ihrer Entdeckung an benutzt.

Ridgeon:

Aber die Serums sind gefährlich, wenn man sie nicht im richtigen Augenblick anwendet.

B. B.:

Selbstverständlich sind sie das. Jedes Mittel ist gefährlich, außer wenn man es im richtigen Augenblick anwendet. Ein Apfel zum Frühstück bekommt dem Patienten; ein Apfel zum Abendessen macht ihn für eine Woche krank. Es gibt nur zwei Regeln für Antitoxine. Erstens darf man sich vor ihnen nicht fürchten: zweitens gebe man sie dreimal täglich eine Viertelfunde vor den Mahlzeiten ein. (Ridgeon ist befüßt.) Ihr Mittel hat an dem kleinen Prinzen Wunder gewirkt. Seine Temperatur fiel; ich legte ihn sofort ins Bett und in einer Woche war er wieder gesund und ist nun für sein ganzes Leben vollkommen immun gegen Typhus. Die glückliche Familie war in ihrer Dankbarkeit geradezu rührend; aber ich sagte Ihnen allein sei zu danken) Ridgeon;

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg
und ich freue mich, daß das Resultat Ihre Erhebung in den Ritter-
stand ist.

R i d g e o n:

Ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet. (Überwältigt feßt er [ich in den
Sessel in der Nähe des Sofas.)

B. B.:

Oh, nicht doch, nicht doch! Es ist nur Ihr Verdienst. Geben Sie
sich nicht Ihren Gefühlen hin.

R i d g e o n:

Es ist nichts. Ich war nur ein wenig schwindlig. Überarbeitung, denk' ich.

W a l p o l e:

Blutvergiftung.

B. B.:

Überarbeitung? So etwas gibt es gar nicht. Ich leide die Arbeit von
zehn Menschen. Bin ich schwindlig? Nein, nein, Wenn Sie sich nicht
wohl fühlen, dann haben Sie ein Leiden. Es mag ein geringfügiges
sein; aber es ist ein Leiden. Und worin besteht dieses Leiden? In einem
Bazillus, der sich im Blute vervielfältigt. Und worin besteht die Heilung?
In der Entdeckung und Vernichtung des Bazillus.

S i r P a t r i c k:

Wenn da aber nun gar kein Bazillus ist?

B. B.:

Unmöglich. Sir Patrick; es gibt keine andere Krankheitsursache.

Sir Patrick:

Können Sie mir den Überarbeitungsbazillus nachweisen?

B. B.:

Nein, aber warum nicht? Weil der Bazillus, selbst wenn er vorhanden,
unsichtbar ist, mein lieber Sir Patrick. Diese Bazillen sind durchsichtige
Körper, farblos wie Glas, wie Wasser. Um sie sichtbar zu machen,
muß man sie färben. Nun, mein lieber Paddy, einige von den Dingen
wollen sich um keinen Preis färben lassen. Die Ignoranten behaupten
zwar, es gäbe gar keine Bazillen; aber (beweistrautig) wie könnte es dann
eine Krankheit geben? Unglücklicherweise (er beklagt tief die Hartnäckig-
keit der Bazillen) nehmen die Bazillen weder Eosin, noch Methylen,
noch Genzianviolett an, nein, gar keinen Farbstoff. Infolgedessen können
wir die Bazillen nicht sehen, obgleich wir als Männer der Wissenschaft
wissen, daß sie vorhanden sind. Können Sie vielleicht nachweisen, daß sie
nicht vorhanden sind? Können Sie sich eine Krankheit ohne Bazillus

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

vorfällen? Können Sie mir zum Beispiel einen Fall von Diphtheritis ohne Bazillus zeigen?

Sir Patrick:

Nein. Aber ich will Ihnen denselben Bazillus ohne die Krankheit zeigen

- in Ihrem eigenen Hals.

B. B.:

Nein/ nicht denselben Sir Patrick. Es ist ein ganz anderer Bazillus; nur sehen die beiden einander unglücklicherweise so ähnlich daß man den Unterschied nicht bemerken kann. Mein lieber Sir Patrick ein jedes dieser kleinen interessanten Geschöpfe hat einen Nachahmer. Genau so wie Menschen einander nachahmen tun das auch die Bazillen. Daher gibt es einen echten Diphtheritis-Bazillus, den Loeffler entdeckt hat und einen Pseudobazillus/ der genau so aussieht den Sieh wie Sie fagen in meinem Hals entdecken können.

Sir Patrick:

Und wie unterscheiden Sie den echten vom falschen?

B. B.:

Num ganz einfach: wenn der Bazillus der echte Loeffler ist haben Sie Diphtheritis und wenn es der Pseudobazillus ist fühlen Sie sich wohl. Nichts ist einfacher. Die Wissenschaft ist immer einfach und immer tief, Nur die halben Wahrheiten sind gefährlich. Unwissende Theoretiker greifen einige oberflächliche Erfahrungen mit Bazillen heraus schreiben darüber in den Zeitungen und versuchen die Wissenschaft zu diskreditieren. Sie führen viele ehrenwerte und würdige Menschen irre. Aber die Wissenschaft hat für solche Leute eine in jeder Hinsicht vollendete Antwort:

„Gefährlich ist's ein wenig nur zu lernen:

Genieß' den Kelch zur Neige oder meid' ihn.“

Ich will damit Ihre Generation nicht herabsetzen Sir Patrick: viele von Euch alten Praktikern haben Wunder gewirkt/ durch ihren bloßen fachmännischen Blick und ihre klinische Erfahrung; aber wenn ich bedenke daß der Durchschnittsarzt Ihrer Zeit unwissend draufloschröpfte und schnitt und purgierte und die Patienten mit den Bazillen feiner Kleider und feiner Instrumente infizierte und wenn ich das alles mit der wissenschaftlichen Sicherheit und Einfachheit meiner Behandlungsweise bei dem kleinen Prinzen neulich vergleiche,, dann kann ich nicht umhin auf meine eigene Generation stolz zu sein auf jene Männer die in der Bazillentheorie erzogen wurden - die Veteranen des großen Kampfes für die Evolution in den fiebziger Jahren. - Wir mögen unsere Fehler

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg
haben; aber wir find doch wenigfiens Männer der Wiffenfchaft! Das
ifi auch der Grund) warum ich Ihre Behandlung aufnehme und vor-
wärts bringe) mein lieber Ridgeon. Weil fie wiffenfchaftlich ifi. (Er
feßt fich in den Stuhl in die Nähe des Sofas.)

Emmy

(an der Tür meldend): Doktor Blenkinfop.

Doktor Blenkinfop ifi ein ganz anderer Mann. Er iii
offenbar kein erfolgreicher Menfch. Er ifi kraftlos und fchäbig.
wohlfeil ernährt und wohlfeil gekleidet. Er hat die Furchen zwifchen
den Augen. die das Gewiffen dahin gräbt) und andere Furchen,
die fortgefeßte Geldforgeren iiber fein ganzes Geficht gezogen haben,
diefie find um fo tiefer eingegraben) als er beffere Tage ge-
fehen hat. Er begrüßt feine wohlhabenden .Kollegen als deren Zeit-
und alter Spitalsgenoffe) obgleich er felbfi im Spital mit der Armut
und der Zurüafeßung der ärmeren Mittelklaffe zu kämpfen hat. Er hat
kurze, fchwarze Haare) ein rundliches Geficht. unausgeprägte Gefichts-
züge und Neigung zu einem Doppelkinn. zu Doppelwangen und felbfi
zu einer Doppelfirn. die infolge mangelhafter Ernährung nur bis auf
die Haut gegangen ifk.

R i d g e o n:

Guten Tag) Blenkinfop.

B l e n k i n f o p:

Ich komme. Ihnen meine ergebenften Glückwünfche auszufprechen.

Oh Gott) all die großen Matadore finde ich hier.

B. B.

(gönnerhaft. aber freundlich): Wie geht es Ihnen. Blenkinfop?

B l e n k i n f o p:

Und auä) Sir Patrick! (Sir Patrick brummt.)

R i d g e o n:

Sie kennen Walpole? natiirlich.

W a l p o l e:

Guten Tag.

B l e n k i n f o p:

Ich habe zum erfien Mal die Ehre. In meiner kleinen Praxis hat man
keineGelegenheit) großenMännern wielnnen zu begegnen. Ich kenne nie-
manden außer den alten Ärzten meiner Zeit vom Sankt-Anna-Spital.

(Zu Ridgeon): [Und Sie find alfo nun Sir Eolenfo? Wie fühlt
man fich dabei?]

R i d g e o n:

Zuerfi komifch. Nehmen Sie keine Notiz davon.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

B l e n k i n f o p:

Ich fchame mich gefiehn zu muffen) daß ich keine Ahnung habe) worin Ihre große Entdeckung befieht. Aber eingedenk der alten Zeiten gratuliere ich Ihnen nichtsdeftoweniger,

B. B.:

Wiefö kommt das? Sie waren doch einft wiffenfchaftlich fehr gebildet und über alles unterrichtet.

B l e n k i n f o p:

Oh) einfi bin ich gar mancherlei gewefen. Ich hatte zwei bis drei gute Anzüge und Flanellhemden) in denen ich des Sonntags rudern ging. Sehen Sie mich jetzt an: das ifi mein befier Staat und muß bis zu Weihnachten reichen. Was foll ich machen? Seit ich vor dreißig Jahren Doktor wurde) habe ich kein Buch mehr aufgechlagen. Zuerfi hatte ich die Gewohnheit) medizinifche Zeitfchriften zu lefen) aber Sie wiffen) wie bald man das aufgibt) außerdem kann ich mir gar keine leifien. Schließlich find es doch nur Gefchäftspapiere voller Reklamenotizen. Ich habe meine ganze Wiffenfchaft vergeffen. Das Gegenteil zu behaupten) ware zwecklos. Dagegen befiße ich eine große klinifche Erfahrung. Und Krankenbetterfahrung ifi doch die Hauptfache) nicht wahr?

B. B.:

Zweifellos) immer vorausgefetzt) daß Ihre Theorie gefund und wiffenfchaftlich ift und mit Ihren Beobachtungen am Krankenbett übereinfiimmt. Die Erfahrung allein tut es nicht. Wenn ich meinen Hund an das Krankenbett mitnehme) fieht er auch) was ich fehe. Aber er lernt daraus nichts. Warum? Weil er kein wiffenfchaftlich gebildeter Hund ift.

W a l p o l e:

Es beluift mich) die Ärzte und Praktiker in allem über klinifche Erfahrung fprechen zu hören. Was fehlt ihr am Krankenbett anders als das Außer-e des Patienten? Nun: äußerlich ifi nichts in Unordnung) ausgenommen vielleicht die Falle von Hautkrankheiten. Was not tut) das ifi die tägliche Vertrautheit mit dem Innern des Menfchen; und die kann man nur am Operationstifch erwerben. Ich weiß) was ich rede. Ich bin zwanzig Jahre lang Chirurg und Spezialifi gewefen und habe noch keinen einzigen praktifchen Arzt kennen gelernt) der eine richtige Diagnose gefiehlte hatte. Man lege diefen Herren einen ganz einfachen Fall vor) und fie fiellen die Diagnose auf Krebs) Arthritis und Appendizitis und jede andere denkbare itis,, während irgend ein beliebiger er-

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

fahrener Chirurg [ofort zu erkennen vermag; daß es [ih um einen ganz einfachen Fall von Blutvergiftung handelt.

B l e n k i n [o p:

Ihr Herren habt gut reden; aber was würden Sie zu meiner Praxis [agen?

Von den Arbeitervereinen abgefehen [ind alle meine Patienten Ange-

[iellte und kleine Ge[hclftsleute. Die dürfen niht krank fein; [ie können

[ich's niht leifien. Und wenn [ie zusammenbrehem was kann ih für

die armen Teufel tun? Sie können Ihre Patienten nach Sankt Moriz

oder nah Ägypten [chickem können ihnen empfehlen zu reiten oder Auto-

mobil zu fahren oder Ehampagner zu trinken; oder eine [ehsmonat-

lihe Luftveränderung und Ruhe anraten. Ih könnte meinen Patienten

ebenfogut eine Mondfheibe empfehlen. Das Schlimmfie bei alledem

ifi; ih bin felbf zu arm; um gefund zu bleiben; bei der Kofi; auf die

ih angewiefen bin. Ich habe eine elende Verdauung und [ehe *auch

danach aus. Wie kann ich da Vertrauen einflbßen? (Er [eßt [ich trofi-

los auf das Sofa.)

R i d g e o n

(unruhig): Halten Sie ein; Blenkinfop; das ift zu [chmerzlich. Z Es gibt

nihts Tragifcheres auf der Welt als ein kranker Arzt.

W a l p o l e:

Ia; bei Gott: er gleiht einem Kahlkdpfigen; der verfuhen wollte; ein

Haarwuhsmittel an den Mann zu bringen. Ih bin Gott [ei dank Ehrurg.

B. B.:

Ih bin niemals krank. Bin mein ganzes Leben noch niht einen Tag krank

gewefen. Das allein befähigt mih; mit meinen Patienten zu [ympathifizieren.

W a l p o l e

(intere[[iert): Was! Sie [ind niemals krank gewefen?

B. V.:

Nie.

W a l p o l e:

Das iii doh außerordentlih intereffant. Ih glaube; Sie haben keinen

Wurmfortfaß. Wenn Ihnen jemals etwas fehlen [ollte; würde ih Sie

[ehr gerne einmal unterfuchen.

B. B.:

Ich danke IhnenX mein Lieber; aber ih bin augenblicklich zu [ehr be-

[häftigt.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

R i d g e o n:

Ich will mich nie wieder beklagen. Als Sie eintraten/ Blenkinfop; erzählte ich Zden Herren eben; daß ich mich zufriedenen gearbeitet habe.

B l e n k i n f o p:

Es mag zwar anmaßend scheinen) einem großen Mann Ihresgleichen die Lebensweise vorschreiben zu wollen) aber ich habe immerhin viel Erfahrung; und wenn Sie's gestatten; möchte ich Ihnen täglich eine halbe Stunde vor dem Mittagessen ein Pfund reifer Pflaumen empfehlen.

Ich bin überzeugt) Sie würden sich dann wohler fühlen. Pflaumen sind jetzt sehr billig.

R i d g e o n:

Was fagen Sie dazu) B. B.?

B. B.

(ermutigend): Das ist sehr vernünftig; Blenkinfop. Es freut mich ungemein) daß auch Sie ein Gegner von Medikamenten sind. (Sir Patrick brummt.) (B. V. schelmisch): Aha! Haha! Wer bellt da am Kamin?

Ist wohl der Protest der alten Schule; die ihre Medizinen verteidigt?

Ah; glauben Sie mir) Paddy) die Welt wäre gesünder; wenn jede Apotheke in England zerstört wurde. Sehen Sie sich einmal die Zeitungen an. Sie sind voller skandalöser Anzeigen *von patentierten Medizinen voll.

Es gibt ein gewaltiges kommerzielles System der Quackalberei und Gifte. Nun; und wer ist schuld daran? Wir - ich sage Ihnen: wir.

Wir gehen mit dem Beispiel voran. Wir haben den Aberglauben verbreitet. Wir haben die Menschen gelehrt; an Medizinflaschen zu glauben) und nun kaufen sie sie beim Drogisten) Statt den Arzt zu konsultieren.

W a l p o l e:

Ist sehr richtig. Ich habe seit fünfzehn Jahren keine Medizin verschrieben.

B. B.:

Chemikalien können höchstens Symptome zurückdrängen; sie können das Übel nicht mit der Wurzel ausrotten. Das richtige Heilmittel für alle Krankheiten ist die Natur. Glauben Sie mir) Sir Patrick: Natur und Wissenschaft gehen Hand in Hand; obgleich man Sie etwas anderes gelehrt hat. Die Natur hat in den weißen Blutkörperchen - den Phagocyten) wie man sie nennt-ein natürliches Heilmittel geschaffen) alle Krankheitskeime zu verzehren und zu vertilgen. Schließlich gibt es für alle Krankheiten überhaupt nur eine echt wissenschaftliche Behandlung) und die besteht darin) die Bildung der weißen Blutkörperchen anzuregen. Die Bildung der Phagocyten anzuregen, Medizin ist ein Wahn! Man trachte

â€œ,1 O" Ko'. 'K
-x._'u
. 1
**
" "ÃŸ-1*...-

Gudricre Neffen..
Beata Benni:
F.,
(18(ZZ. Tate Gallery)

"_._. W,--

den Krankheitserreger zu finden; bereite aus ihm ein bekömmliches Antitoxin; das injiziere man täglich dreimal; eine Viertelfunde vor den Mahlzeiten; und was ist das Ergebnis? Die Bildung der Phagocyten wird angeregt; sie verschlingen die Krankheit; und der Patient wird gesund) falls das Leiden natürlich nicht schon zu weit vorgefahritten ist. Das; mein' ich) ist die Quintessenz der Entdeckung Ridgeons.

Sir Patrick

(verträumt): So wahr ich das sage) mir ist als hörte ich meinen alten Vater wieder.

B. B.

(erhebt sich erstaunt): Ihr Vater! Aber mein lieber Sir Patrick; Ihr Vater muß doch älter als Sie gewesen sein.

Sir Patrick:

Beinahe Wort für Wort hat er gesagt; was Sie sagen. Fort mit den Chemikalien! Die Hauptsache ist die Impfung!

B. B.:

Impfung! Meinen Sie die Blatternimpfung?

Sir Patrick:

Ja. Im vertraulichen Familienkreise pflegte mein Vater zu erklären) daß er an die Nützlichkeit der Blatternimpfung nicht nur gegen die Blattern sondern gegen alle Fiebererkrankungen glaube.

B. B.

(läuft höchst interessiert und erregt auf Ridgeon zu): Was! Ridgeon; haben Sie das gehört? (Wendet sich zu Sir Patrick): Sir Patrick) ich bin durch das) was Sie eben erzählt haben; sehr ergriffen; als ich sagen kann, Ihr Vater ist meiner eigenen Entdeckung zuvorgekommen. Ich hatte nie genügend freie Zeit; sie auszuarbeiten; aber ich biete sie Ihnen an, lieber Ridgeon) vervollständigen Sie sie. Hören Sie zu) Walpole) Blenkinsop: merken Sie einen Augenblick auf. Das Folgende wird euch alle ungemein interessieren. Ein Zufall hat mich auf die richtige Fährte geführt. Ich hatte neulich im Spital einen Typhusfall und daneben einen Fall von Starrkrampf. Bett an Bett: ein Kirchendiener und ein Stadtmillionär. Stellt euch nur einmal vor) was das für die armen Teufel bedeutete! Wo soll ein typhuskranker Kirchendiener seine Würde hernehmen? Wie soll ein Stadtmillionär beredt sein) wenn er an einem Kinnbackenkrampf leidet? Kann er nicht! Na; ich nehme also etwas von Ridgeons Typhusantitoxin und eine Tube Muldoles Starrkrampferum. Aber in einem feiner Paroxysmen schrneißt der

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Miffionür alle meine Mittel vom Tifh herunter; und als ih fie wieder an Ort und Stelle zurückbringe; verwechfele ih die Plaße und ftelle_Ridgeons Tube an den Plaß von Muldoleys Serum. Die Folge davon war; daß ih den Typhusfall mit dem Starrkrampfmittel behandelte und den Starrkrampf mit dem Typhusferum. (Die Ärzte fehen einander beftürzt an. B. B. lächelt triumphierend): Nun; fie find genesen. Sie f in d g e n e f e n. Mit Ausnahme eines Anflugs von Veitstanz ifi der Miffionär heute [o wohl wie je; und der Kirchendiener ifi zehnmal gefünder; als er es je zuvor gewefen ift. Das hat mir natürlich zu denken gegeben. Ih fragte mih; warum farb der Miffionär nicht an Typhus infolge des Starrkrampfmittels und der Kirchendiener nicht infolge des Typhusferums? Da liegt ein Problem für Sie; Ridgeon. Denken Sie darüber nach; Sir Patrick. Überlegen Sie. Blenkinfop. Betrachten Sie die Sahe ohne Vorurteil; Walpole. Worin befieht die wirkliche Arbeit des Antitorins? Einfah in der Anregung der Phagocyten. Sehr gut. Aber [olange man die Bildung der weißen Blutkörperchen anregt; ift es eben einerlei; was für ein befonderes Serum man für diefen Zweck anwendet, Haha! Nun? Merken Sie? Haben Sie's erfaßt? Von diefem Augenblick an habe ih alle möglichen Serumarten abfolut unterfchiedslos mit durhaus zufriedenftellenden Refultaten benützt. Ih habe den kleinen Prinzen mit Ihrem Stoff geimpft; Ridgeon; weil ih Ihnen Gelegenheit geben wollte; [ih auszuzeichnen; aber ich hab' [han vor zwei Jahren das Experiment gemacht; einen Sharlahfall mit dem Tollwutferum aus dem Inftitut Pafieur zu behandeln; und es ging großartig. Es hat die Bildung der weißen Blutkörperchen in hohem Grade angeregt; und die Phagocyten haben das übrige getan. Das ift der Grund; warum der Vater Sir Patricks der Anficht war; daß die Impfung alle Fieber heile. Sie hat die Bildung der weißen Blutkörperchen angeregt.

Emmy

(hereinlugend): Herr Doktor Walpole; Ihr Automobil ift vorgefahren; Sir Patricks Pferde fheuen davor; kommen Sie rafh herunter.

W a l p o l e

(fich erhebend): Adieu; Ridgeon.

R i d g e o n:

Adieu. Und vielen Dank.

B. B.:

Ifi Ihnen mein Standpunkt klar; Walpole?

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Emmy:

Er kann nicht warten) Sir Ralph. Die Pferde rennen in den Hof rein; wenn er nicht kommt.

Walpole:

Ich komme schon. (Zu B. B.); Ihr Standpunkt ist ganz falsch; Phagocyten sind Unfinn; das alles sind Fälle von Blutvergiftung; und das wirkliche Heilmittel ist das Messer. 'Tag; 'Tag,, Sir Paddy. Hat mich sehr gefreut; Doktor Blenkinsop. Kommen Sie; Emmy. (Er geht hinaus; Emmy folgt ihm.)

B. B.

(traurig): Walpole hat keinen Verstand. Weiter nichts als ein Chirurg.

Ein wundervoller Operateur; aber was heißt schließlich operieren?

Bloße Handarbeit) weiter nichts. Das Gehirn - das Gehirn bleibt Herr der Situation. Der Wurmfortsatz ist der größte Unfinn; es gibt gar kein solches Organ. Er ist nichts als die belanglose Verdickung einer Membrane; die vielleicht bei zweieinhalb Prozent der Bevölkerung vorkommt. Ich freue mich selbstverständlich um Walpoles willen) daß die Operation modern ist; denn er ist ein netter guter Kerl; und schließlich schadet die Operation) wie ich's den Leuten immer sage; ja auch gar nichts: wirklich; die nervöse Erfrühterung und die vierzehntägige Bettruhe tut den Leuten nach einer anstrengenden Londoner „Season“ sehr gut; aber ein greulicher Schwindel ist die Sache immerhin. Aber ich muß mich jetzt trollen. Leben Sie wohl)

Paddy. (Sir Patrick brummt): Guten Morgen) guten Morgen. Guten Morgen; mein lieber Blenkinsop; guten Morgen! Guten Morgen; Ridgeon. Machen Sie sich keine Sorge um Ihre Gesundheit. Sie wissen; was Sie zu tun haben: wenn Ihre Leber träge ist) nehmen Sie ein wenig Quecksilber; das schadet nie. Wenn Sie sich unruhig fühlen; versuchen Sie's mit Brom. Wenn das nicht hilft) ein kleines Anregungsmittel: ein bißchen Phosphor und Strychnin. Wenn Sie nicht schlafen können; Trional; Trional; Trion -

Sir Patrick

(trocken): Natürlich keine Medikamente; Eol(y; vergeffen Sie das nicht.

B. B.

(fehlend): Ganz gewiß nicht. Ganz richtig; Sir Patrick. Als gelegentlichen Notbehelf mag man derlei selbstverständlich gebrauchen; aber als Behandlung? - Nein. Nein. Meiden Sie auf jeden Fall die Apotheke.

'37

Der Arzt am Scheidewegz Bernard Shaw

Ridgeon

(ihn zur Türe begleitend); Das will ich. Und fchönen Dank für meine Adelung. Leben Sie wohl.

B. B.

(an der Türe): Richtig) wer ift Ihr Patient) der draußen wartet?

R i d g e o n:

Wen meinen Sie?

B. B.:

Eine reizende Frau. Gatte lungenkrank.

R i d g e o n:

Ift fie noch immer da?

Emmy

(hereinblickend): Machen Sie; Sir Ralph; Ihre Frau wartet im Wagen.

B. B.

(plößlich ernüchtert): Oh! Leben Sie wohl. (Er geht rafch hinaus.)

R i d g e o n;

Emmy: iii die Perfon noch immer da? Dann fagen Sie ihr ein für alle

Mal: ich kann und will fie nicht empfangen.

E m m y:

Oh) die hat keine Eile; fie kehrt fich nicht daran; wie lange fie warten muß. (Sie geht hinaus.)

B l e n k i n f o p:

Ich muß auch fort: jede halbe Stunde) die ich von meiner Arbeit fern- bleibe) kofiet mich achtzehn Pence. Adieu.

R i d g e o n:

Kommen Sie doch irgend einen Tag diefer Woche zum Frühftück.

B l e n k i n f o p:

Das kann iah mir nicht leifien) lieber Junge; es würde mich eine Woche lang meine eigenen Mahlzeiten kofien. Ich danke Ihnen aber von Herzen.

N i d g e o n:

Kann ich nichts für Sie tun?

B l e n k i n f o p:

Nun2 wenn Sie einen alten Frack übrig haben - was Sie einen alten nennen; das ware nämlich fur mich ein neuer; fo denken Sie an mich) fobald Sie wieder einmal Ihre Garderobe ausmuffern. Leben Sie wohl.“;’ (Cr eilt hinaus.)

Ridgeon

(ihm nachgehend): Armer Teufel! (Sich an Sir Patrick wendend):

38

ge'] = 'root'; HT.params['size'] = '100'; HT.params['orient'] = '0'; HT.params.download_progress_base = '/cache/progress'; HT.params.RecordURL = 'http://catalog.hathitrust.org/Record/007918991';

**Nord und Süd. 1908:4. - Full View |
HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital
Library**

[Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item.](#)

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

☒ Full-text ☐ Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

☒ Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:4.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States. Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

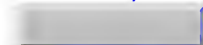
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2013-10-18 07:43 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 2](#)
- [Section 2 - 47](#)
- [Section 3 - 108](#)
- [Section 4 - 254](#)
- [Section 5 - 335](#)
- [Section 6 - 361](#)
- [Index - 546](#)

Search in this volume

Search in this text

Der Arzt am Scheidewegz Bernard Shaw

Ridgeon
(ihn zur Türe begleitend); Das will ich. Und fchönen Dank für meine

Adelung. Leben Sie wohl.

B. B.

(an der Tür): Richtig) wer ift Ihr Patient) der draußen wartet?

R i d g e o n:

Wen meinen Sie?

B. B.:

Eine reizende Frau. Gatte lungenkrank.

R i d g e o n:

Ift fie noch immer da?

Emmy

(hereinblickend): Machen Sie; Sir Ralph; Ihre Frau wartet im Wagen.

B. B.

(plötzlich ernüchtert): Oh! Leben Sie wohl. (Er geht rafch hinaus.)

R i d g e o n;

Emmy: iii die Perfon noch immer da? Dann fagen Sie ihr ein für alle

Mal: ich kann und will fie nicht empfangen.

E m m y:

Oh) die hat keine Eile; fie kehrt fich nicht daran; wie lange fie warten muß. (Sie geht hinaus.)

B l e n k i n f o p:

Ich muß auch fort: jede halbe Stunde) die ich von meiner Arbeit fern- bleibe) kofiet mich achtzehn Pence. Adieu.

R i d g e o n:

Kommen Sie doch irgend einen Tag diefer Woche zum Frühftück.

B l e n k i n f o p:

Das kann iah mir nicht leifien) lieber Junge; es würde mich eine Woche lang meine eigenen Mahlzeiten kofien. Ich danke Ihnen aber von Herzen.

N i d g e o n:

Kann ich nichts für Sie tun?

B l e n k i n f o p:

Nun2 wenn Sie einen alten Frack übrig haben - was Sie einen alten nennen; das ware nämlich fur mich ein neuer; fo denken Sie an mich) fobald Sie wieder einmal Ihre Garderobe ausmuffern. Leben Sie wohl.“;’ (Cr eilt hinaus.)

Ridgeon

(ihm nachgehend): Armer Teufel! (Sich an Sir Patrick wendend):

38

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

So. das ist der Grund. warum man mich geädelt hat! Und das ist der Beruf des Arztes!

Sir Patrick:

Und ein sehr guter Beruf noch dazu. mein Lieber. Wenn Sie über die Unwissenheit und den Aberglauben unserer Patienten meine Erfahrungen haben werden. dürfen Sie glauben. daß wir noch so viel taugen.

Ridgeon:

Wir gehören keinem Beruf an. fordern einer Verchwörung.

Sir Patrick:

Alle Berufe sind Verchwörungen gegen die Laien. Und nicht jeder kann ein Genie sein. wie Sie. Krank werden kann jeder Tor. aber ein guter Arzt werden - das kann nicht jeder; folglich gibt es noch immer zu wenig gute Ärzte. Und bei alledem. Eolly: B. B. macht weniger Menschen tot. als Sie.

Ridgeon:

Oh. das ist sehr gut möglich. Aber er sollte den Unterschied zwischen einer Impfung und einem Antidotin wahrhaftig kennen. Die Bildung der weißen Blutkörperchen anregen! Die Impfung geht die weißen Blutkörperchen überhaupt nichts an. Das ist von A bis Z unrichtig. hoffnungslos gefährlich unrichtig. Ihm eine Serumentube in die Hand geben. das ist Mord - einfach Mord.

Emmy

(zurückkehrend) Nun. Sir Patrick? Wie lange sollen die Pferde noch im Zug zieh'n?

Sir Patrick:

Was geht das Sie an. Sie altes Scheufal?

Emmy:

Na. immer fachte: lassen Sie Ihren Zorn nicht an mir aus. Eolly muß nun auch an die Arbeit.

Ridgeon:

Benehmen Sie sich anständig. Emmy. Gehen Sie hinaus.

Emmy:

Oh. ich habe mich schon anständig benommen. bevor ich es Ihnen beigebracht habe. Ich weiß. was 'n Arzt ist: fassen zusammen und klonen einer über den anderen. fassen sich mit ihren armen Patienten zu befassen. Und ich weiß auch. was Pferde sind. Sir Patrick. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen. Seien Sie gut und kommen Sie.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Sir Pa trick

(sich erhebend): Es ist gut. es ist gut, Adieu Colly. (Er klopft Ridgeon auf die Schulter und geht hinaus; er hält einen Augenblick inne. betrachtet Emmy nachdenklich und fagt mit großer Überzeugung): Sie sind wirklich ein alter häßlicher Teufel. Das ist bombastischer.

Emmy

(schreit ihm außer sich entgegen): Sie sind auch keine Schönheit. (Sehr aufgeregt zu Ridgeon): Die haben keine Manieren: die glauben daß sie mir sagen können was sie wollen, und sie hegen Sie noch auf. Jawohl. Ich werde diesen Menschen schon meine Meinung sagen. Nun. wie sieht's aus werden Sie das arme Ding empfangen oder nicht?

Ridgeon:

Ich sage Ihnen zum fünfzigsten Mal daß ich niemanden empfangen. Schicken Sie sie fort.

Emmy:

Oh ich habe es fast mir sagen zu lassen daß ich sie fortzuschicken soll. Was hat sie davon?

Ridgeon:

Soll ich erft. werden. Emmy?

Emmy

(schmeichelnd): Kommen Sie. sprechen Sie sie nur eine Minute lang mir zu Liebe: seien Sie gut. Sie hat mir drei Shillinge gegeben. Sie glaubt daß für ihren Mann Leben und Tod davon abhängt. ob Sie sie empfangen.

Ridgeon:

Schäßt das Leben ihres Mannes auf drei Shillinge!

Emmy:

Mehr kann sie wohl nicht aufbringen. Andere finden daß drei Shillinge nichts sind gerade genug um eine Auskunft zu erhalten die nichtsnußigen Weiber! Übrigens wird Sie diese da draußen für den ganzen Tag in gute Stimmung bringen weil es eine gute Tat ist. sie anzuhören; sie gehört zu der Sorte die Sie mögen.

Ridgeon:

Nun sie ist nicht gar so schlecht daran. Für drei Shillinge hatte sie eine Konsultation mit Eutler Walpole und Sir Ralph Bloomfield Benington. Das allein ist schon sechs Pfund wert. Blenkinsop hat sie wohl auch konsultiert; das sind weitere achtzehn Pence.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Emmy:

Und Sie werden Sie mir zuliebe empfangen. nicht wahr?

Ridgeon:

Oh! Schicken Sie Sie herein und gehen Sie zum Teufel. (Emmy trabt befriedigt hinaus. Ridgeon ruft): Redpenny.

Redpenny

(erscheint auf der Türschwelle): Was soll ich?

Ridgeon:

Ich bin im Begriff, einen Patienten zu untersuchen. Wenn er in fünf Minuten nicht fort sein sollte, kommen Sie und fragen Sie mich, daß ich dringend auf der Klinik verlangt werde. Verstehen Sie: er braucht einen Wink mit dem Zaunpfahl!

Redpenny:

Abgemacht. (Er verschwindet). (Ridgeon geht an den Spiegel und richtet seine Krawatte ein wenig zurecht.)

Emmy

(anmeldend): Frau Dubedat.

Die Dame tritt ein. Emmy geht hinaus und schließt die Tür, Ridgeon, der eine undurchdringliche und abweisende Berufsmiene aufgesetzt hat, wendet sich an die Dame und lädt sie mit einer Handbewegung ein, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Er geht zu dem Stuhl, der in der Nähe steht, aber sitzt sich zu setzen, bleibt er, mit den Händen auf die Lehne gelehnt, hinter ihr stehen.

Frau Dubedat ist eine anziehende junge Dame. Sie hat etwas von der Grazie und der Romantik eines wilden Gefühls, dabei aber viel von der Eleganz und Würde einer schönen Dame. Ridgeon, auf den Frauen Schönheit sehr großen Eindruck macht, ist instinktiv sofort auf Abwehr bedacht, und seine Haltung wird noch kälter. Er hat ungefähr den Eindruck, daß die Dame sehr gut gekleidet ist. Aber ihrer Figur folgend jedes Kleid gut; sie trägt sich mit der ungekünstelten Vornehmheit einer Frau, die nie im Leben zweifelnd und ängstlich über ihre soziale Stellung nachgedacht hat, ein Nachdenken, wie es das Gewissen des Mittelalters quält. Sie ist groß, schlank und stark; hat dunkles Haar, das so geflochten ist, daß es auch wie Haar aussieht und nicht wie ein Vogelnest oder eine Hanswurfperticke (die Mode pendelt gerade zurzeit zwischen eben diesen beiden Idealen hin und her); sie hat auffallend schmale, feine, dunkel bewimperte Augen, die den ganzen Eindruck, den sie macht, merkwürdig verändern. Sobald sie erregt ist und die Augen weit aufreißt. Sie ist leise rechthaberisch in ihrer Art zu sprechen, rasch in ihren Bewegungen und befindet sich augenblicklich in tödlicher Aufregung. Sie trägt eine Mappe.

4L

Der Arzt am Sheideweg Bernard Shaw

F r a u D u b e d a t

(in leife eindringlichem Ton): Herr Profeffor -

Ridgeon

(kurz): Einen Augenblick. Ih möhte Ihnen fofort) ehe Sie beginnen, fagen; daß ich Ihnen niht helfen kann. Ih habe die Hände voll zu tun. Ih habe Ihnen diefen Befheid duch meine alte Dienerin zukommen laffen. Sie wollten fich mit diefer Antwort niht zufrieden geben.

Frau Dubedat:

Wie könnte ih?

R i d g e o n;

Sie haben fie befiohen.

Frau Dubedat:

Ich -

R i d g e o n:

Das macht nichts. Sie hat es mir abgebettelh daß ich Sie empfangen.

Nun müffen Sie mir aber glauben) daß ih mit dem befien Willen keinen neuen Fall mehr übernehmen kann.

Frau Dubedat:

Herr Profeffor) Sie müffen meinen Mann retten. Sie müffen. Wenn ih Ihnen die Gründe auseinanderfeße) werden Sie begreifen) daß Sie müffen. Es ift kein gewöhnlicher Fall - mit keinem andern zu vergleichen. Er ift ganz anders als andere Leute. Oh; glauben Sie mir) wahrhaftig*:niht. Ih kann es Ihnen beweifen. Ich (in ihre Mappe greifend) habe etwas mitgebracht und muß es Ihnen zeigen. Sie können ihn retten: die Zeitungen fagem daß Sie es können.

R i d g e o n:

Woran leidet er - Tuberkulofe?

Frau Dubedat:

Ia. Seine linke Lunge -

R i d g e o n:

Es ift gut. Sie brauchen mir dariiber nichts mehr zu fagen.

Frau Dubedat:

Sie kön n:en, ihn heilen) wenn Sie nur wollen. Es ift doh wahr; daß Sie:das können; oder niht? (Kummervoll): Oh) antworten Sie mir) ich bitte Sie darum.

R i d g e o n

(warnend): Sie werden doh ruhig bleiben und fih beherrfhen) niht wahr?

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Frau Dubedat:

Ia. Verzeihen Sie. Ich weiß; ih [ollte niht - (wieder zurückfallend):
Oh bitte; fagen Sie mir; daß Sie ihn retten kb n n e n ; dann wird
alles gut.

R i d g e o n:

Ich bin kein Wunderdoktor; wenn Sie Kuren wünfchem müffen Sie
zu Leuten gehen; die welhe verkaufen. Aber ih habe auf der Klinik
zehn tuberkulbfe Patienten; deren Leben ih; wie ich glaube; zu retten
vermag.

Frau Dubedat:

Gott [ei Dank!

R i d g e o n:

Einen Augenblick. Verfuchen Sie [ih vorzufiellen; jene zehn Patienten
[eien zehn fhiffbrühige Menfhen auf einem treibenden Floß; das
eben groß genug ift; ihnen Rettung zu verbürgen; aber keinesfalls noh
einen mehr tragen könnte. Da tauht [eitwärts noch ein Kopf
aus den Wellen empor und bittet um Aufnahme. Er befhwbrt den
Kapitän des Wracks; ihn zu retten, Aber der Kapitän kann den neuen
Ankömmling nur aufnehmen; wenn er [ih entfchließt; einen von den zehn
aus der Barke ins Meer zu fioßen und dem Tode preiszugeben. Das
ift es; was Sie von mir verlangen.

Frau Dubedat:

Wie kann das mbglih fein? Das verfiehe ih niht. Es gibt doh fiher -

R i d g e o n:

Sie müffen mir das auf mein Wort glauben. Mein Affiftenh mein
ganzes Perfonal und ih [elbfh wir arbeiten mit Hohdruck. Wir tun
unfer Außersies. Die Behandlung ifi neu. Sie erfordert_ Zeit; Mittel
und Gefhicklichkeit; und es reiht augenblicklich für keinen weitem Fall.
Unfere zehn Patienten [ind Auserwählte! Sie begreifen doh; was ih
unter auserwählt verfiehe.

Frau Dubedat:

Auserwählt. Nein: das begreife ih niht -

Ridgeon

(fireng): Sie müff en das begreifen. Sie [ind gezwungen zu begreifen
und [ih damit abzufinden. Bei jedem einzelnen diefer zehn Fälle mußte
ih niht nur berücksfichtigen; ob der Betreffende gerettet werden konnte;
fondern auh ob er gerettet zu werden verdiente. Ih mußte zehn von
fünfzig wählen; und die übrigen vierzig zum Tode verurteilen. Unter

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

diefen gab es welche; die junge Frauen und unmitndige Kinder hatten. Wenn die Schwere ihrer Erkrankung fie hätte retten können; wären fie zehnmal gerettet worden. Ich zweifle nicht) daß die Erkrankung Ihres Gatten ein fchwerer Fall ift. Ich kann die Tränen in Ihren Augen fehen; (fie trocknet hafkig ihre Augen) ich weiß; daß Sie mich mit einem Strom von Bitten überfluten; fobald ich zu fprechen aufhöre; aber es ift zwecklos. Sie miiffen fich an einen andern Arzt wenden.

Frau Dubedat:

Können Sie mir denn den Namen eines Arztes nennen; der Ihr Geheimnis kennt?

Ridgeon:

Ich habe kein Geheimnis: ich bin kein Quackfalber.

Frau Dubedat:

Verzeihen Sie: ich wollte nichts Unpaffendes fagen. Ich weiß nicht; wie ich mit Ihnen fprechen foll. Oh bitte; feien Sie nicht beleidigt.

R i d g e o n '

(ein wenig befchiimt): Na; fchon gut, (Er gibt ein wenig nach und feßt fich). Übrigens fpreche ich Unfinn: ich bin ja eigentlich doch ein Quackfalber) ein ganz fähiger Quackfalber. Aber meine Entdeckung ift nicht patentiert.

Frau Dubedat:

Dann kann alfo jeder Arzt meinen Mann gefund machen? Dh) warum tut es keiner? Ich habe es mit fo vielen verfucht: ich habe fo viel Geld geopfert. Wenn Sie mir nur den Namen eines Arztes angeben wollten.

R i d g e o n :

Jeder Menfch in diefer Straße ift ein Arzt. Aber von mir und den paar Leuten abgefehen; die ich im Sankt-Anna-Spital unterrichte) gibt es noch niemanden; der die Opfoninbehandlung richtig anzuwenden verfiande. Wir find jedoch vollauf befchäftigt: ich bedaure fehr; aber das ift alles; was ich Ihnen fagen kann. (Sich erhebend): Guten Morgen.

F r a u D u b e d a t

(verzweifelt nimmt fie plötzlich einige Skizzen aus der Mappe): Herr Profeffor; fehen Sie fich das an. Sie verftehen etwas von Bildern: Sie haben in Ihrem Wartezimmer felbft fehr gute. Sehen Sie fich das an. Das hat er gemacht.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Ridgen:

Es hat gar keinen Zweck, daß ich Sie ansehe. (Er sieht Sie trotzdem an);

Oho! (Er geht mit einem Bild ans Fenster und findet es): Ja, das ist das Richtige, ja, ja. (Er sieht sich noch eines an und wendet sich der Dame wieder zu): Das sind sehr gute Bilder, aber noch nicht ganz fertig, nicht wahr?

Frau Dubedat:

Er wird so rasch müde. Aber Sie sehen, daß er ein Genie ist, nicht wahr?

Sie erkennen, daß er es verdiente, gerettet zu werden. Oh, Herr Professor, ich habe ihn geheiratet, um ihm zu helfen hochzukommen: ich war reich genug, ihm über die ersten schweren Jahre hinwegzuhelfen - ihm zu ermöglichen, seiner Eingebung zu gehorchen, bis sein Genie erkannt wurde. Ich bin ihm auch als Modell nützlich gewesen: seine Bilder von mir fanden raschen Absatz.

Ridgen:

haben Sie eines?

Frau Dubedat:

(zieht ein anderes Blatt aus der Mappe): Nur dieses da. Es ist ein kleines.

Ridgen:

Das ist wundervoll! Warum heißt es Jennifer?

Frau Dubedat:

Ich heiße Jennifer.

Ridgen:

Ein seltsamer Name.

Frau Dubedat:

Nicht in Cornwall. Ich bin aus Cornwall. Jennifer heißt hierzulande Ginevra.

Ridgen:

(wiederholt den Namen mit einer gewissen Freude an feinem Klang, ein gefährliches Zeichen): Ginevra - Jennifer. (Das Bild betrachtend.) Das ist ein wunderbares Bild. Entschuldigen Sie; aber darf ich fragen, ob es verkäuflich ist? Ich möchte es kaufen.

Frau Dubedat:

Oh, nehmen Sie es. Das Bild ist mein Eigentum. Er hat es mir geschenkt. Nehmen Sie alle Bilder. Nehmen Sie, was Sie wollen, verlangen Sie, was Sie wollen; aber retten Sie ihn. Sie können es. Sie werden es. Sie müßten es!

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Redpenny

(kommt mit allen Anzeichen dringender Eile herein): Man hat eben von der Klinik telephonierte. Sie sollen augenblicklich kommen - ein Patient ringt mit dem Tode. Der Wagen wartet. .

Ridgeon

(unduldfam): Ach. Unfinn: gehen Sie. Was fällt Ihnen ein. mich so zu stören?

Redpenny:

Aber --

Ridgeon:

Still! Sehen Sie nicht. daß ich beschäftigt bin? _ Fort. (Redpenny verschwindet verblüfft.) ..ii:-

Frau Dubedat *

(sich erhebend): Herr Professor. nur einen Augenblick noch. ehe Sie gehen -

Ridgeon:

Nehmen Sie Platz. Es hat nichts zu bedeuten.

Frau Dubedat:

Aber der Patient. Er sagte. daß er im Sterben liegt.

Ridgeon:

Oh. jetzt ist er schon tot. Macht nichts. Lassen Sie sich nicht stören. Nehmen Sie Platz.

Frau Dubedat

(setzt sich und bricht zusammen): Oh. Ihnen ist an keinem Menschen etwas gelegen. Sie sehen täglich sterben.

Ridgeon

(sich beruhigend): Nicht doch: ich habe ihm befohlen. nach Ablauf von fünf Minuten hereinzukommen. Ich dachte. daß ich vielleicht könnte. Sie los zu werden.

Frau Dubedat

(starrt über diese Lili): Oh -!

Ridgeon

(fortfahrend): Beruhigen Sie sich! Sehen Sie nicht so entsetzt aus: es liegt niemand im Sterben.

Frau Dubedat:

Doch. mein Gatte.

Ridgeon:

Ach ja. Ihren Gatten hatte ich vergessen. (Sie rarrt ihn an: da er ihre

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Bewegung fieht, rafft er sich zusammen): Frau Dubedat: Sie verlangen von mir etwas sehr Ernftes.

Frau Dubedat:

. Ich bitte Sie das Leben eines großen Mannes zu retten.

R i d g e o n: -

Sie verlangen von mir daß ich feinetwegen einen andern tbte; denn sobald ich einen neuen Patienten aufnehme werde ich einen alten wieder der üblichen Behandlung zuführen müffen. Davor fhrecke ich nicht zurück.

Ich habe das schon einmal tun müffen und will es wieder tun wenn Sie mich überzeugen können daß ein Leben wertvoller ist als das wertlofe Leben das ich jetzt zu retten im Begriffe bin. Aber Sie müffen mich davon zuvor überzeugen.

Frau Dubedat:

Er hat diese Bilder geschaffen; und dies find bei weitem nicht seine besten - bei weitem nicht seine besten; aber die besten habe ich nicht mitgebracht die gefallen so wenigen. Er ist dreiundzwanzig Jahre alt; ein ganzes Leben liegt vor ihm. Wollen Sie mir nicht erlauben. ihn zu Ihnen zu bringen; wollen Sie nicht mit ihm sprechen? Wollen Sie sich nicht selbst überzeugen?

R i d g e o n:

Fühlt er sich wohl genug/ um in Richmond im Starrefiaurant zu speisen?

Frau Dubedat:

Oh ja. Warum?

R i d g e o n:

Das will ich Ihnen sagen. Ich lade zur Feier meiner Erhebung in den Ritterstand alle meine Freunde ein. Sie haben das doch wohl in der Zeitung gelesen?

Frau Dubedat:

Ja oh ja. Auf diese Weise bin ich doch auf Sie aufmerksam geworden.

R i d g e o n: '

Es ist ein Arzteff; und sollte eigentlich auch ein Junggefelleneff sein. Ich bin Junggefelle. Wollen Sie die Wirtin spielen und Ihren Gatten mitbringen? Auf diese Weise wird er mich und gleichzeitig die hervorragendsten Männer meines Standes kennen lernen: Sir Patrick Euller Sir Ralph Bloomfield Benington Eutler Walpole und andere. Ich kann dann den Fall meinen Kollegen auseinanderfeizen

Der Arzt am Scheideweg __ Bernard Shaw

und Ihr Gatte wird mit unferem Befchluß fiehen oder fallen miiffen.

Wollen Sie kommen?

F r a u D u b e d a t

Ia natürlich will ich kommen. Oh. ich danke Ihnen. ich danke Ihnen.

Und foll ich einige feiner Bilder mitbringen? Die wirklich guten?

R i d g e o n:

Ia. Ich werde Ihnen im Laufe des morgigen Tages das Datum mit-
teilen. Laffen Sie mir Ihre Adreffe da.

Frau Dubedat:

Laufend. taufend Dank. Sie haben mich fo glücklich gemacht: ich weiß.
er wird Ihnen gefallen. und Sie werden ihn bewundern. .hier ifi meine
Adreffe. (Sie übergibt ihm eine .Kai-te.) Adieu.

R i d g e o n:

Adieu. (Sie f chou-In einander die Han d. Er klingelt): Richtig. Sie wiffen
doch. daß Tuberkulofe anfieckend ift. nicht wahr? Sie gebrauchen doch
hoffentlich alle Vorfichtsmaßregeln?

Frau Dubedat:

Ia. ja -. Wie gut von Ihnen. daran zu denken!

Emmy

(an der Tut): Nun. haben Sie ihn herumbekommen?

R i d g e o n:

Ia. Paffen Sie auf die Tur und halten Sie den Mund.

E m m y:

Das war hübfch von Ihnen. (Sie geht mit Frau Dubedat hinaus.

Ridgeon fiößt einen lauten Seufzer aus.)

Vorhang.

j

Fortfeßung in der November-Nummer.

.FW "U-'_- *K
* i
. 9
. 7 z
: 4 -' x
cf. . x '.*_ . œ.7
7 . t
z . k . d r
.'

HonrrcÃÿ 'La-.imiew
Iiampoil. VorderanfZ-ht.
Jumiffay v.Ern;*lSci;u*.*.

FF ..L-»fi >11 xx tc z*
* 0.: *I'kiZ
U kdl i ki t3 K Z i'l* 7
0i-
-C/i termin) 't -*

tics-code="UA-954893-23" data-analytics-enabled="true" data-tracking-category="PT" class="no-js
search-target-ls" version="XHTML+RDFa 1.0">

Nord und Süd. 1908:4. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item.](#)

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

☒ Full-text ☐ Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)

- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

☒ Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:4.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Add

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2013-10-18 07:43 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)
[Rotate left](#) [Rotate right](#)
[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

- [Front Cover](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 2](#)
- [Section 2 - 47](#)
- [Section 3 - 108](#)
- [Section 4 - 254](#)
- [Section 5 - 335](#)
- [Section 6 - 361](#)
- [Index - 546](#)

Search in this volume

Search in this text

FF ..L-»fi >11 xx tc z*
* 0.: *l'kiZ
U kdl i ki t3 K Z i'l* 7
0i-
-C/i termin) 't -*

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Ellen Key:

Friedensbewegung und Kultur.

In den letzten Jahren habe ich im Ausland oft bewundernde Worte über Schweden gehört. weil es den Unionskonflikt in Frieden gelöst hatt). Namentlich ergriff mich dies. als ich in Syrakusas Katakomben einen sizilianischen Studenten - mit dem Feuer seiner Nation - Schweden „das in kultureller Hinsicht höchststehende Land der Welt. das vorbildliche Land“ nennen hörte. „wegen des Beispiels. das wir im Jahre 1905 gaben. wo jedes andere Volk sicherlich den Krieg zum Schiedsrichter zwischen Norwegen und Schweden gemacht hätte“. Denn gerade in Syrakus. dem Schauplatz einer der hartnäckigsten Kämpfe der Vergangenheit. kam es mir stärker als anderswo zum Bewußtsein. wie lange die Entwicklung ißt. die zwischen der Zeit. wo jene Kämpfe ausgekämpft wurden. und diesem jetzigen Moment liegen - wo ein „Sohn der jüngsten Zeit“ an dieser erinnerungsreichen Stelle „fand und den Kulturstandpunkt eines Volkes nach - seiner Friedensliebe beurteilte!

Welche Ströme von Gefühlen. von Gedanken. von Worten. von Taten sind nicht durch Zeiten und Völker gegangen. ehe die Gedankenverbindung. die jetzt so natürlich über diese jugendlichen Lippen glitt. auch nur möglich wurde! Welche zusammengefaßten Kulturprozesse. welche Umwandlung von Seelenzuständen liegt nicht dieser Tatsache zugrunde. daß der Friedenswille - so lange als der unschädliche Wahnwitz gedankenloser Schwärmer oder als die verbrecherische Gefinnung vaterlandsloser Schurken betrachtet - als ein Faktor in der Kulturentwicklung angesehen zu werden beginnt.

1) Daß diese Anschauung die vorherrschende ist. hat sich durch die Ausprüche der Weltpresse bei König Oskars Tode gezeigt. wo als seine größte Tat gerade der friedliche Ausgang der Unionskrise hervorgehoben wurde.

I.

Noch betrachtet jedoch die Majorität. weit davon entfernt. den Friedenswillen zu einem Kulturmeffer zu machen. im Gegenteil den Krieg als kulturfördernd. Diese Majorität - die unter Kultur-entwicklung noch immer die übermacht des eigenen Volkes auf dem Gebiet der materiellen. und womöglich auch der geistigen Kultur verfteht -* erklärt. daß die Friedensfreunde nichts von den Wegen und Zielen der Kultur wissen. daß sie wehleidige Schwächlinge ohne Rücksicht auf etwas anderes als die Anforderungen des Gefühls find; blind gegen die Erfordernisse der „historischen Notwendigkeit“. Die tatsächlichen Verhältnisse. die die Kriege hervorrufen. sind - meinen die Verteidiger des Krieges - ein Ausdruck von unveränderlichen elementaren Trieben. Raffengegenfäßen. psychologischen und ökonomischen Gefößen. ethnographischen und geographischen Tatsachen. Aber welcher denkende Friedensfreund stellt dies in Abrede? Die tiefste Ursache der Kriege verbleibt die. die sie immer gewesen: das Bedürfnis des Volkes oder der Rasse nach Ausbreitung. nach Brot. nach Abfaß. mit einem Wort: der Erweiterungstrieb. Und dieser wieder ist ein Beweis der Lebenskraft. Die Ursache der Kriege war demnach die Staatenbildung - oder die Sicherung der schon erreichten Staatseinheit. die eine Macht in geographischer oder ökonomischer Beziehung für sich günstig angesehen hat. Freilich geliehen jetzt die kriegführenden Staaten die wachsende Macht des Friedensgedankens in der Weise ein. daß sie nicht offen zugeben. daß der Kampf für ein nationalitäres Interesse - oder für ein Klasseninteresse innerhalb der Nation - geführt wird. Nein. es heißt jetzt immer. daß der Krieg in der Absicht geführt wird. Kultur zu verbreiten oder sie zu schließen. sowie auch die Rüstungen nur stattfinden. um - den Weltfrieden zu sichern.

Aber wer weiß nicht. daß diese Versicherungen von niemandem ernst genommen werden als von den Kriegspatrioten des kriegführenden Volkes? Zu den Kulturaufgaben des Krieges rechnet man auch die. daß er „der Auslese der für die Kultur wertvollsten Elemente“ dient. Aber wer - der es wissen will - weiß nicht. daß die Tüchtigsten nicht einmal mit den Stärksten - geschweige denn mit den Reichen - Völkern gleichbedeutend sind. die in unserer Zeit die größte Möglichkeit haben. zu liegen! Die ältere und häufig interessantere Kultur wird schonungslos für merkantile Interessen niedergetrampelt - man sehe

das geheimnisvolle Lächeln eines Inders, eines Ehinefen, wenn von der europäifchen Zivilifation die Rede ift! Das vornehmfe Mittel der Kultur, die Sprache, wird fchonungslos erfickt, wenn man dies als erforderlich für die Staatseinheit betrachtet; der Eroberer vernichtet aus demfelben Grunde rückfichtslos die Grundfefte der Kultur, die Rechtsordnung. Und wenn das vergewaltigte Volk feine Sprache, fein (Hefen, feine kulturellen Schöpfungen verteidigt, dann wird das nicht Patriotismus, fondern - aufrührerifcher Separatismus genannt! All dies wiffen wir alle, fo wie wir auch wiffen, daß das Verlangen nach Brot und Macht ein elementarer Trieb iii; daß die Expansionsforderung bis auf weiteres erplofiv ift und keine Friedensbewegung der Welt diefe fchließlichen Erplofionen verhindern kann; daß das Verbrechen der Stärkeren gegen das Recht der Schwächeren bis auf weiteres eine Tatfache bleibt; daß der Krieg das äußerfte Mittel ift, tiefe Interessengegenstände zu entfcheiden. Innerhalb eines Volkes muß das Gefühl des Niedergangs durch gehemmte Kraftentwicklung bis auf weiteres den Krieg zur Folge haben - fo wie die Krankheit ihre Krife hat - der die Lebenshemmung bis auf weiteres entfernt. Das läßt fich durch keine Predigten über den Frieden auf Erden hindern, und das weiß der Friedensfreund ebenfogut wie der Kriegspatriot.

Aber während beide wiffen, daß die Kriege heute - unter den gegebenen Verhältniffen - naturnotwendig find, meint der erftere, daß diefe gegebenen Verhältniffe fich umwandeln können, während der Kriegspatriot fie fiir unveränderlich hält.

II.

Noch ift des einen Volkes Wohlfahrt des anderen Niedergang; des einen Fortfchritt des anderen Rückfchritt. Die Furcht des einen Volkes, feiner Lebensbedingungen durch das andere beraubt zu werden, ift heute nicht unbegründet.

Und auf diefe Tatfachen ftützen die Kriegspatrioten ihre Forderung immer größerer Opfer für die Verteidigung und damit -- nach ihrer Anficht - auch für die Kultur. Denn man fichert ja fo die volkstümliche Eigenart, ihre Bewegungsfreiheit, ihre materielle und geiftige Kraftentwicklung! Will man die Reätsficherheit, die Sprache, die Kultur,

die die Väter gefräßem bewahren- dann gibt es für ein Volk keinen anderen Weg als den der Rüstungen.

Auf der einen Seite hat man so die kriegspatriotische Lofung:

„Alles für das Vaterland!“ auf der anderen Seite die verteidigungsnihilistische: „Fort mit dem Vaterland“.

Die Lofung des Kulturpatrioten: „Mit dem Vaterland für die Menschheit!“ sagt keinem von ihnen zu. Sie fehlt die Maffe noch nicht mit fugeftiver Macht in Bewegung. Und doch ist dies der inhaltsreichste Gedanke!

So unbedenklich wir unser Leben gegen rohe Gewalt verteidigen und uns nicht als Mörder betrachten auch wenn wir unser Leben auf Kosten des Gewalttäters retten so gewiß muß das Vaterland gegen Gewalt verteidigt werden. Ein Volk wie ein Individuum hat nicht nur das Recht sondern die Pflicht der Selbstverteidigung. Ein jedes ist ein Wert für das Ganze. Nur wer mit Christus und Tolstoj das Recht der Selbstverteidigung befreit- kann vernünftigerweise auch dem Volk das Recht befreiten- das die Grundbedingung des Daseins ist- das Recht der Selbsterhaltung. Nur wer den Wert des Individuums nicht anerkennt kann den Wert einer in sich abgeschlossenen Volkspersonlichkeit leugnen.

Es ist eine Abfraktion ohne alle Herzenswärme, zu behaupten- daß man sein Volk anstatt seiner Familie liebt und die Menschheit anstatt seines Volkes! Dadurch, daß man in einem engeren Kreise liebt- weitet sich das Herz dazu- einen größeren zu umfassen.

Hier ist - für die vollmenschliche Persönlichkeit - kein Gegenfaß.

Wer seiner Mutter Haupt nicht schüßt wenn ein roher Schlag sich dagegen richtet den nennen wir nicht einen Menschenfreund sondern einen jämmerlichen Tropf und wenn er es auch mit den höchsten Motiven begründen daß er mit verführten Armen stehen bleibt.

Aber derselbe Mann, der den gegen seine Mutter erhobenen Arm nieder schlägt- kann den Anspruch der Mutter- daß er nach ihrem nicht nach seinem Gewissen handeln zurückweisen! Und in gleicher Weise kann der Mitbürger sehr wohl die Pflicht erfüllen- sein Land gegen Verletzungen seines Rechtes seiner Ehre zu verteidigen und doch die chauvinistischen Forderungen zurückweisen- mit denen man sein Gewissen als Weltbürger vergewaltigen will, zum Beispiel wenn das eigene Land das internationale Recht verletzt- sich gegen das internationale Kulturideal veründigt hat!

III.

Während der Kriegspatriot vom „Kampf ums Dasein“, von dem Gefetz der Auswahl, von dem notwendigen Untergang des Schwachen spricht, antwortet ihm der Kulturpatriot, indem er mit Kropotkin auf das Gefetz der „gegenseitigen Hilfe“ hinweist, das Gefetz, das sich schon in der Pflanzenwelt, im Tierleben, in dem Gemeinwesen der Wilden offenbart)) ;

Wirklicher Kulturfortschritt findet statt, wenn -- auf irgend einem bestimmten Punkt - die beiden Grundgesetze des Lebens einen gemeinsamen Ausdruck erhalten, zuerst in Gefühlen und Gedanken, dann in Sitte und Gefetz. Ein solcher gemeinsamer Ausdruck ist gerade die Lofung des Kulturpatrioten: Mit dem Vaterland für die Menschheit, Es ist kein Fortschritt, die Welt anstatt des Vaterlandes und alle anderen anstatt ich zu sagen! Denn ich bin ein Wert für alle anderen; mein Vaterland ist ein Wert für das Ganze; keiner wird reicher, aber alle werden ärmer durch die Selbstaufgabe des Individuums oder der Volksindividualität! Aber noch weniger ist es ein Fortschritt, die Interessen eines Landes gegen die der übrigen Welt zu stellen und seine privaten Interessen gegen die der Gesellschaft, so wie es der patriotische Egoist und der private Egoist tut.

Fortschritt ist es, den Vereinigungspunkt zwischen der eigenen und der anderer Völker, der eigenen und der anderen Individuen Wohlfahrt zu finden. Während der Kriegspatriot mit den kriegertüchtigen Erinnerungen prahlt, sich in alle empfindlichen Punkte zwischen den Völkern bohrt, zu jeder Streitflamme, jedem Rassenhaß Zündstoff herbeiträgt.

1) Freilich hat zuweilen das höchststehende Volk geliegt. Aber wir wissen andererseits, wie die natürliche Auswahl zum Beispiel in Spanien gewirkt hat, wo die Höchstbegabten und selbständig Denkenden die Opfer der Inquisition wurden; in Rußland, wo seit Nikolaus I. die Besten in Gefängnissen und am Galgen starben oder nach Sibirien verschickt wurden! Wir wissen, wie das römische Imperium durch unaufhörliche Kriege seine beste Bevölkerung auskerben ließ. Wir wissen, daß die Wirkung der Wehrpflicht stets die ist, daß der Krieg die Starken dahintrafft und die Schwachen als Väter der neuen Generation zurückläßt, Oder man sehe sich die „natürliche Auswahl“ an, wie sie sich durch den dreißigjährigen Krieg vollzog! Daß man eine protestantische Orthodoxie 'leben der katholischen bekam, viele kleine Päpste an Stelle des Einzigen, kann für den Kulturverlauf nicht den Rückgang ganz Deutschlands, während eines Jahrhunderts aufwiegen.

Salz in jede Wunde fireut. die die Völker einander gefchlagen - und all dies „nationale Gefinnung“ nennt - geht der Kulturpatriot den ganz entgegengefeßten Weg. Und das ift der Weg. auf dem ich alle Frauen aller Länder fehen möchte!

Aber wir wiffen. daß es nicht in erfter Linie die Frauen waren. die den Zuftand internationaler Anarchie erkannt haben. unter dem alle Völker leiden. Wir wiffen. daß es der Sozialismus war. der diefen Zuftand am klarften nachgewiefen hat; daß man von diefer Seite das färfte Verdammungsurteil über die von Erpaufions- und Kapitaliften-politik veranlaßten Kriege gefällt hat; daß man hier am lebhaftesten empfindet. daß die Nüftungsrauferei die Kulturentwicklung zurückdrängt. Immer mehr erwacht diefe Überzeugung des Sozialismus von der Mitverantwortlichkeit nicht nur an der Zukunft des eigenen Volkes. fondern an der der ganzen Meufchheit; ein internationaler Kulturidralismus bemächtigt fich immer mehr und mehr der Gemüter. Immer klarer fieht man ein. daß. fo wie das Individuum die Vorteile eines legalen Staates nur unter der Bedingung genießt. fich gewiffe Einfchränkungen feines Triebes nach Machtausübung und Machterweiterung auf Kofieu anderer aufzuerlegeu. fo auch der internationale Zuftand deufelben Weg von feiner jetzigen anarchifchen Wildheit zu internationaler Kultur zurücklegen muß.

Eine große Autorität auf diefem Gebiete hat dargelegt. daß die moralifche Befchaffenheit durch die Zivilifation nicht erheblich verbeffert worden ift; daß im Gegenteil der Wilde f eine Sittenlehre genauer befolgt und daß der wefentliche Unterfchied darin liegt. daß die Kultur der Ethik einen größeren Spielraum und einen anderen Inhalt gibt. Sie umfaßt immer mehr Menfchen; der Fremdling wird nicht mehr als rechtlos angefehen. und fo weiter.

Aber der eben erwähnte Forfcher betont. wie unvollftändig diefe Ethik noch immer ift; wie die Europäer die Wilden - und diefe fie - als Ungeheuer betrachten. die man ungeftraft vernichten kann; er zeigt. daß der Krieg ein Überbleibfel diefer moralifchen Begrenzung ift. aber ein Überbleibfel. das mit Notwendigkeit verfchwinden muß))

1)4 Profeffor E. Weftermarck, Bezeichnet-nd ift auch. was Kurt Breyfig mitteilt (man fehe „Die Völker ewiger Urzeit“): daß bei einem Karäbenfamm u u f e r dasfelbe Wort ift wie gut. und a n d e r e r dasfelbe Wort wie fchlecht! -

Ellen Key: Friedensbewegung und Kultur

Und für jeden evolutionistischen Denkenden ist es selbstverständlich, daß, je mehr Vernunft, Zusammenhang, Zweckmäßigkeit in die materielle wie in die geistige Kulturarbeit kommen, desto einheitlicher die Menschheit handeln wird; je größere Gedanken, je reichere Ideenverbindungen, je reinere Empfindungen, je stärkere Gefühle unter Menschengemeinschaften erreicht, desto gewisser wird der Kulturidealismus sich darauf richten, einen Zusammengehörigkeitszustand zwischen den Völkern zu schaffen, durch den Eroberungs- und Expansionspolitik überflüssig werden wird. Denn die internationale Nechtsgefellschaft wird die Bewegungsfreiheit aller Völker sichern, aber fordern, daß ein jedes von ihnen auf die Souveränität verzichtet, die jest das Recht zum Volksmord - Krieg -- als Mittel zu involvieren scheint, sich ein Recht auf Konquerra der Völker zu nehmen!

Nur für die Lebensanschauung, der zufolge der „Gott der Heerscharen“ über Sieg und Niederlage entscheidet und die Kriege als Strafgericht sendet; die Lebensanschauung, die im Staate den Verwalter von Gottes Natfchlüssen mit dem Volke sieht, ist es undenkbar, daß die Entwicklung sich in der erwähnten Richtung bewegen muß.

Und warum sollte Gott auf die Mittel verzichten, die er bisher für die Verwirklichung seiner Absichten gut befunden? Warum sollte er in Zukunft mehr Rücksicht als bisher auf die Lehren seines Sohnes nehmen, diese Lehren, die man noch immer in der Kirche auslegt, während man außerhalb derselben die „wohlgemeinte Verkündigung“ des Friedens auf Erden verhöhnt, dieses Friedens, der ja nie kommen kann - da er Gottes Weltregierung widerstreitet?!

Wahrlich: wenn Iesus vor den Gott der Kriegsgeistlichen gefreut würde, dann hätte er mehr Ursache als auf dem Kreuze zu seiner Klage: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (siehe die Schilderungen eines Schlachtfeldes), ohne mit der Kraft der Halluzination Iesus über dasselbe wandern zu sehen, Iesus mit dem Ausdrucke, den Lionardos tiefe Intuition ihm gegeben, einem Ausdruck unfähiger Einfamkeit, unfähiger Trauer, unfähiger Schamdarüber, verraten zu sein!

Die wenigen echten Ehrfichen, die unsere Zeit aufweist, meinen wie Tolstoj: Wenn Iesu Lehre wirklich verkündet würde, wenn diese Liebeslehre endlich Macht über die Herzen der Menschen bekäme, dann wäre auch der gute Wille da, durch den wir den Frieden auf Erden erreichen würden.

la) teile diefen Glauben nicht. Denn nicht nur die Härte der Menfchen ift die Urfaäje. daß man Iahrtaufende hindurch des Ehrrijen- turns Verheißungen des Friedens als Fruäjt der Liebe predigen konnte. ohne daß doch der Frieden gekommen ift. Die Urfaihe ift. daß das Ehrrijentum die große Triebkraft in allen und in allem nicht begreift: den eigenen Lebenswillen.

Ich kann mich nicht auf Iefu Gebot - feinen Nächften wie fich felbft zu lieben - als fittliche Norm für die Einzelnen. gefchweige denn für die Staaten berufen. Denn ich glaube. daß jeder - der Einzelne wie der Staat - immer fich felbft am ineiften liebt und lieben m uß. wenn er das erfie Gefeß des Lebens erfüllen foll. das Gefeß der Selbft- erhaltung. Aber wenn fo Iefus nur einen Teil der Wahrheit inne hatte. wenn man ihm nicht und edin gte Nachfolge leifien kann - eine Erkenntnis. durch die man aufhört. ein Ehrift zu fein - fo ift f ein Teil der Wahrheit noch immer wefentlich. noch immer eine Wahrheit. die die Vernunft ebenfowohl wie das Gefühl begreift! Und der inner-fie Kern des Kulturverlaufs ift das Suchen und das allmähliche Finden einer G l e i c h g e w i c h t s l a g e zwifchen den beiden Lebensprinzipien. der Selbfterhaltung und dem Opferwillen. Weder Egoismus noch Altruismus follten fiegengz fonderen was man mit einem glücklich gefundenen englifchen Wort „M u t u a l i s m“ genannt hat. G e g e n f e i t i g- keit. Gegenfeitigkeit der Intereffen. der Aufgaben. der Pflichten. der Vorteile. Nicht ich oder mein Volk foll für die anderen geopfert werden. nicht fie für mich: Nein. alle follten wir durcheinander be- ft e h e n.

Diefes Einheitsgefühl ift das Gegenteil der Selbfiaufgabe. Fiir die neue Lebensanfihauung ift die Pflege meiner felbf. die Kultur meiner felbft die Grundbedingung dafiir. daß ich den übrigen etwas zu geben habe! Ohne di' ef en Egoismus des Einzelnen oder d i e f en Nationa- lismus des Volkes ijt fowohl Altruismus wie Kosmopolitismus nur ein leeres Wort! Ich babe dem Ganzen nichts zu geben. wenn ich nicht mein Eigenes liebe. pflege. mehre -- fo wie es alle anderen leben- den Wefen in diefem Dafein tun und fich dabei jedes in feiner Art ver- vollkommen und das Ganze um diefe ihre Eigenart bereichern. Alle leben wir in einem Dafein. wo jeder fich felbf der Nächfie ift und w i r d und fein foll.

Alfo nicht Selbftaufgabe. nur Selbftbegrenzung foll an Stelle des uneingefchränkten Egoismus treten; nicht Selbftfucht. nur

Seibivervollkommnung an Stelle des uneingeführten

Altruismus zwischen Völkern wie zwischen Individuen. Wir leben jetzt im Zustand der internationalen Wildheit, in dem die Völker noch nicht eingeführt haben, was die Einzelnen innerhalb des Volkes erkennen: daß man sich selbst um so näher ist, je näher man anderen steht, je mehr unethisiertes Handeln zu gemeinamem Handeln übergeht. Der jetzt verstorbenen schwedische Denker Gullaf Björklund hat wissenschaftlich bewiesen, daß ein „Verwahren der Nationen“ als* ein noch unbewußter Prozeß stattfindet, ein Prozeß, der jedoch dadurch beschleunigt werden kann, daß immer mehr Menschen zielbewußt für diesen Zustand wirken)

Solange die Staaten noch nicht verstehen, was die sozial wirkenden Individuen verstehen: daß der reine Eigennuß, die rechtsverletzende Gewalt schlecht ein Mittel für das berechtigte Ziel - ein reiches und gesichertes Dasein -- find, folange sie nicht verstehen, daß der Kriegszustand das Unvernünftige, das Unzweckmäßige ist, so lange bedeutet nach der Definition eines hervorragenden Friedensfreundes Politik nur:

- 1, Alle Staaten ängstliches Auspionieren der Tätigkeit und Entwicklung der anderen.
2. ein eifriges Erwägen, wann der Vorteil des einen Staates erreicht, daß der andere Staat lahmgelegt werde.
3. das Abwarten oder das Hervorrufen eines gewissen Spannungspunktes und schließlich
4. Kriegserklärung - oder noch lieber - den anderen Staat zur Kriegserklärung treiben, wenn dieser andere nicht auf andere Weise lahmgelegt werden kann.

Diese Politik führt dann zur Theorie, daß der Krieg ausgezeichnete

- 1) Schon im Jahre 1795 bezeichnete ja Kant als das letzte Ziel des Völkerrechtes; einen föderativen Rechtszustand zwischen den Staaten zu schaffen, um so den Frieden zu erreichen. Er nennt es die größte Verfündigung der Menschheit, lieber die Barbarei des Krieges aufrecht zu erhalten, als eine staatliche Rechtsordnung zu schaffen, die nicht ein Aufgeben der Staaten ineinander bedeuten soll, sondern die im Gegenteil eine Föderation von freien Staaten ist, ein Friedensverband, innerhalb dessen jeder Staat sich freiwillig dem von allen gemeinam konstituierten Zwange unterwirft.

Friedensbewegung und Kultur Ellen Key

Wirkungen auf Moral und Kultur hervorrufe. die Verweichlichung hindere. die Bevölkerung reguliere und dergleichen mehr. Durch solche Mittel glauben die Führenden im Volk ihre Aufgabe zu erfüllen. dem „eigenen Volk“ seinen „Platz an der Sonne“ zu schaffen und es ihm zu ermöglichen. „bei jeder Entscheidung ein Wort dreinzureden“.1)

Beides sind ja berechnete Wünsche. Aber der große Irrtum ist. daß die Finanzleute. die Militärs. die Kriegsgeistlichen und Diplomaten aller Länder am sichersten den Weg zu dem Platz in der Sonne zeigen; daß sie der Stimme der Völker am besten Gehör verschaffen - durch das Donnern der Kanonen!

Gerade der kluge Egoismus wird schließlich zu der Erkenntnis führen: daß das zuletzt genannte Mittel. diese Ziele zu fördern. unvernünftig ist. weil es unsicher und kraftverwendend ist. Gerade der kluge Egoismus wird andere Auswege finden. sichere und kraftersparende Auswege. die man jedoch nicht findet. solange man am liebsten zu dem kriegerischen Ausweg greift.

17.

Und immer mehr erwachen die Völker zu dieser Einsicht. während sich zugleich eine neue Art von Vaterlandsgefühl entwickelt. ein Gefühl. für das zwei deutsche Soziologen unabhängig voneinander denselben Namen gefunden haben: Kulturpatriotismus.)

Daß diese Art Patriotismus zunehmen muß. ist eine unabwendbare Notwendigkeit. eine unbedingte Folge der unbewußten und bewußten Einflüsse. denen die Menschheit durch den Kulturverlauf selbst unterworfen ist. wo jeder wirkliche Fortschritt ein Fortschritt zu mehr Vernunft. mehr Zweckmäßigkeit. mehr Zusammenhang ist. zu einer vollkommeneren Organisation. das heißt. zu mehr Einheit und zugleich zu mehr Besonderheit.

Die mächtige Zeitbewegung. die zielbewußt für die Einheit wirkt. ist die Organisation der Arbeiter. die in fünf Jahrzehnten mehr dafür getan hat. das Bewußtsein der Interessengemeinschaft. der Solidarität der Völker zu wecken als die Verkündigung des Ehrfortschritts in neunzehn Jahrhunderten!

1) Man sehe eine Rede von Kaiser Wilhelm II.

2) Werner Sombart und Robert Michels,

Auf diesem Wege wird der Kulturpatriotismus den Kriegspatriotismus ablösen. Und es ist ein großer Kraftverlust wenn die Jugend jeßt durch Verweigerung der Wehrpflicht und durch antimilitärische Agitation hofft schon jetzt die Kriege unmöglich machen zu können ein Kraftverlust wie der- wenn ein Landmann seinen Apfelbaum zu zwingen verfuehte. schon im März Früchte zu tragen. Die Früchte des Friedens können wir erst vom Baum der Erkenntnis pflücken. Und der hat noch die graue Farbe der Theorie; die Wahrheiten des internationalen Rechtszustandes sind noch nicht G e f ü h l und infolgedessen nicht Triebkraft für das Handeln geworden.

Daß die „Unabhängigkeit“ des I n d i v i d u u m s von anderen Gesellschaftsmitgliedern es unfehlbar in jämmerlichste Abhängigkeit [kürzen würde- das wissen wir nicht nur- nein, wir handeln alle danach, und in vielen Fällen rein instinktiv, ohne alle Überlegung. Denn unsere tägliche Erfahrung sagt uns,, daß unsere eigene Bewegungsfreiheit auf der gegenseitigen Hilfe aller beruht! Aber nur die Sozialisten fehlen ein- daß die u n v o l l f ä h i g e Durchführung dieser Wahrheit innerhalb der Politik der einzelnen Gemeinwesen und ihre vollkommene A u ß e r a c h t l a s s u n g in der internationalen Politik die Ursache des Kampfes innerhalb der Völker und der Kriege zwischen denselben ist.

Nur die Sozialisten fehlen ein, daß wir eine soziale Politik an Stelle der Interessenspolitik erhalten müssen; Friede ist nur in und zwischen den umgeformten Gemeinwesen möglich, in denen der Konkurrenzkampf aufgehört und die Interessengemeinschaft in allen nationalen wie allen internationalen Einrichtungen ihren Ausdruck gefunden hat. Aber obgleich ich als Sozialist nur im Zusammenhang mit einer Umgestaltung der Gesellschaft in der Richtung, in die der Sozialismus führt an die Möglichkeit des Friedens glaube, so bin ich doch nicht blind gegen alle die sekundären Einflüsse- durch die der Friedenssache gefördert wird.

Zu diesen sekundären Einflüssen rechne ich vor allem die F r i e d e n s a r b e i t- nicht wegen ihres bisherigen Einflusses, sondern wegen ihrer Z i e l b e w u ß t h e i t. Die Friedensfreunde selbst wissen sehr wohl, daß Traktate und Schiedsgerichtshöfe unter den j e h i g e n Verhältnissen den Frieden nicht sichern können. Sie befürworten - wenn sie denken - keine Abrüstungen und keine Wehrpflichtverweigerung! Die Bedeutung

Friedensbewegung und Kultur Ellen Key

der Friedensarbeit befiehlt darin beharrlich auf den Wahnwitz des jetzigen Zustands hinzuweisen.

Aber mehr als diese bewußte Arbeit für neue internationale Zustände bedeuten alle unbewußten Einflüsse. Der Verkehr spinnt jeden Tag neue bindende Fäden zwischen den Völkern; jeden Tag vollziehen sich internationale Zusammenflüsse zu ökonomischen wissenschaftlichen künstlerischen Zwecken. Ausstellungen Gaftspiele- machen die Arbeiten der verschiedenen Völker auf allen Gebieten immer mehr zu Mitarbeitern; Kongresse werden abgehalten und Vereine entstehen in der mehr oder weniger bewußten Absicht zum Bellen des Ganzen zusammenzuwirken) Und jeden Tag werden zwischen Angehörigen verschiedener Nationen Ehen geschlossen Ehen durch die sich die scharfen Gegenfäden zwischen den Völkern immer mehr verwischen und das internationale Verständnis in tiefergehender Weise gefördert wird]

Und schließlich steigt mit jedem Tag bei allen Völkern die Anzahl derer-t die durch eine neue Lebensanschauung alle Lebensformen alle Wesen alle Menschen alle Völker als „Weltkörper“ sehen als Teile einer großen Einheit. Und durch diese Lebensanschauung wird die ganze Gefühlswelt umgewandelt.

Unser organische Zusammengehörigkeit ist nicht mehr eine Redensart- sondern eine Empfindung. Aber damit empfinden wir auch den Wahnwitz der darin liegt daß die Einzelnen und die Völker einander zugrunde richten wo sie doch alle Kraft darauf konzentrieren sollten die Menschheit aufzubauen; daß sie um die Erde kämpfen wo sie doch zusammenwirken sollten sie mit der Macht der Vernunft zu befehlen; daß sie sich absperrten, wenn sie die Fülle der Mitfreude und des Mitleids in einem Dasein genießen könnten wo wir den Platz unserer kleinen Erde unter den Sternen gefunden haben und wo wir uns aus unserer größten Sehnsucht zur Gemeinschaft mit dem Universum aufschwingen können.

Dieses neue Weltgefühl wie auch die internationale Aneignung der Wissenschaft der Literatur der Kunst der Musik bildet schon ein neues

1) Von einem Berliner Ludwig Uhlmann ist zum Beispiel kürzlich der Vorschlag eines internationalen Zusammenflusses der Handlungen s r e i f e n d e n ausgegangen- ein Vorschlag der in mehreren Ländern Anschluß gefunden hat und in England ist kürzlich ein großer Kongreß in dieser Sache abgehalten worden deren Bedeutung außerordentlich ist.

5()

Ellen Key: A fFriedensbewegung und Kultur

Volk unter den Völkern. ein Volk. innerhalb deffen - wie zu der lebenskräftigen Zeit des Ehriftentums - keiner nach Jude oder Grieche fragt. nach Sklave oder Freiheit. fondern wo alle eins find in einem neuen großen wunderbaren Glücksgefühl. dem Glück der Seelen. jede für fich zu wachfen und alle durch einander!

Diefes Einheitsgefühl wandelt die ethifäjen Begriffe um. fchafft neue Ziele. neue Ideale. bringt neue Träume. Durch die neue Anfchauung des Erdenlebens als unferes einzigen gewiffen Lebens wird die Vergewaltigung des Krieges gegen das Leben immer vernunftwidriger. immer abfcheuerregender.

Die Konfervativen. die fich Idealiften nennen. weil fie den Menfchen mit größter Gewißheit eine andere Welt. ein ewiges Leben. zufichern. ertragen nämlich mit unerfchütterlicher Ruhe die unzähligen Leiden der Erde. ja erklären. daß - infolge der Sündhaftigkeit der Menfchheit - diefe Leiden. namentliä die des Krieges. ftets fortdauern werden; erfk in einer anderen Welt könne man auf beffere Zuftände hoffen.

Diefe „Idealiften“ find viel gefährliäjer als die Verteidigungs-nihiliften. denn fie find Kulturnihiliften. Sie bezweifeln eine Entwicklung. durch die die Vernunft iiber die Unvernunft. das Zusammenwirken iiber die Zusammenhanglofigkeit fiegen wird. Ia. fie verhöhn den Glauben an diefe Entwicklung als „radikalen Optimismus“ und fehen in dem S e i e n d e n den Ausdruck von Gottes Abfichten mit der Menfchheit.

Und dies. obgleich die Unvernunft mit jedem Tage founenklarer wird! Was ift fo unvernünftigt als der Krieg im Zusammenhang mit der ganzen fozialen Arbeit unfere Zeit gefehen. das Leben zu bewahren. es zu heben. um fo das Menfchenmaterial zu verbeffern? Was ein ganzes Meufchenalter in diefer Hinficht gewonnen. können einige Wochen Krieg vernichten!

Was ift unvernünftiger. als daß Erfindungen. die der Menfchheit durch erleichterte Arbeitsbedingungen und neue Kulturmittel ein menfchenwürdiges Dafein bereiten könnten. in den Dienft der Zerftörung gefiellt werden? Sprengkoffe. Kraftübertragung ohne Draht. Luftfchiffe und anderes mehr erfüllen jetzt die Erde und das Innere der Erde. die Luft und das Waffer mit Zerftörungswerkzeugen. die die Kulturfchäße von Jahrhunderten. die Werke der fchaffenden Genies vernichten werden.

6:

Friedensbewegung und Kultur Ellen Key

während sie zugleich die lebenskräftigen Arbeiter der jetzigen Kultur auf allen Gebieten in leblose Stümpfe verwandeln!

Was ist unvernünftiger, als der wilde Wettbewerb um den Besitz der Produktionsmittel, um die Herrschaft über Abfallgebiete und um all die übrigen Bedingungen einer immer mehr ertrockenen anstatt intensiven Verwertung der Reichtümer der Erde?

Eine Organisation all der konkurrierenden und zerfplitterten Kräfte zum Zusammenwirken, zu dem, was Carnegie kontinentale statt nationale Produktion nennt, würde das nicht gleichzeitig all den Sonderinteressen dienen und es verhindern, daß diese einander als Kriegsschauplätze feindlich gegenübersehen?

Was ist unvernünftiger, als daß die Mütter mit immer mehr Ernst und Verantwortlichkeitsgefühl die neue Generation zur Welt bringen und erziehen, daß sie sie physisch und psychisch zu heben trachten und daß dann -- bei ein paar Schlachten -- die Söhne, die sie mit Aufopferung ihrer eigenen besten Kraft ihrem Volk und ihrer Familie gegeben haben, niedergemäht werden wie ein Saatenfeld vom Hagelsturm?

Was ist unvernünftiger, als daß Milliarden mittelbar und unmittelbar der Kulturarbeit genommen und für eine Verteidigung hinausgeworfen werden, die doch nie ganz wirksam sein, nie mit Sicherheit vor einem möglichen Überfall einer stärkeren Macht schützen kann?

Während der Kriegspatriot auf den letzten Einwand keine andere Antwort hat als noch immer mehr Festungen, immer mehr Schnellfeuer-
gewehre, immer besser gefüllte Arsenalen, immer mehr Kriegsschiffe zu verlangen, antwortet der Kulturpatriot:

Nein! Aber man behebe die Anarchie im Zusammenleben der Staaten, und der Zündstoff, der jetzt früher oder später die Explosion eines Krieges veranlaßt, wird entfernt werden -- und die Kultur jedes Volkes -- der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft -- wird wirklich geschützt werden können.

Der Weg zur Vernunft -- das heißt zu Ordnung, Zusammenwirken, Schönheit -- im internationalen Leben ist der, daß die Führer der Maffen immer und überall für die Denkweise, die Maßregeln, die Befehle wirken, die dieser Maffen die Suggestion des K u l t u r p a t r i o t i s -
mus an Stelle des Kriegspatriotismus einflößen.

Und wer ist unter den Führern der Maffen bedeutungsvoller als gerade die Mutter, die Erzieherin?

Welche Suggestion kann sich in ihrer Wirkung je mit den mächtigen

Eingebungen der erfien Erziehung vergleichen? Und welche Kultur-
aufgabe ifi größer als diefe Macht in hu m a n i f i e r e n d e r Richtung
zu gebrauchen!?

Wie unendlich fchlecht haben die Frauen in diefer Beziehung ihre
Macht ausgenüßt!

Als eine gute Zukunftsverheißung können wir es doch anfehenj daß
eine Enkelin von Viktor Hugo - dem großen Dichter des „radikalen
Optimismus“, ihmj der alle unfere von den Konfervativen verhöhnten
Träume zu Liedern gemacht hat - die „Allianz der europäifchen Frauen
für den Frieden durch die Erziehung" gegründet hat. Und daß eine
andere Frau eine folche Mafienfuggefiion gegen den Krieg ausübtej daß
fie den Friedenspreis errungen hatj zu defien Stiftung fie die Anregung
gegeben hat!)

Ich glaube nicht mit Ruskin, daß an dem Tagej an dem die Frauen
die Kriege nicht wollenj die Kriege aufhören werden. Dazu find ihre
Urfachen viel zu zufammengefeßt. Aber jede Frau kann dazu beitragen-
einige Späne von dem Kriegsfcheiterhaufen fortzutragem fo wie fie diefem
auch Brennfioff zuführen kann; jede Frau kann ein paar Steine zum
Tempel des Friedens bringen oder einen Stein herausbrechen. Jede
Frau kann dazu beitragenj Mißtrauen gegen die Friedenshoffnung zu
fäen oder diefe Hoffnung am Leben zu erhalten. Und dies allein ifi von
höchfier Bedeutung. Denn wie ein Denker kürzlich betont hatj find die
fogenannten Illufionenj die die Mitwelt immer verhöhntj fiets die vor-
wärtstreibende Kraft bei aller Reformarbeit gewefem und wir befäßen
nichts von demj was wir jest in unferen Gefeßen und Sitten an Gerech-
tigkeijt Freiheijt Menfchliajkeit befißenj wenn nicht die „Illufionen"z
die Träume als Wegweifer vorangegangen wären.

Und wenn die Frau felbft einmal Politikerin wird, wird fie dann
wohl - mit ihrer mehr praktifchen als theoretifihen Veranlagung -
den Staat weniger abergläubifch anfehen könnenj als der Mann es
getan hat? Ich denke zum Beifpiel an den Aberglaubenj daß der Staat
ein höheres Wefen ift, für defien Forderungen das Individuum unbedingt
alles opfern muß, auch feine Vernunft?

Werden die Frauen dann wohl klarer verfehenj daß der Staat nur
eine mehr oder weniger geeignete Form für die gemeinfame Kraftent-
wicklung des Volkes ifi? Und daß die Staatsverwaltung darum eine

1) Prinzeffin Gabriele Wiszniewska und Baronin Berta von Suttner.

folhe fein muß. die den Krafteinfatz. die Gewiffensprüfung und das Verantwortlihgkeitsgefiihl aller Mitbürger ermöglicht und niht wie jetzt das Volk zu Handlungen treibt. bei denen es nur wie eine Herde ohne eigene Wahl und Verantwortung wirkt?

Werden die Frauen wohl erkennen. wie bedeutungsvoll es ift. jede Gelegenheit - von der Kinderftube bis zum Parlament - zu benußen. um zu Gefühlen der Solidarität. der fozialen Verantwortlihgkeit. des Weltbiirgerfinns zu erziehen?

Werden fie eine rege foziale Kritik üben. die fih gegen alles kehrt. was im Zeichen der Zerfplitterung auftatt im Zeichen der Zusammenarbeit wirkt? Werden fie dem leichtfinnigen geheimen Spiel entgegenwirken. wodurch Regierungen und Gefandte. Preffe und Geldmänner die Kriege hervorrufen. die - nachdem fie einmal erklärt find - alle Gehirne mit ihrer Hypnofe umnebeln. aber die durh Ernfi und Ehrlichkeit hätten verhindert werden können?

All dies kann erft die Erfahrung lehren.

Aber wie es auh mit dem politifhen Klarblick der Frau ftehen mag - von einem bin ih überzeugt: daß ihre und alle andere politifhe Tätigkeit ausfhließlih aus dem Gefihtspunkt beurteilt werden muß. ob fie das Verwahren des neuen Organismus. der Meufchhchit fördert. jenes Verwahren. das für jedes befondere Volk den lebenserhaltendfien und lebensfteigerndften Zuftand involvieren wird.

Politik muß in Zukunft bedeuten: ein zielbewußtes Mitarbeiten an diefer höheren Organifation der Menfhheit. wo jeder Staat durch den Rechtsfuß behütet wird. den alle befihen; wo die durch den Friedenszuftand befreiten Kräfte jedes Staates den übrigen zugute kämen: den Staat der Staaten. wo niemand mit Gewalt das Recht zu verfechten braucht. defien Shiißer alle gemeinfam find; wo keiner - um Maeterlincks treffenden Ausdruck zu gebrauchen - auf feine wahrhaft menfhlihe Macht verzichten muß. um die blindefte der Naturkräfte feine Vernunft ergänzen und feine Gerechtigkeit beftimmen zu laffen.

Gewiß werden auch in diefer Staatenbildung Streitigkeiten entftehen. Aber diefe werden mit der Vernunft gegen die Vernunft ausgekämpft werden. niht mit Kanonen gegen Kanonen: mit Willen gegen Willen; niht mit Panzerfhiffen gegen Panzerfhiffe: mit Gefühl gegen Gefühl; niht mit Mine gegen Mine - ganz fo wie die Kämpfe in jedem befonderen Gemeinwefen jetzt ausgekämpft werden.

In den Vereinigten Staaten Europas - und fhließlih der Welt -

,

B

MIO“

wave-.Bw

.:m.q...?.9,,2..., „PZ-...q

:an ?.:W :ZM

.Imam-.MLS c.. Nazi .BLAU

....-„:Q..o,,q u...:aMm.

X x
_u' . .xx Â»k *.
1 .. - xl_
/l x
ll
. - x,
.:
· _ ·

werden die Lebensbedingungen sicherer, die Lebensintensität höher, die Vermehrung der Kulturwerte rascher, die Ausbeute reicher sein - so wie jeder aus Provinzen zusammengefaßte Staat und jeder aus Kleinstaaten zusammengeflochtene Staatenverband schon heute zeigt.

Der Ruffe Novicow, der eine vortreffliche Arbeit über den Frieden geschrieben hat¹⁾ vergleicht das Sonnensystem mit feinen rhythmischen Bewegungen mit dem anarchischen Zustand der Menschheit. Er zeigt, daß der Wille der Menschheit zur höchstmöglichen Lebensintensität mit Notwendigkeit die Assoziation an Stelle der Anarchie setzen und zu jener Rechtsgefellschaft führen muß, von der der Friedensfreund in der vollkommenen Gewißheit träumt, daß dieser Traum die Vernunft - mit anderen Worten die Zukunft - für sich hat, daß die Menschheit schließlich ein Sonnensystem werden wird, wo jeder Himmelskörper eine in sich geschlossene Einheit ist, aber alle sich einträchtig nach einer großen allen gemeinsamen Ordnung bewegen.

Und so wird der Engelsgruß vom Frieden auf Erden sich mit derselben Notwendigkeit verwirklichen, mit der die Nebelflecke sich einft zu Sonnen verdichten; und die Völker werden in ihrem Zusammenleben miteinander ebenso sicher von einem guten Willen geleitet werden, als die Sterne sich jetzt gemäß der Harmonie der Sphären bewegen, wo ein jeder seine den anderen nicht fkrende Bahn verfolgt.

1) 143. jaßtjoe et ?expansion cke lu rie, 1905.

Wilhelm Altmann:

Zwei Briefe Jean Pauls und Ludwig

Börnes an Gottfried Weber.

In dem brieflichen Nachlaß des berühmten Musikktheoretikers

Gottfried Weber (1779-1839)- des Verfassers des großen „Versuch

einer geordneten Theorie der Tonkunst“ der- obwohl er im Haupt-

amt Jurist war auch als Komponist recht Tüchtiges geleistet hat, befinden

sich außer einer Fülle von Briefen rein geschäftlicher Natur und gleich-

gültigen Inhalts eine Anzahl interessanter Briefe von bedeutenden

Musikern und auch zwei Mitteilungen Jean Pauls und Ludwig Börnes.

Diese letzteren sollen hier veröffentlicht werden- da sie für beide Per-

sönlichkeiten recht charakteristische Äußerungen enthalten. Beide Briefe

sind Antwortschreiben auf die Aufforderung Webers (der damals in

Darmstadt lebte) an der von ihm 1824 begründeten „Ercellim Zeitschrift

für die musikalische Welt“ mitzuarbeiten. Jean Paul entpuppt sich in

seinem Schreiben wieder einmal als ein großer Bibliophile- Börne spricht

über sein Verhältnis zur Musik und verweist den „nervösen Theater-

kritikern“ einen Hieb.

Darmstadt den 13. April 1824.

Für den Mai - in diesem Jahre vielleicht der einzige genießbare

Monat - ist meine Reife nach Darmstadt entschieden das immer

stärker magnetisch mich zieht durch Gegend- Musik- Theater und Men-

schen. Und die gültige Einladung in Ihr Haus ist freilich ein freund-

haftlicher Pol mehr. Nur folgen darf ich diesem nicht. Ein Sechziger

bedarf bei seinen vielen eigenfinnigen Bedürfnissen so viele Freiheit- daß

er damit Fremde stören muß, Sie werden aber genug für mich tun -

beinahe so viel als wenn Sie ein Zimmer Ihres Hauses öffneten - wenn

Sie im Vorbeigehen sich nach einem engen Stübchen für mich

umsehen wo ich als Republikaner lebe und herrsche und bezahle und keine

M' >-

W. Altmann: Briefe Jean Pauls u. Börnes an Weber

Möbeln habe als ein altes Kanapee und ein gutes Bett und eine unfcheinbare Aufwartung. Und kaum dies i| fo notwendig vor meiner Ankunft, wenn man in D a r m ft a d t einige Wahl unter den Einfiedlerzellen haben kann. Ihre Güte möcht' ich mir für andere Dinge aufsparen- z. B. für den Zugang zu Bücherfammlungen aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und dem Anfange des 18.

Die heilige „Cäcilia" will ich- fobald und wo ich kannt anzubeten furhen und der Heiligen ein Votiv-Etwas ins Ohrläppchen zu hängen wagent wenn das Etwas gemacht ifi.

Ich freue mich auf Wiederfehen und Wiedergenießen. Ich grüße dankend Ihre fo gütig miteinladende Gattin.

Ihr

ergebenfier

lean Paul Fr. Richter,

ll.

Stuttgart, den 11, März 1825.

Ihre geehrte Zufchrift vom 10. Februar habe ich vorgeftern empfangen. Ich bemerke dies ausdrücklich damit diet wenn auch under-dientel üble Meinungt die Sie von meinem Betragen haben müffen- nicht noch größer werde. Ich habe nämlich das frühere Schreibent deffen Sie erwähnenx gar nicht erhalten. Ihre freundliche Einladung wie fie mir jeßt fchmeichelhaft i|t da Sie fie wiederholent wäre mir auch das erfte Mal ehrenvoll gefchient und ich hätte gewiß nicht verfäumtt Ihnen dafiir zu danken. Reiäyte der gute Wille hin- dann würde ich gewiß einer der eifrigfien Ihrer Mitarbeitert aber ich ver|ehe nichts von Mufikt durchaus nichts. Zwar i| keine Wiffenfrhaft oder Kun| fo einfiedlerifch und unzugänglichl» daß nicht manches- ja vielesF ja alles mit ihr in Verbindung gefeßt werden könn tet aber das gelingt nur dem- der innerhalb jener Kunfi oder Wiffenfchaft fieht. Mein Wirkungskreis liegt weit ab von der Muf ikt und wer fein Haus verläßt- ohne einer andern Wohnung ficher zu fein, der irrt umher und muß unter freiem Himmel fchlafen. Sollte indeffen ein glücklicher Zufall mich einmal in die Nähe Ihrer Kunfi führent dann würde ich gewiß nicht verfäument ihr einen Befuih abzuftatten und um ihre gaftliche Aufnahme zu bitten. Kann ich nun kein Lehrer an Ihrer Auftalt fein- fo werde ich dagegen einer ihrer fleißigften Schüler werden und ich werde in Ihrer Zeitfchrift um

69

so größere Belehrung finden. je mehr ich ihrer in musikalischen Dingen bedarf. Ich kenne sie bis jetzt nur dem guten Rufe nach. in dem sie steht. aber schon das reichhaltige Inhaltsverzeichnis. das Mannigfaltige. das Anziehende und der Ernst der behandelten Gegenstände haben mir die beste Meinung von ihr beigebracht. Auch habe ich mit Vergnügen bemerkt. daß sich Ihre Zeitschrift von der ansteckenden Krankheit der nervösen Theaterkritiken frei zu erhalten gewußt. und das ist das untrügliche Zeichen einer festen Gesundheit.

Ich werde mich in der nächsten Zeit in Frankfurt aufhalten. wo ich sicher Gelegenheit finden werde. mir die Fortsetzungen Ihres Journals zu verschaffen.

Mit ausgezeichnetester Hochachtung

J. P. Börne.

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find... . . . Roman.

Fortfeßung.

Inzwifchen hatte die Angelika eine fchwere Stunde durchlebt. Sie hatte Alexander zu bewegen verfucht, felbft zum Direktor zu gehen und ihm den ganzen Fall wahrheitsgetreu darzutun. Der aber war wie von der Tarantel gefioäßen in die Höhe gefahren und hatte erklärt, daß er fich lieber den kleinen Finger abhacken würde, ehe er einen folchen Schritt unternähme. Es fei gekommen, wie es hatte kommen müffen - vielleicht fei alles eine Fügung Gottes, oder des Schickfals, wie man es zu nennen beliebte, das ihn davor hätte bewahren wollen, fich bis auf die Knochen zu blamieren. Und vielleicht fei es für ihn das Gefcheiteste, das Ränzel zu fchnüren und der Kunft Valet zu fagen. Immer habe er fich mit dem Gedanken getragen, einen anftändigen Schluß zu finden und fich auf keine feigen Zugefiändniffe einzulaffen. Daß er freiliß nicht die Probe auf das Exempel machen könne, fei für ihn ein bitterer Stachel, über den er weniger leicht hinwegkommen würde. Man müßte den Becher bis zur Neige leeren, damit man wüßte, wie einem der Trunk bekäme.

Während des Mittagsemahles nahm er keinen Biffen zu fich, fondern ftarrte nur vor fich hin, fo daß es die Angelika kalt und heiß überlief, da fie das Schlimmfte befürchtete. Und wenn fie fchmerzhaft zu ihm hinüberfah, wich er ihr aus, als täte ihr Anblick ihm weh. Gleich nach Tifch verließ er die Wohnung - und fie war mit ihren Ängften und Sorgen allein.

Was follte nun werden? . . . Es war ja nicht auszudenken, daß alles .Hoffen fo kläglich enden follte. Sie war im ftillen davon überzeugt gewefen, daß der Hamlet ihn zum Siege führen würde. Und nicht fie allein, auch die Kollegen glaubten an einen guten Ausgang, ja felbft die ihn nicht leiden mochten, hielten eine Uberraefchung nicht für ausgefihloffen. Denn alle empfanden den herben Willen und den großen

Die reines Herzens find Felix .Hollaender

Ernflj mit dem er feine Aufgabe zu meiftern fuehte. Nun follte alles das abgefchnitten und er und fie um den Preis aller Mühen betrogen fein] . . . Sie konnte es nicht glauben. Das Schlimmfie war jaj daß er in feinem Starrfinn und Troß auf und davon gehen würdej ohne daß fie ihn zu halten vermochte, Das Herz fiand ihr bei dem Gedanken lill. Was follte denn aus ihr werden . . . Ein kummervolles Sajluchzen fchüttelte ihren Körper.

Stundenlang wartete fie auf feine Heimkehr, Die Dunkelheit brach in ihr kleines Zimmer und hüllte fie ein. Wenn fie Schritte zu hören glaubtej zuckte fie zufammen - aber jedesmal trog fie ihr Hoffen. Ein Zufall wollte esj daß fie beide an diefem Abend nicht zu fpielen hatten. So war wenigfiens die Entfcheidung auf Stunden hinausgefchoben. Was war er für ein Menfchj wenn er fie fo foltern konnte . . . Hatte er überhaupt Liebe für fie? Oder war er ihrer längfi überdrüffig geworden? . . .

Zuweilen glaubte fie,, daß nur ein heimtückifcher Zufall fie zufammengekettet hatte . . . Niemals hatte er ein fiarkes Gefühl für fie befeffen - fie war es gewefenj die fich ihm an den Hals geworfen.

Und auf einmal zuchte es durch ihr Hirnj daß feine Seele der anderen gehörtej der Ingendgefielinj die er nie vergeffen hatte. Sie fchrak zufammen.

Der fihrille Ton der Glocke ging durch das Haus.

Ihr Herzblut ftockte. Sie rührte fich nicht. Sie hatte auf einmal das unabweisbare Gefühj daß in diefer Stunde ihr Leben fich entfchied.

Draußen wurde von neuem geläutet. Die alte Frau mochte nicht zu Haufe fein, Am Ende fianden vor der Tür fremde Menfchen und brachten Alexander heim - und in der nächfien Minute würden fie den Leblofen aufgebahrt haben - und fie ftünde fiarr und fiumm an feinem Totenlagerj unfähigj auch nur einen Lautj aueh nur einen Seufzer von fich zu geben. Sie blickte auf fein bleiches Leidensgefiht - auf die für immer gefchloffenen Augen und wußtej daß das Leben auch aus ihrem Körper fich leife davon machtej daß auch ihr die Sterbeglocken läuteten,

Ein Grauen packte fie und eine unfagbare Angft vor dem Tode.

Schwerfällig und mühfelig erhob fie fichj und langfam fchleppte fie fich zur Flurtürj die fie zitternd öffnete.

Draußen ftand der Theaterdiener - die blaue Mühe auf dem Kopf - und machte eine ftramme Verbeugung,

LZ:: -m - Felix Hollaender: Die reines Herzens find

„Ah. Sie find's.“ fagte fie und atmete dabei tief auf.

„Guten Abend. Fräulein. Ich komme vom Direktor. Er läßt Sie bitten. sich unbedingt noch heute ins Bureau zu bemühen. Er hätte etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen.“

„Wie spät ist es denn?“ fragte sie mechanisch. ohne selbst den Sinn ihrer Worte zu begreifen.

„Um 1/79 herum. Fräulein. Was für einen Befehl darf ich geben?“

„Ach so. Ich soll ins Theater kommen.“ antwortete sie. und ihr war. als ob sie aus einem dumpfen Schlafe erwacht sei, „Schön. ich werde kommen. Befehlen Sie. daß ich kommen werde.“

„Fehlt Ihnen etwas. Fräulein?“ fragte der Theaterdiener bescheiden.

„Nein. nein. ich bin ganz wohl. Grüßen Sie von mir. Verzeihen Sie es nicht.“

Sie schlug krachend die Tür zu und begann vor sich hin zu trällern. Daum zog sie sich in wenigen Minuten an und eilte die Treppen hinunter. Vor dem Haufe blieb sie eine ganze Weile stehen. irrte in das Dunkel und wartete auf Alexander.

„Gut - gut - wie du willst.“ flüsterte sie vor sich hin. und ein bössartiger Ausdruck zeichnete sich in ihre Miene. „Wirf du mich nur beiseite - tritt mich nur mit Füßen - aber dann wundere dich auch nicht. wundere dich nicht. wenn - - -“

Sie brach mitten in ihrem Gedankengange ab und kniff die Lippen fest aufeinander. Was schwatzte sie da für dummes Zeug . . .

Nun eilte sie in Sturmschritten zum Theater. Sie wollte dem Direktor schon beweisen. daß mit ihr nicht zu spaßen sei - mit ihr gewiß nicht. Dem würde sie ein Licht aufleuchten. Sie war gerade in der echten Stimmung - mochte nun daraus werden. was da . .

Jetzt hatte sie den Bühneneingang erreicht. Der Portier zog die Mühe. „Der Herr Direktor erwartet Sie läugelt.“ sagte er devot.

Sie nahm mit ein paar Sätzen die Treppe zum Bureau und klopfte energisch an die Tür.

„Herein!“ tönte es von innen.

Sie öffnete - und ihr erfürer Blick fiel auf den Regisseur. der in unterwürfiger Haltung vor dem Direktor stand und jetzt. ohne sie zu grüßen. das Zimmer verließ.

Das kann ja gut werden - dachte sie.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Wollen Sie sich nicht setzen?“ Der Direktor machte eine einladende Handbewegung.

„Danke, ich kann stehen.“ entgegnete sie kurz und festete ein feindliches Gesicht auf. Jetzt mußte der Kampf beginnen. Der Direktor schwie jedoch. Sie wartete ein paar Minuten.

„Was wollen Sie denn von mir?“ brach sie unvermittelt los - nicht fähig, ihre Unruhe länger zu verbergen.

„Ich denke, Sie wollten mich sprechen!“

Sie sah ihn perplex an.

„Haben Sie die Absicht mit mir zu scherzen?“

„Beileibe nicht - mein Fräulein. Ich vermutete nur, Sie hätten den Wunsch sich über den heutigen Vorfall auf der Probe mit mir auseinanderzusetzen.“

Sein Ton klang ruhig und ernst.

Sie hielt sich an der Stuhllehne fest um ihrer Erregung Herr zu werden. Ihre Miene hatte einen Leidenszug, der sie wunderbar veredelte.

„Ich weiß nicht.“ sagte sie zögernd. „ob ich das Recht habe in dieser Sache das Wort zu führen - derjenige -“

„Lassen wir die Kompetenz beiseite. Ich ziehe es vor, mit Ihnen zu verhandeln. Wenn noch etwas zu retten ist, so kann es nur auf diesem Wege geschehen.“

„Gut“ erwiderte sie. „nur bin ich mir darüber unklar! was unfererfeits zu tun ist. Alexander Oblomoff ist in schamloser Weise herausgefordert worden - er war in der Notwehr und - -“

„- - hat sich in der brutalsten Weise gegen seinen Vorgesetzten vergangen.“ ergänzte der Direktor.

„Wir sind doch nicht beim Militär.“ schrie sie auf und ihre Stimme bekam einen leidenschaftlichen Klang.

„Gewiß nicht. Aber wenn beim Theater die Disziplin aufhört, so können wir schließen.“ antwortete er trocken. „Im übrigen wollen wir uns darüber nicht unterhalten, mein Fräulein. Das ist nicht der Zweck der Übung. Ich bin unter diesen Umständen zu dem Entschluß gelangt, von der Hamletvorstellung abzugehen und Herrn Oblomoff auf der Stelle zu entlassen. Ihr Vertrag bleibt deffenungeachtet selbstverständlich bestehen.“

Er hielt inne und sah sie prüfend an.

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“

Ihre Lippen waren weiß geworden. und aus ihren Augen flackerte ein unflätes Feuer.

„Sie fehen doch. daß ich in einer Zwangslage bin. Ich kann um diefes Hißkopfes willen mein Theater nicht in Frage fiellen.“

„Ich bitte. helfen Sie mir!“ fagte fie. Das Wort kam ihr fchwer von der Zunge.

„Sind Sie imfiande, den .Herrn zu veranlaffen- daß er auf der Bühne den Regifieur vor den Kollegen um Verzeihung bittet. fo will ich die Sache einrenken. Das ift das Äußerfte was ich in diefem Falle zu tun vermag. Es gefchieht lediglich Ihretwegen. Ich möchte Ihnen einen Beweis meiner Achtung geben.“

„Niemals wird er das tun - niemals.“ wiederholte fie tonlos und ihre Züge waren in grenzenlofen Jammer getaucht,

„Dann kann ich Ihnen nicht helfen. Die Freiheit meiner Bewegung ifi begrenzter als Sie zu glauben fcheinen.“ Diefe Formel gefiel ihm ausnehmend. Er blickte fie durchdringend an. als wollte er den Eindru> feiner Worte feftftellen.

„So bleibe ich natürlich auch keine Stunde. länger an Ihrem Theater/“ entgegnete fie.

„Sie find fich über Ihre Verpflichtungen offenbar völlig im unklaren, Solange Ihr Kontrakt dauert,“ dürfen Sie an keiner anderen Bühne fpielen, abgefehen davon. daß Sie auch mitten in der Saifon nirgends ein Engagement finden würden. - Wo wollen Sie denn hin - auf die Straße - verhungern? Kommen Sie doch zu Verfiande und machen Sie keine Dummheiten! Sie wiffenf daß ich es gut mit Ihnen meine.“

Jedes feiner Worte traf fie wie ein Hieb. Sie wußte- daß er in allem recht hatte. daß fie feinem Willen wehrlos ausgeliefert waren. Und nicht mehr fähig- fich aufrecht zu haltenz brach fie auf dem Stuhl zufammen. das Geficht in den Händen bergend.

Der Direktor war hinter fie getreten und hatte einen Moment feine Rechte auf ihr fchimmerndes Haar gelegt, Sie ließ es gefchehen.

Er zog aber fofort die Hand zurü>„ als füraytete er. eine Unklugheit zu begehen.

„Darf ich Ihnen einen Vorfchlag machen?“ fagte er völlig unvermittelt und fah fie demütig an.

Da fie kein Wort erwidertef fuhr er fort: „Ich bin todmüde und

Die reines Herzens find Felix Hollaender abgepannt. Ich muß etwas zu mir nehmen. Seien Sie mein Gafi - vielleicht finden wir während des Efiens einen Ausweg."

Sie machte eine ängftliche. abwehrende Bewegung.

„Ich will mich um Gottes willen nicht aufdrängen,** feßte er rafch hinzu.

Was ging in ihr vor? Eine Reihe widerfpruchsvoller Gedanken jagte durch ihren armen Schädel. Was follte fie tun? Wenn fie jeßt nein fagte. war Alexanders Schiclfal befiegelt . . . Der Direktor ftand mit gefenktem Kopf. wie ein unterwürfiger Schuljunge. vor ihr. Wer wußte. wann Alexander heimkam. An freien Abenden blieb er in der Regel fo lange fort. daß fie ihn gewöhnlich erft am andern Morgen wiederfah. -- Er mied ihren Anblick. Das war ehemdem anders gewefen.

Da war er des Nachts zu ihr gefchlichen. fobald die alte Frau eingefchlafen war - und in diefen Stunden der Dunkelheit und Stille hatte eines dem anderen fein Herz ausgefchüttet - und eng aneinandergefchmiegt waren fie fih ihres tiefen Zusammenhangs bewußt geworden. Ein Gefühl der Bitterkeit flieg ihr bis zur Kehle. Sie war diefelbe geblieben - fie hatte fich nicht geändert.

„Nun?" fragte der Direktor.

Sie fah ihn fafiungslos und verwirrt an, als wäre fie jäh aus tiefem Schlaf erwacht,

„Ich habe keine Schlüfiel bei mir." meinte fie kleinlaut.

„Tut nichts. Wir fahren erfi zu Ihnen und holen die Sällüffel - fagen Sie ja - und wir können gehen." Er hatte ihre Hand ergriffenj die er in leifem Drucke fefihielt.

Angelika, Angelika. geh ihm nicht in die Schlinge. flüfterte eine Stimme.

Sie wurde rot wie Blut und entzog fich ihm. Und das Anglt-gefühl. das wie ein böfer Alb auf ihr gelafiet hatte; wich.

Sie kniff das linke Auge halb zufammen und fixierte ihn von oben bis unten.

„Hat es auch einen Zweck. wenn ich Ihnen folge?" fragte fie in fcharfem Ton.

„Ich glaube wohl!"

„Gut, Ich komme."

Schweigend ftiegen fie die Treppe hinab. Unten erwartete fie bereits ein Wagen.

„Zuerfi zu mir." befahl fie.

Celir Hollaender: Die reines Herzens find
 Der Direktor gab dem Kutfcher die entfprechende Weifung.
 Wenn Alexander zu Haufe ift. laffe ich ihn unten warten. bis er
 zur Salzfäule erfiarrt. dachte fie im ftillen. Und leife betete fie: Lieber
 Gott. gib. daß er zu Haufe ift.
 Leichtfüßig. klopfenden Herzens. flog fie die Treppen hinauf. Die
 alte Frau fchließ. und Alexanders Zimmer war leer.
 Sie biß die Zähne zufammen. um nicht laut aufzuheulen. Dann
 nahm fie aus der Kommode einen blaueidenen Schal. den fie um die
 Schultern warf. fleckte den Hausfchliiffel in die Tafche und eilte die
 Stiegen hinunter.
 Während der Fahrt fprach fie keine Silbe - und auch der Direktor
 war ftumm wie ein Fifth.
 Sie traten in ein hell erleuchtetes Lokal. in dem der Direktor mit
 refpektvollem Gruß von den Kellnern empfangen wurde. Er lüftete
 nur leicht den Hut und tat fehr von oben herab.
 In einer der kleinen Nifchen. aus denen der fchmale. korridor-
 mäßige Raum beftand. nahmen fie Platz.
 Der Direktor war ihr beim Ablegen des Läckchens behilfliä).
 Sie feste eine hochmütige Miene auf und tat wie eine Prinzeffin.
 Als fie auf dem kleinen. fchmalen Sofa Platz nahm. wollte der Direktor
 fich neben fie feßen.
 ..Bitte. hier ift ja noch ein Stuhl." fagte fie in dezidiertem Ton.
 ..Wie Sie befehlen." antwortete er und folgte* gehorfam ihrer
 Aufforderung. I
 Er klingelte. und der Kellner erfäjien.
 ..Stellen Sie mir ein kleines Souper zufammen. und bringen Sie
 vorher ein paar Auftern und Kaviar - etwas rafch. wenn ich bitten
 darf."
 ..Und was belieben der Herr Direktor zu trinken?"
 ..Mumm ertra dry!"
 ..Sofort. Herr Direktor!"
 ..Sie find wohl fehr bekannt hier?" fragte die Angelika mit einem
 fpöttifchen Lächeln.
 ..Es ift mein Stammlokal. Es gibt nämlich nur ganz wenige
 Reftaurants." fügte er ernfthaft hinzu. ..in denen man etwas Anftän-
 diges zu effen kriegt."
 ..Na." fagte fie. ..hier mögen wohl fchon viele Damen mit Ihnen
 gewefen fein!"

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Wie kommen Sie darauf?“

„Man hört fo allerlei am Theater!“

„Glauben Sie doch nicht diefen Tratfch - nirgends wird mehr geklatfcht als beim Theater - das ift doch eine bekannte Tatfachel“

„Demnach find Sie ein Heiliger - um fo befier!“

„Ein Heiliger - nein. Dazu fpüre ich kein Talent in mir. Aber jedenfalls ift mein Ruf fchlechter als ich.“

„Wie treuherzig Sie das fagen.“ Sie lachte in fich hinein und maß ihn mit einem höhnifchen Blick.

„Bin ich Ihnen unfympathifch?“

„Sehr!“

„Sehen Sie. das habe ich gewußt.“ entgegnete er. ohne im mindeften beleidigt zu fein, „Darum reizen Sie mich gerade fo. Ich möchte Ihnen eine andere Meinung über mich beibringen - ich möchte Sie zwingen - - -“

„Erfparen Sie fich die Mühe. Das gelingt Ihnen niemals!“

„Glauben Sie wirklich?“

„Ich weiß es.“

„Und wenn Sie doch irrten?“

„Das ift einfach ausgefchloffen.“

„Ich fühle aber. daß Sie mein Typ find.“

„Und ich verbitte mir diefe Zweideutigkeiten. Sonft ftehe ich auf. Sie fcheinen fich doch in meiner Perfon zu irren.“

In diefem Augenblick brachte der Kellner die Auftern. den Kaviar und in einem Eiskühler den Sekt.

Der Direktor reichte ihr die Schüffel.

Sie lehnte dankend ab.

„Sie mögen Auftern nicht?“

„IH weiß es nicht.“

Er fah fie erfiaunt an.

„Man ifi wohl fehr ungebildet. wenn man in feinem Leben noch keine Außern gefchlürft hat?“

„Es gehört gewifßermaßen zur Kultur.“ antwortete er. „und außerdem ift es ein großer Genuß. Verfuäßen Sie es doäf einmal.“

„Ich danke wirklich.“

„Und wenn ich Sie darum bitte.“

„So fage ich nein. Mein Gefühl ift dagegen - und man foll nichts gegen fein Gefühl tun.“

Felix .Hollaenderc _ Die reines Herzens find

„Das haben Sie fehr nett gefagt. Und weswegen ifi Ihr Gefühl gegen den Genuß von Auftern? Fürchten Sie fich zu vergiften?“

„Das ifi es. Ich fürchte mich zu vergiften.“ Diefte Worte fprach fie in einem merkwürdigen Ton.

Er nahm von ungefähr aus der Wefientafche fein Monokel und betrachtete fie. Dann goß er langfam den kalten Sekt in ihr Glas. ftrich vorfichtig Butter auf das geröftete Weißbrot und bedeckte es bis zum leßten Pünktchen mit dem graukörnigen Kaviar.

„Hier.“ fagte er und legte das zurechtgemachte Brot auf ihren Teller. „Und nun laffen Sie uns anftoßen.“

Sie zauderte noch einen Moment, Er ließ fie indeffen nicht aus den Augen.

Und gegen ihren Willen hob fie das Glas.

„Zum Wohle.“

Die Gläfer klangen leife zufammen. während ein Fröfteln durch ihren Körper ging. Am liebften wäre fie aufgeprungen und Hals über Kopf aus dem Lokal gelaufen.

„Aber Kaviar haben Sie öfter als einmal gegeben?“

„Ia.“ antwortete fie. „bei Afchinger - fünfzehn Pfennige das Brötchen.“

Er lachte amüfiert auf.

„Sie find kofibar. kleines Fräulein!“

„Natürlich waren das nur Ausnahmefälle.“

„Wiefo?“ forfchte er. *

„Weil man in der Regel nur Zehnpfennigbrötchen ißt. Ia. glauben Sie.“ fuhr fie fort - und auf einmal durchdrang fie eine Art von wütendem Klafiengefühl -* „daß man bei der Gage große Sprünge machen kann?“

Er zuckte die Achfeln.

„Jeder ifi feines Glückes Schmied. Wie lange kennen Sie eigentlich Ihren Freund?“

„Bitte. eraminieren Sie mich nicht. Sagen Sie mir fiatt deffen endlich. wie Sie uns helfen wollen. Er muß den Hamlet fpielen, kofie es. was es wolle.“

„Abgemacht, Ich nehme Sie beim Wort.“ Und mit den Augen zwinkernd. feßte er bedeutfam hinzu: „Sie zahlen den Kaufpreis.“

„Wie meinen Sie das?“

„Davon wollen wir fpäter reden.“

Die reines Herzens find Felix Hollaender

W

„Ieß wenn ich bitten darf.“

„In diefem Falle dürfen Sie nicht bitten - und nicht befehlen.

denn zuerft wird gegeben.“

Der Kellner trug warme Hummern mit getrüffelter Butter auf.
nachdem auf Kaviar und Aufthern Schildkrötenfuppe - in Taffen fer-
viert -- gefolgt war.

„Tun Sie mir den Gefallen und effen Sie - es fchmeckt mir
fonfi auch nicht. Und haben Sie ein bißchen Vertrauen zu mir. Sie
werden es nicht bereuen.“

Sie folgte gehorfam. Aber ein verforchter und vergriibelter Aus-
druck blieb auf ihrem Geficht.

Er goß von neuem die Kelche voll.

„Dieses Glas trinken wir mit einem Zuge auf das Wohl des Herrn
Oblomoff - auf - den Hamlet! Er foll leben!“

„Ihr Wort in Gottes Mund!“ Bis auf den lehren Tropfen leerte
fie das Glas. Und auf einmal kam eine gefegnete, fröhliche Stimmung
über fie. Der Abend mußte ja gut enden. Und was fie tat, tat fie
um Alexanders willen. Ihr Mißtrauen gegen den Direktor erfchien
ihr übertrieben. Vielleicht hatte fie den Menfälen falfch tariert, und
er war im Grunde anfiändiger, als fie glaubte - ein Suitier, aber nicht
böartig.

Mit einem inneren Behagen fchliirfte fie den kalten Sekt, der ihr
prickelnd in die Nafe flog und - wie fie deutlich fpürte - ihr Blut
auf eine feltfame Weife riefelu machte. Und der Duft der guten
Speifen, die gar kein Ende nehmen wollten, fchuf eine ihr fremde
Atmofphäre. Eine wohlige Müdigkeit kam über fie. Und wieder
nippte fie an dem Glafe, das immer bis an den Rand gefüllt war, als
f'tünde ein unerfchöpflicher Zauberkelch vor ihr. Und plötzlich faß der
Direktor an ihrer Seite, hatte die breite Hand auf ihren Schoß gelegt
und fein Geficht bedenklich dem ihrigen genähert. Sie wollte fich zur
Wehr fehen, wollte laut um Hilfe rufen - jedoch ehe fie fich's verfah,
verfchloß er ihr den Mund mit Küffen und zog fie fo feft an fich, daß
ihr Widerftand zerbrach. Sie ftarrte ihn faffungslos, verfiört und tod-
müde an - aber fie rührte fich nicht. Wie verfteinert war fie, und
gleiäzeitig fpürte fie noch zu ihrem Grauen, wie fie nicht ganz willenlos
einer phyfifchen Gewalt erlag. Dann half ihr der Direktor beim An-
ziehen ihres Iäckchens, und nicht viel fpäter faß fie neben ihm im Wagen.

frau.
Nach 1830
x
Â» beodorc Rouf

·
o. ".
.
_Mot-S Laien-xi...
i'
er
Schur
.4..
K.
im von
1.1.?! "
Lo
El
I
*7711171
,
-
c.
k
.
.
e
Par
_*Â»V -

/
x.
0.: [M7.
„jYZW'Z'KZT7
0:: .xd /
·_ *7„
:,_ C-qx.1x?;>-
-i„'-M
(jL/»1: x x
x;-
/xk

Felix .Hollaenderc .Die reines Herzens find

während er ihre beiden Hände fest umklammert hielt. so daß sie sich nicht zu rühren vermöchte. Die körperliche Wärme. die von ihm ausging. flößte ihr Entsetzen ein - aber eine lähmende Furcht schnürte ihr die Kehle zu.

Und auf einmal - sie wußte selbst nicht. wie - war sie oben im Schlafzimmer des Direktors. saß zusammengebrochen auf einem weißen Poliertuhl und ein heftigeres Weinen entrang sich ihr. Noch immer halb betäubt - das Haar zerzaust -- verlangte sie. daß er sie freigäbe. Aber der Direktor hatte auf all ihr Bitten nur ein infames. stummes Lächeln. Ungeniert hatte er den Rock abgeworfen und eine Hausjoppe sich angezogen. Und mit einer zynischen Miene forderte er sie auf. es sich ebenfalls bequem zu machen. ..Wenn man gut gegessen und getrunken hat. werden einem die Kleider lästig." sagte er mit einem breiten Grinsen. „Wenn Sie mich jetzt nicht hinauslassen. schreie ich. daß das ganze Haus wach wird.“ ließ sie verzweifelt hervor.

* Er blickte sie spöttisch an. ..Das wird Ihnen verdammt wenig nützen. Das Zimmer ist so gelegen. daß uns niemand hört." . . . Was nun folgte. war ein wirrer. böser Traum. von dem eine entsetzliche Erinnerung in ihr zurückblieb. Es wurde plötzlich ganz dunkel im Zimmer. und sie rang mit diesem Menschen auf Leben und Tod. bis ihr der Atem ausging und die Befinnung schwand. Viele Stunden später erwachte sie. Sie lag in einem weißen Himmelbett. Auf dem Nachttisch brannte eine elektrische Lampe. und auf dem Bettrand saß halb entkleidet der Direktor. Ihre Glieder waren wie abge schlagen. und der Kopf schmerzte sie. daß sie laut hätte weinen mögen. wenn dazu nur die Kraft in ihr gewesen wäre.

Der Direktor sprach fortwährend in sie hinein. ohne daß sie sich rührte. Einmal wurde der Gedanke durch ihr Hirn. ob sie denn noch lebendig sei. Denn irgend etwas war in ihr ertötet und abgestorben - so viel fand sie. Sie ließ es willenlos geschehen. wenn er ihre Hand nahm oder ihre Stirn betastete.

„So rühren Sie sich doch endlich." sagte er grob. ..Sie tun ja gerade so. als ob Sie noch die Unschuld vom Lande wären. Mia) brauchen Sie doch nicht mehr von Ihrem Talent zu überzeugen." In ihr blaßes Gesicht trat ein jammervoller Leidenszug. der ihn erschreckte - und als sie nun gar die Augen unheimlich aufriß und ihre Miene einen irren und verstörten Ausdruck erhielt. wurde er ängstlich,

Die reines .Herzens find Felix Hollaender

„Herr des Himmels. ist Ihnen schlecht? So reden Sie doch ein einziges Wort.“

Sie richtete sich halb in den Kissen auf. und mit vorgefirecktem Halfe fiarrte sie in die Luft. Gleich darauf fank sie wieder zurück und schloß die Augen.

„Hören Sie mich mal an!“

Er packte sie hart an ihrem rechten Handgelenk.

„Umfonfi ifi der Tod. und alles in der Welt hat feinen Kaufpreis.

Kennen Sie die Gefchichte von der ausgehungerten Fefung. die kurz vor der Kapitulation fand? Nun. Sie kennen sie wahrfeheinlich nicht.

Ich will Ihnen mit drei Worten die Pointe fagen. Als es in der Fefung Matthäi am lebten war. ging die fchönfte Jungfrau zu dem feindlichen Feldherrn. der ein bekannter Weiberfreund war. und fragte kurz und entfchloffen: Nimm mich für eine Nacht. aber gib die Stadt frei. Was foll ich Ihnen weiter fagen. Die beiden wurden handels-einig - die Fefung war gerettet. Der guten Jungfrau aber festen die Bewohner der Stadt für ihre Treue ein Denkmal. und an dem Haufe. in dem sie geboren war. wurde eine Gedenktafel angebracht . . . So belohnte sich ihre Tugend. In unfere Sprache übertragen: Ihr Alexander Oblomoff wird den Hamlet fpielen - und keine Seele erfährt etwas von diefer Begebenheit. wenn Sie darauf Wert legen. Ich laffe nicht einmal eine Gedenktafel anbringen . . . Und nun hübfäj vernünftig fein. Sie bleiben jetzt allein. damit Sie Ihre Toilette in Ordnung bringen können.“

Er trat in das Nebenzimmer. Eine Weile horchte sie angeftrengt. ehe sie ihre letzte Kraft zufammenraffte und sich fchwerfällig erhob . . . Er wollte sie nach Haufe begleiten - aber sie maß ihn mit einem fo verächtlichen Blick. daß er eingefchüchtert zurückwich.

„Wie Sie wollen . . . wie Sie befehlen. kleines Fräulein . . .

Bin immer zu Dienften - fiets Ihr ergebenfter Diener! . . .“

Sie wankte die Treppe hinunter - betäubt und ohne Zusammenhang mit sich felbst. Leer und ausgebrannt taumelte sie durch die ver-laffenen Straßen. Als sie vor ihrem Haufe angelangt war. graute der Morgen. Wie ein Dieb - auf das Geländer gefüßt - kroch sie die Stiegen hinauf . . .

Fortfeßung in der November-Nummer.

Ricarda Huch:
Merkwürdige Menschen und Schicksale
aus dem Zeitalter des Risorgimento.

1).

Federico Confalonieri.

Schluß.

Während der Reife nach dem Spielberg, die langsam im Wagen gemacht wurde, verschlimmerte sich der Zustand des Grafen so sehr, daß er in Villach zurückbleiben mußte, von wo er, anstatt den andern zu folgen, nach Wien gebracht wurde, um noch einmal zu Gefändnissen veranlaßt zu werden. Dort umgab man den Gefangenen mit allen Bequemlichkeiten feines Standes und stellte ihm einen eleganten Salon zur Verfügung, in dem er abends am Teetisch den Fürsten Metternich empfing. Zu diesem auffallenden Verfahren, das man immer als eine unwürdige Maßregel des Kaisers betrachtet hat, um "Confalonieri zu befrieden, scheint dieser selbst den Anlaß gegeben zu haben, indem er während des Verhörs andeutete, daß er etwa geneigt sein würde, dem Kaiser selbst weitläufigere Eröffnungen als bisher zu machen. Vermutlich folgte Confalonieri dabei seinem Hange, sich noch Möglichkeiten offen zu lassen, zunächst noch Herr der Lage zu bleiben; auch mag er gedacht haben, daß er seiner Frau zuliebe alles versuchen, sich so weit beugen müßte, wie er ohne Schaden seiner Ehre könne. Obwohl nun die Unterhaltung, die er mit Metternich führte, sowohl von ihm selbst wie von dem Fürsten wiedergegeben ist, wird doch kaum jemals festzustellen sein, ob es der österreichischen Regierung wirklich, wie man gemeint hat, hauptsächlich darauf ankam, Zeugnisse gegen Karl Albert von Carignan zu erhalten, der zugunsten des mit einer Österreicherin vermählten Herzogs von Modena von der Thronfolge in Piemont ausgechloffen werden sollte. Nach Metternichs Darstellung habe er Confalonieri

6* 83

sofort erklärt. er komme nicht als Richter oder Polizist zu ihm. sondern einzig als Politiker. und hoffe von ihm etwas über die Verzweigung der liberalen Partei in Europa zu erfahren. Der Graf erging sich zur Antwort in allgemeinen Erörterungen. wie während des Prozesses. die keine wesentliche Bedeutung für Metternich hatten. erklärte sich indessen bereit. eine Reihe an ihn gerichteter Fragen auf dem Spielberg zu beantworten. Dies konnte ebenfalls die höfliche Einkleidung seines Abfalls fein oder aber das Festhalten an seinem System. den Feind hinzuhalten und eigentlich irrezuführen. Das war jedenfalls die Auffassung Metternichs. der seinen Bericht an den Kaiser mit den Worten schloß. nach dem Eindruck. den Eonfalonieri auf ihn gemacht habe. glaube er schwerlich. daß er vor der Veröffentlichung einer Amnestie irgend etwas offenbaren werde.

Die Erbitterung des Kaisers gegen Eonfalonieri. von dessen Begnadigung er nie etwas hören wollte. die ihn unerbittlich noch gegen die fterbende Tereza machte. die zu einer Art Überlieferung in seinem Hause wurde. so daß sie nach Franzens Tode noch fortwirkte. beweist klarer als alles. daß der Graf in dieser Verführung sich selbst treu blieb.

Nachdem diese Unterredung mit Metternich erfolglos verlaufen war. wurde Eonfalonieri nach dem Spielberg geführt.

Wie qualvoll die Verurteilten oder deren Angehörige sich das Leben der Gefangenen im Spielberg vorfielen mochten. war es in Wirklichkeit doch weit unerträglicher. Die Zelle. die meistens zwei miteinander teilten. war eng. dunkel. oft feucht. und enthielt als einziges Möbel eine Pritsche. auf der zu schlafen man sich nur langsam gewöhnen konnte; Kranken wurde ein Strohfack gestattet. Das Essen. das in Brot und einer wässerigen Suppe mit ein paar Brocken harten Fleisches bestand. war den meisten ungenießbar. die Krankenkost. die man anstatt dessen nehmen konnte. reichte nur zur notdürftigsten Ernährung nicht aus; auch litten alle Gefangenen Hunger. und einige starben an Entkräftung. Der tägliche Spaziergang fand auf einer Terrasse statt. deren Besuch während der langen Wintermonate die Kälte. gegen die kein Schutz durch wärmere Kleidung gewährt wurde. oft unmöglich machte. In der ersten Zeit wurden den Gefangenen Bücher gelassen. später nur Gebetbücher. Die einzige Erleichterung dieses Daseins. es mit einem Schicksalsgefährten zu teilen. konnte. da der Wille des Kaisers über die Zusammenpaarung entschied. ebenfalls zur bittersten Verschärfung des Leidens werden. Eonfalonieri war entweder allein oder mit Alexandre Andryane vereinigt. dem jungen

Franzosen. der. schon bevor er ihn persönlich kannte. ihn schwärmerisch verehrte und faßt wie ein Mädchen an einem geliebten Manne an ihm hing. Die unbedingte Hingebung des klugen. lebhaften. nicht unedel veranlagten jungen Mannes mußte Eonfalonieri wohl tun. noch mehr das Bewußtsein. daß seine Gegenwart dem Armen die Gefangenschaft erträglicher. in gewisser Hinsicht lieb machte; doch scheint es. daß die beständige Nähe eines Menschen. der durch Nationalität und Temperament sehr von ihm verschieden war. ihn zuweilen ebenföhr belästet wie getröstet habe.

Immerhin konnte. namentlich in den ersten Jahren. manche Stunde durch Gespräch verkürzt werden. Für Eonfalonieri war die Lage schwieriger als für viele andere. die wenigstens. solange sie Bücher und Schreibzeug hatten. sich eine angenehme. ja bis zu einem gewissen Grade beglückende Beschäftigung verschaffen konnten. Silvio Pellico. Borfieri. Maroncelli. Andryane dichteten. suchten sich irgend eine Form für ihre Beträchtungen und Einfälle und lernten das Entfandene auswendig. wenn sie es nicht niederfchreiben konnten. dadurch zeitweise über die Wirklichkeit hinweggetäuscht und erhoben. Eonfalonieri hatte keine Phantafie: der Zauber. der nackte Kerkerwäude mit Blumen überfchütten und die wüßte Einfamkeit mit schönen Erfcheinungen bevölkern kann. tröstete ihn nicht. Seine Produktivität lag nur auf dem Gebiete tätiger Wirksamkeit. und wenn der kranke Mann stundenlang in unbequemer Lage an der Mauer kniete. um sich durch Klopfen mit dem unglücklichen Nachbar. dem Hauptmann Moretti. zu unterhalten. der ohne Gefährten oder mit einem verhaßten vereinigt war. so gab er sich selbst damit die einzige Befriedigung. die er seiner Natur nach unter diesen Umfkänden haben konnte. Während der Unterfuchungshaft in Mailand hatte er viel gelesen: Sismondi. die Stadl. Scott. Buffon und Rouffeau. Am liebsten las er deutsche Bücher. und zwar wünschte er sie. wie er seiner Frau fchrieb. die ihn damals mit Büchern verforgte. nicht in Nachahmungen alla france-86. die die Schönheit des Originals entfielten. sondern in guten. treuen Überfetzungen. Was ihn intereffierte. waren die exakten Wiffenschaften. Gefchichte. Reifebeschreibungen. Nationalökonomie; das zwecklos Schöne zu genießen. scheint ihm nicht gegeben gewesen zu fein. Es beglückte ihn nicht wie andere. aus dem kleinen Fenster des Kerkers zu sehen. von wo aus der Blick die mährische Ebene mit dem Schlachtfeld von Aufterliß umfaßte. noch der leise geflöteten Melodie eines Freundes zuzuhören; nichts was seine Sinne aufnahmen.

feffelte feine Seele fo, daß fie fich felbft mit ihren Schmerzen darin ver-
geffen hätte.

Troft gewährte Confalonieri nach feiner eigenen Ausfage die Re-
ligion. Daß die lange Zeit fäjäwerer Kerkerhaft Unterworfenen fromm
werden, wie man es auszudrücken pflegt, ift natürlich, auch abgefehen
davon, daß der Schwache in einem Zuſtande bitterer Verlaſſenheit
nach einer Stütze fucht, die er fich felbft nicht geben kann; denn indem
dem Menſchen das Irdische entſchwindet, wird er auf das Geiftige hin-
gelenkt, das in feiner reinften Form als Philoſophie und Religion zu
faſſen ift. Zum Betriebe irgend einer Wiſſenſchaft fehlte es den vom
Leben Abgeſchloſſenen an allen Hilfsmitteln. Der Italiener, im all-
gemeinen nicht philoſophiſch veranlagt, ift, wenn man von den Aus-
nahmen abſieht, entweder gläubiger Katholik oder Atheiſt. Letzteres
war Confalonieri nicht: er teilte die in feiner Jugend allgemeine Ver-
ehrung für Pius bill., und die päpſtliche Verdammung der Carbonari
trug mit dazu bei, ihm die Gefellſchaft unfympathiſch zu machen. Er
war fo angelegt, daß er wohl an dem Wert und der Berechtigung einer
Staatsform zweifeln konnte, nicht aber an dem überkommenen Glauben;
hierin fügte er ſich Autoritäten. Daß ihm der Begriff Gott etwas Er-
habeneres und Geiftigeres bedeutete als irgend einem frommen Bauern,
ifft felbftverſtändlich; jedenfalls fand er keinen Grund, das alte Gebäude
der Kirche mit Zweifeln anzutafeln. Eine Angelegenheit des Herzens
war ihm der Glaube früher nieft gewefen; eben diefe Entwi>lung fand
auf dem Spielberge ftatt. Zwei Bücher, die Gedanken Pascals über
Religion und die Bekenntniſſe des Auguſtinus, gewährten ihm dabei eine
außerordentliche Anregung. Das Weſentliche war, daß es ihm mehr
und mehr gelang, ſich von feinem eigenen Willen abzulöſen und einen
umfaſſenderen Standpunkt als den feines Ich zu gewinnen, was er nach
der Sprache, die ihm damals geläufig war, Ergebung in Gott nannte.
Es kommt dazu, daß er ſich im Glauben mit Terefa vereinigt fühlte, und
wie Liebende fkets danach ftreben, dieſelben Anſichten und womöglich
dieſelbe Befchäftigung zu haben, mag es ihm eine ſchmerzliche Genug-
tuung gewefen ſein, der teuren Entriffenen, gewaltſam Ferngehaltenen
in einem Gefühle zu begegnen.

Eine Frucht des Unglücks und der Einfamkeit war die Religioſität
Confalonieris, keineswegs der Schwäche. Während manchem feiner Mit-
gefangenen der Umgang mit den Geiftlichen und die Teilnahme an den
Gnadengaben der Kirche tröſtlich war, hielt er ſich davon zurück. Mehrere

Jahre lang verfeh das Amt des Priefters auf dem Spielberge ein Abt Paulovich. ein Dalmatiner niederer Herkunft. befchränkt. eingebildet und gefühllos. ein Werkzeug des Kaifers. von dem er Beförderung erhoffte. Die meiften Gefangenen ließen fich seine Seelforge gefallen. teils weil fie die Priefterswürde in ihm ehrten. teils weil fie nach den Zeremonien ihres Glaubens ein aufrichtiges Verlangen hatten. vielleicht auch war der Wunfih. fich gegen einen Menfchen auszufprechen. der von draußen kam und die Pflicht hatte. auf die Gedanken feiner Schußbefohlenen einzugehen. fie zu tröften und zu ermutigen. als fiarker Antrieb mit im Spiele. Eonfalonieri durchfchaute. daß Paulovich die Beichte dazu benutzen wollte. um von den Gefangenen und namentlich von ihm Gefändnisse zu erpreffen. und weigerte fich darum. das Abendmahl aus feiner Hand zu empfangen. Ohnehin mag es dem ftolzen Manne fchwerer als anderen geworden fein. fich vor einem weder geiftig überlegenen noch heiligen Menfchen. einer Kreatur des Kaifers. wie vor einem Stellvertreter Gottes zu beugen. Den Priefters. der fich unter der Larve eines geweihten Amtes zum Spion machte. achtete er nicht als folchen. und die Überlegung. daß er. indem er den Groll des Pfaffen erregte. zugleich die Rachfucht des Kaifers fteigerte. beeinflufte ihn nicht. Einzig der Gedanke. daß Terefa von feinem Verhalten erfahren und fich darüber betrüben könnte. war ihm fchmerzlich. bewog ihn aber doch nicht. seine ablehnende Haltung gegen Paulovich zu ändern. Der Zorn des Kaifers. der die Religion als Mittel gebrauchte. um seine befiegten Feinde zu erniedrigen. war maßlos. als er Eonfalonieri unbeugfam fand. In den ersten Jahren der Gefangenfchaft mag die Hoffnung auf Flucht. wozu Terefa unabläffig Pläne machte. die fchweremütige Zeit zuweilen verkürzt haben. Es fcheint. daß im ganzen dreimal Verfuche gemacht wurden. von denen wir nur unvollkommen unterrichtet find. da die Beteiligten alle fich über eine fo heikle Sache nur andeutungsweise äußerten. Der erste mißglückte. weil der alte Kerkermeister Schiller. dem Silvio Pellico in seinen Denkwürdigkeiten ein dauerndes Denkmal gefeßt hat. und der geneigt war den unglücklichen Grafen zu retten. um die anberaumte Zeit wegen seiner Nachficht gegen die Italiener seines Amtes enthoben wurde. Die größte Gewähr des Gelingens foll der dritte Fluchtplan geboten haben. der fo weit zur Ausführung kam. daß ein Bruder Terefas. Graf Camillo Eafati. in Verkleidung und unter falphem Namen in Brunn anlangte. um seinen Schwager im Wagen über die Grenze zu bringen. Unter den Angestellten des Spielbergs waren

Eingeweihte, die für das Entkommen Eonfalonieris geforgt hätten, deffen eigener Wille das Wagnis fcheitern machte. Wieder war ein Augenblick gekommen, wo er felbfi über fein Schickfal entfcheiden konnte, und wieder entfchied er es zu feinem Unglück. Was ihn dazu befimmte fich Tod und fchlimmer als Tod f'tatt Leben und Freiheit zu wählen, war vermutlich nicht fo fehr die Abneigung fich ohne feine Unglück>sgefährten, als die Furcht fich auf ihre Koften zu retten; denn er mußte annehmen, daß nach einer gelungenen Flucht noch fchärfere Maßregeln gegen die Zurückbleibenden ergriffen werden würden. Das Gefühl der Verantwortung fcheint ausfohlaggebend gewesen zu fein, wenn man auch vielleicht das in feiner Natur liegende Widerftreben, weittragende Entfehlüffe zu faffen, wieder in Betracht ziehen darf.

Wenn es wahr ift, daß die erften Tropfen aus einem Unglücksbecher am bitterften fihmecken, fo nimmt doch, wenn der Becher nie leer wird, der Ekel zu und fchwindet mehr und mehr die Kraft des Überwindens. Dazu kam, daß die Lage der Gefangenen auf dem Spielberg fich fortwährend verfchlimmerte, indem alles, was fie ihnen einigermaßen erleichtert hatte, die Bücher, der Verkehr mit dem alten Schiller, die Ausficht felbft in das freie Land, ihnen naeh und nach entzogen wurde. Ein Zufand, deffen Trofilofigkeit von Anfang an nicht zu übertreffen fchien, wurde befonders für Eonfalonieri mit jedem Jahre düfterer und fchreckenvoller. Im Jahre 1830 erhielten Pellico und Maronrelli die Freiheit, erfreulich wohl für Eonfalonieri, dem doch die verfohlenden Gefpräche, die hie und da gewechfelten Briefe, der Anblick der Freunde beim fonntäglichen Gottesdienfte fehlte. Im Frühling 1832 verließ ihn Andryane, deffen Begnadigung endlich die Bitten feiner Schwägerin erwirkt hatten, und kurz darauf, allein, erfuhr er den fchon anderthalb Jahre vorher erfolgten Tod feiner Frau. Er wurde mit folgenden Worten davon in Kenntnis gefeßt: „Numero Sieben. Seine Majeftät geruht Sie wifien zu laffen, daß Ihre Frau gefiorben ift.“

Terefa, die fchon zur Zeit des Prozeffes in Mailand leidend gewesen war - Gebärmutter und Leber waren angegriffen - verlor ihre Kräfte doppelt rafch infolge der fteten Aufregungen und des nie nachlaffenden Kummers. Die bef'tändige Vorftellung der Leiden eines Geliebten, die man nicht zu lindern vermag, kann vielleicht in der Wirkung den Leiden felbfi gleichkommen. Mit anzufehen, wie die Gegner ihres Mannes fich in der Gunft der Zeiten fonnten, wie ehemalige Anhänger den einfii Bewunderten verleugneten, wie der eigene Vater, dem

Herrfcher ergebenz der feines Sohnes Leben vernichteteÄ in diefem einen verdiente Strafe leidenden Verbrecher fahr mag die Urfathe täglich wiederholter Bitterkeit gewefen fein. Der alte Graf foll zeitweife daran gedacht habenz feinen Namen- der durch Federico ruhmvollen Klang erhalten hatt als einen befle>ten abzulegen und fich in Rom niederzulaffen; der Umfiandz daß fein Sohn ihm zum Troße Terefa fein ganzes Vermögen vermachtez mag die Spannung zwifchen ihm und der Schwiegertochter verfchärft habenz die ihrerfeits ihm feine unväterliche Haltung nicht verzeihen konnte,

Verfiändnis und Hilfe dagegen in allen ihren Plänen fand Terefa bei ihren Brüdern Gabi-io und Camillo Cafati- von denen der letztere bei dem dritten Fluchtverfuche feine eigene Perfon preisgegeben haben foll. Ihre Verfuchez die Gnade des Kaifers zu erlehen- waren vergeblich, ebenfo wurde ihre Bitte abgefchlagenz e's möge ihr gefattet werdenf daß fie fich in Brünn niederlaffe um in ihres Mannes Nähe zu fein. Nach der Überlieferung antwortete Franz der unglückfeligen Frau- die zu feinen Füßen um Milderung des Lofts ihres Mannes flehte: „Ihr Mann ift wohl und macht geifliche Übungen zum Heil feiner Seele; alfo tröfien Sie fich.“ Im Frühling 1830- als Terefa fich der Auflöfung nahe fühlte- richtete fie noch einmal die Bitte an den Kaifer) fie „an der Seite defien, den ihr die Vorfegung zum Gefährten gegeben'J fierben zu laffen. Der Bittfchrift war ein ärztliches Zeugnis beigelegt daß die Krankheitf an der fie littz immer unheilbar feiz oft zu fchnellem Ende führe; fie war von Manzoni nach ihrer genauen Angabe verfaßt und niemand wird die einfach fchönen, fehmerzlich flehenden Worte lefen können, ohne im tieffien Herzen davon ergriffen zu werden. Weder diefe noch eine folgendex kurz vor ihrem Tode eingereichte Bittfchrift fand Berücksitthtigung.

Erbarmungsvoller waren die Wächter Confalonieris gewefen. Durch ihre Vermittlung hatte Terefa einige Briefe an ihren Mann gelangen laffen und einige von ihm erhalten. Von diefen waren zweiz mit fym-pathifcher Tinte gefäfrieben- unleferlihcz fo daß auch das, was befeligen-der Trofi hätte fein könnenz zum Schmerz wurde. Den letzten Brief fchrieb Federico vier Monate nach ihrem Tode. „Denke daran/' fagte er darinz nachdem er ihr empfohlen hattez das mögliche für ihre Gefundheit zu tunz „daß Du Dich felbft fchon ganz dem Abgott Deines Herzens gegeben haftz daß jeßt allesz was er von Dir willz ift- daß Du Dich für ihn erhältfi. Er will Dich wieder umarmeny er will noch viele Tage

mit Dir leben. er hat deffen eine folche Zuverficht im Herzen wie niemals vorher. als Du gefund warefi.“ Sie vernahm die Worte voll Liebe nicht mehr.

Lebe wohl. ftarke und füße Seele. fchrieb Manzoni auf ihr Grab. Wir. die wir für Dich beten und opfern. vertrauen. daß Du. in das ewige Licht aufgenommen. nun die Geheimniffe des Erbarmens erkennefi. die hienieden in der Strenge Gottes verborgen waren.

Für das menfchliche Faffungsvermögen ift in diefem das Herz zerreißenden Schickfal nur der Trofi zu finden. der Eonfalonieri im Gefängnis in Mailand offenbar wurde. von wo er Terefa fchrieb: „Meine Liebe zu Dir ifi. wenn möglich. noch ftärker geworden. das ift ein Ausgleich. Was ift denn fäfließlich das Leben. wenn nicht empfinden und wünfchen? Genießen vielleicht? Ach. dann lebten nur wenige. und manche nie.“ Enthalten auch diefe leßten Worte den Beweis des Gefagten nicht. fo ift es doch gewiß. daß Schmerz und Entbehren große Empfindungen zeitigt und welcher Liebende würde nicht das Glück geliebt zu werden mit dem Opfer jedes äußeren Glückes erkaufen?

Nach dem Tode Terefas freilich. als mit der Hoffnung des Wiederfehens fogar die Sehnfucht nach Befreiung fäfwand. legte fich über die einfamen. langfamen Tage Eonfalonieris eine Dunkelheit. die man kaum noch den Mut hat fich vorzufstellen. „Spielberg in Deiner Gefellfchaft.“ fchrieb er Jahre fpäter an Andryane. „und vor der furchtbaren Gewißheit des Verluftes meiner Terefa. war ein Paradies im Vergleich mit der Hölle voll Schre>en. die es hernach für mich wurde.“ Wenn er noch fünf Jahre in diefem Zufiande lebte. und mit Würde. fo war es. weil er die Kraft hatte. das Notwendige und Selbftverurfachte nicht nur zu leiden. fondern auf fich zu nehmen. ohne das Schickfal oder Menfchen deswegen anzuklagen. ohne gehäffig und bitter zu werden; nur vielleicht einfamer und verfchloffener. Es fcheint nicht. daß feine Stimmung zwifchen jammervoller Verzweiflung und gewaltfamem Aufschwung auf und ab ging. wie zum Beifpiel bei Andryanez er verwendete feine ganze Kraft. keinen Teil davon im vergeblichen Sichwinden und Sichwehren vergeudend. auf das einfache Tragen des Gefchicks. Der Tod des Kaifers Franz im Jahre 1835 befreite die letzten Opfer des Spielberg: Eonfalonieri. Forefti. Bacchiega. Borfieri und Eaftiglia. jedoch mit der Bedingung. daß fie fich nach Amerika transportieren ließen; wenn fie öfterreichifches Gebiet beträten. follten fie dem Kerker wieder verfallen fein. Ieht erft zeigte fich das eigentlich

Tragische in dem Schickal dieser ersten Märtyrer Italiens; denn inzwischen hatten sie sich des Lebens zu sehr entwöhnt, um sich des wiedergegebenen erfreuen zu können. Andryane erzählt, wie er, aus dem Spielberg entlassen, in Schaerding zum ersten Male einem Spiegel gegenüber sein greifenhaftes Bild statt des hübschen frischen Jünglingsgebildes erblickte, das er vor zehn Jahren zuletzt gesehen hatte, und wie er sich in dem Gastzimmer des Wirtshauses, wo er sich befand, an einen Tisch setzte und weinte. So ermaßen sie alle an dem bewegten Treiben, in das sie hinaustraten, das eigene Erstorbensein.

Besonders schwer war die Wiederaufnahme des Lebens für diejenigen, die nicht in die Heimat und den Kreis der Blutsverwandten zurückkehrten, wo im alten Boden der entkräftete Stamm leichter wieder hätte einwurzeln können, am schwersten für Confalonieri, der die nicht mehr fand, die während der Trennung erst recht ein Teil seiner selbst geworden war. In Amerika hatte er keine Vergangenheit, und als Fremdling, zu früh gealtert, auch keine Zukunft mehr. Aus dem Schatten eines Grabes, das ihm der Aufenthalt langer Jahre zu einer Art Heimat gemacht hatte, wurde er plötzlich in das grelle Gewühl eines geschäftigen Lebens veretzt, an dem er keinen Anteil hatte. Eine schmerzlichere Klage hatten die vergangenen Leiden des Kerkers ihm nicht erpreßt, wie sie in einem Briefe an Andryane aus dem Herzen des Verbannten sich ergießt: „Alle die materiellen Güter des Daseins sind mir nun wiedergegeben, mein Alexander; ich genieße die Freiheit, die Bequemlichkeiten des Lebens, das Überflüssige, ja, eine große Wohlhabenheit, ich habe eine Menge Bücher und die Gesellschaft meiner Unglücksgefährten. Die Auszeichnungen und die Nichtigkeiten, die der Eitelkeit so teuer sind, ergießen sich hier über mich, mehr als ich erwarten konnte und mehr als ich jemals in der Zeit, wo mir am meisten daran lag, mir wünschte, meine Gesundheit hat zwar sehr gelitten, kann aber doch vielleicht durch sorgfältige Behandlung hergestellt werden; und doch mit allen diesen Gütern, die man mit Recht schätzt, ist Dein Freund, dieser arme Federico, der unglücklichste der Menschen. Er ist wie der Schatten eines Verstorbenen, der auf der Erde umherirrt, den Freuden, den Aufregungen, fast möchte ich sagen allen Interessen dieses Lebens fremd. Meine Vergangenheit besteht nur aus Schmerzen, Verlusten und Reue. Meine Gegenwart hingegen ist nur reich an einem unfruchtbaren Überfluß alles dessen, was nichts für mein Herz ist, und an Mangel alles dessen, was ihm noch teuer sein könnte. Zukunft! Es gibt keine für

mich. Wie fehr ich meine Einbildungskraft auch anfirenge. um mir eine zu fchaffen. ich ringe in der Leere. Es ift mir nicht gelungen. mir eine einzige Vorfiellung. einen Traum. einen Schatten nur zu bilden. worauf ich mich irgendwie für einen Augenblick ftüßen könnte.“ Wie fehr erfchüttert die Klage des Unglückfeligen. aus dem Grabe Geholten. der gerade noch Leben genug hatte. um das Gefpenfiige feines Dafeins zu empfinden. Er konnte. wie er fagte. eine leidliche Gefundheit wieder-erlangen. fich an den Umgang der Freunde wieder gewöhnen. er konnte fogar wieder eine Frau nehmen; aber nichts Unerreichbares fchwebte mehr vor ihm. und keine Leidenschaft es an fich zu reißen war mehr in ihm. Das. diefe Glut des Wollens. war feine Seele gewefen. und nichts konnte fie mehr entzünden. Es ifi anzunehmen. daß auch Terefa. wenn fie gelebt hätte. das erfchöpfte Herz nur auf eine kurze Zeit wieder hätte beleben können; weder Befiß noch Hoffnung konnten ihm den ungefümen Schlag von einfi zurückgeben.

Wie alle die Entlaffenen des Spielbergs wurde er in Amerika der Gegenfiand lauter Huldigungen; allein von dem Volke. deffen Materialismus ihm etwas Abftoßendes hatte. als „Märtyrer der Verbefferung des menfchlichen Gefchlechtes“ gefeiert zu werden. war für fein Gefühl weniger erhebend als peinlich oder beluftigend. Er unternahm. feiner alten Neigung treu. eine große Reife durch die Vereinigten Staaten. aber mit anderem Ergebnis als früher. „Hängt das Glück der Völker“. fchrieb er. „von der Form der Regierungen ab? Ich glaube es nicht. Die Quelle kommt anderswo her und liegt höher.“ Bedenkt man. daß die Entwicklung des Menfchen im allgemeinen von jugendlicher Beweglichkeit zu allmählichem Beharren und Erfiarren geht. und berechnet man dazu noch den Einfluß einer lange Jahre dauernden Abgefchloffenheit unter traurigften Umfiänden. fo wird man es felbfiverftändlich finden. daß das äußerliche irdifche Gefchehen für die aus dem Kerker Befreiten feiner Wichtigkeit einigermaßen beraubt war. Es wäre töricht. gerade von einem geiftig lebendigen Menfchen zu erwarten. er folle feine Gefängniszelle mit denfelben Anfichten und in derfelben Gemütsftimmung verlaffen. wie er fie 12 Jahre zuvor betreten hatte.

Er erfehrte nichts anderes mehr als Ruhe. womöglich Ruhe in der Heimat. und fuchte davon die öfterreichifche Regierung zu überzeugen. die mit unvermindertem Mißtrauen alle feine Schritte. feine mündlichen und brieflichen Äußerungen überwachte. Sie feßte es dura). daß ihm. als er im Herbfi 1837 aus Amerika zurückkehrte. der Aufenthalt in

Frankreich unterfagt wurde. eine Maßregel. die. obwohl bald darauf zurückgenommen. ihm doch das Verweilen auch in diefem Lande verleidete. Ebenfo wurde feinem Wunfche. fich in der Schweiz niederzulaffen. entgegengearbeitet. fo daß er bis zum Jahre 1840. wo endlich eine Amnefiie erlaffen wurde. als ein Verfolgter und Heimatlofer von Ort zu Ort ziehen mußte.

Nichts beweift mehr die Lebenskraft. die urfprünglich in Confalonieri war. als wie er dank unabläffiger Anftrengungen wieder einigermaßen Wurzeln zu fchlagen anfang. Als er kaum noch auf den Füßen ftehen konnte. fing er an. regelmäßig fpazieren zu gehen. und zu reiten. als er kaum auf dem Pferde fch halten konnte. Er war zu ftolz. um. da er nun einmal lebte. als ein jämmerlicher. erbarmenswürdiger Greis vor den Menfchen zu ftehen. Wenn er Pellico gegenüber fich vorwarf. daß er nicht genug in und für Gott lebe. daß er die Nichtigkeit aller irdifchen Angelegenheiten erkenne und doch nicht unterlaffen könne Anteil daran zu nehmen. fo fieht man auch daraus. wie feine früheren Intereffen wieder rege wurden. Bald wurde fein Ausfehen kräftiger und gefunder. den Freunden fchien er verjüngt und verfchönt.

Die Altersgenoffen. die ihn aus früherer Zeit kannten. fanden überhaupt am eheften die alten Züge in ihm wieder. „Sein vernünftiger Charakter“. fchrieb fein Schwager Cafati einem alten Freunde nach der erfien Begegnung. „hat noch immer jenes Gepräge der Hoheit. die nicht Hochmut ift. aber keine Niedrigkeit kennt.“ Hingegen war das jüngere Gefchlecht. das dem Märtyrermitle Begeifterung entgegenkam. enttäufcht. da die Erinnerung ihm nicht half. das verfallene Bild zu ergänzen. Seine alte Anziehungskraft auf die Frauen fcheint fich bewährt zu haben: manche fchöne und vornehme Frau wäre geneigt gewefen. fich mit dem im Beginne der fünfziger Jahre ftehenden. kränkelnden Manne zu verbinden. Er wählte eine Irländerin. Sophie O' Ferral. eine kluge und angenehme Perfönlichkeit. deren Liebe zu ihm er entdeckte. und die ihm auch ihre innige Verehrung feiner Terefa empfahl. Wie es natürlich ift. war das Vermiffen der verklärten Frau. das in der erfken Zeit nach feiner Befreiung unüberwindlich gefchienen hatte. allmählich weniger fchneidend geworden. wenn auch die Liebe und das Erinnern im Bewußtfein gleich lebendig blieb. Er hörte nicht auf. ihrer wehmütig zu gedenken und fie fich nahe zu fühlen. die nach feinem Glauben nunmehr in Wirklichkeit eine Heilige war.

Die verhältnismäßige Heiterkeit. die aus feinen nach der Heirat ge-

schriebenen Briefen spricht. Ist ein Beweis, daß er richtig handelte, indem er sich dazu entschloß, und daß seine Frau, wie auch alle, die sie kannten, bezeugen, seines Vertrauens wert war. Ihre bewundernde Hingebung muß außerordentlich gewesen sein, daß sie sich mit der Stellung der zweiten, nach einer durch die besonderen Verhältnisse so geliebten und allgemein verherrlichten Frau, in seinem Herzen und in den Augen der Leute begnügte. Als er gestorben war, trug sie Sorge, daß sein Wunsch, neben Teresa bestattet zu sein, erfüllt wurde.

Man darf sich jedoch weder den Gefundheits- noch den Gemütszustand Eonfalonieri zu günstig vorstellen. Kälte und Feuchtigkeit waren ihm durchaus unerträglich, seine Herzbefwerden und seine Rheumatismen quälten ihn beständig, und nur die Annahme, daß das Leiden nicht organisch, sondern nervös wäre, ließ ihn noch auf eine längere Lebensdauer hoffen. Immer von Zeit zu Zeit fielen sich die Melancholien wieder ein. Einmal, im Frühling 1839, wohnten Eonfalonieri und Eafiglia dem Vortrage eines jungen piemontesischen Improvisators bei, der ihm aufgegebene Gegenstände in Versen behandelte. Als er unter anderem ein Gedicht über die Gefängnisse des Spielberg vortrug, wendeten sich aller Augen auf die beiden anwesenden Dulder, und Handeklatschen und Evvivarufe begrüßten sie; indem bedeckte Eonfalonieri sein Gesicht mit den Händen, um seine Tränen zu verbergen. Man muß an Odysseus denken, als er zu Gast bei den Phäaken den Sänger die Geschichten seiner Taten erzählen hört und die hervorbrechenden Tränen im Purpurmantel verbirgt. Es gibt Leiden und Entbehrungen, die sich nicht vergeffen und verschmerzen lassen, vielmehr wie eine allzu schwere Maffe in der Erinnerung stehen bleiben und dunklen Schatten über helles gegenwärtiges Dasein verbreiten.

Auch in der Gegenwart fehlte es nicht an traurigen Erlebnissen; am bittersten mag es für Eonfalonieri gewesen sein, daß er sich gezwungen sah, mit dem zu brechen, der sich durch seine schwärmerische Anhänglichkeit und treue Pflege während der Gefangenschaft ein Anrecht auf seine Dankbarkeit, wenn nicht Liebe erworben hatte, nämlich mit Andryane. Das Wiedersehen mit diesem Freunde, der inzwischen geheiratet und seinen erstgeborenen Sohn Federico genannt hatte, fand statt, so wie Eonfalonieri aus Amerika nach Europa zurückgekehrt war; seine gleich darauf erfolgende Ausweisung aus Frankreich kürzte den von Andryane so lange heiß ersehnten Besuch. Damals waren die beiden ersten Bände der Denkwürdigkeiten Andryanes, die seinen Prozeß in Mailand und seine

Gefangenfäfaft auf dem Spielberg zum Gegenfiande haben- bereits erfchienen. Sie haben den Charakter eines Nomans,, deffen Held Confalonieri iii; der Umfiandz daß eine mit allen Attributen des Helden und Märtyrers gefchmückte Perfönlichkeit Mittelpunkt der Schilderung iftz und die liebevolle Wärmez die Lebhaftigkeit des Tones bilden den Reiz des Buches- das als Kunftwerk betrachtet gegen die Gefängniffe Pellicos nicht aufkommenf überhaupt nicht damit verglichen werden kann. Die Zeitgenoff en und namentlich die handelnden Perfonen felbft ftanden diefen Veröffentlichungen anders gegenüber als wir: diejenigen- über die in herabfeßender und zum Teil ehrenrühriger Weife gefprochen wart Giorgio Pallavicino und ein gewiffer Soleraf rüfteten fich zu rechtfertigenden Entgegnungenf und die Freunde derfelben teilten ihre Entrüftung. Confalonieri hatte keine Urfachex fich über das Bildf das von ihm entworfen warf zu beklagen; aber es berührte ihn unangenehm daß er auf Kofien anderer glänztez die dasfelbe was er gelitten hatten und in den Augen des Publikums Vertreter derfelben Sache waren. Sein Zusammenleben im Gefängnis mit Andryane- wie diefer es fchilderte- konnte es fo erfcheinen laffenf als gingen alle Urteilef die in den Denkwürdigkeiten gefällt wurdenz von ihnen beiden auf als fei es alfo gewiffermaßen Confalonieri felbft, der fich vor Mit- und Nachwelt eine Heldenrolle zuerteilt habe, während er feine Unglücksgefährten verächtlich in den Schatten rücke. Auch verleßte es den Mann, der fo ungern felbft Befreundeten einen Einblick in fein Herz gefiattete, daß was er um Terefa gelitten hattetz nun der unterhaltende Stoff eines Lefebuches in jedermanns Hand geworden war. Er nahm Andryane das Verfprechen abp in den folgenden Abfchnitten ganz von ihm zu fchweigenf und wirklich tritt in den letzten Bänden- nicht zu ihrem Vorteilf die Perfönlichkeit Confalonieris zurück. Doch hatte der Verfafter fich nicht in dem Maße zurückgehalten, weder in der Bewunderung des Freundesz noch in der Gehäßigkeit gegen die Genanntenf wie Confalonieri verlangtf und wie er augenfcheinlich verfprochen hattetz was den Grafen bewog- die Verbindung zwifchen ihm und Andryane abzubrechen. Diefer Abfchluß eines unter fo bedeutenden Umftänden angeknüpften Verhältniffes berührt uns fchmerzlichf umfo mehrz als der Verabfchiedete nur durch ein Übermaß der Liebe und eine taktlofe Art fie zu äußern gefündigt hatte; wir forfchen nach etwas Verföhnlichemz was zwifihen diefen beiden Männern fich begeben habetz und finden nichts. Sie fahen fich nicht wiederz und es fcheint daß fie weder Brief noch Gruß mehr gewechfelt haben. Man kann in gewiffer Hin-

sich fügen, daß Confalonieri Andryane wie früher Terefa seiner Ehre opferte; so wie er von der Flucht abfuhr, die diese mit ihm vereinigt hätte; um den im Kerker Zurückbleibenden nicht zu schaden trennte er sich von einem seiner getreuesten Anhänger; um dadurch den von diesem angegriffenen Leidensgefährten eine Art Ehrenerklärung zu geben. An den Streitigkeiten und gegenseitigen Vorwürfen, die leider zwischen denen entstanden, die um derselben Sache willen gelitten hatten, beteiligte er sich niemals; vielleicht war es mehr vornehme Gefinnung als Warmherzigkeit - wenn er sich rückwärts und schonend auf über diejenigen äußerte; die ihn in gehässiger Weise angriffen wie Pallavicino. Was den Bruch zwischen diesen einst Befreundeten herbeiführt, ist nicht ganz aufgeklärt. Kurz vor Confalonieris Tode, als beide in Vichy daselbe Hotel bewohnten - gelang es einem jungen Verehrer beider eine äußerliche Veröhnung herbeizuführen, wozu sich Confalonieri eher geneigt fand als Pallavicino. Das Bewußtsein, daß er die Verhaftung des Grafen verschuldet hatte, und daß ihm das von verschiedenen Seiten vorgeworfen wurde, mag die erste Ursache eines großen Gewissens - den Pallavicino mehr und mehr gegen den früher bedingungslos Verehrten in sich nährte.

Andryane erzählt; wie auf der Reife nach dem Spielberg, als bei einem kleinen Wirtshaus Halt gemacht wurde; Confalonieri während die übrigen außen sich in den Hof in die Sonne setzten, um sich zu erwärmen; wie alle die majestätische und zugleich rührende Erscheinung des Unglücklichen anstaunten; wie er vergebens bat, man möge ihn; den Kranken vielleicht Sterbenden noch einen Augenblick die wohlthätige Wärme der Sonne - er nannte es das Sonnenbad - die er so lange entbehrt haben genießen lassen. Auch nachdem er den Kerker verlassen hatte, ging er immer der Sonne nach, die ihm das Leben leichter machte. Dennoch, als im Jahre 1846 der neue Papst, Pius [IX.] - die liberalen Ideen heilig sprach und die Hoffnungen der Patrioten der Aufschwung nahmen, der die Revolution von 1848 herbeiführte - eilte er; obwohl schwer krank nach dem Norden, um unter diesen versprechenden und verhängnisvollen Umständen zu Hause zu sein. Unterwegs in Hofenthal, am Fuße des Gotthardts, starb er, ohne weder den großen Sieg Mailands noch die neue schreckliche Unterjochung mitangesehen zu haben. Die österreichische Polizei; die nicht aufgehört hatte, den Lebenden zu verfolgen, griff auch nach dem Tode, indem sie seine Beisetzung so unauffällig wie möglich zu machen suchte - und nicht erlaubt, daß über das Portal der Kirche

Gabriele Roffetti: Dantes Traum
(Walker Ark Gallery, Liverpool).

EMPTY

San Fedele. wo die Trauerfeierlichkeit stattfand. eine andere Infäjrft
gefebt wurde als diefe: n Decker-im Soukulonjeki requielu, Dennoch
war feine Beifevung die erfte jener patriotifchen Kundgebungen. die
wie Trompetenfköße die Revolution einleiteten; und der Heimgegangene
gewann fo einen vollen. fleckenlofen Anteil an allen fiegreichen Er-
hebungen der Folgezeit. den er lebend infolge der Befchränktheit der
menfchlichen Natur und der Verworrenheit irdifcher Verhältniffe kaum
unverkümmert hätte nehmen können.

Helene Hegeler:
Nacht in Venedig.
Strahlend umfließet
filbernes Mondlicht
alter Paläfte
marmorne Pracht;
leife im Rhythmus
gleitet die Gondel
mit uns hinaus in die filberne Nacht.
Dunkeler Barken
farbige Lichter
fpiegeln sich in der
fchwankenden Flut;
gluckfende Wellchen
flüftern und raunen.
tragen die Sehnfucht ins fchlummernde Blut.
Und von dem weichen
Nachtwind getragen
fchwebt übers Waffer
zu uns heran
jest eine füße.
jubilnde Stimme
dort von dem lichterfunkelnden Kahn.

....._

Liebese Erfüllung
fingt jene Stimme!
Märchenumfponnen
laufch' ich gebannt.
fchmiege die heißen
zuckenden Finger
in deine fchöne. ruhige Hand.
Leife _im Rhythmus
gleitet die Gondel
mit uns zurück durch
die filberne Nacht . . .
Selige (este
Nacht in Venedig.
die du uns Liebese Erfüllung gebracht.

.

.

- ' ' .

.

io(

Timm Kröger;

Und erldfe uns - - -!

Für die die ihn fuchenf i| der Tod ein bequemer Mann- in der wafferreichen Marfch zumal. Er fieht fie aus Graft und Graben mit blanken, ruhigen Augen an; „Kommt herz Mühfelige - kommt, Beladene! Bei mir ift Ruhr bei mir ift Schlaf - kommt!“

Am beiten machen es die großen Hauptkanäle- „Wette/rn“ genannt. In ihrem Riefenfchlangenleib dehnt fich der große. der naffe Tod: „Ich bin zehn Meter breit und fchwarz und tief- in der Mitte fogar zwanzig Fuß. Ich löfche alles ausj was brennt und quältj ich löfche jede Pein- - kommt!“

Hinter Thies Thieffens Garten leuchtete ihr großer Wafferfpiegel; ein Fußfteigf vom Krüge herkommendf läuft am Ufer hin. Vor Jahren hatte der Bauer, als er mal fpät daher gekommenj Lichtfchein auf den Wellen gefehen. - Ein Liht- das auf Waffer brennt? Jedermann weißj daß das „Tod in den Wellen“ bedeutet. - Vor überirdifihen Mächten hatte Thies Thieffen Angfi. Ihm graute. Ging er früher fchon felten nach dem Wirtshaus, fo vermied er es jekt ganz. Und um das unheimlichej gefahrdrohende Blinkfeuer nimmer zu fehenf pflanzte er im Garten einen kleinen Waldfaum von Bufch und Dorn. Nur ein fäfmaler Steig führte durch das Gebüfch nach dem Steg hin. von dem aus man das Waffer für den Haushalt fchöpfte.

Bauer Thies war ein guterf aber ein heftiger Mann. Sittliche Empörung wurde bei ihm zum Zorn ohne Maß. Er hatte Luft zum Studium gehabt; wegen eines Wutausbruchs gegen den Direktor war er von der Gelehrtenfchule weggejagt worden. Da wurde er Bauer wie fein Vater und übernahm den Hof.

Er und seine erfte Frau hatten fich nicht verftanden- das gab zuweilen harte Stöße. Sie war gefiorbenj da hatte er die junge luftige Frieda Saffenj die bei ihm diente. wieder genommen. Die erfte Ehe war kinderlos gewefenf Frieda hatte ihm einen Sohn geboren. Und wenn der kleine Junge auch einen häßlichenp eckigen Kopf, >farakterlofe helle Augen und grauweißes Haar hatte - Thies liebte ihn. Es war

fein Fleisch und Blut, - Die böse Wetterin sollte ihn nicht bekommen. Deshalb hielt er darauf, daß der Zugang im Garten dort, wo man in das Gebüsch hineinging, immer ein Dorn verperrte, den der Kleine nicht heben konnte.

Seine Frau war sorglos. Ihr Lachen, sonst fein Trost, machte ihm Verdruß, wenn sie es über seine Sorgen hinfallen ließ. Oft hatte er seine ganze Selbstbeherrschung nötig, den Unmut zu dämpfen. So zum Beispiel, wenn sie sagte: „Da brauchst du nicht bang zu sein. Vor dem Waffer hat Heini Angst, wie ein gebranntes Kind vor Feuer. Ich habe ihn getauft.“ - Sie hatte ihn vom Steg aus, als er zum ersten Male hinter ihr hergelaufen kam . . . einmal. . . . zweimal. . . . dreimal untergetaucht, damit er sehe, wie das Waffer tue. - Das nannte sie taufen.

Thies war ein paar Tage auf Reifen gewesen, oben nach dem Norden hinauf, Vieh für die Fettweide zu kaufen. Er kam spät am Abend nach Hause und war müde und abgepannt. „Wie geht's dem Jungen?“ -- Das war wie immer seine erste Frage. - „Gut, der schläft wie ein kleiner Bär!“ - „Friedal“ fuhr er auf. - „Was, Thies?“ -- „Paffe auf, daß er mir nicht ins Waffer fällt. Ich hab' den ganzen Tag so viel Unruhe gehabt.“ - „Ach was!“ - Und Frieda lachte wieder über seine Sorgen hin.

Am anderen Tag mußte er in aller Frühe wieder weg, weil das Landgericht sein Zeugnis forderte. In der Nacht fand er wenig Schlaf, hatte schwere Träume. Die Wetterin und das blasse Waffer, Frieda und Heini . . . wilde Bilder, nicht zu entwirren. Zuletzt trieb sein Kind im Strom. Er wollte hinein, Frieda hielt ihn; da schlug er um sich und schlug - auf die Kante seiner Bettfedern. Er fühlte Schmerzen und wachte auf.

Beim Kaffee erzählte er, was er geträumt habe, und fühlte wiederum Verdruß, als Frieda lachte. Sie rief ihm Butter-brot für die Reife und merkte nicht mal seinen Unmut.

„Es gibt Träume, die was bedeuten.“ sagte er mit wichtigem Ton. „Träume, die Gott schickt.“ - Sie lachte und entgegnete: „Aus dem Magen kommen sie. Hast gefast abend eine Tasse Tee zu viel getrunken, deshalb hast du so dumm geträumt.“ - „Friedal“ rief er, und sah sie grollend an. - Aber sie merkte seinen Zorn nicht oder wollte ihn nicht sehen - lachte, lächelte weiter und entgegnete: „Wenn Träume von Gott kämen, müßte ich einen Mann mit rotem Bart haben. Denn

Und erldfe uns Timm Kröger

das hat mir oft geträumt. als ich noch junge Dirn war. Und nun habe ich einen ganz fchwarzen Kerl."

Der Scherz erbitterte ihn. auf feiner Stirn brütete Gewitter. und feine Stimme wurde laut und heiß und unrein: ..Ich gäb' was drum. könnti ich zu Haufe bleiben und felbft paffen. Es ift ein Unglück. eine Frau zu haben. die ernfte Dinge nicht ernfihaft nimmt. Die immer lacht. Aber ich muß fort. ich kann nur warnen. Es gibt doch Träume. die von oben kommen." -

Er erhob drohend feine Hand. eine große. eine gewaltige Hand.

..Und das fage ich dir - nimm unfern Lung in acht!"

Sie begütigte. „Thies. lieber Thies! Wie kannfi du nur gleich alles fo fchwer nehmen! Quäl' dich doch nicht! Ich werde auf Heini paffen. gehört er doch mir wie dir!"

Bis zum Bahnhof war es eine gute halbe Stunde. er mußte fort. fie zog ihm den Rock an und reichte ihm Hut und Stock. Und dann ging fie mit ihm die Diele entlang. Noch vor der zweigeteilten Ausgangstür wollte er umkehren. den Jungen zu fehen. Sie aber bat. es nicht zu tun. Der kleine Bengel fchlafe zu füß, Da verzichtete er. er hatte auch keine Zeit mehr. Aber noch einmal trat der große. ungefchlachte Mann drohend hin vor feine Frau. und ein unheimliäfes Leuchten fprach aus feinen Augen. - „Komm' ich zurück. und Heini ift was paffiert. _ ich fordere ihn von dir. und fei es auch dein Leben!" Damit ging er.

„Guter Bullerjahn." lachte Frieda hinter ihm her, - „Ich bezahl'

alles. und kofie es mein Leben."

'k K 8

Der Abendzug. der den Verreifien aus der Stadt zurückbrachte. kam mit einer Stunde Verfpätung. Und defienungeachtet fand Thies Thieffen feinen Nachbar Bruhn am Bahnfkeig.

„Thies." fagte der. „verfchreck dich nicht! In deinem Haufe ift was paffiert."

Der Angeredte wurde bleich wie der Tod. ..Heini ift ertrunken?"

fragte er. Und feine Stimme war dumpf und fchwer. ..Ia!" - Boie Bruhn erfchrak über Thies Thieffens Ahnung. noch mehr über fein Geficht. - „Deine Frau." fing er fchüchtern an. „hat keine Schuld. Sie hat vor der Haustür Zeug gewafchen. und Heini hat fie bei fich gehabt. Da ift Dorten Reimers gekommen. ein Plättbolzen zu leihen. Die

104

Mädchen konnten nicht dazu.es ifi im Schrank eingefchloffen gewefen,
- Heini hat vor der Küchentür gefpielt. er muß gleich hingelaufen fein.“
..Und der Dornbufch?“ feuchte Thies.

„Der . . . der . . . ftotterte Boie. „... . den hatte Frieda auf
die jungen Erbfen gelegt.“

Thies Thiefien wurde ganz ftumm. Ein ungeheurer. bleicher.
fchwerer Zorn band ihm die Zunge. Der Zorn zerfiörte viel in ihm.
was ihm lieb gewefen war. aber er empfand es als eine Wohltat. denn
es minderte feinen Schmerz. Er wird ein Richter zum Graufen fein.
und juft fo will er. Was er tun wird. weiß er noch nicht. Aber was
auch gefchehen möge. ihr kann kein Unrecht widerfahren.

..Thies.“ fagte Boie. als er weg ging und den Freund allein in die
Wohnung ließ. „ich weiß nicht. was du vorhafi. Befinne dich. tu Frieda
nichts zuleide!“ Thies antwortete nicht darauf.

Die Leiche war im Wohnzimmer aufgebahrt. da wollte Frieda
ihren Richter empfangen. Den Kleinen hatte fie vielleicht noch mehr
als er - hatte ihn auf ihre Weife geliebt. Was er auch über fie
verhängen mochte. ihrer Laft konnte kein Lot mehr hinzugetan werden.

Als er eintrat. wußte fie: das war das Ende. So fchrecklich
feinern fah er aus. Das betrückte fie nicht. aber ihren Mann. der fo
viel beffer war als_ feine Taten. bedauerte fie . . .

Spiegel und Fenfier waren verhängt. Lichter fla>erten über die
Leiche hin. die junge Frau fand hinter dem toten Kind. Thies Thieffen
fah nicht nach feinem Sohn. er fah nach feiner Frau. Und wie er fah.
daß fie des Lebens quitt war. erhöhte es feinen ftummen Zorn.
Und er ging in fchweren Stiefeln und mit langen Schritten auf
fie zu. Der Fußboden erbebte. ein Porzellanmännäfen auf dem Schrank
klirrte. Und dann fing er an zu fprechen. und feine hohle Stimme
hatte nichts Menfchliches mehr: *..Iaj müßte es eigentlich tun und dich
töten - ich will es aber nicht. Ich fag' nur das: Keine Minute länger
in meinem Haus!“

Er öffnete die Stubentür und fchrie. als fie zögerte. fchrie. daß
die Fenfier klirrten: ..Hinaus!“

„Schrei niäjt fo!“ antwortete fie leife. ..Heini fchläft. Weck' ihn
nimt!“

Und fie nahm ein Wolltuch. das an der Wand hing. fchlug es um
den Kopf und knotete die Zipfel um den Hals. ..Brauchft nicht fo zu
fchreien.“ wiederholte fie. ..ich höre ganz gut.“

Und erlöfe uns Timm Kröger

Und dann ging fie hinaus. Auf der Diele brannte eine trübe
Küchenlampe. Er ging feinem Weibe naäj und überholte fie und ftellte
fich ihr in den Weg. Und fein Zorn riet ihm. ihr einen Denkkettel mit
auf den Weg zu geben und ihr ins Geficht zu fchlagen. Sie bli>te ihn
an und erriet feine Gedanken. und fah ihn au und zwang mit ihrem
Auge die fchon zur Fauft geballte Hand. daß fie fich fenkte.

„Tu es nicht. Thies!“ Sie fprach noch leifer. und die alte frohe
Sanftmut lebte noch immer in ihrem Ton. „Tu es nicht. Mir wiirde
es nichts ausmachen. aber dir! Ich fürchte. du wirft ohnehin fchwer an
diefer Stunde zu tragen haben. Adjüs. mein Thies.“

Die Seitentür klappte hinter ihr zu. er hörte fie auf dem Stein-
pflaſter. das das Haus umgab. dann wurden die Schritte dumpf. fie
verhallten nach dem Garten hin, *

Und dann faß Thies Thieffen in feiner Stube und f'tarrte das tote
Söhnchen an. Und es dauerte lange Zeit. bis ihm klar geworden war.
was alles gefchehen fei. - Und daß er allein fei . . . ganz allein . . .
Sein Sohn tot und fein Weib weggegangen . . . Und wieder erinnerte
er fich ihrer Schritte. wie fie nach dem Garten hin verklungen waren.
Hinter dem Garten ift das große Waffer . . . und auf einmal
wurde es ihm klar. daß fie gegangen war. den Tod des naffen blanken
Erlöfers zu fuchen.

Da fchrie er laut auf und fkürtnte hinaus in die Nacht nach dem
Waffer hin. Er fand aber nur ihr Kopftuch und ihre Schuhe.

K 1' *

Die Leiche barg man erft am folgenden Tage.

Ia. erft am frühen Morgen fand man die tote Frieda Thieffen.

K * - K

Als man die Toten befiattete. beklagte der Geiftliche den tief-
gebeugten Thies und verwies ihn auf die Arbeit. Der aber da>jte. ich
weiß was Befferes. Die Wetter n ifk tief und ftumm. der Pafior ahnt
nicht. was ich leide. kennt nicht die Größe meiner Schuld und nicht die
Tiefe meiner Reue. Ich gehe denfelben Weg. den fie gegangen ifi.
Und die von den Adlerfängen feines Gewiffens gefchlagenen
Wunden nahm er mit nach feinem öden Heim. Er wollte fterben. darin
fühlte er fich feft. und vorweg koftete er die ihm daduräj gefchenkte
Erlöfung.

Timm Kröger: Und erlöfe uns
 Ein paarmal freilich fchoß der Gedanke in ihm auf: Wie? - Wird
 mein Gewiffen wirklich verftummen? Wird alles aus fein? - Oder hat
 der Paftor doch recht? Ifk Arbeit auch jetzt noch meine Pflicht und
 meine Erlöfung?
 Und er befuchte noch einmal alle Felder und Fennen des von ihm
 fo forgfam gepflegten Hofes. Aber dasfelbe Ergebnis: . . . Für mich ifi
 nur noch das . . . in der Wetter.

Die Tafchen feiner Kleidung ftopfte er voll von Steinen. er wollte
 rafch und tief hinab. Wenn er vom Ende des Stegs wegfpang. kam
 er nach der Mitte hin. wo es zwanzig Fuß tief ift. z

Aber als er aus der Seitentür ging. rieb er fich die Augen. Es
 war ihm gewefen. als ob ein weißer Schatten vor ihm ftehe und die
 Hand warnend erhebe.

Und als er vom Garten her dort. wo früher der Dornbufch lag. in
 den Bufch hineinging. *fah er es wieder.

Aber es war nichts als Blendwerk. Wenn er die Augen rieb und
 felt hinfah. war nichts zu fehen. Er ging in den dunklen Pfad und
 entfchloß fich. fobald er wieder im Freien fei. im vollen Lauf nach dem
 Steg hin und über den Steg hinwegzuftürmen.

Und er verfuchte es auch. prallte aber zurück.

Denn unmittelbar vor dem Steg fand eine weiße Frau. ein Kind
 im linken Arm. die Rechte hoch erhoben. und mit der hoherhobenen
 Rechten nach dem Hof weifend.

Thies Thieffen!

Im Waffer fühnt man keine Schuld. So macht man kein Ge-
 wiffen ftumm. Durch Schuld und Reue geht des Menfchen Weg. das
 iii fein Los. Und Arbeit heißt der Heiland. der fie löft und fühnt.

K * J]-

Und aus Abend und Nacht ward Morgen.

Und als es Tag geworden war. dehnte fich der große Tod mit
 naffem Schlangenleib in den großen Wetter und gierte nach Thies
 Thieffen mit blankem Auge aus. - Der aber zog mit Roß und Pflug
 hinaus aufs Feld. .

Ma r Def f oir:

Die Grenzen pfiritifiifcher Beobachtungen.

I.

In neuerer Zeit hat eine Gruppe psychologischer Untersuchungen mehr als gewöhnlich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Es handelt sich dabei um die Zuverlässigkeit von Aussagen, zumal von solchen, die praktische Bedeutung besitzen. Am besten bekannt sind wohl die Ergebnisse, soweit sie sich auf das Zeugnis vor Gericht beziehen; aber für die Zwecke der hier folgenden Erörterung kommt es mehr auf die allgemeinen Resultate an. Über sie sei also das Nötige vorausgeschickt. Die Hauptfrage ist von den Herren W. Stern und O. Lipmann folgendermaßen gefaßt worden: Von welchen Umständen hängt es ab, ob die Aussage eines Menschen - seinen „Wahrheitswillen“ vorausgesetzt - über ein Erlebnis dieses mehr oder weniger genau schildert? Da das objektiv Geschehene niemals völlig rein wiedergegeben wird, so liegen stets nur Annäherungswerte verschiedener Stufen vor. Aber die Werte unterscheiden sich doch sehr stark voneinander, und es muß möglich sein, die Gefährlichkeit dieser Unterfände zu entdecken es müssen sich die Grade der Genauigkeit nachweisen lassen als bedingt durch den Inhalt des jeweils Berichteten und die Person des Berichtenden. Zunächst sind allerdings die Grade*der Genauigkeit selber festzustellen. Das geschieht, indem die Aussage zergliedert wird und nachgeprüft wird, wie viele von den in ihr enthaltenen Einzelangaben richtig, falsch oder unbestimmt sind. Das Verhältnis der richtigen zu allen Angaben (mit Einschluß der unbestimmten) bezeichnet man als den „Grad des Wissens“, das Verhältnis der richtigen zu sämtlichen bestimmten Angaben als die Treue der Aussage. Geht, ich wollte nach bestem Wissen und Gewissen ein Erlebnis beschreiben, das mir vor zwei Stunden begegnete, so würde nachher die Beschreibung in die einzelnen Angaben zu zerlegen sein, und es wäre erstens die Zahl der richtigen Angaben, zweitens ihr Verhältnis zu allen übrigen, drittens ihr Verhältnis zu der Summe der richtigen und falschen Angaben zu ermitteln. Die Frage ist, ob diese Ziffern in

:08

Max Defioir: Grenzen spiritistischer Beobachtungen

einer regelmäßigen Weise abhängen von dem Geistesstand der Ausfage und von der Person des Ausfagenden.

In der That ist das was geschieht von Einfluß auf den erreichbaren Grad des Wissens und die Treue der Ausfage.

Entspricht z. B. das Vorkommnis unseren Erwartungen und Gewohnheiten nicht

völlig, so fügt die Phantasie gern dasjenige hinzu was das Ereignis zu einem typischen machen würde.

Ein Zeuge weiß etwa. daß er einen alten Mann gesehen hat ohne sich genau seines Gesichtes zu erinnern:

gar leicht läßt er sich dann dazu verführen dem Mann einen weißen

Vollbart anzudichten. Ist der Zeuge bei einem Vorgang zugegen gewesen- auf den ein zweiter ähnlicher folgte so neigt er dazu den zweiten dem ersten gleichzusetzen.

Ein Tafchenpieler braucht nur ein paarmal dieselbe Bewegung hintereinander zu machen, so wird wenn

nun eine etwas abweichende den Trick enthaltende Bewegung kommt-

niemand den Unterschied bemerken, Besonders unzuverlässig sind ferner

Mitteilungen über die Reihenfolge von Ereignissen und Zahlenangaben

und nachträgliche Zeitangaben. Jedermann kann sich leicht davon

überzeugen wie schwer es uns fällt. die genaue Folge der einzelnen

Gefühlsstufen wiederzugeben sobald nicht die Überlegung den urfächlichen

Zusammenhang zu rekonstruieren und dadurch die wirkliche Ordnung fest-

zustellen vermag. Bei spiritistischen Sitzungen ist das meist nicht möglich!

Daß man bei zahlenmäßigen Angaben sich so oft und schmachlich irrt

hat seinen Grund z. T. darin. daß man bei der Beobachtung veräußert,

die Anzahl (von Personen und Dingen) sich zu merken- und demnach

bei der Beschreibung den aussichtslosen Versuch machen muß, aus ver-

worrenen Erinnerungsbildern nachträglich eine bestimmte Zahlenangabe

zu gewinnen. Ausfagen über die Längen vergleichbarer Zeiten knüpfen

stets an gewisse psychologische Erscheinungen an und schwanken mit

diesen. Auch die zeitliche Einordnung ist von einem unzuverlässigen

Faktor abhängig nämlich von der festen Einprägung bestimmter Orien-

tierungsereignisse.

Was die Person des Ausfagenden betrifft so sind offenbar Mängel

der Sinnesorgane (Kurzsichtigkeit Schwerhörigkeit) mehr oder weniger

hinderlich noch bedenklicher ist natürlich die psychische Minderwertigkeit

in allen ihren Formen. Hierfür bietet die spiritistische Literatur Beispiele

in Hülle und Fülle. In den Zeitchriften dieser Kreise gelegentlich selbst

in unparteiischen Blättern werden unter Triumphgeschrei oder mit ge-

heimem Grauen Wunderberichte veröffentlicht deren Verfasser Namen

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Mar Defi'oir

und Adresse angeben. Forcht man nun nach, so stellt sich nicht allzu selten heraus, daß die Zeugen mit körperlichen Gebrechen behaftet sind, die ihre Beobachtungsfähigkeit erheblich einschränken müssen, ja daß sie als überspannte Menschen oder gar als harmlose Geisteskranke gelten. Der unbefangene Leser wähnt, mit der Namensnennung sei zugleich die Richtigkeit gewährleistet: er ahnt nicht, wie oft es sich um Leute handelt, denen er schon bei Berichten aus der Alltagserfahrung keinen Glauben schenken würde, wenn er sie genauer kenne. - über den Unterschied der Geschlechter lehren die bisherigen Erfahrungen der Ausagepsychologie, daß Frauen im Durchschnitt weniger verzeihen als Männer. Ihre Angaben bezeugen meist den Vorzug größerer Vollständigkeit. Allein sie haben den empfindlichen Nachteil, daß in ihnen mehr hinzugefügt und umgedeutet wird als in den Berichten der Männer. „Die Frauen verzeihen weniger, aber sie verfälschen mehr.“ - Der geistliche Gesamtzustand des Beobachters ist günstig, wenn die Aufmerksamkeit richtig eingestellt und in gleichmäßiger Spannung erhalten wird, er ist ungünstig, sobald die Person mit starken Affekten beteiligt ist. Wir werden sehen, daß in beiden Beziehungen die Verhältnisse bei spiritistischen Sitzungen so günstig wie möglich liegen.

II.

Eine vorläufige Vorstellung davon, wie schwierig und verwirrend Berichte über spiritistische Erscheinungen sich gestalten, wird aus der Wiedergabe eines Musterbeispiels erwachsen. Und hier dreht es sich um ein einziges Ergebnis, das im Grunde einfach war und noch dazu in hellem Licht erfolgte. Trotzdem gehört außerordentlich viel dazu, um eine Beschreibung wie die folgende liefern zu können. Wir *verdanken sie einem englischen Forscher. Ich übersehe sie wörtlich.

An einem Novembernachmittag des Jahres 1902 suchte ich „Palma“ auf, das „kanadische Schiefertafel-Medium mit direkter Schrift“. Unter Palma verbirgt sich ein Mr. Grant, wohnhaft in London, Regent Street 281. Er wies mich in ein kleines niedriges Gemach im ersten Stock. An dem einen Ende des Zimmers fand am Fenster ein kleiner Tisch, mit einem Tischtuch bedeckt, und darauf lagen: ein Briefbeschwerer, eine große Schiefertafel, ein Stoß kleiner Schiefertafeln und noch ein Stoß von sechs eben solchen kleinen Tafeln. Diese letzten will ich der Bequemlichkeit halber immer als meine Tafeln bezeichnen. Sie lagen an der Tischseite, wo der Stuhl stand, der mir angeboten wurde. Palma

LL()

gab mir ein Stück feines weißes Papier. 4 zu 3 Zoll groß. und bat mich). den vollständigen Namen einer mir bekannten verstorbenen Person darauf zu schreiben. sie entsprechend dem Geschlecht. dem Verwandtschaftsgrad usw. anzureden. dann eine Reihe von Fragen aufzuschreiben und mich selbst mit dem Ruf- oder Kofenamen zu unterzeichnen. unter dem ich dem verstorbenen Freunde bekannt war. Das Medium verließ darauf das Zimmer. und während seiner Abwesenheit schrieb ich der Anweisung gemäß die Fragen auf. Ich faltete das Papier in zwei Hälften und gab es dem Medium. als es zurückkam. Palma faltete das Papier in vier Teile und legte es dann auf den Tisch. unter den Briefbeschwerer. Ich bekam nun einen nassen Schwamm und einen Lappen. und wurde gebeten nachzusehen. ob meine Schiefertafeln auch unbefleckt blieben außerdem sollte ich sie sorgfältig abwischen. Während ich dies tat. nahm Mr. Grant die große Schiefertafel vom Tisch. zog sich nach der andern Seite des Zimmers zurück. meinem Platz gegenüber. und machte auf der großen Tafel Berechnungen. indem er - wie er mich belehrte - mein Horoskop stellte zu diesem Zweck fragte er nach meinem Geburtstag.

Als ich damit fertig war. meine Hände Platten zu reiben und zu putzen. tat ich sie in einem Haufen auf den Tisch. Palma trat an den Tisch. legte die große Tafel nahe bei meinen Tafeln hin und reinigte dann diese noch einmal persönlich. Darauf legte er die große Tafel oben auf den andern Stoß von kleinen Tafeln an dem entfernteren Ende des Tisches. Er zog nun einen Stuhl nahe an meinen Stuhl heran. nahm das Stück Papier. auf das ich die Fragen geschrieben hatte. unter dem Briefbeschwerer vor und bat mich. es in die Tafel zu stecken. Er hielt dann meine rechte Hand fest. kam unter die Kontrolle des Geistes. an den ich meine Fragen gerichtet hatte. und beantwortete sie genau. indem er sich dabei auf Gegenstände bezog. die in meinem Brief an den verstorbenen Freund erwähnt waren. Die Kontrolle verschwand. und Palma ließ meine Hand los. Jetzt nahm er meine sechs Tafeln auf und teilte sie in zwei Haufen zu je drei. Auf die oberste Tafel des einen Haufens legte er ein kleines Stück Schieferstift. zusammen mit einem Stück Papier. worauf einige farbige Kleckereien waren. bedeckte den Stoß. auf dem nun der Schieferstift und das bemalte Papier lag. mit den andern drei Tafeln und bat mich dann. das Papier mit den Fragen wieder aus meiner Tafel zu nehmen und unter die oberste Tafel zu legen. Wir hielten nun alle meine Tafeln fest. indem ich an dem einen und

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Mar Oeffoir

Palma an dem andern Ende anfaßte. Bald darauf hörte man, wie etwas schrieb; dabei geriet das Medium in krampfartige Bewegungen. Als später die drei obersten Tafeln entfernt wurden, zeigte sich auf der vierten eine Botchaft von meinem verstorbenen Freund, mit Schiefertift geschrieben, die die ganze eine Seite der Tafel bedeckte, meine Fragen beantwortete und mich mit dem Namen anredete, unter dem ich in Freundeskreisen bekannt bin. Darunter stand der vollständige Name des Verstorbenen. Über dem Text waren auf der Tafel ein paar bunte Blumen gemalt.

So viel über die Vorgänge in meiner Sitzung mit Palma, wie sie dem Augenschein nach verlief.

In Wirklichkeit fand folgendes statt. Als das Medium zurückkam - ich hatte inzwischen meine Fragen aufgeschrieben - hatte es sich mit einem leeren, steifen, weißen Stück Papier versehen das in vier Teile gefaltet und ebenso groß war wie dasjenige, das es mir gegeben hatte. Dieses Papier hielt Palma in feiner Hand verborgen. Nachdem ich ihm mein Papier gegeben hatte, faltete Palma es in vier Teile, entsprechend dem in feiner Hand verborgenen, Dann ließ er das meinige in der Hand verwinden und vertauchte es mit dem weißen. (Ein bei Tischenspielen wohlbekanntes Verfahren, das leichter auszuführen ist mit dickem, steifem Papier als mit dünnem.) Das leere Papier legte er unter den Briefbeschwerer und behielt mein Stück Papier in der rechten Hand versteckt.

Nunmehr nahm er die große Schiefertafel vom Tisch weg, zusammen mit einer kleinen, die darunter verborgen lag und worauf die farbigen Blumen bereits gemalt waren; dann zog er sich nach der andern Seite des Zimmers zurück, wo er, gedeckt durch die große Tafel und unter dem Vorwande, mein Horoskop zu stellen, mein Papier öffnete, meine Fragen las und die Antworten auf die verborgene kleine Tafel schrieb, indem er gleichzeitig meinen Rufnamen und den vollständigen Namen meines ehemaligen Freundes abschrieb.

Während er so beschäftigt war, fühlte ich mich, als wenn ich eifrig bemüht wäre, meine falschen Tafeln abzuwischen und zu reinigen, in Wirklichkeit aber zeichnete ich jede einzelne mit einem Präparat, das nicht abgerieben werden kann. Als Palma mit seinen angeblichen Berechnungen fertig war, legte er die große Tafel (mit der verborgenen kleinen Tafel darunter) neben meine Tafeln auf den Tisch. (Die Schrift auf der kleinen Tafel befand sich jetzt auf der unteren Seite.) Unter dem

LLL

W Honors Daumier:
Bad-vous Ratapoil, RÃ¼ckanficht.

1 9 0 ' ZumEffay v.ErnftSchur.

/ Â»ige-.ikea t: Â»4- dz,
/ oxtne
/
- _ UkiWZl'iZil?
) (>-
x* .xi-NUB..-

Vorwände, meine Tafeln zu reinigen, mit denen er ziemlich lange herumwirtschaftete, vertauschte er eine von ihnen mit der verborgenen präparierten und bildete dann einen Stoß von sechs Tafeln, der fünf von meinen Tafeln enthielt und die präparierte. Dabei sorgte er dafür, daß diese letzte zu unterst zu liegen kam, mit der Schriftseite nach unten. Nun schaffte er die große Tafel von der Tischfläche oben auf den andern Haufen kleiner Tafeln, die weiter ab lagen, indem er so unter Deckung durch die große Tafel die eine von meinen Tafeln aus meiner Nähe entfernte, die er vorher an Stelle der präparierten unter die große Tafel gehoben hatte. Schließlich zog er seinen Stuhl nahe an meinen heran, nahm das leere gefaltete Papier unter dem Briefbeschwerer hervor, vertauschte es in der Hand mit dem meinigen und gab mir meinen eigenen Zettel mit der Bitte, ihn in die Tafel zu stecken.

Die Rede, die nun folgte, während der das Medium meine Hand hielt, kam angeblich von einem Kontrollgeist, war jedoch in Wirklichkeit die Ansprache eines Tafelenspielers, die den Zweck hat, die Aufmerksamkeit von feinen Bewegungen abzulenken. Da das Medium meine Fragen bereits gelesen hatte - nämlich als es vorgab, durch die große Tafel gedeckt, mein Horoskop zu berechnen - war die folgende Kontrolle natürlich imfinde, sie genau zu beantworten und sich auf Dinge zu beziehen, die in meinem Brief erwähnt waren. Als Palma meine Hand losließ, hob er die drei oberen Tafeln auf, legte den Schieferstein und das Stück Papier mit den Farbflecken auf die obere Tafel dieses Haufens, nahm dann die übrigen drei Tafeln, gleichfalls in einem Haufen, und zuletzt drehte er den ganzen aus sechs Tafeln bestehenden Stoß um. (Nach dieser Bewegung wurde die präparierte Tafel mit der Schrift nach unten, die anfangs zu unterst gelegen hatte, die vierte von oben und trug jetzt die Schrift auf der oberen Seite.) Ich nahm das Papier mit meinen Fragen aus der Tafel und legte es, wie verlangt worden war, unter die oberste Tafel des so umgeschichteten Haufens von sechs Tafeln. Dann hielten wir beide die Tafeln. Das Geräusch des Schreibens wurde von Palma erzeugt, indem er auf der untersten Tafel mit einem Fingernagel kratzte. Während dieses Vorgangs machte er die krampfhaften Bewegungen, damit man die Bewegung in feinen Handmuskeln nicht entdecken sollte. Die drei oberen Tafeln wurden entfernt, und die Schrift wurde aufgedeckt.

Die Schrift auf der Tafel ähnelt nicht im mindesten der Handschrift meines verstorbenen Freundes, sondern gleicht der des Mediums.

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Mar Deß'oir

Eine ganz hervorstechende Eigentümlichkeit in Palmas Schrift (von der ich eine Probe beifüge) erscheint auch in der Schrift auf der Tafel. Am Schluß der Sitzung prüfte ich die sechs Tafeln; ich fand, daß fünf von ihnen noch naß waren und mein geheimes Zeichen hatten. Die mit der Schrift war vollständig trocken und trug mein Zeichen nicht. Es war in der Tat eine untergeschobene Tafel, die nicht zu den anfangs vorhandenen sechs Tafeln gehörte, die ich als meine Tafeln bezeichnet habe. *-
[II.]

In dem mitgeteilten Beispiel sind zwei Darstellungen enthalten: die äußere und die innere Geschichte des Vorgangs. Es ist leicht zu sehen, daß ein minder guter Kenner, der nur die Außenwelt beobachtet hätte, einen Wunderbericht geliefert haben würde, mit dem die Auslegung wenig anfangen könnte. In unserm Fall aber, wo wir die beiden Seiten kennen lernen, wird die Möglichkeit einiger der vorher erörterten Beobachtungsfehler recht deutlich. Wir hatten erfahren, daß bei durchschnittlichen Ausfagen gern und leicht typifiziert wird. Wenn uns also z. B. berichtet wird, es schreibe auf der Tafel, und wir gleichzeitig ein Kratzen hören, so fassen wir das Ereignis im Sinne des uns geläufigen Typus auf und behaupten frischweg als Tatsache, was doch nur - und zwar falsch - erschlossen war: es habe in jenem Augenblick auf der Tafel geschrieben. Eine besonders rüchtige Einbildungskraft mag wohl sogar nach Ablauf einiger Wochen' sich einreden, man habe auf der offenen Tafel ein freilegendes Stückchen Schiefer schreiben sehen. Ferner sei an die allgemeine psychologische Tatsache erinnert, daß kühne ähnliche Vorgänge einander gleichgesetzt werden. Auf unser Beispiel übertragen: die Ortsveränderung der Tafeln erscheint dem oberflächlichen Beobachter jedesmal gleichwertig, während sie in Wahrheit immer eine andere Bedeutung hat. Und um schließlich nur noch einen Punkt hervorzuheben: es ist klar, wie sehr es darauf ankommt, die Reihenfolge der Ereignisse und die Zahl der jeweilig im Spiel tätigen Tafeln genau festzustellen. Verfägen Beobachtung und Gedächtnis in dieser Beziehung, so wird der ganze Vorgang unerklärlich.

Gegenüber den von überzeugten Spiritisten flammenden Berichten muß die Kritik anders verfahren; sie kann nur im allgemeinen die Unzulänglichkeit der Beschreibung aufdecken. Auch das sei an der Hand eines Beispiels versucht. Als solches schlage ich einen Bericht vor, der nicht von einem unbeträchtlichen Beobachter, sondern von einem bedeu-

Mar Defioir: Grenzen fpiritifiher Beobachtungen

tenden Gelehrten verfaßt war. und der in der Gefchichte des Spiritismus eine große Rolle fpielt. Ich meine Zöllners Erzählung eines Verfuchs. durch das bekannte Medium Slade einen Knoten in einen endlofen Bindfaden fchürzen zu laßen. Der Bericht fteht im zweiten Band von Zöllners „Wiffenfchaftlichen Abhandlungen“ und wird von dem einfiigen Philofophieprofefor Ulrici gerühmt. weil er „mit aller wünfchenswerten Genauigkeit“ abgefaßt fei. Zöllner fchreibt: „Die Dicke des neuen und neuen. von mir felbft gekauften und aus Hanf befiehenden Bindfadens betrug zirka 1 Millimeter. die Länge des Fadens. bevor die Schlingen in demfelben gefchürzt waren. zirka 148 Zentimeter. Die Enden desfelben wurden vor Anlegung des Siegels durch einen gewöhnlichen Knoten feft zusammengeknüpft. alsdann die freien Enden des Knotens auf ein Stück Papier gelegt und auf demfelben mit gewöhnlichem Siegelack derartig feftgefigelt. daß der Knoten gerade noäf am Rande des nahezu kreisförmigen Siegels fichtbar war. Alsdann wurde das Papier rings um das Siegel abgefchnitten. Die befchriebene Verfiegelung von zwei folcher Bindfäden mit meinem Petfchaft fand am Abend des 16. Dezember 1877 in meiner Wohnung unter den Augen mehrerer Freunde und Kollegen von mir felber fiatt. und zwar nicht in Gegenwart von Herrn Slade. Zwei andere Bindfäden von derfelben Befäffaffenheit und Größe wurden erft am andern Morgen von W. Weber in feiner eigenen Wohnung und mit feinem Petfchaft verfiegelt. Mit diefen vier verfiegelten Bindfäden begab ich miäf alsdann in die benachbarte Wohnung eines meiner Freunde (des Herrn von Hoffmann). welcher die Güte gehabt. Herrn Slade über acht Tage als Gaft in feinem eigenen Haufe aufzunehmen. Die betreffende Sißung fand unmittelbar nach meiner Ankunft in dem Wohnzimmer meines Freundes fiatt. Unter den vier Bindfäden wählte ich felber einen aus. und um ihn. bevor wir uns an den Tifch gefeßt hatten. nie aus den Augen zu verlieren. legte ich mir denfelben derartig um den Hals. daß das Siegel auf der Vorderfeite meines Körpers herabhing und fiets von mir beobachtet wurde. Während der Sißung. in der Slade zu meiner Linken faß. behielt ich das unveränderte Siegel ftets vor mir. Slades Hände waren jederzeit frei fichtbar: mit der linken faßte er fich öfter. über fchmerzhaftes Empfindungen klagend. an die Stirn; mit der rechten hielt er ein kleines. zufällig im Zimmer befindliches Brett unter den Rand der Tifchplatte. Der herabhängende Teil des Fadens lag zwar unbeobachtet auf meinem Schoße. aber die das Brett haltende Hand Slades blieb mir ftets fichtbar. Ein Vergleich. 1:5

festwuden oder eine Gestaltveränderung der Hände Slades beobachtete ich nicht: er machte einen durchaus passiven Eindruck. so daß wir nicht behaupten können. er habe durch einen bewußten Willen jene Knoten geknüpft. sondern nur. daß sie in seiner Gegenwart unter den angegebenen Verhältnissen ohne sichtbare Berührung des Bindfadens entstanden sind." (a. a., O. II. 1. S. 214 f.) Aus einem Hinweis im ersten Teil von Zöllners Abhandlungen (S. 726) und aus der dort eingefügten photographischen Abbildung erfieht man. daß es sich um vier nicht fest zugezogene Knoten. sondern lose. knotenförmige Verschlingungen handelt. An der eben erwähnten Stelle ist auch etwas gesagt. was der ..mit aller wünschenswerten Genauigkeit" abgefaßte Bericht leider verschweigt. daß nämlich derselbe Versuch bereits einige Male vergeblich gemacht worden war. ehe er glückte. Slade wußte also. worauf es ankam. und hatte Zeit gehabt. sich vorzubereiten. Wie viele Möglichkeiten betrügerischer Maßnahmen so entstehen. läßt sich un schwer begreifen. Auffallend ist ferner. daß Zöllner anscheinend nach der Sitzung weder Papier und Siegel genau geprüft. noch die Länge des geknoteten Fadens gemessen hat; zum mindesten bemerkt er nichts darüber und zeigt eben hiermit. wie harmlos er dem Verlauf der Dinge gegenübergestanden hat. Wir erfahren nicht einmal. was aus den übrigen drei Bindfäden inzwischen geworden war! Die Beschreibung der Sitzung selber ist im höchsten Maße ungenau. Kein Wort über die Zeitdauer. die das ganze Experiment in Anspruch genommen hat - nur der Ausdruck ..während der Sitzung" deutet auf eine ziemliche Länge. - keine fortlaufende Aufzeichnung der Bewegungen des Mediums usw. Außerst verdächtig ist das Brett. das zufällig im Zimmer war - wer in aller Welt hat „zufällig" in seiner Stube ein Brett? Es erinnert stark an die große Schiefertafel. die Palma als Deckung zu benutzen pflegt. Offenbar hat Zöllner die Sache bloß unter dem Gesichtswinkel des experimentierenden Naturforschers angesehen. d. h. er hat die Vorbereitungen mit größter Genauigkeit getroffen und beschrieben. dem Ablauf selber jedoch geringere Beachtung geschenkt. Der Physiker darf so verfahren. weil er lediglich mit der geßmäßig wirkenden Natur zu schaffen hat: ist die Anlage des Versuchs exakt und richtig erfolgt. so ist des Forschers Hauptarbeit geschehen. Bei spiritistischen Untersuchungen beginnt die schwierigste Aufgabe eben mit den Erscheinungen selber. und die vor allem nötige Eigenschaft ist die des psychologischen Beobachters. von der Zöllner schlechterdings gar nichts befaßt hat. So erklärt es sich endlich. daß er nichts

Mar Deffoir: Grenzen spiritistischer Beobachtungen

darüber bemerkt. wann er seinen Bericht niedergegeschrieben hat. obwohl die Zuverlässigkeit von der Länge der inzwischen verfloffenen Zeit wesentlich mitbestimmt wird.

Dies alles wird hier nicht zum ersten Male gesagt. auch nicht in bezug auf Zöllners Bericht. aber es muß bei der Verbreitung des Spiritismus immer von neuem wiederholt werden. Wenn schon der Bericht eines hervorragenden Gelehrten so argen Schäden aufweist. was ist dann von den durchschnittlichen Erzählungen zu erwarten? Prüft man statistisch die aus ihnen erschließbaren Möglichkeiten der Täuschung. so stößt man verhältnismäßig selten auf Halluzinationen. an die von Gegnern des Spiritismus gewöhnlich zuerst gedacht wird. Da in der Regel mehrere Teilnehmer daselbe erlebt zu haben glauben. müßten sich gemeinsame Halluzinationen durch psychische Ansteckung bilden. und das kommt gewiß nicht allzu häufig vor. Meist werden wohl Sinnesreize unter suggestiven Einflüssen mißdeutet. also Illusionen künstlich erzeugt. Man glaubt kaum. was die geschäftige Phantasie einer im Dunkeln harrenden Menge aus einem Knarren. einem Lichtschimmer oder einer Taftempfindung herauszulefen vermag! Ich entfinne mich einer Dunkelvision. in der die Nachbarn des weiblichen Mediums durch Berührungen aus der Geisterwelt erfreut wurden. Die wirkliche Ursache konnte leicht festgestellt werden. Als ich zweimal ganz zart am Knie berührt worden war. fiheinar ohne es zu bemerken. wartete ich mit der Hand unter dem Tisch auf die dritte Berührung. griff zu und faßte ohne Zweifel einen in Strümpfen steckenden Fuß. der sich in eine rundliche Wade fortsetzte. Das Medium rührte vor Schreck laut auf. zog mit reflexmäßiger Stärke und Schnelligkeit das Bein zurück und erklärte auf die teilnehmenden Fragen der Beiführer. daß sie selber eben von Geisterhand gepackt worden sei. Und was hatten die antwortenden Spiritisten zu fühlen behauptet? Riefenfüße. Kinderhändchen. Hundeköpfe - kurz. sie hatten in die einfache Berührung durch eine Fußsohle die wunderbarsten Abenteuer hineingeheimnist.

In Ausnahmefällen mag wirklich einmal eine gemeinsame Halluzination zustande kommen. So erkläre ich mir wenigstens vorläufig gewisse sonst unbegreifliche Erzählungen. Beispielsweise ein von indischen Fakiren ausgeführtes Kunststück. Die verschiedenen Zeugnisse stimmen in folgendem überein. Ein Gaukler wirft ein Seil in die Luft. das sich in ein unsichtbares Etwas oben am Himmel einhakt. Die Zuschauer sehen das Seil gerade in die Höhe steigen. solange sie es überhaupt noch er-

Grenzen spiritistischer Beobachtungen Mar Oeffoir

blicken; jedenfalls finkt es nicht fogleich wieder zusammen. nachdem es hochgeworfen war. Ein Knabe klettert anseheinend an dem Seil empor; er wird kleiner und immer kleiner. bis auch er schließlich dem Gesichtskreis entfehwindet. Wenige Minuten später fallen Stücke feines Körpers vom Himmel herab. erfi ein Arm. dann ein Bein uff.; diese Teile bedeckt der Gaukler mit einem Tuch. murmelt etwas. zieht das Tuch wieder fort und der Knabe springt lachend empor. Zuleßt wird das Tau von feinem unfichtbaren Haken losgemacht und aufgerollt. Ich vermute hinter dem Trick eine Reihe künstlich herbeigeführter Halluzinationen. Auch habe ich nie davon gehört. daß die photographische Platte den Vorgang fixiert hätte.

17.

In der Mehrzahl der Fälle aber wird der Beobachter weder durch plumpe Tafchenpielerei noch durch Trugwahrnehmungen getäufcht. sondern er wird in feinerer Weise veranlaßt. sich selbst durch Lücken der Aufmerksamkeit und Irrtümer der Deutung zu täufchen. Wir haben anfänglich von der subjektiven Seite zutreffender Ausfagen behauptet. daß die Aufmerksamkeit richtig eingefeilt und in gleichmäßiger Spannung erhalten werden muß. Der letzten Forderung kann schon wegen der übermäßigen Dauer der Sitzungen felten entprochen werden. Ich hatte einmal ein Medium zu prüfen. in dessen Gegenwart die ..Durchdringung der Materie" angeblich vorkommen sollte. Ein Büchlein war in einen Kaiken gelegt. der Kafen verriegelt und in ein „Kabinett" gefeilt worden. während das Medium in einem anderen Zelte faß. Wir Teilnehmer waren angewiesen worden. an das vorausgefagte Ereignis zu denken und beileibe nicht das Buch zu berühren. wenn es jemand in den Schoß fallen sollte. Der befferen „Stimmung" wegen mußten wir unter Harmoniumbegleitung fingen; wir einigten uns auf das Lied ..Stille Nacht. heil"ge Nacht". und wiederholten ungezählte Male die erste Strophe. da die Kenntnis des Textes bei den meisten nicht weiter reichte. Bereits nach einer Stunde waren wir so mürbe. daß von scharfer Beobachtung nicht mehr die Rede sein konnte. Die wäre übrigens unnötig gewesen. denn nach zwei Stunden. als wegen allgemeiner Ermattung die Sitzung gefchlossen wurde. fanden wir Büchlein und Kafen unverfehrt am selben Orte wieder.

Für die richtige Einfeilung der Aufmerksamkeit gilt als Vorbedingung. daß man wisse. was da geschehen wird. Von den spiritistischen

Erscheinungen wird der Forscher jedoch in der Regel überrascht: sie treten sprunghaft, ja katastrophisch auf und treffen daher auf eine schlecht vorbereitete Empfänglichkeit. Eine rühmliche Ausnahme bildet die viel genannte Eufapia Paladino. Sie hat in meiner Gegenwart öfter angekündigt, was kommen werde, und Erscheinungen, deren sie sich jedenfalls ganz sicher fühlte, auf Wunsch wiederholt. Trotzdem mißlang es mir, den Idioten AWM-*mij zu entdecken (obwohl vieles andere nachweislich Betrug war), und ihr hinwiedern mißlang es, die gleichen Phänomene zu erzeugen, sobald die Bedingungen so eingerichtet waren, daß eine mechanische Herfiellung tatsächlich ausgefloffen gewesen wäre. Die Begleitumstände aller dieser Vorkommnisse sind eben für wissenschaftliche Ansprüche die denkbar ungünstigsten. Denn selbst wenn das Ereignis als solches vorauszu sehen ist, so muß man doch für die Entscheidung über seine Bedeutung vor allem wissen, worauf es dabei ankommt. Da erzählt beispielsweise jemand von einer Sitzung, er habe den die Hauptrolle spielenden Gegenstand auf den Tisch gelegt. In Wahrheit hat das Medium in dem Augenblick, wo des andern Finger sich dem Tische näherten, ihm in selbstverständlicher und unauffälliger Weise das Objekt aus der Hand genommen und selber hingelegt. Der Zeuge hat das im Augenblick natürlich bemerkt, aber bald danach als etwas ganz Nebenfächliches vergeffen, weil er nicht ahnte, daß der ganze Trick eben hiervon abhängt. Selbst der Tafchenpieler, der berufsmäßige oder der Dilettant, der jenem manchmal überlegen ist, kann nicht ohne weiteres als maßgebend gelten. In der Geschichte des Spiritismus hat es sich mehr als einmal ereignet, daß Tafchenpieler vorbehaltlos gewisse Kunststückchen für übernatürliche Erscheinungen erklärt haben, Denn diese Sachverständigen sind durch Tricks, die in einer ganz andern als in der ihnen bekannten Art zu Stande kommen, ebenso leicht zu täuschen wie jeder Laie, ja noch leichter, weil sie sich für unfehlbar halten. Vermögen sie z. B. Schiefertafelschriften gleich der oben erwähnten auf fünf oder sechs verschiedene Weisen zu erzeugen und lernen sie nun ein Medium kennen, das nach abweichenden Grundfäßen, aber mit einer durch einseitige Übung stark entwickelten Geschicklichkeit vorgeht, so sind sie gerade infolge ihrer sonstigen Fachkenntnis noch mehr erfäunt als der ungeschulte Beobachter. Um zu zeigen, wie schwer es fällt, den entscheidenden Punkt herauszufinden, erinnere ich endlich noch an die Auffehen erregenden Berichte über den „Helfer“ Reefe. Den Gewährsmann einer großen Berliner Zeitung hatte Reefe gebeten, er solle auf einen Zettel den Namen seines

lj9

erften Lehrers schreiben. auf andere Zettel anderes. „Daum“ erzählt der Berliner. „ging Reefe aus der Stube und ließ mich allein. Ich verschloß die Stube und schrieb, wie mir geheißen war. faltete jeden Zettel mehrmals zusammen und steckte jeden in eine andere Tafel meines Gewandes. Dann rief ich Reefe herein, der sich inzwischen in einer weit entlegenen Stube des Hotels aufgehalten hatte. Reefe schrieb dann mit hebräischen Buchstaben auf einen Zettel zwei Süße, hieß mich auf's Geratewohl drei von den Buchstaben austreichen, ließ sich von mir die Hand auf seine Stirn legen und sagte: Ihr erster Lehrer hieß Milan Kobali. Das stimmt. Dieser Lehrer lehrte mich vor 18 Jahren in einer ländlichen Provinzstadt das Alphabet und ist nun schon seit 15 Jahren tot, . . . Ja, er nannte mir den Kofenamen, den ich einer Dame zu geben pflegte, einen Kofenamen, der in einem Drama Gerhard Hauptmanns vorkommt, und den ich überdies noch in einer Verfümmelung anwendete, so daß er den bizarrsten Klang hatte, den ein menschliches Ohr je vernommen. Und Reefe nannte den Namen in dieser fonderbaren Form!“

Der Berichterstatter suchte mich kurz nach der Veröffentlichung seines Erlebnisses auf. Durch vorsichtige Fragen gelang es mir, mehrere nicht gewollte Ungenauigkeiten der Darstellung aufzudecken. Nach dem oben wiedergegebenen Bericht sieht es doch so aus, als habe Reefe in weiter Entfernung von dem Zeugen die geheimnisvollen Buchstaben gekriecht; hierauf sei der Zeuge herangetreten, habe die drei Buchstaben ausgekriecht, die Hand auf Reefes Stirn gelegt und nun die Auskunft erhalten. In Wirklichkeit hat unser Gewährsmann während der ganzen Dauer der Schreibung beide Hände dem Herrenmeister an die Stirn drücken müssen, alsdann sie abgenommen und die Lettern durchkriecht. Für einen guten Tafelenspieler ist es eine Kleinigkeit, beim Schreiben dem dicht vor ihm Stehenden mit der linken Hand ein paar Zettel aus der Westentasche zu nehmen, ihren Inhalt festzustellen und sie nachher dem über den Tisch Gebeugten und nun selber die Feder Führenden wieder hineinzustecken.

Am lehrreichsten jedoch finde ich, daß auf die helferische Entdeckung wunderlich klingender Namen solcher Wert gelegt wird. Der Leser kommt gleich seinem Gewährsmann in die Gefahr, zu übersehen, daß es sich lediglich um die Wiedergabe aufgeschriebener Namen handelt und daß es nicht erheblich schwerer ist, Milan Kobali als August Müller zu lesen oder sogar den Kofenamen „mein überzuckertes Sonnenrädchen“

anstatt „meine Anna“ zu entziffern. Auch wer an Hellsehen glaubt, sollte begreifen, daß die Seltenheit eines Namens so lange keinen Unterschied macht, als der Name vom Anfragenden selber vorher angegeben werden muß. Dennoch verschiebt sich regelmäßig in dieser Weise die Wertbetonung bei arglosen Zeugen. Gerade über den „Hellseher“ Reefe habe ich in einem umfangreichen und zeitraubenden Briefwechsel die Erfahrung gemacht, daß die Beobachter ihre Aufmerksamkeit auf Nebensachen richten und von den wesentlichen Punkten weder klare noch allgemein übereinstimmende Auskunft zu geben vermögen. Deshalb fällt es dem Unbeteiligten so schwer, bloß auf Grund von Berichten nachträglich einen Vorgang zu erklären. Daß es trotzdem gelegentlich glücken kann, lehrt die kritische Untersuchung, die Hereward Carrington einem berühmten Falle Akfakows hat zuteil werden lassen. In diesem Falle soll ein Teil des Körpers der Frau d*Espérance dematerialisiert worden sein, um dem Spirit den nötigen Stoff zu seiner Verkörperung zu leihen; während der Oberkörper des Mediums auf dem Stuhl gesessen oder getafelt werden konnte, war von den Beinen auf dem Stuhl sitzend nichts zu fühlen. Akfakow hielt den Vorfall für einen der beweiskräftigsten. Prüft man indessen die Zeugnisse, so ergibt sich, daß von den fünfzehn anwesenden Personen einige jeden Bericht verweigert haben (mutmaßlich weil sie sich betrogen glaubten und doch keine befriedigende Aufklärung zu geben vermochten), ferner daß von den übrig bleibenden Aussagen die meisten unbestimmt oder negativ sind, endlich daß nur drei entschieden zugunsten des Phänomens sprechen. Mit Hilfe dieser drei ausführlichen Gutachten gewinnt man ein klares Bild des Sachverhalts. Das Medium hat, von der Dunkelheit begünstigt, für kurze Zeit seine Beine zwischen Rückenlehne und Sitz des Rohrstoßes nach hinten geschoben, so daß nur die Kleider vorn auf dem Sitz blieben. Da die Maße des Stuhles mitgeteilt werden, hat Carrington den Versuch nachahmen und seine Ausführbarkeit unwiderleglich feststellen können. Einer der Teilnehmer an jener denkwürdigen Sitzung mußte, durch immer weiter gehende Fragen veranlaßt, mehrmals sich aussprechen; dabei sind seine Angaben nicht nur reicher an Einzelheiten, sondern auch begeistelter geworden, so daß der Vorgang im letzten Bericht um vieles wunderbarer aussieht als im ersten. Hierdurch werden wir auf eine weitere Grenze spiritistischer Beobachtungen aufmerksam gemacht. Der Wert der Zeugnisse hängt davon ab, wann sie ausgeföhrt werden. Auch bei gewissenhaften Beobachtern verschiebt sich im Lauf der Jahre manches.

12(

Anfänglich finden ihnen die Einzelheiten noch gegenwärtig; aber was sie nach reiflicher Überlegung für Nebensache halten. das vergessen sie ziemlich schnell. Mittelglieder werden ausgefaltet. Punkte miteinander verknüpft. die vorher weit getrennt waren - oder es wird umgekehrt dies und das von der allmählich freier schaltenden Einbildungskraft hinzugefügt. Welche Veränderungen erfolgen. das ist durch das Gefühlsverhältnis zu der Angelegenheit bestimmt. Wenn jemand anfangs gläubig gewesen war und sich später dessen schämt. so läßt er alles „Überzeugende“ in der Erinnerung zurücktreten; ist er dagegen durch Zwischenfälle oder neue Erfahrungen vom Zweifel zum Glauben bekehrt worden. so färbt sich alles im entgegengesetzten Sinne.

Noch wichtiger ist der Anteil des Gefühls während der Sitzungen selber. Als ich zu Anfang unserer Betrachtung das Freisein von Erregungen emotionaler Art als eine der Beobachtung günstige Bedingung nannte. fügte ich sogleich hinzu. daß diese Freiheit gegenüber spiritistischen Vorgängen gar selten eintritt. Die Spiritisten befinden sich von vornherein in einer Stimmung. in der sie einerseits alles. selbst das Unglaubliche. für möglich. andererseits alles. selbst das Einfache. für wunderbar halten. Doch auch kühlere Beobachter geraten leicht in einen ihren Blick trübenden Aufregungszustand. Das Gefühl. dem irgendwie Wunderbaren nahe zu sein. der Gedanke an Erfahrungen anderer. die Sonderbarkeit der ganzen Lage. die Bemerkungen der übrigen Teilnehmer - das alles pflegt. wie ich mehrmals gesehen habe. sogar ausgezeichnete Naturforscher und Ärzte aus dem so nötigen Gleichmut herauszubringen. Erst nachdem jemand mehrere Sitzungen mitgemacht hat. kann sich in ihm die gleichmäßig ruhige Stimmung entwickeln. die den Wert der Aussage erhöht.

Zusammenfassend wäre also zu sagen: Wir haben zwar ungezählte Berichte über spiritistische Erscheinungen. Aber in den meisten Fällen beweisen sie nur. daß die Berichterstatter nicht ahnen. was in solchen Dingen wissenschaftliche Evidenz heißt. Denn das menschliche Zeugnis ist. wie unsere Überlegung gezeigt hat. ganz besonders unzuverlässig unter den Umständen. an die die spiritistischen Erscheinungen geknüpft sind. Aus den allermeisten Erzählungen erfahren wir nicht. was vorgefallen ist. sondern etwas ganz anderes. Daher muß aufs ernste davor gewarnt werden. die Berichte zu weitreichenden Folgerungen zu benutzen.

Hugo Eclener:

Graf Zeppelin.

Sein Luftschiff und seine Persönlichkeit.

(Mit einem Bilde von Ernst Pickardt.)

Man muß schon auf ganz große Epochen in der Geschichte unseres deutschen Volkes zurückgreifen, um ähnliche Tage einer allgemeinen nationalen Begeisterung und einer fast überauswüthlichen Opferfreudigkeit in allen Ständen, allen Gauen zu finden, wie wir sie unlängst erlebten, als das Zeppelinsche Luftschiff seinen Triumphflug über das Rheintal nahm und dann durch die jähe Katastrophe bei Echterdingen alle Gemüther in den Tiefen erschütterte. Was war die Ursache dieser beispiellosen Volksbewegung? War es die Begeisterung und das Verständnis für das epochemachende Werk des kühnen Konstrukteurs, das eine uralte Sehnsucht des Menschengeschlechtes zu befriedigen versprach? War es die Sympathie für die edle Persönlichkeit des tapferen Grafen, der durch sein ideales, vorbildliches Streben und Leben und durch die rührende und zugleich erhebende Geschichte seines Kampfes und Leidens unserer mütterlichen, kindlichen Generation als ein aus unerquicklichen Miferen uns emporhebender Nationalheld erscheinen mochte? Oder waren es vielleicht dunkle Beklemmungen politischer Art, die unbestimmte Hoffnungen an das modernste Kriegswerkzeug knüpften, das Graf Zeppelin seinem Volke baute? Wir wissen es nicht. Vielleicht war etwas von allem in dem Gefühl vorhanden, das in so elementarer Weise sich Luft machte.

Erfahrunglich ist es jedenfalls, daß das ganze große Publikum der „Laien“, das stets so skeptisch jeder Luftschiffahrt gegenüber stand, plötzlich ein so schrankenloses Vertrauen einem Fahrzeug entgegenbrachte, das von den „Fachleuten“ noch bis zur heutigen Stunde mit einem nicht unbeträchtlichen Schütteln des Hauptes angefehen wird. Fachleute sind zwar in der Regel bedenklicher. Das Wissen von all den kleinen Bosheiten und Widerständen der Materie macht zaghafter. Die schöne Naivität läßt optimistischer und kühnere Gedanken fliegen. Sollte auch hier die Unkenntnis den Freudentaumel der Hunderttausende begünstigt haben? Oder trägt eine glückliche, frische Intuition die Volks-

Graf Zeppelin Hugo Eckener

feele zu einem befieren Begreifen des Neuen empor. als es die nur allzu leicht verknöäfernte Tradition der „Schule“ zuläßt?

Denn kühn und neu ift die Grundidee des Grafen Zeppelin! Mag man noch fo viel das alte Aeronautenproblem der „Landbarkeit“ des ..[arren“ Luftchiffes erörtern und mag aus) Graf Zeppelin felber fich im Eifer der Kontroverfe und der Defenfiven oft zu Erörterungen der Landungsfähigkeit feines Schiffes unmerklich haben drängen laffen - der originelle und [este Gedanke feiner Konfiruktion iftdoäß der. daß er gar kein Schiff zum Landen. fondern ein Schiff zum Fliegen bauen wollte. Das foll man nicht verdunkeln! Durch großes Flug- und Steuervermögen und dura) unbedingte Betriebsficherheit wollte er alles. auch das Problem der Landbarkeit leiten Endes löfen. Und wir find der feften Überzeugung. daß das der einzige Weg ift. je zu einer Luftchiffahrt großen Stiles zu gelangen. Alles Kompromiffeln mit Forderungen. die die Freiballonpraxis eingibt. ift vom übel. Das gibt ausgeklügelte. vielleiäßt „geiftvolle“ Konfiruktionen. aber keinen großen Wurf. der neue Entwi>lungspfad einleitet. Es ifi eine fchwer verftändliche. ja traurige und kraftlofe Verzagttheit. wenn man angefihts der wunderbaren Entwicklung unferer modernen Technik glaubt bezweifeln zu müffen. ob jene Betriebsficherheit. die der Zeppelinfche Lenkballon erftrebt. auch erzielt werden könne. wenn man wegen der Motorpannen. an denen Zeppelins Fahrzeug zugrunde ging. an der Möglichkeit. ganz zuverlässige Motoren zu bauen. verzweifelt.

Graf Zeppelin konfiruierte ein Luftchiff mit feftem Aluminiumgerippe. an dem die Gondeln feft und unbeweglich angebracht find. Der leitende Gedanke hierbei befand hauptfächlich in folgendem: An dem feftverbundenen Bau laffen fich die Triebkräfte und Steuerorgane bequem an den Punkten anbringen. wo fie die günftigfte Wirkung erzielen. Die Propeller arbeiten in der Ebene des Widerftandsmittels und vermeiden ftörende Stampfbewegungen des Fahrzeugs. zumal der Schwerpunkt mit dem Widerftandsmittelpunkt fich bei dem „ftarren“ Schiffe nahe zufammenbringen läßt. Die Steuer wirken ebenfo an dem feftverbundenen Bau am leichtesten und präzifefien. da keine lofe mitgefchleppten Maffen die Bewegungstendenzen von Gondeln und Ballonkörper durchkreuzen. Kräfte und Steuer wirken vielmehr an einem organifchen Ganzen. das allen Befehlen präzife gehorcht. Eine Folge diefer günstigen Eigenschaft ifi die gute Ausnußung der Triebkräfte in bezug auf die Fahrtgefchwindigkeit. Das ftarre Schiff

zeigt ein unvergleichlich ruhiges, gleichmäßiges Dahinschweben. Weder ein Zickzackkurs in der Vertikal- oder Horizontalebene, noch vermehrte Reibungswiderstände des schräg stehenden Ballonkörpers beeinträchtigen die Geschwindigkeit. Das ist um so belangreicher, als das lange starre Gerippe überdies gestattet, zwei Propellerpaare über zwei Gondeln anzubringen und das Zeppelinsche Fahrzeug relativ bedeutende Kräfte ins Spiel zu setzen vermag.

Ein großer Vorzug des starren Systems liegt ferner darin, daß es gestattet, Schiffe von fast beliebiger Größe zu erbauen, die stets ihre Form bewahren und einen großen Aktionsradius und große Tragkraft haben. Bei allen anderen Systemen wird es schwer möglich sein, über eine gewisse Größe hinaus zu bauen, da sich dann Schwierigkeiten ergeben, durch inneren Überdruck die Form des Schiffs zu erhalten. Durch den genannten Vorzug überwindet es auch seinen ursprünglichen Nachteil, der in der Schwere der metallenen Konstruktion begründet liegt. Bei einer gewissen Dimension wird nicht allein die absolute, sondern auch die relative Tragkraft der starren Schiffe eine sehr bedeutende.

Eine besondere Hervorhebung unter den vielen sonstigen Vorteilen des Zeppelinschen Typs mag dann noch der erfahren, daß man an dem starren Gefäß in bequemer Weise alle Organe doppelt anbringen kann: Motoren, Luftschrauben, Höhen- und Seitensteuerungen sind an Zeppelins Luftschiff doppelt vorhanden. Die Betriebssicherheit wird damit eine erheblich größere.

Es sollten demnach schnelle, leicht steuerbare und betriebssichere Schiffe mit langem Flugvermögen sein, mit denen Graf Zeppelin das Problem der motorischen Luftschiffahrt lösen wollte und die er in seinem starren Typ gefunden zu haben glaubte. Der Widerstand gegen seine Ideen erhob sich von zwei Seiten. Die Ingenieure, und namhafte Autoritäten darunter, erklärten seine Konstruktion für ein Unding. Man warf ein, daß das leichte Gerippe unter der Last der Gondeln zusammenknicken würde. In der Tat traten bei den ersten Fahrten im Jahre 1900 recht starke Deformationen am Metallgerüst ein. Aber nichts ist unfinniger, als in Dingen der Technik heute ein „Unmöglich“ zu sprechen. Besonders Ingenieure selbst sollten sich hüten. Am zweiten Modell des Grafen Zeppelin waren die Unzulänglichkeiten schon vollständig beseitigt. Ferner hatte man starke Bedenken bezüglich der Stabilität des Zeppelinschen Baues, weil das schwere Metallgerüst und die kurze, feste Gondelaufhängung eine hohe Lage des Schwerpunktes unvermeidlich machte.

Wenn nun auch nachweislich eine Kraft von etwa 60 Metertonnen einem Überflagen des Schiffes ficher entgegenwirkte. so blieb doch fiets eine große Labilität deselben um seine Queraäzfe bestehen. und man hat die bedeutenden Stampfbewegungen. die die ersten beiden Modelle machten. immer wieder mit sehr bedenklichen Mienen konstatieren zu sollen ver-meint. Graf Zeppelin wußte auch hier Rat. wo die Autoritäten unlösliche Schwierigkeiten zu sehen schienen. Durch eine geniale Anlage von Höhensteuerungen und Stabilisierungsflossen wußte er sein Schiff zugleich so stabil und doch wieder so beweglich zu machen. daß er als ein „Entdecker“ in bezug auf das Stabilitätsproblem zu gelten hat. Die Leistungen seines Schiffes werden eine Revision alter Konstruktions-geichtspunkte nach sich ziehen. Das Zeppelinfche Luftschiff fährt so „|abil“. so ruhig und sicher wie kein anderes. Zugleich ist es so lenkbar und beweglich in der Vertikalebene wie kein zweites. selbst das Parfevalfche mit seiner verschiebbaren Gondel nicht ausgenommen.

Aus dieser wundervollen Eigenschaft des Fahrzeugs ergeben sich für seine Aktionsfähigkeit einige sehr wertvolle Konsequenzen. Da man vermöge der Höhensteuer sehr schnell und kräftig die Neigung des „Zeppelin“ zur Horizontallage ändern und denselben schräge auf- oder abwärts treiben kann. so hat man es in der Hand. Auftriebs- oder Falltendenzen des Schiffes in starkem Maße zu begegnen. Die Kraft. mit der das fthnelle Schiff solche Tendenzen befiegt. ist erstaunlich. Innerhalb eines Höhenpielraums von mehreren hundert Metern ist es beliebig dirigierbar. Auf- oder absteigenden Luftströmen räumt es ungerne Herrschaft über sich ein. Starke Auftriebstendenzen. die sich aus Sonnenstrahlung und Gaserwärmung ergeben. vermag man durch die Höhensteuer und Drachenwirkung des Schiffskörpers selbst zu paralyfieren. Damit ist die Möglichkeit gegeben. Gasverluften und Ballastabgaben in hohem Grade auszuweichen und das Leistungsvermögen des an sich schon sehr potenten Schiffes gewaltig zu steigern.

Die eminente Steuerfähigkeit des Zeppelinfchen Typs in der Vertikalebene erweist sich weiter als von ganz besonderer Bedeutung für das Problem der „Landlandung“ des Schiffes. Neben den Ingenieuren. die die Festigkeit und Stabilität deselben bemängelten. traten schnell die Aeronauten auf den Plan und verurteilten das starre Fahrzeug in Grund und Boden wegen seiner angeblichen Unfähigkeit. auf festem Boden zu landen. Nun haben wir aber schon dargelegt. daß Graf Zeppelin bewußt mit der Absicht konfiruierte. vermöge der Leistungsfähigkeit seines

125

Schiffes ungewollten Landungen aus dem Wege zu gehen. Sein Fahrzeug folgte immer imfinde fein. in den Hafen zurückzukehren und event. in der Luft „abzuwettern“. Das ift nun aber nicht fo aufzufaffe. als ob. wie viele Aeronauten glauben. der „Zeppelin“ jede Berührung mit dem festen Boden zu fäfeuen habe. Sein Konfirukteur hat vielmehr von jeher betont. daß er mit feinem Schiff fanft und leicht. ohne jede Havarie landen könne. Iene oben erwähnte Stabilität und Beweglichkeit zugleich in der Vertikalebene ift es. der diefe Fähigkeit entfpringt. Gegen einen kräftigen Wind wird man damit in einer fo glatten Weife landen können. wie die Freiballonaeronauteu es fich nicht träumen laffen. Die Landung bei Echterdingen hat es bewiefen: In einem Wind von etwa 8 Metern feßte das Schiff fo fanft und leicht bloß mit der vorderen Gondel auf. daß die Infaffen es kaum fpürten. Die viel unruhiger und weniger fkabil in der Luft liegenden halbf'tarren und unf'tarren Schiffe werden eine folche Eleganz der Auflandung kaum je erzielen können. Zwar wird Graf Zeppelin folche Landungen nur bei gutem Wetter ausführen. Denn das Halten des Ballons auf dem festen Boden bei fkürmifchem Wetter wird allezeit eine mißliche Sache fein und zwar für alle Motorluftschiffe. nicht nur für den „f'tarren“ Zeppelin. Eine ungewollte Landung. vielleicht infolge Motordefekts. wird _immer nur zu leicht den Verluft des Fahrzeugs bedeuten. Den Schuß vor folchen Verluften dürfen wir aber nicht in lofeu. lappigen Konfiruktionen fuchen und nicht in Reißbahnen. fondern in einer Steigerung der Betriebsficherheit und Leiftungsfähigkeit der Luftschiffe.

Sehen wir uns nach diesen mehr allgemeinen Ausführungen einmal kurz die tatfächlichen Leiftungen des Zeppelinfchen Schiffes auf feiner Fernfahrt an. Das Luftschiff verließ am 4. Auguft morgens früh um 6.20 Uhr seine Halle und fchlug genau um 6 1/2 Uhr im Auffkeigen den Kurs auf Konfianz ein. Um 2.45 Uhr paffierte es Mannheim. das unter Berücksichtiguug der Rheinkrümmungen. denen das Schiff folgte. reichlich 410 Kilometer von Friedrichshafen entfernt ift. Also machte es fait genau 50 Kilometer die Stunde über dem Boden. wobei in Betracht zu ziehen ift. daß das Säjiff nicht immer. wenn auch meistens. mit beiden Motoren lief. und daß die 2-10 Kilometer von Bafel bis Mannheim gegen eine allmählich fich verfiärkende nördliche Luftströmung gingen. Die Leiftungen anderer Luftschiffe. der „Patric“ auf ihrer Reife Meudon-Verdun. des „Parfeval“ und des alten Militärluftschiffes auf der Fahrt nach Brandenburg und zurück. bleiben mit ihren 30-35 Kilo.

meter Stundengefchwindigkeit weit dahinter zurück. Kurz hinter Mannheim erfolgte dann eine Motorpanne.

Was die Flugdauer angeht, so war das Luftschiff reichlich zwanzig Stunden in der Luft. Das ist nicht die Höchstleistung, die man von ihm erwarten darf und muß. Auf die für das Zeppelinsche Fahrzeug relativ kurze Dauer von zwanzig Stunden wurde die Reife auch lediglich durch Motordefekte hinuntergedrückt. Die oben erwähnte außerordentliche Kraftentwicklung, deren das Schiff in bezug auf willkürliches Hinauf- und Hinabdrücken vermöge seiner Höhensteuer fähig ist, vermöchte dasselbe trotz der bedeutenden Erwärmung des Gases durch Sonnenstrahlung und trotz der starken Gewichtsabnahme infolge Benzinverbrauchs in ungefähr den gleichen Höhen wie bei der Abfahrt zu halten. Gasverluste durch Hochgehen kamen also zunächst nicht vor, und die Fahrtdauer hätte eine sehr ausgedehnte werden können. Erst als kurz hinter Worms ein Zahnrad an dem Kühlventilator defekt wurde und der eine Motor abgestellt werden mußte, wurde infolge der geringeren Eigengeschwindigkeit die Gewalt über das Schiff geringer, und man flog in Höhen von mehr als 1000 Meter hinauf, wo die Ballons viel Gas abbliesen. Es wäre nun doch noch möglich gewesen, nach einiger Entlastung des Luftschiff wieder in vielfündiger Fahrt von Mainz bis an den Bodensee zurückzubringen, wenn nicht wieder ein Motordefekt eingetreten wäre, der dadurch bedenklich wurde, daß der Wind allmählich stark auffrischte. Auf den Fildern avancierte man trotz einer Eigengeschwindigkeit von reichlich 10 Sekundenmetern nicht mehr mit dem einen Motor.

Man darf auch bei vorsichtiger Berechnung aus den am 4. und 5. August gezeigten Leistungen die Annahme herleiten, daß schon das jetzt bei Echterdingen zerstörte Modell leicht zwei Tage und eine Nacht, also 36-40 Stunden hätte in der Luft bleiben können, wenn die Maschinenrie intakt geblieben wäre. Das würde bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von auch nur 40 Stundenkilometer schon einen Aktionsradius von 1400-1600 Kilometern ergeben. Eine solche Leistungsfähigkeit muß schon jetzt genügen, das Schiff für strategische Aufklärungszwecke weitesten Umfangs als geeignet erscheinen zu lassen und das Landungsproblem, von ganz exceptionalen Wetterlagen abgesehen, in dem von seinem Erbauer gewollten Sinne zu entscheiden. Selbstverständlich hat nun aber die auf der Fernfahrt gewonnene Erfahrung bereits allerlei Gedanken und Erwägungen zu einer weiteren Verbesserung des Schiffes und seiner Führung erwecken lassen. Man wird bei dem

l.

k

...UND mg? 3.? .444., ,4,... NDL., 4. 44..... .83....» Q4. 4. .4 4 x - . 4, 4 .
.k . .4. .4. w; 4. 4....." a . z l q 4 1x4 l 4.4.4. 4. r . 4.4 4 l. , . .4 d 4 4 44 4
4 4 . f ,4 4 . . d 4 1 4 4 m 4 4 4 . v 4 4,, .
q, 4 \n .
u '4, f. 4
44T* l.
4. 44 . 4 4 1 . \ ~ .u \ 4 1 4 . . .4 4 .4 . a —
4 < i A 4 4 \ l 4 q. 4 4 l a l i 4 4 Q
4 4 4 4 4 .4... .4 4 . 4 i.. 4 4 4 4. 4, v . 4 M 4 4
4 4 p 1 4 l .Ü q 44 v , 4 . 4
.4 4 . 4 . . 44 4.4 4 4, 4 . 4 4 4 4 4
4 _ 4 4 _ 4 . w . 4 p W 44 4 4 44 4 v 4 4 . 4 4 4
r _ L 4 . . 4 v. 4 4 . . 4 h e 4 . .4 4 r4 .4 .
A . . 4. 4 4 v 4 . . 4.4 "l i i - j " .4 y 4 . .4| 4 4 . . 4 N. F . . 4 \ \ , 4 4 4 . x4. 4 4 4 . n . 4 . . .
L 4 b l . 4 h . 4 4 . 4 . \ 4 4 4 . .4 4 .4 if . 4 .
4 4 . 4 , 44 .4 . , q.. k.. 4 . . 4 4 .4 4 . . . 4 .4 4
4 4 v. R 4. l. r 4 a. 4. 4 .4 . . 4 4 4.x 4 . . . l 44. 4 .4. H . i. 4
4. 4 .44 r4. 4 4 4 4 4. 4 .4 , v 4 4 44 .4 . 4 4 4 ..4. 44 4 a.
- 4. 4 . L 4 - 4 4 . . . v. .4 ..4 4 4 4 .4 . 4. 4 J. 44 ..4 1 4. ,4 . 4 . , . z l
4 .4 4 4 .4 4-4. .44 . 44 4 4. 4 4. 4 4. 4 L 4 J 4 4 l 4 44 , 4
4 . ,4 4 .4 4 4 . i Q. .7 .4 J . . q 4 4
4 v 4 4 , 4 4
"q-"kl
.X
9: Purl!
.Q r" '4'. l
. "54-37752". .xxx-ZW
„44
ONLY-*KÖNIG
cwuimgzsrflzupgé
. .Euxfififim WWU-,FW
„LN-GQ 7;?

EMPTY

Neubau erhebliche Gewichtserparungen machen können. man wird die Motore verfiärken und namentlich in bezug auf die Ölung zuverlässiger bauen. Andererseits wird man bei der Führung auf großen Fahrten künftig umfichtiger handeln können. die Beanpruchung der Motore rationeller gestalten. der Ballaftaufnahme eine größere Sorgfalt zuwenden und dergleichen mehr. um Gasverlust nach Möglichkeit hintanzuhalten. Nie gelang eine ganz große Sache auf den ersten Wurf! Aber der Schritt. den Graf Zeppelin machte. ist so gewaltig und epochemachend. daß wir seit der Schweizerreise und der Fernfahrt unbedenklich sagen dürfen: „Wir sind eingetreten in das Zeitalter des Luftverkehrs“,

* »e .-

Nach den vorstehenden fachlichen Ausführungen darf man gewiß zugeben. daß das deutsche Volk von einem fächeren Infinkte geleitet war. wenn es das Werk des Grafen Zeppelin und seine Erfolge mit Jubel und Begeisterung begrüßte. Und doch glauben wir. daß in der wunderfamen Bewegung. die jüngst aller Seelen ergriff. noch andere Empfindungen als die des Glücks und der Genugtuung über eine bedeutfame Erfindung sich äußerten. Was ist dem Volke schließlich ein Kultur förderndes Werk. und sei es auch ein Luftschiff. das uralte Ikaridenwünsche und -Sehnfüchten des Menschengefüchtes zu verwirklichen verpricht? Wie oft. wie leicht schlägt in dieser kraufen. brutalen Welt ein genial erdachtes Werk zum Unheil für die Menschen aus. zerstört es hier an Glück. was es dort davon ansteilt! Aber was kann. was muß dem gefunden Empfinden des Volkes fiets eine echt fittliche Persönlichkeit bedeuten. die ihm. zumal in trübfeligen. kleinliäfen Zeiten. als Held und Vorbild leuchtet. aus dem es Vertrauen und Zuversicht für seine eigene Zukunft schöpft! Der Einfluß. der von ihrem hohen Streben und ihrer Gefinnung weithin sich fiill verbreitet. mag oft der Menschheit mehr an echtem Glück schenken als aller Ruhm ihrer Werke und Erfindungen. Zu unverkennbar tönt aus all den rauchenden Kundgebungen der letzten Tage die tiefe Genugtuung darüber heraus. daß man einen edlen. unermüdlichen Streiter für eine bedeutfame Sache Siege erringen sehen durfte. die den Glauben an die Macht des Idealen in uns stärken und alle jene mit frischem Mut erfüllen müssen. die irgendwo im Dunkeln noch für der Menschheit Glü> sich mühen und leiden. Graf Zeppelin ist dem deutschen Volk kein bloßer Erfinder. er ist ein Held. der viele Millionen über sich felbst hinaus erhob.

„Arbeiten. nicht verzweifeln!“ Dieser Earlylefche Wahlspruch fand

Graf Zeppelin Hugo Eckener

nie wohl bessere Erfüllung als in Graf Zeppelins Person, Was dieser
flehende Mann litt und kämpfte für seine Ideen. das muß jedem. der es
weiß. aus dem Herzen greifen. und das lohnt ihm jetzt das deutsche Volk in
der Größe des Triumphes. den es ihm bereitet. Hohn und Widerstand
trat ihm entgegen. als er. der „Laie“. der alte Reiteroffizier zu Anfang
der neunziger Jahre mit dem Entwurf seines „Luftschiffes“ kam.
In zäher Arbeit mußte er sich Schritt für Schritt Anerkennung erkämpfen
für die vielen kleinen und kleinsten neuen technischen und aerologischen
Aufstellungen. die er brachte. Wer ihn die ungezählten Winterabende
bis in die Nacht beim Schein einer Lampe den tausend Problemen
seines Planes in unermüdlichem Fleiß nachgehen. der ihm immer neuen
Schwierigkeiten. die Geldnot. Neid und Verstandlosigkeit vor ihm
auftürmten. unentmutigt begegnen und rührig. unablässig im Lande für
sein Dogma Jünger finden sah. der mußte so viel Energie bewundern.
Und wer dabei war. wie er an jenem Wintermorgen (17. Januar 1906)
im Allgäu. aufrecht wie eine Eiche im Sturm. unter den Trümmern
seines zweiten Luftschiffs stand und nicht verzweifelte. in Tagen. die auch
sonst noch härtere Prüfungen ihm brachten. der verneigte sich ehrfurchts-
voll vor so viel Kraft und Größe eines Menschenherzens. Zu einer
wahrhaft heroischen Charaktergröße reichte er sich empor in den schlimmen
Frühjahrsmonaten. die jener Katastrophe folgten. als er der ganzen Welt
zum Trost mit letzten Mitteln sein Fahrzeug wieder aufbaute. und mit
dieser Tat. die endlich den Erfolg ihm brachte. eroberte er sich Herz
und Sympathie der ganzen Welt und ward er der gefeierte Liebling der
Millionen. die immer dürften. einem Held und Führer ihre Seelen weit
zu öffnen.

Man würde jedoch irren. wenn man im Grafen Zeppelin zuerst und
in erster Linie den unbeugsamen Willensmenschen. den kalten Fanatiker
für seine Ideen sehen wollte. In der Brust dieses merkwürdigen Mannes
wohnen zwei Seelen. Der erste und stärkste Eindruck. den man von ihm
empfängt. ist der eines gütigen. weichen. phantasiereichen Menschen. „Er
ist der letzte Ritter.“ meinte einmal ein Herr in dem Friedrichshafener
Kreise. Das Wort wurde aufgenommen wie eine klare erschöpfende
Formel. Denn in der Tat: Alles. was wir mit dem Begriffe „Ritterlich-
keit“ verbinden und was romantische Ideale einst von alten Rittersfor-
dertern. leuchtet uns als seine innerste Wesenheit sofort entgegen. Hohes
Streben. vornehmer Sinn. Freundestreue und Dankbarkeit. zarteste Rück-
sichtnahme und Gerechtigkeit. feinste Liebenswürdigkeit und Höflichkeit

Hugo Eckener: Graf Zeppelin

erobert ihm schnell alle Herzen. Die Gafifreundchaft, die er ausübt, ist unbegrenzt. Seine Fürsorge für alle, die mit ihm in Berührung kommen, unermüdlich. An sich selbst denkt er zuletzt. Befcheiden wohnt er seit Jahren in zwei Zimmern eines alten Gafihofs und begnügt sich mit dem denkbar einfachsten Komfort. Befcheiden geht er allen Veranstaltungen aus dem Wege, die seine Person in hellere Beleuchtung bringen könnten. Wie er kürzlich, von seiner Familie überredet, einem Bildhauer zu einer Sitzung sich bequemt, meinte er resigniert: „Es ist ein entseßlicher Gedanke, so bei lebendigem Leibe verfeinert zu werden.“

Ein paar kleine Züge: Es war im Oktober 1906. Wir fuhren mit dem Grafen zur Ballonhalle hinaus, um das dritte Schiff zum ersten Male aufsteigen zu sehen. Das zweite war zertrümmert; am neuen hing die letzte Hoffnung. Würde es gehen? Wir saßen nachdenklich und beklommen da, und keiner mochte ein Wort sprechen. Da wendet sich Graf Zeppelin an seinen Neffen: „Mar, haben die Leute auf dem Prahm zu sehen bekommen? Jil: *für die Ankunft von Fräulein X. Vorbereitung getroffen . . .?“ Und so weiter ein halbes Duzend kleiner Sorgen der aufmerksamen Fürsorge für andere. Daß in der nächsten Stunde sich sein eigenes Geschick entscheiden sollte, schien ihn nicht zu kümmern . . .

Und es ging! Da war es nun sein erstes, nach Konstanz hinüber zu fahren, wo sein Bruder Eberhard auf dem Krankenbette lag. Und der Bruder hörte das Saufen der Luftschrauben über dem Haupte und lächelte beglückt. Wenige Tage später starb er in Frieden.

Und wie rührend ist folgender Zug: Als ihm am 15. Juli d. J. das Luftschiff beim Herausbringen aus der Halle schwer beschädigt wurde, so daß kostspielige Reparaturen erforderlich waren, da nahm er es gelassen hin, obwohl die Erfüllung seiner Hoffnungen damit wieder in weite Ferne gerückt wurde. Nur einen Kummer äußerte er am Abend an der Tafel: „Es tut mir leid um die Leute. Sie sollten jetzt endlich einmal Ruhe haben, und nun geht die drängende Arbeit wieder los!“

Liebe und Güte sind der Grundzug seines Wesens, und aus dieser seiner eigenen Natur fließte er wohl letzten Endes stets seinen Glauben an den Sieg seiner guten Sache. Sonnige Naturen sind nicht leicht zu pessimistischen Anwandlungen geneigt. Und wenn dann doch einmal Stunden kamen - und sie waren da -- in denen er seine Sache aufgeben und dem allgemeinen Vorurteil weichen wollte, so war es sein glühender Patriotismus, in dem alle seine altruistischen Empfindungen kulminieren.

der ihn dann doch auszubauen zwang. So sehr auch ein schöpferischer und intellektueller Trieb ihn innerlich nötigen mochte, sein Werk zu Ende zu führen, er wollte doch letzten Endes nicht dieses Werk selbst fordern ganz bewußt seines Volkes Glück und Wohlfahrt.

Man würde einen wesentlichen Zug im Charakter des Grafen Zeppelin verfehlen, wenn man seine bewegliche Phantasie die leicht einen romantischen Zug nimmt nicht besonders hervorhebt. Dieser Zug offenbart sich bereits in jener militärischen Studienfahrt die er zu Beginn der sechziger Jahre als junger Leutnant in den amerikanischen Sezessionskrieg unternahm in seiner Freude an dem nächtlichen Lagerleben und den Jagdfeiern die jene Fahrt mit sich brachte. Er spricht auch aus jenem berühmten - verwegenen Patrouillenritt der ihn beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges bekannt machte. Und mußte nicht der Mann welcher seiner Nation „Kriegsluftschiffe für große Fahrten“ schenken wollte, ein Mensch von lebendiger Einbildungskraft von feurigem Temperament, ein - Phantast für die Mehrzahl sein? Mit Energie und Fleiß mit Patriotismus und Liebe vermag man vieles zu schaffen. Welcher Schwung des Geistes welches Feuer der Einbildungskraft aber außerdem dazu gehört, revolutionäre Ideen von der Art der Zeppelinschen zu konzipieren das zeigt am besten die Verständnislosigkeit die lange Jahre hindurch die Mittelmäßigkeit diesen Gedanken entgegensetzte. So zeigt der Held den sich das deutsche Volk jetzt wählt eine Fülle der lebenswichtigen und sympathischen Züge die seines Wesens tiefen tapfern Kern wie mit freundlichen Farben und Tönen überkleiden. Man darf vielleicht behaupten - daß es gerade diese menschlich-freundlichen und lebenswichtigen Seiten sind die die Volksbewegung für den Grafen Zeppelin und seine Sache zu einer so beispiellos herzlichen und warmen gemacht haben. Mag das nun sein wie es will - eines ist über allen Zweifel erhaben: der Begeisterungsturm der in diesen Tagen durch alle deutschen Gauen ging muß für jeden der sich auf die Psyche des Volkes und wahres Glück der Nationen verlegt an sich als ein so köstlicher Gewinn als ein so wunderkräftiger Verjüngungsborn für unser deutsches Volksleben erscheinen daß er das Wirken Zeppelins mit - innigster Genugtuung begrüßen würde auch wenn es nichts als diesen Sturm gebracht hätte,

Ernst Schur:

Honors Daumier (1808-1879).

I.

Für die übliche und reglementierte Kunstgeschichte ist Daumier eine Entdeckung. Blättert man die kunsthistorischen Chroniken - jene dickleibigen Werke, in denen meist Unfähigkeit sich mit Weiterschweifigkeit paart - durch, so wird man im günstigsten Falle seinen Namen finden. Einen Namen unter tausend Namen, und man wird dann, wenn dem Namen etwas beigelegt ist, lesen, daß Daumier Karikaturist war. Die Phantasie aber geht leer aus.

Es tritt wieder einmal der Fall ein, daß ein geniales Talent erst von der nachfolgenden Generation entdeckt wird. Man sollte angefaßt von der vorliegenden Werke nicht glauben, daß nicht jeder halbwegs geschulte Ästhetiker und Kunstbetrachter verblüfft vor diesen Emanationen eines selbstherrlichen Schöpferdranges stehen mußte, daß nicht jeder, der einigermaßen mit Kunst umging, fühlte: hier ist ein ganz großes Talent, das es zu fördern gilt.

Statt dessen Stummheit rings. Dieses Talent kämpft und liegt ewig in Fesseln. Es arbeitet sich müde und matt in Tagesgeschöpfungen, indem es den Zeitungen liefert, was sie an zeichnerischem Wiß für den Tagesbedarf brauchen. Es fühlt diesen Zwang und diese Knechtung.

Es kämpft dagegen an. Es will sich freimachen. Umsonst. Immer wieder gebietet ihm die Not, für den Tag zu arbeiten. Er muß wieder an der Stätte anklopfen, die er verlassen hat. Seine Freunde, die Corot, Diaz, Millet, Courbet, Daubigny, hatten ihr Werk ausreifen lassen und sich einen Namen gemacht. Daumier mußte mit ansehen - welche bittere Qual für den nach seinem Werk hungernden Künstler, - wie die Mitstreitenden, wie die Nachkommen ihn überholten.

Daher ist es ein Leichtes, nachzuweisen, wie viel seine Gefährten von ihm hatten, und wenn man es nicht aus dem Werk entnehme, so sind die schriftlichen und brieflichen Zeugnisse seiner Freunde selbst dafür Zeugnis.

135

cript>

Nord und Süd. 1908:4. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item](#).

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)

- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

☒ Full-text ☐ Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

☒ Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:4.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Add

Share

Permanent link to this book

Link to this page

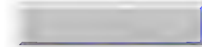
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2013-10-18 07:43 UTC[version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 2](#)
- [Section 2 - 47](#)
- [Section 3 - 108](#)
- [Section 4 - 254](#)
- [Section 5 - 335](#)
- [Section 6 - 361](#)
- [Index - 546](#)

Search in this volume

Search in this text

Ernfi Schur:

Honors Daumier (1808-1879).

I.

Für die übliche und reglementierte Kunstgeschichte ist Daumier eine Entdeckung. Blättert man die kunsthistorischen Chroniken - jene dickleibigen Werke, in denen meist Unfähigkeit sich mit Weitfchweifigkeit paart - durch, so wird man im günstigen Falle feinen Namen finden. Einen Namen unter tausend Namen, und man wird dann, wenn dem Namen etwas beigefügt ist, lesen, daß Daumier Karikaturist war. Die Phantasie aber geht leer aus. Es tritt wieder einmal der Fall ein, daß ein geniales Talent erst von der nachfolgenden Generation entdeckt wird. Man sollte angefihts der vorliegenden Werke nicht glauben, daß nicht jeder halbwegs gefchulte Ästhetiker und Kunstbetrachter verblüfft vor diesen Emanationen eines selbstherrlichen Schöpferdranges stehen mußte, daß nicht jeder, der einiger-

maßen mit Künft umging. fühlte: hier ist ein ganz großes Talent. das es zu fördern gilt.

Statt dessen Stummheit rings. Dieses Talent kämpft und liegt ewig in Fesseln. Es arbeitet sich müde und matt in Tageserschöpfungen. indem es den Zeitungen liefert. was sie an zeichnerischem Wiß für den Tagesbedarf brauchen. Es fühlt diesen Zwang und diese Knechtung. Es kämpft dagegen an. Es will sich freimachen. Umsonst. Immer wieder gebietet ihm die Not. für den Tag zu arbeiten. Er muß wieder an der Stätte anklopfen. die er verlassen hat. Seine Freunde. die Corot. Diaz. Millet. Eubet. Daubigny. hatten ihr Werk ausreifen lassen und sich einen Namen gemacht. Daumier mußte mit ansehen - welche bittere Qual für den nach feinem Werk hungernden Künstler. - wie die Mitstreitenden. wie die Nachkommen ihn überholten. Daher ist es ein Leichtes. nachzuweisen. wie viel seine Gefährten von ihm hatten. und wenn man es nicht aus dem Werk entnehme. so findet die schriftlichen und brieflichen Zeugnisse seiner Freunde selbst dafür Zeugnis.

135

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

II.

Zerlegt man das Arbeitsgebiet Daumiers. so ergeben sich die einzelnen Provinzen feines Schaffens. Es sammeln sich bestimmte Inhaltsgattungen, die die Übersicht erleichtern.

Die nächste Verbindung mit feinem Karikaturwerk bilden die aus Anlaß der neuen Republik geschaffenen Entwürfe. Auf Courbets Anlaß schuf er die Allegorie der Republik; ein junges Weib auf einem Thronsaß; zwei Knaben trinken an den Brüsten; ein dritter liegt zu ihren Füßen. Das Ganze voll wuchtigen Lebensgehalts; jedoch mit so deutlicher Betonung des Formalen, daß dieses dominiert. Eine ansteigende Pyramide, die an die Brüste drängenden Knaben fleischliche Stützen; Linien, die die Arme des Weibes wiederholen. Dagegen oben, wie über Wolken, der beschattete Kopf (beschattet, damit das Individuelle getilgt wird). Der in den Gewandfalten hockende Knabe hat michelangeleske Konzentrationen. Das Ganze hat einen zwingenden tektonischen Aufbau von bewundernswerter Einfachheit.

Dann verläßt sich Daumier an einem antiken Stoff. Ein Motiv aus der Ödipusfage. Ein Hirte findet das Kind am Baum hängend. Wieder das Verwalten von großzügiger Komposition. Und indem er diese Szenerie ganz malerisch-architektonisch aufbaut, sich ganz von dem Literarischen emanzipiert, erreicht er gerade das, was den Gehalt der Sache ausmacht: das Summarisch-Einfache, das Phantastische. All dies nur mit Maffengliederung, Vereinfachung, Form.

Auch sonst ließ sich Daumier gern von der Literatur anregen (sehr entgegen den heutigen Anschauungen). Es folgen eine Reihe von Bildern, die Lafontaine illustrieren. Illustrieren ist natürlich ein schlechter Ausdruck. Sie schaffen Lafontaines Welt neu im Malerischen. Was er da an Bewegungsmotiven leiht, das zeigt den ganzen Reichtum der Erfindung. Immer das Einfache als Ziel, dabei entfesselte Form und lebhaften Rhythmus, so daß jedes Bild ohne die literarische Beziehung existiert. Ein paar kassendiegende Räuber darunter von zwingendem Reichtum der Bewegungen. Jeder Strich lebt und fügt sich doch dem Ganzen an. Ein Höchstmaß an Lebendigkeit zur Ruhe gebracht durch das Zwingende der Form.

Es folgen die Silenen- und die Bacchuszzenen. Das war fein Element. Das Urwüchsig-Elementare gewinnt hier das eigentliche Feld. Man denkt an Rubens, noch mehr an Jordaens. Sie sitzen und schmaufen, sie ziehen dahin, drei treten als viehische Gruppe heraus, ein ganzer

Ernst Schul*: Honors Daumier

W

Wirbel von Leibermaffen tobt sich aus und pflanzt sich nach hinten zu fort zu weiteren Mailen. überall ein breiter Humor und eine Kunft. die aus Leib. Gliedern. Köpfen eine Komposition voller Schönheit macht. in Rhythmus. Licht- und Schattenverteilung voll Maß und Bändigung. An Wicault. den Maler des Pferdes. erinnert jenes etwas thea- tralisch galoppierende Pferd. Dann aber gibt Daumier auch hier Be- obachtungen. Er sah alle Tage vor seinem Fenster Pferde in der Schwemme. Und er sah das Monumentale darin. Die prachtvoll ein- heitliche Verbindung von Mensch und Tier; das Bewegungsvoll-Maffige. Und er gibt in der Federzeichnung eines angegriffenen Reiters etwas Lichtflimmerndes in leichten Strichen. das an Rembrandt denken läßt; und in einer Kohlezeichnung hintereinander reitender Jünglinge etwas. das an den Rhythmus des Parthenonfrieses erinnert. Zu grandiofen Schöpfungen wachen fünf diese Motive aus in dem „Zug der Emi- granten“. die flankiert sind von breiten Hügelzügen und den noch kom- pakteren „Flüchtigen“. die über die düfiere Ebene wie Gefpenier fliehen. Ein eigenes Kapitel bilden die Don Quirotebilder. Auch hier befreit sich Daumier ganz von dem Literarifchen. Er feßt das Wefentliche in Malerei um. Diese Typen des Cervantes kamen feiner Phantafie. die sich in Karikaturen geübt hatte. entgegen. Die Erzentrik der Bewegungen reizt ihn. Der auf feiner dünnen Rofinante (die wie ein Kamel ausfieht) wie eine (Hefpenfiererfäfeinung reitende Ritter; beinah zum Skelett Menfch und Tier abgemagert und grell beleuchtet auf dunklem Felde; dann beide. Don Quirote und Sancho idyllifch dahinziehend. aufgefaßt wie ein Friesmotiv; die grasbewachene Ebene mit dem dunklen Kadaver vorn. während hinten irrend der Ritter am Horizont klar auftaucht; dann beide zwifchen hohlen Felfen reitend. fpukhaft beleuchtet. fo daß die Formen noch grotesker erfäzeinen; und dann fchließlich Sancho als dunkle Muffe im Vordergrund. während die im Licht fiehende Figur des Ritters im Hintergrund die Bewegung ins Bild reißt. Das alles find ausgereifte Schöpfungen einer eigenen Bildphantafie. die ganz abfieht von dem Lite- rarifchen. die neu fchafft. Dann fchließt sich Daumier Moliere an. Hier erfieht die Welt der Scapins. Pierrots. Doktoren; anders. als Watteau fie sah. Verwüftet. gefpenfiifch. grotesk. voll wahnfinniger Mimik. die aus dem Kopf ein Gebiet für sich maätzt. über das ein Jucken geht. wie von Wolkenfthatten. Bedeutungsvoll find die beiden Ehrftusbilder. Auf dem einen Chrfftus als Lichtfigur. an Rembrandt erinnernd. vor ihm wüfie Gefellen. L37

feine künftigen Jünger. Das andere Mal die Lace b0u10-Szene, wo die Gefalt filhouettenhaft, nur in Umrissen, über dem Gewühl der tierifchen Menge fchwebt.

Von tiefen romantifchen Stoffen kommt Daumier zum modernen Leben. Mächtig reizte Daumier das T h e ater. Das Künftliche der Beleuchtung fchafft phantastifche Szenen auf der Bühne, die mit dem Inhalt nichts mehr zu tun haben. Und vornehmlich reizen ihn die Zufchauer, und er zeigt uns oft jene fchnellen Blicke über ganze Reihen von Zufchauern, wo Geficht neben Geficht unmerklich aus dem Schatten auftaucht und die Erregung wie an einer Zündfchnur hineilt über die Reihen. Er gewinnt die Einheit gerade durch das Gleiche. Sich-Wiederholende. Die Gewalt der Anpannung folcher Szenen von der Galerie, wo die Leiber über die Brüstung drängen, fchr fch fort in den Revolutionsbildern, die die anführnde Menge in voller Wucht zeigen. Er bleibt nicht, wie Menzel, am Einzelnen haften, er gibt das Beherrfchende, die Kraft, den Geift, die Difziplin.

Dann kommen die Advokaten, deren diabolifche Phyfiognomik an Goya erinnert, aber lebenswahr bleibt. Mit Vorliebe ging Daumier in den Iu ft i zp a l a ft und fing die grotesken Szenen auf, die fch hier boten, wo Phrafe, Pofe, Heuchelei und Roheit fch enthüllt zeigten. Hier spielt am meiften feine an der Karikatur gefchärfte Freude an der Phyfiognomik hinein. Dann geht er in den Zirkus. Und auch bei den Seiltänzern, denen er des öfteren nachgeht, reizt ihn neben dem Nackten, dem Antik-Einfachen des Körperlichen das Deformierte, wenn bei einem Ringer ein kleiner Kopf auf fchwammigem Körper fih und wenn wahnfinnige Erregung die Ausrufer vor den Buden fafi verzerrt. Zu grandiofer Wucht leigert fch die Kraft Daumiers in den „Wäfcchenrinnen“, die er täglich am Kai herauffieigen fah. Hier gewinnt er eine Monumentalität der Form, ein Modellieren in Maffen, etwas ganz Neues und nur in unferer Zeit Möglichen, dabei doch Ewiges. Wie er folche Figuren groß fiedt und wuchtig hinfteht, damit fcheint er Millet zu übertreffen, infofern er Ruhe und Bewegung gibt und beides fo fteigert, daß Millet daneben akademifch ausfieht.

Man muß hier die Arbeiterbilder anreihen, in denen Daumier das Einzelne der Phyfiognomien von allem Detail befreit, dabei doch das Markante behält und damit das Einzelne hinleitet zu dem Rhythmus eines Ganzen, einer Volksmenge, die weiter nichts ift als Ausdruck, Wille, Bewegung. Auch das an Millet und Meunier erinnernde

Ernst Schur: Honors Daumier

„Mutter und Kind“ ist in der Schlichtheit und Prägnanz des Ausdrucks hier zu erwähnen. Beide Künstler übertrifft Daumier an malerischer Kraft. Welcher Reichtum hier noch zu heben ist, das mögen die Maler der Gegenwart hier lernen, die bei der Schilderung des Volkes immer nur das Idyllische oder das Komische oder das Naturalistische kennen und nicht der Steigerung fähig sind, die hier möglich ist.

?) -

ate *r

Die Landschaft kennt ein Daumier nicht. Ihn, der überall nach Wucht des Ausdrucks sucht, konnte sie nicht reizen. Er kennt sie nur als Staffage, wie bei den Don Quixotebildern, wo sie in höchstem Maße Stimmungsteigernd wirken. Wenn man dagegen sehen will, wie intim Daumier beobachten und empfinden kann, so muß man die „Trinkenden“, „Rauchenden“, „Lefenden“, „Badenden“ betrachten, in denen Daumier die Ruhe der Existenz sucht. Er holt aus diesen Motiven, wie gerade die „Badenden“ zeigen, ebenso die Monumentalität des Seienden, die sich in der Ruhe um so nachdrücklicher bekundet. Zugleich haben diese Bilder in der Farbe etwas Fließendes, Bewegtes. Das Licht huscht darüber hin und beleuchtet stille Winkel. Bei der Figur einer am Ufer sitzenden Frau, die sich zum Bade entkleidet, denkt man an Manóesz dunkel und groß hebt sich das Volumen der Glieder unter dem beschattenden Busch heraus, ein plastischer Wurf ersten Ranges. Diesen Stücken gefallen sich die Szenen der Kunstfreunde, der Musikliebhaber, der Maler an, die er aufsucht, wie sie Zeichnungen betrachten, malen, sich unterhalten. Mit Recht erinnert Klossowski) daran, daß mit diesen Typen Daumier die Nachkommen „jener Goldsucher, Nekromanten und Geizhalse der alten Kunst“ gegeben hat. Es reizte ihn das Umgeschlossene dieser Existenzen, ihre Hingegebenheit, mit dem Stich ins Verrückte, welche Note Daumier mit grimmigem Humor auf ihren Gesichtern notiert.

.- ee .'-

(Iberblickt man diese ganz verschiedenen Gebiete, so fällt die Einheit auf, der Künstlerwille, der formend alles zusammenfaßt. Das Einheitliche liegt in diesem künstlerischen Ziel. Wie Daumier alles nur benutzt, um

1) Honors Daumier. Von Erich Klossowski. Bei Piper und Co.,

München. Dieses Werk, dem die beigegebenen Abbildungen mit Erlaubnis des Verlages entnommen wurden, ist zu den bedeutenden Erscheinungen der neueren Kunstilliteratur zu zählen; durch das reichhaltige Illustrationsmaterial (133 Abbildungen, 4 Lithdrucktafeln) erhält es einen besonderen, dokumentarischen Wert.

L39

Honors Daumier Ernfi Schur

eine Gefie zu geben. die ihm Rhythmus birgt. Bei ihm ift alles Be-
wegung. und felbft kontemplative Ruhe ift bei ihm wie bei Michelangelo
zurückgehaltene. eingedämmte Bewegung. Das Elementare ift fein Feld.
Wie eine Erregung einen ganzen Körper. fei er nackt oder bekleidet. um-
wandelt. prägt. das intereffiert ihn. Und diefe Erregungen gehen von
dem Einzelnen über zum Ganzen und ftellen jenen Rhythmus her. der
nie abbricht. Er rollt die Vielfältigkeit des Lebens vor uns auf. Überall.
wo er das Typifche wahrnimmt. ift er zur Stelle. Darum das Vor-
herrfchen der Stände und Klaffen. Der Menfeh an fich eriftiert für ihn
nicht. Er fieht Advokaten. Seiltänzer. Ärzte. Richter. Wäfcherinnen.
Wo ein Wefentliches geprägt ift. da greift er zum Pinfel. und diefe Ent-
de>ung erfüllt ihn fo. daß die Niederfchrift diefer Notiz von Erregung
noch nachzittert.

Dabei ift das Merkwürdige. das die Richtung feines Wefens fo be-
herrfthend heraushebt. daß felbft das Intime unter Daumiers Händen
durch eine eigenartige Betonung und Unterfireichung ins Monumentale
erhoben wird. Er ftrebt mit allen Organen weg von dem Kleinen. In-
dividuellen. Dabei fieht er diefe Kleine wohl. aber er fieht es in großem
Sinne. wie etwa ein aufhufchendes Lächeln in den Zügen eines Advokaten.
das er zu einem diabolifchen. ausfchlaggebenden Bekenntnis umwertet.
So enthält fein Werk nicht nur das Typifche einer Raffe; es ift in feinem
Wefen felbft ein Zeugnis des Raffentemperaments der Franzofen.

[II.

Welches find nun feine künflerifchen Mittel? Er fteigert die Wir-
kung ins Ungeheure und bändigt fie zugleich. Das Wefentliche ift:
Daumier baut. Er geht tektonifch vor. Jedes feiner Bilder ift ein Auf-
bau. Tektonik verlangt Klärung. Gruppierung. Daß er hierin nicht
fchematifch wurde. verdankt er feinem Temperament. das ihn immer zu
Neuem trieb. Das zugleich zügellos und zuchtvoll war. Man kann von
feinen Bildern von Kompositionsgefößen reden. wie von den Werken der
klaffifchen Kunft. Durch diefe Konzentration erhalten feine Bilder das
Einheitliche. Maffige. Er geht entgegengefeßt vor wie die Antike; er
fucht das Eharakteriftifche und erreicht doch dasfelbe Ziel. das Typifche.
Allgemeine. das aber immer eine Abwandlung und Bereicherung erfährt
durch das Spiel von Licht und Schatten. Diefe modellieren die Erfchei-
nung. fo daß fich aus dem Dunkelen das Helle. aus dem Hellen das
Dunkle gefaltet und fo die Form gebildet wird. In diefe Fluten ift aber

:40

Ernft Sehne: Honors Daumier

W:

auch die Farbe, die in feinfien Nuancen sich wandelt, getaucht. Dieses innere, weich nuancierte Sein verleiht den Werken das eigene, imponierende Leben! In feinsten Tönen ist diese Farbe abgestuft, aber nie vorherrschend differenziert. Sie drängt sich nicht vor, Und das gibt den Bildern den geheimnisvollen Reiz, als entdeckte man immer wieder neue Schönheiten. Das beweist, daß Daumier wirklich Maler ist.

Aus der Vorliebe für Gruppen und Bewegung folgt der Reichtum der Verkürzungen und Überführungen, die die Motive so interessant gestalten. In solchen Abwechslungen ist Daumier unermüdlich. Dadurch belebt er das Profanische, und das Wenigste genügt ihm. Indem er das Ausdrucksvolle betont, verwandelt er eine Straße, einen Plan, eine unfruchtbare, öde Ebene in einen Schauplatz voller interessanter Nuancen. Dadurch gewinnt er zugleich eine ganz eigene, große Raumanschauung. Wie feine Figuren im Raum stehen, das ist mit einer Kleinigkeit angedeutet und hat doch etwas ganz Sicheres, Zwingendes, und selbst feine kleinen Interieurs haben Größe.

Sein Pinselstrich hat etwas Fühendes. Er gibt das Summarische, nicht Klein-Tüftelnde, Nebeneinandergefügte. So markant er Physiognomien gibt, wo er sie nicht im Detail braucht, zieht er davon ab und gibt nur Massen und Flächen, die gegeneinander divergieren. Das ist das Große z. B. an den Don Quixotebildern, wo er alles Detail vermeidet und mit schnellen, breiten Strichen das malerische Ereignis aus Licht und Dunkelheit schafft.

Ebenso markant wie Farbe und Licht sind feine Linien, die breit und wuchtig sind. Er spricht in diesen eigenwilligen Kurven eine monumentale Sprache. Auch hier gibt er die Gefühle, das Eindrucksvolle. Und die Linien, die sich ergeben, wenn eine Figur vor einer dunklen oder hellen Wand steht, der Umriss ist ebenso bedacht und wichtig, wie die Flächen und Massen. Wenn er dann beides, Linie und tonige Fläche verbindet und in mächtigen Konturen massige Flächen bündigt, dann kommt jene monumentale Modellierung zustande, die in ihrer summarischen Kraft an Architektur erinnert.

Und während Daumier auf der einen Seite den rein künstlerischen Effekten nachgeht, reißt er zugleich eine Fülle des Lebens in feine Bildschätze herein, die sein Werk so glücklich ergänzt. Diese beiden Teile muß man bei Daumier immer bedenken, um sein Wesen und seine Sendung zu begreifen. Es sind die Grundpfeiler. -

Das Lebendig-Gegenwärtige. Inhaltliche. Das Formale, Er springt

mit beiden Beinen hinein in das Ehaos des Lebens und holt Säjäße aus der Tiefe. die über allem Zeitwert f'tehen. Wer nur das Tatfächliche fieht. wird bei ihm auf die Kofien kommen. Wer nur das Politifche fieht. findet feine Rechnung. Und der. der nur künftlerifch genießen will. kommt dankbar zu ihm. Beide Fähigkeiten. die aufnehmenden und die umbildenden find bei ihm in gleichem Maße ausgebildet.

'5 K ii'

Fragt man von hier aus. ob es zu bedauern ift. daß Daumier Karikaturen zeichnen mußte. fo lautet die Antwort anders. In den Karikaturen macht fich dasfelbe Formprinzip geltend. wie in den Bildern. Man denkt auch hier weniger an das Inhaltliche. als an das Formale. Und diefes Formale hat denfelben Rhythmus. den wir bei den Bildern bewundern. Auch hier die Erregung. die Gefie. Auch hier das Modellieren nach Maffen und die Abfiufungen der Töne. Auch hier jenes Elementare. Wuchtvolle. die geheime Monumentalität. Und auch hier das Dominierten des Lichts. das mit feiner Gegenwart alles Markante herausholt. hufchend und doch befiimmt. Und wenn feine Linien durcheinander wirren wie ein Orchefter. bis machtvoll eine Kontur das Befiimmende herausreißt. fo finden wir auch hier das Leben diefes Künftlerifchen. So fiimmen Karikatur- und Bildkunfi überein. Es ift nichts Trennendes vorhanden. fo daß es überflüffig ift. diefes Schickfal zu beklagen. In beidem gelang es Daumier. aus dem Vielfachen des Lebens in jedem Falle das Einheitliche herauszuholen.

Ia. vielleicht mußte Daumier diefen Weg gehen. um fo ganz nah an das Leben herangeführt zu werden. Wenn man das Schickfal eines Feuerbach. eines Marses bedenkt. fo fchäßt man doppelt diefes Wuchtvolle der Lebensnähe. Indem Daumier fich ftofflich von den alten Meiftern entfernte. kam er ihnen künftlerifch ganz nahe. Er lernte von der Karikatur das Bezwingende. Eindrückliche. Suggeftive. Vielleicht wäre manches in ihm unbefriedigt geblieben. hätte er nicht immer diefen Griff ins Leben tun können. Und vielleicht wäre er ganz andere. nicht fo neue und fruchtbare Wege gegangen. hätte ihm das Leben nicht feinen Reimtum täglich geboten. Indem er auf der Erde bleiben mußte. fenkte er feine Wurzeln tiefer als andere und fog Nahrung aus dem Alltäglichen. Das wollen wir ihm danken. Er zeigt die Monumentalität des Häßlichen er adelt das Gemeine, Er holt aus dem Schutt des Tages Ewiges. Im täglichen Kampf mit dem Leben fäjärft er die Mittel. und

er lernt von der Karikatur das bezwingende Zupacken. Es ist faßlicher abzurechnen, ob ihn die Tagesarbeit erniedrigte. Wie sie ihn vielleicht herunter-zog, hob sie ihn auch, indem sie der Form den Inhalt gefellte und beides in gleicher Wage hielt. Beides - Karikatur und Bildkunst - zeigt so übereinstimmende Züge, daß man nur von zwei Ausprägungen desselben Wesens sprechen kann.

Und wir tun am besten, das Machtvolle dieses Künstlergeistes anzuerkennen, der keine abgeforderte Sphäre forderte, sondern der das Niedere wie das Höchste mit feinen formenden Kräften bezwang. Aus dem Niederen holt er das Charakteristische. Dieses erhält eine groteske Form, so daß das Stoffliche ganz verschwindet, und Menschengefichter und Körper beinahe ornamentale Form gewinnen. Von hier zum Monumentalen war nur ein Schritt; eine Monumentalität, die in ihrer Wucht, in ihrer Geschlossenheit etwas Zwingend-Erhabenes hat. So erhebt sich sein Können auch über alle Niederungen, aus denen er aufgestiegen. Das Individuum ist ihm nur Mittel. Wenn er ganze Stände schildert, so gewinnt er den beherrschenden Eindruck dadurch, daß es ihm gelingt, trotzdem er ganz Persönliches aus den Individuen herausreißt, diese Züge so zu unterkreiden, daß das Individuelle verschwindet und allgemeine Begriffe mit gespenstischem Schrecken auftauchen, die die Menschheit knechten, äffen, höhnen. Er zeigt das Schauspiel des erbarmungslosen Lebens, und darum sind diese Begriffe nicht hohl, sie sind von Dasein durchtränkt. So kann man nicht sagen, daß, weil diese Kräfte in ihrer Existenz gebunden waren, das Lebenswerk Fragment geblieben sei. Es hat sich vollendet, und es hat zugleich Vollendungen gegeben. Das gleichsam naturhafte Dahinwachen dieses Temperaments ist ebenso einzig wie die Wucht seiner Erscheinung; wir genießen das feltene Schauspiel, daß diese beiden sonst konträren Eigenschaften sich verbinden, so daß eines dem anderen Grenze und Anregung gibt, woraus die Harmonie entsteht.

e 17,

Man fragt sich, ob solche Kunst jetzt zu uns gebraucht, uns förderlich sein kann. Ohne Zweifel ist das zu bejahen. Die Gegenwartskunst, die der äußeren Erscheinung erst auf ihren Wirklichkeitswert hin, dann auf ihre künstlerische Note hin nachging und sich rickhaltlos der Umgebung zuwandte, um schließlich an einen Punkt zu kommen, wo sie entweder artistisch oder inhaltlich .war, und dieser Gegenfaß etwas Nichtzuverbin-

.Honors Daumier Ernfi Schur

dendes darzufiellen fchien. wird an Daumier lernen können. beides zu vereinen. Sie wird lernen. noch enger sich an das moderne Leben anzuklammern. - um nun erfi ganz sich von ihm zu befreien und über ihm zu ftehen. Nahrung aus ihm zu fangen und sich von dem Befien feines Gehalts zu nähren. Und für Deutfchland. defien Kunft zwifchen einer Programm-Moderne und einem alten Kompositionsfehema fchwankt. würden neue Kräfte geweckt werden. die dem eigentlichen Wefen der deutichen Kunft nicht fremd find. Die modernen Künfler werden einen Schritt näher zur Kompositionskunft tun können. da fie gefehen haben. daß es einem Daumier gelang. aus dem modernften. alltäglichften Leben eine Form zu holen. die an Michelangelo erinnert, Auch diefe Ausföhnung. die der Kunft zugute kommt. ift mit Freuden zu begrüßen. Das Alte wird noch einmal und noch energifcher beifeite gefhoben. Das alte Kompositionsfehema. dem. da Neues. Eigenes fehlte. theoretifch noch einige Geltung zugefiehene war. hat endgültig abgewirtfchaftet. da es nur inhaltlich Altes wiederholt. Daumier zeigt. wie eine monumentale Form. eine neue Art Komposition aus dem Modernen zu holen ift. fo daß diefes nicht im Nachahmenden. Kleinen. Tüfteligen verharren muß. Im Gegenteil. auch hier ift neue Größe zu gewinnen; auch hier ift eine Steigerung ins Monumentale möglich. die gleichwertig der alten Kunft an die Seite gefieft werden kann. Und wer die moderne Entwicklung der Kunft überfieht. der wird wiffen. daß abgefehen von der fpeziellen Geltung für Deutfchland _ es wird fich zeigen. ob hier noch genug junges Blut und Tatkraft vorhanden ift (wie reich ift das Temperament der Franzofen). - Daumier damit bedeutungsvoll anfiehließt an die allgemeine Tendenz zum Großzügigen. Dekorativen. Monumentalen. Formal-Kompositionellen. die in allen Ländern zu beobachten ift. Hier eröffnet Daumier ganz neue und fiarke Möglichkeiten. Und feine Kunft kommt gerade zur rechten Zeit. Was wir erfennen. ift er. So daß diefe Ubeeinfimmung nichtNachahmung bringt. fondern nur ein Heranreifen zu dem eigenen Ideal bedeutet. In dem Sinne. wie Einfluß Befreiung bedeutet.

n

' K K

Jedoch. diefer Künfler. den das Leben immer wieder in feine Strudel riß. hat fich nicht unterjoihen laffen. Er ift nicht zum fklavifchen Nachahmer geworden. ift ihm nicht zum Opfer gefallen. Es ift bezeichnend. daß Daumier felten nach dem Modell malte. Er war innerlich fo voll von Vorfiellungen. daß ihn die Natur. hätte er fie fklavifch abgebildet.

L44

tw- c*-
Walls.
tnĩ¬ SOUL'.
l
l
.F mm' "Kam"
- *'enkiRonact
E
Sanmmn
'gap vu?-
Bum 4
igen ok(
Nj
"Que-o
l 'J
l'lill-lm

,Öonore'z Daumier Emft Si) k

r

---. ...---

...,_,_ _--

dendes daizj;:'el'en feinen, wird 1.1 Daumier lernen können- beides zt der:
innen. Sie wird lerne noch enger :ich an das med-:7N L*be.i anzu-
klammirm -- um ma. 675;. gan; fil: ren ihm zu beim-im :nd ?vor 7.--:1
zt. fie'.*en. ?Wlan-1g an.. ihm zu Ni. gen und fich von dm Weite-n. feine:
Gel-alte zu naht-cr. l'nd für Let-tleifiandf defien Kuui". zwifchcn ei* er
Prog-amne-Monernc und einem alten Kompofitiensfchema fehlt-anf:
wiirden neue Kräfte geweckt werden, die dem eigentlichen LFU-let' der
deu.fclu*1- .nm fi mehr f* -n-.d find. 'Die modernen Kluftler werden einer
Schritt naher zur otcnqm'fitionefunft tun kenne-ih d0 fie geiel-en haben.
daß eo einem Daimler erlang- aus dem ned-ernftem allt-";gl:,hqcn Leben
eine Ferm zu holen. 'Ne an Michelangelo erinnert. ?iu-h oil-'e Lim--
fiihnu-:In die der Kan-,Z i-:gute .kommh ifi mit Freuden (,1: bearüfieu. 2:13
Alte n-1**d nec-t,, einmal und noch enetgifäfer hilf-ile gefanben. Das
alte Kompefitiomiwema, beim da Neues, l'Eigenes fehlte the-MOH noch
einige Geltung znzngefie-l)en way hat endgültig abgeir-*etfcnakc-i, da es
nur inhaltlich :films loikderbolt, Daumier zeigte ,rr-e ein* montimentat-
Forn-, e-ue neue ?Jet Kompofition tus dem Mode-.nen zu holen "fk- fo
die'. dmcc- nicht im ?7)achahmeIdem Kleinen. Tiifteligen oerha-ren muß.
Im Gegeutß auch hier ift neue Groß-e zu gewinnen; auch hier if'c eine
Steigerung *. 'ns Q7.cuumentalc möglich die gleichwertig der alter' Run-'t
an die Seite ge-""telt werden Kenn. lind wer die modern-2 Tutti-Wim*:
der .Ku-*ft ubcZfi-ht, d:r wird wiffenx daß abgefehen vor; 'der ?dezic-lfen
Giltng für Del-*fanarik -- es wird fi:h zeigen, ob hier "o-1,, genug
jung-es Blut und Tatkraft vorhanden if'. (wie mich ift das T.k'l;*-.:rcl!ti'.**-tk
de: Ziranzoien), ---- Daumier damit bedeutet-?sehn anfhließt an die allge-
m;i1*e 'Tendenz zum Großzüg'xenf L*clor11tij,n.-.f M-*numentaienz Formal-
Komp-fitionellen- die in aller: *Zäudxrn zu beobachten ift. .':ier eröj,'nt
Daumier ganz neue und "turk-e MKgl-:mkcltetn Und fein-2 Zinni*: Kennt
(,eraLe zur rechten Zeit. Was wir eifeifuem if't er. So daß diefe lil-e"-
ein tum-ung nichtNachahmung being., fondern nur einly-:ranreilen zu ti*:
eigenen Ideal bedeutet. In den. Sinne, wie Einfluß Befreiung bedeutet
t t? '

leh-:chy di.-f.r K-inf'tlcrf den das Leben immer wieder in .Lt-.ie Strudel
rii'ez hat fich nicht unter-jochen lc 77:11. Er ift nicht zum Iklavifchen Rae* -
abma- gew-:rden, ift ihm nicht zum Opfer gefalle.1. Es ift bez.-: (;;.enl.
daß Daumier felten nas* den: Modell malte. Er war junkfiltj' 't *dx-l'
vor Vorm-bungen. daß ihn die Naturt hatte er fie fllat-ifch nbgebilde:

(+i

....
,
.ti*
- eff

Jahrgang
Honors Daumier: Waffenträger.
Sammlung Henri Ronart. Paris.
1908
Zum Essay von Ernst Schur.

EMPTY

nur verkleinert hätte. (Wieder kann man sagen, seine Tagesarbeit machte es, indem sie ihn dem Leben unterwarf, daß er sich in seinem Gebiet frei-fühlen wollte.) Die Natur war für ihn nur der ungeheure Vorrat für seine Phantasie. Er steht insofern zwischen den alten und neuen Generationen, als ungechwächt noch die Phantasie lebt, andererseits folgt er doch dem Leben. Es ist, als hätte die Natur in diesem Komplex Daumier noch einmal Vergangenheit und Gegenwart zusammengebunden. Gerade weil Daumier diesen hinreißenden Schwung hatte, konnte ihm die Natur als Modell nichts sein. Indem er so tief sah, sah er über das Detail hinweg, und diese Fähigkeit machte ihn gerade tauglich, das Große, Wesentliche zu sehen. Daß er sich nicht davon abbringen ließ, zeigt die Stärke seiner Phantasie. Das, was er nicht sah, dem blieb er treu. Oder vielmehr: er sah es so, es war für ihn die Natur, er blieb sich treu. Indem er von der Natur abging, formte er ihr innerstes Sein, ihre konipakteste Erscheinung. Darum haben seine Werke diese Wucht des ersten Blicks, jenes Ungechwächte des vollendeten Seins.

Im Gegenteil, dieser Maler geht in den Louvre und studiert die alten Meister. Von ihnen holt er sich Rat. In diesem Kreise führt er Intentionen, die den seinen gleich sind. Und er führt, daß diese Meister ebenso handelten wie er: dem Leben zugleich ganz nah und doch so fern zu sein, die Natur zu beobachten, und doch sich nicht scheuen, ihr zwangvolle, bewußte Form zu geben. Er erhielt sich dadurch frisch und sah, indem er nur die Anregung dem Leben entnahm, immer mit neuen Augen. So sorgte die Natur dafür, daß seine Motive echt und stark wirkten. Und er sorgte dafür, daß seine schöpferische Hand ordnend in das Chaos griff. Indem er so alte Kunst und neue Natur befragte, zeigte er zugleich das Zweifältige seines Wesens auf. Der Realist ist zugleich Romantiker. Der Lebens- und Gegenwarts Mensch ist zugleich Phantast und beweist, daß, um große Kunst, wie die Italiener, zu machen, es nur darauf ankommt, daß die Künstler da sind, daß die Natur noch immer Vorbilder liefert für klaffende Kunst. Es kommt nur auf das Sehen, auf das Gestalten an. Erziehe dich, Künstler, ruft er seinen Nachfolgern zu. Vorbildlich ist sein Schaffen. Er hat die Kraft des modernen Lebens und die ewige Schönheit der Kunst. Es ist kein Wunder, daß es diesen Formbildner zur Plastik drängte. In den Masken der Deputierten gab er markante Prägung des Physiognomischen, die mit den Zügen des Gefächts wie mit Masken operierte. Konzentration alles, und doch voll innerer Bewegung. Der „Ratapail“, jene typische Figur, in der er die Zeitanfchauung

:o 145

menfchlich verdichtete. hat Bewegungsmotive. die in der Plaf'tik ganz neu waren und die in ihrer erregten (Hefte an Robin erinnern. Und dann hat Daumier ein Bronzerelief gefchaffenf „Die Flühtigen“. das mit der Wucht eines Meunier den Bewegungsreichtum eines Rodin verbindet. Man kann fagen- daß Daumier der Künftler gewefen wäre- der der Plaf'tik neue Wege hätte weifen können. So blieben es Epifoden. Aber fein Werk ift voll von diefer plaftifchen Schönheit.

' 'e *

Die Namen, denen Daumier anzureihen iftz find genannt. Er feßt. um bei den Künftlern feines Volkes zu bleibenf das Werk Delacroir fort; auf einem andern Niveau. aber in der Intenfität gleich. Aber man muß weitergehenz höher greifen. um diefe Sphäre zu kennzeichnen. Bei den Bacchanten, Silenen denkt man an Rubens. Bei den Chriftusbildernf den Zeichnungen an Rembrandtfches Lichter- und Linienfpiel. Bei manchen Figurenkompositionen. die nach Plaf'tik rnftent taucht Michelangelo auf. Und Goyas Gedächtnis bringen die zahlreichen Bilder nahe. in denen grelle Beleuchtung einen deformierten Charakter gefpenfiifch hinfteht (wie bei den Advokaten).

Neben den Impreffioniften (die Spätere-ntCourbet. Cezanne. van Gogh. auch Degasf Munch hat er beeinflufßt). deren Streben er nicht recht verftandf bezeichnet Daumiers Kunft jene andere Linie. die aus der Vergangenheit hinüberführt in die Gegenwart. Ienes Streben. das die Erfcheinungen der Natur fondierrnd gruppiert- ordnet und reinigt. Meunier und Miller find hier zn nennen. Manche Arbeiten. wie die ftatnarifche Gruppe „Mutter rnd Kind“ und das Relief der „FlühtigenC laffen direkt an Meunier denken.

Aber beide rangieren tiefer. Als Daumier feine „Republik“ fchuf, jenes blutvolle Werk voller Gegenwartskraft und hoher Schönheit im Tektonifchen. gab Miller. der auch konkurrierte, nur eine froftige Allegorie. ein Weib mit Pinfel und Palette. Und während Millet in einem „Ödipus“ eine mißverftandene Buntheit gabf fchuf Daumier diefes Motiv mit feiner gefaltenden Hand zu einem klar-ruhigen Bilde um, deffen männliche Schönheit eigenartig ergreift. Millets Kunft kam auf dem Wege des Verfiandes und noch mehr des Mitgeföhls zuftande. Daumier hatte das künftlerifche Temperament. Vollends wenn man an Meunier denktf tritt das Überragende Daumier-s klar zutage. Daumier ift monumental aus eigener Kraft. Meunier fucht es im antiken Schema, angelehnt an Millet. Daumier ift elementar; Meunier fentimental.

Ernst Schul*: Honors Daumier

W

Und wenn man die Arbeiterbilder, die Revolutionszenen betrachtet, merkt man, daß hier überhaupt keine Parallele gezogen werden kann, daß hier erst noch der Maler kommen muß, der Funken aus dem Stein schlägt. Ein ganz großes, neues Gebiet ficht hier offen. Alles, was bisher geleistet ist, ist Kleinmalerei, Idylle, Sentiment, Holländerei. So hat Daumier, trotzdem des Lebens Zwang ihn hart fesselte und er sich jede Stunde freien Schaffens erobern, abfehlen mußte, etwas geleistet, das wir nur von den ganz Freien und Großen erwarten zu können glauben: daß sie die Erde aufreißen und neue Saat säen.

7.

Die Geschichte dieses Künstlerwillens geschrieben zu haben, ist das Verdienst Erich Klossowskis. Er hat es mit künstlerischem Takt getan, so daß von nun ab dieses Werk monumental vor unserm Gedächtnis ficht. Ein Künstler, den alle, die es mit der Kunst ernst meinen, ehrfürchtig nennen werden.

Klossowski hat es vermocht, eine Biographie zu schreiben. Das Menschliche, hier wahrlich bedeutend genug, um gewürdigt zu werden, tritt zurück. Das Werk, das Schaffen tritt vor. Voll von jenem heiligen, fachlichen Ernst, der dem Gegenstand würdig fein will, ist das Werk. Indem Klossowski immer bis dicht an die Säuflinge heranführt, ihr äußeres Sein, ihr inneres Wesen behandelt, behält er doch wieder jene Distanz zu den Dingen, die mehr als Worte von der Ehrfurcht des Kritikers redet. In strenger Tektonik bauen sich die einzelnen Kapitel auf und bilden in der Aufeinanderfolge ein Ganzes, obgleich jedes den Gegenstand von neuer Seite anpackt.

In diesem weiten Umkreis der Betrachtungen, den er innehält, heben sich dann die Partien, in denen Klossowski ganz tief eindringt in die geheimnisvolle Art dieses künstlerischen Schaffens, um so bedeutungsvoller und markanter heraus. Er hat die Reserve des feinfühligsten Schriftstellers, der weiß, daß Worte nur hindeuten können, In diesem Wechsel des Fernbleibens und des Sichhineingrabens, des äußerlich Beschreibenden und des Bekennenden, der Ruhe und der beherrschten Erregung, in der leise, aber um so eindringlicher, die Begeisterung nachzittert, kommt eine Intensität des Eindrucks zustande, die nur dann erreicht wird, wenn ein großer Stoff eine würdige Darstellung findet.

So kann man im besten Sinne sagen: im Geiste Daumiers ist das Werk geschrieben.

:0* 147

Hans Rofenhagen:

Walter Leifiikow *i1

(2J. Oktober 1863 bis 2J. Juli 19()8.)

Man fpricht immer von der Seltenheit des Talents. Als ob die Natur hierin weniger verfchwenderifih wäre als in ihren fonfiigen Hervorbringungen! Nein: Nicht das Talent ift felten unter den Menfchen fondern der ernfie und fefte Willem etwas daraus zu machen. Was nützen alle fchönen Gabenf wenn ihre Befißer nicht jede Sorgfalt darauf verwenden- fie auszubilden, in ihrem Gebrauche es zu der höchften ihnen erreichbaren Vollkommenheit zu bringen! Die äußeren Verhältniffe find viel feltener daran fchuld- daß ein Talent nicht zur Entwiälung gelangt, als man im allgemeinen glaubt. Die meiften Talente gehen an der Ungeduld ihrer Befißer oder deren Angehörigen an der Sucht der Menfchen naáz fchnellen Erfolgen und einem bequemen Lebenf alfo an dem Mangel an Ausdauer in der überwindung von Schwierigkeiten zugrunde. Diefte Erfahrung macht man nirgends fo häufig als auf den Gebieten der bildenden Kunft. Ganze Scharen von jungen Leuten betreten die Künflerlaufbahn förmlich beladen mit Talent - und wie klein ift die Zahl derer- von denen man fpäter mit gutem Gewiffen behaupten kann, fie feien wirklich Künfler geworden! Viele bleiben gewiß noch eine ganze Weile talentvoll; aber indem fie nur das bleiben- in ihren Leiftungen keine eigentliche Höhe erreichen- bringen fie es nie zur wirklichen Künflerfchaft und enden fo ruhmlos- als hätten fie überhaupt kein Talent befeffen,

Je häufiger diefte Fälle find- um fo eindrucksvoller werden natürlich jene Erfcheinungem welche die Entwicklung ihrer perfönlihen Gaben mit Konfequenz und Energie betreiben. Man fieht da nicht felten Höhen erklimmen, die kaum noch im Verhältnis zu dem urfprünglich vorhanden gewefenen Talent fiehen, Die Kunfigefchichten ließen fich auf ganz wenige Namen reduzieren- wenn es nicht richtig und nötig wäre- auch die Künfler zu bewundern- die folchermaßen ihrem Talente die höehften Möglichkeiten abgerungen haben. Zumal die Tatfache nicht anzuzweifeln ifi, daß die Schöpfungen diefer Künfler von den Zeitgenoffen faft immer unmittelbarer gefchätzt werden- als die Leiftungen der Genies und der kühnen Bahnbrecher; denn es ifi allemal leichtem eine an bekannten

Größen meßbare Kraftanftrengung richtig zu bewerten. als eine Kraft-äußerung. welche die gemeinen Begriffe weit überfiegt. Außerdem find diefe ernfthaft und erfolgreich arbeitenden Talente in erfter Reihe berufen. die feften Grundlagen zu fchaffen. auf denen fpätere Generationen am ftolzen Haufe der Kuuft höher bauen können.

Ein Talent oder vielmehr eine Energie und Kraft von diefer immerhin feltenen Art ift Walter Leiftikow gewefen. den ein früher und dennoch freundlicher Tod an einem fchönen Sommertage diefes Jahres feinen Freunden und Verehrern und der deutſchen Kuuft entrieffen. Leiftikows Künftlerdafein beißt eine befondere Bedeutung dadurch. daß feine Entwicklung einen feltfamen Umweg nahm. ja fich faft in umgekehrter Richtung vollzogen hat. Betrachtet man nämlich das Lebenswerk des vortrefflichen Berliner Landfäafters im ganzen. fo kann man unmöglich überfehen. daß fich Beginn und Ausgang feines Strebens ganz innig berühren und daß mitten darin ein Ereignis liegt. das ihn eigentlich aus feinen Bahnen gehoben und in gewiffem Sinne weitab von feinen urfprünglichen Zielen geführt hat. Unter den Bemühungen. die für ihn perfönlich glücklichen Folgen diefes Ereigniffes mit feinen wahren künftlerifchen Idealen in Beziehung zu fehen. ift Leiftikows Leben vergangen. Und die enorme Popularität. die er als „Maler der Mark“ erlangt. wird ihn kaum darüber getröftet haben. daß er durch fie bis zu einem gewiffen Grade gehindert worden ift. feine feinfien Wefensfeiten der Allgemeinheit zum Bewußtfein und fich als Maler fchlechtweg zur Geltung zu bringen. Und wenn etwas für die hohe Auffaffung Leiftikows vom Künftlerberuf und für den unerfchütterlichen Ernft feines Strebens zeugen kann. fo find es die Anftrengungen. die er unter fchweren körperlichen Leiden gemacht hat. um die Aufmerkffamkeit des Publikums auch noch für das zu gewinnen. was er einft. unverftanden von allen. in der Jugend gewollt.

Man muß freilich wiffen. welch' ungeheurer Aufwand von Energie für jeden Künftler dazu gehört. die Erkenntniffe der reifen Jahre wieder in Gefühle umzufehen. aus dem Zuftande des bewußten Arbeitens wieder in den des naiven Schaffens zu gelangen. um Leiftikows Bemühungen in diefer Richtung nach Verdienft zu würdigen. Nur den Beften ift es gegeben. noch einmal die Sonne wiederzufehen. die über den Hoffnungen ihrer Jugend fchien; nur den wenigften befchieden. das zu vollenden. was fie aus einer dunklen aber richtigen Empfindung einft begonnen. Indem man daran denkt. daß dem Berliner Maler das alles tatfächlich gegönnt

war. meint man. er fei doch. trod allem. was er in den letzten lahren gelitten. recht eigentlich ein Liebling der Götter gewefen und darum manches in feinen Schöpfungen von unverwelklichem Reiz. Leiftikow war nichts weniger als ein Talent mit Ellenbogenkraft. Ein Menfch von zarter und melancholifcher Gemütsart. gab er fich. fobald er zu einiger künflerifcher Selbftändigkeit gelangt war. als Maler mit Vorliebe träumerifchen und weichen Stimmungen hin. In feinen früheften Arbeiten bekennt er fich als ein treuerFreund der grauen Stunde. Niemand vor ihm hat den herben Reiz des norddeutfchen Vorfrühlings fo innig empfunden. niemand vor ihm die fpröde Anmut der märkifchen Natur fo hinreißend zum Ausdruck gebracht. Dabei war Leiftikow ein fo feines Gefühl für die Nuance zu eigen. daß diefe erften Werke bei aller Befchränkung auf wenige Farben entschieden koloriftifch reich wirken. Aus Mangel an Mitteln hat fich der junge Künfler in jener glücklichen Zeit faft ausschließlich der Aquarellmalerei bedient und es in deren Anwendung zu einer Meifterfchaft gebracht. die einfach bewundernswert erfcheint. Mit fo viel Anerkennung indeffen Leiftikows Kollegen von diefen entzückenden Schilderungen einer von ihnen felbft bis dahin arg vernachlässigten. weil für unmalerifch und langweilig gehaltenen Natur fprachen - das Publikum zeigte nicht die geringfte Neigung. die Arbeiten des jungen Malers zu bemerken. Diefem blieb leider nichts anderes übrig. als fich durch Einrichtung einer Malfchule über Waffer zu halten. Die Nichtbeachtung von feiten des Publikums begann Leiftikow mit der Zeit allerdings nervös zu machen. ihm Zweifel an fich felbft einzuflößen. Mit diefem Stachel im Herzen ging er Anfang der neunziger lahre des verfloffenen Jahrhunderts nach Paris. teils um zu fehen. wie die dortigen Landfchafter arbeiteten. teils um fich einen Überblick über die herrfchenden Strömungen innerhalb der neueren Malerei zu verfchaffen. Während die franzöfifche Landfchaftsmaleri - von den Impreffioniften hat er damals kaum etwas gefehen - wenig Eindruck auf ihn machte. fühlte er fich von den großartigen. eine idealifizierte Welt zeigenden Dekorationen des Puvis de Ehavannes aufs äußerfte angezogen. Und im Angeficht von deffen Fresken empfand Leiftikow plötzlich das heftige Verlangen. feiner Kunft ein anderes Geficht. feiner Entwicklung eine neue Richtung zu geben. Freilich wirkten noch andere Faktoren mit: Die Abfchwenkung feines Freundes Ludwig v. Hofmann von der realiftifchen Freilichtmalerei zu einer abfolut idealiftifchen. ferner das Vorbild des ihm mit feinen Werken in Kopenhagen und Paris bekannt gewordenen Dänen Willumfen.

der feine Auffassung von der Natur in eine fehr willkürlich kunfigewerblich. dekorative Form gepreßt hatte. und endlich die Unzufriedenheit mit feinen eigenen Zufländen. Es mußte ein Mittel geben. die Beachtung des Publikums zu erzwingen. Gerade vor gewiffen Leiftungen Willumfens war ihm klar geworden. daß die Leute viel mehr Intereffe für eine Tollheit. als für eine ernfthafte. unter fchweren Mühen entfiandene Arbeit aufbringen. Seine Zugehörigkeit zu der bei Schulte. befreit von der Lury der Salonleitung. ausftellenden Vereinigung der „A1,“ bot ihm die Möglichkeit eines Experiments. und fo zögerte er nicht. nach feiner Rückkehr aus Paris dort Bilder vor die Öffentlichkeit zu bringen. die genau das Gegenteil von dem waren. was er bisher gemacht. Niemand vermochte in diefen oftentativ primitiven Naturnachbildungen den feinnigen und delikaten Landfchafter von früher wiederzuerkennen. Da fah man Bäume an einem Fluß in elementar gezeichneter. mit fchwarzgrüner Farbe ausgefüllter Form. fah hölzern fließe weiße Schwäne oder einige nach einem plumpen norwegifchen Ornament gemalte Wikingerschiffe auf blauen Farbenflächen. die Waffer darftellen follten. oder fah fchematifch konftruierte Möwen über eine ftilifizierte Meereswelle fliegen. Hatte das Publikum fchon gegen Ludwig v. Hofmanns Träume von dekorativer Malerei gewütet. fo begann es vor diefen Leiftikowfchen Bildern einfach zu rafen. Es beruhigte fich auch nicht. als der Maler zwei Jahre fpäter. gewiffermaßen zur Erklärung feiner Abfichten. einige kunftgewerbliche Arbeiten im Sinne jener Bilder ausftellte. Immerhin fah Leiftikow feinen Zweck erfüllt. Seine fo lebhaft Protefte hervorriefenden Leiftungen wurden beachtet, Man fprach und tritt darüber. Nun hielt er es für richtig. einzulenken. Unter Wahrung des dekorativen Charakters fuchte er in der Ausführung feiner Bilder den gewohnten Begriffen von Naturwahrheit wieder einigermaßen näher zu kommen. Diefes Spiel hätte. ohne befondere Erfolge für Leiftikow. wohl noch einige Zeit fortgefeßt werden können. wenn es dem jungen Maler nicht geglückt wäre. ein Motiv zu finden. über deffen Schönheit man bald alle Gewaltfamkeiten in feinen Bildern vergaß. Mit feinem „Grunewaldfee“ errang Leiftikow den erften großen Erfolg feines Lebens. Die dekorative Manier der Ausführung brachte ohne Zweifel die eigene Schönheit der Landfchaft mit einer überzeugenden Kraft zum Ausdruck. die ernftliche Bedenken wegen der fummariifchen Wiedergabe natürlicher Erfcheinungsformen nicht mehr aufkommen ließ. Da war der Seewinkel mit dem unbewegten fchwarzgrünen fpiegelnden Waffer; da waren die naäftämmigen

15x

Föhren mit ihren dunklen ärmlichen Wipfelnz da war der Schein der untergehenden Sonne. der die Föhrenftämme rot aufleuchten machte und mit feiner melancholifchen Glut jene traumhafte Einfamkeitsftimmung fchuf. die bezeichnend ifi für die märkifche Waldnatur.

Leiftikow war klug genug. fich den Beifall. den diefes Bild fand. eine ganze Weile zunuße zu machen. Er variierte das Thema in mancherlei Weife und felzte fich damit in der Gunft des Berliner Publikums gründlich fehk. Dann verfuchte er vorfichtig. deffen Intereffe auch für Wiedergaben einer anderen Natur zu gewinnen. Er ging nach Dänemark. nach Norwegen und malte fchließlich fogar am Gardafee und an der Riviera. Bei der Beliebtheit. deren er fiäf erfreute. fanden auch die dort entftandenen Bilder ziemlich ungeteilten Beifall; die Kauflufi der Liebhaber jedoch erregten eigentlich nur die davon. die etwas vom Charakter jener beliebten Grunewaldlandfchaften hatten. Daduraj wurde Leiftikow am Ende veranlaßt. fich immer wieder aufs neue mit der Natur zu befchäftigen. deren Wefen er einmal und wohl zufällig fo glücklich in einem Punkte erfaßt hatte. Bei feinem feinen Gefühl für den individuellen Ausdruck einer Landfchaft wurde es ihm nicht fchwer. noch unzählige Motive zu finden. die fiir die befondere Art der märkifchen , Natur typifch find. Er hat es im Laufe der Jahre erreicht. daß jedermann den Grunewald und die Gegend um die Havelfeen mit Leiftikows Augen fieht. allüberall auf feine Motive ftößt; daß jedermann nun etwas als fchön empfindet. was man noch vor zwei Jahrzehnten für nüchtern und uninteressant erklärt hatte.

Mit der Entdecker-freude aber wurde in Leiftikow allmählich auch der intime Maler wieder lebendig. Jahrelang hielt der Künfler mit feiner Neigung zurück. um nicht felbft gegen das von ihm zur Anwendung gebrachte Prinzip der dekorativen Malerei zu zeugen. Mit unerfchütterlicher Beharrlichkeit vertrat er in feinen Arbeiten immer wieder den Grundfaß. daß die Ordnung der Farbenflecke. der betonte Rhythmus der Linien das Bild machten. nicht der Inhalt an Naturwahrheit. Als er endliaf glaubte. das Publikum von der Richtigkeit diefer Theorie und den Vorteilen ihrer Anwendung für das Tafelbild überzeugt zu haben. begann er leife und vorfichtig. wieder mehr unmittelbar und intim gefehene Natur in feine Bilder hineinzubringen. Zuweilen gewann es den Anfchein. als habe Liebermanns kecke Art. die Wirklichkeit zu packen. Einfluß auf ihn ausgeübt. oder als wäre er durch Monets Themfebilder verfucht worden. fich dem Impreffionismus zu nähern. Aber es fchien

nur fo. In Wirklichkeit bemühte sich Leiftikow. von dem felbftaufgestellten Dogma des dekorativen Bildes loszukommen. um die flüchtigen. beweglichen Reize der Natur wieder faffen zu können. Hatten ihn in den Tagen der Jugend das gebrochene Licht regnerifcher Tage oder zarte Morgen- und Abendftimmungen angezogen. fo lockte es ihn jevt. den glänzenden Tag. das Leuchten des Frühlings und die jauchzende Heiterkeit des Sommers darzufiellen. War er fo lange beftrebt gewefen. das Typifche eines Stückes Natur eindringlich einfach zum Ausdruck zu bringen. fo fühlte er jeßt das herzliche Verlangen. wieder durch die Nuance. durch die zufälligen Schönheiten zu wirken. Gerade. weil er diefe Wandlung nicht plötzlich vornahm. fondern nur hier und da merken und zwifchen zarten Tonmalereien immer wieder einmal die ftrenge Weiße des dekorativen Bildes klingen ließ. gelang es ihm. das Publikum ganz unauffällig auf den Punkt zu führen. wo er es in feiner Jugend fo gern gefehen hätte. Und er hat es noch erlebt. daß Bilder. die künflerifch das vollkommene Gegenteil feiner fo lebhaft bewunderten Grunewaldbilder waren - es fei nur an die „Liebesinfel“ erinnert - mit Entzücken von den Leuten betrachtet wurden. die feinen im Sinne fo ähnlichen frühen Landfchaften keine Vorzüge hatten abfehen können. Trotz diefer Rückkehr zu der feinen und anmutigen Art feiner Jugend wird man nicht behaupten dürfen. daß in Leifkikows kräftig ftifilierten Schöpfungen eine innerliche Unwahrheit vorhanden fei. Diefe Gegenfätze lagen auch in feiner menfchlichen Individualität. Auf der einen Seite eine Perfönlichkeit von unendlich zarter Empfindung. von großem geiftigen Gehalt und lebhaften äthetifchen Bedürfniffen. auf der anderen Seite eine |reitbare. von ftarkem Selbstgefühl befeelte und bei Gelegenheit aufbraufende und rücfichtslofe Natur. konnte Leiftikow auch als Menfch fehr verfchieden wirken. Wer ihm nahe ftand. mußte ihn lieben; wer ihn als Gegner traf. hatte allen Grund ihn zu fürchten. Die Geradheit und Reinheit feines Charakters aber war jedem offenbar. und fo genoß er auch bei denen Achtung. denen er feindlich gegenüberftand. Die poetifäje Empfindungsweiße. die aus feinen Bildern fpricht. hatte ihn fchon in jungen Jahren in einen Dichterkreis gelockt. und folange er lebte. nahm er an allen literarifchen Ereigniffen ftarken Anteil. Aber er wußte fehr fcharf das künflerifch Poetifche von dem literarifch Poetifchen zu unterfcheiden und hat fi>j niemals beifallen laffen. Literatur und Kunft miteinander zu verquicken. Die Mifchung von Zartheit und Kühnheit in Leiftikows Charakter wirkte jedoch durchaus harmonifch. Er

1:53

gehörte zu den seltenen Menschen, die stets zur rechten Zeit auf ihr Herz zu hören, aber auch zur rechten Zeit den Verstand zu gebrauchen wußten. Diese glückliche Eigenschaft bewahrte ihn in seiner Kunst vor Verflachung und verschaffte ihm so viel Liebe und Ansehen bei seinen Kollegen, daß diese ihm die Rolle eines Führers und Sprechers freiwillig übertrugen. Als solcher hat er unendlich viel Gutes gestiftet. Nicht nur als Vorkämpfer für die Freiheit der Kunst, sondern auch als befähigendes Element. Er war der Gründer und das heimliche Oberhaupt der Berliner Sezession. Ohne ihn gäbe es keinen Deutschen Künstlerbund. Daß dieser nicht das geworden, was er sein könnte, ist nicht Leifkowitzs Schuld. Ein unermüdlicher Helfer war er den aufstrebenden Talenten. Sein scharfer Geschmack, sein scharfes Urteil ließen ihn echte Begabung und falsches Genialtun leicht unterscheiden. Niemals war er intolerant. Jede ehrliche Überzeugung, mochte sie auch zu der feinen im vollsten Gegenfasse stehen, fand bei ihm Anerkennung und Schutz. Er sah es als eine Pflicht an, die Schwachen gegen die Starken zu verteidigen und für das Ansehen der Künstlerchaft in jedem Sinne zu wirken. Und seine große persönliche Befcheidenheit hinderte ihn bei solchen Gelegenheiten nicht, eine höchst eindrucksvolle Würde hervorzukehren. Wer aber noch Zweifel hatte, daß Leifkowitzs künstlerische Existenz auf seiner Ausdauer beruhte, daß er sein Talent durch den Aufwand einer ungewöhnlichen Energie zu seiner sichtbaren Höhe gehoben, mußte sich durch des Künstlers Verhalten in den letzten Jahren überzeugen lassen. Der in seiner Gesundheit nie sehr feine Mann wurde von einem schweren Rückenmarksleiden befallen, das ihm das Leben wie das Arbeiten zu einer Qual machte. Aber diese schreckliche Krankheit hat ihn nicht hindern können, so an seiner Weiterentwicklung zu arbeiten, als hätte er noch ungezählte Jahre fruchtbaren Schaffens vor sich. Je näher er das Ende fühlte, um so rastloser wurde seine Tätigkeit. Während er Schmerzen litt, wagte er sich an die Lösung der schwierigsten Aufgaben. Niemand merkt seinen letzten Arbeiten an, daß sie ein Sterbender geschaffen; denn sie wirken stärker und reifer als alles, was er vorher gemacht. Und sie sind es auch; denn so nahe dem Tode, hielt er es erst recht für eine Ehrenpflicht, der Welt zu zeigen, daß er redlich und treu das ihm geliehene Pfund verwaltet. Von der vollen Größe aber, die in solchem tapferen Kampfe um die höchsten ihm erreichbaren Ziele liegt, steckt viel in Leifkowitzs Werken und wird auch der Nachwelt die Empfindung geben, daß er ein bedeutender Mensch und Künstler gewesen ist.

*ueaoifiaxiux 93 qtxai gate-z! _ sauna-Z gun te .Q5
7-/W-yg "en/'7W-
Z "WWW/""74 ?WW
"7-Weg- W "e-e77?"- W
Wr-
YWWWM/MW W77-
-Wo' 77% - ''/W
F WC 7W /e g W
2W- W* 22, -- W7- "7W
*Me-zw 7/ 'MW MFM7/
"WW/VMW/M N
*es WÄWWWWW,
MMM-Wee *72
'WWW-W US "Will" c ?Mu-WII (ULV
uxz :ogn neff-Z zbxuxa iuxq Zu :allnzg aufs 4nd
atque] WWW Wise] u-q u! „WO qu W" uv
a3 uaq i :of nl uauuax gung- _ W aux;
nau ooo

Vizx7-*7A "7M W &Z/

Friedrich von Oppeln Bronilowsli:

Mallarmes Afthetik.

Pot? und Wagner find wie Baudelaires Leitfiene auch die
Stephane Mallarmss geworden. Um Poö in der Urfrache
zu lefen. lernte er Englifchz er überfeßte Poss Gedichte. und feine Sprach-
kenntnis verhalf ihm auch zu einer Lebensftellung an der Univerfität
Paris. die ihn dem journaliftifchen Frondienft enthob und ihm er-
möglichte. in ftiller Zurückgezogenheit feinen Träumen zu leben. in dem
„Elfenbeinturm ohne Türen und Fenfter. unerreichbar der gemeinen
Menge“ . . . Noch völliger hat Wagners Mufik feinen Geift in Bann
gefchlagen. Schon Baudelaire hatte in flammenden Worten das
fchmähliche Fiasko gebrandmarkt. das die vornehme Welt dem „Tann-
häufer“ in der Oper bereitet hatte; er fah in diefem „Widerfiand der
ftumpfen Welt“. dem Haß und Hohn der „Gebildeteu“ fein eignes
Schickfal und ahnte den künftigen Sieg feiner Sache. die auch die Sache
Wagners war; und feine überfeinerte Seele geriet beim Anhören
Wagnerfcher Mufik in eine Ekftafe. die nur noch die kranken Wonnen der
„künftlichen Paradiefe“ des Hafchifchraufäfes zu überbieten vermochten.
StÖphane Mallarms ging noch weiter. indem er feine ganze Afthetik
bewußt auf Wagners Kunfttheorien aufbaute. Das metaphyfifche
Durchdringen der Sage mittels der Mufik. das Streben nach einer alle
Kunftformen vermählenden Gefamtkunft. die Wiederbelebung des ab-
fttrakten Wortes zum Träger von Empfindungen. von finnlichen Ein-
drücken. die Anknüpfung des Einzelnen. Zufälligen. an das Ewige.
Zielvolle. fo daß es nur mehr als Zeichen. als Sy mb ol des Welt-
ganzen erfcheint. diefe bekannten Grundzüge von Wagners Äfihetik find
auch die Mallarmss. Freilich laffen fie fich unter der Führung der Mufik
leichter verwirklichen. als unter der Führung des Wortes. dem die körper-
liche Anfchaulichkeit der Bühne fehlt. Während Wagner durch die Mufik
das Unausfprechliche auszufprechen vermochte. mühte Mallarms fich oft
vergeblich ab. im Wort einen Erfafß für das Orchefter zu finden. Durch
diefe Tendenz „Mufik zu maäfen“ werden feine fpäteren Gedichte ver-
worren. ja geradezu unverftändliä. niäht allein für den Verftand. fondern
auch für das finnliche Erfaffen. das in Symbolen denkt. Eine folche Kunft
führt - leßten Endes - nicht zur intellektualen Anfchauung. fondern

zu spießfindiger Deutelei; sie wird zu einer Geheimschrift für wenige „Eingeweihte“ und schließt sich gegen das „profane Lärm“ in verletzender Weise ab. Trotzdem ist sie ursprünglich eine natürliche und nicht ungerechtfertigte Reaktion gegen den konsequenten Naturalismus und eine mißverstandene Demokratifizierung der Kunst. Je mehr sich die Spekulanten unter den Künstlern dem Maffengefehmaß anpassen, je ausschließlicher der Naturalismus die Kunst des Vordergrunds, des Zufalls und Alltags betriebe, desto schroffer mußten sich die wahren Künstler von dieser Verflachung abwenden und nach synthetischen, vertieften Schöpfungen streben. Bezeichnenderweise hat das große literarische Publikum die Verachtung, die in dieser stummen Abkehr lag, wohl herausgefühlt und diesen stolischen Träumer in erbitterten Polemiken in den Tageslärm hereingezerrt, dem er doch jetzt zu entgehen wünschte, . . . Heute, wo Mallarmes tot und der Lärm verhallt ist, liegt uns wenig an dem, was er geirrt und gefehlt hat. Uns interessiert sein positives Werk, das nur leider ein Stückwerk geblieben ist: seine Übergewiffenhaftigkeit ließ ihn immer wieder an seinen unvollendeten Schöpfungen herumfeilen, und dieser „Dichterfürst“ von Lung-Frankreich hat uns nichts überwacht, als eine Reihe kleiner feinzifelierter Profagedichte, ein Bändchen dunkler Lyrik und zwei dramatisch belebte Fragmente: „Der Nachmittag eines Fauns“ und „Die Herodiade“, die ich im folgenden zu verdeutlichen versucht habe.

Seine ersten zehn Gedichte, die im „kur-nurse Contemporain“ (1866) erschienen, bewegten sich noch ganz in den akademisch korrekten Formen der „Parnassischen Schule“, deren Errungenschaften er in der Folge durch geduldigen Fleiß bereicherte und vertiefte, zuerst in dem „Nachmittag eines Fauns“ (1876), der in seiner Feinheit und Frische an die antiken Bukoliker gemahnt. So ist Mallarmes Kunst also nicht aus einer ästhetischen Revolution hervorgegangen, wie die Verlaines und seines Freundes Rimbaud, sondern sie ist über ihre Vorbilder langsam hinausgewachsen, durch Streben nach größerer Klangwirkung, durch fuggefügteren Ausdruck, durch weite Verteilung und Steigerung der Töne, Lichter und Schatten . . . „Die Herodiade“, von der die folgende Verdeutlichung nur ein unvollkommenes Abbild zu geben vermag (sie ist wie jede Überfetzung nur ein Notbehelf), bildete das befondere Entzücken von I. K. Huysmans und seinem phantastischen Helden, dem überfeinerten Ästhet des Effantet in dem Roman „LX [reboot-a“ (1884), der Mallarmes Schaffen zum erstenmal in die

L57

breitere Öffentlichkeit rückte. Namentliä j liebte er jene Vet-fe. welche die Tochter der Herodias zu ihrem Spiegel fpricht:

. O Flut!

In deinem Rahmen gramesvoll gefrorne.

Wie oft. der Träume fatt. fucht' ich verlorne

Erinnerungen. die in deinen Tiefen

Wie welke Blätter unterm Eife fchließen!

Als Schatten fah ich mich in dir von fern.

Doch abends flieg aus deinem herben Glas

Mein nackter Traum hervor. fo fäfreckenblaß . . .

Man darf wohl mit Befiimmtheit annehmen. daß Flauberts

fchwache. trotzdem vielbeftaute Altersnovelle „Herodias“ (1877). die

bekanntlich Wildes unvergleichliches Drama „Salome“ infpiriert hat.

auch Mallarms angefornt hat. den Stoff in feiner Weife zu gefalten.

H e r o d i a s

von Stephane Mallarms.

D i e A m m e :

Lebft du? Ifl es dein Schemen. Fürftin? Reiche

Die ringgefchmückten Finger mir zum Kuß . . .

Laß ab. im Fabelland zu weilen . . .

H e r o d i a s :

Weiche! -

In meiner blonden Haare keufchem Fluß

Ifi diefer Leib. der einfame. vereift.

Und meine Haare. die das Licht umgleißt.

Sie trifft kein Tod. o Weib: Dein Kuß ift Mord.

Wär' Schönheit nicht fchon Tod . . .

Was trieb mich fort?

Und welcher nie erfchaute Morgen fank

Auf Dämmerfernen mit fo trübem Schein?

Du. winterliche Amme. fahft: ich drang

In das Verließ. von Eifen fchwer und Stein.

Wo meine hundertjährigen Leun fich dehnen.

Ich fchritt wie ein Gefchick mit heller Haut

Im herben Duft der königlichen Mähnen;

Doch fahft du auäj. wie mir dabei gegraut?

Mein Traum weilt im Exil. und ich zerpflücke.

Als lagert' ich an eines Brunnens Rand.

All meine bleichen Liljen; und gebannt

Folgen dem müden Blätterfall die Blicke

Der Löwen fchweigend nach durch meinen Traum.

Und nahend meinem trägen Kleiderfaum.

Fr. von Oppeln Bronikowsti: Mallarmés Äfihetit
Sehn fie die Füße. die des Meeres Wut
Selbft ftillten. Still auch du dein greifes Blut!
Komm und mein Haar. dies Ebenbild der Mähnen.
Vor deffen wildem Wallen es euch grauft.
- Da du mich anzufchaun dich nicht getrauft -
Hilf mir. vor einem Spiegel es zu fträhnen.

D i e A m m e :

Willft du die heitre Myrrhe. wohl verwahrt.
Willft du der fpäten Rofen düftre Art
An ihrem Saft erproben?

H e r o d i a s :

Laß! Verhaßt

Sind Narden mir. Du weißt es und vermaßt
Dich doch. in ihre Trunkenheit zu tauchen
Mein fchmachtend Haupt? Nie foll es Balfam hauchen.
Dies Haar. wie Blumen. welche Menfchenpein
Durch Duft betäuben. Es ift Gold und rein
Von Wohlgerüchen fei es immerdar!
Kalt foll es fein wie Erz und unfruchtbar.
Im grauen Blißen wie im matten Dunkeln.
Ein Spiegel. drin Gefäfmeid und Strahlen funkeln
Und Waffen feit der ftillen Kinder-zeit.

D i e A m m e :

O Fürfiin. meinem alten Geift verzeiht.
Wenn er nicht mehr nach Eurem Willen tut!

.ß e r o d i a s :

Genug. den Spiegel halte vor!

O Flut.

In deinem Rahmen gramesvoll gefrorne.
Wie oft. der Träume fatt. fuchti ich verlorne
Erinnerungen. die in deinen Tiefen
Wie welke Blätter unterm Eife fchließen!
Als Schatten fah ich mich in dir von fern!
Doch abends ftieg aus deinem herben Glas
Mein na>ter Traum hervor. fo fchreckensblaß . . .
Sprich. Amme. bin ich fchön?

D i e A m m e r

Oh wie ein Stern!

Doch da. die Locke fällt Euch . . .

.ß e r o d i a s t

Hüte dich.

Zu freveln! Bis an feinen Quell gefriert

15()

Mein Blut! Hinweg die Läfierhand. und fprich:
Welch Dämon fo zur Sünde dich verführt.
Dein Kuß. die Narben dann. und - daß ich's fage -
Nun gar die freche Hand! Oh armes Herz.
Was droht dir noch an diefem Unglückstage?
Herodias bangt vor unbekanntem Schmerz!
D i e A m m e 2
Ia. fchlimme Zeiten! Daß Euch Gott behüte!
Ihr fchweift fo wild umher und geifterbleich
Und fchaut entfetzt auf Eure frifche Blüte --
Anbetungswürdig doch und göttergleich!
O fchrecklich fchönes Kind!
H e r o d i a s :
Wagft du es noch
Einmal. mich anzurühren?
D i e A m m e :
Wär ich's doch.
Der das Gefchick Euch Holde vorbehält!
H e r o d i a s :
O fchweig!
Die Amme:
Wann mag er kommen?
H e r o d i a s :
Hört es nicht.
Ihr keufchen Sterne!
D i e A m m e :
Dunkles Graun befäl't
Euäf. wenn man von dem Gotte fpricht.
Der Eurer Reize reichen Schuß begehrt.
Für wen denn reift fo bang und jungfräulich
Die zarte Schönheit. hütet unverfehrt
Ihr das Geheimnis Eures Seins?
Herodias:
Für mich.
Die Amine:
Oh. welche arme Blume blüht allein
Und kennt kein Glück. als ihren bleichen Schein
Im Waffer zu befpiegeln!

x'-

,o ; ä O
Dua-..ZIS
_' ""M.
VZ,- 1.....1k
.K..ZZ...>Z;Ä KKL
„ZZ- ZL.. Z3Q
:ZW-VNZZQU
„35...., :Z Y.:
1,-
...L-ua." .*„QQMW KVM-*zT

.TN “DO »wc-.M c 0
-li-u.- ZPO... ..KK
1 .NK K
x'
K

“*’iltli *men fo zur Sünde dich verführt.
 I’m-i .iii-g ti: Narben dank, und -»- daß ich's jag- *-
 kin', gar 'di-.- freche .Pandi Ll- -irmee .Herz-
 *ums xroht dir neo") an tiefem Ungy'ZiF-e'iage?
 Vitoria) bangt vor unbekanntem Schmerz!
 Lit-*n Blut! Gitter-eg die "Exile-rand, und ipriciz:
 D i e A m m e :
 In., Wii-nme Zeiten! Daß Emi) Grit belijtc!
 *Ik-r *rl-reift fo wild umher und geifterblcich
 ii. r Off-:tut enn-:Zi auf Eure frifche Wine ---
 Ll!7*tt*-ug-wi:>fg kcib und göttcigleich!
 L) fikxreclich fchönir' Kind!
 e r o d i 4 s ;
 Ware-'i du es noch
 Ein-nah mich auzurihrch?
 D i e .A m m e :
 Wär ia.7's doch-
 Der du- Grfcjf-.xt Euch Heide Berichiilt!
 .Ö c r r l i a »l :
 L fcxweig!
 T* i e A n i n * e ;
 Wann ine-5 er kommer?
 .H e r c * 'x- i a s ;
 »Hört es ?ci-.Ht-
 Il*: icufcher. Sterne!
 D i e A m n ' c :
 Dunkles 'eiii-ann befällt
 Zuch- nenn man von dem (Seite fpricht
 'Der Ein-er Jil-"ze reiche!- Säxaiz bcg-klK-ri.
 Fiir wen denn reift fo bung und j-ingfiäuiici;
 Die zarte (ZF-*iinhcitf bit-et iiber-feder
 Ibr- das "'--eheimnixz *FK-:res Seins?
 -*':.cdiae“:
 i c 'Zi ic. m e :
 Oh. 'De-'ihr arme Bin-ne 'talk-lit altem -
 '.1-.- ier-nt bir. intim. als ihren bleiaii-n Seht-in
 *- *n ?Buffer zu krfpiegeln!

Konferenz bei der
großen Fahrt Zeppelins
von feinem Oberingenieur
D u e r vom Luftschiff
photographiert.

W
Jahrgang
1908

/7?"- ' '-
'x1§|{̄/\ .
/ K O .
' UDW-'ZK --
O:
\ 'Cm {F

'1.
'.' '\
Q | J \ |
'N--;.-»—'-P"/
{N'
/

Fr. von Oppeln Broniowski:
Mallarmi-s Äfihetir

H e r o d i a s :

Spare dir

Dein Mitleid wie den Hohn.

D i e A m m e c

Doch fage mir.

Unfchuldig Kind: kommt nicht der Tag vielleicht.

Da diefer ftolze Starrfinn von dir weicht?

H e r o d i a s :

Wer rührt mich an? Selbft Löwen fchonten mich!

Auch lockt mich nichts. was Irdifche beglückt.

Oft fiehfk du mich verfieint und weltentrückt:

Dann denk' ich an das Einfi und denk* an dich.

Die mich genährt . . .

. D i e A m m e t

Wehl dem Gefchiek verfallen!

H e r o d i a s :

Ia. mir nur will ich blühen und gefallen!

Ihr wißt es. Gärten ihr von Amethyft.

Die ihr verfteckt in Abgrundtiefen funkelt.

Du blankes Gold. das unbetaftet ifi

In Adern. die der Urfchlaf noch umdunkelt.

Juwelen ihr. voll lichter Harmonien.

Von deren Reinheit meine Blicke zehren.

Ihr Erze. die dem jungen Haar den fchweren

Fall und den fchi>falsvollen Glanz verliehen!

Du aber. Ausgeburd verderbter Zeiten

Und Schülerin der hämifchen Sibyllen.

Wahrfagft mir einen Mann. fiehft meine Hüllen.

Den Blumenkelch voll wilder Seligkeiten.

Hinfinken. meine Nacktheit preiszugeben. -

Doch fähe mich das laue Sommerblau.

Dem ihren Reiz entfchleiert jede Frau.

Enthüllt in meiner Keufchheit Sternenbeben -

So ftürb* ich!

Luft ifi mir der Iungfrau Bangen;

Von meinen Haaren fchaudernd nur umfangen.

So liegi ich nachts kaltblütig. unverfehrt.

Auf meinem Lager. fühlend hingegeben

Dem kalten Glidern deiner bleichen Pracht:

Du. die in Keufchheit glüht und fich verzehrt.

Von Eis und Schnee umgiirtet. weiße Nacht!

Du ew'ge Schwefter. fchon im Traum die deine

Bin ich und dieses Herz in hehrer Reine

LL

16!

Sieht fchon der öden Heimat Lichtgefild.
Und alles rings il wie ein frommes Dienen
Vor ftillen Spiegeln. und es fcheint aus ihnen
Mit diamantnem Blick mein Ebenbild . . .
O ledtes Glück! Ich fühl's. ich bin allein!
Die Amine;
So wollt Ihr fierben!
H e r o d i a s :
Nicht doch. Mütter-kein!
Sei unbeforgt. Geh denn. und zürne nicht
Dem harten Herzen; doeh zuvor verfchließe
Die Läden noch. daß fich nicht mehr ergieße
Durchs Fenfter das verhaßte Himmelslifst.
Das blaue . . .
Wellen wiegen fich. O fage:
Kennft du ein Land. wo trüb der .Himmel dunkelt
Und grell der Abendftern im Laubwerk funkelt?
Da zög' ich hin . . .
Du fagft: o Kinderfragel
Noch eins: zünd' an die Kerzen. daß erweicht
Das Wachs hintränt. indes die Flamm' entweicht.
Und . . .
Die Amine:
Nun?
.ß e r o d i a s :
Leb' wohl! -
Ihr Blumenlippen lügt!
Mir ahnt ein Unbekanntes. Oder trügt
Ihr nicht. und find's Euch felber unbewußt
Die letzten Seufzer einer Kinderbrufk.
Die weh empfindet durch ihr Traumeswallen.
Daß ihre kalten Edelfteine fallen?

Richard Gädke:

Aphorismen Über den ..Lenkbaren'

Graf Zeppelin hofft, daß der Luftballon feines Syftcms in kurzer Zeit das betriebsficherfie Fahrzeug werden wird. das auf Erden vorhanden ift. Man wird hierbei einiges der natürliehen Überfäjwenglichkeit des Erfinders zugute halten müffen. Denn gerade die Kataftrophe. von der fein großes Luftfchiff fo plötzlich und gründlich ereilt wurde. hat auch dem Laien Schwächen enthüllt. die von der Natur des neuen Fahrzeugs unzertrennlich fcheinen. Wir follten darum in der Vernichtung des grandiofen. mit fo viel Begeiferung begrüßten Werkes kein nationales Unglück erblicken; fie hat Unvollkommenheiten der Mafchine aufgedeckt. Wege zur Verbefferung gewiefen. aber auch Grenzen gezeigt. Utopien befeitigt.

K ß K

Für das lebende Gefchlecht wird das lenkbare Luftfchiff keine Umwälzung auf dem Gebiete des Verkehrswefens bedeuten. Die riefenhafte Größe des Ballons. die der eines modernen Panzerfchiffes nahe kommt. reichte gerade zur Beförderung von kaum einem Dußend Perfonen hin. Das Steigen in größere Höhen bewirkte Gasverlust und nötigte zum Auswerfen von Ballast und von Vorräten. die nachher fchmerzlich vermißt wurden. Wir werden Massenbeförderungen von Perfonen und Gütern durch die Luft nicht erleben; die Morgenröte dieses Fortschritts ift am Horizont noch nicht aufgegangen. In absehbarer Zeit wird der Lenkbare auch in feiner vollkommenften Gefalt dem Sport und der Wiffenfchaft dienen. Jahrhunderte hat es gedauert. ehe die Dampfmafchine

Die Aphorismen unferes gefchätzten Mitarbeiters. früheren Oberft Gädke. dürften eine willkommene Ergänzung zu der Arbeit des Herrn I)k. Eckener fein. 1)!: Eckener hat als langjähriger Mitarbeiter und Aiiiftent des Grafen Zeppelin ficher einen tiefen Einblick in die Entstehungsgefchichte des Luftballons. während Oberft Gädke eine fachmännifche und intereffante Würdigung der Zukunftshoffnung diefer Erfindung gibt. Die Redaktion.

II* [63

Aphorismen Über den „Lentbaren“ Richard Gädke
zu einer Macht im Leben des Menschen wurde; die Beherrschung der Luft ist ein schwierigeres Problem und wird sich nicht sprunghaft vollziehen. Ungewiß ist es noch ob das Luftschiff für die materielle Gefittung der Menschheit je die Bedeutung gewinnen wird wie Lokomotive und Dampfschiffe. Größere Wirkungen wird in absehbarer Zeit das Automobil ausüben.

' K K

Die Propheten- die mit kühnem Selbstvertrauen das Geheimnis der Zukunft durchdringenF weisagenF daß der Menschheit die Beherrschung der Luft nicht sowohl durch den mit Gas geblähten Ballon als vielmehr durch den Drachenflieger gelingen wirdF der schwerer als die Luft ist, Es liegt in der Art der Propheten, vom niederdrückenden Schwergewicht der Materie freix im windigen Reiche der Lüfte gaukelnden Phantafien nachzuschweben. Wir anderen urteilen nüchterner.

Die theoretische Möglichkeit der Lösung ist nicht zu bezweifelnF die praktische Durchführbarkeit des Gedankens i| noch ganz ungewißF sofern sie mehr als eine geistreiche Spielerei sein soll.

K "- *

Alle Aeroplane und Drachenflieger waren bisher für eine einzelne Persönlichkeit berechnen ihre Konfiruktion sehr kompliziert; sie haben ihren Erfindern mehr Enttäufungen als Triumphe gebracht. Die Höhen, die sie erreichten betrugen 6f 10 höchstens 25 Meter, die Strecken, die sie flogenx die ZeitenI die sie in der Luft blieben- waren sehr gering (noch nicht 4 MinutenP jede Wendung bedeutet die Gefahr des Ab-|urzest nur von sehr geschickten Fahrern kann sie vermieden werden. Bisher ist der Preis von 500 000 FrancsF der an einen Flug von 50 Kilometer geknüpft ist- noch nicht gewonnen worden.

K K K

Aber mag er den Gebrüder-11 Wright bei ihren neuen Verfucheu zufallen: die Schwächen und Unvollkommenheiten des Luftschiffes zeigt der Aeroplan jedenfalls in erhöhtem Maße. Auch bei ihm kommt es darauf ant möglichF viel Kraft mit möglichst geringem Gewichte zu entwickeln; er verzichtet aber aufdas naheliegendste Mittel zur Verminderung des Gewichts: auf die Gafet die leichter find als die Luft. Ziehen wir nicht etwa das Seeschiff als Schwurzeugen fiir das

:64

gasfreie Luftschiff heran: es ist leichter als das Wasser. in dem es schwimmt. weil ein großer Teil seines Raumes mit Luft gefüllt ist. Es ähnelt in seinem Wesen dem Ballon mehr als dem Aeroplan.

3' * j

Der Frage, welchem System endgültig der Siegespreis zufallen wird, dem System ..schwerer als die Luft" oder ..leichter als die Luft". können besonnenere Männer nur ein kühles Ignoramus entgegensetzen. Bisher aber hat allein der Ballon gangbare Wege gewiesen. Vielleicht gelangen wir in der Zukunft zu einem Kompromiß zwischen beiden Systemen.

ä' 'l- k'

Für den menschlichen Geist ist es nicht gerade ein tröstlicher Gedanke. aber es ist nun einmal so: auch der neuen Erfindung hat sich alsbald der Dämon Krieg bemächtigt. Während der friedliche Verkehr der Menschheit vorläufig keinen großen Ruhen aus ihr ziehen wird, ist sie eine neue furchtbare Waffe für den Krieg geworden, dessen Schrecken sie um einen weiteren vermehrt. Die Legende von der Hunnen Schlacht auf den katalanischen Gefilden, wo die Geister den Kampf in der Luft erneuerten, wird schaurige Wirklichkeit. Der nächste Krieg wird nicht nur zu Lande und zu Wasser, sondern auch unter Wasser und über dem Lande ausgefochten werden. Der Kampf ums Dasein nimmt immer gewaltigere Formen an, er wird der letzten Schranken entledigt.

K K *

Gute Seelen, die Liberalismus und Sentimentalität verwechseln, können auch bei dieser Gelegenheit einen leichten Seufzer über die ..militaristische" Empfänglichkeit der Deutschen nicht unterdrücken, die sich in der Anteilnahme an Graf Zeppelins Glück und Unglück offenbart habe.

Man tue alles, um den Frieden auf Erden zu befestigen, schiebe den Krieg so weit als nur möglich hinaus, steigere die Gefittung und das Verantwortlichkeitsgefühl der Völker und Staatslenker, um dieses letzte brutale Mittel der Politik mehr und mehr aus unseren Gewohnheiten zu entfernen, aber man jammere nicht darüber, daß der Krieg, dessen Wesen die Vernichtung ist, sich auch vernichtender Mittel bedient und nicht durch Rhabarber und Redekünfte den Gegner niederzuzwingen versucht.

Aphorismen über den „Leni-baren“ Richard Gädke

Ein Krieg rechtfertigt nur dann feine Opfer und das Blutvergießen. wenn man rückfäjtlos feine Kräfte zur Erreichung des Sieges anpannt. Es ift eine hundertfach erhärtete Erfahrung. daß der Krieg um fo humaner ift. je entfchloffene-r er geführt wird. Je größer die Überlegenheit auf der einen Seite. defto kürzer und unblutiger wird der Kampf.

Es ift daher ein Beweis für ein richtiges Volksempfinden. wenn ihm die militäriſche Bedeutung einer neuen Waffe alsbald zum Bewußtfein kommt.

Die nächfte Zukunft wird einen Wettlauf aller großen Nationen um die Vervollkommnung und die Zahl ihrer Luftkreuzer fehen.

't * K

Auch die Bedeutung des Luftſchiffes als Waffe darf freilich nicht überſchätzt werden.

Wenn unfere Ehauginften hoffen. und wenn die Engländer fürchten. eine deutſche Invaſionsarmee könne durch die Lüfte den Kanal überfliegen. London von oben bedrohen und beſchießen. fo find das törichte Phantaſieen. Da das Luftſchiff in irgend abfehbarer Zeit ein Beförderungsmittel im großen Stile nicht werden wird. ift es erft recht ungeeignet zur Beförderung eines Heeres. Solange die Überlegenheit der engliſchen Flotte beſtehen bleibt. wird fie genügen. England die Natur einer unangreifbaren Infel zu bewahren.

' KI' '

Die militäriſche Verwendung des lenkbaren Luftſchiffes wird in erfter Linie den Zwecken der Aufklärung und Erkundung zugute kommen. Man hat gemeint. daß befonders der Verteidiger Nutzen daraus ziehen werde. weil man vom Luftſchiff die Bewegungen des Angreifers frühzeitig entde>en und damit überrafchungen. aus denen jeder Angriff feine Lebenskraft zieht. mindeftens fehr erfchweren werde. Aber das ift ein Irrtum. Auch der Luftballon kann Bewegungen erft entdecken. wenn fie im Gange find. braucht Zeit. um die Stärke der Truppen feftzuftellen. ift unbrauchbar zur Nachtzeit. wird durch Stürme. Gewitter. Wolken und Nebel behindert und kann niäft in alle Falten des Geländes hineingucken. nicht alle Bedeckungen durchfpähen. Wenn der Verteidiger durch Funkenſpruch Na>frichten erhält. wird es meift zu fpät zu Gegenmaßregeln fein. Nein. auch der Luftballon wird dem Angriff nichts von feiner

:66

überlegenheit rauben. wird bei entflohenem Gebrauch dem Angreifer mehr zugute kommen als dem Verteidiger. Denn der Stehende ist leichter zu erkunden als der Bewegliche.

'Ic I' -

Das Schickfal der Patrie und des Zeppelin [7. haben bewiefen. daß das Werkzeug noch immer unfi>er und unzuverlässig im Gebrauch ist. Ein Nachteil des sonst so hervorragenden farrren Syfierns ist es. daß es einem Heere nicht zerlegt nachgeführt werden kann. eine Landung auf freiem Felde ist nicht überall ausführbar. der gelandete Ballon aber immer einigermaßen gefährdet, Im Kriege. wo man auf die meteorologifchen Verhältniffe oft nicht Nückficht nehmen. Steigen und Fallen des Ballons nicht nach der Sonne. sondern nach dem Auftrage und dem Verhalten des Gegners einrichten muß. wird sich beträchtlicher Gasverlust nicht immer vermeiden lassen. Das Luftfäff bleibt von der Zufuhr von Wafierstoffgas und Benzin abhängig.

Man will. wie für das Seeschiff Häfen. so für das Luftschiff Unterkunftshallen und Depots bauen. Ein treffliher Gedanke; aber er beweift. daß die Bewegungsfreiheit des Luftschiffes eine recht beschränkte ist. Der große Ozeandampfer kann viele Tage und wochenlang die freie See halten. dort selbst Kohlen übernehmen. der lenkbare Ballon günstigen Falls 24. 30 Stunden in der Luft bleiben. Er wird nicht der unzertrennliche Begleiter eines operierenden Feldheeres sein können. wird Reiterei. Automobile und Spione nicht ersetzen. sondern nur ergänzen können. Er ist eine hervorragende Hilfswaffe. aber noch kein entscheidendes Kriegsmittel.

K ' K

Der Gegner wird die Tätigkeit der feindlichen Luftkreuzer von der Erde aus und durch seine eigenen Ballons zu behindern trachten, Wir wissen. daß das fliegende Fahrzeug eine leicht verletzbare Maschine ist. ein einziger Treffer kann genügen sie zur Erde herunterzuholen. Unsere augenblicklichen Gefäße reichen nicht unter allen Verhältnissen aus. das Luftschiff wirksam zu bekämpfen. weil sie nicht schnell genug in die Höhe zu schießen vermögen, Man wird. wie schon 1870. eigene Ballongeschütze herstellen müssen. Bis zu einer Höhe von 1500 Metern. vielleicht selbst höher. wird es bei seiner Größe dann leicht zu bedrohen sein. In größerer Höhe wird es viel Gas verlieren und wenig

Aphorismen Über den ..LenkbarenN Richard Gädre

fehen. Auch der Mangel an Sauerftoff kann es dann behindern.
Aber die feindlichen Ballons felber werden fich gegenfeitig vertreiben
wollen. zur Herrfchaft im Reiche der Lüfte zu gelangen wird das Be-
fireben der Luftkreuzer fein. wie die Beherrfchung der See das Ziel der
Panzerfchiffe ift. -

' l ' t

Welche Feder wird imfiande fein. die fhreckliche Poefie eines
folchen Kampfes in der Höhe zu fchildern. welch' Pinfel wird ihre Schauer
im Gemälde fekfzuhalten wiffen? Nur Augenzeugen einer Seefchlaäft
unferer Tage werden ihrer Phantafie Nahrung geben können. fich den
nervenerfchütternden Verlauf eines Gefechtes auszumalen. das zwei Luft-
kreuzer gegeneinander führen. Selbft die furchtbare Säfilderung der
Seefchlacht bei Tfchufchima. die wir dem ruffifchen Kapitän Semenow
verdanken. mag vielleicht verblaffen. wenn ein anderer Augenzeuge uns
einfßt den Kampf der ..Republique“ oder des „Nulli Sekundus“ gegen
einen Zepelinkreuzer berichten wird. q

'K 'k *

Wenn der Luftkreuzer nun einmal eine kriegेरifche Waffe ift. wird
man ihn auch dazu verwenden wollen. die Truppen des Gegners auf
der Erde. feine Fefungswerke von oben zu befchießen. Schon haben die
Franzofen durch eingehende Verfnche bewiefen. daß man mit Minen
aus einer Höhe bis zu 800 Metern einen bef'timmten Raum auf der Erde
mit ziemlicher Wahrfcheinlichkeit treffen kann. Welche verheerende Wir-
kung. wenn ein Torpedo mit einem Zentner Dynamit geladen von oben
herabgeworfen wird und mitten in einem Bataillon mit gewaltigem
Donner auseinanderreißt. die Erde weithin erfchütternd! Iedes lebende
Wefen im Umkreife von 100 Metern wird in Atome auseinandergeblafen
werden. Oder wenn er die gewaltigen Betongewölbe einer Fefungs-
kafematte. die härter find denn Granit. wie ein Kartenhaus auseinander-
wirft.

-k ' - n-

Man nennt diefe neue Waffe graufam. aller menfchlichen Gefittung
.Sohn fprechend. Hat fie auf der Haager Friedenskonferenz verboten
wollen. wie man ebenfo den Gebrauch der Seeminen unterfagen wollte.
Beides ift fchließlic nicht geglückt! Geringe Einfchränkungen in der
Verwendung fr e i t r e i b e n d e r Seeminen wurden allerdings durch-

Richard Gädke: Aphorismen über den „Lentbaren“

gefeßt die wenigstens das Leben der Unbeteiligten der Neutralen, so weit als dies möglich ist zu sichern sollen. In dieser Beziehung ist die Seemine die tückischste unberechenbarste unmenlichste Waffe. Das Werfen von Minen aus Luftballons haben sich mehrere Staaten wie Japan ausdrücklich vorbehalten. Und die Amerikaner die ein Verbot beantragt hatten, sind von ihrer Auffassung bereits zurückgetreten. Schon bereiten sie sich vor, an allen ihren Küsten Ballonstationen zu schaffen - nicht nur zur Aufklärung, sondern auch zum Kampfe.

* "k K

Seien wir keine Schwächlinge! Nur die Neuheit ist es, die den Kampf aus der Luft herab befördert und so grausam erscheinen läßt. Das Leben Unschuldiger ist hier weniger gefährdet als im Seekriege, dem noch immer ein Rest von Piraterie anhaftet. Grausam ist, ich wiederhole es - jede Kriegswaffe. Für den Soldaten aber ist es schließlich gleichgültig, ob er durch eine Granate zerrissen wird (meines Erachtens das schmerzvollste und grausamste Geschick, das es gibt) oder ob sein Schiff durch eine Seemine in die Tiefe gezogen oder er von der Luft aus weggeblasen oder durch die „humane“ Spitzkugel des Gewehrs in das Paradies befördert wird.

Vergehen wir das eine nicht: die Waffen des Krieges werden fortwährend furchtbaren der Krieg aber als Phänomen hat viele seiner Schrecken eingebüßt - ist immer menschlicher immer weniger opfervoll geworden. Die Verluste in den Schlachten haben sich im Verhältnis zur Zahl der Kämpfenden unaufhörlich vermindert. Immer mehr zeigt der Krieg das Bestreben, den Willen mehr des Gegners zu zerbrechen als seinen Körper. Und auf den Willen zum Frieden wirkt jede neue Waffe.

K * K'

Die Heere werden also in den Zukunftskriegen den Luftkreuzer als Waffe verwenden: daran ist kein Zweifel. Wird er eine Möglichkeit bieten, die Überlegenheit einer feindlichen Flotte auszugleichen?

Im allgemeinen in absehbarer Zeit nicht. Wir lernten die Schranken seiner Verwendbarkeit kennen. Er wird außerstande sein, einer Flotte auf die hohe See zu folgen, sie gar bis an feindliche Küsten zu begleiten.

Das unfaire System könnte man vielleicht in zerlegtem Zustand mitführen, aber seine Montierung auf hoher See wird schwierig - wenn

überhaupt ausführbar sein. Beim Zeppelin ist dies von vornherein ausge-
geschlossen. Selbst wenn er in einem Seehafen ein sicheres Depot hat.
wird er nur einige hundert Kilometer sich auf die See hinauswagen
dürfen.

Daraus folgt, daß seine Verwendbarkeit im Seekriege auf n a h e-
gelegene Meeresteile beschränkt sein wird; auf dem engen Raum
der Ostsee und der Nordsee aber wird er gelegentlich gute Dienste leisten
können. Und die Amerikaner haben recht: Nicht nur zur Aufklärung,
auch zum Kampfe. Zur Verstärkung der Küstenverteidigung in erster
Linie.

Aber selbst zum Angriff! Vielleicht auch im Kampfe zweier Flotten
gegeneinander! Seinen Minen, die aus der Luft herabgeworfen werden,
wird kein Panzerdeck, kein Geschützturm widerstehen. Ein einziger
Treffer wird das stärkste feindliche Panzerschiff vernichten. In den
deutschen Meeren wird eine Luftschiff Flotte von größtem Werte sein.
wird vielleicht einmal unter günstigen Umständen entscheidend wirken
können.

Aber auch der Gegner wird darum Luftschiff Flotten bauen. Ich
sagte es schon, es wird ein Wettlaufen werden. Und wenn der Krieg
kommt, wird er auch in den Lüften ausgefochten werden.
Bewahren wir uns darum den Frieden!

A. Halbert:

Wie der Kunft zu helfen wäre.

Ein Organisationsplan.

„Die Kunft ist ein ernsthaftes Geschäft. am ernsthaftesten. wenn sie sich mit edlen. heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künftler aber sieht über der Kunft und dem Gegenstande: über jener.. da er sie zu feinen Zwecken braucht. über diesem. weil er ihn nach eigener Weise behandelt.“

(Goethe.)

Unfere Kunft.

I.

Sehen wir in der Kunft ein bildendes Element. eine fördernde KunitundMffen-Kraft. dann ist sie ein Kulturfaktor und erfordert Pflege -- Pflege u n d W Erziehung. Wie die Wissenschaft.

Die Wissenschaft hat Bibliotheken und Institute. Die Kunft hat Bibliotheken und Museen. Aber in den Instituten werden nur die Erfahrungen der Wissenschaften zur Geltung gebracht. Wie in den Museen die Produkte der Kunft.

Die Wissenschaft hat auch Universitäten: wo Wissenschaft gelehrt wird. wo das Erringen von Wissen unterfützt wird. vom Staate. von der Gesellschaft.

Die Kunft hat solche Stätte nicht. kann sie nicht haben.

Keine Schule für Poesie! Die besten Meister der Farbe und des Lichts sind nicht von der Akademie gekommen. *

Kunft stammt nicht von Kennen - sondern vom Können, Aber dieses Können muß Entwicklungsmöglichkeiten haben. Der Könnler muß Ellenbogenfreiheit haben - dem Leben gegenüber.

II.

Legen wir die Feigheit ab: sprechen wir nicht immer in scheuem Der aux-euer. Idealismus von Kunft. Um den Künftler handelt es sich. Taufendmal:

Um den Künftler!

t7:

Wie der Kunft zu helfen wäre A. Halbert

Um die lächerliche Figurj die vor Jahren Sonnengedichte vom Giebeldach herab machte um die moderne Gefaltj die lange darbte. bis fie in die Flut des Journalismus tauchte. Um den reinen Tor und den nicht ganz reinlichen gewordenen Spekulationsmenfchen. (Noch ift Kunft eine Temperaments-f eine Genie-7 keine Eharakterfache - gelobt fei Oskar Wilde.)

Einfach liegt der Fall: Jeder Entwicklung muß (fofern wir kulturell an ihr ein Intereffe haben) die Lebensbedingungj jeder Kraft die Atmosphäre gegeben werden. Dem Wiffensdurftigen ftehen die Univerfitäten offen damit er fich bilde und den Menfchen nußej die Bibliotheken oder die Wiffenfchaften bereichere. Der Künftler kann im Auditorium nichts oder nur wenig lernen. Er muß im brandenden Leben fiehen. muß des Dafeins heiße Nöte und braufende Freuden erleben - Himmel! Der Künfler muß frei fein! Schafft ihm diefe Atmosphärej Ihr die Ihr Macht habt.

[II.

W Wunderlich! Wie die Gewohnheit ftark ift. Wie die Pathetik lügt. Wa" Ich wollte doch beweifen- daß es notwendig ift. Künftler zu pflegen. zu erziehen. wenn die Kunft gedeihen foll, Und geht bitte ich: Gebt ihnen Atmosphärel Ol Sir . . .

Nein! Dem Problem ifi nur mit Tatfachen beizukommen. Tatfachen? Soll ich etwa Heinrich von Kleift zitieren? Defien Größe und Tiefe alle Kritiker Germaniens an dem Tage entdeckt zu haben fcheinem wo ein genialer Theaterdirektor ihn erneuerte? Oder Bizets Lebensfchickfal foll ich aufwühlenf der über „Earmens" wilden Zigeunerweisen fiarb und über deffen 30 jährigen Todestag fich eine Welt freut - (weil Earmen-Tantiemen frei wurden I). Soll ich Erempel von vernachläffigten Genies und verhungerten Dichtern anführen? Man wird dann die fiereotype Antwort hörenj die mit Ethik fo wenig wie mit Empirismus zu tun hat: Das wirkliche Genie feßt fich durch . . .

Lohnt fich's- zu polemifieren? Debatten find Feuerwerke für Dumme - in der Kunft. Aber Dumme können manchmal fo viel. Alfo gehen wir darauf ein, Erfie Antwort: Wie kommt'sj daß wir ewig auf der Suche nach dem Genie find?

Zweite Antwort: Warum entdecken wir plötzlich ein Kunftwerkr ohne daß wir vom Künflerdasein nur ahnten?

:72

A. Halbert: Wie der Knfft zu helfen wäre

Dritte Antwort: Ift es klug und weife. die Kraft des Künftlers.
des werdenden. aufs Durchfeßen zu vergeuden?
Uferlofe Fragen! '

I7.

Die mit mir erkannt haben. daß Künftler erfahren. aber nicht KMenobe'
darben. - kämpfen. aber nicht hungern follen. die wiffen. daß der echte W
Künfler das Leben fenfibler und feiner empfindet. und daß frohe Kraft
und ganzer Sinn dazu gehört: Leben nachzugeftalten und fchöpferifch
zu kriftallifieren. - fie werden ernft fragen: Wie hilft man der Kunft? -
Und fie werden die einzig mögliche Antwort beftätigen: I nd e m m an
dem Künfler hilft. Alle Fragen gipfeln aber dann in einer
Löfung: Wie hilft man dem Künftler? - -
Wie zu helfen wäre.

I.

Die Kultur eines Volkes wurzelt in feiner Kunft. Dabei bleiben wir.
Jft das etwa fo gemeint: Die Kultur einer Frau fpiegelt fich in ihrer
Schneiderin?

Oder: Die Schönheit eines Weiberkopfes wurzelt in feinem
Friseur?

Es ift gefcheiter. man fagt: Die Kultur eines Volkes f pie gelt
 fich in feiner Kunft. Die Kunft ift das edelfte Organ des Organismus.
der fich ewig ändert. ewig entwickelt. - der Kultur. Die Kunft
ift das Auge der Kultur.

II.

Nicht jeder Stürmer ift ein Künfler. und nicht jeder Träumer
ein Poet. Aber aus gärenden Mächten kam uns Erlöfung und aus
träumenden Welten Poefie.

Das wiffen die Alt en am beften.

Und was tun fie? -

Sie werden älter und abgeklärter und haben nur eine Aufgabe;
ihren Ruhm grundfeft zu machen. (Sie erreichen oft nur das Gegenteil.)

Als ob mit X. Y, die Entwicklung aufhörte. Als ob mit N. N.
die Theater gefchloffen werden. Sie find befchäftigt. ewig befäjäftigt.

Welch Armutszeugnis für Menfchen mit großem Horizont. daß
fie nie mit fich fertig werden. daß fie keine Zeit für die Sache und alle
Muße für fich felbft haben.

Kunft W IW.

Ole-1ten.

Wie der Kniff zu helfen wäre ' A. Halbert

In Wahrheit ist's aber so: Dilettanten überhäufen sie mit Gefuchen (unser prachtvoll armer Detlev ist ein Exempel). und sie vergeuden ihre Zeit mit ihnen.

Die Alten können helfen. Sie müssen helfen] Sie sind unsere Verbündeten.

1 (II,

W Die Presse ist eine Macht. und die Kritik ist eine ihrer Waffen. Der Kritiker kann gar nichts. Aber die Kritik kann alles. Sie kann ein Buch loben: Das ist nicht ihre stärkste Kraft. Sie kann ein Buch totschweigen: Damit trifft sie. Und sie kann ein Drama in Grund und Boden bohren: Das bedeutet in Berlin Vernichtung.

Aber faszinierend. höchst faszinierend: Sie hat's immer mit fertigen Dingen zu tun. Sie kommt ins Theater. um ein Veto einzulegen oder um ein Amen zu sagen.

Sie liest ein Buch. um es zu empfehlen oder davor zu warnen.

Aber alles fertige Dinge. Sie bringt Geschmack. Urteilskraft. Verständnis. Stil mit (will ich denn über Kritik sprechen?). aber sie wartet. bis ihr so ein Verleger oder ein Theaterdirektor das Menü vorlegt: sagt dann. ob's geschmeckt hat. Ich würde mich bedanken. wenn ich nicht Einfluß auf Küche und Keller hätte.

Ernst: Irgendwelchen Einfluß auf das Werden der Kunst im ursprünglichen Sinne. irgendeine Wirkung auf die Entwicklung des Künstlers hat die Kritik nicht.

Und die Kritik kann Einfluß haben. Auch sie ist unsere Verbündete.

17.

'der Wier- Der Theaterdirektor kann in der künstlerischen Leiter und Inspirator der Bühne sein: er ist es in den seltensten Fällen. Für uns kommt *W mit wenigen Ausnahmen fast nur der dramaturgische Beirat in Betracht.

Die Empfehlung eines literarischen und künstlerischen Werkes bedingt eine Verantwortlichkeit den Verlegern gegenüber. die manche Autoren naiv unterschätzen. Der Erfolg entscheidet; und wie launisch ist der manchmal!

So geht es dem Dramaturgen an einem Theater. und nicht nur so. sondern viel böser. denn seine Stellung ist schwieriger und verantwortungsreicher; schwieriger. weil er perspektivisch etwas beurteilen soll. weil er prophetisch sagen muß. ob diese gefährlichen

L74

A. Halbert: Ä

:Wie der Knnfi zn helfen wäre

k1-

Worte auf der Bühne Leben gewinnen. ob diefe angedeuteten Gefühle durch die Schaufpieler verkörpert werden können; verantwortung s re i ch er. weil das Theater heute ein Gefchäft ift mit großen Unkoften und einem weiten Pflichtenkreis.

Jeder Dramaturg hat ficher den beften Willen. zu „entdecken“.

Er will feinen Gefchmack dokumentieren. einfach: er will zeigen. daß er feine Stellung ausfüllt. und wenn es trotzdem fcheint. als ob das moderne Drama auf dem Gefrierpunkt angelangt fei. fo ift das aus ganz anderen Gefichtspunkten zu erklären. Einiges foll hier gefagt werden: Ein großes Theater. das einen Dramaturgen hat. überlaftet diefen Dramaturgen derartig. mutet ihm zu. fo viel gute. mittelgute und fehr böfe Arbeiten zu lefen. daß dem armen Mann fchwindlig wird. Aber das nur nebenbei! Hauptfache bleibt die Frage. die man einmal endgültig ftatiftifch beantworten follte. Welche Theater haben wirklich angeftellte Dramaturgen. d. h. Männer von Gefchmack. die die Aufgabe haben.

1. eingereichte Stücke zu lefen. zu fondieren.

2. die ausgewählten Stücke ernftlich zu prüfen. und

3. wenn fie etwas ihnen wertvoll und wirkfam Scheinendes gefunden haben. Einfluß genug befißen. eine Aufführung durchzufehen.

Provinztheater von der Größe Breslaus haben überhaupt keinen Dramaturgen. und da ift der Kern des Übels: fie beziehen alles von Berlin. von der Bühnenbörfe Berlin. Sie verfuchen gar nicht. neue Stücke und neue Männer ausfindig zu machen; fie haben eine einfach beleidigende Gefchäftsart: 6 bis 8 Monate lagert ein Manuskript. dann wird der Autor benachrichtigt. entweder. daß feine Schrift unlieferlich fei. oder daß er feiner Arbeit kein Rückporto beigefügt habe. Der arme Autor kann glücklich fein. wenn er fein Manuskript wieder in Händen hat . . . Bleiben noch die Berliner Theater.

Es ift nicht zu leugnen. daß wir einige Theater haben. die fich ernftlich Mühe geben. Stücke zu prüfen. Die Direktion aber hat eine Tröftungsart. die der der Provinztheater gleichkommt: „Wir haben Ihr Stück mit Intereffe gelesen. verkennen nicht Ihre dramatifchen Fähigkeiten. aber - - -“ Das „Aber“ bedeutet für den Wiffenden nichts anderes. als: Haft du Konnerionen. Freund? - Es ift nicht leichtfinnig. wenn die Behauptung aufgefiellt wird. daß man in Berlin durch einflußreiche Bekanntschaften mehr ausrichtet. als durch Geld und Können. und das erfiere. das liebe Geld. kann in Berlin doch fäfon viel.

175

Wie der Kunft zu helfen wäre A. Halbert
der Icrleger
: .und 'ein litera-
rlwer Beirat.
Der Kunkibetrieb.

Aber das gehört nicht hierher. Wichtiger ist: Auch die Theater
und ihre Dramaturgen sind unsere Verbündeten,
7.

Der Verleger kommt für die Bücherproduktion wie der Theater-
direktor fürs Theater in Betracht, Er ist ein Gefühlsmann- aber er
lebt von der Kunst - von den Künstlern. Er hat Interesse daran einen
Autor in die Höhe zu bringen (und die Auflageziffer).

Aber der moderne Betrieb (die Reklame und ihre findigen Möglich-
keiten nicht zu vergessen) ist so gestaltet daß auch ein schlechtes Buch
oder ein nicht ganz bedeutender Erfolg haben kann.

Sicher liegt's aber dem Verleger daran- auch ein künstlerisches
Renommee zu haben. Wenn also trotzdem schlechte Bücher auf den
Markt kommen- so liegt es an dem Gefährdack der Hilfskräfte- die der
Verleger hat.

An die literarischen Beiräte der Verleger müssen wir
uns also halten,

Und da kann man die gleiche Mifere sehen- die wir bei den Drama-
turgern und Ratgebern des Theaters beobachtet haben.

Ein Verlag bringt durchschnittlich 20 bis 25 Bücher im Jahre
heraus: Diese 25 Bücher werden aus Hunderten gewählt. Verschiedene
Maßstäbe und Mutmaßungen sind entscheidend,

Der Beirat wird abgestumpft durch die vielen Nichtigkeiten- die er
verbauen muß.

Der Beirat wird wirr durch die Bedürfnisse des Lesepublikums,
durch die Erfolg» die plötzlich alle Welt betäuben.

Auch der Verleger also und seine Hilfskräfte sind unsere Verbün-
deten. Auch sie werden uns Dank wissen- wenn wir ihnen einen Aus-
weg zeigen: Wie der Kunst zu helfen wäre. Oder gefährlicher aus-
gedrückt: Wie die Künstler zu organisieren und der Kunstbetriebe
zu ordnen wäre.

Praktisch.

Der Kunstbetrieb- jawohl! Um einen solchen handelt es sich: fürs
Theater» für den Verleger» für den Künstler. Wer fittliche Entrüstung
bei dieser einfachen Konstatierung von Tatsachen empfindet, polemisiere
darüber, wettete dagegen,

l.

A. Halbert: Wie der Kunft zu helfen wär-_e

Wir wollen eine Frage, die bis jeßt als ideal galt - (wenn ich ethifch wäre, würde ich mit Emphafe fagen: das ideale Mäntelchen abnehmen) - ins Praktifche umfeßen. fie praktifch fehen. fie fo fehen. wie fie ift. wie fie Nutzen bringen kann. nicht nur den Künfilern und den Kunftihändlern. fondern auch der Kunft.
I).

Es gibt in Berlin eine Gefellfchaft zur Förderung der Kunft. Man kennt fie genau; ich will nicht in die Seltfamkeiten ihrer Gefchäfts-führung hineinleuchten. will diefe Gefellfchaft nur als Exempel anführen - wie man es nicht machen foll. (Praktiker und Theaterleute wiffen. daß dies das wichtigfie Gefäß der Organifation ift.)

Alfo: Förderung der Kunft treibt die Gefellfchaft. indem fie junge Künfiler heranzieht. ihnen die Möglichkeit verfpriht. bald berühmt zu werden, Das Manuskript wird geprüft. wenn 5 Mark pro Akt bezahlt werden . . . Daran krankt die Förderung zunächft. Die Manuskriptprüfer find blutige Dilettanten oder enge Kunft-menfchen . . .

Ergo: Müffen wir uns an die Faktoren halten. von denen wir einzeln fprachen:

Die alten Künfkler zuerft.

Schriftfteller von Bildung. von Namen und Gefchmack follten die minimale Verpfliähtu-ng übernehmen. jedes Vierteljahr oder jedes halbe Jahr die Arbeit eines jungen Künfilers zu prüfen.

Sie follten quafi die unentgeltlichen literarifchen Beiräte und Dramaturgen der Organifation fein. *

Ich feße meinen Kopf dafür ein. daß wir 50 Namen bald nennen hören . . .

Ferner: Kritiker von Kultur. Namen und Einfluß follten diefelbe Verpflichtung (für Ideale: denfelben Liebesdienft für die Kunft) übernehmen.

Sie follten hier und da auch ein Manuskript lefen. ehe der Regiffeur oder der literarifche Beirat es fanktionierte. Kritiker. die gleichzeitig eine Tageszeitung oder Zeitchrift redigieren. follten zugleich die geprüften oder von Autoritäten als künftlerifch vollwertig befundenen Arbeiten in ihre Blätter aufnehmen. Sie follten ruhig die Mängel und Fehler Aufgaben.

:2 L77

der Arbeiten nennen, aber auch auf das Können und die Kraft, auf das Wollen und die Möglichkeiten hinweisen.

Der Theaterdirektor soll mit diesen beiden Faktoren in fähiger Fühlung stehen. Er soll wissen, daß hier Kräfte vereinigt sind, die ihm und seinem Theater vorarbeiten. Dafür kann er die Verpflichtung übernehmen eine Arbeit, die von zwei oder drei Seiten geprüft und empfohlen wurde, seinem Repertoire einzuverleiben oder versuchsweise einzustudieren.

Der Verleger wird sicher gern in Verbindung mit diesen Autoritäten bleiben, um das Wertvolle für sein Verlagsgeschäft zu erwerben. Ja, es ist denkbar, daß ein Verlag sich ausschließlich unserer Organisation widmet.

[II.

o. lation. Ja, Organisation. Alles drängt darauf hin. Alles Gefagte geht von der Voraussetzung aus, daß eine Organisation vorhanden ist, die alle Fäden in der Hand hält - ein Mittelpunkt, um den sich alle Kräfte und Absichten konzentrieren.

Ganz real gedacht; ähnlich wie die Genossenschaft deutscher Tonsetzer soll eine Genossenschaft deutscher Schriftsteller (vorläufig nur Schriftsteller ohne Zweifel wird das Gebiet erweitert werden können und müssen) gegründet werden.

Fünf erfahrene Lektoren und Dramaturgen sitzen im Bureau und prüfen alle Eingänge, die von Künstlern einlaufen. Sie tun die erste Sichtungsbearbeitung und schaffen so eine klare Übersicht, trennen das Wertvolle vom Wertlosen. Setzen wir den Fall: Von hundert eingelaufenen Manuskripten werden 5 die Stimmen der internen Lektoren auf sich vereinigen.

Hier jetzt die Arbeit der Ehrenlektoren ein. Jeder erhält ein Manuskript, prüft es und schreibt auf der ersten Seite sein Urteil. Die interne Prüfungskommission wird darauf zu achten haben, daß die etwaigen Manuskripteingaben dem Charakter und der Art der Ehrenlektoren angepaßt werden,

Nach vier Wochen laufen die Urteile der Lektoren ein. Zwei von diesen fünf Manuskripten sind künstlerisch wertvoll - also muß die Geschäftsleitung der Genossenschaft - erfahrene Männer des Buchhandels -- die Veröffentlichung dieser beiden Arbeiten, natürlich in vollendet künstlerischer Ausstattung, in Angriff nehmen. Die Ehrenlektoren geben

A. Halver-t: Wie der Kunft zu helfen wäre

ihr das Recht ihr Urteil über das Werk als Einleitung des Buches zu veröffentlichen. Damit ist eine gesellschaftlich abfolgte-inwandsfreie Handhabung geschaffen: das laufende Publikum- das die Ehrenlektoren als Schriftsteller und Künstler kennt- wird wissen- was es in diesen Büchern zu finden hat.

Die nächsten zwei dieser fünf Arbeiten können die Stimmen der Lektoren nicht auf sich vereinigen aber die Herren finden sich darin einig- daß ehrliches Schaffen und künstlerisches Können in diesen Arbeiten [leckt. Die Genossenschaft Deutscher Künstler muß also versuchen mit diesen werdenden Künstlern in jändiger Verbindung zu bleiben.

Der letzte der fünf Autoren führt einen Kampf ums Dasein ist verhindern sich seiner Kunst zu widmen leidet wohl auch Not -: Hier muß die Organisation helfend eingreifen. Allerdings dabei wird besonders strenge Prüfung zu empfehlen sein. In erster Reihe wird darauf zu achten sein daß keine Klippenwirtschaft vorherrscht sondern einzig und allein der künstlerische Maßstab und die Zukunftshoffnung- die dieser Autor erweckt- Ausschlag geben.

Eine gewisse Summe des Stammkapitals, vielleicht auch nur die Zinsen- werden für diese Unterstützungszwecke abgefordert werden müssen.

17.

Ich spreche von einem Stammkapital und weiß- daß jetzt erst die allerwichtigste Frage kommt.

Die materielle Frage kann durch zwei Möglichkeiten gelöst werden.

1. Wenn Menschen die für die Entwicklung der Kunst etwas tun. wollen, einsehen lernen- daß das wichtigste Moment und die erste Arbeit: .Hilfe für den Künstler sein muß. Wenn also solche Menschen (man nenne sie Freunde der Kunst- Mäzene, oder wie man will) wenn also solche Menschen sich entschließen würden- der Organisation beizutretenL wenn 20 Menschen je 5000 Mark für die Sache zeichnen (vorläufig auf gut Glück; es ist nicht ausgeschlossen daß es nur eine Anleihe ist. Männer der Praxis sind fast davon überzeugt- daß ein rein materieller Erfolg erreichbar ist)- so ist die Genossenschaft vorerst im Besitze eines Stammkapitals von 100 000 Mark.

Die zweite Möglichkeit wäre: daß ein energischer Verleger mit einem größeren Kapital diese Organisation zur Basis eines Verlagsunternehmens machte und sich verpflichtet den Verlag nach dem in dieser Organisation.

:2* L79

Wie der Kunft zu helfen wäre A. Halbert

Schrift mehr angedeuteten als ausgeführten Grundfäßen und Prinzipien zu leiten.

Ich bin übrigens davon überzeugt, daß diese beiden Faktoren verschmolzen werden können, und daß so ein großzügiges, gutfundamentiertes, leistungsfähiges Unternehmen geschaffen wird, zu Nuß und Frommen von Kunft und Künftlern.

Diese Ausführungen sollen ihre Arbeit als Agitationsmittel tun.

Sie werden viele Kreise zu interessieren haben und wohl auch die Idee ausarbeiten und vertiefen helfen, indem beteiligte Kreise die Frage besprechen und erwägen.

Wenn ich Einzelheiten vermied, so geschah es nicht, weil die Realisierung mir unklar war, sondern weil ich nach Möglichkeit die Organisation als geschlossenes Ganze charakterisieren wollte.

Vorläufig gilt es also: sich mit der Idee zu befreunden, und die zwingende Notwendigkeit ihrer Ausführung für Kunft und Künftler einsehen:

Wie der Kunft zu helfen wäre.

B i

Roffetti.

Von Lucien Piffarro. aus deffen

Buch: Roffetti. London: T. E. u.

E. E. Jack. Überfeßt von Alice

Fliegel.

Gegen Mitte des 19. Jahr-

hunderts fah Europa ein. daß die

Kunft. die fich felbft verrät. jede

Berührung mit der Tradition ver-

loren hat und hilflos. wie ein

blinder Mann. dem man feinen

Stock geraubt hat. nach dem rich-

tigen Wege tafiet. Da baute fie

fich eine neue. fehr notwendige

Bafis. indem fie zur Natur zurück-

kehrte. Diefte Rückkehr gefchah auf

verfchiedenen Wegen. je nach dem

Land und dem künftlerifchen Milieu.

um das es fich handelte. In Eng-

land war es ein Wiederaufleben

der Malerfchulen. die Raphael

vorangingen. Die komplizierten

Leidenfchaften unfeser Jahrhun-

derts wurden mit dem naiven

Blick der frühitalienifchen Maler

vereint.

Der mehr logifche Geift der

Franzofen erkannte. daß es nicht

genügte. wenn man fich die Natur

mit den Augen des einfachen. ur-

fprünglichen Menfchen anfah. Der

Gefichtspunkt hatte fich notge-

drungen geändert. und das einzige.

das der über-nahme von den

früheren Schulen wert war. war

die Aufrichtigkeit und Lauterkeit

[dende

Knnfi.

in der Deutung und Auslegung

der Wunder.

Der Realismus der Präraphae-

liten richtet fich alfo nur auf edle

Stoffe. Gegenfiände und Vor-

würfe. Aber was vet-fieht man

unter einem edlen Vorwurf? Diefte

Bezeichnung ift eine rein litera-

rifche. Es gibt keine edlen Vor-

würfe oder Stoffe in der Malerei.

es gibt nur Harmonien der Linie

und Farbe.

Die oben genannte Schule

würde z. B. die Rofe lieber zum

Gegenfiand eines Bildes gewählt

haben. als den Kohlkopf. weil fich

an die Rofe eine Menge fchöner

Symbole knüpfen. Sie ifi die

Königin der Blumen. die myfiifche

Röfe ufw.
Aber ist die Röfe denn groß-
artiger und schöner von rein male-
rischem Gesichtspunkte aus? Es
hängt ganz davon ab, in wie weit
der Künstler fähig ist, die Schön-
heit, die Harmonie der Form und
Farbe wiederzugeben. Die sym-
bolischen Verklärungen der Röfe
genügen an sich nicht, um ein
schönes Bild auszumachen, wir
werden aber auch den Kohlkopf
nicht verwerfen, weil ihm jegliche
Symbole mangeln.
Der Realismus der Prä-
raphaeliten entwickelte sich zu einer
Vertiefung in Details, zu einer
:8:

class="offscreen">Nord und Süd. 1908:4. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library [Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item](#).

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

☒ Full-text ☐ Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)

[Search tips](#)

☒ Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:4.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2013-10-18 07:43 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)
[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

- [Front Cover](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 2](#)
- [Section 2 - 47](#)
- [Section 3 - 108](#)
- [Section 4 - 254](#)
- [Section 5 - 335](#)
- [Section 6 - 361](#)
- [Index - 546](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

B i

Roffetti.

Von Lucien Piffarro. aus deffen

Buch: Roffetti. London: T. E. u.

E. E. Jack. Überfeßt von Alice

Fliegel.

Gegen Mitte des 19. Jahr-

hunderts fah Europa ein. daß die

Kunft. die fich felbft verrät. jede

Berührung mit der Tradition ver-

loren hat und hilflos. wie ein

blinder Mann. dem man feinen

Stock geraubt hat. nach dem rich-

tigen Wege tafiet. Da baute fie

fich eine neue. fehr notwendige

Bafis. indem fie zur Natur zurück-

kehrte. Diefte Rückkehr gefchah auf

verfchiedenen Wegen. je nach dem

Land und dem künfilerifchen Milieu.

um das es fich handelte. In Eng-

land war es ein Wiederaufleben

der Malerfchulen. die Raphael

vorangingen. Die komplizierten

Leidenfchaften unferes Jahrhun-

derts wurden mit dem naiven

Blick der frühitalienifchen Maler

vereint.

Der mehr logifche Geift der

Franzofen erkannte. daß es nicht

genügte. wenn man fich die Natur

mit den Augen des einfachen. ur-

fprünglichen Menfchen anfah. Der

Gefichtspunkt hatte fich notge-

drungen geändert. und das einzige.

das der über-nahme von den

früheren Schulen wert war. war

die Aufrichtigkeit und Lauterkeit

[dende
Knnfi.

in der Deutung und Auslegung
der Wunder.

Der Realismus der Präraphae-
liten richtet sich also nur auf edle
Stoffe. Gegenstände und Vor-
würfe. Aber was verleiht man
unter einem edlen Vorwurf? Diese
Bezeichnung ist eine rein litera-
rische. Es gibt keine edlen Vor-
würfe oder Stoffe in der Malerei.
es gibt nur Harmonien der Linie
und Farbe.

Die oben genannte Schule
würde z. B. die Rose lieber zum
Gegenstand eines Bildes gewählt
haben, als den Kohlkopf, weil sich
an die Rose eine Menge schöner
Symbole knüpfen. Sie ist die
Königin der Blumen, die mythische
Rose usw.

Aber ist die Rose denn groß-
artiger und schöner von rein male-
rischem Gesichtspunkte aus? Es
hängt ganz davon ab, in wie weit
der Künstler fähig ist, die Schön-
heit, die Harmonie der Form und
Farbe wiederzugeben. Die sym-
bolischen Verklärungen der Rose
genügen an sich nicht, um ein
schönes Bild auszumachen, wir
werden aber auch den Kohlkopf
nicht verwerfen, weil ihm jegliche
Symbole mangeln.

Der Realismus der Prä-
raphaeliten entwickelte sich zu einer
Vertiefung in Details, zu einer
:8:

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Lucien Piffaro

Kleinmalerei die leider dem Ganzen oft sehr nachteilig war. In den besten Werken der Frühitaliener jedoch ist die Einheit - die durchgehende Idee⁷ ungeachtet der Aufmerksamkeit - die den Details gezollt wurde - in bewunderswerter Weise aufrecht erhalten; mit andern Worten: die Werte eines Werkes wurden nicht beeinträchtigt oder herabgefeßt. Das war nicht lange ehe Raffetti den engen Pfad der Präraphaeliten verließ. um einen breiteren Weg zu gehen. Raffettis Werke sind durchaus symbolische Darstellungen daher sind sie literarisch, Es wundert uns nicht. da er in gleicher Weise als Maler und Dichter begabt war. In der Tat wenn wir in Betracht ziehen, daß die malerischen Vorstellungen und Gedanken Raffettis ausschließlich literarische sind so ist er für uns mehr Dichter als Maler, und in diesem Lichte sah er sich auch selbst. Er „malte Gefühle“ und Gefühle sind das Eigentum der Dichtkunst; bei Raffetti haben sie noch den Vorzug besonderer Intensität. Sie verkünden uns das Leben - denn seine Kunst ist mehr oder weniger mit der Tragik seines eigenen Schicksals eng verknüpft. Darin liegt der Wert der Werke Raffettis als künstlerische Schöpfungen.

U101), :uur D1011 116v6 101-1
bledooääott (Lomi-Mo.)
.oo e.. kann-:eden 0o.: - „79pclogelt“
Sonaten-enn darm u,k0ßl)38 Nr.0.
Lub13,o]1110 III .obleypooxciodooaa 710ml) *'50 UHU" 07" u"
DDRAM.. ua .tat-c.

Dieb_ nur died
i
bit gez-vill'
[T̄-8]? 'ant oodoqomt, let's "wandeln-2
dlojd'MoinlLern in lK-q-ix-lcejt, Dieb_ nur Dieb lid - do ich,
7._

fest_ una treu, in - nig- fiel: bir_ gmx-gibt
-" *ZZ-Z" -i:
4-'
2 Nie.. WU... i' i.- flexkiecqX) .W 'c' ...F W
.oi-i." uke. ..l Wo.,
EW .nix-1;.. "Mn-wo.. "0' '7 Um."- 'k|..,d.ku_ . o.. na
.Alt gütjger Urlaub-118 >28 ilerlaseß „klar-monte“ 6. hl, 13. ll., Lei-1m K7. 35.
183

kn' [NZZ-*|l [iii-UZ'
dloldt_mslo [Lot-1 stete_ .nik blau
i!:
star-1e uncl font glad or - pro - den?
"ill [oder del-U3 30- lo.

test_ uns trau, . dir* sow-61111

C

fort.. untl trau, . dir.- ste-WW'

--

"e-

k

xi' " .)

o c [hf- Rd k W Lt an ürangene] (ll-[do

| l7 l l l l l 7 l l l *|

.Bee .i Nuri Z ie'Öl-:filn D*- e.

.d '- ' ' l l l '- L k l l xxl' 7

Kdlojdt_rnoin klar. -__ w_ b: - nilg.leoit.

Ä

W

. g. FW 1 . .

l j j l l l l 7 l

Ü l l 7! [l l l l t' l.

7 l' ö_ iii] l 1 4 "- fl

..z - 7 z 1 t4

T *

.- bleibt mein kiel-r ... 111._ b) - Mix-leer'. .

Dtm-nn ärünxenclx tuld.)

:85

Zu den Musikbeigaben.

Leo Blech.

Wir plauderten über neue Strömungen in der Musik der Gegenwart. über die Umformung des musikalischen Ausdrucks. über Veränderungen nicht nur der Mittel. sondern der Grundelemente unserer Tonsprache und kamen schließlich auf die revolutionäre neufranzösische Kunst zu sprechen. „Sagen Sie. was Sie wollen.“ meinte Blech. „das Interessante und Geistreiche dieser Richtung erkenne ich keineswegs. Ich aber rechne mich zu den -- musikalischen Musikern und kann mich den Jungfranzosen gegenüber daher vorläufig nur abwartend verhalten.“

Diese etwas satirische Unterscheidung zwischen dem „musikalischen“ und dem „unmusikalischen“ Musiker ist charakteristisch für die künstlerische Eigenart Leo Blechs. Er gehört jener nicht kleinen und ständig anwachsenden Gruppe von Tonkünstlern an. welche sich bemühen. die Musik von allen absichtlich hineingetragenen. oft durchaus unorganisch aufgepflanzten metaphysischen. literarischen und sonstigen spekulativen Zutaten zu reinigen. und sie nur aus sich selbst heraus. als reine Sprache der Töne wirken zu lassen. Es ist die Schule Engelbert Humperdincks. welche solche Tendenzen verfolgt und danach strebt. den geistig unselbständigen. häufig verworrenen. schwulstigen Wagner - Imitationen eine klare. einfache. aber persönlich gefärbte Kunst entgegenzusetzen. Die große Gefahr für alle Bühnenkomponisten der Gegenwart. in wertlose Nachahmungen der monumentalen Wagnerischen Muster zu verfallen. konnte nur umgangen werden. indem man den Werken des Bayreuther Meisters wohl alle darin ruhenden Anregungen entnahm. aber vermied. sie als stets sicher wirkfame Rezepte zu betrachten. Götter. Helden und Stabreime - lange genug galten diese drei Requiriten den jüngeren Tondichtern als Hauptfordernisse eines modernen Bühnenwerkes. Lange genug dauerte es. bis endlich

Engelbert Humperdinck uns eine andere Möglichkeit bühnenmufikalischer Gefaltung zeigte und durch fein geniales Märchenpiel „Hänsel und Gretel“ eine neue Ara mufikdramatifcheu Schaffens einleitete. Er gab damit all denen, welche ohne Ehrgeiz nach Ewigkeitsgeltung einer vornehm heiteren Kunft aus moderner Bafis zuftrebten, einen Wink, wie fiäf die Errungenfchaften des Wagnerfchen Mufikdramas im Rahmen des mufikalifäfen Genreftücketes verwerten ließen. Zwei Gefahren galt es zu vermeiden: die Stoffwahl aus dem Mythos mit künfilich unterlegter Symbolik und die bedingungslofe Übernahme der von Wagner für fein Mufikdrama aufgestellten Stilprinzipien. So fehen wir plötzlich eine ganze Anzahl nicht unbedeutender Komponifien das große Lager der Wagner-Anbeter und -Vollender

Zu den Musikbeigaben

verlassen und dem unscheinbaren Seitenpfad Humperdincks folgen. Das Märchen wird in ein neues Milieu übertragen. an Stelle der alten Götter und Helden tanzen zierlich graziöse Luftspielfiguren über die Bühne. aus der Mythe entwickelt sich die Humoreske und das von heiterer Philosophie getragene Genrestück. Eugen d'Alberts „Abreise“ und „Flautoflo“ feien nur als bekannteste Erzeugnisse dieser idyllischen Richtung in der modernen musikalischen Produktion genannt.

Nächst d'Albert gehört Leo Blech zu ihren prägnantesten und erfolgreichsten Vertretern. Von feinen einaktigen komischen Opern hat „Das war ich“, bereits den Weg über die bedeutendsten Bühnen zurückgelegt und überall reichen Beifall gefunden. während das andere Stück „Verfiegt“ im Beginn dieser Saison die Feuerprobe im Berliner Königl. Opernhaus bestehen soll. Der Stoff ist dem feligen Raupach nachgebildet - ein Biedermeieridyll. von Richard Batka und Poldes Milozenisch geschickt arrangiert und verfiziert, „Verfiegt“ wird nämlich der Bürgermeister von feinem eigenen Amtsdienster. dem voreiligen. alleswissenden Lampe. der den Schrank pfänden will. in welchen sich der bei einem zarten Stelldichein geflüchtete Bürgermeister versteckt hat. Noch vor Rückkehr seines allzu eifrigen Dieners wird das geängstigte Ortsobershaupt endlich befreit durch seine Tochter und deren Schatz. den der dankbare Bürgermeister aus Dank zum Eidam annimmt, Dieser anspruchslosen Fabel entspricht eine ebenso hübsche wie leicht eingängliche musikalische Einkleidung. Ihre Einschlebung von gesprochenen Dialogszenen findet in gewandtem Aufbau wirkungsvolle Ensembles verschiedener Rhythmisierung und Einzelfolgen aneinandergereiht. Die Melodik ist von einfach volkstümlicher Prägung. angenehm formale Rundung. vornehme Sauberkeit der Struktur - diese charak-

terifiifäfen Kennzeichen der Säfule
Humperdincks geben dem fcheinbar
fo leicht hingeworfenen Stüäe den
Vollwert der gediegenen Arbeit.
Das in der Beilage wiedergegebene
Duett des Liebespaares bildet mit
feinem harmlofen Text. feiner
volksliedmäßig erfundenen Melodie
und feiner einfach. aber intereffant
gefeßten Begleitung eine bemer-
kenswerte Stichprobe aus der
Oper Blechs.

Faft läßt fäwn der heitere
rundton des Blechfchen Wefens
auf ein rheinländifches Tempera-
ment fihließen. In der Tat ift
Blech ein Aachener Kind und hat.
mit dem Leben kämpfend. die ver-
fchiedenften Stationen paffieren
miiffen. ehe er an der Seite eines
Richard Strauß und Karl Muck
als Berliner Hofkapellmeifier fun-
gieren durfte. Die allfeitige An-
erkennung. welche er_fich in der
Reichshauptftadtüberrafäfendfchnell
zu verfchaffen vermochte. feine
Vereinigung geübter Routine und
feinfühlicher Künftlerfchaft hat ihm
auch in feiner Stellung als Diri-
gent den von ihm felbft erf'trehten
Ruf eines „mufikalifchen Mufikers“
gefichert. Paul Bekker.

Literarifhe

„Deutfche Gedenkhalle.“

Bilder aus der deutſchen Ge-
ſchichte. Schriftleitung von Prof.

Julius von Pflugk-Hart-

tung. Leitung des illuitrativen

Teiles von Prof. Hugo von

Tſchudi. Veranftaltet von

Mar .ß erzig. Berlin und

Leipzig. 1908. Verlagsanitalt

Vaterland. G. m. b. H.

Der Grundfah der Arbeitstei-

lung beherrſcht jezt. wie die ge-

werbliche. fo auch die wiifenſchaft-

liche Welt. Die ungeheure Aus-

dehnung und Vertiefung des wiifen-

ſchaftlichen Stoffes macht dem ein-

zelnen die Beherrſchung des ganzen

Gebietes auch nur einer Einzel-

diſziplin unmögliäi. So ii't denn

niemand mehr imftande. allein eine

Weltgefchichte zu verfaifen. Selbit

der geniale Meifier Leopold von

Ranke iſt an dieſem Unternehmen

gefäfeitert. und feitdem wird keinen

nach einer Wiederholung des Ver-

fuches gelüften. Und nun ftellt es

fich heraus. daß fogar um die Ent-

wicklung eines Volkes. und zwar

unferes deutſchen. zu' fchildern die

Mitarbeit vieler Spezialforſcher als

wünſchenswert erſcheint.

Die Gefchicke der deutſchen

Vergangenheit erweiſen ſich wechſel-

voller. formlofer. unzufammenhän-

gender. in fiärkerer Gärung und

Gegenfätzlichkeit. aber auch einen-

teils individueller. anderfeits welt-

wirkfamer als die anderer Völker.

Erft fpät. eri't in der Ge-

Berihta

genwart ii't Deutſchland zu ruhi-

gerer Abklärung. zu friedlicherer

Bei'timmtheit und Einheitlichkeit

gelangt. Gerade von dieſem Punkte

aus ii't die Möglichkeit eines wiifen-

ſchaftlich freien. unbefangenen und

ficheren Rückblicke! auf feine Vorge-

fchiäite gegeben. Die „Deutſche

Gedenkhalle“ will einen folchen

nicht in fortlaufender Darftellung

vornehmen und verwerten. fondern

nur die Marki'teine in dem Ent-

wicklungsgange unferes Volkes auf-

ftellen. die maßgebenden Perfönlich-

keiten und Ereigniſſe in glänzender

und doch ungefärbter Beleuchtung

hervorheben. Zahlreiche deutſche

und auch einige ausländische Historiker der mannigfachen Richtung und zum großen Teile ersten Ranges haben sich unter Pflugscharrbewährter Leitung zusammengetan, um ein jeder den Zeitraum und die Charaktere zu schildern, die ihnen durch ihre besonderen Forschungen am vertrautesten geworden sind. Es ist hierdurch freilich eine gewisse Ungleichmäßigkeit in Auffassung und Darstellung bedingt - aber dafür gewinnt jedes Bild an Eigenartigkeit, Frische, immer neu angeregtem Interesse. Es wird jeden Gebildeten reizen, eine große Anzahl unserer trefflichsten Historiker wie in einer literarischen Blütenlese vereint, einen nach dem andern ihr Bestes leisten zu sehen. Nicht weniger hervorragend ist der bildnerische Teil des Werkes.

Literarische Berichte

Die bekanntesten Gemälde, die der deutschen Geschichte gewidmet sind, wurden von einem so feinen Kenner, wie Hugo von Tschudi, ausgewählt und dann in musterwürdiger Weise wiedergegeben. Die Brockhaus'sche Druckerei hat in der künstlerischen Ausstattung des Buches die ganze Fülle ihres Könnens und Scharffs dargestellt.

So ist ein Werk entstanden, das in feiner Art einzig dasteht: nicht für den Forscher, sondern für die große Zahl der literarisch und künstlerisch Gebildeten bestimmt. Mehr ein Kunst- als ein Fachwerk, aber des Volkes, dem es gewidmet ist, und der Protektion unseres Kaisers in vollem Maße würdig.

M. Philippson.

Maria Schweidler, die Bernsteinerin. Von Wilhelm Meinhold. Der interessante aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Köpenick auf Veranlassung herausgegeben. Neue Ausg. mit Nachwort von Paul Ernft. Leipzig 1908. Inselverlag.

Der Herenroman des freitbaren pommerischen Pafors war in Reklams Universalbibliothek längst aller Welt zugänglich; doch mag man ihm wohl das bessere Gewand und den schöneren Druck gönnen. Man täte es noch lieber, forderten die Übertreibungen des Herausgebers nicht zum Widerspruch heraus. Ein solches wertvolles Wunderwerk ist die packende Erzählung denn doch nicht, daß sie in der Blütezeit deutscher Erzählfkunst nur Otto Ludwigs Meisterwerk zur Seite hätte! und wenn

Ernst, um die deutschen Kritiker zu schelten, auf die Engländer mit ihrer Werthschätzung Meinholds verweist, ist doch daran zu erinnern, daß diese der „Klosterherin“ erst recht gilt, von der Ernst nun wieder gar nichts hält. Und sind englische Romane solche Kunstwerke, daß gerade ihre Beurteiler uns maßgebend sein sollen? Nein, an dem modernen Staunen über die Hexengeschichten

hat die Perverfität. die fich an der
Folter wollüftig freut. fo viel Anteil
- wie an der Entftehung der
beiden Romane Meinholds!
Es ifi auch unrichtig. daß man
allgemein an die Echtheit der
Ehronik Säjweidlers geglaubt habe.
wie denn Ernft überhaupt die Tat-
faäjen bei Entftehung und Gefchichte
der „Bernfieinhere“ ungenau dar-
fiellt. über die Vortrefflichkeit der
Technik kann man gleichfalls ver-
fchiedener Meinung fein: wie un-
glaubhaft bleibt es. daß der Lunker
feine Leute ohne weiteres zur Be-
freiung der verfchrieenen Here ge-
winnt; wie find die Gerichte des
Himmels an Amtshauptmann.
Büttel. der wahren „Here“ gehäuft.
Aber lefenswert bleibt der Ro-
man gewiß. und für die fafi an
Zacharias Werner gemahnende
Vereinigung von Frömmigkeit und
Graufamkeit wird unfere neuroman-
tiſche Zeit wohl noch mehr Ver-
fändnis befißen. als die Friedrich
Wilhelms des Dritten.
Richard M. Meyer.
Die beiden Ritterhelm.
Roman von Rudolf Huch.
München. Verlag von Georg
Müller.
190

Literarische Berichte
Der Gehülfe. Roman von
Robert Walfer. Berlin.
Verlag von Bruno Eaffirer.
Rudolf Huch scheint mir ein
Apologet des Optimismus zu sein.
Seine Philosophie geht dahin, daß
noch lange nicht aller Tage Abend
ist. und daß es manchmal anders
kommt. als schwarzmutige .Hänge-
köpfe. die Darwins Theorien
auf Menschenchickfale projizieren.
glauben möchten. Der alte Ritter-
helm ist ein milder Mann: Inhaber
einer schon recht alten Firma. ist er
der Meinung, daß kein Glück mehr
beim Haufe ist. Früh stirbt er.
und der junge Ritterhelm müßte
nun nach den üblichen Konfir-
mationen als Dekadent enden. Aber
Gott sei Dank - was so viele
fremde Defizienzfanatiker über-
sehen haben - überpringt die Ver-
erbung gewöhnlich ein Glied: nicht
der Sohn ist der Erbe des Vaters.
sondern der Enkel der des Groß-
vaters. Und so gehört der junge
Burke denn zum kräftigen Schlag
der Kreaturen. die wohl ein wenig
wild und tolpatschig auf dieser
Lebensweide umherpazieren. in des
Abends Kühle aber. wenn der
Nachttau zu fallen beginnt. doch
noch den schönen warmen Stall fin-
den . . . Keine besonders feine
oder tiefe Künstlerische spricht aus
dem Buch. aber ein Mensch mit
frischem Blick und gesundem Humor.
Manche Stellen sind ausgezeichnet.
und keine ist eigentlich langweilig.
Ein Buch von gesunder. aber nicht
gerade sehr passender Physiognomie.
Und nicht viel anders ist mein
Eindruck von dem zweiten Buch.
obwohl das Verhältnis des Ver-
fassers zu sich selbst oder zu seinem
Helden. was in diesem Fall wohl
kein großer Unterschied ist. von
vornherein komplizierter. schalk-
hafter und tiefer ist. Ein verheult
komischer Mensch bin ich doch eigent-
lich -- denkt der junge Mann von
sich. den ein vor dem Bankrott
stehender Erfinder zum Gehülfen
feines Nichtstuns engagiert hat -
da passiert mir dies und jenes.
eigentlich hätte ich allen Grund ein
wenig außer mir zu geraten. oder
in mich zu gehen. aber die vor-
nehmste Entdeckung. die ich über

meinen Gemütszustand mache. ifi
die. daß das Abendeffen mir ganz
prachtvoll fchmeckt. Manchmal
kommt der junge Mann wirklich zu
Bemerkungen voll drollig naiver
Herzensklugheit. Auf die Dauer
aber wirkt fein Umgang etwas er-
müdend. Was ihm und um ihn
gefchieht. if't nicht fo. daß Fremde
fich darob erregen könnten. Und im
Lefer von vornherein den wohlge-
neigten Freund annehmen. geht
heutzutage nicht mehr recht . . .
Mir fcheint. der Verfaffer hat fich
noch nicht genug am Leben verloren.
um fich fchon gefunden zu haben.
Erft müßte ihm noch manchmal wirk-
lich der Appetit vergehen. Marfyas
war zwar zuerft ein großer Flöten-
spieler und wurde dann gefchunden.
im allgemeinen aber pflegt es den
Dichtern umgekehrt zu gehen.

Wilhelm Hegeler.

Der Pfarrer von Wetter-
berg. Roman von Karl von

Schimmelpfennig. Ber-
lin 1908. Fontane und Eo.

Eine prächtige Schilderung ver-
gangener Zeiten. Sitten und Men-
fchen. Zuerft in Tagebuchform. dann
in fortlaufender Erzählung werden

Literarische Berichte

uns die Schickfale des Pafiors
Lindner von 1795-1813 darge-
fielt, In einem kleinen Dorfe der
Mark lebt er in gutem Einver-
nehmen mit den Kollegen der Nach-
barchaft. von denen einer. ein
Dichter Balk. vortrefflich porträ-
tiert wird; auch mit feinem Guts-
herrn lebt er zufrieden. bis dann
ein böfer. unglücklicher. unpatrio-
tischer Nachfolger des ehemaligen
Freundes ihm das Leben fchwer
macht. Mit feinen Dörflern teilt
er Freud und Leid. muß aber in der
benachbarten Stadt mehr Leiden als
Freuden erfahren. denn fein Ver-
[öbnis mit der Tochter eines an-
gefehenen Bürgers geht zurück. er
bleibt einfam. und wenn auch kein
Französling. fo wird er doch troß
aller Teilnahme an harmlofem Le-
bensgenuffe Pefiimifi. vor allem
einer. der die Rettung des Vater-
landes durch eigene Kraft für un-
möglich hält. Er. der fich dem
Tugendbund. dem heimlichen Zu-
fammenfchluffe der Vaterlands-
freunde entzieht. wird von feinem
verräterifchen Patron denunziert.
foll in der Nacht aufgehoben wer-
den. entflieht nach feinem Heimats-
dörfchen. kehrt dann bei wieder ge-
ficherten Zufänden zurück. wird ein
glühender Patriot. wendet fich auch
aus feinen religiöfen Zweifeln
wieder dem Glauben zu und ftirbt
in einer der erften Schlachten des
Freiheitskrieges. nachdem er durch
Mahnungen und feelforgerifches
Tun als ein wackerer Feldprediger
feines Amtes gewaltet.
Ob der Verfaffer fchon viel ge-
fchrieben hat? Ich habe noch nichts
von ihm gelesen und finde feinen
Namen auch in dem Kürfchner von
1907 noch nicht verzeichnet. Aus
manchen Momenten feines Werkes
möchte ich feine Anfängerfchaft ver-
muten: aus dem gar zu langen Ver-
weilen bei Kleinigkeiten. aus den
verbrauchten Mittelchen. z. B. den
Liaifons des neuen Gutsherrn. auäj
aus dem etwas abrupten Schluß.
aus dem allzu fäzulmäßigen Auf-
zeigen hiftorifcher Kenntniffe und
fo manchem anderen. Doch find
einzelne Typen vortrefflich gezeich-
net. z. B. der Arzt Erotorff. ein

echter Patriot. dabei Lebemann.
mancher Adlige. von denen der Herr
von Rübni in feinem Familien-
leben gar anmutig und ein alter
.Haudegen aus der Fridericianischen
Zeit höchst charakteristisch dargestellt
wird.

Ludwig Geiger.

Nedabiontdr. Sh IvinsBruck.A..i)albert.KurtFliegel.AlerJadasfohn.

Verantwortl. für den Inhalt: A. .h a l b e r t - H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 31.

Verantwortlich für den Inhaltsteil: Walter Fliegel. Berlin kk.. Schöneberger Ufer 32.

Zufchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Personennamens. zu adressieren

..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W'. 35. Schöneberger Ufer 31."

oder ..Breslau III. Siebenhufenerstraße [rf-5".

Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders

Schleifische Verlags-Anstalt G. m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).

Auslieferung für Österreich bei E. W. Stern. Wien I. Franzensring 10.

Druck: Schleifische Buchdruckerei v. S. S c h o t t l a e n d e r. A.: G.. Breslau III,

Überlieferungsrecht vorbehaltenUnberechtigter Nachdruck unter- fast.

ja
·”
.i.---x*
) .
I
œ1. -q.
t v _
.
f.
4* 4-
*
1*--...-. _--

13"

.7,

7""Y

Jules Bai-ien-Lepage:
Sarafh Bernhardt.

(W

.Organ i-(- neuKunfkver-ejnigunh

. Worb uni' SÄ¼dGmbNcYet-[m

' fÄ¼rÄ¸mYu-:hhanÄ¸el:

SSmonUWerYcynrYaxWmu

32* Jahrgang Band 127 November 1908 Heft 38:

EMPTY

Bernard Shaw:
Der Arzt am Scheideweg.
Komödie in fünf Akten.
Deutsch von Siegfried Trebitz.
Fortsetzung.

Zweiter Akt:

Nach dem Essen auf der Terrasse des Star und Garter Hotels in
Richmond. Es ist eine wolkenlose Sommernacht: nichts stört das Schweigen-
bis auf den zeitweiligen Pfiff eines fernen Zuges und das gleichmäßige
Rudergeplätzerchen das von der Themse heraufdringt. Das Dinner ist
zu Ende und drei von den acht Stühlen sind leer, Sir Patrick sitzt mit dem
Rücken gegen die Aussicht, an der Spitze des viereckigen Tisches bei Ridgeon.
Rechts von den beiden steht zuerst ein leerer Stuhl, dann einer, der von
B. V. 7 der sich behaglich im Mondschein badet. Sehr beschäftigt ist. Schuß-
macher und Walpole sitzen links von ihnen. Ihnen gegenüber stehen leere
Stühle. Der Eingang in das Hotel befindet sich zur Rechten von B. V.
Die fünf Männer genießen schweigend ihren Kaffee und ihre Zigaretten
sie sind vollgeessen und leicht angeheitert.

Frau Dubedat zum Fortgehen angezogen- tritt ein. Die Ärzte er-
heben sich- mit Ausnahme von Sir Patrick; aber sie setzt sich auf einen
der leeren Plätze am Tische; und die Herren gehen wieder.

Jrau Dubedat

(während sie eintritt): Louis wird gleich wieder da sein. Er zeigt Doktor
Blenkinn nur das Telefon. (Sie setzt sich): Oh es tut mir so leid.
daß wir gehen müssen. Es ist so schade um diese herrliche Nacht- und
wir haben uns so gut amüsiert.

Ridgeon: *

Ich glaube nicht daß Herrn Dubedat noch eine kleine halbe Stunde
schaden wurde.

Sir Patrick:

Nachher; nichts mehr davon. Bringen Sie Ihren Mann nach Hause-
Frau Dubedah und bringen Sie ihn vor elf Uhr zu Bett.

B. B.:

Im ja. Zu Bett vor elf Uhr. Ganz richtig. Wir bedauern lebhaft daß

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Sie gehen müffen. meine liebe gnädige Frau. aber Sir Patricks Verhaltungsmaßregeln find Gefesse.

W a l p o l e:

Darf ich Sie in meinem Automobil nach Haufe fahren?

S i r P a t r i c k:

Nein. Sie follten sich fchämen. Walpole. 4 Ihr Automobil wird Herrn und Frau Dubedat zum Bahnhof bringen. und das ift gerade weit genug im offenen Wagen und des Nachts.

Frau Dubedat:

Ia gewiß. die Eifenbahnfahrt ift das zuträglichfie.

R i d g e o n:

Wir verdanken Ihnen einen genußreichen Abend. Frau Dubedat.

W a l p o l e:

Einen äußerfi genußreichen.

B. B.:

Einen entzückenden. reizenden. unvergeßlichen. (Er feufzt mit Behagen.)

F r a u D u b e d a t

(mit einem Aufglimmern von f>)euer Angfi): Wie finden Sie Louis?

Oder darf ich nicht fragen ?-

R i d g e o n:

Warum denn nicht? Wir find alle entzückt von ihm,

W a l p o l e:

Begeistert.

B. B.:

Sehr erfreut. ihn perfönlich kennen gelernt zu haben. Das ift ein Vorzug. wahrhaftig ein Vorzug.

S i r P a t r i c k

(brummt.)

F r a u D u b e d a t

(rafch): Sir Patrick. war er Ihnen unangenehm?

S i r P a t r i c k

(höfliaz): Ich bewundere feine Bilder ungemein. gnädige Frau.

R i d g e o n:

Sie follten beglückt von uns fcheiden. Er verdient gerettet zu werden.

Er muß und foll gerettet werden. (Frau Dubedat erhebt sich und feufzt vor Freude. Erleichterung und Dankbarkeit auf. Sie erheben sich alle. ausgenommen Sir Patrick und Schuhmacher. und nähern sich ihr befchwichtigend.)

Bernard Shaw; Der Arzt am Scheideweg

V. B.:

Gewiß. ge - wiß.

W a l p o l e:

Wenn Sie wissen. was Sie zu tun haben. find da weiter gar keine Schwierigkeiten.

Frau Dubedat:

Oh. wie kann ich Ihnen jemals danken. Von heute abend ab kann ich endlich wieder glücklich sein - heute abend. Sie können sich nicht vorfielen. was ich empfinde. (Sie feßt sich und weint. Die Ärzte fcharen sich um sie herum und wollen sie tröfen.)

B. B.:

Meine liebe gnädige Frau: hören Sie. hören Sie. (sehr überzeugend) hören Sie.

W a l p o l e:

Genieren Sie sich vor uns nicht: Weinen Sie sich nur gehörig aus.

R i d g e o n:

Nein - weinen Sie nicht. Es ist besser. wenn Ihr Gatte nicht erfährt. daß wir über ihn gesprochen haben.

Frau Dubedat:

Ja. natürlich. Bitte. nehmen Sie's mir nicht übel. Wie herrlich muß es doch sein. ein Arzt zu sein! (Sie lachen.) Lachen Sie nicht. Ihr ahnt nicht. was Sie für mich getan haben. Erst heute ist es mir klar geworden. in welcher tödlichen Angst ich gelebt habe. seit ich das Schlimmste zu befürchten begann. Ich wagte nie. es mir selbst einzugestehen; aber jetzt. wo die Erlösung über mich gekommen ist - jetzt weiß ich es.

L o u i s D u b e d a t kommt im Überzieher und mit einem Tuch um den Hals aus dem Hotel und bleibt zwischen seiner Frau und Walpole stehen. Er ist ein schmächtiger junger Mann von 23 Jahren. körperlich ein Jüngling und hübsch. aber nicht verweichlicht. Er hat türkisblaue Augen und eine Art. einem gerade in's Gesicht zu blicken. was zusammen mit einem offenen Lächeln sehr einnehmend ist. Obgleich er ein Nervenbündel ist. sehr gut beobachtet und sich leicht beunruhigt. ist er doch durch. aus nicht schlichtern. Er ist jünger als Jennifer; aber er bevormundet sie liebevoll. Die Ärzte bringen ihn ganz und gar nicht außer Fassung: weder Sir Patrick. Alter noch B. Bs gravitätische Würde machen den geringsten Eindruck auf ihn: er benimmt sich so natürlich wie eine Katze und bewegt sich unter Männern. wie die meisten Männer flüßig unter Dingen bewegen. obgleich er bei dieser Gelegenheit den Lebenswürdigen spielt. Wie alle Leute. auf deren Takt man sich verlassen kann. ist er ein willkommener Gefellfaher; und seine künstlerische Kraft. die Phantasie

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw
der Menfchen zu weckenf läßt ihm alle möglichen Eigenfchaften und
.Kräfte beilegenf ob er fie nun befißt oder nicht).

L o u i s:

Na Inny-Gwinnyz das Automobil ifi da.

R i d g e o n:

Warum erlauben Sie ihmj Ihren wundervollen Namen fo zu verun-
fialtenj Frau Dubedat?

Frau Dubedat:

Oh,, bei großen Anläffen bin ich immer Jennifer.

V. B.:

Sie find Junggefelle: Sie verliehen fo was nichtj Ridgeon. Sehen
Sie mich an. (Sie fehen ihn an.) Auch ich habe zwei Namen. In Augen-
blicken häuslicher Unannehmlichkeiten bin ich einfach Ralph. Wenn
Sonnenfchein im Haufe herrfcht- bin ich Beedle-Deedle-Dumkins, So
ifi das Eheleben! Herr Dubedatj wollen Sie mir einen Gefallen tunj
bevor Sie gehen? Wollen Sie unter die SkizzeF die Sie von mit auf
dem Menu gemacht habenX Ihren Namen feßen?

W a l p o l e: '

Iaz auch unter meinej wenn Sie fo freundlich fein wollen.

L o u i s:

Aber gerne. (Er unterfchreibt die Menukarten.)

Frau Dubedat:

Willft du die Doktor Sihußmachers nicht auch unterfchreibem Louis?

L o u i s:

Ich furchte,, dem Doktor Schuhmacher gefällt fein Porträt nicht. Ich
will es zerreißen. (Er geht um den Tifch herum, an die Stelle, wo Schuß-
machers Menukarte liegtf und ifi im Begriff fie zu zerreißen. Schuß:
mother gibt *kein Lebenszeichen.)

R i d g e o n:

Nein/ nein: wenn Loony es nicht haben willj dann nehm' ich es.

L o u i s:

Für Sie tn' ich:es mit dem größten Vergnügen. (Er unterfchreibt und über:
gibt die .Karte Ridgeon.) Ich habe vorhin eine kleine Skizze des nachtigen
Fluffes gemacht: ich glaubej es wird etwas Gutes. (Er zeigt ein
Tafchenkizzenbuch). Ich will das Bild die Silber-Donau nennen.

V. B.:

Ahz entzi'nkendz entziickend.

200

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

W a l p o l e:

Wie füß! Sie find ein ausgezeichnete Pafiellmaler. (Louis hufiet.
etfi weil er befcheiden. dann weil er fchwindfürhtig ift.)

S i r P a t r i c k:

Nun haben Sie aber genug Nachtluft eingeatmet. .herr Dubedat. Bringen
Sie ihn nach Haufe. gnädige Frau.

Frau Dubedat:

Ia. komm. Louis.

R i d g e o n:

Nur keine Angft. Das fchadet nicht weiter. Ich werde diefen Hüften
fehen fortbringen.

B. B.

(mit liebevoller Teilnahme): Gute Nacht. Frau Dubedat. Gute Nacht.

Gute Nacht. (Händefchütteln.)

W a l p o l e:

Wenn es bei Ridgeon nicht geht. kommen Sie zu mir. Ich werde
Sie fchon gefund machen.

L o u i s:

Gute Nacht. Sir Patrick. Es war mir ein großes Vergnügen.

S i r P a t r i c k:

-! Nacht. (Er brummt halblaut.)

Frau Dubedat:

Gute Nacht. Sir Patrick.

S i r P a t r i c k:

Hüllen Sie fich gut ein. Sie müffen nicht glauben. Ihre Lunge wäre
aus Eifen. weil fie beffer als feine ift. Gute Nacht.

Frau Dubedat:

Danke. danke fchön. Mir fchadet nichts. Gute Nacht.

(Louis geht. ohne von Schuhmacher Notizzu nehmen. hinaus. Frau Dude-
dat zögert. dann nickt fie ihm zu. Schuhmacher erhebt fich und verneigt fich
förmlich. nach deutfcher Art. Sie geht. von Ridgeon begleitet. hinaus. Die
B ü b t i g e n nehmen ihre Plätze wieder ein. verbauen oder rau>jen fchweigend.)

: Ein entzückendes Paar! Ein reizendes Weib! Ein begabter Junge!

Ein bemerkenswertes Talent! Eine hinreißende Skizze! Ein herrlicher

Abend! Ein großer Erfolg! Ein intereffanter Fall! Eine wundervolle

Nacht! Eine herrliche Gegend! Ein famofes Diner! Eine harmonifche

Gefellfchaft! Ein gemütlicher Ausflug! Guter Wein! Glückliches Ende!

Rührende Dankbarkeit! Glücklicher Ridgeon -

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

R i d g e o n

(zurückkommend): Was ifi das? Meinen Sie mich. B. B.? (Er geht zu feinem Siß zurück. in die Nähe Sie Patricks.)

B. B.:

Nein. nein. Ich beglückwüncfche Sie nur zu einem äußerfi erfolgreichen Abend. Ein bezauberndes Weib! Da fieckt Raffe drin! Eine edle

Natur! Eine erlefene *-

Blenkinfof tritt ein und feßt fich auf den leeren Seffel in die Nähe

Ridgeons.

B l e n k i n f o p:

Es tut mit leid. daß ich gerade weg mußte. Ridgeon; aber ich wurde von der Polizei telephonifch angerufen. Es wurde da bei unferem Bahn-übergang ein kranker Milchmann aufgefunden. mit 'rn _Rezept von mir in der Tafche. Wo ifi Herr Dubedat?

R i d g e o n:

Schon fort.

B l e n k i n f o p

(fich erhebend. feht bleich): Fort!

R i d g e o n: '

Gerade eben.

V l e n k i n f o p:

Vielleicht kann ich ihn noch einholen - (Er läuft hinaus.)

W a l p o l e

(ibm nachrufend): Er fißt ja in einem Automobil und ifi fchon meilenweit. Sie können ihn nicht - (Er gibt es auf.) Es hilft nichts.

R i d g e o n:

Es find wirklich fehr nette Menfchen. Jetzt kann ich's ja fagen: ich fürchtete. der Gatte würde fich als ein entfößlicher Schwindler oder hoffnungslofer Dilettant entpuppen. Er ifi in feiner Art beinah ebenfo entziickend wie fie auf die ihre. Und er ifi zweifellos ein Genie. Es will doch etwas heißen. einen Menfchen in Behandlung zu kriegen. der es wirklich verdient gerettet zu werden. Irgend einer muß ihm weichen; aber es wird unter allen Urnftänden leicht fein. einen fchlechtern Mann zu finden.

S i r P a t r i c k:

Woher wiffen Sie das?

N i d g e o n:

Aber. aber. Sir Paddy. laffen Sie doch das Brummen. Trinken Sie noch etwas.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

S i r P a t r i c k:

Nein, ich danke.

W a l p o l e:

Haben Sie eine ungünstige Meinung über Dubedat. B. B.? Paddy
ist kein Freund der fchbnen Künfte.

S i r P a t r i c k:

Schießen Sie Paul Flasker als Arzt. Walpole?

W a l p o l e:

Was hat Flasker denn hiermit zu tun?

S i r P a t r i c k:

Laß man. Ist er ein guter Chirurg oder nicht?

W a l p o l e:

In feinem Spezialfach ist er ein befferer Chirurg als ich.

S i r P a t r i c k:

Warum schneiden Sie ihn denn beinahe?

W a l p o l e:

Ich ziehe eine gewisse medizinische Grenze; und er hat sie überschritten.
Sie kennen Flaskers Spezialität: Trepanation.

S i r P a t r i c k:

Trepanation.

W a l p o l e:

Trepanation. jawohl. Nun. Flasker brauchte Geld, um ein Haus einzurichten, das er in Surrey gebaut hatte. Er wollte nichts verkaufen und sich nichts ausleihen, wenn er sich's ebenso leicht verdienen konnte. Ein antivivisektionistischer Feuertopf schrieb gerade damals an die Times und erklärte, daß die Vivisektion niemals zu* etwas geführt habe - Sie wissen, das übliche Gefchwätz. Flasker entgegnete, daß Ferriers Versuch an Affen gezeigt hatten, wie die Epilepsie durch Trepanation geheilt werden könnte, und behauptete ungefähr, er könnte das machen: jedenfalls setzte er seinen Namen nebst seiner Adresse an den Schluß des Briefes. Selbstverständlich war während der nächsten vierzehn Tage Wartezimmer und Treppenaufgang bei ihm von Epileptikern und den Vätern und Müttern und Gatten und Gattinnen von Epileptikern belagert. Na, er konnte sie nun nicht kurieren - wahrscheinlich waren die meisten Fälle nichts als Blutvergiftung - aber nichtsdestoweniger erhielt er ein Honorar dafür, daß er den Leuten sagte, sie wären nun kuriert - und richtete sich sein Haus nach Gefallen ein.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

R i d g e o n:

Das war ein fchlimmer Handel.

W a l p o l e:

Handel! Es war etwas Argeres. Ich weiß nichtx wie Sie es nennen-
Sir Paddy; aber ich nenne es ganz einfachz gerade herausz eine fcham-
lofe Reklame. Und wo die Reklame anfängtz hört meine Grenze auf,

S i r P a t r i (k:

Flasker ifi aber doeh ein angenehmer Menfchz nicht wahr?

W a l p o l e:

Perfbnlichy fehr. Das gebe ich zu.

S i r P a t r i c k:

Und ein gefchickter Operateur!

W a l p o l e:

Riefig. Das befireite ich keinen Augenblick.

Sir Patrick:

NunF diefer junge Dubedat ifi ein fehr angenehmer junger Mann und
ein wundervoller Skizzenzeichner. Was beweifi das? Er mag ein ebenfo
großer Schurke wie eFlasker feinh der fiir Geld-alles tut.

V. B.: - -

Aber mein lieber Sir Patricky man fieht hier dochz daß das ein ganz
anderer Fall ift. Der junge Dubedat hat niht die geringfie Ähnlichkeit
mit Flasker. Nicht die geringfie. Ein entzückender junger Menfch.
Was follte denn bei ihm nicht fimmen? Man braucht ihn doch bloß anzu-
fehen. Was könnte denn bei dem nicht in Ordnung fein?

S i r P a t r i c k:

Es gibt zwei Dinge. die bei keinem Menfchen fimmen müffen. Das
eine ift ein Wechsel. Das andere ift eine Frau. Bevor man nicht weiß.
daß ein Menfch in diefen zwei Punkten gefund ifiz weiß man nichts über
ihn.

B. B.:

Ahz Sie Zyniker!

R i d g e o n:

Was die Frauen betrifft. ifi Frau Dubedat eine genügende Bürgfchaft
für ihren Mann. -

B. B.:

Und fo verliebt in fie! Ein Paar Turteltauben. Hübfchl Sehr hübfch!

W a l p o l e:

Was den Wechsel betriffty fo ij auch in diefer Hinficht eine genügende

Bürgerschaft vorhanden - für einige Zeit wenigstens. Ich brauche Ihnen kein Geheimnis daraus zu machen. Ridgeon, da Sie sich des Paares nun einmal angenommen haben. Dubedat sprach mit mir vor dem Diner ganz ehrlich über die finanziellen Schwierigkeiten, unter denen ein Künstler zu leiden hat. Er sagte, daß er frei von Lasten und sehr sparsam sei, aber ein Luxus wäre da, den könne er sich nicht leisten, den müsse er aber haben: das wäre nämlich: eine Frau hübsch kleiden. Ich platzte denn grad' heraus: „Gefiatten Sie mir, daß ich Ihnen 20 Pfund leihe, und zahlen Sie mir die Kleinigkeit zurück, wenn Ihr Schiff in den Hafen einläuft.“ Er benahm sich wirklich sehr nett. Er nahm an wie ein Mann, und es war ein Vergnügen zu sehen, wie glücklich es den armen Burlesken machte.

B. B.

(der Walpole mit wachsendem Staunen zugehört hat): Aber - aber - aber - wann war das, wenn ich fragen darf?

Walpole:

Als ich Sie unten am Fluß traf.

B. B.:

Aber mein lieber Walpole, da hatte er sich ja eben zehn Pfund von mir geborgt.

Walpole:

Was!

Sir Patrick

(brummt.)

B. B.

(nachfichtig): Es war eigentlich nicht borgen; denn er sagte, der Himmel wüßte, wann er es zurückzahlen würde. Ich konnte mich nicht gut weigern. Es scheint, daß Frau Dubedat eine Art Zuneigung für mich gefaßt hat -

Walpole:

Nein: für mich. Sie mißten ihn mißverfanden haben.

B. B.:

O nein. Ihr Name wurde zwischen uns gar nicht erwähnt. Er geht fort in seiner Arbeit auf, daß er eine Frau ziemlich viel allein lassen muß; und der arme unschuldige Junge hat natürlich keine Ahnung von meiner Stellung und meiner Arbeitslast, denn er hat mich gebeten, ihn manchmal zu besuchen und mit seiner Frau zu plaudern.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

W a l p o l e

(fih erhebend): Genau dasfelbe hat er mir gefagt.

B. B.:

Pahl Pahl Pahl Wahrhaftig. das ift doh ftark. (Er erhebt fih fehr verfrist und geht auf die Terraffe. wo er die Landfchaft übellaunig betrachtet.)

W a l p o l e:

Hören Sie. Ridgeon. das wird bedenklich. (Cr trollt fih auch zur Balufirade und vereinigt fih dort mit B. B.)

(Blen kinfop kehrt zurück. er fieht [ehr ängfilich und elend aus. verfucht aber einen unbefangenen Eindruck zu machen.)

R i d g e o n:

Nun. haben Sie ihn eingeholt?

B l e n k i n f o p:

Nein. Er muß fhon den halben Weg zum Bahnhof zurückgelegt haben. bevor ih den Eingang erreichte. Entfhuldigen Sie. daß ih fo fortgeführt bin. (Er feßt fih.)

W a l p o l e:

Ifi etwas paffiert?

B l e n k i n f o p:

Oh nein - eine Kleinigkeit - etwas Lächerlihes. Läßt fih niht ändern. Gleichviel.

R i d g e o n:

.hat Dubedat etwas Zweideutiges begangen?

B l e n k i n f o p

(beinahe zusammenbtechend): Ih follte es eigentlich für mich behalten.

Ich kann Ihnen niht fagen. Ridgeon. wie fehr ih mih fhäme. meine elende Armut an Ihren Tifh gefhleppt zu haben. nah all Ihrer Gitte.

Nicht daß ich befürhtete. Sie wiirden mih niht wieder einladen; aber es ift fo demiitigend. Und ih habe mih fo auf den Abend in meinen guten Kleidern gefreut - fie find noh ganz präfentabel. wie Sie fehen - und alle meine Sorgen wollte ih zu Haufe laffen. wie in alten Zeiten.

R i d g e o n:

Aber was ift denn gefhehen?

B l e n k i n f o p:

Oh nichts. Es ifi zu läherlih. Ich hatte gerade vier Shilling für heute zusammengekraßt; und einen* Shilling und vier Pence kofiete es mih bis

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

hierher. Nun. Dubedat bat mich. ihm zweieinhalb Shilling zu leihen als Trinkgeld für das Stubenmädchen. das feiner Frau den Mantel aufbewahrt hatte. Er fagte. er brauche das Geld nur zwei Minuten. feine Frau habe das Portemonnaie. Daraufhin habe ich ihm natürlich die paar Grofchen geliehen. Und er hat vergeffen. fie mir zurückzugeben. Ich habe jeßt nur mehr zwei Pence für meine Heimkehr.

R i d g e o n:

Oh. mahen Sie fih deswegen keine Sorgen -

B l e n k i n f o p:

Ich weiß. was Sie fagen wollen; aber ih werde das niht annehmen. Ih habe mir noh niemals einen Penny ausgeliehen und werde mir niemals einen ausleihen. Ih habe nichts als meine Freunde. und die werde ih niht verkaufen. Wenn jeder von euch. der mir begegnete. fürhten müßte. meine Höflichkeit zielte darauf ab. ihn um fünf Shilling anzupumpen. dann wäre alles für mih vorbei. Ich will lieber Ihre alten Kleider tragen. Eolly. als Ihnen die Schande antun. Sie in meinen eigenen auf der Straße anzufprechen; aber ih werde mir kein Geld ausleihen. Ich werde fo weit fahren. als es mir die zwei Pence geftatten. und den iibrigen Weg werde ich zu Fuß gehen.

W a l p o l e:

Sie werden den ganzen Weg in meinem Automobil zurücklegen. alter Knabe. Sie können von Glück fagen. Shußmaher. daß Sie fih für Dubedat niht intereffiert haben. Hat Sie feine Karikatur beleidigt?

S c h u t z m a c h e r:

Durchaus niht. Mih hat fie nicht verleßt. Ich hätte fie fogar fehr gerne behalten undgvon ihm unterfhreiben laffen. Aber das ging niht gut.

W a l p o l e:

Warum denn niht?

Shußm_ah_er:

Na. nun kann ih's Ihnen wohl erzählen. nah dem. was fihxeben zugetragen hat. Die Sahe ift die: Als ih. nah feiner Unterhaltung mit Walpole. zu Dubedat herantrat. fagte er. die einzigen Menfchen. die wirklih etwas von Kunfl verfiicnden. feien Inden. und deshalb freue er fih über mein Urteil über feine Bilder. wirklich. obgleich er auch euer philifiröfes Gequaffel. wie er es nannte. hinnehmen müiffe. Er fügte auch hinzu. daß mein Verfiändnis einen fiarken'Eindruck auf feine Frau gemaht habe und daß fie die Juden liebe."- Dann bat er

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw
mih. ihm fünfzig Pfund vorzufirecken. und bot mir als Sicherfiellung
feine Bilder an.

B. B.:

Nein. nein. Ift das wahr? Ernftlih? .

W a l p o l e: *

Was!

B l e n k i n f o p:

Man follte es niht für möglih halten!

S i r P a t r i c k

(brummt.)

Shußmahem

Selbfiverständlih konnte ih niht fo ohne weiteres einem fremden
Menfchen Geld leihen. Die Bilder fhienen mit keine geniigende Siher-
fiellung.

B. B.:

Ich beneide Sie um dieZFähigkeit. nein fagen zu können. Schuhmacher.

Ich wußte natürlih auh. daß ih keinem jungen Burfhen auf folhe

Weife Geld leihen durfte. aber ih brachte es einfach nicht fertig. mich
zu weigern. Es war auch nicht gut möglich. niht wahr?

S h u ß m a h e r:

Das verfiehe ih niht. M i r war. als könnte ih gar niht ja fagen.-

W a l p o l e:

Was hat er dazu gefagt? *

S h u ß m a h e r:

Nun. er hat fih einē ganz ungerechtfertigte Bemerkung erlaubt. über den
Juden. der die Gefühle eines Gentleman niht zu würdigen wiffe. Euren
Glaubensgenoffen kann man es wahrhaftig fehr fhwerrecht mahen. Leihen
wir euh Geld. heißt es. daß wir keine Gentlemen find. und wenn wir es
verweigern. fagt ihr genau dasfelbe. Ich hatte niht die Empfindung.
mich fhleht betragen zu haben. J h fagte ihm. daß ih es ihm vielleicht
geliehen hatte. wenn er felber ein Jude wäre.

Sir Patrick

(mit einem Brummen): Und was hat er darauf gefagt?_,

S c h u ß m a h e r:

Oh. er verfuhte mich zu überreden. daß er auh einer von den Aus-
erwählten fei. daß fein künflicheres Genie es bewiefe und daß fein
Name hier fo fremd klinge wie mein eigener. Er fügte hinzu. daß er

4 , *, - R*
' e ...ÃŒ-âœœ*- 7 * 4 ' |l k' ;
AK 7; **3 NBC_ "k-*1 ' , '7-
k . * Â».q c.
'G
Ausfiellungshalle. Zum Effai). v. Ernfi Schur.
,
,

r:
V
*6
t:
:-
S.
Â»cd
.3
e:
N
,Z
V
Z?
?i

- . , : * r -- ea. Bernard Shaw

Ä* - .- - _ - _ . "-7.5?78-*2-*37-7*

- .- "q.̄ .uī ai;- Sieherfiellunq

1 C . - -

. ' 1 | * " 4 * ' | - - K

 1^*

- r. * r rF-en!

. * 1 ' 1 , . 7 " .

 $\cdot \cdot C \cdot \cdot$

.-!; - ----, -* -..*- i0 ohne weiter-:s einem fremde-e

. 'Z n. 2.- "Xder hifi:-nen mi; keine geniigende Sister-

*r 5'1- --

-- *iv-X5 ,kr-rt. nein fegen zu können. Schuhmacher.

F:- -.u:* -

4-... -1- p 2.x-, ich keinem jungen Burfchen auf folche

'ze-ke (Leer. :- :1.-- "k:-e r--r in brachte es einfeä) nicht fertig. mich

,x weigern. *: . -- . . 1.---r Jul möglich.. nicht wahr?

$$C^1 - Cl: r: \text{---}^* \text{---}$$

("ro- * ' -*-- . * . * . - rr, als kon-:te ich gar nicht ja iagen.

W It-

Kqiz' _ - [Fu-27*

Shi-1": :- c "ur --f r' .*-t . 1.6... :ne-1.1 3? .Wi-.1 e Bemerkung erlaubt. über den

.17* .-1, .c- :-,. l' . »ir e.). -i 'in' _' na:: tum zu würdigen wiffe. Eur-.7.

---.: - --- 7.-" *7-7* n , - . . *-r 'U7 .rr-g lehr fmrve.*recl)rmachen. Leib-cu

ix., e* . - "i . - - ' .ä' * - i leute Gentlemen find. und wenn wir es

*...C...- .. , .. - , i . - -- .::-'he. Ich halte nicht die Empfindung.

nu!) ?yast 'oc . ie... .u ; Tief". Ich fragte ihm, daß ich es ihm vielleicht

geri-hu. 'hätte .-.*-* leider ein Jude wäre.

rr Z' a : . i l

(mit m.. 4 Mer.- nu); Und was hat er darm-f gefagi?

Schuhmacher“.

Oh. ..-1- rrrfumte mich zu überreden, daß er auch einer von den Aus-

erwählen fei. daß fein kunfil-:rifches Genie es bewicfe und. daß fein

Pam(hier f.. fremd kluge wie mein eigener. Er fügte hinzu. daß er

2-8

.ZOO ?S .9 35 ?m .YZF-:ZZ :ZZ-?NUN egg
w o a _
goon-am
.1 .Q
âœœat: - .dÃœ
d* In. 4.....0! I4"!

EMPTY

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

die fünfzig Pfund gar nicht brauche - das sei nur ein Scherz gewesen
- er brauche nur zwei Pfund.

B. B.:

Nein, nein. Schuhmacher. Nein. Sie übertreiben.

V l e n k i n f o p:

Ihr Auserwählte ficht euch doch sicherlich immer gegenfeitig bei.

S c h u t z m a h e r:

Keineswegs. Persönlich mag ich Engländer lieber als Inden und
fließe mir Ihnen immer an. Das ist nur natürlich, denn ich bin
selbst Jude und intereffiere mich daher nicht für die Inden, während
ich einen Engländer immer intereffant und fremdartig finde. Aber in
Geldangelegenheiten ist das ganz anders. Sehen Sie, wenn ich ein
Engländer Geld ausleiht, weiß er nur, daß er Geld braucht alles andere
ist ihm gleichgültig, und er unterficht dann alles, ohne es zu verstehen.
Es ist mit allem einverstanden, um Geld zu bekommen, ohne auch nur
an die Einhaltung einer Verpflichtung zu denken, wenn sie sich als un-
günstig für ihn herausstellt. Und wenn man verlangt, erfolle sie respek-
tieren, hält er einen für einen Lumpen. Genau so wie der Kaufmann
von Venedig. Wenn aber ein Jude eine Verpflichtung übernimmt,
so beabfichtigt er, sie einzuhalten, und erwartet von seinem Partner das
gleiche. Wenn er bis zu einem gewissen Zeitpunkt Geld braucht, leiht
er sich's aus und weiß, daß er es zurückzahlen muß, sobald die Frist ver-
fließen ist. Wenn er es nicht bezahlen kann, erbittet er sich's von vorn-
herein als Geschenk.

l i d g e o n:

Na Loony, Sie werden doch nicht behaupten wollen, daß Inden nie-
mals Spitzbuben und Diebe sind?

S c h u t z m a h e r:

Aber durchaus nicht. Ich habe ja nicht von Verbteuern gesprochen.
Ich habe nur ehrenhafte Engländer mit ehrenhaften Inden ver-
glichen. (Eines der Hotelmädchen, ein hübsches, blondhaariges Weib
von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, kommt ziemlich flüchtig aus
dem Hotel. Sie nähert sich Ridgeon und spricht ihn haftig an.)

D a s M ä d c h e n:

Verzeihen Sie, Herr -

Ridgeon:

Na?

x4 209

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

D a s M ä d c h e n:

Verzeihen Sie. daß ih fibre. Es betrifft nicht das Hotel. Ich habe keine Erlaubnis. die Terraffe zu betreten. und wiirde entlassen. wenn man fähe. daß ih mit Ihnen fprähe. außer wenn Sie freundlichft erklärten. daß Sie mich gerufen und gefragt haben. ob das Automobil fhon von der Station zurückgekommen ift.

W a l p o l e:

Ifi's zurück?

D a s M ä d c h e n:

Ia. Herr.

R i d g e o n:

Nun. alfo was wimfhen Sie?

D a s M ä d c h e n:

Würden Sie mir übelnehmen. wenn ih Sie bäte. mir die Adreffe des Herrn zu geben. der mit Ihnen gefpeift hat?

R i d g e o n

(fcharf): Ia. felbftverfiändlih wiirde ih Ihnen das iibelnehmen. Sie haben kein Recht zu diefer Frage.

D a s M ä d h e n:

Ia. ich weiß. daß es fo ausfieht. Aber was foll ih tun?

S i r P a t r i c k:

Was ifi denn los mit Ihnen?

D a s M ä d c h e n:

Nichts. Herr. Ich möchte nur feine Adreffe haben. das ift alles.

B. B:

Sie meinen den jungen Herrn.

D a s M ä d h e n:

Ia. Den. der mit der Frau. die er mitgebracht hatte. weggefahren ifi. nm den Zug zu erreichen.

R i d g e o n:

Die Frau! Meinen Sie die Dame. die hier gefpeift hat? Die Frau jenes Herrn?

D a s M ä d c h e n:

Glauben Sie den Leuten niht. Herr. Sie kann feine Frau niht fein.

Ih bin ja feine Frau.

(Allgemeines Erftaunen.)

B. B.

(in ftarker Zurückweifung): Mein liebes Kind!

210

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Ridgeon:

Bei Gott!

Walpole:

Was! Was ist das! Oh, das fängt an interessant zu werden, Ridgeon.

(Er geht an [einen Stuhl zurück.]

DasPWDHem

Ich könnte hinauflaufen und Ihnen meine Heiratspapiere bringen.

Herr; wenn Sie meinen Worten keinen Glauben schenken. Es ist doch

Herr Louis Dubedat. nicht wahr?

Ridgeon:

Ia.

Das Mädchen:

Nun- Herr- ob Sie mir nun glauben oder nicht; ich bin die legitime

Frau Dubedat

Sir Patrick:

Und warum leben Sie nicht bei Ihrem Gatten?

Das Mädchen:

Wir konnten uns das nicht leisten. mein Herr. Ich hatte dreißig Pfund eripart; und die haben wir in drei Wochen auf unserer Hochzeitsreise ausgegeben und noch eine Menge Geld dazu, das er sich auslieh. Dann mußte ich zurück in den Dienst und er ging nach London um Käufer für [eine Bilder zu suchen; er hat mir nie wieder geschrieben auch nicht eine Adresse geschickt. Ich sah und hörte nichts von ihm, bis ich ihn vom Fenster aus erblickte. als er mit dieser Frau im Automobil davonfuhr.

Edith (Patrick):

Nun er macht's also mit zwei Frauen.

V. V.:

Meiner Treu- ich möchte nicht hart sein; aber ich fange wahrhaftig an zu glauben- daß unser junger Freund nicht ganz - nun- daß er ziemlich sorglos ist. Ia. das ist der richtige Ausdruck: Sorglos.

Sir Patrick:

Gebrauchen Sie doch mal Ihr Denim-gan! Wie lange brauchen Sie.

Manchmal um herauszufinden. daß er ein ruchloser junger Schurke ist?

Blenkinfold:

Sie urteilen sehr streng- Sir Patrick sehr streng. Das ist natürlich Bigamie z aber er ist noch [ehr jung und vergeßlich. Walpole: darf ich Sie

14* 211

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw
noch um eine Ihrer guten Zigaretten bitten? (Te verläßt [einen Platz
und feßt sich in die Nähe Walpoles.)

Walpole:

Oh, ich bitte. (Er befühlt feine Tafchen.) Verdammt! Wo -? Ich
weiß, ich erinnere mich schon: ich habe Dubedat meine Zigarettenfayamtel
gereiayt, und er hat sie mir nicht zurückgegeben. Es war eine goldene.

Das Mädchen:

Oh, er hat sich dabei nichts Schlechtes gedacht: über solche Dinge macht
er sich nie Gedanken, gnädiger Herr. Ich werde sie Ihnen wieder zurück-
bringen, wenn Sie mir fagen, wo ich ihn finden kann.

Ridgeon:

Was soll ich tun? Soll ich diesem armen Mädel feine Adrefe geben
oder nicht?

SirPatrick:

Geben Sie ihr Ihre eigene Adrefe; alles weitere wird sich finden. (Zu
dem Mädchen.) Das muß Ihnen für den Augenblick genügen, meine
Liebe. (Ridgeon gibt ihr feine Karte.) Wie heißen Sie?

Das Mädchen:

Minnie Tinwell, gnädiger Herr.

SirPatrick:

Schreiben Sie ihm einen Brief, händigen ihn diesem Herrn hier ein,
und er wird ihm dann zugefellt werden. Und jeßt gehen Sie.

Das Mädchen:

Ich danke Ihnen, gnädiger Herr. Ich war überzeugt, daß Sie mir kein
Unrecht zufügen laffen würden. Ich danke Ihnen allen, meine Herren;
verzeihen Sie, daß ich so frei gewefen bin.

(Sie geht in das Hotel. Sie fehen ihr fchweigend nach.)

Ridgeon:

Wenn es euch klar, meine Freunde, daß wir Frau Dubedat verprochen
haben, diesem Vurfchen das Leben zu retten?

SirPatrick:

Schämt euch alle. Wer feid ihr und was feid ihr, daß ihr euch anmaßt,
über Leben und Tod zu richten? Wenn ein Arzt zu meiner Zeit in die
Schranken trat und fchwören follte, daß das Kind am Leben geblieben
wäre, wenn man ihn gerufen hatte, so überzeugte er nicht mal die
Juden davon, sondern er erkannte feine Nichtigkeit und die Größe der
Allmacht Gottes und weigerte sich, einen solchen gottesläflichen Meinen-
eid zu fchwören. Aber heutzutage glaubt jeder von euch, er felbft sei

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg
die Allmaht Gottes in eigener Perfon. Ihr unterfhreibt das Todes-
urteil eurer Patienten und geht dann fhurfiracks vor Gericht und bringt
einen guten Chrifien durh die Behauptung. daß fein Kind nicht gefiorben
wäre. wenn man es euch anvertraut hätte. ins Gefängnis. Not und
Shande. Das hat es zu meinen Zeiten niht gegeben. Nie!

B l e n k i n f o p:

Um Gottes willen. was für einen Ausbruch! Sind Sie denn der An-
ficht der Kinder Gottes?

S i r P a t r i c k;

Nein; es ifi auh niht meine Anficht.

B. B.:

Aber mein lieber Sir Paddy. diefe Leute morden ihre unfhuldigen
kleinen Kinder.

S i r P a t r i c k:

Sie meinen. daß die Kinder manchmal unter ihrer Behandlung fterben.

Nun. fterben denn niemals Kinder unter u n f e r e r Behandlung?

Wenn Sie und ich. Menih. für jedes Kind. das wir ermordet haben.
wie Sie es nennen. jedesmal fehs Monate bekommen hätten. wären
wir heute ein paar famofe Zuhthausbrüder.

B. B.:

Oh. Paddy! Still! Still!

R i d g e o n:

Heute iiii die Sache nur die: ih glaube namlich. ih ka n n Dubedat
retten.

W a l p o l e:

Das kann ich auch.

Ridgeon

(fortfahrend zu Sir Patrick): Ih will Sie niht einfperren laffen. weil
Sie mir niht glauben. aber -

S i r P a t r i c k:

Ich danke Ihnen. fehr gütig.

R i d g e o n:

- aber immerhin. ih glaube. ob nun mit oder ohne Grund. daß ih
ihn retten kann. Die Frage ift nun die. ob ih es verfuhen folk?

B l e n k i n f o p:

Was fehlt ihm denn?

R i d g e o n:

Tuberkulofe.

213

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Blenkinfop

(interessiert): Und die können Sie heilen?

Nidgeon:

Ich glaube.

Blenkinfop:

Dann wollte ich, daß Sie mich heilten. Meine rechte Lunge ist, leider Gottes, angegriffen.

Ridgeon:

Was! Ihre Lunge ist angegriffen?

B. B.:

Mein lieber Blenkinfop, was muß ich hören? (Voller Teilnahme für Blenkinfop kommt er von der Balustrade zurück.)

Sir Patrick:

He? He? Was ist das?

Walpole:

Oh, das dürfen Sie aber nicht auf die leichte Achse nehmen!

Blenkinfop

(die Finger in die Ohren steckend): Nein, nein: es ist zwecklos, weiß.

was ihr jetzt sagen wollt: ich habe es andern ja so oft gesagt. Ich kann es mir nicht leisten, mich zu schonen; und damit basta. Wenn mir vierzehn Tage Urlaub das Leben retten könnten, dann müßte ich doch sterben. Es muß so weiter gehen, wie's mit andern weiter geht.

Wir können" nicht alle nach Sankt Moritz oder nach Ägypten. Sir

Ralph, Sprechen Sie nicht mehr davon.

(Verlegenes Schweigen.)

Sir Patrick

(brummt und sieht Ridgeon an.)

Schulmacher

(sieht auf seine Uhr und sieht auf): Ich muß gehen. Es war ein sehr

schöner Abend. Ehm, Sie könnten mir meine Karikatur überlassen.

wenn es Ihnen recht ist. Ich werde Herrn Dubedat zwei Pfund dafür schicken.

Nidgeon

(gibt ihm die Menükarte): Oh, tun Sie das nicht, Loony. Ich glaube nicht, daß ihm das angenehm wäre.

Schulmacher:

Nun, wenn Sie das glauben, will ich es bleiben lassen. Aber ich

glaube nicht, daß Sie Dubedat verfassen. Einerlei. Das kommt viel-

2r4

Bernard Shaw: f Der Arzt am Scheideweg
leht daher. weil ih lude bin. Gute Naht. Doktor Blenkinfop. (Hände-
fhiltteln.)

-Blenkinfop:

Gute Nacht. ih meine na. - Gute Nacht.

S h u ß m a h e r

(den andern mit der Hand winkend): Gute Naht allerfeits.

W a l p o l e :

B. B.: .

S i r P quick: Gute Naht. (V. B. wiederholt den Gruß mehrmals.)

Ridgeon:

(Schuhmacher geht hinaus.)

Sir Patrick:

Es ij fiir uns alle Zeit. (Er fieht auf und tritt zwifchen Blen-
kinfop und Walpole. Ridgeon erhebt fih ebenfalls.) Walpole. fahren
Sie Blenkinfop nah Haufe: er hat heute genügend frifhe Luft gehabt.
Haben Sie einen dicken Überrock fiir die Fahrt im Automobil. Doktor
Blenkinfop?

B l e n k i n f o p :

Oh. man kann mir im :Hotel etwas braunes Papier geben; und ein paar
Lagen Papier iiber die Bruft. das hilft mehr als ein Pelzrock.

W a l p o l e :

Nun gut. kommen Sie. Gute Naht. Eolly. Sie kommen mit uns. niht
wahr. B. B.?

V. B. :

Ia. ih komme; (Walpole und Blenkinfop gehen in das Hotel.) Gute
Naht. mein lieber Ridgeon. (Sie fhütteln einander herzlich die Hand).
Wir wollen unfern intereffanten Patienten und feine bezaubernde Frau
niht aus den Augen verlieren. Wir din-fen niht voreilig den Stab iiber
ihn brehen. niht wahr? Guuuuuute Naht. Paddy. Gott fhr'iße Sie.
alter Knabe. (Sie Patrick laßt ein fhreckliches Brummen hören. B. B.
lacht und klopft ihm nachfichtig auf die Schulter.) Gute Naht. Gute
Naht. Gute Nacht. Gute Naht. (Er gutenachtet fich hinaus. Die anderen
find inzwifhen ohne Förmlihkeit hinausgegangen. Ridgeon und Sir
Patrick find allein zurückgeblieben, Ridgeon. in Gedanken vertieft. kommt
zu Sie Patrick herab.)

S i r P a t r i c k :

Nun. Herr Lebensretter: welher von beiden foll uns erhalten bleiben:
diefer ehrenhafte brave Blenkinfop oder diefer verdammte Schurke von
einem Künftler. was?

2x5

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Ridgeon:

Nicht so leicht zu entscheiden nicht? Blenkinsop ist ein ehrenhafter braver Mann; aber ist er nützlich? Dubedat ist ein Schurke; aber er ist eine echte Quelle. aus der häufig angenehme und nützliche Dinge fließen.

Sir Patrick:

Was für Dinge wird diese Quelle einer armen unföhligen Frau spenden wenn sie ihn nun ausfindig macht?

Ridgeon:

Das ist wahr. Ihr Leben wird dann eine Hölle sein.

Sir Patrick:

Sagen Sie mir eines: nehmen Sie an Sie wurden vor die folgende Wahl gestellt: entweder im Leben alle Bilder schlecht und alle Männer und Frauen gut oder alle Bilder gut und alle Männer und Frauen schlecht zu finden. Wie würden Sie wählen?

Ridgeon:

Das ist eine verdammt schwierige Frage- Paddy. Bilder sind so etwas nettes und gute Menschen so was höchlich unerfreuliches und verdrießliches daß ich wahrhaftig nicht geradeheraus sagen kann. was ich vorziehen würde.

Sir Patrick:

Nah nah lassen Sie diese witzigen Haarfpaltereien mir gegenüber sein: ich bin zu alt dafür. Blenkinsop gehört nicht zu dieser Sorte guter Menschen und das wissen Sie.

Ridgeon:

Der Fall läge einfacher-h wenn Blenkinsop Dubedats Bilder malen könnte.

Sir Patrick:

Und noch einfacher läge es wenn Dubedat etwas von Blenkinsops Anfeindigkeit befäße. Das Leben wird sich Ihnen wegen nicht vereinfachen! mein Lunge; Sie müssen es nehmen,, wie es ist. Sie haben die Pflicht die Wage zwischen Blenkinsop und Dubedat zu halten. Wägen Sie gerecht,

Ridgeon:

Nun,, ich will so gerecht sein- als ich kann. In die eine Waagschale will ich alle Goldstücke legen die sich Dubedat ausgeliehen hat- und in die andere alle Silberstücke. die Blenkinsop sich nicht ausgeliehen hat.

Sir Patrick:

Und aus der Waagschale Dubedats nehmen Sie allen Glauben heraus.

Bernard Shaw; c Der Arzt am Scheideweg
den er zerfidrt. und alle Ehre. die er verloren hat. und in die Wagfrhale
Blenkinfops legen Sie allen Glauben. den er gerechtfertigt. und alle
Ehre. die er gefchafften hat.

R i d g e o n:

Was foll denn das. Paddy? Laffen Sie dieses Gefchwäh! Ich bin zu
fkeptifch und durchaus nicht überzeugt. daß wir in einer befferen Welt
leben würden. wenn alle Menfchen fich wie Blenkinfop benehmen wollten.
während fie fich jeßt wie Dubedat benehmen.

S i r P a t r i c k:

Warum benehmen Sie fich dann nicht felbfi wie Dubedat?

R i d g e o n:

Oh. der Hieb fißt! Das ifi die Probe. Immerhin. ich bin am Kreuz-
weg. Sehen Sie. es gibt noch eine Komplikation. an die wir nicht
gedacht haben.

S i r P a t r i c k:

Wiefo?

R i d g e o n: -

Nun. wenn ich Blenkinfop fierben laffe. dann kann wenigftens niemand
behaupten. daß ich es tat. weil ich nachher keine Witwe heiraten wollte.

S i r P a t r i c k:

Ah!

R i d g e o n:

Wenn ich Dubedat fierben laffe. dann werde nämlich ich keine Witwe
heiraten.

S i r P a t r i c k:

Vielleicht wird Frau Dubedat nichts von Ihnen wiffen wollen. be-
denken Sie das.

R i d g e o n

(mit einem felbfibewußten Kopffchüneln): Ich habe eine ziemlich gute
Witterung für fo etwas. Ich weiß. wenn eine Frau fich für mich
intereffiert. Sie tut das.

S i r P a t r i c k:

Na. manchmal weiß jemand fehr gut. was zu tun; manchmal weiß
jemand das aber gar nicht. Das Befte wäre. Sie würden alle beide
gefund machen.

R i d g e o n:

Das kann ich nicht. Alles hat keine Grenzen. Einen Fall konnte ia.
zur Not noch unterbringen. aber nicht zwei. Ich muß mich entfcheiden.

Der Arzt am Scheideweg - Bernard Shaw

Sir Patrick:

Wohl. Sie müffen wählen. als ob die Frau niht auf der Welt wäre: das ift doch klar.

R i d g e o n:

Ih't Ihnen das klar? Denken Sie nur: mir niht. Diefes Weib verwirrt mein Urteil.

S i r P a t r i c k:

Mir ift es klar. daß es fih hier um die Wahl zwifhen einem Menfhen und einem Bilde handelt.

R i d g e o n:

Es iiii leichter einen Toten zu erfelzen. als ein gutes Bild.

S i r P a t r i c k:

Colly. wenn man in einem Zeitalter lebt. das hinter Bildern. Statuen. Dramen und Mufikkapellen herjagt. weil feine Männer und Frauen zu fhlecht find. um der armen leidenden Seele zu genügen. dann follte man der Vorfehung danken. daß man einen hehren und gütigen Beruf hat. deffen Sahe es ift. Männer und Frauen zu heilen und zu tröften.

R i d g e o n:

Alfo als Angehöriger eines hehren und gütigen Berufs foll ih meinen Patienten töten.

S i r P a t r i c k:

Sprehen Sie keinen fo gräßlichen Unfinn. Sie können ihn niht töten; aber anderen Händen anvertrauen können Sie ihn.

Ridgeon:

Zum Beifpiel denen B. B.'s. he? (Ihn bedeutungsvoll anf-hend.)

Sir P a t r i c k

(han feinen Blick aus. ern it): Sir Ralph B. B. ift ein fehr bedeutender Arzt.

R i d g e o n:

Das ift er.

S i r P a t r i c k:

Ich hole meinen Hut. (Ridgeon zieht die Klinge'. wiihrend Sir Patrik ins Hotel geht. Ein Kellner kommt. indes er abgeht.)

Ridgeon

(zum Kellner): Meine Rechnung. bitte.

K e l l n e r:

Sofort. (Er geht lue holen.)

(Vorhang.)

Dritter Akt:

In Dubedats Atelier. Von dem breiten Fenstler aus gesehen befindet sich die nach außen führende Tür in der Wand zur Linken des Zuschauers und die in die inneren Räume führende in der entgegengesetzten Wand. Die Wand, die sich dem Zuschauer gegenüber befindet, hat weder Fenstler noch Türen. Die Wände sind unbedeckt und unge schmückt, von bekrißelten Kohlezeichnungen und Notizen abgesehen. Eine Estrade befindet sich links vom Zuschauer, der in die Innenräume führenden Tür gegenüber, und eine rechts von ihm, eine Staffelei gegenüber der nach außen führenden Tür; ein zerbrochener Sessel lehnt daran. In der Nähe der Staffelei und gegen die Wand gerückt steht ein kahler Holztisch, der mit Flaschen, Ölkannen und Druckpapier, mit bemalten fehlerhaften Lumpen, Farbtuben, Bürsten, Kohlenstiften, einer kleinen Gliederpuppe, einem Kessel, einer Spirituslampe und sonstigem Taufenderlei besetzt ist. Vor dem Tisch steht ein Sofa, das mit Bilderbüchern, Skizzenbüchern, offenen Blättern, Zeitungen, Büchern und beschmierten Leinwandstücken unordentlich bedeckt ist. In der Nähe der nach außen führenden Tür befindet sich ein Regenschirm- und Hutständer, der teilweise voll von Louis' Hüten, Kleidern und Halstüchern und teilweise von allen möglichen Kostümen voll ist. An der anderen Seite steht ein alter Klavierbank. In der Ecke, in der Nähe der in die Innenräume führenden Tür ein kleiner Teetisch. In der Ecke der Estrade, in der Nähe der Staffelei, sitzt, wie ein venezianischer Senator geschmückt, eine unansehnliche Gliederpuppe und betrachtet ihr unvollendetes Porträt mit einem Ausdruck verzweifelter Müdigkeit. Eine zweite Gliederpuppe, mit einem Stundenglas in der Hand und einer Senfke über dem Rücken, berührt die Schulter des Senators, Louis hat in einem fürchterlich mit Farben beschmierten Milchmannskittel an der Staffelei gearbeitet, hört aber eben jetzt einer Frau zu, die ihn zärtlich beschwört.

Frau Dubedat:

Verpflicht es mir.

L o u i s:

Ich verpflichte es dir, mein Schatz.

Frau Dubedat:

Und wenn du Geld brauchst, kommst du immer zu mir, nicht wahr?

L o u i s:

O Geliebte. Aber das ist so traurig. Ich verabscheue das Geld. Ich kann dich nicht immer quälen, gib mir Geld, Geld, Geld. Das treibt mich eben manchmal, andere Leute um welches zu bitten, so schrecklich mir das ist.

Frau Dubedat:

Es ist viel besser, du bittest mich darum, Schatz. Die Leute kriegen sonst eine verkehrte Idee von dir.

L o u i s:

Aber ich möchte dein kleines Vermögen gerne schonen und mit meiner eigenen Arbeit Geld verdienen. Sei nicht unglücklich. Geliebte; ich kann leicht so viel einnehmen, wie ich brauche, um alles zurückzuzahlen. In der kommenden Saison werde ich eine Einzelausstellung veranstalten; dann wird es keine Geld Sorgen mehr geben.

Frau Dubedat:

Du hast mir nun aber ernstlich und aufrichtig versprochen, niemals wieder Geld auszuleihen, ohne dich zuvor an mich gewendet zu haben.

L o u i s:

Ernstlich und aufrichtig. (Sie umarmend.) Ach, du hast ja so recht, mein Schatz! Was verdanke ich dir nicht alles dafür, daß du mir zur Seite stehst und mich davor bewahrt, zuviel in den Wolken zu leben. Bei meinem feierlichen Eid, von nun an will ich mir keinen Pfennig mehr borgen.

F r a u D u b e d a t

(entzückt): Oh, das ist recht. Quält ihn ein böses bengelndes Weib? Zerrt es ihn aus den Wolken herab? (Sie küßt ihn.) Und nun, Liebling, willst du diese Bilder für Maclean nicht fertig machen?

L o u i s:

Oh, das hat keine Eile. Ich habe von ihm beinahe das ganze Honorar als Vorchuß bekommen.

Frau Dubedat:

Aber Liebster, das ist doch gerade der Grund, warum du die Sachen fehlerhaft fertig machen solltest. Er fragte mich neulich, ob du überhaupt ernstlich die Absicht hättest, die Bilder zu vollenden.

L o u i s:

Der Teufel hole seine Frechheit! Wofür hält er mich? Das ist es ja gerade, was mir das Interesse an dem dummen Zeug genommen hat. Ich habe große Lust, den Auftrag abzuschütteln und ihm sein Geld zurückzuzahlen.

Frau Dubedat:

Das können wir uns nicht leisten, Liebling. Mach doch die Bilder lieber fertig und schluß damit! Ich glaube, man sollte nie im Vorhinein Geld für eine Arbeit nehmen.

L o u i s:

Wovon sollten wir denn leben?

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Frau Dubedat:

Rum es ist gerade schwer genug- jetzt wo sie sich alle vor der Ab-
lieferung zu bezahlen weigern.

L o u i s:

Der Teufel hole diese Kerle! Die denken und forgen sich um nichts
anderes als um ihr vermaledaites Geld.

Frau Dubedat:

Immerhin- wenn sie bezahlen- miffen sie auch das erhalten- wofür sie
bezahlt haben,

L o u i s

(schmeicheln d): Nun ist's aber genug für heute mit dem Predigen. Ich
habe versprochen artig zu sein- nicht wahr?

F r a u D u b e d a t

(ihren Arm um [einen Hals legend): Du weißt doch- daß ich das Predigen
habe und dich keinen Augenblick mißverstehe- Lieber dux nicht?

L o u i s

(zärtlich): Ich weiß/ ich weiß. Ich bin ein Scheufah und du bist ein Engel.

Oh- wenn ich nur stark genug wäre- um ununterbrochen arbeiten zu
können/ ich wurde meiner Liebsten ihr Haus in einen Tempel ver-
wandeln und dein Eckchen in eine Kapelle die schöner sein sollte als man
je jemals geträumt. Ich kann an keiner Auslage vorübergehen. ohne
mit der Versuchung zu kämpfen einzutreten und dir alle die wirklich
guten und schönen Dinge zu kaufen.

Frau Dubedat:

Ich brauche nichts als dich. Liebling. (Mit einer leichten Zärtlichkeit befreit
sie sich). Da- nun sei gut: vergiß nicht daß die Ärzte heute kommen.

Ist es nicht ungewöhnlich nett von ihnen- Louis daß sie alle darauf
bestehen sich deinetwegen zu beraten?

L o u i s:

Nun- ich glaube,, sie denken daß ihr Hut um eine Feder reicher
wäre- wenn es ihnen gelänge,, einen emporftrebenden Künstler zu heilen.
Sie kämen nicht wenn es ihnen nicht auch Spaß machen wurde. (Es
klopft an der Tür.) Ich glaube es ist aber noch nicht soweit nicht?

Frau Dubedat:

Reim noch 'n Augenblick.

L o u i s

(öffnet die Tür und zieht Ridgeon vor sich): Oh Ridgeon. Es freut
mich Sie zu sehen. Treten Sie ein.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

F r a u D u b e d a t

(ihm die Hand schüttelnd): Es ist wirklich schön von Ihnen- daß Sie gekommen sind/ Herr Professor.

L o u i s:

Verzeihen Sie, daß wir Sie hier empfangen- in meinem Atelier. Die Behaglichkeit läßt hier manches zu wünschen übrig, aber Jennifer verfiel auch diese Bude gemütlich zu machen.

Frau Dubedat:

Jetzt will ich mich aber aus dem Staube machen. Vielleicht komme ich später wiederX wenn Sie mit Louis fertig sind und Ihr Urteil abgeben. (Ridgeon erneigt sich ziemlich förmlich.) Möchten Sie lieber- daß ich nicht wiederkame?

R i d g e o n:

Oh nein. Nein. (Frau Dubedat ficht ihn an; etwas verwirrt durch seine förmliche Art geht sie ins Nebenzimmer.)

L o u i s:

Oh bitte- machen Sie kein so ernstes Gesicht. Es wird doch wohl nichts Entsetzliches geschehen, wie?

R i d g e o n:

Nein.

L o u i s:

Oh, das freut mich. Die arme Jennifer hat sich auf Ihren Besuch mehr gefreut- als Sie sich vorstellen können. Sie hat das lebhafteste Interesse für Sie, Ridgeon. Das arme Ding hat keinen Menschen mit dem es reden könnte: ich male immer. (Er nimmt eine kleine Skizze in die Hand.) Diese kleine Skizze habe ich erst gestern von ihr gemacht.

R i d g e o n:

Sie zeigte sie mir vor ungefähr vierzehn TagenX als sie mich zum ersten Mal besuchte,

L o u i s:

Oh, hat sie das getan? Guter Gott wie die Zeit flieht! Ich hätte schwören mögenX daß ich eben erst damit fertig geworden bin. Es ist hart für die Armer mit anzusehen wie ich hier Bilder auftrapele und nichts dafür einnehme. Nächstes Jahr werde ich sie natürlich schnell genug verkaufenX sobald meine Einzelausstellung eröffnet wird- aber während das Gras wächst, verhungert das Pferd. Oh, wie schrecklichX wenn sie um Geld zu mir kommt und ich ihr keines geben kann. Aber was soll ich machen?

R i d g e o n:

Ich dachte. Frau Dubedat hatte ein eigenes kleines Vermögen?

L o u i s:

Oh ja. ein kleines; aber wie könnte ein zartfühlender Mann davon etwas berühren? Denken Sie nur. wenn ich das täte. wovon follte sie einmal leben? Mein Leben ist nicht versichert - ich kann die Prämie nicht erzwingen. (Ein anderes Bild herausfuchen d): Wie gefällt Ihnen das?

R i d g e o n

(fiellt es bei Seite): Ich bin heute nicht hergekommen. um mir Ihre Bilder anzusehen. Ich habe mit Ihnen eine ernsthafte und dringendere Angelegenheit zu erledigen.

L o u i s:

Sie möchten meine elende Lunge heilen. Mein lieber Nidgeon: ich will mit Ihnen offen sprechen. Nicht meine Lunge ist krank in diesem Hause. sondern mein Geldbeutel. An mir ist ja nichts gelegen. aber Jennifer muß sich wirklich den Bissen vom Munde absparen. Sie gaben uns zu verstehen. daß wir Sie als Freund behandeln dürften. Leihen Sie mir hundertfünfzig Pfund.

R i d g e o n:

Nein.

L o u i s:

Warum nicht?

R i d g e o n:

Ich bin kein reicher Mann und brauche für meine Forschungen jeden Pfennig. den ich ersparen kann. und noch mehr.

L o u i s:

Sie meinen. daß ich Ihnen das Geld wiedergeben muß?

Ridgeon:

Ich glaube schon. daß die Menschen das (manchmal meinen. wenn sie welches herleihen.

L o u i s

(nach einem Augenblick des Nachdenkens): Na. das kann ich machen.

Ich will Ihnen einen Wechsel geben - oder sehen Sie einmal: warum follten Sie eigentlich nicht auch etwas davon haben? Ich will Ihnen einen Wechsel auf zweihundert Pfund ausstellen.

R i d g e o n:

Lassen Sie den Wechsel sofort einkassieren. dann brauchen Sie mich ja nicht zu belästigen.

Der Arzt am Scheideweg- Bernard Shaw

L o u i s:

Wo denken Sie hin: man würde ihn nicht honorieren. Mein Konto ist schon überlaufen. Nein, das muß auf folgende Weise gemacht werden: ich werde den Wechsel mit dem Fälligkeitstermin Oktober ausfüllen. Im Oktober laufen Jennifers Zinsen ein. Da präsentieren Sie den Wechsel. Er wird zwar dann auch nicht honoriert werden, aber Sie können ihn hierauf Jennifer präsentieren und ihr zu versprechen geben, daß ich eingeperrt werde, wenn der Wechsel nicht sofort bezahlt wird. Sie bezahlt ihn dann sofort. Sie verdienen dabei fünfzig Pfund, und mir erweisen Sie damit einen wirklichen Dienst denn ich brauche das Geld sehr dringend, alter Freund, glauben Sie's mir.

N i d g e o n:

Für Sie gibt es bei dieser Transaktion gar kein Hindernis; und Sie sind überzeugt, daß ich Ihnen da auch keine Schwierigkeiten machen kann.

L o u i s:

Was für ein Hindernis könnte es denn geben? Es ist ganz sicher. Ich kann Sie wegen der Zinsen beruhigen und Sie Ihnen nachweisen.

N i d g e o n:

Das zu gestatten hielte ich - darf ich es aussprechen? - für unehrenhaft!

L o u i s:

Oh, ganz allgemein gesehen wäre das wohl richtig, aber wir brauchten es doch zwischen uns nicht so zu halten. Selbstverständlich wurde ich Ihnen so etwas nicht vorschlagen, wenn ich das Geld nicht sehr nötig hätte.

R i d g e o n:

Dann müssen Sie eben andere Mittel und Wege finden, um sich's zu verschaffen.

L o u i s

(überrascht): Soll das heißen, daß Sie „Nein“ sagen?

R i d g e o n:

Das soll es! (Seiner Entrüstung freien Lauf lassend.) Selbstverständlich sage ich nein. Mensch, für was halten Sie mich? Wie können Sie sich unterstehen, mir einen solchen Vorschlag zu machen?

L o u i s:

Warum denn nicht?

Ridgeon:

Pfui! Sie würden mich ja doch nicht begreifen, selbst wenn ich es Ihnen klar zu machen versuchte. Ein für alle Mal: ich werde Ihnen keinen

C
(fill,
'ab-*IW R a p h a el: Donna relatn.

* 9 0 s Zum Effah von Paul G. Konody.

EMPTY

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg
Pfifferling leihen. Ihrer Frau würde ich mit Freuden helfen; aber was
hülfe es ihr wenn ich Ihnen Geld liehe?

L o u i s:

Wenn es Ihnen damit ernst ist, meiner Frau zu helfen, will ich Ihnen
sagen, wie Sie das anstellen könnten. Sie könnten Ihre Patienten
dazu bewegen, einige meiner Bilder zu kaufen oder [ich von mir malen
zu lassen,

R i d g e o n:

Meine Patienten rufen mich als Arzt und nicht als Handlungsreisenden.
(Es klopft an der Tür. Louis macht [ich unbefangen auf den Weg, um
zu öffnen und feßt das Gesprächsthema im Gehen fort.)

L o u i s:

Sie müssen doch einen großen Einfluß auf Ihre Patienten haben. Sie
wissen sicherlich eine Menge Geschichte von den Leuten, Privatangelegen-
heiten, deren Bekanntheit den Herrschaften verdammt unangenehm
wäre. Die würden nicht wagen, Ihnen etwas abzufchlagen.

R i d g e o n:

Nein/ bei meiner - (Louis öffnet die Tür und läßt Sir Pati-ich B. V.
und Walpole eintreten. Ridge-m wütend fortfahrend): Walpole, ich bin
noch nicht zehn Minuten hier, und schon hat er versucht, sich von mir
hundertfünfzig Pfund zu bergen. Damit ich später wieder zu meinem
Gelde käme, schlug er mir vor, an [einer Frau eine Erpreßung zu ver-
üben. Und eben war er gerade dabei, mir zuzumuten, auf dem
Wege der Erpreßung von meinen Patienten zu verlangen, [ich von
ihm malen zu lassen.

L o u i s:

Nah Ridgeon, ist das vielleicht das Betragen eines Ehrenmannes?!
Ich habe vertraulich mit Ihnen gesprochen.

Sir P a t r i c k:

Wir sind alle im Begriff, vertraulich mit Ihnen zu sprechen, junger
Mann.

B. B.:

Wir beabsichtigen, Ihnen einige häusliche Wahrheiten angedeihen zu
lassen.

L o u i s:

Da muß ich doch bitten: ist das mein 'Haus oder das euer? Sie sind
mir alle [ehr willkommen, oh ja; aber über diesen Punkt wollen wir
uns im klaren bleiben.

:5* 227

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

W a l p o l e

(hängt feinen Hut an den einzigen leeren Haken am Hutfiänder): Wir wollen uns hier für eine halbe Stunde häuslich einrichten. Dubedat. Erfhrecken Sie nicht: Sie find ein reizender Lunge. und wir lieben Sie. Louis:

Schön. fchdn. Nehmen Sie Plah - wo immer Sie können. Nehmen Sie diefen Stuhl. Sir Patrick. (Er zeigt auf die Efirade.) Uf-f*fi (Er hilft ihm hinauf. Sir Patrick brummt und feht fich auf den Thron.) Nun zu Ihnen. B. B. (B. B. ift ftarr über diefe Vertraulichkeit; aber Louis legt ganz unbefangen ein dickes Buch und ein Sofakiffen auf die Efirade links von Sir Patrick. und B. V. fest fich unter Protefi.) Geben Sie mir Ihre Hilfe. (B. B. und Sir Patrick geben ihm die Hüte. die er auf die Köpfe der Gliederpuppen fülpt und fo unbewußt die Würde der Sitzung zerfiört. Dann zieht er den Klavierfeffel von der Wand und bietet ihn Walpole an.) Sie haben doh nichts dagegen. Walpole?

W a l p o l e:

Richtig. verzeihen Sie. aber ich muß Sie wegen meiner Zigaretten-dofe behelligen.

L o u i s:

Was für eine Zigaretten-dofe?

W a l p o l e:

Die goldene. die ihj Ihnen neulich im Star- und Garterhotel geliehen habe.

L o u i s

(überrafcht): War das; die Ihrige?

W a l p o l e r

Ia.

L o u i s:

Ah. das tut' mir aber fchrecklih leid. lieber Freund. Ich hatte mich fhon gefragt. wem fie wohl gehören mochte. Ich bedaure. daß'mir davon nihts übrig geblieben ift als - das. (Er zieht feinen Kittel 'in die Höhe; nimmt einen Zettel aus der Weflentafche und han digt ihn:Walpole ein.)

Walpole:

Ein Verfahzettel!

Louis

(ihn berUbigend): 'Die Dofe ift vollkommen in Siherheit: er darf fie ein Iahr lang niht verkaufen. wiffen Sie. Wahrhaftig.

mein lieber Walpole. es tut mir fürchterlich leid. (Er legt seine Hände unbefangen auf Walpoles Schulter und fieht ihn teuhetzig an.)

W a l p o l e

(finkt mit einem Seufzer in einen Seffel): Machen Sie nichts daraus. Es erhöht Ihren Zauber.

R i d g e o n

(der in der Nähe der Staffelei gefunden hat): Bevor wir ans Werk gehen. müssen Sie aber eine Schuld bezahlen. Dubedat.

L o u i s:

Ich habe eine stattliche Menge Schulden zu bezahlen. Ridgeon. Ich will Ihnen einen Stuhl holen. (Er geht zur Tür. die ins Nebenzimmer führt.)

R i d g e o n

(ihn aufhaltend): Sie werden das Zimmer nicht verlassen. ehe Sie diese Schuld bezahlt haben. Es ist nur eine Kleinigkeit. die Sie zahlen müssen und wollen. Ich lege weiter kein Gewicht darauf. daß Sie meine Gähne angepumpt haben. den einen um zehn. den andern um zwanzig Pfund. aber -

W a l p o l e:

Ich hab' damit angefangen. Ridgeon. Ich habe es ihm angeboten.

R i d g e o n:

- Sie konnten sich das leisten. Aber dem armen Blenkinsop seine letzten zwei Shillinge abzunehmen. das war verdammenst. Ich habe die Absicht. ihm diese zwei Shillinge einzuhändigen. und will in der Lage sein. mein Ehrenwort geben zu können. daß Sie Ihre Schuld bezahlt haben. Sie müssen mir diesen Betrag unbedingt ausfolgen. ehe Sie das Zimmer verlassen.

B. B.:

Recht so. Ridgeon. Recht so. Kommen Sie. junger Mann: machen Sie nicht viel Federlesens. Zahlen Sie.

L o u i s:

Natürlich werde ich das. Oh. Sie brauchen kein folches Wesen daraus zu machen. Ich hatte keine Ahnung. daß der arme Kerl so fhlehnt daran ich. Ich bin über mich empört wie nur einer von Ihnen. (In feinen Täfchen wühlend.) Da. Oh. ich muß allerdings gestehen. daß ich augenblicklich kein Geld bei mir habe. Walpole. würden Sie so gut sein. mir zwei Shillinge zu leihen. damit ich die Sache ordnen kann?

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

W a l p o l e:

Ihnen zwei - (Die Sprache verfaßt ihm.)

L o u i s:

Wenn Sie nein fagen. wird Blenkinfop fein Geld nicht bekommen; denn ich habe keinen Pfifferling: Sie können meine Tafchen durchfuchen. wenn Sie Luft haben.

W a l p o l e:

Das feht doch allem die Krone auf. (Bringt zwei Shillinge zum Vorfchein.)

L o u i s

(übergibt fie Ridgeon): Da. Ich bin wirklich froh. daß die Angelegenheit erledigt ift: es war die einzige. die mir Gewiffensbiffe machte. Nun feid ihr aber hoffentlich alle zufrieden.

S i r P a t r i c k:

Nicht ganz. Herr Dubedat. Kennen Sie zufällig eine junge Dame namens Minnie Tinwell?

L o u i s:

Minnie! Das follt' ich meinen; und Minnie kennt mich auch. In Anbetracht ihrer Stellung ift fie wirklich ein nettes gutes Mädcl. Was ift aus ihr geworden?

W a l p o l e:

Laffen Sie fich die Hand drucken. Dubedat. ich muß meinen Gefühlen irgendwie Luft machen!

L o u i s:

Warum?

W a l p o l e:

Sie find wirklich ein Mufiereremplar.

L o u i s:

Aber was ift denn gefchehen? So reden Sie doch! Was zum Teufel foll denn das alles?

S i r P a t r i c k:

Wiffen Sie. Herr. daß man in diefem Lande wegen Bigamie eingefperrt wird?

L o u i s:

Oh. jeßt verfiehe ich. (Er lacht.) Sie glauben wohl. eine famofe Entdeckung gemacht zu haben. Setzen Sie fich. Ridgeon. werfen Sie diefes Zeug auf den Fußboden - da! (Er macht Ridgeon auf dem Sofa Plah. indem er den Kram hinunterwirft. Ridge-on feßt fich unter Protefi.)

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Haben Sie übrigens jemals darüber nachgedacht- wie zwecklos es ifty einem Menfchen Bigamie vorzuwerfen? Bigamie: das heißt- eine zweite Frau heiratenz bevor die erfie tot ift. Aber das kann man ja gar nicht- weil diefe zweite Ehe dann ja gar keine Ehe ift. Folglich ifi Bigamie genau betrachtet ein ganz unmögliche!! Verbrechen.

Sir P a t r i c k :

Glauben Sie,, daß man diefe Verteidigung bei Gericht gelten läßt?

L o u i s :

Es wird zu keiner Gerichtsverhandlung kommenz Sir Paddy: dazu kommt es niemals - wenigftens bei mir nicht. Außerdem habe ich mir meine Verantwortung für den Fall einer Anklage vollfiändig zurechtgelegt.

Wenn Sie nur zu mir gekommen wären und mich befragt hättenz fiatt fich dariiber Gedanken zu machen- fo wurde ich Ihnen die ganze Angelegenheit aufgeklärt haben. Wenn ihr moralifchen Menfchen euch aufs hohe Roß fetzt und auf die Skandaljagd gehtz macht ihr euch unbedingt entfeßlich lächerlichz namentlich wenn das Opfer irgend ein Künfler ift.

B. B.

(aufbraufend): Ich glaubeh daß es Ihnen recht fchwer fallen dürfte- mein junger Freund- einen Richter und Gefchworene zu üb erzeugen- daß ich die Gewohnheit habe,, mich lächerlich zu machen.

W a l p o l e :

Es hat keinen Zweckz uns einfchuchtern zu wollenx Dubedat. Wir haben Minnies Heiratspapiere gefehen.

L o u i s :

Wahrhaftig. Habt ihr denn auch Lennifers Heiratspapiere gefehen?

Ridgeon

(erhebt fich- wütend): Wagen Sie es vielleicht anzudeutem daß Frau Dubedat mit Ihnen lebtz ohne mit Ihnen verheiratet zu fein?

L o u i s :

Warum nicht?

B. V,

(firm): Warum nicht!

S i r P a t r i c k

(ernfi): Warum nicht]

R i d g e o n

(entrlifiet): Warum nicht! (Cr jetzt fidlz*wieder,)

231

Der Arzt am Scheidewegl_ Bernard Shaw

W a l p o l e

(fich erwehrend): Warum nicht!

L o u i s:

Ja. warum nicht? Eine Menge Menfchen leben fo - genau fo gute wie ihr. Warum lernt ihr nicht d e n k e n. fiatt bldken und bähren wie eine Schafherde. wenn euch irgend etwas unterkommt. woran ihr nicht gewöhnt leid. (Betrachtet fie kichernd.) Weiß Gott. ich hätte gute Luft. euch alle. wie ihr da feid. zu malen: ihr feht fo erheiternd tōricht aus. Befonders Sie. Ridgeon. Diesmal hab' ich's Jhnen aber gegeben!

Ridgeon:

Wiefo. bitte?

L o u i s:

Na. Sie verehren doch Jennifer und verachten mich. nicht wahr?

Ridgeon

(barfch): Jch verabfcheue Sie.

L o u i o:

Na alfo. Und trotzdem glauben Sie. Jennifer iei eine fehlechte Partie. weil ich Jhnen das gefagt haben foll.

R i d g e o n:

Haben Sie das denn gelogen?

L o u i s:

Nein: aber Sie haben einen Skandal gewittert. fiatt reinlich und fauber zu denken. Mit Ihresgleichen kann ich nach Gefallen fpielen. Jch habe Sie nur gefragt. ob Sie Jennifers Heiratspapiere gefehen hatten. und fofort haben Sie daraus gefchloffen. daß fie keine befäße. Sie find unfähig eine Dame zu erkennen. wenn Sie einer begegnen.

B. B.:

Darf ich fragen. was das heißen foll?

L o u i s:

Sehen Sie. ich bin ein unmoralifcher Kunfler; aber wenn Sie mir gefagt hätten. Jennifer fei nicht verheiratet. dann wurde ich doch foviel genügend vornehmes Empfinden und kunflerifchenJnfkinkt befeffen haben. um zu erwidern. daß fie den Ehevertrag in ihrem Antliß und in ihrem Wefen trage. Aber i h r. ihr feid alle moralifche Menfchen; undJennifer ifi nur die Frau eines Kunflers. - wahrfcheinlich ein Modell -» und eure Moral befieht darin. andere Leute zu verdächtigen. daß fie nicht gefeßlich verheiratet

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

find. Schämt ihr euch nicht? Kann mir danach noch einer von euch in die Augen fchauen?

W a l p o l e:

Es ift fehr fchwer. Ihnen in die Augen zu fchauen. Dubedat: Sie haben eine fo erftaunliche Frechheit. Und was ift denn mit Minnie Tinwell. he? Wenn Sie fchon verheiratet waren. als Sie Minnie heirateten. fo genügt das. und wir find mit Ihnen fertig.

L o u i s:

MinnieTinwell ift ein jungesGefchöpf. das in feinem armen befcheidenen Leben drei Wochen unerhbrten Glücks genoffen hat; das ift mehr. als die meiften Mädchen in ihrer Lage erreichen. Sie hat ihren Namen unfterblich gemacht. diefe Kleine. Um die kleinen Skizzen. die ich von ihr gemacht habe. werden fich Sammler bei Auktionen raufen. In meiner Biographie wird ihr ein Blatt eingeräumt werden. Ich glaube. das ift ziemlich viel für ein Zimmermädchen in einem Seehotel. Was habt ihr denn. damit verglichen. für fie getan. meine Herren?

R i d g e o n:

Wir haben fie nicht in eine Falle gelockt und dann verraten.

L o u i s:

Nein: dazu hätte euch der Mut gefehlt. Aber macht euch nicht wichtig. I ch habe die kleine Minnie nicht verraten. Wir haben alles. was wir hatten. ausgegeben.

W a l p o l e:

Alles. was f i e hatte; dreißig Pfund. '-'

L o u i s:

Ich fagte: alles. was wir hatten - ihr Geld und meines auch. Minnies *7. dreißig Pfund währten nicht drei Tage; ich mußte mir viermal fo viel ausleihen und habe alles fiir fie ausgegeben. Aber ich habe es nicht bedauert; und fie hat ihre paar Pfund auch nicht bedauert. das tapfere kleine Mädchen. Als auch nicht ein Grofchen mehr unfer eigen war. hatten wir es fatt: oder glaubt ihr wirklich. daß wir auf die Dauer zu einander gepaßt hätten? Ich. ein Künftler. und fie ganz abfeits von Kunft und Literaturjund verfeinertem Leben und allem ubrigen Klimbim. Das ift kein Verrat. kein Mißverftändnis. kein Polizeigerichtshof und keine Ehefcheidungsfenfation gewefen. über die ihr moralifchen Leute beim Frühftück mit den Lippen gefchmaßt hättet. Wir fagten einander.es ift gut. das Geld ift alle: wir haben eine fchbne Zeit durchlebt; und das kann uns niemand rauben: küffen wir uns. fcheiden wir als gute Freunde.

Sie ging in den Dienft zurück und ich in mein Atelier und zu meiner
Iennifer: und beide-nach diefen Ferientagen- beffer und glücklicher alsvorher.

W a l p o l e:

Ein fdrmliches Idyllh bei Gott!

B. B.:

Wenn Sie wiffenfchaftlich gebildet wärenx mein lieber Herr Dubedat-
dann wußten Sieh wie felten eine Tatfache ein Prinzip umwirft.

In der medizinifchen Praxis mag ein Mann fierbem wenn er theore-
tifäy gefprochen am Leben hatte bleiben follen. Ich habe einen Mann
gekannt der an einem Leiden gefiorben ifth gegen das er theoretifäz gm
nommen immun war. Aber das kann der fundamentalen Wahrheit der
Wiffenfchaft keinen Abbruch tun. Genau fo kann die Handlungsweife
eines Menfchen in Sachen der Moral ganz harmlosh ja fogar wohltuend
feiny und er mag fich trotzdem in moralifcher Beziehung nach den hdchften
Grundfälzen wie ein Schurke benommen haben. Andererfeits kann er
fehr viel Schaden anrichten h wenn er in moralifcher Beziehung
nach den hbchften Grundfäßen handelt; aber das kann der fundamentalen
Wahrheit der Moral keinen Abbruch tun.

S i r P a t r i c k:

So wenig wie dem Gefeß- das die Bigamie beftraft.

L o u i s:

Ahh Bigamie- Bigamie- Bigamie! Welche Anziehungskraft für euch
Moralifien doch alles hatx was mit der Polizei zufammenhängt! Ich
habe euch bewiefenx daß ihr in moralifcher Hinficht ganz und gar auf
dem Holzweg' feid. Nun will ich euch ebenfalls beweifenh daß ihr in ge-
feßlicher Hinficht ganz und gar auf dem Holzweg' feid; und ich hoffe-
ihr werdet daraus eine Lehre ziehen und das nächfie Mal nicht mit fo
felbfibewußter Sicherheit auftreten.

W a l p o l e:

Quatfch. Sie waren fchon verheiratet, als Sie Minnie Tinwell heiratetenz
das macht allem ein Ende.

L o u i s:

Wirklich? Woher wiffen Sie dennN daß f i e nicht auch fchon verheiratet
war? Warum könnt ihr eigentlich nicht d e n k e n?

B. B.: Walpole- Ridgeon!

Ridgeon: (Alle zugleich Das geht doch über den Spaß!

Walp ole: herausplafend.) Es ifi zum Rafendwerden!

Sir Patrick: Sie junger Schuft Sie!

Bernard Shaw: _ Der Arzt am Scheideweg

N i d g e o n:

Ich glaube Ihnen kein Wort. Sie halten uns zum befehen.

L o u i s:

Sie waren sofort bereit/ Über Jennifer den Stab zu brechen. Aber
euer kleines Hausmädchen ist eine Heilige natürlich. Sie ist ja in keiner
Weise kinderlich belästigt was?

Sir P a t r i c k:

Wollen Sie damit sagen, daß Tinwell schon verheiratet war oder nicht?

Ja oder nein?

L o u i s:

Sie war mit dem Steward eines Paffagierdampfers verheiratet. Eines
Tages legte er davon und ließ sie sitzen; das arme Ding glaubte, das
Gefühl gefiel der Frau sich wieder zu verheiraten wenn sie von ihrem
Mann drei Jahre lang nichts gehört habe. Da sie nun ein durchaus
achtbares Mädchen war und nichts von mir wissen wollte bevor wir nicht
verheiratet wären habe ich mich dazu hergegeben ihr zu Gefallen-
um ihr die Selbstachtung zu erhalten.

W a l p o l e:

Sie gehörten in ein psychologisches Museum Dubedat.

R i d g e o n:

Haben Sie ihr gesagt daß Sie schon verheiratet sind?

L o u i s:

Das hab' ich selbstverständlich nicht getan. Begreifen Sie denn nicht
daß sie sich dann nie für meine Frau gehalten hätte? Sie scheinen die
Geschichte noch immer nicht zu verstehen,

S i r P a t r i c k:

Sie haben die Arme also infolge ihrer Unkenntnis des Gesetzes der
Gefahr ausgesetzt- eingesperrt zu werden!

L o u i s:

Nun, ich habe mich ihr zuliebe der gleichen Gefahr ausgesetzt. Ich hätte
genau so gut eingesperrt werden können. Aber wenn ein Mann einer
Frau zuliebe ein solches Opfer bringt dann geht er nicht hin und tritt
mit ihr darüber. Wenigstens nicht wenn er ein Gentleman ist.

W a l p o l e:

Was fangen wir bloß mit diesem Gängebäumchen an ? Das möchte ich wissen.

L o u i s:

Gehen Sie zum Teufel und tun Sie was Ihnen beliebt. Bringen Sie
Minnie ins Gefängnis. Bringen Sie mich ins Gefängnis. Töten Sie

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Jennifer mit all der Schmach. Und wenn ihr [oviel Unglück angerichtet habt- wie ihr könntx dann geht in die Kirche und fühlt euch gehoben. (Er ießt [ich mürrifch auf den alten Sefleh der vor der Staffelei fiehtf und nimmt einen S'izzenblock in die Hand7 in den er hineinzuzuzeichnen beginnt.)

W a l p o l e:

Er hat uns drangelriegt- Sir Paddy.

S i r P a t r i e k

(grimmig): Das hat er.

B. B.:

Aber wir können ihn doch unmöglich das englische Strafgeieß übertreten laffen!

S i r P a t r i c k:

Das Strafgeieß hat fiir anfiändige Menfchen keinen Zweck. Bei uns befähigt es nur die Schurken- ihren Familien Geld zu erpreffen. Was tun wir praktifche Ärzte zeitlebens anderes als mit dem Familienanwalt dahin wirke-m irgend einen Schurken dem Gefängnis zu entziehen und feine Familie vor diefer Schmach zu bewahren,

B. B.:

Aber fchließlich befirafte das Gefeß ihn doch.

S i r P a t r i c k:

Oh ja/ das tut's, Das kann es ohne Zweifel. Nicht bloß ihnx fondern jeden- der mit ihm zu tun gehabt! fchuldig oder unichuldig,, das gilt gleich. Wir zahlen dann für feine Kofi und [ein Bett einige Jahre hindurch Steuer und erhalten ihn fchließlich als noch gefährlicheren Schurken zurück. Das Strafgefes bringt das Mädchen ins Gefängnis und ruiniert es und zcrfibrt das Leben der Frau Dubedat. Sie können das Strafgefes ein für allemal aus Ihrem Kopfe fireichen: es hat nur Sinn für Toren und Wilde.

L o u i s:

Bittex drehen Sie Ihr Geficht ein klein wenig mehr nach rechts- wenn Sie nichts dagegen habenx Sir Patrick. (Sir Patrick wendet [ich entrüfiet um und fiarrt ihn an.) Oh- das ift zu viel.

S i r P a t r i c k:

Tun Sie Ihren verrückten Bleifiift fort- Menfch; und denken Sie an Ihre Lage. Sie können den Gefesen trotzenX dieMenichen gemacht haben; aber es gibt andere Gefesex mit denen Sie rechnen müffen. Willen Sie- daß Sie dem Tode entgegen gehen?

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg_

L o u i s:

Geh'n wir denn nicht alle dem Tode cntgegen?

W a l p o l e:

Wir find aber nicht alle fchon in fechs Monaten am Ziele.

L o u i s:

Woher wiffen Sie das?

B. B.

(verliert die Geduld und beginnt erregt auf und abzugeben): Meiner Treu- ich feh's nicht länger mit an. Es ifi unter allen Umftänden und in jeder Gefellfchaft von fragwürdigem Gefchmack. den Tod zum Gefprcichsthema zu machen; aber wenn das ein Arzt tut- ifi es eine Feigheit. (Dubedat andonnernd.) Ich dulde das nicht- hören Sie?

L o u i s:

Ich habe damit nicht angefangem fondern ihr. So geht es immer auf allen unki'infillerifchen Gebieten. Wenn die Leute in ihrer Beweisfi'ih rung gefchlagen find- beginnen fie einen cinzufchuchtern. Ich bin noch keinem Advokaten begegnen der mir nicht gedroht hätte mich friiher oder fpäter ins Gefängnis zu bringen, Ich bin noch keinem Geifilichen begegnet- der mir nicht mit der Verdammnis gedroht hatte. Und ihr droht mir jetzt mit dem Tode. Bei all euerm größtuerifchen Gerede habt ihr doch nur einen Trumpf in der Handh und das ifi Einfchr'ichterung. Ranch bin kein Feigling; folglich ifi diefesVorgehen mir gegenüberzwecklos.

B, B.

(auf ihn losgehend); Ich will Ihnen fagenh was Sie find,, Herr. Sie find ein Schurke.

L o u i s:

Ol» ich habe nichts dagegen- daß Sie mich einen Schurken nennen - durchaus nicht. Es ift ja nur ein Wort - ein Wortx das Sie nicht einmal definieren können. W a s ifi ein Schurke?

B. B.:

Sie find ein Schurke,, Menfch.

L o u i s:

Ganz richtig. Was ifi ein Schurke? Ich bin einer. Was bin ich? Ein Schurke. Das heißt argumentierend fich in einem Kreife drehen. Und Sie bilden fich einx ein Mann der Wiffenfchaft zu fein!

B. V.:

Ich - ich - ich - ich hätte große Luftx Sie beim Kragen zu packen- Sie infamer Schuft- und Ihnen eine gefunde Tracht Prügel zu geben.

Der Arzt am Scheideweg F
Bernard Shaw

--

L o u i s:

Ich wollte, Sie täten es. Sie würden mir dann ein anfehnlihes Stück Geld bezahlen, damit die Sache niht vor Geriht kommt. (B. B. [kürzt fhnaubend von ihm fett und geht aufgeregt auf und ab.]) Habt ihr mir in meinem eigenen Haufe noch mehr Hbflichkeiten zu fagen? Ih möchte fie gerne erledigt haben, ehe meine Frau zurückkommt. (Er fährt an feiner Skizze zu arbeiten fort.)

R i d g e o n:

Mein Entfhluß ift gefaßt. Wenn das Gefelz verfagt, müffen anftcindige Menfhen fih felbfi zu fchülzen fuchen. Ih _will keinen Finger rühren, um diefem Reptil das Leben zu retten.

B. B.:

Das ift das Wort, das ich gefucht habe: Reptil. (Er verfchränkt feine Arme und nimmt eine entfchloffene Haltung ein.)

W a l p o l e:

Ich kann mir niht helfen, ich kann Sie gut leiden, Dubedat. Sie find wahrhaftig ein Mufiereremplar.

S i r P a t r i c k:

Iedenfalls kennen Sie jetzt unfere Meinung.

L o u i s

(feinen Bleifift geduldig niederlegend): Seht einmal. Das ift alles zwecklos. Ihr verfielt mich nicht. Ihr bildet euch ein, ich fei ganz einfah ein gewöhnlicher Verbrecher.

W a l p o l e;

Kein gewöhnlicher. Dubedat. Seien Sie gereht gegen fih felbfi.

L o u i s:

Ihr feid ganz und gar auf falfher Fährte. Ih bin kein Verbreher. Alle eure Moralpredigten haben für mich keinen Wert. Ich glaube niht an Moral. Ich bin ein Schüler Bernard Shaws.

S i r P a t r i c k

(verwirrt): Was?

B. B.

(bewegt feine Hände, als wenn die Sache damit erledigt wäre): Das genügt, ich brauche nihts weiter zu hören.

L o u i s:

Ich befilze natürlich niht die lcicherlihe Eitelkeit mir einzubilden, ih fei der Übermenfch - ausgerehnet ih -Z aber es ift immerhin ein

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Ideal- dem ich nachstrebe so gut wie jeder andere seinem Ideal nachstrebt.

B. B.

(unduldfam): Bemühen Sie sich nicht. Ich verziehe Sie jetzt vollkommen. Sagen Sie nichts weiter- bitte. Wenn ein Mensch vorgibt über Wissenschaft Moral und Religion zu diskutieren und sich dann zu der Gefolgschaft eines notorisch öffentlich bekannten Impfgegners bekennt dann habe ich nichts weiter zu sagen. (Ist er gewöhnlich.) Nicht daß ich etwa im gewöhnlichen Sinne des Wortes an die Impfung mehr als Sie glaube mein lieber Ridgeon: das brauche ich Ihnen nicht erfi zu sagen. Aber es gibt Dinge, die den sozialen Rang eines Menschen bestimmen und Impfgegnerchaft ist so ein Ding --. (Er nimmt seinen Platz auf der Estrade wieder ein.)

Sir Patrick:

Bernard Shaw? Von dem habe ich nie etwas gehört. Ist das nicht ein Methodistenprediger?

Louis

(empört): Nein nein. Er ist der vorgeschrittenste Mensch der heute lebt: er ist gar nichts Bestimmtes.

Sir Patrick:

Ich verführe Ihnen, junger Mann, mein Vater hörte die Lehre der Sündenbefreiung aus John Wesleys eigenem Munde bevor Sie oder Shaw geboren waren. Das ist ein sehr populäres Bekenntnis gewesen zur Entschuldigung dafür daß man Sand in den Zucker und Wasser in die Milch goß. Sie sind ein gefunder Methodist mein Lunge; Sie wissen es bloß nicht.

Louis

(zum ersten Mal wirklich geärgert): Das ist eine intellektuelle Beleidigung. Ich glaube nicht daß es so was wie Sünde gibt. _ _ f _ _ -Z

Sir Patrick:

Es gibt auch Leute, die nicht glauben daß es so was wie Krankheit gibt. Die sind die richtigen Ratgeber für Ihr Leiden. Wir können nichts für Sie tun. (Er erhebt sich.) Ich wünsche Ihnen guten Abend.

Louis

(jammernd): Ohz bleiben Sie sitzen Sir Patrick. Gehen Sie nicht fort. Oh bitteh bitte, nicht. Ich wollte Sie nicht verletzen auf mein Wort. Bitteh sitzen Sie sich wieder. Geben Sie mir noch eine Gelegenheit. Nur noch zwei Minuten: mehr will ich nicht.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Sir Patrick

(überrafcht durch dieses Zeichen von Liebenswürdigkeit und ein wenig gerührt): Nun -! (Er feßt sich.)

L o u i s

(dankbar): Dank. tausend Dank.

S i r P a t r i c k

(fortfahrend): Ich habe nichts dagegen. Ihnen noch zwei Minuten zu fchenken. Aber wenden Sie sich nicht an mich; denn ich habe mich von der Praxis zurückgezogen und bilde mir nichts ein. Ihr Leiden heilen zu können. Ihr Leben ist in den Händen dieser Herren.

R i d g e o n:

Nicht in den meinen. Ich habe beide Hände voll. Ich habe weder Zeit noch verfügbare Mittel für diesen Fall.

S i r P a t r i c k;

Was fagen Sie. Walpole?

W a l p o l e:

Oh. ich will keine Behandlung schon in die Hand nehmen: mir liegt nichts daran. Ich bin vollkommen überzeugt. daß es sich hier um gar keinen moralischen Fall handelt; sondern um einen physischen. In feinem Gehirn ist etwas nicht in Ordnung. Das heißt: wahrscheinlich handelt sich's um eine merkwürdige Erkrankung des Rückenmarks, Und das weist wieder auf eine Zirkulationsstörung hin. Kurzum. es ist mir vollkommen klar. daß er an einer vorläufig noch dunklen Art Blutvergiftung leidet. die beinahe sicher von einer Blutvergiftung im Wurmfortsatz herrührt. Ich werde den Wurmfortsatz entfernen.

L o u i s

(die Farbe wechselnd): Soll das heißen. daß Sie mich operieren wollen?

Hu! Nein. ich danke.

W a l p o l e:

Fürchten Sie nichts: Sie werden nichts fühlen. Sie werden selbstverständlich anästhetisch gemacht. Die Sache wird ungemein interessant werden.

L o u i s:

Oh ja. wenn Sie interessiert. dann natürlich -! Wieviel bieten Sie mir dafür. daß ich mir das von Ihnen machen lasse?

W a l p o l e

(sich entrüstet erhebend): Wie viel? Was soll das heißen?

240

_j
...j
In
0
7" "5- *M 1 *
4 L.-c;,,_'7-*, -Â»* L_-fQ-,. *LA-".ÃœV* '-WJ ,f
er. -. , e *-7-* ann-l*-
--"__*"_-*
Richard Riemerfhmid-Miinchén ZiriiftÃ¼cishalle.
Zum Effay von Ernft Shut.

- -.>11- _flä'i-"DWNFFWIU 1'»- WM-MI-"u_." . . ,

Ba-Ux *

' | .-

..rer-4*- -M--D *ie-'N Frieden pre "'Wenswürdigkeit '--' ,

..inter Nur *--i x' icht ich.)

"'.7 .i'-

(r-. *-3 : :.qk. laufend Laut.

:.1:"!-*,-r1-'

- 1 k

-.i-.,-'. „cb babe ..in-:- 'ma-qm. Ihnen n-:h Nuri '* '.

ic* ..2. *über .rei-dc*- *.":.e fih Y*- an ini-i*: -31: *- ih * .'.-

es! "ut-io zurückgezogen und bilde n-.r *ti ': e-...-. Ihr frit-

"ai"- ,a--- .ihr Lei-e ift in der. .Finden d* .c ..J-..rec

N;rgeon.

Nicht iii d--n mei-.cu Ih habe beide .ix *21:* -oll. In_ '-

>

noch v2."*i'igbare Mittel für diefen Fe!,

S i r P a t r i ä:

Was fagei- Sie. Walpole?

W a l p o l e:

Oi). ich .rx-Z!! feine *Beh- "idlung fhon i-i die .ße .k 7." .- .ki -.

d. ren. Ich din vollkommen überzeugt. ix* .2* :..iq bl-i .i-

mai-alif-:hen Fall handelt; fondern um c.-ic- Naomi..- , -

ldi.i---*r- ..i e' re* .il-rt in Dede-.mc D1-, lie-'ine wabifhc"

[ich's um cal- 1» ech. *ir-:dige Ertl-ii ?mg der *Laken-name. -'.. . *

*nieder .7:*4 eine -ii-.kk-l-ninneßö ung im'. Karin-77. es komme-i kl, 7..:2'; er an einer . 'iM-. auch

dunklen ein '- l.

'leidet l.. beinahe i* *ier ren reer *Surinam-:*9 iniW-i:--*'. *- :K - -

.Jiu 'Lt-"lr- den :Wuknlfulffsi enifrrncn.

k. Z *,1>

ker-1 q.. ..YU-lud): Soll das heißer.. daß Sie mich der;

,-5- c.. -- --.- danke.

Mair-:ie:

Fäll-kle" sie rin-i3: Sie werden niht! frären, li. . 1- r -.. -

verläff'jrh am" gemaht. D.;- Fahe wird urige-n'. - s .-

werden.

L o u i s:

Zh ia.. wenn fi.- Sie ir.rer.*-'f',ei., klar-:t natürlia. - : *7- k) . - .

"lil Wil!?- dßß ""- 7--ik '-"-i-k vun 'Ihnen mach-:n icli. '7

a l p o l e

(fih entrüfiet erheben-7.*: ?LK-ie viel? Was foll das heiße"

>* *-Ue "uf

_ - ..- ß fi- _- Ä -- '-

240

Iahre-me
190.
4
„
e.
.ii-7!
W" "
"FI-.j K.-
"t-.*-
[Ã-'r-" - .
Richard Riemerfchmid-MÃ¼nchen:
FrÃ¼hftÃ¼clshalle.

Zum Effay von Ernft Schur.

22

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

L o u i s:

Sie glauben doch nicht, daß ich mir von Ihnen umsonst den Bauch aufschneiden lasse?

W a l p o l e:

Würden Sie denn mein Porträt umsonst malen?

L o u i s:

Nein. Ich gebe Ihnen das Bild dafür, und Sie können es dann vielleicht um den doppelten Betrag verkaufen. Meinen Wurmfortsatz kann ich aber nicht mehr verkaufen, wenn Sie ihn mir herausgeschnitten haben.

W a l p o l e

(beleidigt): Ridgeon, haben Sie schon jemals etwas derartiges gehört?

L o u i s:

Für fünfhundert Pfund können Sie jede Operation an mir vornehmen, die Ihnen Spaß macht; aber der Teufel soll mich holen, wenn ich für etwas Ihren schönen Augen zuliebe tu!

W a l p o l e:

Behalten Sie Ihren Wurmfortsatz, Ihre tuberkulöse Lunge und Ihr krankes Gehirn: ich bin mit Ihnen fertig. Man könnte glauben, daß ich diesem Burken etwas anderes als eine Gefälligkeit erweisen wollte! (Er kehrt in höflichem Zorn zu feinem Stuhl zurück.)

Sir Patrick:

Herr Dubedat, da bleibt nur ein Arzt übrig, der Ihren Fall nicht abgelehnt hat. Sie können sich nur an Sir Ralph Bloomfield Benington wenden.

W a l p o l e:

Wenn ich Sie wäre.: B. B., nicht mit Zangen würde ich ihn anfassen. Schicken Sie ihn ins Brompton Spital; dort wird man ihn zwar nicht heilen, aber Manieren lehren.

B. B.:

Ich habe nun einmal die Schwäche, nie nein sagen zu können, selbst den unwürdigsten Menschen gegenüber nicht. Außerdem halte ich eine Diskussion über den Wert des Menschenlebens, das wir gerade behandeln, unter Ärzten für unmöglich. Bedenken Sie das, Ridgeon. Lassen Sie sich durch den Kopf gehen, Sir Paddy. Befreien Sie Ihren Sinn von Scheinheiligkeit, Walpole.

W a l p o l e

(entrückt): Mein Sinn ist vollkommen frei von Scheinheiligkeit.

16 24:

B. B.:

Na also. Sehen Sie sich mal meine Praxis an. Ich glaube es ist eine vornehme Praxis eine elegante Praxis eine Praxis unter den besten Leuten. Sie verlangen daß ich auf die Frage eingehe ob meine Patienten jemandem nützlich sind sich oder anderen. Nun gut wenn Sie das wissenschaftlich lösen wollen dann erleben Sie eine *cautio acti* - (111m. Sie müssen da zu dem Schlusse gelangen daß die Mehrzahl der Menschen wie es mein Freund J. M. Barrie kurz und bündig formuliert hat) besser tot wäre. Besser tot. Es gibt Ausnahmen zweifellos. Da gibt es zum Beispiel eine ganz bemerkenswerte sozialdemokratische Einrichtung: den Hof der aus öffentlichen Mitteln also vom Publikum erhalten wird weil das Publikum ihn braucht und gerne hat. Meine Patienten bei Hof sind Menschen die hart arbeiten einem also Befriedigung gewähren zweifellos. Dann behandle ich ein paar Herzöge deren Güter wahrscheinlich besser in Stand sind als sie es in öffentlichen Händen waren. Was aber die meisten übrigen betrifft wenn ich über die zu urteilen anfange, würde das Bedikt *scaglos* lauten: besser tot. Sterben folge tatsächlich dann muß ich die Familie manchmal fogar damit - durch die Blume natürlich - trösten. Die Tatsache daß diese Leute für ärztliche Behandlung verschwenderisch viel Geld ausgeben würde mich wahrhaftig nicht berechtigen meine Fähigkeiten zu vergeuden um diese Menschen - so wie sie nun einmal sind - am Leben zu erhalten. Und wenn meine Honorare hoch sind habe ich schließlich doch auch große Auslagen. Meine eigenen Ansprüche sind gering - ein Feldbett ein paar Zimmer eine Brottrinde, eine Flasche Wein; und ich bin glücklich und zufrieden. Die Bedürfnisse meiner Frau sind vielleicht luxuriöser; aber fogar sie beklagt Ausgaben die nur den einzigen Zweck haben eine folche Lebensführung aufrecht zu erhalten die meine Patienten nun mal von ihrem ärztlichen Berater verlangen. Der - der - der (beinnt sich plötzlich). Ich habe den Faden meiner Betrachtungen verloren. Wovon sprach ich eben) Ridgeon?

Ridgeon:

Von Dubedat.

B. B.:

Ah ja. Ganz richtig. Danke schön. Von Dubedat natürlich. Na) was ist unser Freund Dubedat? Ein lafterhafter und unwissender junger Mensch mit Zeichentalent.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

L o u i s:

Danke sehr. Lassen Sie sich nicht fiebern.

B. B.:

Was sind denn nun schließlich die meisten meiner Patienten? Laferhafte und unwissende junge Menschen ohne irgend ein Talent. Wollte ich mich erst auf ihre Verdienste befinden,, müßte ich auf drei Viertel meiner Praxis verzichten. Deshalb habe ich es mir zur Regel gemacht nicht so zu rechnen. Wenn ich mir nun diese Regel als anständiger Mensch für die zahlenden Patienten zurechtgelegt habe: kann ich da bei einem Menschen eine Ausnahme machen,, der- weit davon entferntX einen zu bezahlenh einen vielmehr anpumpt? Nein! Nein frage ich. Herr Dubedat: Ihr moralischer Charakter ist mir gleichgültig. Ich betrachte Sie ausschließlich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Für mich sind Sie ganz einfach ein Schlachtfeld. auf dem eine räuberische Armee Tuberkelbazillen mit einer Abteilung patriotisch gefärbter weißer Blutkörperchen kämpft. Da ich Ihrer Frau versprochen habe. diese Phagocyten zu vermehren. und meine Grundfäße mir nicht gef'cattenx ein gegebenes Wort zu brechen. will ich sie vermehren, Jede weitere Verantwortlichkeit lehne ich ab. (Er wirft sich erschöpft in seinen Sessel zurück.)

S i r P a t r i c k:

Herr Dubedat- jehß wo Sir Ralph sich so gütig Ihres Falles anzunehmen erbietet und die zwei Minuten versprochen sindh die ich Ihnen gewährt habe. muß ich Sie bitten,, mich zu _entschuldigew (Er fahrt auf.)

L o u i s:

Oh gewiß. Jetzt bin ich mit Ihnen vollkommen fertig. (Sich erhebend hält er ihm den Skizzenblock hin.) Da! Während Sie schwärmte habe ich gearbeitet. Was ist von Ihrer Moralpredigt übrig geblieben? Nichts als etwas Kohlenorhdgash das die Zimmerluft verfrhlechtert hat. Was ist von meiner Arbeit übrig geblieben? D a s. Sehen Sie! (Ridgeon fahrt auf. um es sich anzusehen.)

S i r P a t r i c k

(der von der Eschade herabgekommen iii): Sie junger Taugenichts. also gezeichnet haben Sie mich?

L o u i s:

Natürlich. Was denn sonst?

S i r P a t r i c k

(nimmt ihm die Zeichnung aus der Hand und brummt beifällig): Das ist recht gut. Finden Sie nicht auch. Colly?

:6* 243

Der Arzt ganz Shzideweg _ Bernard Shaw

Ridgeon:

Ja. So gut. daß ich es haben möchte.

Sir Patrick:

Danke. aber ich möchte es gern selber haben. Was halten Sie davon

Walpole?

Walpole

(erhebt sich und geht hinüber. um sich das Bild anzusehen): Bei Gott. das muß ich haben!

Louis: -

Ich wollte. ich könnte's mir leihen. es Ihnen anzubieten. Sir Patrick.

Aber ich würde lieber fünf Guineen opfern. als mich davon trennen.

Ridgeon:

Oh. wenn's weiter nichts ist. ich will Ihnen feils dafür geben.

Walpole:

Zehn.

Louis:

Ich glaube. Sir Patrick hat ein moralisches Anrecht darauf. da er mir gefällig ist. Darf ich es Ihnen um den Preis von zwölf Guineen zuschicken?

Sir Patrick:

Zwölf Guineen! Nicht wenn Sie der Präsident der königlichen Akademie wären. junger Mann. (Er gibt ihm die Zeichnung entschlossen zurück. wendet sich ab und nimmt seinen Hut von der Gliederpuppe.)

Louis

(zu B. B.): Wollen Sie zwölf dafür bezahlen. Sir Ralph?

B. B.

(tritt zwischen Louis und Walpole): Zwölf Guineen. Ja danke. Das will ich dafür bezahlen. (Er nimmt das Blatt und zeigt es Sir Patrick.)

Nehmen Sie es von mir an.*Paddy. und möge es Ihnen gegönnt sein. es noch lange zu betrachten.

Sir Patrick:

Ich danke Ihnen. (Er steckt die Zeichnung in seinen Hut.)

B. B.:

Ich brauche das nun mit Ihnen nicht sofort zu ordnen. Herr Dubedat: mein Honorar wird diesen Betrag um vieles übersteigen. (Er nimmt auch seinen Hut.)

Louis:

Das ist niederträchtig. Ich würde mich lieber erschießen lassen. als so

244

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

etwas tun. bei Gott! Ich fiele fefi. daß Sie mir die Zeichnung gefiohlen haben.

Sir Patrick:

So haben wir Sie alfo doh zum Glauben an Moral belehrt. was?

L o u i s:

Pahl (Zu Walpole.) Ich werde Ihnen ein anderes machen. Walpole. wenn Sie mir die zehn Pfund geben. die Sie geboten haben.

W a l p o l e:

Einverfianden! Ih werde bei Ablieferung bezahlen.

L o u i s:

Ah! Wofür halten Sie mich denn? .haben Sie kein Vertrauen 'zu meiner Ehre?

W a l p o l e:

Niht das geringfie.

L o u i s:

Na ja. Sie können natiirlich nicht anders handeln. wenn das Ihre Meinung ift. Bevor Sie gehen. Sir Patrick. geftatten Sie mir Iennifer zu holen; ih weiß. daß meine Frau Sie gerne fprechen würde. wenn Sie nichts dagegen haben. (Er geht zur Tur.) Und nun. bevor fie eintritt. noh ein Wort. Ihr habt hier alle ziemlich freimi'itig über mich gefprohen. hier. in meinem Haufe. Ih habe nihts dagegen: ich bin ein Mann und kann mi felbf fchüßen. Aber fobald Iennifer hereinkommt. erinnert euh gefälligfi. daß fie eine Dame ift und daß man euh für Gentlemen hält. (Er geht hinaus.)

W a l p o l e:

Na ja!!! (Er geht feinen Hut holen.)

R i d g e o n:

Der Teufel hole feine Frechheit!

B. B.:

Es follte mi gar niht überrafhen zu hören. daß er aus gutem Haufe ift. Wo immer ih Würde und Selbfbeherrfhung antreffe. ohne daß ein nachweisbarer Grund dazu vorliegt. lautet meine Diagnoie auf: gute Familie.

S i r P a t r i c k:

So ift nun mal die Welt. Die anftändigen Menfhen find immer dazu da. fih von den Snobs die Meinung fagen und außer Faffung bringen zu laffen.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

B. B.:

Ich bin nicht außer Faffung. Bei Jupiter, den Menfchen möchte ich fehen, der mich außer Faffung bringen könnte. (Jennifer tritt ein.) Ah-Frau Dubedat- wie fieht das Befinden?

F r a u D u b e d a t

(ihm die Hand fchlittelnd): Ich danke Ihnen allen, daß Sie gekommen find, (Sie fchüttelt Walpole die Hand). Ich danke Ihnenz Sir Patrick. (Sie fchiittelt Sir (patrick die Hand.) Ohh das Leben ift wieder lebenswert,, [eit ich foläye Männer: kennen gelernt habe. Von jenem Abend in Richmond anZwar es mit meiner Angft vorbei. Und mein Leben ifi doch gewöhnlich nichts als Angfi gewefen. Wollen Sie nicht Plaß nehmen und mir das Refultat der Konfultation mitteilen?

W a l p o l e:

Ich möchte mich empfehlen- wenn Sie nichts dagegen habem Frau Dubedat. Ich habe eine Verabredung. Bevor ich geheh gefiatten Sie mir noch zu fagen- daß ich mit meinen Kollegen hinfichtlich diefer Art der Erkrankung vollkommen eines Sinnes bin. Was die Urfache und die Heilmittel betrifft, fo ift das nicht meine Sache: ich bin nur Chirurgx diefe Herren aber find praktifche Ärzte und werden Sie gut betaten. Ich mag meine eigenen- Anfühten über den Fall haben: ich ha b e fie fogar; und meine Herren_Kollegen kennen fie. Wenn man mich braucht - und fchließlich wird man mich brauchen - wiffen die Herrem wo ich zu finden bin. Ich fiehe immer zu Ihrer Verfiugung. Fiir heute leben Sie wohl. (Cr geht ab.)

Sir Patrick:

Ich möchte Sie bittem mich zu entfchuldigem Frau Dubedat.

Ridgeon

(angftiich): Sie gehen?

Sir Pa t r i ck:

Iax ich kannhier nicht von Nußen fein; muß nach Haufe) Wie Sie wiffen- gnädige Frau- praktiziere ich nicht mehr- kann alfo in diefem Fall keine Verantwortung übernehmen. Die Sache bleibt zwifchen Sir Colenfo Ridgeon und SirJzRalph Bloomfield Benington. Die Herren kennen meine Anfiobt. Guten Abendh gnädige Frau. (Cr verbeugt fich und geht zur Tür.)

F r a u D u b e d a t

(ihn zurüähaltend): Das ift doch kein fchlimmes Zeichen? Es geht Louis doch nicht fchlechteß wie? nein?

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

S i r P a t r i c k:

Nein: es geht ihm nicht fchlechter. Genau fo wie in Richmond.

Frau Dubedat:

Oh. ich danke Ihnen: Sie haben mich fo erfchreckt. Entfchuldigen Sie.

S i r P a t r i c k:

Oh. nicht der Rede wert. gnädige Frau. (Er geht hinaus.)

B. B.:

Frau Dubedat. wenn mir der Patient anvertraut werden foll _

F r a u D u b e d a t

(erfrhrocken. mit einem Blick auf Ridgeon): Ihnen! Ader ich dachte doch. daß Sir Colenfo -

B. B.: *

Meine liebe gnädige Frau. Ihr Gatte foll mich bekommen.

Frau Dubedat:

Aber -

B. B.:

Kein Wort mehr: es ij mir Jhretwegen ein Vergnügen. Sir Colenfo ifi im bakteriologifthen Laboratorium an feinem Plaß. Ich bin es am Krankenbett. Ihr Gatte foll genau fo wie ein Mitglied der königlichen Familie behandelt werden. (Frau Dubedat fühlt fich unbehaglich und will wieder protefiieren), Bitte. nichts von Dank: es wurde mich in Verlegenheit bringen. glauben Sie mir. Darf ich fragen. ob Sie an diefe Räume gebunden find? Muffen Sie hier bleiben? Das Automobil hat felbfi verfiändlich jede Entfernung überwunden. aber ich muß gefiehen. es wäre zweckdienlicher. wenn Sie mir ein wenig näher gerückt würden.

Frau Dubedat:

Sie fehen. Atelier und Wohnung find abgefonderte Räume. die zufammen gehören. Ich habe in den gewöhnlichen Wohnungen fo viel gelitten.

Die Dienfiboten find fo entfeßlich unehrlich.

B. B.:

Ah! Ia!? Wirklich? Wirklich? Mein Gott, . .

Frau Dubedat:

Ich war nie daran gewöhnt. meine Sachen abzufchließen. und vermißte fo viele kleine Summen, Zuletzt gefchah etwas Schreckliches. Eine Fünfpfundnote fehlte mir. Der Verdacht lenkte fich auf das Hausmädchen; und fie hatte die Stirn zu behaupten. daß Louis fie ihr gegeben hatte, Und er wollte nicht. daß ich etwas gegen fie unternahme: er ij fo zartfühlend. daß ihn diefe Dinge verrückt machen.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

B. B.:

Ah -hm - ha - ja - das genügt. naja. dann folgen (Sie nicht umziehen. Frau Dubedat. Wenn der Berg nicht zu Mahomet kommt. muß Mahomet zum Berge kommen. Nun muß ich aber gehen. Ich werde Ihnen schreiben und eine Stunde bestimmen. Wir werden am - am - wahrscheinlich am nächsten Dienstag mit der Anregung der Phagocyten beginnen. aber Sie folgen noch von mir hören. Verlassen Sie sich auf mich. und machen Sie sich gar keine Sorge. Effen Sie regelmäßig. schlafen Sie gut. bleiben Sie frohen Mutes; erhalten Sie uns die Heiterkeit des Patienten und hoffen Sie das Beste. Es gibt kein besseres Mittel als eine reizende Frau. die beste Medizin ist Frohfinn. und das allerbeste Mittel ist die Wissenschaft! Leben Sie wohl. leben Sie wohl. leben Sie wohl. (Nachdem er ihr die Hand geschüttelt hat - sie ist zu überwältigt. um zu sprechen - geht er hinaus. auf dem Wege hält er inne und spricht zu Ridgeon): Bitte. schicken Sie mit: Dienstag früh eine Tube starkes Antitorin. einerlei was für eines. Vergeffen Sie nicht. Leben Sie wohl. Collh. (Er geht hinaus.)

R i d g e o n:

Sie sehen wieder ganz entmutigt aus. (Sie ist beinahe in Tränen.) Was ist denn geschehen? Sind Sie enttäuscht?

Frau Dubedat:

Ich weiß. ich sollte sehr dankbar sein. Glauben Sie mir. ich bin sehr dankbar. Aber - aber -

R i d g e o n:

Nun?

Frau Dubedat:

Ich hatte mein Herz schon an den Gedanken gehängt. daß Sie Louis behandeln würden.

Ridgeon:

Ra. Sir Ralph Bloomfield Benington:-

Frau Dubedat:

Ja. ich weiß. ich weiß. Es ist ein großer Vorzug. feine Behandlung zu genießen. Aber ah. ich wünschte. sie läge in Ihren Händen. Ich weiß. es ist gewiß unvernünftig; ich kann das nicht erklären. aber ich hatte ein so starkes Gefühl. daß Sie ihn kurieren würden. Bei Sir Ralph empfinde ich nicht so. Sie haben's mir doch versprochen. Warum haben Sie Louis aufgegeben?

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

R i d g e o n:

Daß hab' ich Ihnen doch erklärt. Ich kann mit dem bösen Willen keinen Fall mehr aufnehmen.

Frau Dubedat:

Aber in Richmond?

R i d g e o n:

In Richmond glaubte ich, ich könnte noch für einen Fall Platz schaffen. Aber diesen Platz hat mein alter Freund, Doktor Blenkinsop, in Anspruch genommen. Seine Lunge ist angegriffen.

Frau Dubedat:

Meinen Sie jenen ältlichen Mann - diesen ein bißchen albernen -

R i d g e o n

(fireng): Ich meine den Herrn, der mit uns gespeist hat - ein ausgezeichnete und ehrenhafter Mann, dessen Leben so viel wert ist, wie das irgend eines andern. Ich hab's nun so gemacht: ich übernehme seinen Fall und Sir Ralph Bloomfield Benington übernimmt Dubedat.

F r a u D u b e d a t

(sich zu ihm wendend): Oh, ich erkenne den Zusammenhang. Reid ist es. Gemeinheit. Grausamkeit. Und ich dachte, Sie wären darüber erhaben.

R i d g e o n:

Was meinen Sie?

Frau Dubedat:

Oh glauben Sie, daß ich das nicht weiß, denken Sie, daß dergleichen noch nie passiert ist? Warum wendet sich jetzt jeder von ihm ab? Können Sie denn nicht verzeihen, daß er euch überlegen ist - daß er klüger ist - daß er tapferer ist - daß er ein großer Künstler ist?

R i d g e o n:

Ja, ich kann ihm das verzeihen.

Frau Dubedat:

Haben Sie sonst irgend etwas gegen ihn einzuwenden? Ich habe jeden herausgefordert, der sich von ihm abgewendet hat - herausgefordert, Aug' in Aug', mir eine Schlechtigkeit nachzuweisen, die er begangen, oder nur einen unehrenhaften Gedanken mitzuteilen, den er ausgesprochen hat. Seine Feinde mußten immer zugeben, daß sie mir nichts von alledem zu nennen wüßten. Jetzt fordere ich Sie heraus. Werden Sie Sie ihn?

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Ridgeon:

Ich bin wie alle übrigen. Aug' in Aug' kann ich nicht das Geringste gegen ihn vorbringen.

Frau Dubedat:

Aber Ihr Benehmen ist verändert. Und Sie haben Ihr gegebenes Wort für ihn Platz zu schaffen gebrochen.

Ridgeon:

Ich glaube, Sie sind ein wenig unvernünftig. Der allerbeste medizinische Ratgeber Londons steht Ihnen zur Seite, und eine der Leuchten unseres Berufes hat den Fall Ihres Gatten in die Hand genommen. Das -

Frau Dubedat:

Oh, es ist so grauhaft, mir gegenüber auf diesem Standpunkt zu verharren. Es scheint ganz richtig und fehlt mich dabei ins Unrecht, Ich glaube nur an Sie und nicht an die anderen. Wir haben schon so viele Ärzte gehabt: allmählich weiß ich, wie es klingt, wenn sie nur sprechen und nicht helfen können. Mit Ihnen ist das anders. Ich fühle, daß Sie mein Leiden verstehen. Sie müssen mich anhören. Doktor.

(Mit plötzlicher Beforgnis): Habe ich Sie vielleicht beleidigt, weil ich Sie Herr Doktor nenne, statt Sie mit Ihrem vollen Titel anzufordern?

Ridgeon:

Unfinnig. Ich bin Doktor. Aber Sie dürfen Walpole nicht so nennen.

(Er setzt sich aufs Sofa.)

Frau Dubedat:

An Walpole ist mir nichts gelegen: Sie sind es, der mir freundschaftlich gefällig bleiben muß. (Seht [ich auf den Atelierstuhl.]) Ich kenne Louis, wie ihn niemand sonst auf Erden kennt oder jemals kennen wird. Ich bin seine Frau. Ich weiß, er hat kleine Fehler. Ungeduldigkeiten, Empfindlichkeiten, Selbstfüchtigkeiten, die ihn so trivial dünken, daß er sie gar nicht bemerkt. Ich weiß, daß er in Geldangelegenheiten die Menschen manchmal verletzt, weil er darüber so erhaben ist, daß er die Wichtigkeit, die gewöhnliche Menschen im Geld sehen gar nicht versteht. Sagen Sie mir: hat er - sich auf irgend eine Weise Geld von Ihnen ausgeliehen?

Ridgeon:

Ja, er hat mich um eine Kleinigkeit gebeten.

Frau Dubedat:

(hat wieder die Augen voll Tränen): Oh- wie ich das beklage. Aber er wird es nie wieder tun: ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Er hat es mir

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

feierlich verprochen - hier in diesem Zimmer. gerade ehe Sie kamen -
und er ist unfähig, ein Wort zu drehen. Das war seine einzige wirkliche
Schwäche; aber jetzt ist sie besiegt und für immer abgetan.

Ridgeon:

Ist das wirklich seine einzige Schwäche?

Frau Dubedat:

Er ist vielleicht auch manchmal schwach gegen Frauen. weil sie ihn so
anbeten und ihm immer Fällchen fielen. Und natürlich, wenn sie sehen,
daß er nicht an Moral glaubt, so meinen die gewöhnlichen frommen
Menschen, daß er deshalb böse sein müsse. Aber Sie können das doch
verstehen, nicht wahr? wie das alles sehr viel dazu beitragen muß, ihn
in schlechten Ruf zu bringen, und so lange herum erzählt wird, bis sogar
gute Freunde gegen ihn aufgebraut werden.

Ridgeon:

Ia, das verstehe ich.

Frau Dubedat:

Oh, wenn Sie nur seine anderen Eigenschaften kennen würden, wie ich
sie kenne! Wissen Sie, Doktor, daß ich mich töten würde, wenn ich
Louis durch eine wirklich fähige Handlungsweise um seine Ehre brachte?

Ridgeon:

Aber ich bitte Sie, regen Sie mich doch nicht auf!

Frau Dubedat:

Ia, das würde ich. Ihr könnt das natürlich nicht begreifen, ihr Leute
aus dem Osten.

Ridgeon:

Sie haben wohl in Eornwall nicht viel von der Welt gesehen?

Frau Dubedat

(naiv): Oh ja, ich habe jeden Tag sehr viel von der Schönheit der
Welt gesehen - mehr, als man hier in London jemals sehen kann. Aber
ich hab' nur sehr wenig Menschen gekannt, wenn Sie das unter „Welt“
verstehen. Ich war das einzige Kind meiner Eltern.

Ridgeon:

Das erklärt manches.

Frau Dubedat:

Ich hab' sehr viel geträumt, aber schließlich laufen alle Träume auf
einen hinaus.

Ridgeon

(mit einem halben Seufzer): Ia, zu dem einen gewöhnlichen Traum.

25x

F r a u D u b e d a t

(überrafcht): Ift er gewöhnlih?

R i d g e o n:

Ih glaube. Sie haben mir ja noch niht gefagt. worin er beftand.

Frau Dubedat:

Ih wollte kein zwecklofes Leben führen. Selbfi vollbringen konnte ih nihts. aber ih befaß etwas Vermögen und konnte damit helfen. Ih befaß auh etwas Schönheit: hglten Sie mih niht für eitel. weil ih das weiß. Ih wußte. daß die Genies zu Beginn ihrer Laufbahn immer einen entfeßlihen Kampf mit Armut und Elend zu beftehen haben. Mein Traum war es. einmal ein Genie vor Not zu bewahren und etwas Reiz und Glück in fein Leben zu tragen. Ih flehte den Himmel an. mir ein folhes Wefen zu fchicken. Ich glaube ganz beftimmt. daß Louis mir als Antwort auf mein Gebet gefandt worden ift. Er glich den anderen Männern. denen ih begegnet war. fo wenig wie die Ufer der Themfe unferer Küfte in Cornwall. Er fah dasfelbe. was ih fah. und malte es für mih. Er verfiand alles. Er ift wie ein Kind zu mir gekommen: denken Sie nur. Doktor. er hat fogar nie daran gedaht. mich zu heiraten: er hat niemals an das gedaht. woran andere Männer denken. Ich felbfi mußte um ihn anhalten. Da fagte er. er hätte kein Geld. Da erwiderte ih. ih hätte welhes. Oh. ja dann! fagte er. genau wie ein Knabe. Er ift noh immer fo.*ganz unverdorben. In feinem Denken ein Mann. in feinem Träumen ein großer Dihter und Künfler; und in feinem Wefen ein Kind. Ih habe mih ihm mit allem. was ih hatte. hingegeben. damit er im vollen Sonnenfchein zu feiner vollen Höhe emporwahren könne. Wenn ich den Glauben an ihn verlöre. dann wiirde mein eigenes Leben Schiffbruch leiden. Ih würde nah Eornwall zurückkehren und:fierben. Ih könnte Ihnen den Felfen zeigen. von dem ih mich ins Meer fiirzen würde. Ich kann niht einmal den Gedanken. daß er krank ift. ertragen. Sie müffen ihn heilen. Sie müffen ihn mir wieder vollfiändig gefund mahen. Ih weiß. daß Sie es können und daß es außer Ihnen niemand kann. Ih flehe Sie an. fhlagen Sie mir diefe Bitte niht ab. Übernehmen Sie Louis' Behandlung. und Sir Ralph kann Blenkinfop heilen.

N i d g e o n:

Glauben Sie denn wirklih in folhem Maß an meine Maht und an mein Wiffen. Frau Dubedat?

Frau Dubedat:

Unbedingt. Ich schenke mein Vertrauen nicht halb.

Ridgen:

Das weiß ich. Wohlan! Ich werde Sie auf die Probe stellen - auf eine harte. Wollen Sie mir glauben, daß ich das alles verstehe: was Sie mir eben gesagt haben: daß ich keinen heftigeren Wunsch habe als Ihnen in treuer Freundschaft zu dienen und daß Ihr Held Ihnen - um jeden Preis erhalten bleiben muß?

Frau Dubedat:

Oh! verzeihen Sie mir! Verzeihen Sie mir, was ich Ungutiges gesagt habe. Sie werden ihn mir erhalten.

Ridgen:

Auf alle Fälle. (Sie küßt seine Hand. Er zieht rasch auf.) Nein! Sie haben den Schluß noch nicht gehört. (Sie erhebt sich.) Sie müssen mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die einzige Möglichkeit Ihnen Ihren Helden zu erhalten, darin besteht, daß Louis Sir Ralph anvertraut wird - und nicht mir.

Frau Dubedat

(entsetzt): Sie sagen es: dann zweifle ich nicht länger; ich glaube Ihnen. Danke!

Ridgen:

Leben Sie wohl. (Sie ergreift seine Hand.) Ich hoffe, daß unsere Freundschaft von Dauer sein wird.

Frau Dubedat:

Das wird sie. Meine Freundschaft wird nur mit dem Tode enden.

Ridgen:

Der Tod macht allem ein Ende, nicht wahr? Leben Sie wohl. (Mit einem Seufzer und einem mitleidigen Blick auf sie, den sie nicht versteht, geht er hinaus.)

Vorhang.

Schluß in der Dezember-Nummer.

Hedwig Dohm:

Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart).

Eine ganze Kategorie von Dichtern lassen sich als Proteusnaturen bezeichnen. Von einem Roman, von einem Drama zum andern wechseln sie zwischen Impressionismus, Realismus, Symbolismus, Lyrikismus usw. Vielerlei Motive können den Wandlungen zugrunde liegen.

Entweder ist es ein geistiger Wandertrieb, Vagabundennaturen widerstrebt die Sesshaftigkeit.

Oder, es drängt sie eine ungewöhnliche Vielseitigkeit der Begabung, alle Saiten ihres Wesens zum Klingen zu bringen.

Die Wandlungen dürften sich aber auch als natürliche - durch äußere und innere Schicksale bedingte Entwicklungsphasen der Persönlichkeit erweisen.

Ferner: sie können dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht entspringen.

Der Ruhmsüchtige ist auf der Jagd nach Erfolg. Ist es ihm als Impressionist nicht gelungen, so versucht er es als Neuromantiker. Schlägt er auch da keinen Rekord, so wirft er sich auf die Psychologie oder die Heimatkunst.

Er glaubt sich im Stoff oder in der Form vergriffen zu haben, wenn er das Publikum nicht kaptiviert.

Vielleicht auch fehlt es dem proteischen Dichter an einem festen Kern, einer tieferen Wurzelung, aus der allmählich, mit innerer Notwendigkeit, Blatt für Blatt, Blüte für Blüte sich entfaltet. Ausstrahlungen alle desselben Kerns.

Zu solchen Proteusnaturen gehört unter anderen Hauptmann.

Bei ihm sieht der Grund der allmählichen und natürlichen Entwicklung seiner geistigen Persönlichkeit im Vordergrund.

Ein Proteus in der Literatur ist Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart),

Hedwig Dohm feiert in diesem Jahr ihren 75. Geburtstag. Sie ist eine markante Gestalt in unserer Zeit, als Frau wie als Dichterin. Wir freuen uns, gerade in diesem Heft einen Beitrag von der großen Dichterin über Hans von Kahlenberg bringen zu können, weil diese Arbeit wohl den treffendsten Jubiläumsartikel bedeutet: wie die 75jährige Hedwig Dohm eine jugendliche, bizarre-moderne Erscheinung unseres Literaturlebens würdigt. A. Halbert.

Von all den angeführten Wandlungsmotiven findet sich etwas in ihrer überreichen Produktivität. Vorwiegend aber ist es wohl die Vielseitigkeit ihrer Begabung, die sie anreizt ihre Fühlfäden nach allen Windrichtungen hin auszufirecken.

Hans von Kahlenberg ist ein fchillerndes, genialifhes Talent. Eher ein französifches - das heißt ein pariferifches - als ein deutches. Will sie uns einmal echt deutch kommen, wie in dem Roman „Der Alte“. So wird sie konventionell, brav, fehr nett. Auch für junge Mädchen lesbar. *

Auf allen möglichen Gebieten, in allen geifigen Provinzen tummelt sie sich fröhlich oder feurig, mit flinker Behendigkeit, mit virtuofen Sicherheit.

Ihre Bücher wirken fchnell, fiark, nicht nachhaltig. Sie ist keine Initierte in den Tempelhallen der Dichtkunft.

Ihre Romane sind nicht künfilerifch fein genug zifeliert, um l'art pour l'art zu sein. Für das große Publikum sind sie zu geiftreich, zu erklufiv, zu fkeptifch, raffiniert; sie reden zu fehr die Sprache bestimmter Kreife.

Für wen fhreibt sie eigentlich? Ich meine für internationale Weltleute beiderlei Gefchlechts, für die Salons der oberen Zehntausend und für etliche andere auch, die der fchneidenden Wahrheit ihrer Gefellfchaftsbilder Verftändnis entgegenbringen. Feinen und bequemen Genießer-tt eine willkommene Kofi. Den Idealiften ein Dorn im Auge. Reizvoll, pikant in ihrer literarifchen Perfönlichkeit ist das Gemifch von malitiöfem Efpit, Unverfrorenheit, Raffinement und draufgängerifhem Pathos.

Eine Feuerfleck? Nein. Eine Phantafie von Feuer. Ein eminentes Temperament der Zunge, der Rede, des Blutes.

Sie ist fpähend, lauernd, liftig, berechnend, fehr klug. Von robufter Kraft, Scharfäugig, feinhörig, Boshaft, graufam, fprühend, Kalt bis zum Eifigen. Eis und Feuer berühren sich.

Sie ist auch zierlich, wißig, durchfchliipfend, Toilettenkünflerin.

Ihre Lieblingsblume dürfte die rote Zentifolie fein. Doch parfümiert sie die Rofe noch.

Je nachdem ist sie Tigerkaße, Schlange, Gazelle.

Kane? Nein. Nichts Leifes, Gefchmeidiges, Krauendes hat sie.

Lieber beißt sie, zerreißt sie, Iungleopardenart.

Ein wildes Potpourri sind ihre Schriften,

Hans von Kahlenberg Hedwig Oohm

Auf der einen Seite eine erschreckend nüchterne, scharfe Welt- und Menschenkenntnis, ein stupendes Wissen aller Banalitäten des Lebens, der vulgären Denkungsart der Subalternen. Auf der anderen Seite Temperamentsgluten, die mitunter etwas schweflig angehaucht find. Fafi fatanifche Schule.

Dithyramben, Raketenfprühen, dunkle Nokturnos, Farbenfymphonien wechseln mit loddrigen Frivolitäten in einem Berliner Leutnants- oder Journalistenjargon.

Nie aber verlangt ihr nach der blauen Blume der Romantik. Das Dämmernde, Leife, Diskrete, Verfleierte, Duft und Ahnung fehlen ihr. Kein Harfenton, Walkürenrufe, Grandiofe Gebärden, Prunk der Schilderung, Purpurne Worte.

Eine habgierig, maßlofe Seele. Nießfches Wort: „Wenn es einen Gott gäbe, wie hielte ich es aus kein Gott zu fein.“ ifi ihr aus der Seele gefprochen. Wie hielte fie es aus kein Jbfn, kein Maupaffant, kein Hauptmann, kein Maeterlinck, kein Fontane ufw. zu fein. Wie hielte fie es aus keine Renate Fuchs, keine Effi Brieffi, keine Monna Wana, keine Frau vom Meer zu fchreiben, Und fie begibt fich auf alle diefe Abenteuer, und - fie hat Erfolg,

Das Geheimnis der Mache ift ihr offenbar geworden, Die Bildhauerin Lotte in den „Sembrihki“ fragt fich - als fie die großen plattifchen Werke des großen Bildhauers Arnold bewundert - „Wo ifi die Technik - das Gerippe - wie hat er das gemacht? Was ifi der Kniff?“ Ifi das vielleicht ihre Art zu fchaffen?

Eine große Könnern. Alles kann fie. Sie hat es fogar fertig gebracht ein langweiliges Bua) zu fchreiben: „Ulrike Duys“. Sie hüpf, tanzt, vollbringt Dauerläufe, fchreitet monumental, tautnelt dionyfifch.

Sie hat einen großen Stil, einen kleinen Stil, einen biblifch-zarathufirafäfen Stil. Gar keinen Stil.

Aus allen möglichen Gebieten wählt fie ihre Stoffe.

„Der Fremde“ ift ein fymbolifcher Roman, Tefiamentarifches Pathos, Chrifiufvifionen, Aneinandergereihte allegorifizierende Bilder und Szenen, Kühne Gedankenläufe und willkürlich Zusammengeafftes, Weihevoll Befchwingtes.

„Prinzeß Kolibri“ ein franzöfierendes, verhaltenes, gezähmtes, gefittigtes Dekameron, Wihige Phantafik.

'k' :Uwe ,
b " * Der' .'

l* ck. ..11* . -' .k1**xf. i..

.i nn(- von, Kahlenberg

... ..
... ..
"o

fredtria

Auf o-- - - .c Seite eine erschreckend nungen-2. 'ta-*ci* .
**..nfjlrL-'n uns ein fiurendes Wifien aber 're-.atmen r-,,. ..
:K3 t**tllx 'i1 :u Den-a:g:*art der Subrlrternen. Anf r.. ..i-orten .-
' .-ra- :iigluun die mitunter etwas fahr-eilig argeizauctn n*
:ia- .t milde Schule.
BONN-*ecm Raketenwrihen. dunkle Rex-*rem Faibenfymphe-qe.
wia-ick. ..eit leddrigen Fri.1olit-.'iten in einen. *He-linie 'l-utnants. er
Z --urnali'ftenn- rg- n.
Nic ab*: verlangt ihr nah dit' blut-.cn Blum.- d-** Romantik. 4
Dritten-ende. teile. Diskrete. Verichleierte. Duft unt- .ahnung f-*:.'-- : 7-
, "-c-'n Darfeuron. Walkürenrufe. *Jr-.andren Webmren. Pruni rc-
(Zchkldernrg. Piirixrnc Werte.
Eine htbgierig. wahl-ie Seele. Nießfazes Wert: *nn e- »*ir- -
Gett gäbe. nie hielte ich -ts ars ?ein Gott za rein." ift ihr aus' 4
gcfpretxn. Wie hielte fie es aus kein Jdfi'k! kein Maur :xa-1*- t, .--,
Hat-reinem, kein Maererlincr. kein Fontane nfw. zu fein. iii-xt * .lee
fie e» aus keine Renate Fuchs. kein-.- Effi Bricft. keine Men-.1a '2 *
keine Frau vom Meer zi fchceiben. Und fie begibt fich auf alle rn»-
Al:cnlcin-r. und - fir tat i ?tft-lg.
Das Geheimnis der "la-bc tft ihr offenbac- geworden.
D2: ViiöktexiFKikk rei-c :n den ..Se-abrißkie" fragt fich -- ale "2
die großen [lit-Wen "Zweit des großen BilddOuers Arnold betone..-
- „Wo if'. ri.. 'tre-m' --- das Get-?pre -- trio. hat er das gen-..*..
Was ifi der helft?" Lit dis reelle-icht ihre Art *,u fifjaffen?
Eine große Könner-in. Alles kann fie. Sie hat es fogar .
a_ bracht ein langweiliger Emi zu fehr-erben: ..Ulrike Duys".
Sie hüpf. tanzt, vollbringt Dauer-aufm fchreitet mem-.nenten
tat-.t- elt dionpfifch.
Sie hat einen _aM-,n Stil. einen ice-.neu Stil. einen bit-[iich n-
li)1;]irafct"-en Stil. Gar kein-tn Stil.
Au: --llcn möglichen Gebiet-cn null!? fie ihre Stoffe.
..D-*r Fremde" ifi ein fvn'b-lifcher Ron-.1.1. Tefiullll'liki"kiii1;-'
-_* 'Fix-Z El*.'-:iur'nilil-nen. Aneixäcndirgereichte allic:orifierende Bild-.
rr: fxzxticn. Kühne Gedankenanlaufe und willkürlich Zufamme..
grmsn- Weiberoll Befhwirgtes.
.. "l'ri-tteß Ki'ilri" ein franziifierenres. verhaltenee. gezähmtes. g(
fir. .nes Dekaneton. Witzige Var-tafik.
»35
..-

I W Ferdinand SchauŸ:
Kinderkopf
Tert von GuŸav Falke.
1908

EMPTY

Hedwig Dohm: Hans von Kahlenberg

„Eva Sehring“ liebäugelt mit Guy de Maupassant. „Der Alte“
ist fontanefcher Prägung.

Den „letzten Mann“ dichtete die blutgeborene Mufe eines Toll-
haufes. Neronische Phantazien. Vulkane, die brennendes Blut über
die Erde speien. Die ganze Welt nimmt ein Blutbad. Mit heulenden
Schrecken braut eine wilde Jagd an uns vorüber, Ein Ballspielen mit
abgeschlagenen Köpfen. Schaurige Wollust der Graufamkeit. Mors
Imperator thronet über Leichenkatakomben. Um sein Haupt kriechen die
Aasgierigen

Ein junges Mädchen schrieb diese Blutorgie.

Im „letzten Mann“ und in dem „Fremden“ funkelt und glüht ein
erstatfacher Impressionismus. Schilderungen Ol in Waffermann. nur daß
der Dichterin die grandiose Feierlichkeit, die Königsgebärde, die Waffer-
mann z. B. in seinem Alexander entfaltet, nicht zu Gebote stehen.

Hans Kahlenbergs persönlichstes Wesen spiegelt sich wohl am
treuesten in dem Roman „Die Sembrißkis“ wieder.

Stark, glühend, fahrlässig finde ich dieses Buch.

Das Milieu einer armen adeligen Offiziersfamilie, ihre einzelnen
Typen, der Kontrast zwischen den geringen Mitteln der Leute und ihrem
Ehrgeiz - coute que coute *- emporzukommen, gewinnen in den
Ausführungen der Dichterin intensives Leben wenigstens solange sie
in den niederen oder mittleren geistigen Regionen der Gesellschaft bleibt.
Will sie aber in tiefe Tiefen oder in hohe Höhen, so schweift sie leicht ins
Schrankenlose, phantastisch Willkürliche ab, verliert den Boden psychi-
scher Wahrscheinlichkeit. So bei der Charakterisierung der Heldin Lotte,
die in ihrer Kompliziertheit von Kaßenklugheit, Perfidie und mänaden-
hafter Brunst, von Kälte und Glut - halb Penthefilea, halb Meffalina
- nicht besonders glaubwürdig erscheint.

Diese Lotte kann nie genug kriegen. Die Dichterin auch nicht.

Ein köstlicher Typus der Familie ist eine Geheimrätin, die neben
tugendhafter Korrektheit eine vorteilhafte Weltlichkeit pflegt. „Die Ge-
heimrätin war wütend über Sus (Säufweier der Lotte) zu dekolletiertes
Kleid, billigte aber die Pariser Toilette einer vornehmen Engländerin,
die überhaupt erst eine Hand breit über der Taille anfiel. Sie wußte
auch tiefe Auschnitte zu schälen, wenn es im Dienst der „Familie un-
umgänglich war“

Hans Kahlenberg ist - so unglaublich es klingt - Antifeministin.

„Die neue Frau.“ sagt sie unter andern in den „Sembrißkis“.

17* 259

„wird die Diagonale fein von Meffalina und der Doktorin der Mathematik. die fiegen wird und die fhrecklih fein wird.“

Das hindert fie niht an Reflexionen. die nah der fogenannten „neuen Ethik“ hinüberfhielen.

So. wenn Lotte über ihre leihtfinnige Shwefter Su meditiert:

„Und wenn fie leihtfinnig war! wer jagt denn. daß das niht das Natürliche ift. das Ehrliche. Gefunde. und das andere die Lüge. die Tyrannei und Quälerei? . . . Wer ifi treu? Welche anfiändige Frau? . . . Was ift Pfliehttreue als Kafieung. fich ausleben anderes als Natur. . . . Die anfiändige Frau ift. die will und niht wagt. Die andere wagt und ifi unanftändig . . . Die war heilig und die andere menfhlih. Und Heilige gibt's niht. aber Menfhen gibt's. Menfhen foll's geben. Und zum Leben find wir geboren.“

Eine andere Reflexion: „Verlorene Söhne reizen immer . . . Es find immer nur fhlechte Männer. für die gute Frauen mit blutenden Füßen durch Shneefelder wandern. fhleht werden. verraten. worden.“ In den „Sembrißkis“ verfielt Hans Kahlenberg auh warme Gemütstöne anzufhlagen. Die (enten Briefe der leihtfinnigen Su (fie zerbricht an einer Vernunftheirat) find fo einfach rührend. zum Küfien lieb. zum Weinen traurig.

„D e r W e g d e s L e b e n s“ bezeichnet eine der neueren Wandlungen der Dihterin.

Ein Buh von übermütigem Reichtum. Sie fireut ihn verfhwen-derifh aus. Mit aller modernen Kultur und ihren Trägern hat die junge. ehrgeizige und grazile Weltdame Fühlung.

Allein im „Weg des Lebens“ zwingt fie ihre Natur. die links möchte. rechts zu gehen. Sie büßt dabei an Originalität ein. Zuviel Gewolltes. Maffenhaftes. Unaufhörliches. Langatmiges. zu viel bered-fames Feuilleton enthält der Roman.

Von überall her langt fie fih Menfhen. um eine Unterhaltung über dies und das zu führen; einen Regierungsrat. der fih über verschiedene Verwaltungszweige ausläßt. Reichstagsmitglieder. - konfer-vative. liberale. fozialiftifhe -* die fih über Politik verbreiten miiffen. Sie interviewt alle Welt. Eine liifierne Interviewerin. eine Inter-viewerin pur- exeelleuce. Interviewerin aus Wiffensdrang und aus literarifh praktifhem Drängen.

Es gibt nihts. worüber ihre Rede niht geht. Literatur. Kunft. Politik. Duell. Judentum. Heimarbeit. Indufirie. Krankenpflege ufw.

Alles muß herbei, um den Ernst ihres Schaffens zu illustrieren.
Und sie hat ihn, diesen Ernst, den schönen Willen dazu, den Willen zur Vertiefung. Zu einem Hinüberwollen aus der kleinen Welt in die große Welt.

Das Resultat entspricht nicht ganz ihren Intentionen.

Der Werdegang einer reichbegabten Frau, die durch feelische Irrungen und Wirrungen hindurch sich zur Klarheit emporringt, soll veranschaulicht werden. Wird nicht veranschaulicht.

Ihre Heldin, die Gräfin Helene, verliebt sie mit so viel Eigenschaften, wie es eigentlich gar nicht gibt, so daß man schließlich den Wald vor Bäumen nicht sieht, ihre Individualität fließt in einem Dicksinn von Eigenschaften verliert.

Es gibt nichts, was Gräfin Helene nicht ist. Sie ist edel, rein, hochgeartet. Sie kann aber auch frivol fein, empfindet einen ungefunden perversen Triumph, als sie Unrechtes tut. Gleich darauf aber hat sie viel davon geträumt, ganz stark zu werden und ganz rein zu bleiben. (Hans Kahlenberg kann nie genug kriegen.)

Und so tragen ausser alle ihre Handlungen den Stempel der Willkür. Warum sie - um frei zu werden - in eine ziemlich untergeordnete Pension flüchtet - will sagen, aus einer besseren Gesellschaft in eine schlechtere - warum sie einmal pensionnär Krankenschwester wird, warum sie in äußerem Elend in einer Manfarge wohnen muß, erhellt nicht. Die Autorin zwingt sie in diese Abenteuerlichkeiten hinein. Von selbst wäre sie nicht darauf gekommen.

Nicht jeder Welt- und Menschenkenner ist ein subtiler Psychologe. Hans Kahlenberg zeichnet mit unvergleichlicher Treffsicherheit die Silhouetten ihrer Figuren. Bei den feineren Windungen und Verwicklungen der Psyche verfaßt sie. Ins Intime der Menschenseele dringt sie nicht.

Der Mangel psychologischen Tiefblicks ist bei der Charakteristik der Gräfin augenfällig.

Der interessante Dichter verläßt sie kaltfinnig nach 18 tägigem Liebesglück, ihre beiden Kinder sterben. Ihr Gatte erschießt den Dichter. Die Wirkungen dieser tragischen Schicksale auf ihre Seele werden kaum flüchtig gezeichnet.

Dagegen sind die Epifodenfiguren des Romans Kabinettstücke der Charakterisierung. Das Ehepaar Thaler, der Dichter Vernon Rachä.

Mia Glotter ufw. find entzü>end boshaft mit funkelndem. dolchfpießem
Wie ausgekattat.

Hans Kahlenbergs letztes Buch „Der liebe Gott“ gehört nicht zu
den bedeutenden Schöpfungen der Dichterin.

Die inneren und äußeren Erlebnisse des Kindes Martina, die sich
von ihrem 10.-15. Jahr in einem Klosterfißt - zugleich eine Erziehungs-
anfißt - abspielen, bilden den Inhalt des Buches.

Kindheitsfchilderungen eigenartiger Prrfönlichkeiten find faft aus-
nahmslos intereffant. Die vorliegenden find es nun um fo mehr, als
sich in dem Kinde schon fast alle Züge vorfinden, - von der ausgelassenen
Durchtriebenheit bis zum grufeligen Pathos -, die die spätere Schrift-
fkellerin charakterisieren.

Ein problematisches Kind ist Martina, die den Teufel liebt und
sich ihm verfihren will, die sich in blutigen Iamben austobt und sich
mit einer Gefährtin wild knabenhaft keilr. Mit ihrer Intimen -
wegen ihrer zwitfchernden Luftigkeit „der Spaß“ genannt, - hei-kt sie toll-
köpfige Streiche aus. Und doch ist das Kind schon fkeptisch, fchniifflerisch,
nörgelt an dem lieben Gott herum und himmelt wie ein delirierender
Dichter, oder wie ein Asra, der fiirbt, wenn er liebt, die schöne italienische
Lehrerin an.

Als ein Beitrag zur Erziehungsfrage hat das kleine Werk Kultur-
wert. Man meint, indem man diese Aufzeichnungen lieft, es handle sich
um eine Erziehungsanfißt aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Aber nein. Die Autorin ist noch jung. Vor ungefähr 18 Jahren
trug sich Martinas Erziehung in dem adeligen Stift zu, Martinas, oder
Helene von Monbarts. Eine Konfession im eigentlichen Sinne ist „der
liebe Gott“, ein Stück Autobiographie. Jede Zeile trägt das Gepräge
der Echtheit.

Ich bin überzeugt, daß die Verfasserin nicht einen Augenblick daran
gedacht hat, einen Erziehungsroman frhreiben zu wollen, etwa ein Buch
s la Freund Hein *- Unter dem Rad - Peter Eamenzind.

Und doch ist die Wirkung gleich der einer Streitschrift gegen die
Mädchenerziehung, einer Erziehung, die zum Zorn aufreizt, oder zu tiefem
Mitleid mit den verkannten unterdrückten jungen Seelen bewegt.

In dem Gemisch von pietistischer Frommheit, Hochmut, Härte,
Dummheit, Verständnislosigkeit werden etliche von den Kindern, zu
Heuchlerinnen, oder Liebedienerinnen, anderen wird die ganze Religion
verleidet,

.Hedwig Dohm: Hans von Kahlenberg

Alles Schein. Konvention. Drill. Eine Moral von größter Struktur.
Abstrafungen bis zu Ohrfeigen. eine Prüderie. die den Kindern ver-
bietet sich beim Wafchen gegenfeitig anzufehen. und die doch das lüfterne
Tafeln der Halbwüchfigen nah den Sexualgeheimnissen nicht hindern
kann.

Dem Kind Martina ist Tolftois Kreuzerfonate in die Hände gefallen.

„Ein verlogenes unanftändiges Buch.“ fagt eine der Stiftsdamen.

Martina findet es nicht unanftändig. „Weil du felbst verdorben und
gemein bist.“ ist die Antwort der grundgütigen frommen Dame.

Mechanisch hohl ist die Unterrichtsmethode. die eher auf eine Ab-
tötung keimenden geistigen Lebens als auf eine Befruchtung der Kinder-
intelligenzen hinwirkt.

Kein Hauch wahrer Religiofität berührt die Kinderherzen, Er-
klärlich. Wortfrömmigkeit tut's nicht.

Die Kinder wollen die Frömmigkeit sehen. sie fühlen als Liebe.
Milde.

Ein - (darf ich mich ultraprofan ausdrücken?) - bei den Haaren
herbeigezogener lieber Gott verfehlt seinen Zweck.

Soll es die Kinder etwa begeistern. wenn eine der frommen Kloster-
frauen es für ihre Pflicht hält. dem sterbenden Kind. dem kleinen Spaß.
zu fagen. daß es sterben muß?

Nur der Geifliche und die gra'fliche Äbtiffin heben sich in vornehmer
Güte von dem ftarren herzlosen. religiösen Schematismus des übrigen
Klosterpersonals ab.

Liebenswert ist nur der etwas zaghafte Geifliche.

Daß in einem adeligen Stift Antifemitismus herrscht. ist beinah
felbstverständlich. Geradezu entsetzlich aber wirkt es. wenn der sterbens-
kranke Spaß. als leere Tat. die harmlose kleine Lüdin folde Karfunkel-
stein mit tödlich graufamem Spott aus dem Stift herausgault. unter
dem Applaus der Gefährtinnen. .

Und das in einer Anftalt. die in Gottfeligkeit erfiirbt.

Die Konfirmation bildet den Schluß des Werkes.

Ein Bild eleganter Orthodorie. das die Dichterin schön und be-
weglich ausmalt.

Selbst das kritterliche Fräulein Martina fühlt sich von den feierlich
vornehmen Formen ergriffen.

Als sie aber - nach christlichem Brauch - vor dem Abendmahl

die zum Stift Gehörigen um Verzeihung bitten muß- würzt sie diese Bitte bei einer kleinen Feindin mit unchristlichen Stichelreden.

"K * *

Hans Kahlenbergs Romane leben von Erotik. Sie ergeht sich auf diesem Gebiet mit ungewöhnlicher Offenheit bis zur Wahlgeltigkeit- bis zur Gefährdung ihrer Person.

Und doch wirken ihre Schriften nicht fernererregend. Der tödliche Ernst der Leidenschaft fehlt- die konzentrierte Herzens- und Sinnkraft, Es ist mehr ein geistreiches- spielerisches- auch wohl ironisch schmunzelndes Betreten der Liebeswelt. In ihrer heiteren Ironie ist etwas von Mokerie. Ein Koboldlächeln das sich hier und da zu einem malitiosen Kichern verdünnt. In ihrer geriebenen Menschenkenntnis erinnert sie zuweilen an Shaw.

Wirft man ihr Frivolität- wohl gar Zynismus vor? Durchaus mit Unrecht. Wie denn? Wenn ich die Frivolität die Wurmfräzigkeit gewisser Gefellschaftskreise zur Sprache bringe so identifiziere ich mich doch nicht mit ihnen.

Ganz gegenständlich» durchaus objektiv- ohne sich persönlich einzumischen- gibt sie die Eindrücke- die sie von den geistigen und moralischen Sitten einer gewissen Gefellschaft empfangen hat wieder. Wie die Gefellschaft so wurde? wie sie sein müßte oder werden könnte das kümmert sie nicht. Weltverbesserungspläne hat sie nicht.

An ihrem „Nirchen“ das so viel Staub aufgewirbelt hat mißbillige ich nur den Titel „Beitrag zur Psychologie der höheren Tochter“. Hätte sie das Büchelchen durch den Titel als eine Schrift gekennzeichnete die nur eine Gruppe entgleiteter weiblicher Jugend treffen will - nichts wäre an dem eckigen Werkchen auszusetzen gewesen. Denn zweifellos es gibt -- vorzugsweise unter den oberen Zehntausend - eine nicht geringe Anzahl jener (Jem-j riet-gen, die Hans Kahlenberg denunziert hat.

"K 3" *

Für jeder Schaffende - mag er noch so vielfältig sein - hat ein Spezialgebiet- in dem er ganz zu Hause ist- in dem seine Kraft und Begabung am stärksten und eigenartigsten zum Ausdruck kommt.

Hans Kahlenbergs Gebiet ist die Dekadenz.

In der Wiedergabe der Sprech- und Denkweise dekadenter Men-

...
/, - 1'...
(1» : :ii: 'C' *i-
... /
dxT;:-*::;,,;/

Hedwig Dohm: Hans von Kahlenberg

fchen ift fie Meifierin. Ich wüßte keinen deutſchen. kaum einen franzö-
fiſchen Schriftſteller) der es ihr darin gleich täte.

Im „Weg des Lebens“) der fo viel ihrem eigentlichen Wefen Fremdes
enthält. erhebt fie ſich fofort zu ficherer Virtuofität) wenn fie in dem
Ehepaar Glotter und der Frau von Dettau die diabolifche Skepſis) die
lachend naive Frechheit und perverse Gefinnung einer dekadenten Ge-
fellſchaft ſchildert.

Künftige Kulturhiforiker werden ihre Schriften für das Zeitalter
der Dekadence nicht entbehren können.

Hans von Kahlenberg beißt eine große Tugend. O Wunder. fie
fagt die Wahrheit! Sie läßt die Leute fagen und denken. was fie in
Wirklichkeit fagen und denken) fie läßt fie tun. was fie wirklich tun.
Die geiftigen und auch die nicht geiftigen Laiter der Gefellſchaft hängt
fie an die große Weltglocke.

Damit kommt ein - ich möähte fagen - revolutionierender Zug in
ihre Werke. Gewiß. eine von der Dichterin unbeabſichtigte Wirkung.
Sie ergibt ſich aus der Wahrheit von felbfi.

Sie fiellt keine neuen Tafeln auf. fie macht keine Ideenpropaganda.

Sie ift keine Gottfucherin. Von modernen Sehnfüchten ift fie frei.

Frei aber auch von jeder Konzeffion an die traditionelle Heuchelei.

frei von jeder Furcht vor dem - Schußmann.

Von ihren Wahrnehmungen läßt fie ſich nichts abhandeln. Der
Wahrheit hält fie die Treue. Nicht ein eofflvt terrible der Gejell-
felt-lit?

K 'K K

Hans von Kahlenberg könnte. ein ftrahlender Stern am Literatur-
himmel fein.

Warum ift fie es nicht?

Weil fie ein Komet ift.

Kometen - mögen fie mit ihrem Schweif Himmel und Erde

peitſchen - find am Sternenhimmel nicht heimatberechtigt. Ihnen fehlt
der fele Kern.

Fehlt vielleicht auch der Dichterin der fefte Kern. ..der ruhende Punkt
in der Flucht der Erfcheinungeni'?

Fehlt ihr eine Weltanfchauuttg) eine feelifäje Heimat) ein Brenn-
punkt fiir die Sammlung ihrer Kräfte?

.Hans von Kahlenberg Hedwig Dohm

In welchem ihrer Werke le>t ihre Perfönlichkeit. ihr innerfies
Wefen. ihre Gefinnung? Wer ift fie?

Weiß ichis?!

Ihre Werke haben keine Perfpektive.

Eine ftarke Beobachterin. Eine flaue Denker-in,

Eine füberbe Könnerin. Genialifch in ihrer Aufnahmefähigkeit.

Ihre Werke gleichen einem weitausladenden. kraftvollen Baum
mit raufchenden Zweigen. In den raufchenden Zweigen trillieren und
jubilieren buntgefiederte Vögel.

Doch niäft tief genug ij der Baum in gefegnetem Erdreich ge-
wurzelt. Die Früchte find fpärlich.

Ein wenig noch ift die Dichterin Undine. ehe fie den Seelenkuß
empfangen.

Im „Weg des Lebens“ fchmääftet fie nach diefem Kuß. Gib ihn
ihr. o Mufe!

* 'k' 'k

In neuerfter Zeit wendet fie fich gern dem Feuilleton zu. Eine
geifireiche. graziöfe Plauderin.

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find... . . . Roman.

Fortfeßnng.

Siebentes Kapitel:

Als Alexander in das Eafö trat. fiel fein erfier Blick auf den Fremden. Einen Moment überlegte er. ob er niht wieder gehen follte - dann aber warf er den Kopf zurück und nahm an einem der kleinen Tifche Platz. Er ließ fih vom Kellner die Abendblätter bringen. in die er fich vertiefte. Vielleicht fand da irgendwo fchon eine Notiz. daß die Aufführung des Hamlet verf hoben. da der Darfteller der Titelrolle wegen auffäfigen Benehmens für kontraktbrühig erklärt worden sei - wer konnte es wiffen. Die von der Direktion pflegten in folgen Fällen eilig zu fein. damit man ihnen niht zuvorkam. Da er nihts dergleichen fand. ließ er das Blatt wieder finken. Warum hatte er fih niht beherrfcht? War es unbedingt nötig gewesen. fo gewaltfam vorzugehen? War er felbft von feiner Handlungsweise befriedigt? Lag darin ein befonderer Ehrentitel. daß er dem kleinen hinblütigen Mann an körperliher Kraft überlegen war und ihm infolgedeffen den Herrn und Meifler zeigen konnte? . . . Hatte er am Ende gar nur einen Anlaß gefuht. um die Rolle des Hamlet loszuwerden? Und wenn nur feige Beforgnis und Angfi vor einer Niederlage die treibenden Kräfte für fein Handeln gewesen wären? . . . Nein - nein - und dreimal nein! . . . Nie wiirde er vom Theater Abfhied nehmen. bevor er niht den Hamlet gefpielt hätte. Denn wenn die Angelika reht hatte und er in der letzten Stunde Ton. Gebärde. Inhalt und Gefühl für die Rolle fand *- und eine innere Stimme beftärkte ihn in diefer Hoffnung - fo war er genefen. Er liebte ja die Bühne mit allen Fafern feiner armen Seele - und mohte er fih über ihren bunten Flitter noch fo luftig machen. feine Sehnfuht. fein ganzes Werben gehörte ihr. Nie drang das Geheimnis des Lebens färker auf ihn ein.

Die reines .Herzens find Felix Hollaender
als wenn er auf der Szene fand. Nie glaubte er den Sinn des Daseins
tiefer zu erschöpfen. als wenn ihn die schaufpielerische Erregung fortriß
und er den Alltag - Welt - Menschen und Dinge. für Stunden
vergessen. vergaß. Und nur die Ehrfurcht vor seinem Berufe war
es. wenn er sich selber das Gelübde abgenommen hatte. eher das
Theater zu verlassen. als ein elender Stümper zu werden. . . . Warum
habe ich mein eigenes Dach in Brand gefetzt und gegen mich selbst
gewütet? . . . Pfui Teufel - schrie er sich an - was sollen mir diese
Gewissensbisse Geschehen ist geschehen - jetzt heißt es den Kopf
hoch tragen. um nicht auf der Strecke zu bleiben.

„Verzeihen Sie!“

Er blickte jäh auf. Vor ihm stand der Unbekannte.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Alexander. und trotz einer un-
bestimmten Erregung war der Ton seiner Stimme von einer eifrigen
Zurückhaltung.

„Wenn Sie gestatten. sehe ich mich. Ich habe das Bedürfnis.
Ihnen eine Erklärung abzugeben.“

Alexander nickte.

„Ich habe mich Ihnen in einer Art genähert.“ begann der Fremde.

„die unter Gebildeten nicht gerade üblich ist. Denn bin ich mir durch-
aus bewußt. Der Grund hierfür ist.“ fuhr er langsam fort. „daß Sie
in mir Erinnerungen wecken. die mich im höchsten Grade erregen.“ Er
machte eine kleine Pause und holte aus der Tasche ein Portefeuille
hervor. dem er eine vergilbte Photographie entnahm.

„Wollen Sie sich das Bild ein wenig genauer ansehen?“

Er reichte Alexander die Photographie. die dieser mit einem leisen
Auffchrei sofort wieder fallen ließ. „Nicht wahr. es ist sehr merk-
würdig.“ sagte der Fremde. Und erklärend fügte er hinzu: „Das Bild
stellt meinen Bruder in dem Alter. in dem Sie heute stehen mögen. vor.
Es dürfte vor einem Vierteljahrhundert aufgenommen sein -- man
könnte glauben. daß Sie dem Photographen gestehen haben.“

Verunsichert blickte Alexander den Fremden an. Endlich sagte-.er
leise und beklommen: „Das ist in der Tat ein seltsamer Zufall.“

„Sie werden nun meine Aufdringlichkeit verstehen.“ begann der
Unbekannte von neuem. „Ich hatte die Absicht. Sie unter allen Um-
ständen kennen zu lernen - und so erklärt es sich auch. daß ich mir die
Freiheit nahm. Sie hier im Café und später im Theater gegen Ihren
Willen zu zeichnen. Darf ich Ihnen das Blatt überreichen?“

Fielir Hollaender: __ Die reines Herzens find
 Alexander hielt sich die Säjläfen. Sein Konterfei -- ihm fprechend
 ähnlich - war da mit wenigen charakterifiifchen Striajen hingeworfen.
 Er wurde bald blaß. bald rot und fühlte feine Ungefchicklichkeit.
 Taufend wirre Vorftellungen fchoffen durch feinen Kopf - und hinter
 allem ftand die Erwartung. daß der Schleier. der über feinem Leben
 lag. in diefer Stunde fallen könnte.
 „Diefe Entdeckung“. fagte der Fremde. „fcheint auf Sie den gleichen
 fiarken Eindruck zu machen. den auch ich feiner-zeit gefpürt habe.“
 Alexander nickte fchweigend.
 „Das Nächftliegende wäre nun. daß Sie und ich aus der näm-
 lichen Familie ftammten. Damit wäre das Spiel der Natur am ein-
 fachften erklärt. Ihr Schaufpielername“. forfchte er behutfam weiter.
 „könnte ja unter Umftänden nur ein vom (ie .euer-re fein.“
 „Ich bedauere.“ erwiderte Alexander plößlich mit kühler Stimme.
 „Ich führe auch als Schaufpieler meinen Geburtsnamen.“
 „Him“ machte der Fremde. „beläftigt es Sie. wenn ich weiter
 frage?“
 „Bitte fragen Sie.“
 „Stammt Ihre Familie aus dem Ruffifchen?“
 Alexander fchwicg. Diefe Frage hatte ihn in eine Sackgaffe ge-
 drängt. aus der er keinen Ausweg fand.
 „Ich meine des ruffifchen Namens wegen. Es ift Ihnen wahr-
 fäjeinlich bekannt. daß Ihr Name der Titel eines berühmten ruffifchen
 Romans von Gorgontfchow ift. der mehrfach ins Deutfche überfeßt
 wurde.“
 „Reim“ entgegnete Alexander briisk. „dies ift mir völlig neu.“
 Nun entfand ein peinvolles Schweigen.
 Endlich fagte Alexander mit großem Ernft. während fich die Worte
 ihm mühfam entrangen: „Ich bin in einer kleinen deutfchen Stadt ge-
 boren. in der meine Mutter als arme Wäfcherin fiäj durch faure Arbeit
 den Unterhalt verdiente. Meinen Vater -“ -- er brach mitten im
 Saße ab. als fürchtete er in feinem Bekenntnis fchon zu weit gegangen
 zu fein.
 „Ich bitte Sie. meine Fragen nicht falfch zu deuten und keine
 aufdringliche Neugier vorauszufefen. die meiner Art fremd ift. wenn
 ich Sie um den Namen Ihrer Vaterfiadt bitte.“
 Diefe Worte waren in fo fachlichem Ton gefprochen. daß Alexander
 keinen Grund fah. die Antwort zu verweigern. Als er aber den Ort

Felix Hollaender: Die reines .Herzens find

Und nun trat er auf Alexander wieder zu und reichte ihm ein kleines. in Pafiellfarben gemaltes Bild. das zu feinem Staunen Agnes Feufiel vorfielte - liegend und mit gefchloffenen Augen. Darunter fiand wohl das Datum aber nicht der Ort - und hinzugefügt waren die Worte: Eine reine Seele.

Es begann plötzlich vor feinen Augen zu dunkeln. als wollten ihm die Sinne fchwinden - Agnes Feufiels Leidensgeftalt tauchte vor ihm auf, und ganz vernehmlich hörte er- wie fie zu ihm fagte: Iüngele - mein Iüngele - und ihre Stimme hatte einen leife findenden Ton, den fie hervorzubringen wußte. wenn fie ganz befonders zärtlich zu ihm wurde.

Er vergaß. wo er war. und küßte in tiefer Bewegung das Bild. Dann fuhr er fich über die Augen und fagte nur: „Dies i| meine Mutter.“ Und immer wieder betrachtete er die Züge der geliebten Toten und konnte fich von dem Bilde nicht losreißen, das durch einen befcheidenen, fchmalen Rahmen und ein Glas gefchüßt war. Und auf einmal tat fich die Wafchküche vor ihm auf. in der Agnes Feuftel - über das dampfende Faß gebeugt - ftand und fich die Hände wund rieb. während aus ihrer Brufi jenes entfeylihe fchmerzhaft Huften kam. das ihre eingefallenen Wangen fo traurig verfchönte.

Ahnte Herr von Bardeleben. was in ihm vorging? . . . Jedenfalls fiörte er mit keinem*Laut die tiefe Stille. die fich zwischen ihnen aufgetan hatte . .

„Mein Vater ift tot?“ fragte Alexander.

Herr von Bardeleben ni>te bejahend.

„Sie dürfen fein Andenken ehren. Und nun will ia, Ihnen einiges erzählen. damit Ihnen der Zusammenhang der Dinge klar wird. den ich felbfi erft heute enträtfelt habe. Ihr Vater war Maler wie ich - nur mit dem Unterfchiede. daß er die bei weitem ftärkere Begabung hatte. Er ftand vor einer mehrjährigen Studienreife nach Iapan- was damals ein Unterfangen war. als er Ihre Geburtsfiadt auffuchte, in der unfere Mutter begraben liegt. Mein Vater hatte viele Jahre vorher eine Reife plößlich unterbrechen und in Ihrer kleinen Stadt Logis nehmen müffen. da während der Eifenbahnfahrt - die Eltern hatten eine Reife ins Ausland projiziert - die Mutter plötzlich fchwer erkrankt war. Sie ftarb viel fchnellerz als man ahnte- und der Vater begrub fie in Ihrer kleinen Stadt. Das ift fozufagen das erfie Kapitel. Als dann mein Bruder viele. viele Jahre fpäter feine große Iapanfahrt unter-

27(

Die reines Herzens find Felix .Hollaender

nahm. wollte er die deutſche Erde nicht verlaſſen. ohne vorher das Grab
unferer Mutter beſucht zu haben. Vielleicht war er von einer Todes-
ahnung befallen - vielleicht rechnete er damit. nie mehr nach Deutſch-
land zurü>zukehren. - Kurz und gut. dahat er Ihre arme Mutter wohl
kennen gelernt und einige wenige Stunden mit ihr verlebt - denn ſchon
am folgenden Tage nahm er von mir Abſchied. Von dieſer Reife iſt er
nicht wieder heimgekehrt - wenige Monate fpäter erlag er einem
typhöſen Fieber. Der deutſche Konſul ſchi>te mir feinen Nachlaß. in
dem ſich das kleine Bild Ihrer Mutter befand. die er offenbar. während
ſie ſchlief. gemalt hatte. Ich habe mir zeitlebens den Kopf zerbrochen.
wer die Fremde ſo mochte. ohne doch das Nätfel zu löſen. Wie nahe
ſie dem Veritorbenen gefanden hat. ging nur daraus hervor. daß ihr
Bild ſich unter den wenigen Habſeligkeiten befand. die er auf die große
Reife mitgenommen hatte. Und nun treten Sie mir durch einen Zufall
unter die Augen - und ich denke. der Schreck foll mir die Glieder
lähmen. Leibhaftig meine ich den Bruder vor mir zu ſehen. als wenn
er in der Blüte ſeiner Jahre aus dem Grabe auferſtanden wäre. Und
jede Ihrer Bewegungen erinnert mich an ihn - und felbſt die Art. wie
er den Kopf in den Nacken warf. hat durch ein Spiel des Schickſals
ſich auf Sie vererbt."

Er ſchwieg und wifchte ſich von der Stirn den Schweiß. den die
Erregung hervorgerufen hatte.

Bekommenen Herzens hatte Alexander gelaucht. Und mit einer
feltſamen Miſchung von Scheu und Ehrfurcht betrachtete er den Mann.
der ihm gegenüberfaß. die verworrenen Fäden ſeines Daſeins ordnete
und allem. was ihm dunkel und unlösbar erſchienen war. einen fo
ſchlichten und einfachen Sinn zu geben wußte. Ein ſchamhaftes Gefühl
erfüllte ihn. Der böſen Gedanken. die er all die Jahre wider den Vater
gehegt hatte. wurde er ſich bewußt. Er fpürte die Notwendigkeit. ſich
zu entlaſſen. und mit ſtockender Stimme begann er ſeine Beichte.
Herr von Bardeleben hörte ihm ernſt und aufmerkſam zu. Nichts
verſchwieg er. Das harte Leben der Mutter ſchilderte er - und wie
ſie in ihrer armſeligen Kammer ihren lehren Seufzer ausgehaucht. wie
ſie den Menſchen ihrer kleinen Stadt Bewunderung vor ihrer Lebens-
führung abgezwungen - und mit welcher erſchütternder Treue ſie bis
zur Todesſtunde dem Manne angehangen hatte. der für wenige Stunden
ihr enges. dumpfes Daſein mit ſeiner Liebe erhellt hatte.

Als er geendet. ſagte Herr von Bardeleben nur die wenigen Worte:

f'
|1|1|x.1 '| |7k|4| 1
..W d." .3, ...NZ-.-
... ß B.
; j
;
;.
. ä,'-
f.
...„W„e
..» .
.ok
. x..
... o... "-
: .Ö o.
: : :
.*'x'lj v.,
.
...y ,
.5,... ∴ Nu.

0
,
Georgii - München
Theodor
Steingruppen im Figurenhain,
Jahrgang
1908
Zum Effay von Ernfi Schur.

.-
" | v, ' "x
'1' K \ D
.- H"
. 1.
**|* - .
| ".[L 'u _ k
\ ., ||Y _
v
,

.. -
. | *.
\
| | '
'1,
'|

„Was müffen Sie armes Menfchenkind durchgemacht haben.“ Und nach einer Pauſe feſte er hinzu: „Eine reine Seele - hat Ihr Vater unter das Bild gefchrieben. das er mit in die Fremde genommen. Ich bin ficher. er hätte Ihre Mutter wiederzufinden gewußt. wäre er nicht vor der Zeit dahingerafft worden.“

Alexander ſchiittelte den Kopf.

„Reim ich glaube es nicht.“ entgegnete er traurig. „Warum wäre er fonft davongegangen. ohne feinen ehrlichen Namen zu nennen. warum hätte er ſich mit dieſem böſen Scherz verabſchiedet. der meiner armen Mutter ſo viel Schande und Gram einbrachte?“

„Sie irren.“ antwortete Herr von Bardeleben. „wenn Sie dahinter eine böſe Abſicht vermuten. Es lag im Wefen meines Bruders. ſich in der Fremde zu maskieren. Ihm erfchien das Leben reizvoller. wenn er feine Perſon. ſoweit ihm dies möglich war. mit Undurchſichtigkeit umgab - er hatte. wie gefagt. einen Hang zur Maske und zum Geheimnisvollen. Auch unter das Bild Ihrer Mutter ſchrieb er nicht ihren Namen. ſondern den Eindruck. den er mit ſich genommen. faßte er in drei Worte zuſammen. die mich inhaltsſchwerer dünken. als wenn er ſich mit Vor- und Zunamen begnügt hätte.“

„Haben Sie eine Erklärung dafür. wie er auf den Namen Oblomoff gekommen iſt?“

„Ich glaube ſie Ihnen geben zu können. Ich fagte Ihnen bereits. daß der Name Oblomoff der Titel eines ruffiſchen Nomanes iſt. Nun. er liebte dieſes Buch leidenschaftlich. Er fühlte ſich dem Menfchen. der im Buche dieſen Namen trägt. in feinem innerſten Wefen verwandt. Er fürchtet-e - ganz zu Unrecht übrigens - an der Krankheit. für die der ruffiſche Volksmund nach dem Roman Oblomoff das Wort Oblomofferie geprägt hatte. zugrunde zu gehen.“

„Was iſt das für eine Krankheit?“ forſchte Alexander.

„Oblomoff leidet an einer Trägheit. die nicht zu heilen iſt. Dies macht den ganzen Inhalt des Buches aus.“

„Ah.“ fagte Alexander leiſe und errötete.

„Bei meinem Bruder.“ fuhr Herr von Bardeleben fort. „war dieſe Vorſtellung ſchon faſt zur fixen Manie geworden. während doch in der Tat bei jedem echten Künſtler den Schaffenszeiten Perioden der Trägheit vorangehen oder folgen. Nur die Handwerker können immer und zu allen Zeiten produzieren. Seine Reife nach Japan bedeutete im lehren

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Grunde eine Flucht. Er wollte neue Eindrücke fammeln. Skizzen und Studien zu neuen Bildern machen. Sehen Sie einmal hierher!“

Er hob die Lampe in die Höhe und beleuchtete die Wände. an denen eine Reihe von Gemälden hing,

„Das find alles Bilder Ihres - - Vaters. In allen größeren

Galerien finden Sie ihn vertreten. Sehen Sie sich einmal diefe Hände

an - - wer kann heute noch folche Hände malen? Und hier diefe verregnete Landfchaft - diefer fchwer verhängte Horizont - wie meifierlich ift diefe Luft gemacht. Verfiehen Sie etwas von Malerei? Nun,

dann können Sie auch nicht ermeffen. welch immenfe Kuuft in diefen

Bildern |eckt . . . Und was für ein Menfch war er! Wenn fein tiefes

Lachen durch das Haus hallte. wurde allen fröhlich zumute. Wer von ihm ging. dünkte sich befchenkt. Ich werde Ihnen fpäter einmal zeigen.

was die Menfchen über ihn fätrieben. als die Todesnachriäft durch das

deutfche Konfulat bekannt gegeben wurde. Er fand erft am Anfang

feines Könnens - und weil er. das liebenswertefte und heiterfie Men-

fchenkind. gegen sich felbft von unbarmherziger Strenge war. durfte man

einer großartigen Entwicklung feiner künftlerifchen Perfönlichkeit ficher

fein. Ach. reden wir nicht davon. fonft tut einem das Herz in der Erinnerung weh.“

Er hielt inne und blickte lange Zeit Alexander durchdringend an.

als müßte er sich an den geliebten Zügen weiden. Dann ergriff er

feine beiden Hände und fagte voll natürlicher Einfachheit: Wir wollen

Freunde fein. Sie find der Leßte. an den mich Blutsverwandtfchaft

bindet. Und die Reuzeitlichen mögen reden. was fie wollen - Blut

ift kein Waffer.“

Wenn Alexander feinem Herzen gefolgt wäre. fo hätte er den

Mann am liebften umarmt. defien Stimme ihn verzauberte. deffen ganze

Art ihn mit sich fortriß. Aber feiner fpröden Natur lagen folche Aus-

brüche nicht. War es denn möglich. daß das Glück ihm auf einmal

feine Arme öffnete und dem Ausgetoßenen die himmlifche Mufik er-

tönte: Auch dir foll Frieden und .Heimat werden. Oder war das Ganze

nur ein phantafifcher Spuk. der ihn narrete? Folgte ein Erwachen.

das ihn wieder in den nüchternen. kalten Alltag trug. wo es nur Kampf und Leiden gab? . . .

Herr von Bardeleben riß ihn aus feinem Grübeln. „Wollen Sie mir

den Abend fchenken. damit wir bei einem Glafe Wein unfere Begegnung

und das Andenken jener feiern. die wir nie vergeffen werden?“

„Ich gehe mit Ihnen. ich fühle“, sagte er - und seine Stimme hatte etwas Feierliches -- „daß ich in Ihrer Nähe besser werde. In mir“, sagte er mit schwerer Zunge hinzu. „ist so viel Böses und Unausgeglichenes, das Sie erschrecken wird.“

Herr von Bardeleben nahm ihn lachend unter den Arm. „Mich können Sie nicht bange machen.“ antwortete er fröhlich. „denn Sie haben Augen. Stirn und Stimme meines Bruders -- -“

Dieser war der nämliche Abend, an dem die Angelika ihrem Schicksal verfiel - - -.

Achtes Kapitel:

Erst in der Frühe - viel später als die Angelika - war Alexander heimgekehrt. Die beiden Männer hatten sich nicht trennen können. Alexander konnte nicht genug über seinen Vater hören - und Herr von Bardeleben wurde nicht müde zu erzählen. Er war ein einsamer Lungefelle geblieben, der seit über zwanzig Jahren sein Quartier nicht gewechselt hatte und nur seinen Erinnerungen lebte. Die Begegnung mit Alexander hatte wie schwerer, ungewohnter Wein auf ihn gewirkt und seine Zunge gelöst. Als die beiden hatten sie die kleine Weinrunde verlassen, und ihre Gesichter glühten vor freudiger Erregung, und in dem Händedruck, mit dem sie sich voneinander verabschiedeten, hatte ein Bekenntnis gegenseitigen Vermissens gelegen, das den Jungen wie den Alten in gleichem Maße beglückte.

Nun war Alexander im Sturmschritt nach Hause geeilt. Wie würde die Angelika die Augen aufreißen, wenn sie alles erführe. In der weichen Gemütsstimmung, die ihn durchzitterte, wurde er sich seiner ganzen S>chuldigkeit gegen das arme Weib bewußt und der Härte und Rücksichtslosigkeit, deren er sich die ganze Zeit ihr gegenüber schuldig gemacht hatte. Er hatte sie in seiner Selbstsucht mit Füßen getreten, in seiner Eigenliebe nur an sich gedacht und den Teufel sich darum gescheert, wie es in ihrer Seele ausfiel . . . Warum sind wir, wie wir sind? Warum haben wir so wenig Güte? Warum erkennen wir erst, wenn es zu spät ist - und wenn wir Herzen zerstampft haben? . . . Das Bibelwort fiel ihm plötzlich ein: „Da erkannte er sie.“ Und nun wurde ihm klar, daß der ganze Sinn des Lebens im Erkennen liegt. Das Merkmal des wahrhaftigen Menschen ist: über den Schein hinaus

- ..c-1..

:8* 275

Die reines Herzens find Felix Hollaender zu erkennen. Und es war kein blinder Zufall- daß die heilige Schrift gerade dies Wort für den schöpferischen geheimnisvollsten Vorgang in der menschlichen Natur gefunden hatte, Ein demütiges Lächeln glitt bei dieser Erwägung über seine Züge. Wie feltfam war es, daß das Herz sich aufrieb und durch eigenes Verschulden armfelig und haßerfüllt wurde wo es doch Schönheit und Frieden ausstrahlen vermochte . . . Und er hatte doch den Inbegriff menschlicher Größe und Selbstentäußerung täglich und feindlich vor Augen gehabt. Hatte nicht dem Heiland gleich Agnes Feufel die Leidenskrone getragen - war nicht von ihr eine Quelle des reinsten Lichtes ausgeföhrt - war nicht dieses ganze Leben Liebe und Güte gewesen?

Er fühlte wie glei>fam aus der Kehle ihm die Tränen emporflogen - und er fragte sich beunruhigt, ob man sich überhaupt zur Liebe und Güte erziehen könnte - oder ob nicht vielmehr Liebe auch eine Art von Genie sei- das Gott einem in die Wiege gelegt - und je unbewußter und mühevoller sie aus dem menschlichen Herzen föhrt- um fo wahrhaftiger und tiefer war sie. Denn zum Kennzeichen des Genies gehörte Unbewußtheit und Mühelosigkeit.

In solchen Gedanken war er vor feinem Hause angelangt. Mit großen Schritten nahm er die Treppen - und vorsichtig - auf den Fußpfaden -- schließlich er zu dem Zimmer der Angelika. Er wollte sie leise wachküssen.

Was war das? . . . Die Tür gefchloffen? . . . Entmutigt fand er da . . .

„Angelika -- Angelika" rief er mit gedämpfter Stimme.

Aber drinnen fiarrten zwei erlofchene Augen in die graue Zimmerluft und ein zerbrochenes Menschenkind lag in feinen Kissen ohne sich zu röhren , .

Da ging er enttäuscht. Er wollte ihren Morgenschlaf nicht fören. Langsam entkleidete er sich - schlafen würde er nicht - in ein paar Stunden würde er von neuem an ihrer Tür pochen . . . Eine feltfame Unruhe ergriff ihn. Es war das erste Malz foweit er sich erinnern konnte- daß sie ihr Zimmer verriegelt hatte . . . Er hielt sich wegen feiner Beförderung. Sie hatte auf »ihn gewartet Stunde auf Stunde - und da er nicht heimkam- war sie ängstlich geworden und hatte die Tür verschloffen - vielleicht auch weil sie böse auf ihn war . . . Er wurde auf einmal müde -- die Augen fielen ihm zu - er

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
wollte sich dagegen wehren - aber die Glieder wurden ihm schwer und
schwerer- bis der Schlaf ihn überwältigt hatte . . . Tief und ruhig
atmete er . . . Und im Traum erschien ihm Agnes Feufel - die
Elisabeth - und die Angelika - und alle drei fahen ihn voll Liebe
und Güte an

Um 1/311 erschien aufgeregt der Theaterdiener und verlangte
Alexander und Angelika sofort zu sprechen. Beide eilten,
Die alte Frau weckte Alexander und der Diener meldete- der
Direktor lasse die Herrschaften bittend pünktlich um 12 Uhr zur Hamlet-
probe- die die letzte vor der Generalprobe sei- im Theater zu erscheinen.
An Stelle des Regisseurs hätte Herr Steininger- der den König spielte-
die Leitung der Probe übernommen.

„Was ist denn da los?“ fragte Alexander den Mann und starrte
ihn ungläubig an.

Der Diener hob zum die Achseln empor.

„Ihre Befehle gehen am Ende nur an die Angelika!“ fragte

Alexander seinen der seiner Zweifel nicht Herr zu werden vermochte.

„Nein- ich sollte es ausdrücklich Ihnen auch sagen - und besonders
auch- daß Herr Steininger die Regie übernommen hat.“

„Ich danke Ihnen sehr - und hier trinken Sie ein Glas Bier!“

Der Theaterdiener entfernte sich eilig. Und Alexander, nur halb
angezogen- stürzte zum Zimmer der Angelika.

„Aufstehen - so rasch wie möglich aufstehen - - - um 12 Uhr
ist Hamletprobe, So öffne doch geschwind - ich habe dir so Wichtiges
zu sagen!“

„Ich kann nicht!“ tönte es von innen zurück „bestenfalls daß ich etwas
später komme.“

„So öffne mir doch einen Augenblick liebste liebe Angelika. Du
weißt ja nicht was geschehen ist - ich habe dir so viel zu
erzählen.“

Aber im Zimmer blieb es totenstill - verängstete Augen richteten
sich auf die geschlossene Tür - und zwei weiße Hände krampften sich
fest zusammen um einen heftigen Schmerz durch einen körperlichen zu
betäuben.

„Angelika hörst du mich denn nicht - bist du krank Angelika?“

„Ich kann jetzt nicht, Ich bitte dich« gehe voran!“ rief sie in
flehendem Ton. „Ich komme bestimmt zur Probe- wenn auch eine halbe
Stunde später.“

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Verwundert blieb er noch ein Weilchen stehen - ehe er kopfschüttelnd wieder in sein Zimmer ging, um sich für die Probe zurecht zu machen. Was war mit der Angelika geschehen? . . . Niemals hatte sie sich ihm derartig gezeigt, . . . Aber seine Gedanken eilten von ihr zu Herrn von Bardeleben und zu dem Erlebnis des gefrigen Abends -- und die Erinnerung an diese Vorgänge brachte sein Blut von neuem in Wallung. Was würde die Angelika zu alledem sagen - er brannte vor Begier, ihr verwundertes Gesichtchen zu sehen und wie sie vor Schreck die Augen weit aufriß - und wie sie dann gar in ein spöttisches fröhliches Gelächter ausbrach da sie ihm kein Wort glaubte. Und wie würde sie Herrn von Bardeleben begegnen? . . .

Auf der Probe wurde er von hässlichen Kollegen mit respektvollen Blicken empfangen. Seine Stellung hatte sich seit dem gefrigen Ereignis total geändert. Er war dem Anschein nach der Sieger geblieben - der Regisseur hatte ihm weichen müssen. So ein Fall war am Theater noch niemals vorgekommen. Und jedermann fragte ihn! wo die Angelika steckte . . . Er selbst wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde unruhiger . . . Da endlich erschien sie Die Probe war mitten im Gange. so daß sie nicht miteinander sprechen konnten. Ihr Gesicht war weiß wie Linnen und um die Augen hatte sie große blaue Ringe. Sie fing ihr Stichwort auf und schickte sich sofort in die Probe. Man probierte den dritten Akt. Sie sprach ihre Worte tonlos herunter und entfernte sich, sobald ihre Szene zu Ende war von der Bühne bevor sich Alexander ihr noch nähern konnte. Als aber im vierten Akt ihre große Szene an die Reihe kam und sie totenblaß auf der Bühne erschien. bemühtigte sich aller ein Grauen. Und wenn sie nun mit einer Stimme die nicht von dieser Welt war, zu fangen begann:

Wie erkenn' ich dein Treulich

Vor den andern nun?

An dem Mufchelhut und Stab

Und den Sandalschuh -

wurde den Mitspielenden unheimlich zumute.

Und als sie auf des Königs Frage: Wie geht's Euch, holdes

Fräulein? mit einem irren Lächeln erwiderte:

Gottes Lohn! Recht gut! Sie sagen, die Eule war eines Bäckers

Tochter. Ach Herr! Wir wissen wohl was wir sind, aber nicht,

was wir werden können. Gott segne Euch die Mahlzeit!

hatten alle den Eindruck, sie hätten plötzlich einen Einblick in das dunkle,

Felix Hollaender: Die reines Herzens find triebhafte Leben getan. in dem unverfehens aus Klarheit Umnarhtung oder aus Helle Finfiernis wird. Mit den Worten der Ophelia: Gute Nacht. Damen] Gute Nacht. füße Damen! Gute Nacht. gute Nacht! hatte die Angelika die Bühne zu verlaffen. und das Spiel mußte von Rechts wegen weitergehen.

Die Angelika verließ wohl die Szene. aber die andern rührten sich nicht, Es wurde [till wie in einem Totenzimmer. bis in überlauten Ausbrüchen der Bewunderung die Erregung sich Luft machte. Alexander hatte hinter der Kulisse dem Spiel der Angelika zugefehen. Ergriffen eilte er ihr in die Garderobe nach.

Sie fah ihn fo fchmerzhaft und mit fo fiummem Flehen an. daß er kein Wort an sie richtete - er empfand. daß jeder Laut ihr unfagbar wehe tun mußte. Als die Probe beendet war und sie gemeinfam den Heimweg antraten. begann er vorfichtig: „Mir will es noch gar nicht in den Kopf. daß sich alles fo gewendet hat - ich will es noch immer nicht glauben. daß wir übermorgen den Hamlet spielen.“

Sie blickte fehen beifeite und fchwieg. Erft nach einer langen Weile fagte sie kaum hörbar und fehr bedrückt; „Macht es dich glücklich?“

Er fah sie groß an. ehe er entgegnete: „Ich bin fehr froh darüber. wenn ich auch im Augenblicke nicht ganz zum Bewußtfein meiner Freude komme - nämlich - und das ift es. was ich dir heute in aller Frühe fagen wollte - ich weiß felt gefiern. wer ich bin.“

„Ich auch.“ antwortete sie dumpf und teilnahmslos.

„Angelika. was ift dir - um des .Himmels willen rede und fieh nicht fo ftarr vor dich hin. als ob ein Abgrund sich vor dir auftäte.“

„Schau ich wirklich fo aus. Lex-i?“

Dabei zuckte es um ihre Mundwinkel. und die feinen Flügel ihrer Nafe bebten.

„Mir ifi. als ob du über Nacht eine andere geworden wärfi - oder habe ich mich fo verändert.“ fuhr er fiockend fort. „und bin all die Zeit wie ein Blinder an dir vorbeigegangen? . . .“

„Mach dir keine Sorgen. Lexi -- es ifi nichts. und wenn es etwas ift. fo wird es vergehen.“

Sie ergriff von ungefähr feine Hand. die sie eine Sekunde fefthielt. dann aber zufammenfahrend wieder freigab. Und erklärend fagte sie: „Mir tut auf einmal die Brufi fo weh.“

„Wollen wir nicht einen Wagen nehmen?“

Die reines Herzens find Felix Hollaender
 „Reim nein! . . . Mir ist schon wieder befieri" Und mit äußerster
 Anstrengung verfuhr sie zu lächeln.
 „Angelika!"
 „Ja. Lexi"
 „Erinnerst du dich des Fremden. von dem ich dir erzählte?"
 Sie nickte,
 „Kannst du raten. wer das ist?"
 Sie schüttelte stumm und müde den Kopf.
 „So höre." *
 Und nun erzählte er ihr. vor innerem Bewegtsein kaum die Worte
 findend. was sich am gefrigen Abend zugetragen. „Und heute."
 schloß er. „will er uns vom Theater abholen. um mit dir und mir zu
 speisen. Er ist voller Begier. dich kennen zu lernen."
 In ihr blaßes Gesicht war eine leichte Röte gestiegen. während die
 blauen Ringe unter ihren Augen noch eine dunklere Färbung ange-
 nommen hatten.
 „Mich wird er nicht sehen." rief sie erregt hervor. „mich nicht."
 bereuete sie noch einmal.
 Er blieb betroffen mitten auf der Straße stehen.
 „Was hast du nur. Angelika?"
 Sie lachte grell auf. Eine furchtbare Angst hatte von ihr Besitz
 genommen. Sie hatte das unabweisbare Gefühl. daß sie Alexander ver-
 lieren sollte. daß dieser fremde Mann nur gekommen war. um ihn ihr zu
 fehlen.
 „Was ich habe?" nahm sie seine Worte wieder auf. während sie
 plötzlich aus ihrer Starrheit erwachte und aus ihrer Stimme ein heiferes.
 unterdrücktes Weinen klang - „was ich habe." wiederholte sie noch
 einmal. „ich will es dir sagen. Lexi. rund heraus will ich es dir sagen:
 Wir gehören nicht zu dieser Sorte von Menschen - wir sind Zigeuner
 und wollen es hübsch bleiben. Zwischen denen und uns ist das Tisch-
 tuch zerfäknitten. Ich danke für Backobfi." fügte sie derb hinzu.
 „Wie kannst du nur so reden. Angelika?"
 Ganz ratlos und betäubt schaute er sie von der Seite an.
 „Hier kommt einer. der von Güte und Liebe überflutet. der Mensch.
 der den dunklen. häßlichen Schleier von meinem Leben nimmt - der
 einzige. mit dem mich Blutsgemeinschaft verbindet - und ich sollte
 ihn - - nein. Angelika. das kann nicht dein Ernst sein!"
 Ihre Züge erhielten einen undurchsichtigen. harten Ausdruck.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

„Tu. was du willst.“ sagte sie schroff. „Dazu habe ich nicht Jahr und Tag auf der Landstraße gelegen und bin durch all den Schmutz gewatet. um Luftsprünge zu machen. wenn einer mir in den Weg tritt. der Glacshandchuhe anhat.“

Hörte er recht? War das die Angelika? . . . Oder drehte sich alles mit ihm im Kreise - und er war närrisch geworden?

Einen Augenblick dachte er. daß die Wahnsinnszene der Ophelia in ihr nachzitterte und ihr Herz nicht wußte. was ihr Mund sprach.

„Redest du im Ernst?“ fragte er. kaum an sich haltend.

Sie richtete ihre wehevollen Augen groß auf ihn. und während sie die kleinen Hände fest zusammenballte. antwortete sie mit gepreßter.

trüber Stimme: „Ja. Lexil“

Da wußte er. daß etwas in ihm gesprungen war. das nie mehr heilen konnte - - -

Neuntes Kapitel:

Die Vorstellung des Hamlet war vorüber. Die Blätter schrieben einstimmig von den beiden überragenden Talenten der Vorstadt Bühne. die draußen in aller Stille und Heimlichkeit aufgeblüht waren. Die Agenten bestürmten sie mit Anträgen - und die Direktoren der großen Theater pilgerten nach dem Offen hinaus. wo das neue Licht aufgegangen war, Sie wollten sich mit eigenen Augen und Ohren überzeugen. inwieweit man den Berichten glauben durfte. Die Leitung Alexanders hatte einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen - die der Angelika wie eine erschütternde Offenbarung gewirkt.

Herr von Bardeleben hatte am Bühnenausgang auf Alexander gewartet.

„Sie gehören zu den Auserwählten.“ sagte er ernst. indem er ihm die Hand reichte. „und jenes feine Persönchen ist ein Genie. wie es heute auf der deutschen Bühne nicht mehr existiert. Werde ich die Freude haben. sie heute kennen zu lernen?“

„Sie ist todmüde und wollte sofort schlafen gehen.“ erwiderte er zögernd.

Herr von Bardeleben stellte keine weitere Frage.

Nach jener Auseinandersetzung war zwischen Alexander und Angelika eine Entfremdung eingetreten. die keines von beiden zu überbrücken

Die reines Herzens find Felix Hollaender
verfuchte. Sie mieden sich gegenfeitig. Nur während der Hamlet-
vorfiellung hatte er gefpürtz wie fie mit allen Kräften ihrer Seele ihm
zufirebtef wie jeder Blick und jeder Ton ihm allein galt! wie fie für den
Ausfall des Abends um feinetwillen bangte. Doch als er in den Zwifchen-
akten ihr nahe zu kommen fuchte- entwand fie fich ihm mit folcher Ent-
fchiedenheit, daß er es bald aufgab. Nur am Sehlufie der Vorfiellung
kam fie auf ihn zugeeilt. „Ich bin fehr glücklich über dich - ich freue
mich von Herzenf daß es dir fo gelungen ifi/* brachte fie leife hervor
und zitierte.
Bevor er etwas erwidern konntef war fie davon geeilt und hatte
fich in ihre Garderobe eingefchlofen. Er pochte an ihrer Tür. „Willfi
du nicht auf eine halbe Stunde mitkomment" bat er.
Sie aber entgegnete mit einer fanften Stimme, die dennoch keinen
Einfpruch duldete: „Unmöglichfi mein Herzallerliebfi!"
Als feine Schritte fich entfernt hattenf laufchte fie bewegungslos
noch geraume Zeitf die Ellbogen auf den Schminktifch geftüßt das Geficht
in den Händen bergend. Dann fanken ihr die Arme fchlaff herab- und
ihre Miene wurde afchfahl.
„Himmlifcher Vater- hilf mim" ftöhnte fie. Er hatte den Hamlet
gefpielt _ und war gerettet. Um weläfen Preis - dachte fie er-
fchauernd. Und was würde das Ende fein? . . . Wenn er je davon
erfuhr - und erfahren mußte er es - gab es dann noch einen Zu-
fammenhang zwifchen ihnen? . . . Hatte er fie überhaupt noch nötig
- heute. wo er fich endgültig als Schaufpieler durözgerungen! wo das
Smickfal in der Gefalt diefes alten Herrn- den fie haßte und als ihren
heimlichen Feind betrachtetez um ihn warb - wo ein edler Name und
vielleiäft auch Reichtümer in lockender Nähe feiner harren? . . .
„Ich lafie dich niäxt!“ fieß fie verzweifelt ausz „und wenn du
mich mit Füßen trittft! fo hefte ich mia) an deine Ferien - aber ich
lafie dich nicht , . .“
Ein befreiendes Schluchzen löfte ihren Kummer auf. Mit ihren
fchmalenf feinen Händen ordnete fie das wirre Haar und betrachtete im
Spiegel ihr armes Leidensgefiäft . . . Wer war fie? . . . woher kam fie?
Eine herbe Bitterkeit zog durch ihr Blut. Sie fpürte den Gefchmack
davon deutlich auf der Zunge. Durch diefen Fremdenz der wie aus
einer Verfenkung emporgetaucht wart hatte fich das Geheimnis ihrer
Beziehungen gelocfert. Das Dunkelf in dem auch er bisher eingehüllt
282

Felix Hollaender: Die reines Herzens find war. hatte sie so eng verknüpft und unlösbar zusammengekettet. Nun war das Band zerrissen - ein Dritter fand zwischen ihr und ihm . . . Sie war müde geworden und wollte heim. Mechanisch zog sie sich an. Dann floß ihr das Blut zu Köpfe . . . Iener grauenhafte Abend zog mit allen Einzelheiten wieder an ihr vorbei. „Ich erficke.“ wimmerte sie. „ich erficke -“ Sie schleifte sich zur Tür, um in die frische Luft zu gelangen. Der Korridor war dunkel . . . Beinahe wäre sie gestolpert. „Wer ist da?“ schrie sie gellend auf. „Brüllen Sie doch nicht so!“ klang es gedämpft zurück. „Ich bin es - wollen Sie nicht mit mir essen?“ Wie ein gehehtes Wild eilte sie in ihr Ankleidezimmer zurück, während der Direktor ihr auf dem Fuße folgte, hinter ihr die Tür zuwarf und mit einer fabelhaften Gefhwindigkeit den Regel der Garderobe aufhob. „Jetzt verhalten Sie sich bitte etwas ruhig.“ sagte er barsch- „Und machen Sie nicht unnötigen Skandal, das wirkt bei mir nicht!“ Sie hatte mit einer raschen, instinktiven Bewegung das niedrige Fenster aufgerissen. Sie beugte sich weit hinaus - und mit durhdringender, kreischender Stimme -- in befinnungslosem Zorn - schrie sie ein über das andere Mal: „Hilfe . . . Hilfe . . . Hilfe . . .“ Keine Seele hörte auf ihren Ruf - aber sie fühlte auf einmal, wie zwei harte Arme an ihr zerrten und sie vom Fenster fortzschleiften. Und nun begann ein regelrechter Kampf auf Leben und Sterben. Die Verzweiflung ließ ihr Kräfte. Sie hatte sich im Nu frei gemacht und ging mit Fäusten auf ihn los. Jetzt hatte er sie mit beiden Händen am Halbe gepackt und wirbelte sie mit derartiger Wucht im Kreise herum, daß sie das Gleichgewicht verlor und zu wanken begann. Sie war auf die Knie gestürzt, und diesen Moment versuchte er zu benutzen, um sie gänzlich zu Boden zu strecken . . . Vor ihren Augen begann es zu flirren . . . Spiegel, Kleiderständer, Stuhl, Kamm, Bürste und Puderquaste fingen bunt durcheinander zu tanzen an . . . Wieder gelang es ihr, sich zu befreien und in die Höhe zu kommen. Und nun änderte sie ihre Taktik . . . Sie ging mit den Nägeln auf seine Augen los - und so tief sie konnte, bohrte sie ihre Nägel in sein Fleisch. „Werden Sie auf der Stelle aufhören, Sie Luder, Sie.“ schrie er gepeinigt auf. Diese Worte reizten sie aufs äußerste, und mit gesteigerten Kräften

Die reines Herzens find Felix Hollaender
feßte sie ihr Rachewerk fort. Ihre Nägel wuchsen gleichsam in fein
Fleisch hinein und schnitten tiefe Wunden. Und plötzlich taumelte er
zurück - das Blut strömte von feinem Gesicht.
Hoch aufgerichtet - vor Erfäufung keuchend - mit Blut be-
fleckt, stand sie da. Einen flüchtigen Augenblick betrachtete sie ihn mit
unfagbarer Verachtung, ehe sie blitzschnell Hände und Gesicht fi>7 wusch
und die Garderobe verließ.
Unten flog sie in den ersten Wagen, der ihr begegnete - aus
Furcht, irgend jemand könnte sie in diesem Zustand treffen. Während
der Fahrt beugte sie den Kopf beständig aus dem Fenster und sog gierig
die kalte Winterluft ein . . . In ihrem Zimmer brach sie - ange-
kleidet wie sie war - leblos auf ihrem Bett zusammen. Erst einige
Stunden später erwachte sie aus diesem dumpfen Zustande - und ganz
allmählich konnte sie sich an das, was inzwischen geschehen war -- er-
innern . . . Und da empfand sie eine stille, grausame Freude über ihren
Sieg, und daß sie Mut und Kraft befänden, mit dem Unhold abzurechnen.
Ihr war, als wenn sie sich durch diesen Kampf gereinigt hätte und nun
wieder berechtigt wäre, den Menschen gerade ins Auge zu sehen. Was
aber sollte jetzt geschehen? . . . Das Theater durfte sie nicht mehr be-
treten - so viel fand sie - mit welchen Gründen jedoch konnte sie
ihren Entschluß vor Alexander aufrecht halten? . . . Und wovon leben?
*. . In dieser Nacht ahnte sie noch nicht die Größe ihres Erfolges »-
und daß ihr von allen Seiten die glänzenden Anträge zugehen würden.
Zukunftsbangen erfüllte sie - unruhig wälzte sie sich auf ihrem Lager,
bis ihr endlich die Lider schwer zufielen und der Sorgenbrecher Schlaf
sie sanft und lind umfing . . .
Der nächste Morgen schon sollte allen ihren Zweifeln ein Ende
machen und ihr die klägliche Gewißheit bringen, wie jammervoll es um
die Freiheit ihres Willens bestellt war.
Ganz in der Frühe erschien der Theaterdiener, der sie persönlich zu
sprechen wünschte und als sie fragte ließ, sie läge noch im Bett, er möge
der alten Frau seinen Auftrag übergeben, erwiderte er, ihm sei der
frikte Befehl zuteil geworden ihr eigenhändig sein Schreiben zu über-
reichen.
Ah -- dachte sie - das ist die Kündigung, und eilig schlüpfte sie
in Schlafrock und Hauschuhe.
„Hier- gnädiges Fräulein.“ sagte der Alte mit ernster Miene.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

„Antwort ist nicht nötig.“ feste er hinzu. und mit einem „Guten Morgen“ war eiligft er wieder aus der Tür.

Sie trat an das Fenstler ihrer kleinen Kammer und wog wohl eine Minute das Gewicht des Schreibens. ehe sie es öffnete. Und nun las sie. während die Zornröte ihr bis zu den Haarwurzeln stieg. Ohne Anrede feste der Brief ein. der folgende Zeilen enthielt:

„Da nach dem gefrigen Vorfall jede persönliche Auseinandersetzung zwischen uns sich erübrigt. teile ich Ihnen mit. daß ich mit aller Bestimmtheit absolutes Schweigen von Ihnen erwarte; des weiteren halte ich es für selbstverständlich. daß Sie nach wie vor auf das gewissenhafteste und pünktlichste Ihren Vertrag erfüllen und mich weder durch Fernbleiben noch Abfagen materiell schädigen. Sollten Sie in dem einen oder anderen Punkte meine Erwartungen täuschen. so werde ich nicht nur alle kontraktlichen Konsequenzen ziehen. sondern auch unverzüglich Herrn Alexander Oblomoff über die Vorfälle der Nacht vom 13. dieses Monats mit allen ihren Einzelheiten unterrichten.“

Diesen Brief hatte er nur mit feinem Anfangsbuchstaben unterzeichnet.

Das Blatt entfiel ihren Händen. Sie stierte vor sich hin. unfähig. nur einen klaren Gedanken zu fassen. Dann aber schrie sie jammervoll auf. und wie ein in feinem Käfig eingesperrtes wildes Tier durchmaß sie ihr Zimmer. Und so sehr sie sich das Hirn zermarterte - es gab keinen Ausweg - immer wieder kam sie zu dem Schluß: Du bist in der Gewalt dieses Burfchen und darfst dich nicht rühren - dein ganzes Leben ist zugrunde gerichtet und verpfuscht . . . Langsam kroch sie wieder in ihr Bett - sie zog die Decke über den Kopf und hatte nur den einen Gedanken: Weit - weit fort zu sein , . . nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu hören . . .

Zehntes Kapitel:

In der Folgezeit mied die Angelika offensichtlich Alexander. Wenn Proben oder Vorstellungen sie nicht zwangen. in das Theater zu gehen. so hockte sie bei der alten Frau. Denn vor der Einsamkeit hatte sie eine unfinnige Furcht. Bei der Alten war es gut sein. Die stellte keine Fragen. sondern sorgte "till für die Behaglichkeit des kleinen Fräuleins. das so vergrämt ihr gegenüber in dem schwarzledernen Sorgenstuhl saß und beim leisen Geräusch zusammenstreckte. Nur zuweilen warf

a p "a .- f Madonna. '

Zum (Zinn o. Paul G. K-â€œœnodxn

erzens fine
.KLU- Y 3* *U*.

n--Z' 7. l-c a-f-,ait hatte. um ihn FF.: 7* it und c:iin-egurz zu *c e-e-z- n -
11 r -4 :ein Tode der Mutter n fxin dunkles. acute L.. c1. e
5 * -* n .rr-:ww Senne 1- id Li-hr geknumen :an '-1 dn* *--
'-r , -n *'.n g-hcmgen. wir **ie in kindlihcr Vernefc--h :t *Nm-ex;
*ak-.e h-n nollm und nur du.) dar Baron *con . r -2. A *c *j -
"ei-3.5117 n wmden »- und nur ».*r fhlicßlih *...ö'i'i n Angel-Q ,*
*Z a"ki ele und z'-:.. *ii*..t.irie'e.-if.t.cn "L era-i' gina-..1: "kr
f-'lrfmcrtfamen Chic- hei-.r ..Ö-ci 'ron sia-exem- ihn t", '-
uch fo gecig-'iizig-,n ?mum aus (ein-.nc Tele'. (ra-*7te er c."- .
befreite Ink-'reife entire-3:...

Und Mrs Jar-res sachte cr fich auf der Weg in die AW'
bein!" n. .Zi ioifte. daf '(l r-*noer Prob.- l-aite. *.-tlz ltd "ie
fix-.72. i' mar. .

1*. e el - ,Jr-7;. öffnet..

* r *..nme 'nt nicht! 52c Ela ift.' erwiderte er .13c -

*i3 ein aua-.iitizZc Direkt-*r 'niir-ft! e das ;*_i".il-'..u g:i-.*_ 'z*:-

* *_1

'- Z ?'- e .

- F '

Ö1'. k- .

'e

..7* n i-*r cn.

- e Fi'. legte WFL vorfichtig durch eine I?-i'.-*(.e. "--

q .

.,c- - . * --- *rtr (a. *tf diefe .Weir Gundau-ae.: rr17:..-.

*.- .. - 1 c --nd ::-i:-: "ir tl-.i artnet) niet n :l-r zn 'Yen-*r* ..17-

.

t .. --. . 3;--- ride-*:-i * ,t, daß i'-r Verdaht u ibegriinirt 'im l: r *.

7.-5.*:- -.* *. 'Bernd-~~xi~~u rn - :rin-ine den F.-n.7-*"i. nälr 3.. rr:- q*

. . ..n k; in in'. l' 1*-"n dient-.1?" f*.:g.-e fir kühl.

. i' **Lr.. Fir zunäcM.. daß ich (nen meine Trim-u*: -u 15- -;.-,*-

tec-.ine nu'. L 3.." in jener herrn-ü:: ..n .Ha-nietpt ini-*e*- „u n ,-1- .t

k - -1

get-"7... ..- ?nen fo fta-lei. 'Lindt-:tt empfangen. ?Qi-'i h-ure. c

,allein La .c c:*cr.*_ir 'drei :Doerr-.t verübt bert'trihei "zur, *_ibr .7:1-

0:75 ick-:n mit* b-X̄-y-t und erfhiicterf."

3,'- d-n'tc nn- einem iei>j*rn Erl-sten. Sci-ie Lilo-*tc- hat-ci :.

rl-rfürü-ti.- geflmgcn. ind die .ze-ae Art ?einer Sprache nn;- .Han-1

hatte et'. in Apart-s und feiern-has. .daß fit fofort .li rtr-au n fxptc

i-'r aber fuhr nut .it-e*- lerh'en Unfiher'eit fett. ..Ih .nichre SF

.xnt--r keinen 'l1 alu-:ten täufchen -> ih nette l'ingik den Win i» i. kennen zi lernen. und nu.- die

Beforg-iis. Ihnen (TZ-'a z. fcjl-r: .7;-

mich bishn zurückgehalten. ("ih e-iß. daß Sie mir nicht 're-*..dli-l*

freuen 7nd. und komme dennoch. Mei- Rar-1e ift *- - -"

Sie hatte ihn iii-.ill zu "kane fprcckn lgfen -- nit ein-r rent-,iii ken

Burcgurg na.- ,ie an gef: *em rährc-nd fin) iiber ltr-*r ?Ear in c1-

* r

..m

..*l

-K-*.,...4'

Zub-'W

Raphael: Madonna.

1'0-

Zum Effay v. Paul G. Konody.

" lang="en" xml:lang="en" data-analytics-code="UA-954893-23" data-analytics-enabled="true" data-tracking-category="PT" class="no-js search-target-ls" version="XHTML+RDFa 1.0">

Nord und Süd. 1908:4. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item.](#)

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

☒ Full-text ☐ Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)

- [Search tips](#)

☒ Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:4.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2013-10-18 07:43 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)
[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 2](#)
- [Section 2 - 47](#)
- [Section 3 - 108](#)
- [Section 4 - 254](#)
- [Section 5 - 335](#)
- [Section 6 - 361](#)
- [Index - 546](#)

Search in this volume

Search in this text

Zub-'W

Raphael: Madonna.

1'0-

Zum Effay v. Paul G. Konody.

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

EMPTY

Falten einzeichneten und ihre Augen finfter und troßig auf ihn gerichtet waren.

„Mir und sich hätten Sie das erfparen follen.“ fagte fie mit verhaltener Erregung.

„Hören Sie mich nur wenige Minuten an.“ bat er. ohne von feiner chevaleresken Höflichkeit nur das Mindeste aufzugeben. „dann mögen Sie tun und laßen. was Ihnen gut dünkt.“

Sie schüttelte unmutig den Kopf.

„Mit mir braucht man nicht zu verhandeln.“ antwortete fie bitter.

„Ich weiß. Sie wollen ihn mir fiehlen. Vielleicht haben Sie fogar die befondere Güte. mich um den Kaufpreis zu fragen.“

Ihr Geficht wurde bei diesen Worten kreidig. und ihre Augen flackerten unruhig.

„Unterbrechen Sie mich bitte nicht.“ fuhr fie hafiig fort. „ich bin gleich zu Ende. Sie dürfen ihm getroft fagen: Ich halte ihn nicht. Will er gehen. so ist der Weg frei - ich -* nein. nein. es ist genug.“

Herr von Bardeleben war im ersten Augenblick dermaßen durch diesen Ausbruch erschreckt. daß er zunächst faffungslos dafiand. Aber gleich darauf fand er feine Ruhe und Überlegenheit wieder. Sehr gütig. aber auch sehr bestimmt antwortete er: „Zuvörderst möchte ich Sie darüber aufklären. daß Ihre Annahme total irrig ist. ich sei mit einem Auftrage irgend welcher Art über diese Schwelle gekommen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort. daß Alexander nichts von meinem Befuche ahnt. Ich habe mich zu diesem Schritt aus eigener Initiative entfchlossen -- und wie Sie auch mein Tun beurteilen mögen - ich bitte Sie. Alexander dabei aus dem Spiele zu lassen. Und nun. mein liebes Fräulein. fage ich noch einmal: Hören Sie mich ruhig an und mißtrauen Sie mir nicht von vornherein. Ich bin mir durchaus bewußt. daß Sie beffere und ältere Rechte auf ihn geltend machen können. als ich. Ich weiß. daß Sie beide eine starke Liebe und eine große Leidenszeit verknüpft. Ich bin nicht der gewalttätige oder frivole Mensch. für den Sie mich offenbar halten . . . Nichts liegt mir ferner. als mich zwischen Sie und ihn zu drängen. Diesen Menschen liebe ich als das Teuerste. was ich noch auf Erden beße. und ich liebe Sie. weil Sie ihm nur Gutes erwiesen haben. Ich bin von einer solchen Freude und Dankbarkeit gegen Gott erfüllt. daß ich nichts Böfes im Schilde führen kann. Ich bitte Sie. mein Fräulein. mir dies aufs Wort zu glauben.“

Er schwieg und reichte ihr die Hand. in die fie zögernd einfchlug.

:_Oie reines Herzens find Felix Hollaender

„Verzeihen Sie.“ sagte sie schüchtern. „Ich habe den Gedanken, daß ich ihn mit irgend einer Seele teilen soll, bisher nicht ertragen können, mich daran zu gewöhnen, wird - wie ich fürchte - mir auö jeht noch fäjwer fallen. Allein ich fühle, daß ich Ihnen gegeniiber im Unrecht bin, und bitte Sie, mir nicht böse zu sein.“

„Ich bin es nie gewesen. Ich habe nur den einen aufrichtigen Wunsch, daß wir Freunde werden.“

„Herr von Bardeleben - näjst wahr, so ist doch Ihr Name.“ - er nickte beftätigend - „Ich wünschte, daß Alexander nichts von Ihrem Besuch erfähre.“

Er verbeugte sich zufrimmend.

„Und ich bitte Sie ferner, sich in der Folgezeit nicht um mich zu kümmern - bis ich selbst bei Ihnen anklopfen werde . . . nämlich --“ sie fio>te eine kleine Weile, dann fuhr sie mit großer Anfirengung fort - „nämlich - ich bin sehr unglücklich und brauche Alleinsein und Abgefchlossenheit, um mich selbst zu finden. Wenn Sie fpc'iter einmal die Gründe erfahren sollten - - so denke ich, werden Sie mich begreifen. Ich muß meine Lehre Kraft zusammenraffen“. schloß sie furchtfam. „um abends spielen zu können. Und nun leben Sie wohl, Herr von Bardeleben, es war sehr, sehr gütig, daß Sie zu mir gekommen sind. Übrigens, darf ich Ihnen noch sagen, daß Alexander Stirn und Augen von Ihnen hat-. . .!“

Bei den letzten Worten fühlte sie plöhlich, daß ihr schwindelig wurde und eine Übelkeit sie überkam, an der sie in den letzten Tagen befändig gelitten hatte.

Herr von Bardeleben verabfchiedete sich - bevor er ging, hielt er eine vorüberhufchende Sekunde ihre leise zuckende Hand in der seinen.

Auf dem Treppenflur blieb er stehen und atmete beklommen auf . . .

Was hatte er erlebt -- in eine zerriffene Seele hatte er geblickt - und erschüttert sah er noch jest ihre verfürten Züge, aus denen unfagbares Leid deutlich sprach . . . Was war hier gefchehen, fragte er sich unruhig. Er war ein viel zu guter Menschenkenner, um nicht zu wissen, daß es sich hier um keine Weiberlaune handelte. Hier fand ein gequälter Mensch hart vor dem Abgrund - hier ging es um das Leben . . . Was aber konnte er tun . . . Wie vermochte er zu helfen? . . . In tiefer Ratlosigkeit schritt er langfam die Treppen hinab . . .

Schluß in der Dezember-Nummer.

Ernst Schur:

Die Ausstellungs München 1908.

Einleitendes.

Worin besteht der Zweck einer solchen Ausstellung, die eine Unsumme von Energie und Disziplin verlangt, die die verschiedensten Kräfte zusammenruft und sie zu gemeinsamer Arbeit eint? Wir haben uns so sehr an diese Massendemonstrationen gewöhnt, daß uns nur noch das Riesenhafte imponiert, und zweifellos wird die Zukunft da eine Korrektur bringen.

Was einer solchen Veranstaltung die überragende Bedeutung gibt, das ist die dem Ganzen zugrunde liegende Idee, die Kulturidee. Wir befinden uns seit etwa zwei Jahrzehnten, genauer, eigentlich erst seit einem Jahrzehnt in einer Entwicklung, die die gesamte Erscheinung unserer äußeren Kultur einer Umformung unterzieht. Die Architektur, die Raumkunst, das Kunstgewerbe sind für uns neue, lebendige Begriffe geworden. Und indem diese äußere Kultur sich als ein Zwang zur Form, als eine Notwendigkeit der Gestaltung überall durchsetzt, spüren wir dabei das Geistige, das hinter diesen Dingen wirkt. Die neue Raumkunst ist ein Ausdruck unseres inneren Wesens, das nach Neugestaltung verlangt.

Es ist kein Zufall, daß sich Bestrebungen dieser Art an den verschiedensten Orten Deutschlands in gleicher Weise regen. Darmstadt, Köln, Dresden - überall eine übereinstimmende Richtungslinie, ein Hindrängen zu einem Ziel, das auf verschiedenen Wegen erreicht wird, wie sie sich in den wechselnden Kunstgewerbeausstellungen dieser Städte darstellen, ein vielfältiges Versuchen, das einem gemeinsamen Willen dient.

Wenn in diesem Jahre München eine Überchau gab, so hat es damit gegen sich selbst eine Verpflichtung eingelöst. Von München gingen die neuen Bestrebungen einst aus, die nun zu aller Ehren so überraschend schnell Einfluß gewannen und ertrugen, in den verschiedensten kleineren Zentren des Deutschen Reichs (es sei nur an Weimar erinnert, wo van de Velde wirkt, an Darmstadt, das einer ganzen Künstlerfamilie

Die Ausfiellung Munchen 1908 Ernfi Schur

Aufgaben zuwies) Einfluß gewann und in ganzen Bezirken (wie in den Ländern am Rhein) künftlerifches Leben weckte. Darum war es eine Ehrenfchuld. der München nachkam, wenn es feine Kräfte nun vereint vorführt.

Zum Unterfchied von Dresden hat Münäfen fih auf fih felbft befchränkt. Dresden öffnete die Pforten feiner Ausfiellung 1906 allen deutichen Künftlern. München zeigt nur- was Münchener Künfler. Münäferer Indufirie. Münchener Handwerk leiften. Der oberfie Grundfaß wart daß alles. was hier gezeigt wurde. künftlerifchen Stempel in jenem neuen Sinne aufweifen follte. in dem der Künfler auch von den Dingen der Praxis feinerfeits lernt. fih nicht nur darauf befihriinkt, einen fchmiickenden Schnörkel anzubringen. fondern den Dingen organifche Form gibt. die Sachlichkeit und Schönheit vereint.

Indem fo alle Kräfte aufgerufen werdenf ergibt fih ein Reichtum der Erfcheinungen, der eine Vorftellung von dem Kulturfstreben unferer Zeit gibt. Solche Ausfiellungen find Kulturdokumente. Es wird nicht nur gezeigt. was die Gegenwart leiftetz es wird durch diefes Zusammenftromen der Kräfte der Mut geftärtzt zu immer neuen Problemen wage- mutig vorzufchreiten. und indem uns folche Ausftellung fowohl in das, was ift. einführt. als auch aufzeigt, wo noch wieder neue Arbeit einzufetzen hat. vermittelt fie uns einen Schatz von Vorftellungen. mit denen wir den Sinn unferer Gegenwartskultur bedeutfamer erfaffen und den Umkreis der gefamten Arbeit unferer Zeit überzeugter würdigen.

* * K

Architektur und Raumkunfi find die Grundpfeiler diefer modernen Anfchauung. die uns allmählich wieder auf ein Niveau verhelfen will. wie es in der Kultur unferer Vorväter fih darftellte. wonach eine Verwilderung der Formen einfeßte. der wir jeßt Herr zu werden beginnen. Die neue Bewegung feßte ganz unflheinbar ein. Im Kunftgewerbe begann die Revolutionierung; neue 'Mufterf neuer Schmuck; die kleinen Dinge des täglichen Gebrauchs wurden vorgenommen. in ihrer Erfcheinung mußten fie fih ändern. So kam man von felbft zum Zimmer, zum Raum, und nachdem man fih an die Möbelform herangewagt hatte, kam man zu Wand und Deckef und da man hier fchon auf architektonifche Probleme übergegriffen hattef wagte man fogar. im Ganzen der Baukunfi nahe zu treten. Nun. nachdem vom Kleinen zum Großen fort-

gefahren war. kam eine Rückbewegung. die den neuen Tendenzen nur förderlich war. Sie. die vielleicht noch zu unfähig und haltlos bleiben mußten. gewinnen nun in der Architektur festen Grund. Und rückwirkend durchdrömte nun die architektonische Idee die Raumkunst und das Kunstgewerbe und verformte das Vielfältige zu einer Einheit. Die architektonische Idee. deren Erftarken. deren Entwicklung wir jetzt mit-erleben.

Das Walten der architektonischen Idee führt man hier am nahhaltigsten. wenn man im Geist das Ganze überhautz von den einfahfahlihen Ausstellungshallen an. die in Eisen und Beton in monumentaler Shlichkeit. glatten Flächen. geradlinigen Silhouetten. errichtet waren. bis zu der großräumigen Gefaltung des Parks. in dem Plätzen mit vorzüglicher Raumwirkung aufgefüllt waren. so daß Schmuckanlagen. Erholungsstätten geschaffen waren. die der Stimmung alter Parke etwas Neues an die Seite stellten. bis zu dem Vergnügungspark. in dessen breiter Plakatfarbigkeit. in dessen derben Formen ein neuer Stil gefunden war. dessen Luftigkeit durch ein wohlgeordnetes Spiel der ordnenden Phantasie wohlthuend gedämpft war.

Ein imponierender Rhythmus. der das Ganze durchdrömte. etwas. das in feiner Bewußtheit und Kraft mit Hoffnung auf die Zukunft erfüllte.

Die Kultur.

Dieser ganze äußere Rahmen ist eine Leistung der Stadt. die den Baugrund (bevorzugt gelegen. über der breiten sich hindehnenden Theresienwiese. im besten Viertel der Stadt. mit altem Baumland. ganz hinten am Horizont von diesem erhöhten Standpunkt aus der blauweiße Kranz der fern verdämmernden Berge) hergab und von ihren Baumeistern die Gebäude errichten ließ. Man muß das hervorheben. Was im eigentlichen Sinne modern ist. ist hier von den städtischen Behörden geleistet. Das ist vorbildliche Arbeit und vorderhand noch selten anzutreffen.

In einer langen Fluht von Räumen legt die Stadt von ihrer Tätigkeit Zeugnis ab. Diese interessiert selbst da. wo sie außerhalb des Künstlerischen verbleibt und nur tätige Kulturarbeit darstellt. die in ihrem Ernst. ihrer Sachlichkeit ebenso sehr die geistige Energie verrät. wie die Dokumente der Kunst. Manche dieser Räume haben mit der Raumkunst und dem Kunstgewerbe eigentlich nichts zu tun. Aber man durchfreut

Die Ausfiellung München 1908. Ernfi Schur

fie mit dem Gefühl der Achtung vor einem gutgeleiteten Gemeinwesen. Diefte Abteilungen nehmen einen breiten Raum ein; doch da das Ganze in fih Einheit hat. fefielt die Intenfität der Arbeit. Man tritt diefen Ausfiellungsobjekten vielleicht zuerft mit einer gewiffen Gleichgültigkeit gegenüber. bis man die Beziehungen und die Bedeutung ermißt. Dann merkt man auf. und ein fremdes Gebiet erfchließt fih im flüchtigen Überblick; ein Gebiet voller Arbeit und Umficht. Und man fieht. wie entfcheidend ein folches Gemeinwesen einwirken kann. indem es der Baukunfi. dem Kunftgewerbe die großen. praktifchen Aufgaben zuweift. an denen fie wachfen. Wir begreifen. daß in diefen der Allgemeinheit dienenden Notwendigkeiten viellei>)t ein ebenfo neuer Geift wirkt. wie in der Ingenieurkunfi im Verhältnis zur Architektur; die neuartige Tendenz darin fpüren wir. das Sa>7liche. das Notwendige. Darum fchäßen wir diefe Arbeit und lernen von ihr. Das Können unferer Zeit dokumentiert fih in diefen technifchen Leiftungen ebenfo wie in der Kunfi. und es foll fih immer imponierender entfalten.

Man nehme etwa den Straßenbau. Er wird hier in einem Raum durch plattifche Demonfirationen erläutert. Technifch intereffante Anlagen. deren finnvollte Kraft überrafcht und feffelt. Dann die Entwicklung der Gas- und Wafieranlagen. die ein ganzes Neß unter der Stadt hin fpinnen. Der Geleisbau der Straßenbahnen in Gegenüberfiellung der Löfungen verfchiedener Perioden.

Der Tiefbau. Das unterirdifche München enthüllt fih. Die Schichtung des tertiären Untergrundes der Stadt. die als Grundlage der Anlagen zu dienen hat. wird erläutert. Die Grundwafierverhältnisse. Man bekommt eine Vorfiellung von den großen Zufammenhängen eines Gemeinwesens. Ausgedehnte. unterirdifche Spülgalerien. Hochbehälterz Verteilungsfchächte und Kammern. Zuleitungen. Entleerungen; Ableitungsfioffen und Druckrohrfrträge.

Von fernher. aus Quellen und Tälern. wird das Wafier geleitet und in jedem Moment durch ein Rohrneß richtig verteilt. Plattifche Darftellungen erläutern das Technifche. fiellen es finnfällig vor das Auge. fo daß das Fremde plötzlich Leben gewinnt. Ein Diorama gibt den gefamten Überblick.

Die Anlagen der Gasanfialten. die einen ganzen Komplex ergeben. deren monumentaler. nur fachlicher Charakter im Architektonifchen den imponierendfien Eindruck macht. Es ift ein Rhythmus in diefer Größe. Man fpürt. wie die Kraft diefen Organismus. der weithin feine Fang-

arme reekt. durchfrömt, Das ift alles Technik. Nur Technik, Aber ift es nicht konzentrierter Geift? Ift es nicht. in diefer Difziplin und Kraft. Säfönheit?

Die Waffenzuleitung aus den Talhängen der Maugfall. illuftriert an einem Modell. das einen ganzen Raum füllt. Wie aus den ver-fchiedenfen Tälern die Quellen zufirömen und geleitet werden. Weit-umfchauender Blick. Die Ifarregulierungen werden erläutert. Wehr-und Wafierkraftanlagen; in Stufen feßt fich das Bett ab und das Gefälle wird fo allmählich nivelliert, Die Ifarwerke. die die elektrifche Kraft produzieren und weiterleiten. (Bei diefer Gelegenheit fei auch an die fchönen. einfachen Brücken erinnert. die München befißt. Bauwerke. um die fie jede Stadt beneiden muß.) War dies alles praktifch und hatte darin keine Größe. daß es kraftvoll und umfichtig war. fo kommen wir bei den fiädtifchen Gartenanlagen wieder auf das Gebiet des Schönen. Gerade diefe Fragen find jetzt aktuell. und man hat über Plaß- und Straßenanlagen. über gärtnerifchen Schmuck jetzt wieder andere Anfichten als früher. Hier gibt es noch viel zu tun. Wie langweilig find meift unfere Pläne! Das ift das Schöne. daß man merkt. wie viel Arbeit hier noch zu leifien ift. und daß man fpürt. daß ein Anfang da ift. Das Bedeutfame an diefen Gruppen ift. daß das Sachlich-Wert-volle in einer gefchmackvollen. anfchaulichen Form nahegebracht wird. Die Kunft fchafft hier dem Praktifchen einen fchönen Rahmen. und hier ift den Architekten und Künflern ihr Feld zugewiefen. All diefen trockenen Dingen ift z. B. durch feine Raumgefialtung ein gutes Aus-feheu. ein überfichtliches Arrangement (in den meiften Fällen hatte Bau-rat Ö. Gräfiel die künflerifche Leitung) gegeben. Durch diefe Gefial-tung erft gewinnen die Dinge die Anfchaulichkeit.

Diefe Folge feßt fich dann noch weiter fort. In Räumen. die fchlicht und doch dekorativ von R. Schachner gefaltet find (eine Hauptfarbe be-herrfcht Wand. Boden und Decke) erhält der Laie fernerhin Kunde von Wachstum und Entwicklung der Stadt. Sehr luftig ftellt das Statifiiche Amt feine Refultate dar. Das Münchener Kind(erfcheint in wachfen-den Größen. vom Wickelkiud bis zum Riefenkind; es illuftriert das An-wachfen der Bevölkerung. Immer kleiner werdende Maßkrjige fiellen die erfreuliche Tatfache feft. daß der Bierkonfum pro Kopf abnimmt. Eine vorbildliche Leiftung ift die Einrichtung der Apotheke des [II. Krankenhaufes; hier wächfi fich die bisher nur begleitende Raum-gefialtung zu einer vollen. eigenen Leiftung aus. Fein ift diefer Raum

Ernst Schlotter: Die Ausstellung München 1908

und Plätze werden nach künstlerischem Gesichtspunkt angelegt. Eine Fülle von Material füllt Vergangenheit und Gegenwart in Beispiel und Gegenbeispiel gegenüber. Man denke, die städtische Behörde kritisiert sich selbst und faßt mit beharrlichem Sinn das Neue. - welch' Mut! Die Bauten von der vorjährigen Oktoberwiese, die Festdekoration bei der Einweihung des deutschen Museums in München - überall spürt man ein Wollen, das Anschluß sucht an die moderne Tendenz in der Kunst, an die Raumkunst, und das Gefühl ist hier fast so erfaßt, daß man selbst Tüchtiges zu leisten imstande ist, ja Vorbilder gibt.

Die Architektur.

Auf diesem Kulturuntergrund hebt sich die Architektur, das zweite große Gebiet, dem wir uns jetzt zuwenden, bedeutungsvoll ab. Es ist schon gesagt worden, daß der architektonische Gedanke die Tendenzen unserer Zeit besonders markant zum Ausdruck bringt. Es wurde auch schon darauf hingewiesen, daß die ganze Ausstellung in den Bauten, wie in den Anlagen dieser Idee dient. Hier kommen wir nun zu der Baukunst im speziellen, als Sondergebiet der künstlerischen Betätigungen. Der Architektur ist, als Ausstellungsobjekt, ein breiter Raum gegönnt. Durch diese Reichhaltigkeit ist nicht nur ein Überblick über Münchener Baukunst ermöglicht; es wird der Etappengang der Entwicklung der Architektur unserer Tage illustriert. Inwiefern hat diese Vorführung typischen Wert, und eine Beschäftigung mit diesen Problemen ist um so nußbringender, als die Architektur immer gebieterischer in den Vordergrund des Interesses rückt und im Leben der Nation eine Rolle zu spielen beginnt, wie sie früher nur der reinen Kunst vorbehalten war. Die Vorhalle, die Prof. Richard Behnke hat einheitlichen Charakter; sie zeigt in den diskreten, grauen Farben Disziplin und einen Sinn für ruhige Gesamtwirkung, die gerade für einen Eintrittseindruck entscheidend ist. Aber schon die Wandelhalle läßt Raumgefühl vermischen und wirkt in ihren grau-blau-grünen Tönen zu dumpf. Große, helle, lichte Raumwirkung wäre hier am Platze gewesen. Diese Halle ist zu klein; es macht fast hier charakteristisch bemerkbar, daß der Sinn für monumentale Aufgaben hier weniger geweckt ist, als der Sinn für das Intime. (Durchweg ist das zu spüren. Das gibt dem Ganzen den wohlthuend-behaglichen Charakter, aber man sagt fast, daß eine solche Ausstellung gerade das Monumentale zeigen muß, da sie selbst eine monumentale Idee ist, deren Verwirklichung selten gegeben ist.) Diese

Die Ausfiellung Miinchen 1908 Ernfi Schur

Mifchung fchmußiger Farben wirkt merkwürdig drückend und fieht im Gegenfaß zu unferem modernen, dekorativen Fühlen. In der grauen Wand find kleine, dunkelblaue Nifchen ausgepart, in denen dunkle Bronzebüften fiehen; das Blau diefer Nifchen fchluckt die Wirkung der Bronzen auf. Nichts Repräferntatives ifi diefer Wandelhalle eigen. Sie wirkt klein und unfrei, und die Vorhalle erfcheint daneben groß. Am fchlimmfien aber find die Wandgemälde von Klemm, denen man leider niäht nur in diefem Raum begegnet. Es ift eigentiimlich, wie folche Entgleifung im Dekorativen geduldet wurde. Eine Mifchung von pompejanifchem Stil mit Anregungen dekorative-r Art im Farbigen von E. R. W eiß und H of e r. Kalkige, grelle Farben, die für das Auge auf diefem fchmußig graugrünen Hintergrund ganz disharmonifäb wirken. Überladen und ftillos ift die Ehrenhalle für den Prinzregenten. Ein Anklang an Barock in den ausladend prunkvollen Formen; dabei fehlt aber das Fefiliche. Strahlende der Barockfarben; der eigentümlich dumpf-fchmußige Generalton gibt auch hier dem Raum etwas Düfteres. Es folgen nun E h r e n r ä u m e; fie gehören Theodor Fifcher, Hans Gräfiel, Friedrich von Thierfch, Franz Hocheder, Gabriel von Seidl, den Architekten, die Münchens offizielle Baukunft vertreten, feinen Ruf begründet haben. Als Räume find diefe Anlagen nicht glücklich. Man hat die Ausgefaltung den Architekten felbft überlaffen. Ein Beftreben wird bemerkbar, moderne Grundfäße fich anzueignen. Doch bleibt eine Unentfchiedenheit zurück, die anzeigt, daß der gute Wille nicht ausreicht. Am beften hat Hans Gräffiel eine Aufgabe gelöfi; die graue Wand, der graue, quadratifch geteilte Boden gibt eine gewiffe Einheit. Gefchmacklos aber wirkt, wie in allen Räumen, fo auch hier die an der De>e, als Umfaffung des Oberlichtglafes, angebrachte, herabhängende Rükfchenumrahmung. Ganz im alten Stil verharret Hocheder, deffen Bauten dahin fireben, den alten Vorbildern zu folgen. Auch S e i d l kommt aus diefem Wirrwarr nicht heraus; jeder fucht fich aus fremden Stilen fein Vorbild und benutzt es dann als Klifchee. Das Künftlerhaus, eine Anzahl Kirchen zeigen diefes Schema, das an Bühnendekoration, an Maskerade erinnert. Jedoch, das eine ift zuzugeben: die Nachahmung ifi wenigfiens finnvoll, fie proßt nicht, wie es in Berlin der Fall ifiz fie hat eine gewiffe Befcheidung im Nachfühlen. Bei den anderen Architekten macht fich fchon ein Übergang bemerkbar. So merkt man bei dem Iufizpalaft von Thierfch ein munteres Farbengefühl, das zuweilen vielleicht über

Ernst Schur: Die Ausstellung München 1908

das Ziel hinausschießt aber doch wenigstens etwas wagt. Und in der Anlage von Treppengewölben lebt ein Gefühl für kompakte großzügige Raumwirkung. Bei Gräfiel findet weniger die Gebäude zu beachten; feine eigentliche Schöpfung findet die Friedhöfe. die feiner Leitung unterliegen. und speziell der Waldfriedhof feine letzte Leistung. ist des Interesses fähig. Die Vorschriften die er hierfür erließ, geben einem solchen Komplex eine schöne Ordnung und sorgen weitfichtig dafür, daß das Gelände im Sinn einer natürlichen Raum Schönheit erhalten und ausgenutzt wird und in diesem Rahmen ist dafür gefordert daß nichts Häßliches sich einschleicht nur gute Leistungen in Denkmälern und Steinen in denen das Material schön verarbeitet ist kommen zur Aufnahme. Holzkränze und Eisenarbeiten erhalten wieder neuen künstlerischen Wert, und selbst die Blumen wirken in schöner Ordnung mit zu dem Ganzen, dem der Wald einen stimmungsvollen Rahmen gibt, der an den entscheidenden Stellen durch Anlage schöner Brunnen. die ganz einfach aber monumental gehalten sind- Unterstützung erfährt. An Ludwig Hoffmann, den Berliner Architekten- erinnert Theodor Fischer auch er hat noch Anklänge an Stilbaukunst; aber feine Schlichtheit und Ehrlichkeit der Sinn für zugleich intime und große Wirkung führt ihn eigene Wege, Sein Können zeigt sich in den schönen Volksschulen. die großzügig sind und doch auch jenes lebenswürdige Detail haben- das für die Kinder paßt- und die in der Grundanlage von vorbildlicher Sachlichkeit sind. Das eine spürt man: auch da wo diese älteren Architekten im Stil verharren es ist doch mehr Eigenes in ihren Schöpfungen. als es sonst und anderswo der Fall ist und sie vermeiden nach Möglichkeit jede Pöse. Von hier aus hat der einfältige Besucher- der offenen Auges durch die Stadt geht die Ausstellung zu ergänzen. Es ist für München charakteristisch, daß vorläufig noch die öffentliche und namentlich die städtische Baukunst auf einem höheren Niveau steht. als die private. Große Aufgabem Hotels- Restaurants Cafés und ähnliche Aufgaben, wie sie eine Großstadt mit sich bringt, harren noch der Initiative der unternehmenden Bürger. Nur ein neues Restaurant sah ich im Vorübergehen in der Neuhauserstraße- das in feiner schönen. ruhigen Wirkung des grauen. porösen Steins- die sehr vornehm zusammenhing mit dem tiefen Braun der Bänke und Möbel (ein feines Portal mit Reliefplastik im Türbogen als Eingang) den üblichen Bierkellercharakter verleugnete. Auch das Landhaus kommt erst jetzt allmählich zu feiner Berechtigung. Was aber den Ruhm Münchens bildet die schönen Brücken

30:

only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
-

- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

☒ Full-text ☐ Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

☒ Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:4.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

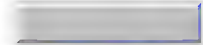
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2013-10-18 07:43 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 2](#)
- [Section 2 - 47](#)
- [Section 3 - 108](#)
- [Section 4 - 254](#)
- [Section 5 - 335](#)
- [Section 6 - 361](#)
- [Index - 546](#)

Search in this volume

Search in this text

Ernst Schur: Die Ausföhlung Mönchen 1908

das Ziel hinausfchießy aber doch wenigftens etwas wagt. Und in der Anlage von Treppengewölben lebt ein Gefühl für kompakte großzüggige Raumwirkung. Bei Gräfiel find weniger die Gebäude zu beachten; feine eigentliche Schöpfung find die Friedhöfe. die feiner Leitung unterfiehen. und fpeziell der Waldfriedhoft feine leßte Leifung. ift des Intereffes ficher. Die Vorfchriften die er hierfür erließ, geben einem folchen Komplex eine fchöne Ordnung und forgen weitfichtig dafür,, daß das Gelände im Sinn einer natürlichen Raumfchönheit erhalten und ausgenutzt wirdj und in diefem Rahmen ift dafür geforgtj daß nichts Häßliches fich einfchleichtz nur gute Leiftungen in Denkmälern und Steinenj in denen das Material fchön verarbeitet iftz kommen zur Aufnahme. .Holzkränze und Eifenarbeiten erhalten wieder neuen. künftlerifchen Wert, und felbft die Blumen wirken in fchöner Ordnung mit zu dem Ganzen, dem der Wald einen fimmungsvollen Rahmen gibt, der an den entfcheidenden Stellen durch Anlage fchöner Brunnen. die ganz einfacht aber monumental gehalten find- Unterftützung erfährt. An Ludwig Hoffmann, den Berliner Architekten- erinnert Theodor F i f c h e r z auch er hat noch Anklänge an Stilbaukunft; aber feine Schlichtheit und Ehrlichkeitj der Sinn für zugleich intime und große Wirkung führt ihn eigene Wege, Sein Können zeigt fich in den fchönen Volkfchulen. die großzüggig find

und doch auch jenes liebenswürdige Detail haben- das für die Kinder paßt- und die in der Grundanlage von vorbildlicher Sachlichkeit find. Das eine spürt man: auch da wo diese älteren Architekten im Stil verharren es ist doch mehr Eigenes in ihren Schöpfungen. als es sonst und anderswo der Fall ist und sie vermeiden nach Möglichkeit jede Pöfe. Von hier aus hat der einfältige Besucher- der offenen Auges durch die Stadt geht die Ausstellung zu ergänzen. Es ist für München charakteristisch, daß vorläufig noch die öffentliche und namentlich die städtische Baukunst auf einem höheren Niveau steht. als die private. Große Aufgabem Hotels- Restaurants Eafss und ähnliche Aufgaben, wie sie eine Großstadt mit sich bringt, harren noch der Initiative der unternehmenden Bürger. Nur ein neues Restaurant sah ich im Vorübergehen in der Neuhauserstraße- das in seiner schönen. ruhigen Wirkung des grauen. porösen Steins- die sehr vornehm zusammenhing mit dem tiefen Braun der Bänke und Möbel (ein feines Portal mit Reliefplastik im Türbogen als Eingang) den üblichen Bierkellercharakter verleugnete. Auch das Landhaus kommt erst jetzt allmählich zu seiner Berechtigung. Was aber den Ruhm Münchens bildet die schönen Brücken

30:

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Die Ausstellung München 1908 Ernst Schur

deren Monumentalität so entscheidend im Stadtbild mitwirkt - man braucht nur einmal die Stadt hinabzugehen und man wird eine Fülle von Schönheit an diesen Schöpfungen bemerken - sie kommen hier nicht zur Geltung. Künstliche Wahl des Materials, des schönen Steins, der an sich in seiner Porosität so wechselfull und angenehm wirkt. zweckmäßige Gestaltung sowohl hinsichtlich der Aufgabe wie des Materials gehen hier zusammen. Der Sinn für ruhig-plastische Wirkung hat sich hier, in der Stadt Hildebrandts, fast eine Tradition geschaffen. Diese leichten Reliefs, die sich nicht vordrängen, diese breit ausgechnittenen, durchbrochenen Flächen, die in sich ein großzügiges Muster ergeben, das niemals aufdringlich erscheint, dieses wohlverwogene Verhältnis der Farbigkeit und der Masse in sich und im Verhältnis zu der Umgebung (wie schön der graue Stein über dem Grün des Flußbettes!). Welch Abfall, wenn wir an Berliner Brückenkunst denken, wo immer noch ein übler Klischeefüll und Hurrapoppe dominieren.

Das Zwischenstadium, in dem sich unsere moderne Architektur befindet, kommt typisch in den Räumen zum Ausdruck, die der privaten Baukunst gewidmet sind. Hier findet man neuere Tendenzen und Versuche, das praktische Wohnproblem frei von Stilen zu lösen. Insofern eine reichere Auswahl von Möglichkeiten, die ein Hinauskommen über das Niveau der Ehrenfälle ahnen lassen. Ideen, wie sie in der Gartenstadtbewegung gegeben sind, geben eine Anregung zur Schaffung ganzer Komplexe, wie es sich in der Gartenstadt Harlaching bekundet. Terrängeländchen zeigen, wie in Gauting und am Starnberger See, eine geschickte Ausnutzung der natürlichen Schönheit des Geländes, in das sich die Häuschen mit den grauen oder roten, breiten Dächern harmonisch einfügen. Eine weitere Auswahl von Landhausmodellen zeigt im einzelnen, architektonisch wie malerisch, eine zugleich entschiedene und zugleich intime Wirkung. Bootshäuser sind mit Geschmack in die Landschaft gepaßt. Auch Schulhäuser, zum Beispiel die Volksschule mit der Märchendarstellung in heller Silhouettenwirkung, die in der Fassade durch rauhen und glatten Paß hergefast ist, gelingen oft in der Vereinigung von Sachlichkeit und Schönheit; vielleicht auch noch kleine Kirchen, wozu in den Dörfern eine reiche Auswahl von Vorbildern gegeben ist. Dagegen macht sich in den offiziellen Gebäuden immer noch jene Unsicherheit bemerkbar, die durch eine äußere Stilpose zu verdecken gesucht wird, und die anzeigt, daß die neue Form hier erst noch zu finden ist. Auf für das Theater

ist ein neuer, monumentaler Stil noch nicht gefunden. Das zeigt sich bei dem Künflertheater, das von Heilmann und Littmann errichtet ist, und das als besondere Aufgabe wohl Gelegenheit zu einem neuen Versuch geboten hätte. Es ist in der Fassade zu düster und einförmig und ähnelt vielleicht mehr einer feierlichen Begräbnishalle, als einem fechtlichen Zwecken dienenden Gebäude. Auch im Innern ist, obwohl moderne Raumprinzipien hier zur Anwendung kommen, die Ausgestaltung des Raumes zu monoton; außerdem paßt das Grau der Holzverkleidung der Wände mit dem gelben Holz der Decke nicht recht zusammen, die Gegenstände stoßen zu hart zusammen. Der Vorhang, der auf blauer Fläche leichte grüne Linien und eine breitere Borde gelber und roter Blumen in Stickerei zeigt, gibt einen feinfarbigem Eindruck. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Architekten auf diesem technischen Gebiete des Theaterhauses eine reiche Erfahrung beifien, aber es ist ihnen nicht so gelungen, diese fachliche Notwendigkeit zu einer neuen Schönheit zu formen. Hier müßten andere Kräfte zur Betätigung noch herangezogen werden, um auf diesem Gebiet jenen Anfang zur Eigenart zu setzen, wie er im Landhausbau bemerkbar wird. Im übrigen bleibt auch hier die Bemerkung bestehen, daß, fowie große Aufgaben gefällt werden, man unwillkürlich auf einen schloßartigen oder burgmäßigen Typus verfällt oder sonstwie im Stil Zuflucht sucht. Übel sieht es dagegen bei den Architekten aus, wenn sie daran gehen, Interieurs zu gestalten oder Wandmalerei zu geben. Sie verharren durchweg noch in dem alten Dekorationsgeschmack, lieben die Allegorie und vermeiden jede große dekorative Wirkung, ihre Zimmer machen meist einen zu bunten Eindruck, und während sie es schon verstehen, ein Haus mit Geschmack in eine Landschaft hinein zu paffen, die breiten Flächen des Daches dekorativ auszunutzen und die Gruppierung der Fenster fein mitwirken zu lassen, fehlt ihnen im Innenraum gerade jene architektonische Disziplin, die sie eigentlich mitbringen müßten. Dies haben die Malerarchitekten vor ihnen voraus. Und wenn die Architekten sich ein Gebiet nicht entreißen lassen wollen, so tut ihnen hier eine Erziehung not, die um so mehr geboten ist, als die Künflerarchitekten auch schon auf das eigentlich architektonische Gebiet überzugreifen beginnen, indem sie als Neuerer und Eroberer energischer an ihrer Ausbildung arbeiten. Dies alles, das für unsere Zeit charakteristisch ist, kommt in der Sonderausstellung des Bundes „Deutscher Architekten“, des „Münchener Architektenvereins“, der „Allgemeinen Architekturausstellung“

überzeugend zum Ausdruck. Die Räume haben eine fachliche und ernfie Haltung und bringen die Modelle. da fie felbft im beften Sinne einfach find. zu guter Wirkung. Photographien von Gartenanlagen. Grabdenkmälern. alten Münchener Häufern. mit ihrer breiten aräjitektionifchen Erfcheinung. ergänzen die Ausftellung und bringen aus alter und neuer Zeit ein reiches Material hinzu.

K ä' - *' -

Man muß. um diefe Abteilung Baukunft nach der modernen Seite hin vollftändig zu ergänzen. an die Bauten der Ausfiellung felbf denken. errichtet von den Stadtbaumeifiern B e r t f ch und S ch a ch n e r. an die Ausftellungshallen. an den Vergnügungspark. von deren Stil fchon oben die Rede war. Hier fieht man zum Refultat gediehen. was noch unentwickelt war. und man ahnt den Beginn eines neuen. monumentalen Stils.

Die Raumkunfi.

In der Raumkuuft ftehen die Werkftätten obenan. die als Vorkämpferinnen des neuen Stils bekannt find und fich bemühen. ihm in dem großen Kreis des Publikums Eingang zu verfchaffen. In einer Zeit. in der die Induftrie der Stilverwilderung Rechnung tragen zu müffen glaubte. bildeten fich jene Vereinigungen von Künfilern (nach englifchem Vorbild). die felbft als Unternehmung auftraten. Urfprünglich hatten fie fchwer zu kämpfen. nun aber haben fie fich durchgefeßt. und ihr Vorbild wird nicht unbeachtet bleiben. Ein neues Produktionsprinzip kommt in ?diefem Zusammenarbeiten. in diefem Vorherrfchen des Künftlerwillens zum Ausdruck. der nach und nach alles in feinen Bereich zog. was uns in unfern Räumen umgibt.

Zwar ift auch in diefen Abteilungen die Induftrie mit Raumkunft vertreten. Das zeigt aber nur. daß das Vorbild auch diefe Kreife fchon mit fich forttrieb. Was man hier fieht. ift im beften Falle ein guter. achtenswerter Durchfchnitt. womit keine Herabfeßung ausgefprochen ift. Es muß fo fein. Man ftellt feft. daß fich fchon Regeln zu bilden beginnen. die der raumkünftlerifchen Anfchauung dienen. und wenn in diefem Enfemble ein Zimmer auffällt. fo erfährt man aus dem Katalog die Uberrafchung. daß ein Kjinfiler es entworfen hat; man lieft den Namen Niemeyer. Diefer feine Künftler. mit dem wir uns noch fpäter zu befchäftigen haben werden. hat hier ein kleines Rimterzimmer ausgefiellt. das _fehr apart auf Grau und Grün gefimmt ift. Die Decke

„q-7

. x
"M-f" e -__ - . '* ' "ra-e . . K: .:- y- y, of cn *
voting-[t . z r fill-teller
, '* öätiinyjee - " ' - ' *
N
|

K."
I .

'full'
'k *-1* * | "4
i» 1| *iii-'iM IM;- .

Q Fritz Klee und Peter Danzer:
WW" Aus dem Vergnügungspark.
1 * a * Zum Effay von Ernfi' Schnr.

EMPTY

ist niedrig gelegt. dadurch bekommt der Raum Intimität. dem die gewählten Farben Eleganz anfügen. und die graziöse Sahlheit der Formen paßt sich vorzüglich an.

Bleiben wir aber bei den Vorbildern. Es sind die „Vereinigten Werkstätten“ aus den „Deutschen Werkstätten“

Was die „Vereinigten Werkstätten“ anlangt. so läßt sich wohl kaum etwas Eleganteres denken. als die Marmorhalle. die Bruno Paul schuf. in der die glänzenden. rotbraunen Möbel so gewählt stehen. Hier ist wirklich ein neuer Stil für die vornehmsten Kreise geschaffen. und doch ist jeder Prunk. jede Überladung vermieden.

Eine eigene Schöpfung ist das Zimmer von Th. H. Heine. das ganz in Orange und Gelb gehalten ist; von wunderbarer Intimität der warmen Töne und trotz der Anlehnung an Biedermeier doch ganz frei von. Nachahmung.

Nach umfassender treten die „Deutschen Werkstätten“ auf. Hier begegnet uns der Name Riemerschmid. der dieser

Unternehmung den mehr volkstümlichen Charakter gibt. Wenn man die Art eines Riemerschmid allgemeiner beschreiben will. so wird man auf die Bauernkunst hindeuten müssen. Doch ist diese Anlehnung nicht slavisch. Riemerschmid hat sich im Laufe seiner Entwicklung immer mehr zu einer Art durchgerungen. die nicht äußerlich nachahmt. sondern nur die Anregung entnimmt. Seine Zimmer erinnern an Bauernkunst. nicht weil man hier Muster und Formen findet. die von dort her entnommen sind. sondern weil sie jenen Charakter der Wohnlichkeit. Materialtechnik. jenes Abgehen von Gewolltem. übertriebenem haben. den wir an alten bäuerlichen Interieurs bewundern. An dieser soliden Art hat sich Riemerschmid gebildet. ist dann aber auch zu anderen Aufgaben vorgehritten. die das Geltungsgebiet seines Talentes erweitern. Er hat feistliche Hallen entworfen. elegante Interieurs hat er geschaffen. Büroräume und Arbeitszimmer entworfen und sich so den Anforderungen entsprechend immer mehr differenziert. Wenige folgen wie er so festlich der Zweckbestimmung eines Raumes. und seine Zimmer haben auch jene diskrete Zurückhaltung in dem Gebotenen. die dem künftigen Bewohner noch eine individuelle Prägung überläßt.

Wie gut Riemerschmid auch größere Aufgaben bewältigen kann. das zeigt die Anlage der Halle für Nahrungs- und Genussmittel. die unter seiner künstlerischen Leitung entstanden ist. Hier hatte Riemerschmid den mannigfaltigen Anforderungen gerecht zu werden und doch dem

Ganzen eine Einheit zu wahren. Gleich der Hof. defien Anlage Riernerfchmid befiimmte. gibt einen entfcheidenden Eindruck. eine feine Intimität. Als Mittelpunkt ift ein großer Baum genommen. der feine Zweige tief herabfenkt. Unter ihm eine hübfche Bank aus Stein mit gleichmäßig viere>igen Ausfchnitten an der Rückwand; eine einfache. gefchmackvolle Kindergruppe bildet zu beiden Seiten den Abfchluß. Auf der anderen Seite entfpricht dem ein Frühftückspavillon in Fachwerk. weiß mit graublauem Holz. dem kleine Mufter in mattem Rot aufgemalt find. Diefer Raum atmet Ruhe. ein nach dem Hof zu offener Wandelgang bildet die Überleitung zu der Innenhalle. Der hohe Giebel zeigt ein feftlich prunkendes Bild von Wackerle in violetten. blauen und grünen Farben. das auf einem Grunde von verfäflungenem Geäft die verfchiedenen Stände dekorativ darfiellt.

Diefe Farben weiß. grünblau. rot kehren in der Aufeinanderfolge der Räume wieder. die in hübfcher Gliederung abwechfelnz man fieht in kleine Kojen hinein. die ein gleichfarbiges Holzportal einrahmt. Bei diefen Räumen ij Rückficht genommen auf den Charakter der ausgeftellten Gegenfiände. denen ein guter Hintergrund gegeben werden foll. So ift einmal das Helle. Lichte in einer weißen Stube mit weißblauen Vitrinen betont. dann wieder erweitert fich in dem Raum für Getreidehandel und Hopfen die Anlage zu einer großen Halle. deren Wand mit demfelben grünblauen Rupfen bepannt ifi und ein fchmaler Fries die mattrote Farbe aufnimmt. Hier hängt von der De>e ein mächtiger Erntekranz als Beleuchtungskörper. Farbige dekorative Gemälde von Ernft Liebermann und M. R. Eichler fchmücken die Wand. und in diefem Enfemble werden die Säcke und Körbe. die an den Wänden aufgereiht fiehen. felbfi zu einer luftigen Dekoration. Hiermit hat Riernerfchmid etwas Vorbildliches geliefert für das Arrangement folcher Materialausfiellungen. das fonfi immer trocken und langweilig wirkt. und die Kunft dient hier wirklich der Sache. Phantafiifcher. reicher ifi der Raum für Spirituofen und Liköre. mit lichtgelber Decke und weißgelber Wand. vor der. in hohen Reihen geordnet. die Flafchen fiehen. fo daß auch hier das Material felbfi wieder zur Dekoration mitwirkt.

.e ne 1.-

Eine große Leiftung ift das „Ausftellungsfcaf “. das Nie m e y er (ebenfalls Künfler der deutichen Werkfiätten) entwarf. in dem fein Gefühmack. fein Können reif zum Ausdruck kommen. Sachlichkeit und Schönheit ift hier vereint. und doch ift alles materialecht geblieben. Keine

Überladung und doch überall Reichtum. Das Künstlerische ist diesem Raum unverkennbar aufgeprägt. Diese Schönheit erreicht Niemeyer durch die feine Auswahl der Materialien, deren Farbenwerte ihm dienen müssen. Grüne Kacheln umkleiden den Raum, darüber ist die Wand weiß gehalten. Eigenartige Beleuchtungskörper hängen an Schnüren von der Decke herab; die Leuchtkörper bestehen aus vier hängenden, undurchsichtig weißen Vierecken. Die weißen Tischtücher haben eine feine violette Bordüre, auch die Teller haben violetten Schmuck am Rande. Die Stühle sind weiß und hochlehnig. Auf den Tischen stehen gelbe Blumen, und in zwei Nischen an der Wand in schlanken Vasen rot- und blauviolette Malven. Aber das Eigenartigste in diesem Raum bilden die an jedem Wandteil in die grünen Kachelflächen tief eingelassenen ovalen Bilder; Blumenstücke von reicher Fülle und sehr eigenartiger Zusammenstellung, bei allem Reichtum der Nuancen immer einfarbig, malerisch-dekorativ ohne die übliche schon zur Schablone werdende Stilisierung. Das Eigenartige ist, daß durch dieses Zusammenbringen der ganz glatten Kacheln ein ganz neuer Eindruck erzielt wird. Die Kacheln sind blank, die Bilder sind flumpf, und man sieht erstere nur als eine gleichmäßige grünkarierte Fläche, die den Bildern als Hintergrund dient und es durch diesen scharfen Gegenfaß macht, daß die Farben der Bilder um so feiner sich abtönen.

Was Niemeyer von anderen Raumkünstlern unterscheidet und ihn, der neuerdings erst immer markanter hervortritt, an eine besondere Stelle stellt, das ist der Umstand, daß Niemeyer vor allem Maler ist und diese Eigenschaft entscheidend auch in seiner Raumkunst zum Ausdruck bringt. Nicht in der Weise, daß das Bildhafte bei ihm überwiegt, er läßt die Farben alle in das Material eingehen, wohl aber in dem feinen Zueinanderstimmen aller Töne in der reichen Auswahl der Nuancen. Dadurch gelingt es ihm, seinen Räumen wieder Bilder einzugliedern, die in dem Ganzen harmonisch sich einfügen und nicht als fremder Schmuck erscheinen. Im allgemeinen macht sich jetzt in der Raumkunst ein Hinfortstreben zur Architektur bemerkbar. Niemeyer macht sich alle diese Tendenzen zunutze, aber seine reiche und eigenartige Begabung fähigt ihn vor Eintönigkeit und gestattet ihm eine Fülle neuer Schönheit.

Die Industrie

Man hat in letzter Zeit oft von dem Problem gesprochen, das darin gegeben ist, daß die Industrie den Anschluß an die Kunst suchen müsse.

Die Ausfiellung Munchen 1908 Ernfi Sehne

Das geht nicht ohne Kämpfe ab. Daß aber beide miteinander befiehen können, das zeigt die Sportabteilung in vorbildlicher Weife.

Man hat in letzter Zeit oft von einem Majehinenftil geiprochen, defien Sinn eine fachliche. großzügige Gefaltung ift- die verzichtet auf Ornament und überladung. Der Praxis des Lebens wurde eine neue Anregung entnommen und gerade das, was befimmt fchiem fern von aller Kunft zu bleiben. die Mafäzine- wurde der Typ eines neuen Stils. Ähnlich ifi es mit dem Sport. Auch hier nur Sachliehkeit. Zwe>-mäßigkeit- Knappheit in allen Dingen. Nichts von alledem. was wir fonfi als „künflerifihi Schmuck" anfpreden. Im Verzicht eine neue Schönheit.

Das kommt markant zum Ausdruck auf diefer Ausfiellung. deren Sporthallen zu den Sehenswürdigkeiten zählen. Sie gehören zu den beftimmenden Eindrücken. die man mitnimmt, die nachwirken, weil eine neue freier zuverfichtliche Schönheit darin zum Ausdruck kommt.

Eingeleitet wird diefe Serie durch einen kleinen „Gabentempel“ betitelten Raum in Blau-Weiß von .ß o h l w e i n, in dem die jeweiligen Preife zur Auffiellung kommen.

Dann der Alpenfport. Raumgefaltung von Erich Erler -

Samaden. Die Wände ganz mit Fichtenholz in Naturfarbe verkleidet. Eine einfache Linie in Schwarz umzieht den Raum und betont die Gliederung. Auf fchwarzen So>eln fiehen die Vitrinen mit den zum Sport gebrauchten Dingen. Eingebaut eine kleine Schußhütte mit vier Betten, naturgetreu und komplett. ebenfalls Naturholz. mit teilweise fehwarzer Einfafiung, Eine ernfte. gediegene Sachliehkeit überall. Ein Gemälde von Erler ichmiickt die Wand über der Eingangstür, einen Mann darftellend. in liegender Stellung. auf der Höhe7 umgeben von einer weitete' Schneelandfchaft. Unter den ausgefiellten Dingen. Mänteln- Anzügen, Schuhen- Seilenz die alle dem Sport angepaßt find und in ihrer Sachlichkeit eine Großzügigkeit befißen. die oft unfern fonfiigen Kleidern fehlt- fallen befonders die Lodenfioffe auf. die oft mit der praktifchen Derbheit des Materials eine folide und anfpredhende Farbigkeit verbinden und richtig verarbeitet ein fehr gefchmackvolles Koftüm ergeben können wie das vom Kunftmaler Moos entworfene Koftüm für eine Hochtouriifiin. das die Firma Hirfchberg und Ko. ausfiellt- zeigt; braun Loden mit dunkelgrüner Bot-te- die die Teile einfaßt.

Der Turnfport, Eine .Halle- deren fchmu>q glänzende Farbigkeit dem gebeizten Holz der Turnapparate angenähert ifi. Aueh hier Turn-

kleidung für Erwachsene und Kinder von praktischer Schönheit. Ein Turnkleid entworfen von Kunstmaler Moos; ein Tenniskostüm von Kunstmaler Rider; fachlich leicht und elegant; Anzüge; die die Bewegungen nicht behindern und die Schönheit in dem Rhythmus des Körperlichen betonen; beide von der Firma Hirschberg und Ko, ausgefertigt. Draußen; vor der Halle; im Durchblick führten gerade in der weißen Arena die von hohen; braunen und hellen Tribünen festlich umrahmt über 1000 Knaben und Mädchen ihre heiteren Spiele vor, junge Körper leicht und schmuck gekleidet; elastisch und biegsam, und etwas wie das Ahnen einer neuen Kultur dämmert auf.

Halle für Winterport. Weiß die Wände. Nahe oben sich verengend. Hier sich herumziehend ein mattblauer Fries; Silhouetten in Graue das Wintertreiben illustrierend; nur flächenhaft nur wie eine leichte Erscheinung. Darüber öffnet sich dann wieder der Raum in weißer Helligkeit. Und selbst die Namen der Firmen sind dekorativ verwendet. In großen Buchstaben fest geordnet stehen sie weiß auf blauem Grund wie ein Ornament und säumen den Giebel. Dieser lichte Raum; dessen Charakter den Winterport ungeheuer nahe bringt; ohne in Illustrationsmanier zu verfallen; ist von Hans Beatus Wieland geschaffen. Er hat auch Ski- und Eislaufkostüme entworfen; ein Glockenrock aus hellem; Graubündener Loden; auf dem die grellrote Jacke prachtvoll ruht; Kragen und Ärmel mit norwegischer Stickerei gefärbt (ausgefertigt von der Firma Hirschberg und Ko.). Und auch die Winterportbekleidung von Wagner und Ko., gelbte Jacken erfreuen in ihrer kräftigen Farbigkeit in ihrer derben Struktur,

Der Raum für Wasserport erfuhr durch Prof. Fr. Klee eine farbig entschiedene Gestaltung. Unten dunkelblau; oben weiß; eine schwarze Leiste trennt die Felder; Wölbung überspannt den Raum. Ein vollständiges Motorboot ist hier ausgestellt und die prächtige Schönheit dieses glatten Apparats präsentiert sich zugleich elegant und kraftvoll. Interessant ist ein sogenanntes Rucksackboot; ein Boot, das in einer Viertelstunde zusammenlegbar ist als Paddelboot auf allen Flüssen; als Segelboot auf allen Seen zu verwenden; und als leichtes Gepäck (15 Kilo) überallhin mitzunehmen ist. Nach Zurücklegung einer Strecke von 2000 Kilometer betragen die Reparaturkosten 50 Pf. Ein Ruder- und Segelkostüm (entworfen von Prof. Klee; ausgefertigt von Hirschberg und Ko.) zeigt ein gefälliges Aussehen.

In einer Halle, deren Boden mit orange Rupfen belegt ist, deren

Die Ausfiellung Miinchen 1908 Ernfi Schur

Wand mit grünem Rupfen bepannt ifi. während die Decke weiß gehalten ifi. kommt der Jagd- und Angelfport zur Ausfiellung. Jagdkoftüme nach Entwurf von Prof, Frank-Kirchbaäj. Angelfportkoftüme nach Entwurf von Prof. Rud. Wimmer. verbinden Einfachheit und Eleganz. Eine offene Halle. mit grauen und grünen Kacheln verkleidet. zeigt in eingelassenen Käfen die Fifchez ein Brunnen gibt dem Raum eine gefchmackvolle Erweiterung.

Ein Hof. der von viere>igen Säulen mit gelbem Putz eingerahmt ift. - ein Rundgang führt herum -: Radfahrport. Radfahrkoftüme nach Entwurf von Prof, Rud. Wimmer.

Dem Reit- und Fahrport hat Ludw, Hohlwein einen Saal gefchaffen. deffen Eleganz und Sachlichkeit die fchönen Dinge des Luxus in die Sphäre hereinhebt. in die fie gehören. ihnen einen Rahmen gibt. der ihnen dient und entfpricht. Weiße Wände; braunes Gebälk. das fich füßend zur Decke apart hinaufziehtz viere>ige. fchlanke Stüßen. die den Raum unterbrechen; eine faubere. großräumige Schönheit. Diefte Art fest fich fort in dem ..Zimmer eines Sportfreundes".

das H o h l w ein entwarf. der auch elegante Reitkleider fchuf. Stühle mit hohler Lehne. in die man fich hineinfchmiegt. Ein Pferdemufterfiel (ebenfalls von Hohlwein) ij fchmuck gefaltetz eine graue Decke. blau-graues Gebälk. grauweiße Kacheln; eine faubere Schönheit.

Der Verband zur Wahrung der Intereffen bayrifcher Motorradfahrer fielt Bekleidungen und Ausrüfungen für Automobilport aus. deren kühne Schönheit. deren Verzicht auf Verzierung. deren ausgefprochene Farbigkeit eine neue Art der Erfcheinung ahnen laffen. Ebenfo fachlich ift das anschließende Sißungszimmer; fchwar-ze Möbel. blaue Tuch'-bekleidung. gelbgrauer Rupfen. Diefte neue Geift erfährt zum Schluß noch einmal eine Betonung. Hohe. lichte Hallen. in dem die Automobile prachtvoll ftehen. Als einziger Schmuck die Namen der Firmen blau auf weiß. in dekorativer Schrift. wie ein fachliches Ornament wirkend, Autokofiüme entworfen von Prof. Firlez derb im Material. entfchieden in der Farbe. fchmuck und fparfam. auch hier eine neue Art. Nichts ifi zu viel in diefen Hallen. Eine firenge Architektonik bannt die Formen zu einer fachlichen und einheitlichen Sprache. Auch die Art. wie die Dinge zur Geltung gebracht find. ifi vorbildlich. Keine Anhäufung. Das Einzelfiük wirkt duräf feine Güte. Der Raum dominiert. In Nifchen und Vitrinen fieht man die Gegenfiände gefchmackvoll verteilt. Beides eint fiäj zu einem großen Eindruck,

3:0

- Ernfi Schur: Die Ausstellung München 1908

Gerade dadurch, daß die Sachen zurücktreten, ziehen fie die Aufmerksamkeit auf sich. Die Qualität ifi es, die dominiert. Nicht die Quantität, wie es leider fonft auf induftriellen Ausfiellungen der Fall ift, wo die Fülle locken foll, die Maffe herrfcht. Ein neues Prinzip tritt hier auf, das rückwirkend auch die Ladenausgeftaltung, das Schaufenfierarrangement beeinflussen wird.

Diefe Dinge der verfchiedenen Sportzweige haben, wie man fieht, alle eine gemeinfame Note, die Rote der Sachlichkeit. Material und Zweck ergeben die Form. Das ifi ihnen fo offenfichtliäuf aufgeprägt, daß man hier von einem neuen Stil fpreden kann, wie man von einem Mafchinenfiil geredet hat. Ein Stil der Sachlichkeit, Zweckmäßigkeit, Materialgerechtigkeit. Alles andere ift überfluß und wirkt fiörend. Knappheit des Ausdrucks zwingt zu prägnanter Form, und dies wirkt manchmal geradezu fafzinierend. Indem diefe Dinge folchermaßen ihren eigenen Stil haben, prägen fie ihn auch den Hallen auf, in denen fie zur Erfäfeinung kommen, und beeinflussen auch die Menfchen, die diefe Sports ausüben. Es ift ein neuer Geifi der Tatkraft und Lebensfreude hier zu fpüren, und man kann fpüren, wie hier auch für die Künfft- und Lebensanfchauung neue Anregungen liegen und eine neue Kultur vorbereitet wird. Man braucht nur in die Abteilungen der Modekonfektionen zu gehen und dann mit diefen Prunkkleidern, deren Stillofigkeit fo offenfichtliäz ift, die fachlichen und fchönen Sportkofiüme zu vergleichen. Da fieht man, wo eine neue Kultur einfeßt, deren Weiterwirken unfere äußeren Lebensverhältniffe, die Art, wie wir uns zur Erfcheinung bringen, beeinflussen wird.

So kann man fich nur freuen, wenn diefer Teil der Induftrie eine fo reiche Ausbildung erfahren hat, wie es fich auf diefer Ausfiellung fo imponierend zeigt.

*1- . »e

Noch einmal vereinen fich Raumkunft und Induftrie. Ein großer, ovaler Mittelraum von repräfentativem Charakter, der in feinem Prunk, feinem Schmuck den fachlichen Stil der Sporthallen glücklich ergänzt: der Repräferentationsraum der Abteilung für Konfektion, den der Kunftmaler Adolf M ü n z e r, Mitglied der Scholle, fchuf.

Eleganz in Formen und Farben, durch die Kunft zu einer raffiniert-vornehmen Erfäfeinung erhoben,

Diefe fchöne, ovale Halle, deren Raumwirkung fo vollendet fich

3)]

Die Ausstellung München 1008 Ernf Schur

präfentiert. zeigt glänzend-rotbraunes Holz vor grauer Wand. Oben kommt das Licht durch ovale. hochziehende Auschnitte der Decke. die in Weiß gehalten ift und fich allmählich graziös nach oben zu verjüngt. Ovale Bilder find in die Wand eingefügt. deren matte. elegante Farbigkeit vorzüglich dekorativ im Raum mitwirkt. Akte darfiellend auf grünen Seffeln. Schleierdamen mit filbernem Spiegel. gelbe Masken vor grauer Tür. Gefellchaftsdamen in Spißentoilette auf graufamtnen Fauteuils. Violetter Blumenfchmuck füllt die Flächen. Ein leichter. koketter- Stil. der an das Rokoko in feiner Bewegtheit und eleganten Farbigkeit anklingt. aber doch ganz modern und perfönliä ift. Einen wundervoll reiäen Ton fügt der ovale Teppich hinzu. der den ganzen Boden bedeckt. mit gelben und violetten Blumen und weichem. graurofa Fonds. in dem die gewählte Farbenharmonie ausklingt. Hohe Spiegel fchmücken die Eckwände. dazwifchen Vitrinen. in denen Auslagen zur Schau kommen. nur wenig. fo daß der Gefamteindru> nicht gefört wird.

In diefem äußerfi gefchmackvollen Rahmen hält fich wenig. und man fiellt gerade bei der eleganten Damenkonfektion feft. daß hier noch manches fehlt und daß der eigentlich moderne Stil der Eleganz erft noch für uns zu finden ift. Meift foll überladung den Reichtum. Materialproßerei den Gefchmack erfeßen. und fo kommt etwas heraus. das der fchon entwi>elten Gefchmackskultur unferer Tage zuwiderläuft. während doch gerade das raffiniert Elegante Vorbilder geben foll für das Niedere.

Das Kunftgewerbe.

Das Kunftgewerbe tritt in diefem Enfemble zurück. Man fielt wohl Decken. Kiffen. Reformkleider. Bucheinbände. aber das alles gibt keine entfäeidenden Noten.: Es gehen keine nachhaltigen Eindrücke davon aus.

Bezeichnenderweife. Es wurde fchon in der Einleitung betont. daß die Entwicklung vom Kunftgewerbe ausging. dann zur Raumkunft kam. um fchließlich in der Architektur den einheitliäen Grund zu finden. Und daß nun rückwirkend die architektonifchen Ideen ihrerfeits alle Gebiete zu beherrfchen beginnen. Da ifi es nur logifch. daß das Kunftgewerbe zurückgedrängt wird. Da. wo es bedeutfam auftritt. ift es irgend eine Verbindung eingegangen mit befimmten Arbeitsgebieten. wie es fich in der Belegung von Hausindufirie und am imponierendften in der reformierten Unterrichtsmethode an den Münchener Volkfchulen

Ernst Schur: Die Ausstellung München 1908

zeigt, wo künstlerische Anschauung zur praktischen Erziehung wird. Hier ist Bleibendes geleistet.

Doch auf einem Gebiet ist das kunstgewerbliche Können hervorragend tätig gewesen. Die Fähigkeit der Münchener Künstler, mit feinem Sinn und künstlerischem Takte das Kleine zu bedenken, diese spezielle Veranlagung für das Intime, das so charakteristische Berührungspunkte mit der einheimischen Bauernkunst besitzt, kommt so recht zum Ausdruck auf einem Gebiet, das reorganisiert zu haben ein bleibendes Verdienst der Ausstellung ist. Es ist dies das Gebiet der *Fremdenindustrie*, auf dem die Geschmacklosigkeit so üppig blüht. Jene Gedenkartikel und Mitbringsel, deren man sich sonst allenthalben zu schämen hatte, jene Bazarware, die stets so deutlich den Stempel des Unschmacks an der Stirn trug.

Eine Reihe von Läden bildet eine besondere Abteilung der Ausstellung. Da war ein Bazar des Bayerischen Kunstgewerbevereins, in dem unter anderen kunstgewerblichen Gegenständen lustige Schachfiguren und bürgerliches Spielzeug auffielen. Da war die Verkaufsstelle der Deutschen Werkstätten und der Vereinigten Werkstätten mit vorbildlichen Erzeugnissen der angewandten Kunst. Kissen, Körbchen, Porzellan, Decken und Leuchter. Dann die Hofwachslichter- und Lebzelterfabrik Ebenböck, mit ihren dekorativen Lichtern und dem Pfefferkuchen in breiter, farbiger Aufmachung. Eine Zeitungsauslage, eine Zigarrenverkaufsstelle folgten. Dann eine Konditorei mit einem lustigen Fries in Kuchenteig und neuen künstlerischen Schachteln für Konfekt. Eine Kunsthandlung hatte Bilder und Stühle auf feingetönter Wand geschmackvoll zur Auslage gebracht. Alle diese Läden waren unter künstlerischer Oberleitung der Ausstellungsjury von Architekten und Künstlern entworfen. Weißes Gitterwerk einte sie für das Auge des Spaziergängers. Jeder Laden hatte seinen besonderen Charakter in Farbe und Gestaltung, die in jedem Fall auf das Wesen der Ware Rücksicht nahm.

Es zeigt sich bedeutsam der Weg, den das moderne Kunstgewerbe zu gehen berufen ist: die Verbindung mit der Industrie zu suchen, um so einen Einfluß zu gewinnen, der in den großen Kreis der Aufnehmenden führt, der unbemerkt Gutes dahin trägt, wo vielleicht Kunst an sich nicht gepflegt wird. Dem Künstler sind dadurch neue Absatzgebiete erschlossen; sein Wirken geht ein in das Leben und, indem seine Arbeit im Kleinen die Dinge des täglichen Lebens reformiert, arbeitet er in einer neuen Weise mit an der Schaffung einer modernen Kultur.

ZIZ

Die Ausfiellung München 1908 Ernfi Schur

Das Künfildertheater.

Das Bühnenproblem wird heutzutage von den verfäfiendenfi Seiten aufgepackt. betrachtet. befchaut und kritifiert. und jeder gibt feine Meinung hinzu.

Auch hier dominiert nur der aräfi tektonifche Gedanke. Vorderhand aber muß man fagen. daß das Programm gut war. allerhand Hoffnungen weckte (darum der Beifall fchon vor den Taten). ohne daß das Refultat in jeder Beziehung befriedigen konnte. Das Theater ifi eben noch etwas anderes als eine künfilderifche Idee.

Man hat fich hier mit einer feltenen Inbrunfi. die faft Wagnerifches Erlöfergepräge trug. diefer Erlöfung des Theaters gewidmet. Und es ift nicht zu leugnen. daß einige Süße des Programms verführerifch klangen. Hier find fie:

„Wir wollen keinen Guckkafien. kein Panorama. fondern eine Raum. ausbildung. welche bewegten. menfchlichen Körpern möglichft günfiig ifi. fie zu einer rhythmifihen Einheit zufammenfaßt und zugleich die Bewegung der Schallwellen nach dem Zuhörer zu begüni'tigt. Nicht das perfpektivifthe. tiefe Gemälde. fondern das flache R e l i e f ift alfo maßgebend.“

Daher die Kontrafiierung: Guckkafienbühne - Reliefbühne. „Durch eine architektonifche Gliederung fchaffen wir drei Pläne: eine Vorderbühne (Profzenium). eine Mittelbühne. der gewöhnlich benußte Spielraum. und eine Hinterbühne.“

Kuliffen und Soffitten werden überflüffig. Turmartige Seitenabfchlüffe. die durch Bedachung verbunden find. fchließen das Profzenium nach hinten zu ab,

„Ferner kann das Niveau der Hinterbühne ganz oder teilweise erhöht oder vertieft werden. Erhält die Szene einen malerifchen Abfchluß. der eine landfchaftliche Weite darftellt. fo wird die Hinterbühne fo tief verfenkt. daß ihr Boden dem Auge des Zufchauers nicht mehr erreichbar ift.“

Dann die wichtige Frage der Beleuchtung: „Die Vorder- und Mittelbühne empfangen ihr Licht von vorn oben. Die Hinterbühne hat ihre eigenen. unabhängigen Lichtquellen. welche fo eingerichtet find. daß alle Lichtfiufen und vor allem auch Lichtfiimmungen nach den Gefeßen * firenger. malerifcher Stilifiik durch das Licht felbft erzeugt werden können. Durch die Ausbeutung diefes mit fünf Farben ausgefiatteten Lichtapparates können jedoäf nicht allein koloriftifche Werte. fondern auch Hell-Dunkelabfiufungen und damit bei gleichzeitiger Veränderung

Ernst Schur: Die Ausföhlung München 1908

des Bühnenaufchnittes ufw. bald monumentale und weite. bald ganz intime Raumvorföhlungen fuggert werden. So hat der Regifföur z. B. kein anderes Mittel. uns die Vorföhlung Stube* zu fuggert. als eben den Aufbau einer Zimmerdekoration mit einer Anzahl Möbel. was jedoch viel zu lange dauert. Da kommt ihm jeßt der Raumkünföler. der malerifche Schöpfergeift zu Hilfe. der durch Verkleinerung des Bühnenaufchnittes und durch Abföufung des Lichtes den Interieur-eindruck fchafft nicht das Interieur felbfö. fondern nur die Maß- und Lichtverhältniffe. die notwendig find. um in der Phantafie des Zufchauers eine Raumvorföhlung wachzurufen. wie fie der Dichter in der betr. Szene föhlen läßt.“

Als Ziel wird bezeichnet: die Grundzüge einer Schaubühne zu entwickeln. auf der 1. Drama und Darfteller fich frei nach den eigenen Gefößen ihrer Kunft zu einer das moderne Empfinden wieder feffönden Höhföwirkung entfalten könnten und dabei 2. durch die von kunftwidrigen Föföln befreite. voll eingefetzte Kraft bildender Kunft unterföützt werden. Sodann war 3. zu zeigen. auf welche Weife die bildende Kunft fich diefer Aufgabe entledigen kann. ohne daß fie fich zu einem Zugeftändnis an ihr wefensfremde Schablonen herbeiläßt.“

„Das Wefentliche des Künfölertheaters ifö demnach nicht zu fuchen in technifchen Neuerungen. mafchinellen Erfindungen. Tricks und Apparaten. fondern einzig in den architektonifchen Löfungen. durch welche es der bildenden Kunft: geföattet wird. dem Drama und dem Darfteller den gñftigften Rahmen zu fchaffen und dem Zufchauer die gñftigften Aufnahmebedingungen.“

In diefen Worten wird das Ziel deutliä bezeichnet: das Vorwalten des architektonifchen Prinzips. Alle die. denen eine Entwicklung unföres Theaters nach der künfölerifchen Seite hin am Herzen liegt. werden diefen Worten beiföimmen. und man wird es nur mit Freuden begrüßen. wenn energifch verfucht wird. den neuen Stil auä) für die Bühne zu finden. das Theater von dem Wufö überkommener Gefchmacklofigkeiten zu befreien.

Wie aber fehen nun die Taten aus?

Es kann hier nicht fo ausführlich auf die einzelnen Aufföhrungen eingegangen werden. Es kann nur die Tatfache konftatiert werden. daß die Praxis fich der Idee nicht fügte. Selbfö wenn man in Betracht zog. daß vielleicht Gewöhnung hinderte. fiä) gleich refölos in das Neue hineinzuföhlen. fo blieb doch das beföehen. daß gerade diefe Handhabung den

ZLZ

Duft einer Dichtung zerftörte. die Ganzes zerpfückte und in feinem Bef'ten den bildhaften Charakter zu fehr betonte. als daß der Rhythmus weiterhin einheitlich weiter f'trömen konnte. So waren es bezeichnender- weife einzelne Bilder. die haften blieben. Wundervolle. eindringliche Bühnenbilder. die in einem neuen. dekorativen Stil gehalten waren. Es blieb auch das als Eindruck. daß diefe Bühne vielleicht fich fpeziell für eine Gattung von Dramen eignen könnte. die aber erft zu fchreiben wären. die eine neue Monumentalität des dramatifchen Stils pflegten. Für die alten Werke. die ihren Charakter aus dem Stil der alten Bühne heraus prägten. erfihien diefe architektonifche Reliefart oft als Zwang. und fpeziell „Fauft“ wurde im Grunde mißhandeltz ge|re>t. gere>t. zerpfüät. bis nur die Stilidee des neuen Theaters noch übrig blieb. das Werk aber war verfchwunden. Gerade die Fähigkeit. Ganzes. eine Einheit zu geben. war für diefen neuen Stil damit nicht bewiefen. fondern eher das Gegenteil. Zudem. man ifi folchen Hals-über-Kopf-Reformen gegenüber leicht mißtraufthz das Hiftorifche hat auch feine Berechtigung; die Bühne. wie fie ift. hat vielleicht gerade fo. wie fie ift. ihren Stil. der vielleicht im einzelnen gebeffert werden kann. aber das Syf'tem ift durch die Jahrhunderte feftgelegt; fo daß es eher gilt. wie es Brahm im Leffingtheater in Berlin. Reinhardt in den Kammerfpiele und im Deutfchen Theater in Berlin tut. im einzelnen zu reformieren und vor allem das Augenmerk auf das Werk. auf die Schaufpieler. auf die Darfiellung zu richten. Man foll diefe neuen Ideen nicht ganz abweifen. Das Wertvolle wird übernommen und von berufenen Kräften weitergebildet werden.

Man vergißt leicht das Wefentliche: daß nämlich Stück und Darfieller die großen Hauptfachen find und bleiben. Während die Szenerie und die Art. wie fie gefaltet wird. doch nur den Rahmen geben. Selbftverftändlich ift es fchön. wenn auch diefe Nebenfachen bedacht werden; aber fie rücken ein wenig zu fehr in den Vordergrund. fo daß fie gerade das Gegenteil von dem erreifen. was fie anftreben: fie lenken ab. fie fiören.

Namentlich das alleinfeigmachende Prinzip des Münchener Künflertheaters weiß diefe Momente. die ebenfo intereffieren. wie abfiören. auf. Statt ein Prokruf'tesbett zu fchaffen. in das alles hinein- gezwängt und ausgereift werden foll. fcheint es der praktifchen Ent- wieklung. die auf Differenzierung ebenfo wie auf Großformigkeit aus- geht. mehr zu entfprehen. wenn wir die einzelnen Gebiete fpezialifiert

Ernst Schur: - Die Ausstellung München 1908

ausbilden. für das große Drama feinen Stil. für die Komödie ihren Stil. für das Salonstück feinen Stil etc. ausbilden.

Wenn in Bayreuth im „Parfival“ die Blumenmädchen noch so geschmacklos in ihrem Klatfchblumenkoffium paradierten. man vergißt sie. Das bedeutende Stück. der geistreiche Schauspieler wirken im schlichtesten Rahmen und machen ihn vergehen. Während die raffinierteste Inszenierung über den Mangel schauspielerischen Könnens (und gerade das schauspielerische Material war in München nicht ersten Ranges und bedrohte sehr die Reformierung). über die Minderwertigkeit des Stückes nicht hinwegtäuschen kann.

Es ist ein Mißbrauch. wenn das Architektonische das Geistige ausdrücken soll.

A. Rogalla von Bieberfein:

Reifekizzen von Italiens Ofiküfie.

Italiens Oftküfte ift für die große Menge der Italienreifenden. mit Ausnahme Ravennas und etwa Anconas. eine Verl-o. jucog-njtn und lenkte erfi in neuefier Zeit. als der Kaifer verfäjiedene Plätze jener Küfte befuchte. die Aufmerksamkeit auf fich. Der .Hauptftrom der Italienreifenden nimmt bekanntlich feinen Weg über Venedig oder Verona nach Florenz. Rom und Neapel und berührt dabei oft auch Ravenna mit feinen monumentalen Denkmalen oft- und weftrömifcher fowie gotifcher Baukunft. das wir daher. als vielfach bekannt und befchrieben. hier übergehen können. Iener Weg ift die klaffifche Route der Italienfahrer. Der Offen und äußerfie Süden der Halbinfel wird dagegen. abgefehen von Sizilien. Amalfi. Salerno und Paeftum fehr wenig befucht. und wir entfchloffen uns bei unferer diesjährigen Italienreife. der fiebenten nach dem an Natur- und Kunftfchönheiten unerfchöpflichen Lande. auch deffen Often kennen zu lernen. Wenn feine derartigen Scheiße und feine hiftorifchen Erinnerungen fich auch nicht annähernd mit denen des übrigen Italiens meffen können. fo find fie doch bedeutend genug. um auch die Reife an der Oftküfte zu einer lohnenden zu gestalten. Ferner aber fördert diefelbe namentlich einen wichtigen Einblick in die italienifche Herrfchaftsperiode der Griechen. Normannen. Sarazenen und des Haufes Anjou. befonders aber in'die der Hohenftaufen. die in ihrem großen Kaifer Friedrich II. ihren bedeutendften Vertreter fanden. und macht erklärlich. daß das fonnige Apulien mit feiner entzü>enden Meeresweite. das breite. mit Olivenhainen und Mandelgärten bedeckte und von einem Kranz fchöner Städte und Hafenpläße umfäumte. zur Falkenjagd in den ..Murgie“ höäjft geeignete Land. neben Sizilien der Lieblingsaufenthalt jenes Kaifers war. in dem er feinen Lieblingsfport. die Falkenjagd. in dem von ihm erbauten E a f t e l d e l M o n t e eifrig pflegte. Ebenfo aber geht aus den Eindrücken jener Reife hervor. wie das fchon in frühefier Zeit außerordentlich fruchtbare. füdöstliche Italien und feine Hafenbuchten zur frühen Anfiedelung der* Griechen in diefem öftlichen Teil ..Groß-Griechenlands" auffordern mußten. Zwar ftehen die

318

A. Rogalla von Bieberfein: Italienische Reifezeiten

Verkehrseinrichtungen Italiens hinter denen des westlichen und oberen Teils der Halbinsel erheblich zurück. Die Hotels und Albergos sind vielfach veraltet, die Bahnwaggons primitiver Beschaffenheit, und auf den Stationen ist wenig für die Reisenden geforgt. Allein bereits entwickelt sich auch hier das System der elektrischen Beleuchtung der Hotels und das der elektrischen und Dampftrambahnen, die namentlich in Oberitalien schon den Verkehr vieler kleinerer Orte vermitteln. An Fruchtbarkeit aber stehen die reichen Gebiete der Romagna und namentlich die Apulien kaum hinter denen des westlichen Campaniens, des Agro Romano, sowie Sienas und Florenz zurück, und die traurigen Schilderungen einiger Reisewerke von der völligen Öde des Küstenlandes am Golf von Tarent sind, wenn auch ein früherer üppiger Anbau in der unmittelbaren Umgebung Tarents noch nicht annähernd wieder erreicht ist, nicht mehr recht zutreffend. Auch für den Besuch der Ostküste Italiens empfiehlt es sich, ihn nicht vor Mitte April zu unternehmen. Es ist ein vielverbreiteter Irrtum, daß Witterung und Jahreszeit schon im März und in der ersten Hälfte des April einer Reise in Italien günstig sind. Dies gilt nur für Sizilien und die Riviera. Regen ist im übrigen in Italien in jenen Monaten häufig, und die Temperatur nur wenige Grade höher wie die unferne. Noch im April haben wir einmal den Vefuv mit Schnee bedeckt. So hatten wir noch bei unferem Besuche Riminis am 21. April d. I. einen recht unfreundlichen, kalten Regentag, der erst am folgenden Tage schönem Wetter wich. Rimini, im Mittelalter fast drei Jahrhunderte hindurch die Stadt und der Herrschaftssitz der Malatesta, ist seinem Namen nach uns besonders durch die Gestalt des Danteschen Infernos, Francescas da Rimini, bekannt, die ihr Gemahl, Giovanni Malatesta, der Lahme, wegen ihrer Neigung zu seinem Stiefbruder Paolo il Bello, neben diesem ermordete. Das Eondottieri-Geschlecht der Malatesta zeichnete sich namentlich in Sigismondo, der Künstler und Gelehrte an feinen Hof fesselte, als Freund humanistischer Bildung aus, und der ursprünglich gotische, von Sigismondo später im Renaissancestil erneuerte, jedoch unvollendet gebliebene Dom San Francesco in Rimini ist das bedeutendste Monument seiner Bautätigkeit. Das alte Eafiel der Malatesta in Rimini ist interessant, jedoch unfön; dagegen beansprucht die aus der Römerzeit stammende Porta Romana oder Arco d'Augusto, ein dem Augustus zum Dank für die Herfiellung der Via Flaminia errichteter Triumphbogen, sowie der fünfbogige Ponte d'Augusto, das befierhaltene

Italienische Reifezeichnungen A. Rogalla von Bieberstein
 derartige Marmordenkmal dieser Art. besondere Beachtung. Vor ihm
 vereinigte sich die Via Flaminia mit der Via Aemilia. Von der Brücke
 bietet sich ein schöner Ausblick auf den Apennin. den die Rundschau bei
 einem Spaziergang auf den alten. z. T., in Promenaden verwandelten
 Wällen Reginis ergänzt. Die Refe eines alten Amphitheaters und eine
 mittelmäßige Bronzekolossalstatue Papst Pauls. sind nicht besonders
 fchenswert. dagegen beanfprucht der auf der Piazza Giulio Cesare zum
 Andenken an Cäsars Übergang über den Rubicon. den heutigen 18 km
 nördlich Reginis fließenden Fiumicino. an der Stelle. wo Cäsar sein
 Heer nach dem Übergang angesprochen haben soll. errichtete Denkstein.
 sowie eine kleine Gemäldesammlung im Palazzo del Comune und die
 bedeutende Bibliothek Interesse. Rimini ist eine nur kleine. etwa
 13000 Einwohner zählende in fruchtbarer Gegend gelegene Landstadt
 und treibt. unweit des Meeres befindlich. auch Fischerei und überdies
 Seidenweberei. Es besitzt im Aquila d'oro. in einem alten Palazzo.
 ein recht gutes Hotel. dessen starke Mauern in warmer Jahreszeit die
 Hitze abhalten und im Winter die Zimmerwärme konservieren.
 Von weit schönerer Lage ist das dicht am Meer an der Mündung
 des schönen Fogliatales gelegene. nur eine Stunde Bahnfahrt von Rimini
 entfernte Pesaro. Von etwa gleicher Bewohnerzahl wie Rimini blickt
 auch Pesaro auf eine interessante. historische Vergangenheit seit seiner
 Zerstörung durch den Ostgoten Vitigis. seinem Wiederaufbau durch
 Belisar. der Herrschaft der Malatesta. Sforzas und Roveres bis zu den
 Tagen Lucrezia d'Efies. der Gemahlin Herzog Francesco Maria II.
 von Urbino. dessen Hof einen Mittelpunkt der Kunst und Literatur
 bildete. wo der ältere Taffo seinen Amadis vollendete und Torquato
 Taffo weilte. An die Zeiten der Sforza und Rovere erinnert der von
 jenen erbaute. von diesen vollendete alte Herzogspalast Pesaros. die
 heutige Präfektur. am Hauptplatz. der Piazza Vittorio Emanuele. der
 auch die Marmorstatue Reginis trägt. Auch einige andere Palazzi sind
 fchenswert. so der P. Almerici nebst einem sehr interessanten. besonders
 an Majoliken reichen. kleinen Museum. ferner die sehr bedeutende Biblio-
 thek. und der Palazzo Mosca mit einer Sammlung von Bildern.
 Fayencen und Möbeln 2c.. das Geburtshaus Roffinis und der Palazzo
 Malchirelli. Sowohl der alte wie der neuere Dom San Francesco
 sind architektonisch nicht von besonderer Bedeutung. Das Gegenstück
 zum Kastell der Malatesta Reginis bildet die am Ostrand Pesaros ge-
 legene. von Giovanni Sforza erbaute Feste Rocca Eofianza. die alte

A. Rogalla von Bieberfein: Italienische Reifeffizzen

Mk

Zwillingburg für Pöfaro und feine Umgegend. heute Gefängnis, Das
erfie Hotel PGfaros. Albergo Zongo. ebenfalls ein alter Palafi. hat
fiattliche Zimmer. ifi jedoch ungeachtet elektrifcher Beleuchtung. welche.
wie angedeutet. die erfien Albergos der kleinen o|italieufichen Städte
fafi fämtlich haben. im übrigen fehr mäßig. Eine befondere Sehens-
würdigkeit bietet die Umgegend PÖfaros in der 1/4 Stunden zu Wagen
entfernten. auf den nördlichen Fogliatalhöhen gelegenen Villa
Imperiale. Sie ift. heut dem Fürfien Albani gehörig. ein "tatt-
licher. in feinem älteren Teil. zu dem Kaifer Friedrich [II. den Grund-
ftein legte. vortrefflich erhaltener Schloßbau im italienifchen Stil des
15. Jahrhunderts. mit ungemein abwechfelungsreiGen. intereffanten
Sälen. Stuckverzierungen. Majoliken. Gemälden und Fresken und ein-
zelnen. fehr gut erhaltenen mittelalterlichen Möbeln. Der im 15. Jahr-
hundert dicht hinter dem Schloffe erbaute. jedoch unvollendete Palaft
Eleonora Gonzagas ift felbfi im Verfall noch von großer Schönheit.
Der Ausblick von Villa Imperiale und vom Wege. dorthin auf das breite.
frifch grünende Fogliatal. auf Päfaro und das blaue Meer ift herrlich.
Psfaro wie Rimini find Badeorte der Oftküfie. Diefelbe ift von Psfaro
ab nicht völlig flach. fondern von den fanft zum Meere abfallenden.
niedrigen Abhängen des Apennin begleitet. auf denen fich zahlreiche.
freundliche Städtchen und Ortfchaften. darunter San Marino.
fchon unweit Riminis erheben. Bei dem prachtvoll zwifchen den Vor-
gebirgen des Monte Aftagno und Monte Guasco gelegenen. amphithea-
tralifch auffteigenden Ancona erhebt fie- fich in tiefen zu beträcht-
licher Höhe. und das Gefamtbild der etwa 30000 Bewohner zählenden.
z. T. regelmäßig gebauten Hafentadt ift. vom Meere aus betrachtet.
ein impofantes. Jedoch bietet die Stadt. obgleich fchon früh von grie-
chifchen Bewohnern von Syrakus gegründet. dann römifche Kolonie. weil
in chriftlicher Zeit mehrfach zerfiört. darunter durch die Goten. nur
wenig an Altertümern und bedeutenden Bauten des Mittelalters. Unter
den erfieren ifi befonders- der dem Kaifer Trajan vom römifchen Senat
errichtete marmorne Triumphbogen zu nennen. der den Anfang des von
Trajan angelegten nördlichen Hafendamms ziert; unter den letzteren der
auf der Höhe des Monte Guasco herrlich auf der Stelle eines Venus-
tempels gelegene Dom. San Eiriace. defien Inneres noch 10 Säulen des-
felben enthält. Er ftammt. ein Gemifch byzantinifchen und romanifchen
Bauftils. aus dem All. und LIII. Jahrhundert und enthält eine gotifche
Vorhalle von befonderer Schönheit. Der Auffiege zum Monte Guasco

Italienische Reifezeichnungen A. Rogalla von Bieberstein

ist* durch den dort sich bietenden prächtigen Blick auf das weite Meer und die Stadt sehr lohnend. Bemerkenswert in Ancona sind ferner der aus dem XIII. Jahrhundert herrührende, im ALT!, z. T. modernisierte Palazzo Comunale, die Loggia dei Mercanti, ein spätgotischer Bau, der Palazzo Benincasa und das nicht unbedeutende Museum mit römischen Altertümern und Münzen, und eine kleine Gemäldegalerie mit einigen guten Bildern der venezianischen Schule. Ancona ist bedeutende Festung, mit jedoch veralteten Werken, und Torpedobootflotille. Sein Hafen ist gut, jedoch nur Schiffen kleineren und mittleren Tiefgangs zugänglich. Es bietet einige gute Hotels, wie Viktoria und Milano. Den Zimmerpreis einschließlich Licht und Bedienung vorher zu akkordieren, ist, wie überhaupt in Italien, in ihnen besonders geboten. Nur der die Kleidung 2c. reinigende Facchino erhält dann ein kleines Trinkgeld. Die von den blauen Wogen der Adria umfäumte Küste, an der die Bahn nach Süden entlang führt, behält denselben Charakter wie südlich Psaros und Rimini. Sie berührt zahlreiche kleine Städte und Ortschaften, überkreuzt viele, oft ausgetrocknete kleine Bäche und Flüsse, die der Apennin hinabfließen, und schneidet vom Fortino an das mächtige, sich bis zu 1056 m erhebende Vorgebirge des Monte Gargano bis zum Golf von Manfredonia ab. Der von Pinien- und Eichenwäldern, Oliven und Weinreben bedeckte Monte Gargano), auf welchem der griechisch-byzantinischen Legende nach der Erzengel Michael erschien, und dem dort im VIII. Jahrhundert eine Kapelle errichtet wurde, ist seit fast 13 Jahrhunderten einer der berühmtesten christlichen Wallfahrtsorte. Der Kultus des heiligen Michael verdrängte dort denjenigen zweier griechischen Orakel, und wurde, nur unterbrochen durch die Plünderungen der Kapelle durch Langobarden und Sarazenen, zur Zeit der byzantinischen und wahrscheinlich auch der normannischen, sowie der deutschen Herrschaft über Apulien, beständig fortgeführt. Die Grottenkirche auf dem Gargano blieb neben dem Mont St. Michel in der Normandie der Mittelpunkt des St. Michael-Kultus im Abendlande. Die Kaiser Otto III., Heinrich II. und Lothar I. unternahmen Wallfahrten zu ihr, und die Hohenstaufen und später die

1) Wir folgen hier und bei den Städten Süditaliens, mit Ausnahme Bari, Barletta und Brindisi, in den historischen und kunsthistorischen Angaben dem klassischen Werke Gregorovius' „Apulische Landschaften“.

A. Rogalla von Bieberfein: Italienische Reifezeiten

W

Anjou und die ihnen folgenden Herrscher Neapels nahmen sie in ihren Schutz.

Mit dem Monte Gargano und dem Golf von Manfredonia beginnt das sonnige Apulien. im Frühling im Säfmuck feiner rotblühenden, unzähligen Mandelbäume, feiner Olivengärten und frischgrünenden Weinpflanzungen. Zwar umgibt den Gargano im Norden und Süden ein kumpfiger, völlig unfruchtbarer Uferaum, und im Südwesten erstreckt sich der steppenartige, grasreiche, fast baum- und krautlose, jedoch blumenbedeckte „Tavoliere“ Apuliens, ein ebenes, mit gemauerten Höfen überdecktes Weideland für ungemein zahlreiche Rinder-, Schaf-, Ziegen- und Büffelherden, das 800 italienische Quadratmeilen umfaßt und sich durch die Kapitanata bis in die Provinzen von Bari, in die Basilicata und in die „Terra von Otranto“ hinzieht. In diesem weiten Weidegebiet herrschte seit Alfons I. von Aragonien der Weidezwang, der alle Herdenbesitzer in den Berglandtäfern geblüht verpflichtet, ihre Herden gegen eine Abgabe auf dem „Tavoliere“ von Oktober bis Mai überwintern zu lassen, eine Abgabe, die dem Fiskus jährlich 130000 Goldgulden eingebracht haben soll. Von besonderem Interesse sind die mit Meilensteinen abgeteckten 40 bis 120 m breiten, grünen Wanderstraßen der Herden, die „Tratturien“, die von den Abruzzen und dem Monte Majella kommend, seit Jahrhunderten dieselben blieben und Millionen von Schafen und Rindern zum Pfad dienten. Neuerdings wurde der Weidezwang, nach Ansicht vieler zum Nachteil der Viehzucht und des Ackerbaues Italiens, aufgehoben, und die Zahl der das Weideland Apuliens auffuchenden Herden hat sich erheblich vermindert.

Am Südfuß des Monte Gargano verdient das heute durch die Bahn mit Foggia verbundene Manfredonia, das einzige bedeutende, erhaltene Monument städtischer Bauanlage der Hohenstaufenzeit an der Ostküste, einen Besuch. Von Manfred, dem Halbbruder Konrads IV., nach der Zerstörung des nahegelegenen alten Sipontums durch Erdbeben begründet, und von den Anjou neben seiner Befestigung vollendet, hat jedoch sein Hafen nicht die Bedeutung desjenigen Sipontums zu erlangen vermocht. Von den Türken 1620 zerstört und dann neu aufgebaut, ist Manfredonia eine neue, jedoch unbedeutende Stadt von etwa

1) Seit drei Jahrzehnten haben Ausgrabungen bedeutende Überreste, wie einen Dianatempel, eine Nekropolis 2c. in Sipontum zutage gefördert.

W „Y* i" * _ _ W *T *" _
21* 323

Italienische Reifezeichnungen A. Rogalla von Bieberstein

10000 Bewohnern. und nur die, obgleich aus massiven Quadern erbauten, jedoch halb in Trümmern liegenden Stadtmauern und das Kaffell und einige Kirchen erinnern an die Zeiten Manfreds und der Anjou. Der nach der Zerstörung durch die Türken neu aufgebaute Dom entbehrt der Monumente und ist ebenso wie der erzbischöfliche Palaß ein wenig bemerkenswerter Bau. Immerhin vermöchte der Hafen Manfredonias am gleichen Golf, einem der sichersten Ankerplätze der Ostküste, Bedeutung zu gewinnen, wenn Manfredonia ein günstiges Hinterland befäße, dies ist jedoch nicht der Fall.

Weit mehr durch historische Erinnerungen und erhaltene Baudenkmale ausgezeichnet ist das landeinwärts im „Tavoliere di Puglia“ gelegene, im Aufblühen begriffene Foggia, die Hauptstadt der früheren Kapitanata, mit über 40 000 Bewohnern, sowie das nahe Lucera mit seiner berühmten Sarazenenburg. Foggia war die wichtigste, am häufigsten vom Kaiser bewohnte der apulischen Residenzen Friedrichs II. Jedoch zeugt nur noch ein einziger Bogen romanischen Stils von dem weiten Residenzpalast, den dieser Hohenstaufe hier errichtete. Hier starb seine zweite Gemahlin Isabella von England, wurde jedoch, wie erwähnt, neben der ersten, Isabella, im Dom zu Andria beigesetzt. Hier in Foggia war der Kaiser in der Nähe des von ihm geliebten Andria und seiner Schlösser Castel del Monte, Fiorentino und Lucera.

Lucera, auf einer den Tavoliere di Puglia nördlich abschließenden, von Weinböden und Fruchtbäumen bedeckten Höhe gelegen, beherrscht die Umgegend, und schon in früherer Zeit tritten sich Byzantiner, Langobarden und Normannen um dasselbe, und Kaiser Friedrich machte die Stadt zur stärksten Festung seines apulischen Königreichs. Die nahe der Stadt gelegene, von ihm erbaute, berühmte Sarazenenburg mit ihren hohen, gewaltigen Mauern und Türmen war der Schlüssel Apuliens und der Hauptstützpunkt der Herrschaft der Hohenstaufen in Unteritalien. Von Friedrich II. nach der Unterdrückung des Sarazenenaufstands in Sizilien erbaut, wurden die unterworfenen Sarazenen Siziliens von ihm nach Lucera, Grottole und Acerenza verpflanzt, und als sie heimlich nach Sizilien zu entweichen begannen, täuschlich in Lucera vereinigt. Ihr Haß gegen ihren Unterwerfer verwandelte sich schließlich in Liebe und Treue zu ihm, und die, nach wahrscheinlich übertriebenen Angaben 60000 Köpfe zählenden sarazenischen Kolonisten Luceras bildeten nicht nur die Besatzung der Burg und mit ihren Reitern die einzige stehende Truppe des Kaisers, sondern entwickelten auch erhebliche

A. Rogalla von Bieberfein: Italienische Reifezeichnungen

Gewerbetätigkeit, Der Kaiser aber legte in Lucera arabische Geflügel an. ließ Kamele züchten und Menagerien wilder Tiere. darunter Leoparden zur Jagd unterhalten und hatte eine Schatzkammer in der Burg. In Rom erregte die heidnische Sarazenenkolonie in Italien großes Ärgernis. umfomehr. da ihre Krieger in manchem Streit gegen den Papst Bistümer und Klöster überfielen und fengten und plünderten und selbst die Kathedrale Luceras zerstörten. Zwar ließ der Kaiser Franziskanermissionare zur Belehrung seiner Sarazenen zu. allein er zwang diese nicht zur Glaubensänderung. und er galt in Rom als der absichtliche Zerstörer der christlichen Religion und Befürworter des Heidentums. Die Sarazenen Luceras unterstützten nach seinem Tode die Herrschaft Manfreds. kämpften und fielen in großer Anzahl bei Benevent. mußten sich jedoch den Anjou unterwerfen. erhoben sich zwar wiederholt für das Hohenstaufische Haus. wurden jedoch schließlich auf Drängen des Papstes von Karl VII. von Anjou ausgerottet. indem er die Besatzung der Burg überfallen und niederhauen ließ und die übrigen zur Annahme des Christentums zwang und ihre Moschee zerstörte und sein Nachfolger die Kathedrale neu aufbauen ließ. Fast 8 Jahrzehnte hatte die so bedeutende Sarazenenstadt in Apulien gedauert.

Reich an Erinnerungen aus Hohenstaufischer Zeit ist auch das im fruchtbarsten Teil Apuliens. unweit Barlettas gelegene Andria. Man ist überrascht. hier im fernen Apulien neben den vielen kleinen Städten dieselbe eine Landstadt mit 50 000 Einwohnern zu finden. Sie verdankt ihr Wachstum in früherer Zeit dem Schuß der Hohenstaufen. namentlich aber ihrer glücklichen Lage inmitten einer mit Oliven-, Orangen- und Weinpflanzungen. sowie namentlich Mandelbäumen. jedoch weniger von Getreidefeldern bestandenen. höchst fruchtbaren Gegend. Hier weilte Friedrich I. und wurden. wie erwähnt. seine beiden Gemahlinnen im alten Dome beigesetzt. wurde sein Sohn Kaiser Konrad I. geboren. hier herrschten in wechselnder Reihenfolge die Normannen. wahrscheinlich die Gründer Andrias. der Papst. die Hohenstaufen. die Anjou. die Balzi. die Spanier unter Eonfalvo di Eordova und zuletzt die Earaffas di Ruffo. und noch erinnert außer der Kathedrale der Anfang eines Epigramms. das Kaiser Friedrich II. an die Stadt richtete. auf dem Stadttor Andrias an den Größten der Hohenstaufen. Die Kathedrale. zahlreiche Kirchen. der herzogliche Palaß der Balzi und Earaffa. sowie einige andere Paläste bilden ihre. mit Ausnahme der Kathedrale. unbedeutenden monumentalen Bauten. Die Stadt. von den

3.25

Ungarn im Mittelalter geplündert und halb zerstört. dann zu Ende des 18. Jahrhunderts von den Franzosen niedergebrannt und hierauf wieder aufgebaut. macht zwar bis auf das Viertel le Grotte di San Andrea einen modernen Eindruck. allein es fehlen ihr jegliches Leben und Verkehr. große Gefäße. elegante Läden. Restaurants. gefellige Vereinigungspunkte. und ihre beiden Gafenhäuser sind mehr als mäßig. Tausende von Feldarbeitern bewohnen die Stadt. die den Eindruck einer Ackerstadt hervorruft. obgleich sie. durch eine Sekundärbahn mit dem nahen. bedeutenden Weinhandel treibenden Hafen Barletta verbunden. Gelegenheit hätte. auch ihren Handel zu entwickeln.

Wir fuhrten Andria namentlich deshalb auf. um von ihm aus das nur 15 1:111- entfernte. neuerdings vielgenannte Jagdschloß Friedrichs II.. Eifel des Monte zu besichtigen. Daselbst ist bekanntlich von der italienischen Regierung als Nationaleigentum angekauft. und am Tage vor unserer Besichtigung besuchte eine Sachverständigen-Kommission der Regierung das Schloß und erklärte es. wie uns der Eufide verführte. für das hervorragendste derartige National-Monument Italiens. Wir beschloffen. als einzeln Reisende die Fahrt nach dem Schloß mit einer „seiner-able“, dem französischen oder italienischen. zu unternehmen. und legten die 30 km des Hin- und Rückweges auf dem einseitigen. hartfahigen Fahrzeuge. stark durchhüttelt. im schon heißen Brande der apulischen Sonne in 4 Stunden zurück. Schon bald hinter Andria erblickte man über den Wipfeln der rotblühenden Mandelgärten. durch die der Weg führt. auf hoher. grüner. unbewaldeter Höhe. das mächtige Oktogon des Schlosses. Es liegt auf einer Erhebung der „Murgia“. einem teils baumlosen. kahlen. teils mit Eichenwäldern bedeckten. an den Abhängen weidenreichen Berglande. Die Straße nach Eifel des Monte ist eine gute und zeigt zahlreiche Spuren der ihr aus Anlaß des Besuchs Kaiser Wilhelms gewordenen Verbesserung. Im vollsten Blüthen Schmuck prangende Mandelgärten. Wein- und Olivenpflanzungen begleiten sie weithin. Nur hier und da sind einzelne Gehöfte bemerkbar. Auf unserer Fahrt auf etwa 50 Schritte vom Schloß angelangt. schoß eine schwarze. etwa 1 m lange Schlange aus dem umgebenden Gestein und warf sich auf die Vorderfüße unseres Wagenpferdes; allein ein kräftiger Schlag mit dem Reitflehock des Kutschers tötete das. wie dieser sagte. giftige Tier.

Das aus mächtigen gelben Kalksteinquadern in gotischem Stil mit antikisierenden Ornamenten gebaute hohe Schloß ist. wie erwähnt.

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reifeitzzen

ein Oktogon mit acht es wenig überragenden Rundtürmen. Seine Mauern find 3 ru fiark. je 8 hohe. mit Säulen gezierte Säle im unteren und oberen Gefchoß und einige Kellerräume bilden fein Inneres. das jedoch infolge der Stärke des Mauerwerks an den Fenftern. ungeachtet des hellen Sonnenfcheins. etwas dunkel erfchien. Der Schloßbau umfchließt einen 8eckigen Hof mit einer jeßt verfchütteten Zifierne. und als wir ihn betraten. erhob fich ein rotbrauner Falke aus einer Mauernifäje majeftätifch in die Luft. Noch heute nifiet der Falke in der „Murgie“. wenn auch wohl nicht fo zahlreich wie zu Friedrichs Zeiten. Die Fenf'ter und mehr noch das flache Dach des Schloffes bieten eine herrliche Ausficht auf das blühende Apulien mit feinen Städten und Schlöffern und das ferne blaue Meer. die Eafstel del Monte mit Recht den Namen des Belvederes Apuliens verfchaffte. Das Schloß hat weder Wall noch Graben. und es überrafcht. bei ihm keine Spuren von Gebäuden. die den lagdtroß des Kaifers mit feinen Pferden. Falken und Hunden aufnehmen. zu finden. Faft muß man annehmen. daß diefer unter dem milden Himmel Apuliens in Zelten untergebracht war. Das in feinem Fundamentaltbau außerordentlich gut erhaltene. jedoch im Innern nur kahle Mauern zeigende Schloß hat dadurch. daß es als Gefängnis illufirer Perfonen diente. eine gewiffe traurige Berühmtheit erlangt. Hier wurden die Enkel Friedrichs II.. die' Söhne Manfreds. 3 Jahrzehnte hindurch in Ketten gefangen gehalten. Ferner die Ghibellinen Don Arrigo. Infant von Eafilien. und Corrado. Graf von Eaferta. 14 und 26 Jahre. Die fürfiliche Familie Earaffa befaß Eafiel del Monte bis Ende des Iahres 4875 und verkaufte es dann an die italienifche Regierung. Dem Verfall des Schloffes wird heut von diefer gewehrt; allein eine Gefahr für dasfelbe bilden die in feinen Ecktürmen enthaltenen Zifternen. die das auf dem flachen Dach fich anfammelnde Regenwaffer aufnehmen. durch deren Mauerwerk dasfelbe jedoch mehr und mehr durchzufickern beginnt. Mit Rückficht auf den bereits beanfpruchten Raum fei über die übrigen fehenswerten Plätze Apuliens mit Ausnahme Lecces und Tarents nur kurzes bemerkt. B a r l e t t a. eine. wie erwähnt. bedeutenden Weinhandel treibende .ßafenftadt von etwa 43000 Einwohnern ift nur duräj feinen alten romanifchen Dom. S. Maria Maggiore. fein Kafiell aus dem 16. Jahrhundert. den Palazzo Fragiani-Lamarra und eine antike. 4*/2 lu hohe Bronzeftatue des Kaifers Heraclius bemerkenswert. In feiner Nähe fand zwifchen Andrio und Eorato. während Gonfalvo di Eordova Barletta gegen den Herzog von Nemours verteidigte. die be-

Italienische Reifezeichnungen A. Rogalla von Bieberstein

rühmte „Disfida von Barletta“. ein Einzelkampf zwischen je 13 Rittern Frankreichs und Italiens unter der Leitung Bayards und Profpero Eolonnas fiatt. der mit dem Siege der Italiener endete. der deren damals sehr gefunkenes Nationalgefühl ungemein hob und in dauernder Erinnerung Italiens blieb. In älterer Zeit erkämpfte Hannibal unweit Barlettas. beim heutigen Eanne. in der Schlacht bei Eannä seinen berühmten Sieg über die Römer. Barletta macht einen im ganzen modernen Eindruck und befißt einige gute Hotels. Eine nur 11/2 stündige Bahnfahrt an der Küste führt durch höchst fruchtbares Land und berühmte Olivenpflanzungen nach dem lebhaften. Fischerei und Handel treibenden Bari. dem bedeutendsten Handelshafen Apuliens mit 80000 Bewohnern. Daselbe ist der frühe Schauplatz von Kämpfen der Sarazenen. Griechen und Normannen. und von diesen durch Robert Guiscard erobert. als Handelsplatz und durch sein Provinzialmuseum. sowie durch seine ursprünglich byzantinische Kathedrale. die Säulenbasilika S. Nikola. in welcher Kaiser Heinrich IV. und seine Gemahlin Konstanze. die Könige Manfred und Ferdinand I. von Aragonien getraut wurden. sowie durch die Kirche S. Gregorio bemerkenswert. und befißt mehrere lebhafte Hotels.

Als letzter aber. in kriegsmaritimem Hinsicht wichtigster und bester der Häfen der Ostküste beansprucht das alte. an geschichtlichen Erinnerungen. wie die Teilung der Verwaltung des römischen Reiches durch Octavian und Antonius und die Belagerung des Pompejus durch Cäsar. sowie die Einschiffung der Kreuzfahrer. reiche Brindisi einen Besuch. Zwar ist die nur 24000 Bewohner zählende Stadt nur klein und bis auf die zum Bahnhof führende Hauptstraße. nach den Zerstörungen durch König Ludwig II. von Ungarn und das furchtbare Erdbeben von 1458. mit Ausnahme der Hauptstraße. nur schlecht wieder aufgebaut und im Innern fällt allein ihr vortrefflicher. geschützter. halbmondförmiger. an der Außenreede befestigter Hafen bietet. noch heute wieder den Verkehr nach Griechenland und überdies den nach dem Orient vermittelnd. von Schiffen. darunter den größten Orientdampfern belebt. ein herrliches Bild. dessen malerischen Abschluß das am nördlichen Hafenarm gelegene. von Kaiser Friedrich II. erbaute. durch Karl V. verstärkte mächtige Kastell. heute Gefängnis. mit seinen Rundtürmen bildet. Am Hafen mündete auf einer Anhöhe am heutigen Kai angeblich die bis Brindisi geführte Via Appia. und eine antike mächtige Eipollin-Säule mit Götterfiguren am Kapitol sowie die Basis einer gleichartigen. heute

328

A. Rogalla von Bieberfein: Jralienifche Reifefkizzen

in Lecce auf dem Plaß San Oronzo befindlichen sollen das Ende der Via Appia bezeichnen. Allein die Annahme, daß beide Säulen einst ein Leuchtfeuer trugen, hat mehr Wahrscheinlichkeit, da man die Via Appia kaum auf einer die Befrachtung der Schiffe erschwerenden Anhöhe am Hafen enden lassen durfte. Die übrigen antiken Reste Brindisis sind unbedeutend, Ansonstigen monumentalen Bauten weist Brindisi außer dem erwähnten Kastell nur die durch Urban II. geweihte, im 17. Jahrhundert erneuerte Kathedrale auf, in der die Vermählung Kaiser Friedrichs II. mit Iolante von Jerusalem stattfand. Ferner das Baptisterium S. Giovanni e Sepolcro, mit dem heutigen Altertümermuseum, die normannische Kirche San Benedetto, die Kirche S. Lucia mit Krypta und unweit der Kathedrale einen mächtigen alten Palazzo mit prächtiger Fassade, in dessen weiten Räumen sich heute die Wohnungen von fünf Familien befinden. Das am Hafenkai schön gelegene UStel (168 [m] reicht den Ansprüchen des vornehmen, den Suezkanal passierenden Publikums vollständig. Von Brindisi währt die Lloyd-Dampferfahrt nach 7 Korfu nur 8-9 Stunden. Brindisi ist Festung, feine Werke sind jedoch veraltet, und sein innerer Hafen nur im östlichen Teil 8 1/2-9 m tief, so daß zwar die größten Ostindienfahrer vor seinem Kai anlegen können, er jedoch für ein bedeutendes Flottengefechtswasser großer Schiffe nicht genug Raum bietet. Ein Fort, zugleich Quarantine-Station, beherrscht die Einfahrt des Kanals, der den Innenhafen mit der Außenreederei verbindet.

Von den übrigen Städten Süd-Apuliens ist besonders das in neuerer Zeit mehrfach erwähnte Lecce, das „Florenz des Rokoko“, zu nennen. Unweit des Meeres und des kleinen Badeortes S. Eataldo in höchst fruchtbarer, einem blühenden Gartenland vergleichbarer, von trefflichen Straßen durchschnittener Gegend gelegen, ist Lecce mit einigen 30000 Bewohnern die Hauptstadt der „Dekra (IVW-Low“. Die Stadt ist schön gebaut und von einer in Süditalien überraschenden Sauberkeit und macht mit ihren 30 Kirchen, vielen Palästen und sonstigen Monumentalbauten den Eindruck großer Wohlhabenheit, Sie befand schon zur Zeit der Griechen und Römer, in der Kaiser Hadrian ihren längsten verlassenen Hafen baute, wurde jedoch erst durch die Normannen, welche die Grafschaft Lecce gründeten, mit der Eroberung Kalabriens und Apuliens durch Robert Guiscard historisch berühmt. Der letzte Normannenkönig Siziliens war Tancred, Graf von Lecce. Durch Vererbung der Ansprüche des Normannenhauses kam Lecce unter den Anjou

329

Italienische Reifezeichnungen A. Rogalla von Bieberstein
an das Haus Brienne und an das der Enghien und der Balzo-Orfinis
und in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts an das aragonische Königs-
haus von Neapel. „Die Villen, Baumgänge und Anlagen um die wohl-
gefühten Stadtmauern her“, berichtet Gregorovius. „die schönen, herrlich
gepflasterten Straßen und Plätze mit vielen geschmückten Palästen und
Gebäuden befüht, durch Kirchen und Klöster eines an Ornamenten über-
reichen Stils ausgezeichnet, verleihen Lecce ein Ansehen von fittlichem
Reichtum und von einer heiteren Grazie, die durchaus italienisch ist, aber
orientalisch erscheint, weil sie mit Prunk überladen ist.“ Die erste und
höchste Kunstblüte entfaltete sich für Lecce unter den normannischen
Herrschern und dann die ihrer wesentlich modernen Architektur nach der
Zeit Karls 7. Sie repräsentiert in harmonischer Übereinstimmung den
Rokoko- und den Barockstil wie nirgends sonst in Italien. Aus der
Normannenzeit sind nur wenige Baureste vorhanden), dagegen unweit der
Stadt in der von Tancred erbauten schönen Kirche von San Nicola und
Cataldo „das herrlichste Denkmal der normannischen Kunstperiode und das
letzte des letzten Normannenkönigs überhaupt“. Es liegt in dem schönen, von
mächtigen Zypressen und Hunderten von fittlichen Grabdenkmälern, oft
in Gestalt von Kapellen gezierten Campo Santo Lecces, das ebenfalls
ebenfalls einen Beweis für die Sorgfalt und den Kunstsinne bietet, den
die Italiener seit alter Zeit ihren Toten widmen. Die an Kunstwert be-
deutendsten Monumentalbauten der Stadt sind die aus dem 17. Jahr-
hundert stammende Kathedrale mit ihrem gewaltigen Turm, der sich ihr
anschließende Bischofspalast und der prächtige Bau des Seminars, sowie
die alte Kirche Santa Croce und die großartige Präfektur, ein früheres
Zisterzienserklöster. Einen geradezu wunderbaren, mächtigen Eindruck
macht die herrliche, wenn auch etwas überladene Fassade von Santa
Croce. Auf dem Hauptplatz Lecces, der Piazza San Oronzo, erhebt sich
die Statue dieses Schutzheiligen der Stadt, auf dem Gegenseit der
erwähnten antiken Marmorfäule am Hafen von Brindisi ferner das
ehemalige Munizipium Lecces, das Sedile, eine gotische Halle mit reich-
geschmücktem Portal, in der ein Standbild Garibaldis aufgestellt ist,
daneben eine Kapelle mit dem venezianischen Löwen, die zur Handels-
niederlassung Venedigs in Lecce gehörte. Ein mächtiges, von Karl 7.

“) In neuerer Zeit wurden inmitten der Stadt, unweit der Piazza
San Oronzo, mächtige Mauerreste ausgegraben, die man den Römern
zuschreibt, –

A. Rogalla von Bieberfein: Ztalienifche Reifefiizen

nebst den erneuerten Stadtmauern erbautes Kastell mit einem Renaissance-palast im Innern find architektonisch nicht besonders bemerkenswert. dagegen die prächtige Porta di Napoli, ein 60 Fuß hoher, Karl 7. von Lecce gewidmeter Triumphbogen. Der Blick von dem vorliegenden Platz auf ihn, wenn ihn die Abendsonne vergoldet und der blaue apulische Himmel ihn durchscheint, zugleich mit dem auf die sich ihm anschließenden mächtigen Stadtmauern ist ein herrlicher. Bemerkenswert ist noch das seit einigen Jahrzehnten bestehende Altertums-Provinzialmuseum, weniger die erst im Entstehen begriffene Bibliothek, namentlich aber der herrliche öffentliche Garten hinter der Präfektur mit feinen Marmorstatuen Tancreds und anderer in der Geschichte Lecces berühmter Männer und feinem im Frühling unvergleichlichen Blütenflor feiner Mandelbäume, Azaleen, Magnolien und vieler anderer südllicher Blumen. Von den drei guten Hotels der Stadt ist besonders „Patria“, offenbar ein alter Palazzo, mit feiner interessanten, alttümlichen Einrichtung zu empfehlen.

Man muß das westlich Lecces gelegene Tarent, als an die 'ker-ra c1j Otranto Apuliens grenzend und als östliche Metropole Großgriechenlands, obgleich sein Hafen nächst Wien liegt, noch zum Osten Italiens rechnen, zumal von ihm aus griechische Kultur nach Wien und Norden in Italien vordrang. Es war im frühen Altertum nächst Syrakus die schönste, größte und blühendste Stadt Großgriechenlands und ist, damals 100 000 Bewohner zählend, mit seinen 60000 heute die größte Süd-Italiens. In herrlicher Lage auf einer durch Durchstechung zur Insel gewordenen hohen Landzunge, zwischen dem prächtigen Golf von Tarent und dem etwa 5/6 Meilen langen, 3 1/2 Meilen breiten Meerbusen, einer tief ins Land einschneidenden Meeresbucht, sich erhebend, erinnerte es uns lebhaft durch diese Lage und seine weißen Häuser an Epirus, die „Epiros“ der Spanier, zwischen den Bainen von Epirus und Puntalica. Der Ursprung Tarents verliert sich im Mythos seiner Gründung durch Taras, einen Sohn des Neptun, und angeblich wurde es von Spartanern Partheniern 701 v. Chr. zum zweitenmal gegründet. Allein seine Geschichte ist dunkel und nur bekannt, daß das Zeitalter des Perikles die Zeit seiner höchsten Blüte war, bis die Römer 272 es unterwarfen. Damals war die Stadt ein selbständiger Staat mit einem Heere von einigen 30 000 Mann und geschmückt mit Tempeln, Thermen, Gymnasien und Museen mit den herrlichsten Werken hellenischer Kunst, Sie trieb einen ausgedehnten

33L

Italienische Reifezeichnungen A. Rogalla von Bieberstein

.Handel im Mittelmeer. versorgte Rom und Griechenland mit feinen Purpurwollentoffen. deren Farbe aus der bei Tarent vorkommenden Purpurchnecke gewonnen wurde. betrieb ferner höchst ergiebigen Fischfang. und in den gegneten Fluren ihres weiten Gebiets. wo noch heute Weizen und Oliven herrlich gedeihen. höchst lohnenden Ackerbau. Ihr Lebensüberfluß hatte jedoch üppigkeit und den Verfall des Staats zur Folge. so daß sie sich der Römer nicht zu erwehren vermochte. Dann vorübergehend in den Besitz der Karthager gelangt. wurde Tarent diesen wieder von den Römern entzogen. geplündert und unermeßliche Beute. darunter die bronzene Kolossalstatue des Herkules und später die berühmte geflügelte Viktoria von Erz auf der Weltkugel. nach Rom entführt. Während griechische Sprache und Kultur von Tarent her auf die Römer wirkten. geriet dasselbe allmählich in gänzlichen Verfall. Abwechselnd in der Gewalt der Byzantiner. der Goten. der Langobarden. Normannen. Hohenstaufen. Anjou. Balis. Balis-Orfinis. der Aragonen Neapels und Spaniens. wurde Tarent wiederholt zerstört und wieder neu erbaut und besitzt daher heute nur sehr geringe Überbleibsel aus dem Altertum und selbst nur unbedeutende aus dem Mittelalter. Die Reste der Stadtmauern. eines Theaters. eines dorischen Tempels und einige Villen-Fundamente und die römische Wasserleitung. die letzteren der kastellartige Turm am Nordeingang der Stadt an der Piazza di Fortuna und das große Kastell am Süde. an welchem Byzantiner. Hohenstaufen. Anjou und Spanier bauten. sowie einige alte. mehrfach erneuerte Kirchen. Unter ihnen ist nur der sehr alte. äußerlich unschöne Dom San Eataldo durch sein Inneres. seine antiken Säulen. die vergoldete getäfelte Decke und seine Kapelle mit ihrem prachtvollen bunten Marmorschmuck. sowie ein schönes Portal bemerkenswert. ferner einige hübsche Renaissance-Paläste. Tarent. an geistigem Leben heute arm. besitzt keine Bibliotheken. jedoch außer einem Museum mit antiken Vasen. Tongefäßen. Statuetten. Gemmen 2c. in einer Sammlung des verstorbenen Kanonikus Ecci ein einzigartiges Museum in einem alten Palast. Es enthält eine Sammlung phantastischer. aus den herrlichsten Muscheln von Ecci hergestellter Gebilde. die Blumen. Arabesken. seltsame Figuren. Fischentwürfe und andere Genrebilder darstellen. ferner einige antike Vasen und Marmortrümmer. Somit ist T a r e n t nur durch seine herrliche Lage. seine großen historischen Erinnerungen und durch seinen neuen Aufschwung und kriegsmaritime Bestimmung von besonderer Bedeutung. Die Stadt gliedert sich in zwei durch einen breiten und tiefen Kanal

A. Rogalla von Bieberstein: Italienische Reifezeichnungen
getrennte Teile. die Altstadt auf der Insel und der Stelle, wo sich die
alte Akropolis als eine ihrer Zeit uneinnehmbare Feste erhob, und die
Neustadt, eine völlig moderne, erst 1865 entstandene Anlage auf dem
südlichen Festlande. Die Altstadt besteht aus einem Gewirr enger,
häßlicher Straßen, in denen nur die erwähnten Gebäude und die Kai-
straße Viktoria Emanuele, diese durch ihren herrlichen Blick auf den
Golf und die Berge Ealabriens, bemerkenswert sind. Die Neustadt
enthält zwei schöne Plätze, den Palazzo degli Uffizii, einige schöne Villen,
das Theater, die ziemlich guten Hotels, darunter „Europa“ in schöner
Lage am Mare Piccolo und Aquila d'oro, und das bedeutende Arsenal.
Sie ist im Gegenpaß zur Altstadt eine regelmäßige, reinliche, gefunde
und hübsche Anlage. Handel und Bevölkerung Tarents sind neuerdings im
lebhaften Aufschwung begriffen. Der vortreffliche Kriegshafen Tarents
bildet nächst Spezia die zweite größte Flottenstation der italienischen Marine
und ist als solche von großer Wichtigkeit und in der Vervollkommenung be-
griffen. So war Tarent, das schon im 10. und 11. Jahrhundert einer der
wichtigsten Kriegshäfen des griechischen Reiches in Unteritalien war,
infolge seiner höchst günstigen Lage für den Handel und feines aus-
gezeichneten Hafens, wie es scheint, im Begriff, wieder ein sehr wichtiges
Handels- und Kriegsflottenemporium zu werden wie in alter Zeit.
Wenn dann mit dem wachsenden Handel der Stadt die bis jetzt nur
kleine Zahl der Villen an den anmutigen, von blühenden Gärten und
hier und da Palmen eingefassten Ufern des Mare Piccolo und zugleich
die Neustadt weiter zunehmen, so wird auch das geistige Element und
ein großzügiges Handelsleben in Tarent wieder erwachen und daselbe
seinen Rang als erste Kulturträgerin Südost-Italiens dereinst wieder
einnehmen können.

Frida Schanz:
Neue Gedichte.

I. *

Ich halte wie in goldner Hülle
Die Worte, die du heute sprachst.
Die Lilie leuchtet, die du sprachst.
Und in des Rofenbeetes Fülle
Steht eine wie in zarter Glut.
Getaucht in träumendes Erinnern.
Weil lang in ihrem feinen Innern
Dein dunkler Blick geruht! - - --
II

Nun wandert mit dem alten Schritt
Der Lenz in neuer Funkel-rone.
Und liebe Straßen wandr' ich mit.
Als wenn sich's noch zu wandern lohnet
Ein altes Liebesliedchen zieht
Mir durch den Sinn, so eigen schmerzend.
Wie wenn man leere Bettlein wiegt.
Verblaßte Angedenken herzend! --

[II.

Novemberfchluß in schwarzem Wolkentuch.
Mir ward in tiefen dunklen Sturmestagen
Ein Trost aus götterfchönem Trauerbuch --:
Vittoria Colonnas Witwenklagen!
..Wie der Wacholder, den der Sturm zerreißt.
Sich in sich selber fügt zu Turm und Mauer.
So fest fügt sich ein edler Frauengeist
Im wilden Sturme namenlofer Trauer.“

Hertha Federmann:
Gedichte.
Notturmo.
Träumend finkt
Das Meer aus Land.
Wie ein müdes Kind.
Das heim zur Mutter fand.
Und der Mond
In dunkelblauer Nacht
Strahlet filbern fchon.
Ein leifer Wind erwacht.
Unter feinem Hauch
Der fchwarze Wald fich regt
Schauernd.
Wie von Geifierhand bewegt.
Stille Stunde.
Der Sommer flutet fern von mir.
Ich bin in die Dämmerung gezogen.
Nur Düfte von welken Blumen
Mein Schattenreich durchwogen.
Still ward die Seele. überwach.
Sie will zu den Sternen fleigen.
Des Lebens goldne Stimmen
Vor ihrer Sehnfucht fchweigen.
335

Robert Bauer:

Juristische Symptome der Gegenwart 1).

Seit der Gründung des Reichs fand keine Zeit so sehr unter dem Zeichen der Gefehesreformation wie die Gegenwart: Ein neues Strafrecht, ein neuer Strafprozeß, ein neuer Zivilprozeß ist in Aussicht gestellt. Verschiedene Fragen tauchen auf: Waren jene Gefesse in der Haft geschäftsreicher Tage redigiert worden, so daß ihnen von vornherein das Schicksal nur vorübergehender Geltung beschieden schien? Oder kommt etwa darin die Eigenart der Gegenwart zum Ausdruck, daß auch das beste Gefeh heute faßnell veralten muß?

„Die gewaltigsten und unaufhaltsamsten Rechtsumwälzungen gehen in den gesellschaftlichen Einrichtungen selbst vor sich und bilden die Entscheidungsnormen des Juristenrechts von Grund aus um, manchmal ohne daß dieses den Beteiligten oder den Juristen selbst auch nur zum Bewußtsein gekommen wäre7).“ Mehr wie je bestimmt die Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung die Richtlinie der Anwendung und Durchbildung des Rechtes. Hier taucht die Frage auf: Welches sind die Werte, die in dieser Hinsicht heute ausschlaggebend geworden sind?

Eine Zeit schwankender Konjunkturen begünstigt die Spekulation einzelner Unternehmer und dementsprechend die rasche Ansammlung von Vermögen in wenigen mehr von Zufall und Geschick als von geistigen Qualitäten dirigierten Händen. Eine bestimmte gewissenlose Verschlagenheit wird so gezüchtet, die sich stets hehnen wird, sich offen mit dem Gefeh in Widerspruch zu setzen, aber jede Gelegenheit benutzen wird, das Gefeh zu umgehen, das einer Ausbeutung des Nächsten im Wege steht. „Offenbar werde ich nicht bloß durch den Diebstahl, sondern auch dadurch verletzt, daß man im Bereich meines Vermögens und Könnens innerhalb der gesetzlichen Formen Beute macht. Der wesentliche Unterschied, der hier sicher nicht verhüllt werden soll, besteht nun aber darin, daß im Fall des Diebstahls ein bereits verwirklichtes und von der Gesellschaft anerkanntes Recht, im Fall der ausbeutenden Aneignung aber nur

1) Vergl. hierzu die Abhandlung in Heft 374 (Mai 1908), S. 320 f. von „Nord und Süd“.

2) Ehrlich, Freie Rechtsfindung und freie Rechtswissenschaft, 1903, Seite 14.

336

.ZOO ?5S .p ?ZW :Im ..Z-ZWQZÖS YZF-ZU 3Q

‘j l“
„7K

' OJ} _ t d ..W .MMM .K2 A çjIOPM . . .
,... . a KÖHLER). .
... ..4 .
4*'
"KR, ,....
i???
.

EMPTY

Robert Bauer : Zurifische Symptome der Gegenwart
ein natürliches. noch nicht durch gemeinfame Vorkehrungen gefchütztes
Recht verläßt wird!)."

Es ift ein großer Irrtum. zu glauben. daß im wirtfchaftlichen
Kampf in letzter Hinficht beftimmte geifige Fähigkeiten entfcheiden. Im
Gegenteil: die in der Konkurrenz des Gelderwerbs gezüchtete Lift und
die Ausbildung niedriger fozialer Infinkte feßt fiäj durchaus in Wider-
fpruch zu jedem Ariftokratismus des Geifies. In diefem Sinne konnte
Nießfche von den wirtfchaftlichen Verhältniffen unferer Zeit urteilen.
„fie feien nicht wert. daß gerade die begabteften Geifter fich mit ihnen
befaffen dürften und müßten-R“

Es läßt fich bekanntlich nicht leicht kontrollieren. wann die bonn
fiäea aufhört und die (nella fielen eintritt, Manche Leute verftehen
es. fich mit einer wahren Virtuofität den Glauben an ihr Recht zu
fuggerieren. bis fie fchließlich felber von der Berechtigung defien über-
zeugt find. was ihnen felbft noch zu Anfang heikel erfäjeinen mochte.
Wie viele Tatfachen find wahr. die „nicht erweislich" (Strafgefefsbuch.
Ö 186) find!

Auch Lamprecht erkennt. daß hier das moderne Wirtfchaftsleben
in Bahnen geleitet wird. die für den Entwicklungsgang des Rechtes ent-
fcheidend werden. In treffenden Worten gibt er diefem Gedanken Aus-
druck: „Der moderne Staat hat das Recht der Unternehmung vielfach
erft entwickeln können. feit und nachdem diefe da war. Es ift klar: der
neue Stand wird dem neuen Ziele. das für ihn ein Ideal bezeichnet. zu-
nächft nachgehen mit allen Gefinnungen des Idealismus. zugleich aber
auch mit aller innerhalb der bisherigen Zufände entwickelten Ellbogen-
kraft der Lift, Indem er dann aber auf feinem Wege über die beftehen-
den Rechtszufände und deren gleichfam dicke Luft empordringt in die
dünnere Sphäre der Unternehmung. für die noch kein Recht befteht. in
eben erft recht feine Lebensluft. wird er mit diefer Lift auch das Kampf-
mittel der alten. mehr rechtlofen Zeiten verbinden. die Gewalt. Und
fo wird eine Gewalttätigkeit freien Tuns. die fich nach Bedürfnis auch
in die Form der Lift umfeßt. feine befondere Signatur fein')."

„Eine Atmofphäre. für die noch kein Recht befieht." An diefer

1) E. Dühring. Kritifche Grundlegung der Volkswirtfchaftslehre.
Berlin 1866. S. 805.

2) Morgenröte. Aphor. 179.

*) Lamprecht. Zur jüngften deutichen Vergangenheit. Bd, II.. erfie
Hälfte. S. 278.

22 337

Zurück zu den Symptomen der Gegenwart Robert Bauer

Stelle soll nur auf eine einzige hingewiesen werden. Das moderne Wirtschaftsleben steht unter dem Zeichen des freien Arbeitsvertrages, der an die Stelle feudalistischer Abhängigkeitsverhältnisse getreten ist. Hier ist es dem unabhängigen Unternehmer, da bei der unverhältnismäßig wachsenden Menschenzahl das Angebot über die Nachfrage hinaus steigt, die Möglichkeit gegeben, die Bedingungen dieses Vertrages wenn nicht zu diktieren, so doch wesentlich zu bestimmen. So sprach auch die kaiserliche Botchaft vom 4. Februar 1890 die Notwendigkeit aus, durch eine besondere Gesetzgebung „die Ausbeutung der gewerblichen Arbeiter durch die Arbeitgeber hintanzuhalten. Leben, Gesundheit, Sittlichkeit, Weiterbildung der Arbeiter zu sichern und den Arbeitsvertrag unter staatliche Aufsicht zu stellen.“ - Hier zeigt sich ein Symptom werdenden Rechtes: der Arbeitsvertrag wächst im Laufe seiner Entwicklung über den Rahmen des Privatrechts hinaus, er löst sich von den übrigen Vertragsformen ab und bildet sich zu einem selbständigen Rechtsinstitut durch, das eine besondere und zwar öffentlich-rechtliche Regelung erfordert. Denn „durch die Emanzipation vom Zivilrecht wird die Möglichkeit zur Ausbildung derjenigen besonderen Grundzüge des öffentlichen Rechtes geschaffen, die den eigentümlichen Aufgaben und Interessen der öffentlichen Verwaltung Rechnung tragen!“,

So treten ganz neue Wirtschaftssphären allmählich in den Kreis juristischer Regelung; auch hier zeigt sich die im Laufe der Geschichte immer wiederkehrende Erscheinung, daß sich Gebilde des sozialen Lebens zu selbständiger Eigenart ausprägen und nachträglich von juristischen Normen umkleidet werden.

Unter modernes Wirtschaftsleben ist durchsetzt von Sphären, für die noch kein gesetzliches Recht besteht. Ihren Spuren nachzuforschen ist die Aufgabe des Betrachters, den die Frage beschäftigt: Welche Richtung wird die Zukunft unserer Rechtsentwicklung einschlagen? - Denn, „wie weit der Staat durch Gesetze eingreifen, wie weit er die nötigen Ordnungen anderen Mächten überlassen soll, das gerade ist die wichtigste Frage, die es für die Gesetzgebungspolitik überhaupt gibt.“

1) Fleiner. Über die Umbildung zivilr. Institute durch das öffentl. Recht. Tübingen 1906. S. 9 f.

2) Zitelmann. Lücken im Recht. Leipzig 1903. S. 9.

Hermann Bahr:

Josef Olbrich.

(Gestorben am 18. August 1908.)

Als 1857 die Stadtmauern Wiens fielen, die eingesperrte Stadt sich öffnete und endlich aufatmen konnte, wurde alles von einer heftigen Baulust ergriffen, und das Behagen, sich zu strecken und zu dehnen, der Mut zu großen Plänen, das Vertrauen auf die Zukunft waren grenzenlos. Man fing nun wieder an bessere Zeiten zu glauben an, man schämte sich der Ruhe, in welcher die Stadt so lange still gelegen war, und wie es dem Wiener eigen ist, daß er immer gleich ins Extreme springen muß, sollte nun über Nacht alles nachgeholt werden. Was andere können, vermaß man sich auch zu können, jetzt sollte die lange verhaltene Kraft sich zeigen, und der Eifer war groß, es den anderen gleich zu tun. Was man nun wörtlicher nahm, als gut war, , Es geschah wieder, was schon einmal geschehen war, unter Kaiser Josef. Was sich dort in der Entwicklung des Staats begeben hatte, im Politischen, wiederholte sich nun in der Entwicklung der Stadt, in der Baukunst. Wieder dachte man, daß es gehe, sich die eigene Arbeit zu ersparen, indem man einfach die fremde übernimmt, und jatt aus der eigenen Art, wie sie aus der alten Zeit überliefert war, die Formen so umzubilden, daß sie dem veränderten Wesen der Zeit, den neuen Bedürfnissen gemäß würden, trug man aus allen Windrichtungen her, was nur irgendwo auf der weiten Welt für schön galt, und glaubte, es müßte es nun auch hier sein. Eine blind wütende Nachahmung aller Stile brach aus, was einer nur irgendwo Anmutiges oder Feierliches oder Prächtiges fand, wurde herbeigefächelt, und so entstand die Ringstraße, auf welche noch immer manche Wiener stolz sind und die ja wirklich für den, der*s aushält, ein höchst luftiger Markt und Ausverkauf aller erdenklichen Stilarten, die es nur jemals irgendwo gegeben hat, in den billigsten Kopien ist, einem solchen Brett mit Gipsfiguren nach berühmten Vorbildern nicht unähnlich, wie's Italiener durch die Straßen tragen. Eigentlich war es ein absurder Gedanke, das Erwachen einer Stadt in längst entschlafenen Formen aufzubauen, aber der Wiener drängte vorwärts, und natürlich war es das

22* 339

Zofef Olbrich Hermann Bahr

bequemfte- das Neue auf die alte Art zu tun- und fremde Ausdrücke waren fchnell bei der Hand- während man den eigenen erl hätte fuchen müffen. Wozu noch kam- daß das Bürgertum- fobald es einmal reich geworden ifh fich ficher und behaglich zu fühlen beginnt und mit den alten Ordnungen- aus welchen es hervorgebrochen iflf fich nun allmähliih ausföhnt- daß das Bürgertum dann ja fiets eine Neigung hat, mit der Vergangenheit zu kokettieren und fich im Koftüm zu gefallen. Auch hatten wir unter den Baukiinfclern bis in die neunziger Jahre in unferer Stadt einen einzigen Manni der fich nicht bequemte- ein Kopifl alter und fremder Moden zu fein- fondern daran fefihielt- daß es immer das Wefen der Baukunf bleibtf die Menfchen nach ihren Empfindungen und Bedürfniffen einzuquartieren- fo daß man daran- wie einer wohnt, ablefen kann- was er zum Leben brauchte wie er das Leben nimmt und was er aus feinem Leben machen will. Dies war unfer großer Meifter Otto Wagner. Doch hörte man nicht auf ihn- bis in den neunziger Jahren eine neue Jugend erfchien, die überall im Leben- in der Kunf, in den politifchen (i*e*inri(htungenx es fatt bekam- fich immer im bloßen Schein zu bewegenx mit Ungeduld nach Wirklichkeit verlangte und fich nun ungeftüm das Recht nahm- fie felbft zu fein. Jhr war es denn auch unerträglich die Arbeit unferer Zeit in griechifäfen Tempeln- gotifchen Burgen oder welfchen Paläften zu verrichten- fie wollte nicht mehr in Maskeraden wohnen- und fie vermaß fich- ein Öfterreich für lebende Menfchen herzuftellen. In der Baukunf verfammelte fie fich um Otto Wagner. Alle Triebe der kräftig vordringenden Generation- aller Abfcheu vor dem Nachäffen entfremdeter Vergangenheiten- alle Wünfche nach einer autochthonen Kunf unferer eigenen Zeit kamen hier zufammen. Sein bejer Schüler wurde Jofef Olbrich ein freudiger junger Schlefieß voll Mut und Luft, mit einem harten Nackenx derf eines ehrfamen Wamsziehers in Troppau Sohn- früh aus der Lateinfchule weg durch feine Paffion zum Zeichnen ins Bauhandwerk getriebem dann an die Wiener Akademie zu Hafenauer in die Lehre gelangty wo der fchäumende junge Menfch Jahr um Jahr gleich alle Preife und Medaillen und Auszeichnungen an fich riß- die die Schule nur zu vergeben hattey hierauf mit einem Staatsftipendium auf eine italienifche Reife bis nach Sizilien hinab gefchiäh fiebenundzwanzigjährig nun 1894 von Wagner zur Mitarbeit an feiner Stadtbahn berufen wurde. Einen Befieren hat Wagner niemals gehabt. Der hohe Sinn des Meifiers- fein Haß des leeren Scheins,, fein heftiger Drang zur Wahrheit und der Schüler ungefüme

Sehnfucht nach Zukunft. ihre Tatenlufi. ihr unbegrenzter Eifer. die Kraft an den kühnsten Aufgaben zu messen. dies alles fand sich in dem glühenden und strahlenden Jüngling. der wie die Sonne aufging. zum höchsten Aufgebot vereinigt und bald zum reinsten. ja einem schlechtweg vollkommenen Ausdruck verklärt. Wie es manchmal scheint. daß die Neuschöpfung sich jahrelang plagen muß. bis sie nach vielen Versuchen endlich erst den Menschen hervorbringt. den sie eigentlich meint. wie manchmal eine ganze Generation sich abquält. um das Wort zu fassen. das ihr auf der Zunge liegt. und wie dann endlich einer kommt. in welchem jene lange mühevolle Arbeit der anderen mühelos und leicht geworden. ihre Qual verflummt ist und der heiß gehegte Wunsch sich nun fast spielend erfüllt. ein solcher war Olbrich. ein Verfammler aller in seinem Lande zerstreuten Triebe und Kräfte der neuen Zeit. nicht einer von besonderer. sondern einer von der allgemeinen Art. der er nun nur seine Macht liebte. nicht einer. den es lockt. anders zu sein als die anderen und sich abseits zu verstecken. zu verlieren. sondern einer. der alles in sich hat. wovon die anderen jeder nur ein Teil find. und es zusammen faßt. das Getrennte zu verbinden. Verworrenes zu ordnen. jedes an seinen Platz zu stellen weiß und vollenden kann. so daß in ihm die ganze Stammesart sich gleichsam niederzulassen. froh das Vollbrachte zu genießen und mit Zutrauen vorwärts zu blicken scheint.

Nun aber ergab sich eines von den Mißverständnissen. die in Wien. wo man sich nicht gern die Zeit nimmt. ein Talent abzuwarten. bis es sich ausgedrückt und rund herum gezeigt hat. sondern lieber gleich auf den ersten Eindruck antwortet. nicht eben selten. freilich aber auch nicht tragischer zu nehmen find. als es der Wiener selbst tut. der ja schon weiß. daß hier der Weg zur Macht durch Spott und über Unbilden geht. Man hat hier die Gewohnheit. dem Talent Bedingungen zu stellen. vornehmlich die. daß es keine Gewohnheiten stören soll. „Nun war man diese überall her zusammengetragene Ringstraßenkunst einmal gewohnt. man hatte in der Schule gelernt. man habe auf sie stolz zu sein. und es ist nicht wienerisch. gern umzulernen. Als jetzt also Olbrich daran ging. 1898. das Haus der Sezession zu bauen. in Formen. welche den Bedürfnissen der Künstler und seiner Empfindung entnommen waren. nicht aber der Routine. so ging es los; und dies ist dann bei uns immer eine Gelegenheit für Leute. die. weil sie selbst nichts können. dies an anderen nicht leiden wollen und vor Neid witzig werden. woran dann der lustige Wiener. ohne den Wißigen übrigens zuzustimmen. ja sie eher

341

Iofef Olbrich

.Hermann Bahr

im ftillen verachtend. doch feine Freude hat. Da wurde Olbrich als ein Stürmer ohne Ziel. ein Neuerer ohne Sinn. der nur alles zerfchlagen wolle. ja ein wahrer Einbrecher in die Kunft vor das ftaunende Publikum gefchleift. und es- begab fich am Ende. daß einer angeklagt erfchien. völlig aus unferer Art zu fchlagen. deffen ewiges Trachten. ja Lebensbedingung es eben war. diefe unfere öfterreichifche Art. die er überall verdrängt und an Fremdes ausgeliefert fah. wieder herzuftellen und durch fein neues Werk Zeugnis von ihrer alten Kraft abzulegen. Diefe Torheit verfiand er nicht. es blieb ihm unfafflich. Spott zu ernten. wofür er wußte.- Dank zu verdienen. und bis an fein Ende ift davon eine Bitterkeit in ihm geblieben. Auch empfand er es arg. daß man ihn für vieles büßen ließ. was. an ihm felbft aus einer Laune. der man wohl einmal nachgibt. einem eiligen Einfall. den man fich im Augenblick durch die Finger fchlüpfen läßt. entfanden und fichtlich auch gar nicht anders gemeint. dann bei weniger originellen und darum pedantifchen Geiftern im .Sand-umdrehen zur Manier entarten mußte. Niemand war darin härter gegen fich felbft. als er. der den aufquellenden Einfall wohl notierte. dann aber erfi die Probe der zweiten. ja der dritten Überlegung unnachfichtig beftehen ließ und nur ein ärgerliches Lachen hatte. wenn er folche Notizen von fich dann plößlich von den Pedanten in ein Syftem gebracht fand. Die Menge aber kann nicht unterfcheiden. was' einmal aus einem zu großen Reichtum überfchäumt und was der leere Kopf gereizt feiner Armut abzwingt. und als es nun in der Tat bei allen Handlangern auf eine freilich mehr lächerliche als bedenkliche Art zu fezeffionifieln begann. war für die Wiener an alle-m ..der Olbrich“ fchuld. Indeffen hatte man freilich im Minifterium feine Kraft und was ein folcher überall Leben aufwe>ender. Ehrgeiz um fich fcharender. Mut und Zuverficht und Nach-eiferung in die Iugend bringendcr Mann für die Stadt. ja für das ganze Land werden könnte. und feine Bedeutung und die Berechtigung feiner Ansprüche und die Notwendigkeit. ihn fich auswirken zu laffen. erkannt. und der treue Otto Wagner trat mit feiner fchonungslofen Beredfamkeit überall für ihn ein. Aber man gab ihm den öfterreichifchen Rat. doch Geduld zu haben. fich Zeit zu laffen und alt zu werden. So. duräf Spott verleßt. durch Undank erbittert. über falſche Nachahmungen ungeduldig. im Gefühl. auch manchem Freunde fthon zu groß zu werden. felbft im eigenen Kreife dem Neide verdächtig. den liebften Genoffen entwachfend und nun mit feiner Schaffensgier ins Ungewiffe vertröftet. um einftweilen. während ihm eine Stadt aus fich aufzubauen im Sinne

Hermann Bahr: Iofef Olbrich

lag. ein paar Stühle für die reichen Leute zu machen. überall gehemmt. nirgends ermutigt. ganz allein. verlor er die Luft auszuharren und gab dem heffifchen Großherzog nach. der ihn 1899 nach Darmfiadt rief. Im Minifierium lächelten fie damals und fagten fein: Ganz gut. er foll fich dort nur austoben. fie folie-n ihn uns dort nur abriäjten. dann rufen wir ihn zurück. fpäter einmal! Er hat's nicht mehr erlebt. Er blieb uns verloren.

In Darmfiadt begann nun eine Tätigkeit. die man erft überfehen wird können. bis einft überall alles aufgegangen fein wird. was er gefät hat. Denn wie wenn er gefühlt hätte. nicht mehr viel Zeit zu haben. gab er fich mit vollen Händen her. Anfangs fchien es faft. als follte dort auch er in das deutfche Sektenwefen geriffen werden. Darin nahm er fich wunderlich aus. der doch nichts davon jemals begreifen konnte. weil ihm das Treiben nach Perfonen. fiatt um der Sache willen. durchaus fremd und das Stillfiehen im einmal Erreichten. auf das fiäf jede Sekte verfieift. feiner innerfien immer bewegten Natur unerträglich war. So entkam er bald und. mit feinem guten Humor. der in höfifchen Intrigen unverdorben. in allen Enttäufchungen unbefangen blieb. drang er allmählich. an allen Verlockungen hier der mächtigen Kliquen. dort des Gefchäfts oder rafchen Ruhms vorbei. zu fich felbft durch. Sich felbft. mit allem. was er war. mit der leuchtenden. Anmut. der behaglichen Freudigkeit. der dankbaren Weltluft feines immer blühenden Wefens. das fo gern in lieben fillen Stimmungen faß. als es dann wieder vogelfrei fich in die blaue Luft fchwang. mit feinem deutfchen Ernft und der deutfchen Treue zum kleinen. die in einem Blümlein von der Flur alle Herrlichkeiten Gottes zu vernehmen weiß. mit feiner öfterreichifchen Bewegliüfkeit und unferer angefiammten guten Laune. die wohl auch einmal herzlich den eigenen Herrn auslacht. mit feiner Ehrfurcht vor dem Vergangenen. worin der Sinn der Väter und das Geheimnis. aus dem wir kommen. für uns aufbewahrt liegt. mit feinem Mut zum Künftigen. worin wir die Väter vollenden follten. und mit feiner unfüllbaren Sehnfüäzt nach einem hohen. feilich klingenden. feierlich glänzenden Dafein. wovon noäf ein Strahl der durch uns vollbrachten Wunder auf der fernen Nachwelt liegen follte. fo mit allem fich darzu-fiellen und feinen ganzen Reichtum auszubreiten gelang ihm. Und dann war ihm nom befchieden. wie er jene Stadt der Künfler auf der Mathildenhöhe gebaut hatte. auch einen Turm zu bauen. Er baute den Hochzeitsturm für feinen Fürfien. ein Gefchenk der Bürgerfchaft an den Groß-

herzog. Dies aber war ein alter Wunfch von ihm. den zu hegen. mit dem immer wieder zu fpielen fchon das Kind von einer feltfamen Leidenschaft wie befeien war. Einmal einen Turm zu bauen. einen hohen Turm. einen aus der Stadt ragenden Turm. von dem die Menfchen unten ganz klein ausfehen und man über Felder und Wiefen und Wälder hin in die weite Welt fchautz und wer aus der Ferne kommt. lange bevor er noch irgend ein Haus fieht. lange bevor er die Stadt ahnt. erblickt den Turm. Nun war ihm noch gewährt. einen folchen Turm zu bauen. und der liebste Traum war erfüllt. in den fich fo gern fchon der lachende Knabe und fpäter der fchwärmende Jüngling und noch. wenn er doch einmal die ruhelofe Hand feiern ließ. der finnende Mann einfpann. wie wenn für ihn ein folcher Turm ein Sinnbild feiner felbft gewefen wäre. der auch immer. hoch über dem kleinen Menfchenlärm. in die weite Welt hinaus fah und den der Nachkomme dereinf. der unfere Zeit fucht. bevor er noch in ihr irres Treiben eintritt. fchon von weitem erblicken wird.

Paul Konody:
Raphael. Überfelzt von Alice Fliegel.
(Mit zwei Vierfarbendruckten.)

I.

„Und ich fage Dir, wenn ich eine fchöne Frau malen will, muß ich viele fchöne Frauen fehen und Dich bei mir haben, um die Schönfte auszuwählen.“ fchrieb Raphael, als er auf dem Gipfel feines Ruhmes und Glü>es fand, an feinen getreuen Freund, den Grafen Baldafiare Eafiglione, der - felbft ein idealer Hofmann - in dem „Buche des Hofmanns“ der Welt ein unfterbliches Denkmal für die Kultur der Renaissance gegeben hat.

Als der König der Maler diefe Worte fchrieb, hatte er ficher nicht mehr damit geben wollen, als ein hübfches Kompliment für einen Mann, der felbft ein Mulder der Höflichkeit und ein Mei'ter der liebenswürdigen Sprache war. Iene Worte aber würden eine tiefe Bedeutung gewinnen, wenn man an Stelle des Wortes „Fr au“ das Wort „Bild“ feste, und unter Eafiglione die Verkörperung der Intelligenz und der Wiffenfchaft verftände.

Was die Schönheit von Raphaels Kunft, die fich durch vier Jahrhunderte hindurch die Bewunderung der Menichheit erhalten hat, anbelangt, fo finden wir in ihr die verfchiedenen Elemente des Schönen wieder, das die Künftler v o r und zu Raphaels Zeiten gefchaffen haben. Das Befte davon - was Idee und Ausführung betrifft - wählte fich Raphael aus und ließ fich durch die tiefften Denker und die kühnften Geifler feiner Zeit, die bald berühmte Mittelpunkte der Kultur wurden, anregen und leiten.

Raphael wurde in der Tat unter einem glückli>fen Stern geboren. Er war kein Geif'tesriefe, kein epochemachender Genius, wie Michelangelo von ihm fagte, und verdankte feine Kunft weniger feinem Temperament und feiner Veranlagung, als einem fleißigen Studium. Er war zu einer Zeit geboren, wo die fortfcchreitende künftlerifche Entwicklung von zwei Jahrhunderten an einen Punkt gekommen war, der einen Künftler verlangte, der die auseinanderlaufenden Fäden zufammenfaßte und die künftlerifche Bewegung zu einer Höhe und Vervollkommnung führte, die für alle Zeiten unantaufbar blieb.

Raphael Pan(Konody

Die Vorzüge feiner Geburt und feiner Umgebung. der Reiz feiner Erfcheinung und feines Wefens. machten Raphael zum Liebling. wohin er auch kam; feine Empfänglichkeit. feine Liebenswürdigkeit. fein kluges Anpaffungsvermögen und. vor allen Dingen. die frühe Meifterfchaft feiner Technik verhalfen ihm zu der Vollendung. die er schon fo früh erreichte.

Der kurze. wolkenlofe Weg. auf dem Raphael von freundlicher Anerkennung bis zu höchfiem Ruhm. von Wohlfiand bis zu Reichtum und Überfluß fihritt. war nicht die dornige. unruhvolle Straße. die das Genie in den meiften Fällen zu gehen hat, Das Genie wandert einen traurigen und einfamen Pfad.

Michelangelo. diefer unruhige. mürrifche und unbefriedigte Geift - Lionardo da Vinci. der feinen hohen Idealen ohne jeden Gedanken an einen weltlichen Erfolg nachging. bis in fein trauriges. einfames Alter hinein. wo er. von feinem Vaterlande verbannt. über die Fruchtlofigkeit all' feines Arbeitens nachdenken konnte - diefe großen. genialen Männer haben wenig mit dem liebenswürdigen Hofmann Raphael gemein. der felbft das Oberhaupt eines kleinen Hofes von getreuen Anhängern war. Man erzählt fich. daß einfi Michelangelo. als er Raphael begegnete. der inmitten feiner treuen Gefolgſchaft den Weg zum päpfilichen Hofe nahm. feinem glückliäzen Rivalen in der großen Verbitterung feines Geifies zurief: „Ihr lauft dahin. wie der Sheriff mit feiner Schar.“ Raphael. um eine Antwort nicht verlegen. entgegnete: „Und Ihr wie ein Mörder. der zum Schafott geht.“

Ob diefe Anekdote nun wahr ift oder nicht. jedenfalls illufiriert fie treffend die Verfchiedenheit der Wege. die das Talent - und fei es felbft das größte - und das wahre Genie zu gehen haben.

Welches find nun die Eigenfchaften und Vorzüge von Raphaels Kunft. die ihm den ungeſchmälerten Ruhm durch die Jahrhunderte fchufen und ihn zu dem beliebteften und bewunderteften aller Maler machten?

Die größten der früheren und fpäteren Meifter. wie Velasquez. Rembrandt. Frans Hals. Wattean - um nur einige der hellen Leuchten im Reiche der Kunft zu nennen - mußten alle an fich die zeitweife Verachtung und Verkleinerung ihrer Kunft erfahren, Nur Raphael lernte die Wankelmütigkeit der Volksgnnfi nicht kennen. Er wurde zu einem Gott erhoben. noch ehe die Welt feinen frühzeitigen Tod zu betrauern hatte. und im Laufe der Jahre wurde diefe abgöttifche Verehrung felbft auf das fchwaäze. handwerksmäßige Schaffen feiner Gehilfen. das oft unter feinem Namen

den Weg in die Welt fand. übertragen. Ungefähr binnen Menschen-
gedenken führte diese blinde. unterschiedslose Vergötterung zu einer Re-
aktion. Aber diese Reaktion befähigte sich nur auf einen kleinen Kreis
ästhetisch veranlagter Kunst-Enthusiasten; und heute. wo die mehr wissen-
schaftliche Ausübung der Kritik es wohl versteht. Spreu von Weizen zu
unterscheiden. ist Raphael wieder zu all seinem früheren Ruhm gelangt.
Die höhnische. feindliche Stellung Raphael'scher Kunst gegenüber hat
aufgehört. eine moderne Pose zu sein. Zu der freien Anerkennung von
der Vollkommenheit dieser Kunst kam das Bewußtsein. daß man Raphael
durch eine sehr unvollkommene Nachahmung seines Schönheitskodexes.
der in Europa seit der Gründung des Rompreises der einzige Erfolg des
akademischen Unterrichts war. bitteres Unrecht getan hatte. Schönheit
- reine und fehlerlose Formen Schönheit. muß auf jeden Menschen wirken.
und Raphael zeigt uns die vollkommene Schönheit - die Schönheit. die
in feinsinnig durchdachtem Ebenmaß. in der Form. in der Farbe und in
der Technik liegt. Es ist eine wohlberechnete Schönheit - ein klares.
unzweideutiges Schaffen eines ganz normalen. ausgeglichenen Geistes
und einer nie irrenden Hand; deshalb ist Raphael's Kunst für jedermann
leicht verständlich und verlangt diese unbewußte geistige Anstrengung
nicht. die das Erfassen eines Kunstwerkes von komplizierterer Gefühls-
intensität mit sich bringt. Es ist die Aufgabe der Kunst. irgend ein Gefühl
in irgend welcher Form wiederzugeben; ein Bild. das eine bloße Nach-
ahmung ist. ohne eine Andeutung deuten zu geben. was der Künstler bei
seinem Schaffen empfand. hört auf. ein Kunstwerk zu sein. selbst wenn
es einen Gegenstand darstellt. der in sich schön ist. Andererseits kann
ein an sich häßlicher Vorwurf durch den intensiven Ausdruck eines Ge-
fühls zu einem großen Kunstwerk werden. aber dieses Gefühl ist not-
wendigerweise viel schwerer zu begreifen. als das einfachste aller Gefühle:
die naive Freude. die das Betrachten der Schönheit in uns auslöst.
Dieser Affekt. dem jeder Mensch unterworfen ist. erklärt den Trugschluß
der meisten Menschen. daß Kunst und Schönheit unzertrennlich seien -
er macht uns auch die allgemeine Liebe verständlich. die Raphael und
seiner Kunst durch Generationen hindurch gehört hat. Sein Pinsel war
mit der glatten. klaren Schönheit des Klaffzismus vermählt. und seine
Kunst kannte keinen fremden. komplizierten Charakter.
Aber die Schönheit allein macht Raphael's Größe nicht aus. oder
Bouguereau und viele andere moderne Maler hätten auch groß. anstatt
fahl und geschmacklos sein müssen. Raphael befaß eine große Meister-

347

fchaft in der Verteilung des Raumes nach drei Dimensionen hin - ein Geheimnis, das das Erbe der Umbrischen Schule war. Das Gefühl der Weite und Tiefe wird durch Methoden erreicht, die nichts gemeinfam mit unserer modernen Kunst haben. die Illusion der sogenannten „Atmosphäre“ zu schaffen. Sie sind auch nicht identisch mit dem „Verlieren und Finden“ der Konturen oder mit der Anwendung gewisser optischer Theorien, wo wechselnde Lichter alle harten Umrisse aufheben, oder mit dem Verwischen und Auslöschen der Entfernung. Die Verteilung im Raum, wie sie Raphael anwandte, ist in ihrer Wirkung auf unser Empfindungsleben nur der architektonischen Kunst verwandt. Ein anderer Grund für Raphaels Größe - und darin ist er vielleicht am meisten das Kind seiner Zeit - liegt in der wunderbaren Verschmelzung der beiden großzügigsten Bewegungen, an denen sich das zivilisierte Europa von jeher begeistert hat - nämlich in der Verbindung des klassischen Altertums und des christlichen Glaubens. Von Raphaels Pinsel dargestellt, hören sie auf, unvereinbar zu sein, und leben in der meistertuhaft abgeschlossenen Harmonie, die der Markstein von Raphaels Kunst ist. in enger Gemeinschaft Seite an Seite. Das Ehrfurchtvolle wird uns in dem glanzvollen, klassischen Gewande der alten Welt dargestellt, und die Mythen und Philosophien der Alten sind in enge Verbindung mit der christlichen Lehre gebracht. Raphael bringt neues Blut und reiches Leben in die toten Steine des alten Griechenlands und Roms, ganz im Gegensatz zu Mantegna, der kalt und klassisch in feinen reliefartigen Wiederbelebungen der Antike bleibt. So betont Raphael auch bei seinen Darstellungen der Madonna mit dem Kind die rein menschliche Gefühlsseite, er lässt allen Symbolismus beiseite und führt uns das innige, intime Liebesverhältnis zwischen Mutter und Kind vor Augen. Fast unmerklich verwandelte er seine Euphrosyne in Kinderengel, und der Jehovah in der „Vision des Ezechiel“ hat mehr Ähnlichkeit mit dem olympischen Jupiter, als mit der mittelalterlichen Gottesvorstellung. Wie Timoteo Viti, Perugino, Fra Bartolommeo, Leonardo da Vinci, Maffaccio, Michelangelo und Sebastiano del Piombo - der ihm von der Glut seines venezianischen Farbenreichtums gab -- die Quellen schufen, aus denen Raphael seine Wissenschaft der Technik, der Farbenanwendung, der Komposition und aller Elemente des malerischen Stils schöpfte. fo

348

bahnten die Humanisten feinen Weg hinsichtlich der intellektuellen Auffassung feiner Kunst.

Raphaels bewundernswerte Eigenschaft, sich schnell und sicher alles das anzueignen, was ihm bei feinen Vorgängern und Zeitgenossen nachahmungswert erschien, befähigten ihn, sich in einem Alter, wo die meisten Maler noch weit davon entfernt waren, eine ganz hervorragende Meisterschaft und Reichhaltigkeit der Technik zu erwerben. Andererseits half ihm ein klarer, logischer Geist, der nicht ganz frei von dem Wunsch war, feinen Gönnern zu gefallen, zu der überwältigenden Ausführung der Ideen, die die kühnsten Denker feiner Zeit entwickelt hatten. Der Zweifel, ob die Hauptidee, und vielleicht auch ein guter Teil der Details der Freskomalereien für die sogenannten „Stanzen“ im Vatikan, allein dem Geist Raphaels entsprungen sind, tut der Größe dieses Erstaunens erregenden Werkes und Raphaels Kunst keinen Abbruch. Raphael war ein Knabe von kaum zehn Jahren, als er das erste Mal in eines Meisters Schule trat. Er war ein Jüngling von 25 Jahren, als er sein großes Werk begann. Die dazwischenliegenden Jahre waren von feinen Studien und von der Ausführung bedeutender Aufträge so ausgefüllt, daß er keine Zeit zur Buchgelehrsamkeit fand. Ein solches Wissen war aber zu der Darstellung dieses sorgfältig ausgearbeiteten Entwurfes, mit alle den historisierenden Anklängen und allegorischen Gestalten, unbedingt nötig. Man muß sich wundern, wie es Raphael so meisterhaft verstanden hat, auf die Vorschläge und Anregungen, die ihm von verschiedenen Seiten gemacht wurden, einzugehen, und sie in ein so köstliches Gewand unsterblicher Schönheit zu kleiden.

II.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, während der Regierung des Herzogs Frederigo von Montefeltro -- ein aufgeklärter Prinz, der die besten feiner Kräfte und viel von feiner Zeit zum Schulze und zur Hebung der Kunst, zur Ausschmückung feines vornehmen Palastes und zur Sammlung von unschätzbaren Manuskripten, Bildern, Skulpturen und Kunstwerken jeder Art verwandte - wurde die alte Stadt Urbino zu einem Zentrum der Kultur und Wissenhaftigkeit erhoben. Der Herzog machte feinen eigenen Hof zu einem Treffpunkt hervorragender Maler, Architekten, Dichter und Humanisten, die sich durch die Großmütigkeit und den Freimut ihres großen Protektors immer angezogen fühlten. Unter den weniger berühmten Trabanten, die durch die Sonne von Montefeltro an-

gelockt wurden. befand sich auch ein gewiff-er Giovanni Santi. der Mitte des 15. Jahrhunderts nach Urbino kam. Obgleich er ein Maler von großer Gewandtheit und Fertigkeit war - wahrſcheinlich von Fiorenzo di Lorenzo ausgebildet - ſah er ſich doch genötigt. in der erſten Zeit feines Aufenthaltes in Urbino einen Handel mit Öl. Korn und anderen Waren zu treiben. wie es ſein Vater vor ihm getan hatte. Sein kleines Einkommen bedurfte einer Aufbefferung. Doch des Malers vorzügliche Kenntniſſe nach verſchiedener Richtung hin machten bald von ſich reden und verſchafften ihm eine Stellung als Hof-Maler und -Dichter. Wichtiger. als irgend eines feiner Bilder. iſt ſeine berühmte. gereimte Chronik von 23 000 Verſen in Dantefchem Verſmaß. Hierin beſingt er die Tugenden und Heldentaten feines hohen Gönners. Der Dichter und Maler war ein beſonderer Liebling von Elifabetta Gonzaga. der jungen Gemahlin von Frederigos Sohn Guidobaldo. Ihre hohe Achtung und Verehrung für Giovanni drückte ſie in einem Briefe aus. in dem ſie ihrer Schwägerin die Nachricht von des Hofmalers Tod gab. Giovanni Santi und ſeiner Gemahlin. Magia Ciarla. wurde am 28. März 1483. an einem Karfreitag. ein Sohn geboren. der auf ſeiner verhältnismäßig kurzen Lebensbahn zu einem Ruhm gelangte. wie ihn nur wenige Menſchen erreicht haben. Ein älterer Bruder und eine Schwefter Raphaels ſtarben ſchon als Kinder. und des Malers Mutter folgte ihnen nach. noch ehe Raphael ſein achttes Jahr erreicht hatte. Ihren Plaß im väterlichen Haufe nahm nicht viel fpäter Bernardina Porte ein. eines Goldſchmieds Tochter. die Giovanni bald nach dem Tode ſeiner erſten Frau heiratete. Nach Giovanni Santis großem Dichtwerk hat es den Anſchein. als ob er auf freundſchaftlichem Fuße mit den größten Männern ſeiner Zeit. wie Melozzo da Forli. Mantegna. Pier dei Franceſchi und Verrocchio. geſtanden hat. Man darf wohl annehmen. daß Raphaels früheſte Erziehung zur Kunſt. die er unter feines Vaters Leitung genoß. auf jene eigentümliche Befähigung hinarbeitete. die es ihm ſpäter möglich machte. ſich die Vorzüge und Schönheiten des Stiles der verſchiedenen Meiſter anzueignen. mit denen er in Berührung kam. Die Leichtigkeit. mit welcher ſein hervorragendes Talent die verſchiedenen Schulen ſeiner Meiſter durchlief und deren Art in ſich aufnahm. zeigt ſich deutlich. als er 1494. bald nach feines Vaters Tod. in die Säſule von Timoteo Viti. der ein Schüler von Francia war. eintrat. Giovanni ſtarb an einem Fieber. das er ſich in der Malarialuft der Mantuaner Marklande. wohin er ſich im Dienſte der Elifabetta Gonzaga

35()

begeben hatte. zuzog. 1495 hatte sich Timoteo Viti in Urbino niedergelassen. und der große Ruf. den er unter den Malern dieser Stadt genoß. hat wahrscheinlich Raphaels Vormund. Simone Ciarla. dazu bewogen. den begabten Jüngling unter eine so kompetente Führung zu bringen. Raphael arbeitete nicht nur im Stile seines ersten Lehrmeisters. er nahm sogar dessen Manierlichkeiten an. wie z. B. die breite Form der Hände und Füße und die leichte Neigung des Kopfes. Naß diesen unzweifelhaften Zeugnissen konnte Morelli. der Schöpfer der modernen Kritik. nach drei Jahrhunderten des Irrtums beweisen. daß Vafari mit seiner Behauptung. Raphael sei aus seines Vaters Werkstatt gleich in die des Perugino eingetreten. unrecht hatte. Timoteos Einfluß ist selbst bei den Bildern noch deutlich erkennbar. die Raphael zu einer Zeit malte. als er unter dem Banne der viel machtvolleren Persönlichkeit Peruginos stand. Zu diesen Bildern gehört das sogenannte „Spöfalizio“. das ist die Vermählung der Maria mit Ioseph. Es entstand 1504 und befindet sich jetzt in der Brera zu Mailand; ferner die drei ersten Bilder. die Raphaels Namen tragen: „Die Vision eines jungen Ritters“ (London. Nationalgalerie). „Der heilige Michael“ (Louvre). und „Die drei Grazien“ (im Condemuseum in Schloß Chantilly). Nicht nur die Gesichtszüge dieser Bildergruppe. die den Stil des Timoteo Viti trägt. sondern auch die zage. furchtvolle Ausführung und die naive Steifheit der Gestalten. bezeichnen diese Bilder als Produkte von Raphaels noch unreifer Jugend. Raphael befand sich - wie wir sehen werden - gegen Ende des Jahrhunderts in Perugia. so daß die genannten drei Bilder entstanden sein müssen. ehe er das fiebzehnte Jahr vollendet hatte. „Die drei Grazien“. ein Bild. zu dem höchstwahrscheinlich eine antike Camse die Anregung gegeben hat. wurde 1885 vom Duc d'Aumale aus Lord Dudleys Sammlung für den Preis von 25 000 Pfund Sterling angekauft - wahrlich eine schöne Summe. wenn man bedenkt. daß das Bild von einem 16jährigen Jüngling gemalt wurde. Ein Kreideporträt dieses reimagabten. fröhlichen Knaben. das von der Hand seines ersten Lehrmeisters geschaffen wurde. befindet sich in Oxford. Die Dokumente eines Prozesses. der zwischen einigen Angehörigen seiner Familie geführt wurde. beweisen. daß sich Raphael 1499 noch in Urbino befand. denn im Sommer dieses Jahres erschien er als Zeuge vor Gericht. Als im folgenden Jahre das Urteil gesprochen wurde. war er schon als Peruginos Schüler in Perugia. Hier eignete er sich den Stil seines neuen Lehrers so vollkommen und mit so großem Erfolge an. daß

Vafari mit Recht fagen konnte: „Seine Kopieen können von den Originalen des Meifiers kaum unterfchieden werden. die Unterfchiede zwifchen den Entwürfen Raphaels und denen Pietros find nicht mit Gewißheit fei-zufiellen.“

Ein Plagiat beunruhigte in jener Zeit das künfilerifche Gewiffen nicht. und man kann in Raphaels Bildern. die diefer Periode angehören. leicht die Spuren ganzer Gruppen verfolgen. die er der Phantafie des älteren Meifiers entlehnte. So bafiert die „Kreuzigung“. die gegen 1501 für eine Kirche in Eittü di Eafiello gemalt wurde und jeßt der Samm-lung des bl'. Ludwig Mond eingereiht ift. auf einer Darfiellung des gleichen Gegenflandes durch Perugino. während der ganze obere Teil des Vatikans. die „Krönung der Jungfrau“. durch die „Himmelfahrt Mariä“ von Pietro ftark beeinflufßt wurde.

Aber diefe buchfiäbliche Nachahmung war nur eine vorübergehende Entwicklungsphaf e. während Raphaels Kunft während feines Aufenthaltes in Perugia bleibende Werte durch das große Studium der Raumkompo-fition gefchaffen wurden. Viel Wertvolles gab ihm auch die typifche Neigung und Begabung der Maler von Umbrien. die friedvolle Schön-heit ihres heimatlichen Hügellandes mit wahrhaft religiöfer Inbrunfi dar-zufiellen.

1502 begab fich Perugino nach Florenz zurück. und Raphael trat wahrfcheinlich in den Schülerkreis von Pinturicchio ein. wenn auch Vafaris Behauptung. daß er die Zeichnungen für die fpäteren Meifter-fresken der Piccolominibibliothek in Siena lieferte. als eine Fabel abzu-lehnen ift. Während diefer Zeit malte Raphael feine erften Madonnen-bilder. die Madonna Eonnefiabile (jeßt in Petersburg). die ganz auf Peruginos „Jungfrau mit dem Granatapfel“ bafiert. und zwei Madonnen-bilder. die fich im Berliner Mufenm befinden. Das Mailänder „Spo-falizio“. in welchem der junge Künftler trotz aller fremden Einflüffe feine fiarke Perfönlichkeit behauptete. war 1504 für die Kirche San Francesco in Eittü di Eafiello gemalt.

Seine frühe Meifierfchaft im Porträtieren zeigt uns Raphaels Porträt von Perugino in der Borghefe-Galerie. das fo ausgeprochen charaktervoll und vollendet in der Ausführung ift. daß es viele Jahre für ein Werk Holbeins galt.

Unterdeffen war der Herzog Guidobaldo nach dem Tode feines Feindes. des Papfies Alexander 7]... nach Urbino zurückgekehrt. und Raphael folgte ihm dorthin im Jahre 1504. Der kleine „St. George“

- im Louvre - ist eine Erinnerung an diesen kurzen Besuch, der im Oktober desselben Jahres sein Ende erreichte, als Raphael, mit einem warmen Empfehlungsbrief ausgerüstet, den ihm der Herzogs Schwefter Giovanna della Rovere an den Gonfaloniere Pier Goderni mitgegeben hatte, seine Vaterstadt verließ und sich nach Florenz begab. Hier war das Zentrum alles künstlerischen Lebens, das durch den eiferfüchtigen Kampf der beiden Geistesriesen, Michelangelo und Leonardo da Vinci, besonders reich und reger pulsierte.

Wie tief mußten den jungen Künstler die reichen, gewaltigen Eindrücke erregen, die in Florenz auf ihn einwirkten - in jener wunderbaren, gefegneten Stadt an den Ufern des Arno, mit den gewaltigen Palästen und Kirchen, dem brausenden, stürmenden Leben ihrer Kunst, die so viel männlicher und monumentaler war, als das träumerische, feminine Schaffen, das in der fanften, schwachen Atmosphäre von Umbrien geboren wurde. Wie wird sich Raphael in die Betrachtung von Masaccios edlen Fresken - die durch Generationen hindurch eine Bildungsschule der Maler waren - versenkt haben! Wie wird er in Bewunderung und Entzücken vor Michelangelos „David“ gefunden haben, den heiligen Entschluß im Herzen, sich künftig mit größerer Intensität dem Studium menschlicher Gestalt und Bewegung zu widmen! Die faszinierende Begeisterung, die der Genius Leonardos in ihm weckte, fand in einigen der ersten Werke, die dem Florentiner Aufenthalt angehören, seinen Ausdruck: in den Porträts des Angiolo Doni und seiner Gattin Maddalena Strozzi, im Palast Pitti zu Florenz. Maddalena Strozzi kann in keinem Fall das Modell zu diesem Porträt, das eine Reminiscenz an Leonardos „Mona Lisa“ ist, gewesen sein; es ist bekannt, daß sie im Jahre 1489 getauft wurde, während das Porträt, das Raphael 1504 malte, eine Frau in reiferem Alter darstellt.

In der Werkstatt des Architekten Baccio d' Agnolo, die ein bevorzugter Treffpunkt der jungen Florentiner Künstler war, trat Raphael in ein gewisses Freundschaftsverhältnis zu verschiedenen Meistern, wie Ridolfo Ghirlandajo, Antonio da Sangallo, Sanfovino und Fra Bartolommeo, die einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung und Bildung seines Stils hatten. Diesen Einfluß erfieht man aus der „Madonna di Sant'Antonio“, die wie man sagt, von Mr. Pierpont Morgan für den ungeheuren Preis von 100 000 Pfund Sterling für die Nationalgalerie in London angekauft wurde. Dieses Bild und die folgenden Madonna degli Ansidei, die für die Nationalgalerie aus der Sammlung des Herzogs

von Marlborough für 70 000 Pfund Sterling erworben wurde. malte Raphael während eines Aufenthaltes in Perugia, gegen Ende des Jahres 1505. Das erwähnte Madonnenbild war für die Nonnen des S. Antonio da Padova in Perugia gemalt, und das andere für die Anfonei-Kapelle der Kirche San Florenzo in derfelben Stadt. Die Quellen und Belege über Raphaels Aufenthalt zwischen 1504 und 1508, als er Florenz endlich verlaſſen hatte, find unzureichend und unzuverlässig. Sicher ift, daß er ſich - von feinem Befuch in Perugia abgefehen - im Jahre 1506 für einige Zeit in Urbino aufhielt, wo er für Guidobaldo den „Heiligen Georg“ malte, ein Bild, das unter den Schenkungen an Heinrich VIII, von England, der dem Herzog von Urbino zwei Jahre vorher die Jufignien des Hofenbandordens verliehen hatte, eine große Rolle ſpielte. Der „Heilige Georg“ befindet ſich jetzt in der Eremitage zu Petersburg.

Der größte Teil der wunderbaren Madonnenbilder, denen Raphael hauptſächlich feinen großen Ruhm und feine Beliebtheit verdankt, entſtand während feines Aufenthaltes in Florenz. In dieſe Schaffensperiode gehören: die „Madonna del Granduca“, im Palaſt Pitti in Florenz, die „Madonna Tempi“, in der Münchener Pinakothek, die „Madonna aus dem Haufe Orleans“, in Ehantilly, die „Madonna im Grünen“, in Wien, die „Madonna mit dem Stieglitz“, in den Uffizien, die „Heilige Familie mit dem Lamm“, in Madrid, das köſtliche Madonnenbild des Lord Eowper in Panſhanger, und „La belle Jar-Untere“, im Louvre zu Paris.

In die gleiche Periode fällt fein Selbſtbildnis, das ſich in der Malerhalle der uffizien befindet, und das Porträt eines jungen Mannes, das in der Budapeſter Nationalgalerie zu ſehen ift. Gelegentlich eines Aufenthaltes in Perugia erhielt Raphael von Atalanta Baglione, der Mutter des Grifonetto Baglione - der ein Opfer des blutigen Familienftreites war, der um 1500 Perugia in ein Schlafthaus verwandelte - den Auftrag zu einem Altarſtück. Raphael malte zur traurigen Erinnerung an jenes ſchreckliche Blutbad die „Kreuzabnahme“, die er 1507 in Florenz vollendete, und die ſich jezt in der Galerie Borgheſe befindet. Die „Kreuzabnahme“ war Raphaels erſte große dramatiſche Kompoſition, die er noch nicht mühelos anzufaſſen wußte, und ſo fordert auch dieſes Werk mit feiner erzwungenen Leidenschaft und feinem unnatürlichen Gefühlsausdruck die Kritik mehr heraus, als irgend eine andere Arbeit des Meiſters. Eine Rechtsſache wegen einer Schuld von 100 Kronen, die Raphael bei der Familie Eervafi für den Kauf eines Hauſes ſtehen hatte, machte feine

Gegenwart in Urbino im Oktober 1507 nötig. Im April des folgenden Jahres farb Guidobaldo. und ein Brief Raphaels an seinen Onkel Simone Eiarla. der ihm das traurige Ereignis mitgeteilt hatte. gibt ein ficherer Zeugnis. daß Raphael schon zu der Zeit wieder nach Florenz zurückgekehrt war. Nachdem er seine Trauer über des Herzogs Tod ausgedrückt hat („Ich konnte Euren Brief nicht ohne Tränen -lesen“). bittet er den Onkel. ihm ein Empfehlungsschreiben an den Gonfaloniere von Florenz zu verschaffen. Er erbittet sich die Empfehlung als dessen „allerergebenster Diener“. und verpflichtet sich davon für Florenz einen wichtigen Auftrag für das Ausmalen eines gewissen Gemaches. eine Arbeit. die Seine Hoheit zu vergeben hatte.

Aber auf den jungen. fleißigen Künstler wartete ein günstigeres Geschick. das ihn in einen weit größeren Wirkungskreis führte. Vafari behauptet. daß Bramante von Urbino. ein Verwandter Raphaels. den Papst Julius II. auf des jungen Meisters feltenes Talent aufmerksam gemacht habe. und hierin sei der Grund von Raphaels Berufung nach Rom zu suchen. Bramantes Empfehlung. der bei dem Papst in hoher Gunst stand. und der mit bei dem Entwurf für den Wiederaufbau der St. Peter-Kathedrale beschäftigt war. habe viel Einfluß gehabt. Aber wie in vielen anderen Punkten. so ist auch hier Vafaris Aussage nicht für unbedingt wahr anzunehmen. In erster Linie war Raphael gar nicht mit Bramante verwandt und dann ist es viel wahrscheinlicher. daß der Gedanke. Raphael nach Rom zur Ausschmückung der päpstlichen Gemächer des Vatikans zu rufen. durch die Prefetessa Giovanna della Rovere angeregt wurde. Sie war allezeit eine große Gönnerin des reichtenalentierte Malers gewesen; vielleicht war auch ihr Sohn Francesco. der Neffe und Nachfolger des Herzogs Guidobaldo Montefeltro. mit an Raphaels Berufung schuld. Es kann wohl sein. daß Bramante. der mit seinem jungen Kollegen und Landsmann auf freundschaftlichem Fuß stand. diese Empfehlung unterstützte. Wie es auch gewesen sein mag. Raphael empfing des Papstes Befehl und reiste nach Rom. wo Michelangelo kurz vor ihm eingetroffen war

Schluß in der Dezember-Nummer.

Philipp Stein:

Dramatfcher Monatsbericht.

Berlin. Ende September.

Schiller. obzwar wohlbefallter
Ienenfer Profeffor der Geiehiätts-
wifienfchaft. wollte die Schau-
bühne nur als moralifche Anfkalt.
Wir aber haben jeßt die Schau-
bühne als afyriologifch-pädago-
gifche Auftalt. Die Perfoni-
fikationen der affyriifchen Vergan-
genheit und der Wiffenfchaft
führen auf unferer prunkvollen
Opernhausbühne einen Dialog. den
ihnen Iofef Lauff untergefchoben
hat und aus dem wir erfahren. daß
dank unferer vorgefchrittenen Alter-
tumsforfchung das alte Ninive vor
unferm Geifi wieder aufgerichtet
worden. - Und nun erfieht vor
unfern Augen in allerlei Opferzere-
monien. in kriegeriifchen Spielen
und in Schwert-. Odalifken- und
fonftigen Tänzen die Zeit des Königs
Sardanapal. an dem des Pro-
feffors Franz Delißfch Wiffenfchaft
eine Rettung vollzogen hat. Aber
über Sardanapal fieg Nabopo-
lafiar. und der König muß den
Scheiterhaufen befteigen. defien
Brand und Zufammenfiurz auf der
Opernhausbühne als der Triumph
modernfier Bühnentechnik gepriefen
wird. Man war früher auch in
Ballettdingen eigentlich poetifcher.
Als man Fanny Elßner ehren
wollte. rühmte man von ihr. fie
tanze Goethe - von unferer Dell'
Era hat man zu fagen. fie tanzt
Franz Delißfch. Sie wirkt mit den
anderen Ballettkoryphäen aufs le-
bendigfte mit in diefem prunk- und
prachtvollen Schauffück. in diefem
afyriologifchen Anfchauungsunter-
richt. in diefer großen Sardanapal-
Pantomime. die freilich von dem
Wefen eines Kunftwerks noäj viel.
viel weiter entfernt ift als etwa
Ebers' Romane aus der ägyptifchen
Gefchichte.

Während man aber im Opern-
haufe den Ruhm Sardanapals
wiffenfchaftlich und pantomimifch
gerettet und erhöht hat. ift man
wenige Tage fpäter im Königlichen
Schaufpielhaufe mit dem Ruhm
eines großen Dichters. Otto Lud-
wigs. etwas unvorfichtig umge-
gangen. Um ihn einmal wieder in
feiner vollen Größe zu zeigen. hätte

man seine „Makkabäer“ aufs neue lebendig machen sollen und hätte dann erfahren, wie viel stärker und fester sie heute wirken, als sein unfertiges Empfinden doch schon fremd gewordener „Erbförster“. Statt dessen hatte man wissenschaftlich literarifizierten Ehrgeiz und führte „Die Torgauer Heide“ vor, die wie „Wallensteins Lager“ zu der Tragödie des Friedländers ein Vorpiel ist zu einer geplanten Dämonisierung Ludwigs, zu seinem „Friedrich II. von Preußen“, den er beschreiben wollte, um einen Helden darzustellen, der „unter den Schlägen eines tückischen Gefchickes, unter den herbsten Enttäuschungen aufrecht bleibt und sich selbst nicht verliert“.

Philipp Stein:
Dramatistischer Monatsbew
„Die Torgauer Heide“ bringt
Lagererzählungen und Kriegsszenen. un-
selbständig in der Form. für die
Schillers Meisterleistung vorge-
schwebt. unpassend im Einzelnen.
erklingt in der Komposition - nir-
gends ein Zug. der auf kommende
Größe des Dichters hinweist. Gibt
dieses Vorspiel also keine dichte-
rische Offenbarung. so gab es der
Regie reichlich Gelegenheit zu
prunkvoller Betätigung: der große
Friedrich konnte vorgeführt werden
auf weißem Schlachtfeld. es konnte
- was stets sehr wirkungsvoll ist
- zum Schluß von einem Massen-
aufgebot kriegerischer Preußen an-
genommen werden „Nun danket alle
Gott“. es konnten sehr schöne
Szenenbilder arrangiert und mit
unserer vorgefertigten Bühnen-
technik stimmungsvolle Dekorations-
effekte geschaffen werden. Für
Otto Ludwigs Geltung aber wäre
es besser gewesen. dieses mit Recht
vergeffene. wenn überhaupt je be-
achtete. für die Eigenart des
Dichters völlig unbedeutende Stück
nicht auszugraben und der Ver-
suchung pseudopatriotischer Aus-
stattungskunst zu widerstehen.
Der Freude. wenn nicht am
Ausstattungsweken. so doch an
eigenartiger Szenerie dürfte auch
die Aufführung der beiden auf
Japans Boden spielenden Stücke
in den Kammerspielen ent-
sprungen sein - ihr dichterischer
Gehalt ist so gering. daß er allein
die Aufführung nicht erklären
könnte. Das erste - „Kimiko“
von Wolfgang v. Gersdorff-
ist auffällig unbedeutend. Es soll
in der Gegenwart spielen und er-
zählt uns von einer Geisha. die so
edel ist. daß sie die Werbung ihres

vornehmen Geliebten zurückweist.
Sie fühlt sich nicht rein genug.
um des geliebten Mannes Gattin
und die Mutter ihrer späteren
Kinder werden zu dürfen. Auch
fürchtet sie den Einpruch feiner
Mutter. Aber diese vornehme brave
Frau kommt und erklärt sich bereit.
der Geisha Schwiegermutter zu
werden. Kimoko. die Geisha. aber
bleibt bei ihrer Weigerung und ver-

läßt den Saal. Vorhang. Vorher
aber hat ihr der Geliebte ein wund-
dervolles Schwert gebracht - fie
wird das ficherlich tragifch ver-
wenden. Ich weiß nicht. ob die
edlen Geifhas ernftliche Braut-
werbungen abzulehnen pflegen »-
das ift ja auch gleich. wenn Kimoko
mich überzeugt hätte. daß gerade fir
es tun muß. Das gefchieht nicht;
die drei Menfchen - Mutter. Ge-
liebter. Kimoko - bleiben herzlich
gleichgültig. die Langeweile bildet
das einzige Charakteriftikum des
langen Einakters. Die Sprache hat
nichts bezeichnend Iapanifches. aber
auch fonfi nichts Feffelndes. Eine
Wendung des Liebhabers ift mir im
Ohr geblieben: „in innerlicher An-
teilnahme“ - das ift fchlechter
Kondolenzbriefftiel, - Der zweite.
noch längere Einakter nennt fich
„Terakoya“ von Takada J zu m o.
nach einem Trauerfpiel aus dem
alten Japan. Herr von Gersdorff
hat es bearbeitet und wohl auch
überfeßt - wenn's richtig ift. wie
es verlautet. aus dem Englifchen;
fo haben wir es alfo mit einer
Arbeit aus dritter Hand zu tun.
haben alfo kein Recht. nach dem'.
was wir fahen. über das Original
und über Jzumo ein Urteil zu
fällen. So wie wir es fehen. hat
das Stück nur eine. allerdings

Dramatfcher Monatsbericht

Philipp Stein

fehr dramatfche. raffiniert fpan-
nend gearbeitete Szene: der Dorf-
fchulmeifier. dem befohlen war. das
Kind des vertriebenen Königs zu
töten. bringt den abgefchlagenen
Kopf in einem Käfichen. das er dem
Minifier des jeßigen und Vertrauten
des vertriebenen Königs gibt,
Diefer Vertraute foll den Send-
lingen des neuen Königs beftätigen.
daß es der Kopf des Prinzen ift
eine große lumme Szene.

minutenlang für die Empfindung
des Zufchaners: der Dorffchul-
meifier harrt in qualvollfier Erwar-
tung auf das Wort des Minifters.
und diefer nun befiätigt. daß
es des Prinzen Kopf ift - und
doch ifi. was er da vor fich fieht
und fofort erkennt. der Kopf feines
eigenen Kindes. das der Dorffchul-
meifier getötet hat. um den Prinzen
zu retten. Nach diefer dramatfch
grandiofen Szene ermüden die end-
lofen Reden. die lange Totenklage
der Mutter. bis dann zum endlichen
Schluß. dem lange erwarteten. das
gerettete Königskind noch mit
einigen finnenden Worten einen
zarten Ausklang des Stücles bringt.

Was die Reinhardtfehen Bühnen
fon| noch bis jeßt vorgeführt
haben. war auch nicht beträchtliih.
Eine Aufführung von Hejermans
„Kettengliedern“. die hier vor drei
Jahren bereits unter der Direktion
Lindau erfchienen waren nnd in-
zwischen in mehreren Städten auf-
geführt worden; ferner eine Neu-
einfudlerung des Lear mit man-
cherlei intereffanter Genrearbeit
und vielfachem Verfagen im
Großen. im Großzügigen. allerlei
erklügelten Nuancen und gar oft
einem Abirren von der reinen. klaren
Shakefpearelinie. Und ferner die
„Sozialarifiokraten“ von A r n o
H o l z. das vor etwa zwölf Jahren
zwei- oder dreimal nachmittags
in irgend einer Vereinsvorftellung
aufgeführt worden. Damals hatte
Holz den Plan. mit diefem Stücle
eine große Reihe von Bühnen-
werken einzuleiten. die unter dem
Gefamttitel „Berlin. das Ende
einer Zeit in Dramen“. zufam-
mengehalten durch ihr Milieu. alle
Kreife und Klaffen fpiegelnd.

nach und nach ein umfaffendes
Bild unferer Zeit geben follen. Es
ifi aber bisher bei diefem erften
Stüäe des geplanten Zyklus ge-
blieben und feine jetzige Auf-
führung hat nicht fonderliches
Intereffe erregt. Damals. zur Zeit
feiner Entfiehnng. war es in Lite-
ratenkreifen beinahe als ein Er-
eignis betrachtet worden. Es per-
filiierte befimmte Leute aus dem
damaligen Friedrichshagener Kreife
und machte fich befonders luftig
über einen in jener Zeit vielge-
nannten Führer und Sprecher. der
fich bei Holz von einem Vorkämpfer
freier Anfäjuungen zum anti-
femitifchen Abgeordneten wandelt,
Aber was damals in gewiffen.
wenn auch kleinen Kreifen inter-
effierte. das ij bereits jest. nach
nur zwölf Jahren. dem Publikum
von heute von gar keiner Bedeu-
tung - wer kennt denn noch die
Modelle. die dem Autor zu feinen
Gefialten gefeffen haben? Wer
kennt noch den Buchdrncker Ele-
fantenwilhelm und all die anderen?
Man überfchäßt immer die Kämpfe
und die Konflikte des Tages. fo-
lange man ihnen nahefieht - diefe
literarifch-politifche Satire. die ja
doch auch nur einen ganz kleinen

Philipp Stein:
Dramatistischer Monatsbericht

Auschnitt Tagesgeschichte behandelt. findet heute keinen Widerhall mehr. Aber für des Autors Art zu reden und zu arbeiten ist sie ein interessantes Dokument. Sie ist ganz der Ausfluß seiner in den „Neuen Geleisen“ zusammen mit Johannes Schlaf ausgesprochenen Kunstauffassung, von der er dann im „Traumulus“ so weit abgebogen ist. Es riecht viel literarischer. Wie ein böser Witz in dieser Komödie, die uns die Leute durchaus nicht in ihrer Entwicklung zeigt, die ihr Werden nicht beweist, nicht glaublich zu machen sucht, sondern nur behauptet. Der Dialog ist das Echteste in dem Stück. er arbeitet viel in Dialekten, aber nicht eigentlich um nach der Art unserer Luftspielereien zu wirken, sondern der Holz-Schlaffchen Theorie zuzuliebe. in dem Bestreben, die Sprache des täglichen Verkehrs in minutiöser Genauigkeit mit all ihren Abweichungen, ihren Unarten, ihren Hässlichkeiten, ihren Nachlässigkeiten wiederzugeben. Und das ist ihm mit phonographischer Zuverlässigkeit gelungen. x. Ist die Lebenskraft dieser allzu eng begrenzten Komödie auch sehr gering, so ist sie doch immer noch interessanter und diskutabler, als der Dreiakt „Außerhalb der Gefellhaft“ von Erich Schlaikje r. den uns das „Neue Theater“ brachte. Außerhalb der Gefellhaft -- der Titel ist das Treffende des ganzen Stückes, das durchaus im Milieu des Hintertreppenromans spielt. Ein junger, sehr edler, schöner Regungenfähiger Schauspieler ist der Geliebte einer schönen, aber weniger jungen Operettenfängerin, in deren prunkvoll ausgestatteten Heim er ein an Freuden reiches Leben führt. Als der edle, junge Mann aber erfährt, daß, wie er aus der Tasche seiner Geliebten, so diese aus der Tasche eines Ruffischen, also sehr reichen Erbschaftsherrn lebt, der von Zeit zu Zeit seine lang bestehenden Rechte auf die schöne Sängerin geltend macht, ist er reichlich entsetzt und kommt er wieder ins

Gleichgewicht. nachdem er mit der Geliebten eine Nacht durchzechet. also getrunken hat. was die ruffische Exzellenz so reichlich spendet. Aber der Friede seiner Seele wird noch stärker erschüttert. Auf möglichst ungeflickte Weise wird ihm geraten. daß seine Schöne in Petersburg eine Liebelei mit einem jungen Fürsten gehabt habe und auf Betreiben der Familie aus Rußland ausgewiesen sei. Dann habe sie in Berlin einen armen ruffischen Schauspieler geheiratet. um nun als Ruffin nach Petersburg zu ihrem Fürsten wiederkehren zu können. Um aber den Gatten loszuwerden. habe sie ihn denunziert. so daß er nach Sibirien gekommen und dort erschossen sei. Da schreit der junge edle Schauspieler auf: Du hast einen Mord auf dem Gewissen! Sie aber gibt ihm den Vorwurf kalt lächelnd zurück. und er kann nichts erwidern. denn als er Schauspieler geworden. ist sein Vater aus Grain gestorben (1). Der edle Jüngling wird nun verföhrt. von seiner Gage zu leben. und die Sängerin geht wieder einmal nach Petersburg. Die Ungeniertheit. mit der diese Hintertreppenromanfeße vom Autor auf die Bühne gebracht sind. läßt eine fichere Routine(nicht verkennen.

B i

Schauß: Kinderkopf.

Es war nicht ganz dieses Kinderge-
ficht. Aber die Ähnlichkeit ist
doch groß genug, um ein kleines Er-
lebnis wieder lebendig zu machen.

Es war vor vier, fünf Jahren, im
Heffichen, in einem Odenwald-
winkel. Ich firebte mit einem
jungen Begleiter von einem idylli-
schen Kirchdorf über die Höhen
nach einem entfernteren, befreun-
deten Pfarrgewefe. Es war ein
warmer Tag. Aber es war schön,
durch das reife Sommerland zu
schweifen.

„Am frischgechnittenen Wanderfiab
Hügel auf und ab.“

wie Mörike fängt,

So leicht und froh wie der
Rhythmus dieses Liedes war uns,
und so warm ums Herz. Was
Wunder, daß alles der empfäng-
lichen Seele einen besonderen Ein-
druck machte. So fehe ich es noch
heute vor mir: Wir kamen durch
ein Zigeunerdorf, diesen bronze-
farbige, schwarzhaarige Bewohner
sich merklich von der sonstigen
heffischen Landbevölkerung unter-
schieden. Die hügelige Straße
herab kam ein hochgewachsenes,
schlankes Mädchen, eine Last -
war es ein Korb oder ein Bündel
- nach dortiger Sitte auf dem
Kopf tragend, Es war ein Adel
in diesen Körperformen, in der
Haltung, daß es fast wie ein
Schreck auf mich wirkte. Es war
wie ein Säjlag aufs Herz . . .

Das Mädchen grüßte nur mit

[dende

Kunfi.

den Augen und einer ganz leifen
Neigung des belasteten Scheitels.
Kaum zwei Minuten, und die
Wegbiegung entzog sie der Be-
wunderung. Aber unauslöfchlich
steht dieses heffische Zigeunermäd-
chen vor meinen Augen.

Und auf derselben Wanderung
war es, wo ich dieses liebe-
liche Kinderge-
ficht sah. Ganz so, wie
Schauß es uns auf feinem Bilde
zeigt. Ein dunkles Läckchen, am
Halbe ein wenig geöffnet, lange
locke blonde Haare, die nach vorn
über die Schulter fielen und in der
Sonne leuchteten, und große

dunkelblaue Augen. die halb fremd
und fragend. halb vertrauend und
verftändnisvoll die beiden Männer
anblickten

Die Kleine ftand zur Seite der
Dorfftraße. halb im Schatten
eines Walnußbaumes. der feine
breiten Afie über einen Gartenzaun
reckte. Barfuß ftand fie im durch-
glühten Staub. unterm linken Arm
ein Laib Brot. in der rechten Hand
ein paar Iofe Feldblumen. die fie
am Wege abgerupft haben mochte,
War mir jenes größere Mäd-
chen in feinem klafiifchen Adel wie
ein Gruß aus „Hermann und
Dorothea“. fo fah mich aus den
Augen diefer Kleinen ein Grimm-
fches Märchen an.

Und fchön und bedeutend woll-
ten mir das gute nahrhafte Brot
in ihrer Linken und die heiteren.
bunten Blumen in ihrer Rechten
erfcheinen.

Diefe Begegnung fällt mir vor
360

Bildende Kunft

dem Kinderkopf von Schauß wieder ein. und ich darf wohl damit zufrieden fein und dem Bilde dafür danken. Gufiav Falke.

Sarah Bernhardts Memoiren. (Verlag Schulze und Co.. Leipzig.)

Die Künftlerin von Weltruf hat jeßt ihre Memoiren veröffentlicht. Ihre erfie Koketterie ift der Titel diefes feltfamen Buches: „Mein Doppelleben“. Sie fagt von vornherein: Ihr follet die Künftlerin und den Menfchen in mir fehen. Ich will euch Einblick verfchaffen in die Eitelkeiten meines Ruhmdafeins und die Tiefen meiner Erlebniffe. So hat fie*s gewollt; das paßt zu ihr: wenn fie die Parifer Revolution in grellen Farben fchildert und fich als Mittelpunkt. als Lazarettleiterin des OdEontheaters; im felben Haufe. in dem fie Triumphe als Künfklerin feierte. wirkte fie als Krankenfchweßer. als Patriotin. als Engel der Kranken. Das Doppelleben kommt überall zur Geltung: von Jugend auf wechfeln die Launen der Liebe zu ihrer Mutter ab mit den Hoffnungen und Wünfchen des Künfilertums. Man wird nicht recht gefcheit: ob fie ihre Mutter. die ewig reifende. ewig befchäftigte. immer elegante* Dame liebt oder geringfchäßt. bewundert oder vet-achtet. „Das Milchblümchen“. wie fie genannt wird. kämpft mit dem Starrkopf ihres Grundnaturells. Ehrgeiz und Philanthropie. Senfibilität und Energie ringen und wühlen in diefem Leben. Leidenschaft ift der Grundaccord; Patriotismus des Willens und Internationalismus des Temperaments berühren fich und erzeugen eine haftig nervöfe Glut. die diefe feltfame Frau immer wieder zu neuen Taten auffkacheln. Sie kann einem Menfchen. den fie haßt. zurufen: „Ich wünfche Ihnen einen qualvollen Tod!“ Sie erzählt von einer Ekftafe des Haffes: Ich fließ einen Schrei aus wie ein wildes Tier. Und fie kann begeistert ausrufen: „Bei Gott. es war ein Franzofe!“ wenn ihr jemand vom Spiel ihrer fchönen Hände fpricht. Sie. die fo meifierlich verfteht. fich immer in den Mittelpunkt zu fiellen. ruft aus:

..Ach. dreimal ach. wir Künfler
find die Opfer der Reklame. diefe
Polypen mit den unzähligen
Fühlern . .

Sie fchildert den erften Emp-
fang eines Reporters: „Ich richtete
mich empor. rot vor Freude wie ein
ftolzer Hahn“, Aber fie kann zum
Schluß die Bosheit niäft unter-
drüäen: Der Journalift erfäfeint
nochmals in der Tür und fagt zu
meiner Mutter: ..Ach. gnädige
Frau. beinahe hätte ich's vergeffen.
hier ift die Quittung über den Abon-
nementsbeitrag; wir liefern faft
umfonft. 16 Franks jährlich."

Diefe ironifchen Spißen bringt
fie überall mit Grazie an. Sie be-
obachtet fcharf. fchreibt klug und ift.
wenn auch ein wenig verfpielet. geift-
reich. packend und vielfarbig von
Temperament. Dem Buche find
aus) Proben ihrer bildhauerifchen
Kunfübungbeigegeben.Alleskonnte.
verfuchte diefe Frau - nur von
Liebe ift in diefen Memoiren wenig
zu fühlen: das Temperament befiegt
das Gemüt . , .

A. Halbert.

Ma: Fettarme. in Fre-WW.
2. 80111160.
8 *Welse
W [7W
Ragaz.
Zednev.80dnee,8cdnev (lu '1.181 clai- 80. -
klano.

firma .les/.Wer

auf uns lie". mit .gern Selm-er!! l-"ort, Fakt,

ei - nen ket- - nen
kw)
uur-ler. 1'â€œ d) Dekret.. der-lb. 0d.;-
Ujt*:6eoedmjpgung (lea Verlagen â€žklarmouie". berlin ki'. 35.
362

W

[lot-7. nur' 80l. . no

uncl

clock) nein [.008,

Max .UW-3W. ia FMA-1W.
2. 80111162.
8 ..NeuÃŸ
WKN-l.
9.817.113,
8611-00, ZEW-9,8cbnev (jo tus' W 800 -
7151.0.

Leim.: &WWU

auf >18 Aer! mit -gem Wekx! km. "m-e, for.,

[er - neu 011,

W.. uv. '7 kumdkx., Wok. (Kt-I
UlcÃŸenedmjguog (Lea Verlages â€žkiarm0oje", bel-[jo N. 35.
362

14101-1 nur* Ion . no elveb sein [.008,

ce..

ist Zehnder uncl

Zu den Musikbeigaben.

Leo Fall.

Daß ein Komponist in einem und demselben Jahre mit zwei den Abend füllenden Bühnenwerken einen durchschlagenden Erfolg erzielt hat, dürfte bisher noch kaum passiert sein. Leo Fall, der das große Glück hatte, im Juli 1907 bei den Mannheimer Festspielen mit seinem „Fidelen Bauern“ und im November desselben Jahres am Theater an der Wien mit der „Dollarprinzessin“ so zu reüssieren, daß fast sämtliche die Operette pflegenden Bühnen sich beeilten diese Werke zu erwerben, ist dadurch mit einem Schlag berühmt und auch bis zu einem gewissen Grade wohlhabend geworden, während er vorher sich mühselig durch das Leben schlagen mußte. Sein großer Erfolg war kein zufälliger. Wer nur irgend etwas von Musik versteht, muß sich sagen, daß in beiden Operetten höchst glückliche melodische, auch eigenartige Einfälle in reicher Fülle vorhanden sind, die keineswegs nur dem Geschmack der großen Menge Rechnung tragen. Sieht man sich vollends beide Werke näher an, so muß man über die Sorgfalt der musikalischen Arbeit und die höchst reizvolle, direkt feinsinnige Instrumentation in Erstaunen geraten. Fast möchte man sagen, Falls Musik ist viel zu gut für eine Operette, auch wenn man diesen Typus eines musikalischen Bühnenwerkes keineswegs niedrig einschätzt und ihm durchaus künstlerische Berechtigung zuerkennt.

Wie es möglich war, daß Leo Fall derartige Musik schaffen konnte, ergibt sich, wenn man seinen Studiengang und seine sonstigen Werke ins Auge faßt. Sein Vater Moritz war österreichischer Militärkapellmeister, als Leo am 2. Februar 1873 in Olmütz geboren wurde. Bei ihm zeigte sich schon in früherer Jugend eine unleugbare Begabung für die Musik, insbesondere Sinn für Rhythmik. Schon vom fünften Jahre ab empfing er Geigenunterricht, während er mit theoretischen Studien erft

im zwölften Lebensjahre begann.
Sein Vater erteilte ihm sowie auch
seinem jüngeren Bruder Siegfried,
der als Opernkomponist auch noch
von sich reden machen dürfte, den
musikalischen Unterricht selbst und
hat auch später noch, als Leo mit
14 Jahren auf das Wiener Kon-
servatorium zu den berühmten
Theoretikern Johann Nepomuk
Fuchs und Robert Fuchs gekommen
war, die Fortschritte des Sohnes
mit ständiger Teilnahme liebevoll
begleitet; denn wenn er auch vor-
wiegend nur Märchen und Tänze
geschrieben hat, so ist er doch ein
äußerst kenntnisreicher Musiker,
der übrigens mit der Operette
„Mikram“ einen schönen Erfolg
gehabt hat,
Um sich in Wien erhalten zu
können, trat Leo Fall als Eleve
in die Kapelle eines in Wien

Zu den Musikbeigaben

ziehenden Infanterieregiments ein. das ihm die nötige Zeit zu feinen Studien ließ. Diefel betrieb der junge Musiker mit größtem Fleiß; eine Menge Entwürfe zu größeren und kleineren Werken stammen aus seiner Konservatoriumszeit. doch hat er nur wenig daraus später benutzt. seine meisten Versuche u. a. auch eine Violin-Sonate, dem Flammentod überliefert. Als sein Vater nach vierundzwanzigjähriger Militärzeit sich pensionieren ließ, um fortan in Berlin als Privatkapellmeister zu wirken, folgte er ihm dahin, ohne seine Studien formell abgeschlossen zu haben, und schlug sich als Orchesterleiter schlecht und recht durch, bis er als Zweiundzwanzigjähriger Kapellmeister am Zentralhallentheater in Hamburg wurde, wo er zugleich als Hauskomponist fungierte. Von Hamburg ging er wieder nach Berlin und übernahm je ein Jahr lang eine Kapellmeisterstelle an Ferenczys Operette (Zentraltheater) und am Metropoltheater. Eine Operette „Der Rebell“, die er auch zur Aufführung brachte, verriet viel Talent; die Hauptnummern gefielen durch ihren flotten Wurf. Mehr Glück noch machten einige kouplettartige Lieder, die Fall für Ernst von Wolzogens „Überbrettel“ komponierte. Daneben aber trieb er immer noch weiter ernste Studien, als deren reife Frucht ein Trio für zwei Violinen und Bratsche entstand, das hoffentlich noch einmal im Druck erscheinen wird. Schlecht beraten aber war er, als er sich verleiten ließ, seine einaktige komische Oper „Paroli“ (Frau Denife) 1902 in einer Berliner Singpielhalle aufführen zu lassen. Er verperrte damit diesem reizenden Werke, dessen Libretto mit ausführlichem Dialog recht geschickt von Ludwig Ferdinand gemacht ist, geradezu den Weg zu andern Bühnen. Ich hoffe, daß es nachträglich nun doch noch zu Ehren kommen wird. Es enthält durchaus gefundene, bei aller Volkstümlichkeit nichts weniger als banale, wirklich lustspielmäßige, prächtig instrumentierte Musik und zeigt in

den Enemblefäßen großes tech-
nifches Können und feinen Aufbau.
Das Lied der Müllerin Denife
„Beim Hollunder“. in defien Schluß
die Nachtigall nachgeahmt wird.
fchmeichelt fich dem Ohre fogleich
in f chönfier Weife ein; es ift ein Lied.
das fich jedes mufikalifche Haus
erobern wird und ohne den virtu-
ofen Schluß. der bequem wegbleiben
kann. auch fehr leicht zu fingen ift.
Ganz entzü>end ift auch das Duett
zwifchen der Müllerin und dem ihr
nachftellenden alten Marquis.
Durch Frifche und Natürlichkeit des
Tous ift das Lied des Bauern-
burfchen ausgezeichnet. das eine
Schilderung des Soldatenfchi>fals
enthält. Ernfiere Töne find im
Duett zwifchen Denife und dem
Bauernburfchen angefchlagen. In
bezug auf Feinheit der mufikalifchen
Arbeit ift wohl dem Terzett „Sachte.
leife“ der Preis zuzuerkennen; die
darin fieckende Situationskomik fei
noch befonders hervorgehoben.
Bald nach der Komposition von
„Paroli“ entfland Falls dreiaktige
Oper „Irrliäjt“. zu der ihm Lud-
wig Ferrand wieder den recht wir-
kungsvollen Text gefchrieben hatte.
Das tragifäje Gefchick zweier Lie-
benden. die plötzlich erfahren. daß
fie natürliche Gefchwifter find. bildet

Zu den Mufitbeigaben
den Ausgang einer echt volkstüm-
lichen Handlung, die als hiftorifchen
Hintergrund die Heimkehr der fieg-
reichen deutchen Truppen aus
Frankreich im Jahre 1816 hat, und
hübfche Bilder von dem rheinifchen
Winzerleben gibt. Volkstümlich,
im bef'ten Sinne dieses Wortes, wie
der Stoff ift auch die Mufik.
Schon aus dem Klavierauszug wird
dies völlig klar; zugleich erfieht man
daraus, daß Fall ein felbftändiger
Geift, ein eigenartiger, gef'taltungs-
kräftiger und formgewandter Mu-
fiker ift, der höch't felten einmal den
richtigen Ton für die Tertesworte
und die Situationen verfehlt.
Leugnen läßt fich freiliäb nicht, daß
ihm die rein lyrifchen und vor allem
die tragifchen Stellen nicht ganz fo
gut liegen, wie die Stellen, an denen
er fo recht fröhlich und heiter fein
kann; fo find z. B. der die Oper
eröffnende Chor der Dorfbewohner
und der zu Beginn des dritten Akts
ftehende Winzerchor herzerquickende
mufikalifche Perlen. Ganz reizend
ift auch das Vorfpil zum zweiten
Akt, voller Übermut das fich zum
Oktett erweiternde Quartett der
Frauen, die über die Vorzüge ihrer
Söhne in Zank geraten. Durch
das große Liebesduett geht ein hin-
reißender Zug. Die einzelnen Per-
fonen find gut charakterifert, die
Gefangspartien recht dankbar be-
handelt. Voll blühender Farben ift
das Orchefter, in dem uns auäb fein-
finnige motivifäbe Verknüpfungen
begegnen.
Nach dem unbeftrittenen,
von zahlreichen auswärtigen Kri-
tikern anerkannten Erfolg, den das
Werk bei feiner Uraufführung am
Hof- und Nationaltheater in Mann-
heim am 8. Januar 1905 gehabt
hat, follte man meinen, hätte es
bald über eine große Zahl Opern-
bühnen gehen müffen, zumal der-
artige Werke, die Lorßingfche und
Nicolafche Melodik in modernem
Gewand bieten, recht dünn gefät
find, allein bisher ift „Jrrlicht“ nur
noch in Braunfchweig aufgeführt
worden. Ießt aber nach dem Er-
folg der „Dollarprinzeffin“ und
des „Fidelen Bauern“ wird auch
die Zeit für Falls Volksoper kommen,
wie ich auch feft überzeugt bin, daß

der hoäfbegabte Komponift jeßt. wo er nicht mehr für fein Fortkommen zu forgen hat. der Operette fehr bald den Rücken kehren und uns noch manche herzerfreuende Luft-
spieloper fchenken wird.

Daß er ein feingebildeter ernfter Mufiker ift. läßt auch das Lied „Schnee“ deutlich erkennen.

Es erfchöpft den Text ganz wunderbar. Man beachte insbefondere.

wie das fiat-re Fefthalten des einen Tones im Verein mit feiner Steigerung das allmähliche Erfkarren in Schnee und Eis veranfchalicht.

Die Stelle: „FMH fort“ könnte von Brahms fein. an deffen Eigenart auch die Begleitung erinnert.

In demfelben Heft ftehen noch zwei andere Lieder. die gleichfalls der Beachtung fehr empfohlen werden können; namentliaf das durchaus

volksliedartige „Wilde Rof“ hat alle Ausficht. populär zu werden.

Voller Fröhlichkeit if „Wanderluft“. Mit diefen drei Liedern hat Fall auch den Konzertfängern ein höchft wertvolles Gefchenk gemaäft.

Es wäre zu bedauern. wenn er über dem Opernfchreiben die Liederkomposition vergeffen würde.

Prof. J)l*. Wilh. Altmann.

Zu den Mufikbeigabeg

Brahms und „Die
Dollarprinzessin“.

Es war nach der erfolgreichen
Wiener Premiere von G'oldmarks
„Heimäjen am Herd“, An einer
längeren Tafel im „Hotel Imperial
faßen die Freunde des glückftrahlen-
den Komponifien. meift Notabili-
täten der Wiener Mufikwelt. Als
piece cke räaiatnnee Johannes
Brahms. den eine Art offizieller
Freundfchaft mit dem Schöpfer der
„Königin von Saba“ verband.
Nachdem etliche erprobte Toaftpyro-
techniker ihre fprühenden Fronten
abgebrannt hatten. erhob fich
Brahms - nicht ohne vorher eine
erleckliche Anzahl Gläfer alten
Rheinweins hinter die Binde ver-
forgt zu haben -> und meinte. er
habe feinem verehrten Freunde
bereits intim zum prächtigen Ge-
lingen feines neueften Opernwerkes
gratuliert. dagegen möge man nun
auch den Tertdichter. der „ein
ganz verdammt gefchicktes Kerlchen“
fei. leben laffen. Der felige Dickens
hätte ihn zwar ficher erfchlagen.
aber fchließlich fei die Gefäijchte
doch ein reizendes Ding geworden.
„übrigens.“ fchloß Brahms mit
pfiffigem Lächeln. „will ich den
Doktor etwa gar aus egoifiifchen
Gründen leben laffen - vielleicht
brauche auch ich ihn!“ Allgemeine
Senfation der Tafelrunde: Brahms
will eine Oper fchreibeni . . . Man
befürmt den Meifter mit Fragen
- allein er lenkt ab. und es war
nichts mehr aus ihm hervorzuholen,
Als wir uns dann. lange nach
Mitternacht. trennten. tippte er
mich auf die Schulter und fagte
ein wenig brüsk: „Alfo auf über-
morgen. gegen zwei!“ Dann bog
er um die Ecke und fieuerte in feinen
allzeit viel zu kurzen Beinkleidern.
die Hände auf dem Rücken. gemäch-
lich feinem nahen Quartier in der
Karlsgaffe zu.
Nach achtundvierzig Stunden
fchellte ich pünktlichft an des
Meifiers Tür; er öffnete felbft und
hieß mich mit einem etwas grinfen-
den: „Ang nun ja. da find Sie.
fchön!“ willkommen. Kaum hatte
ich mich in einem geräumigen. recht
behaglich möblierten Gemache

niedergelassen. als mir Brahms
einen grimmigen Blick zuwarf und
ohne Übergang in fichtlich gereiztem
Tone sagte: „Sie dürfen aber nicht
etwa glauben. daß ich wegen eines
Opernbuches in Verlegenheit bin!
Dort drinnen - er wies gegen das
Nebenzimmer. in welchem ich eine
ansehnliche Bibliothek gewährte -
habe ich Dußende ganz vorzüglicher
Opernbücher liegen. wirklich ganz
vorzügliche darunter. z. B. den
„Attila“! Aber ich kann mich
nie so recht dazu entschließen.“
Brahms erging sich nun in durch-
wegs treffenden Ausführungen. wie
denn die Erfordernisse einer Musik.
welche Vorgänge auf der Bühne
zu illustrieren habe. so ganz ver-
schieden von symphonischen Quali-
täten seien. „obzwar auch ich.“
fügte er bei. „beim Komponieren
immer irgend welche dramatische
Vorgänge bildlich vor Augen habe.
Übrigens bin ich bereits zu alt. um
auf diesem Felde anzufangen. und
die ersten Opern muß man ja oft
wie junge Hunde ins Wasser wer-
fen!“ Er schritt einigemal im
Zimmer auf und ab und sagte dann
im vollsten Ernste „Ich will ein
Ballett schreiben. und Sie machen
mir das Buch dazu . . . so eine
367

Zu den Mufikbeigaben

Art nordifcher Pantomime mit ein-
elegten Tänzen -- ich habe einmal
hnliches in Kopenhagen gefehen!"
Ich blickte etwas verdußt drein.
Brahms und ein Ballett . . . Dann
meinte ich. das wäre allerdings in-
tereffant. wie fi>f denn auch etwa
zu den ..ungarifchen Tänzen" pan-
tomimifch - choreographifche Vor-
gänge erfinden ließen. ..Wir
fpreden nächftens darüber." fagte
der Meifter. * Ich erhob mia).
Brahms geleitete mich zur Tür des
Vorimmers. dann fagte er: „Ich
will Ihnen ein gutes Opernfujet
verraten. und zwar von der heiteren
Art: die Zähmung der Wider-
fpennigen! Und das ganz modern
gemacht - fagen wir amerikanifch
-- eine ftolze Milliardärstochter
und ein kraft ungehobelter Deut-
fcher. der fie unterkriegt. die Gold-
prinzessin . " ..Die Dollarprin-
zeffin." fagte ich. „Richtig“ er-
widerte Brahms. ..die Dollarprin-
zeffin. das klingt gut . . . Auf alle
Fälle aber fchreiben Sie nun gleich
wieder etwas recht Schönes für
Freund Goldmark. damit er felbfi
zu einem Goldprinzen wird - er
foll nur viel. fehr viel Gold mit
feinen Opern verdienen!" Die
letzten Süße fpach Brahms mit
einem Anflug von Ärger und mit

einer Art von wegwerfender Nüan-
cierung . . . dann brummte er etwas
in feinen Bart. reichte mir die
Hand und fagte: „Kommen Sie
nur immerzu wieder!"
Viele Jahre fpäter - Meifter
Brahms plauderte fchon längft dort
drüben mit Sebaftian Bach und
Beethoven - wurde mir ein Luft-
fpiel ..Die Dollarprinzessin" als
Stoff für ein Opernlibretto ange-
boten. Als überzeugter Spiritifi
nahm ich dies als einen zweiten
Wink meines unfterblichen Gön-
ners und griff zu. Leo Fall fagte:
Topp! und in Mitarbeiterfchaft des
bekannten Kabarettiften Friß Grün-
baum erfiand in wenig Monaten
..Die Dollarprinzessin".
So oft nun das Werk irgendwo
einen neuen ..Hunderter" macht.

fchlere ich durch die Anlagen
auf dem Karlsplaße. wo des ver-
blichenen Meifters herrliches Stand-
bild in fchneeigem Marmor leuchtet.
und werfe dem Manne. deffen
Beinkleider auch in Stein gehauen
ihre berühmte Kürze nicht ver-
leugnen. einen dankbaren Blick zu.
Zur 500 ften in Berlin aber laffe
ich auf den Theaterzettel drucken:
Frei nach Brahms!
D1'. A. M. Willner.

Redaktionllür. Sylvius Bru>. A. Halbert. Kurt Fliegel. Aler] adasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. H a l b e r t - F a l. Berlin W.. Schöneberger Ilfer 32.
Verantwortlich für den Inferatenteil: Walter Fliegel. Berlin W7.. Schöneberger Ufer 32.
Znfchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennamens. zu adreffieren
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 3:."
oder ..Breslau [Il. Siebenbufenerfiraße "/15",
Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35- Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlcifche Verlags-Anfialt G, m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig),
Auslieferung für Öfierreich bei E W. Stern. Wien I. Franzensring 15.
Druck: Schleifche Buchdnttteri v. S. Schottlaen der. A.:G.. Breslau [Il.
Überfeßungsreeht vorbehaltenUnberechtigter Nachdrn> unterfagt.

ij'iin-{Alu k
U UV [Mc:
â€~ wilq- a
r! 7 8 21.? J {TY
OF
N q L- _lf};z :2. .. \ (L-

.
.e
.Ãœbe'
S
..5
..-F m...) . .
....-
:: .-
a .
..8...
M..-

h

Franz v. Lenbach
Hans v. BÃ¼low.
sad-.ana
190.

Mt  uWS   
Webmh  ietl  ouetsfiyrrfi

.Org an_ cler ne ue rihtig.! n li* in* rei niir ng
5er Bell  ng-  glelhenai r 1
11117)' „Pl ef f ing-2701H jeh u ir 8-.- 0: ?Kerl i ir.
.s e U * ** "'- _ | 2
O erlugNdl   W  ] (Zu-  t GmbH. .i *YWWUN fljr  yucZittrlzi-mn  ci :
S    mM  etYc    -f :ner: in?“ 57.*:
e

I
32. Jahrgang Band 127 Dezember 1903: .ik-*71381

_-.II _-
 \
 *K
 x'
 II x,
 â€™.
 I *K
 ..
 I V
 ,j,

i
 a . I
 (- K*
 J .
 B B *L
 Q *2"- p.
 ,

I
 * q.. c
 v
 I
 'd
 l,
 B,
 'K
 a
 s* iâ€™
 O
 .. k
 s, _
 _ .K - _ ""4 , \
 '7 i * I .
 . I q
 r' L
 I I
 _ *- â€™ . p
 4 Q
 J \
 \-

EmeöeuWeWnWfiYnfi

WWW

.Organ öerneuenKunfivet-einigung

5er (ellng- (selellf'chafr

111S W): ef' [Ing-Hoch [chule gu Berlin.

erlogNorö uni' Güh*Gm,,bH,:Ye1-[in

Örtretung fiir Jen Yuchhanöel:

SSWolllnknörrYeblefYWm-zänfüut

32. Jahrgang Band 127 Dezember 1908 Heft 381

EMPTY

Herman Bang:

Ein Sommer in Tirol. Eine Erinnerung

Deutsch von Helene Klepetar.

Nach Schluß der Londoner Saison bezog Madame Simonin ihr Schloß in Tirol.

In ihrer Begleitung befanden sich zwei Münchener Näherinnen, die ihr wie Schatten folgten und unter dem Vorwand, Worthefche Kleider umzuändern, drei Monate in tieffinnigen Betrachtungen hinter ihren Bierkrügen zubrachten.

Sie begannen damit, Frau Simonins Koffer auszupacken.

Das geschah - ungewiß aus welchem Grunde - in der Schloßkapelle, die der Schloßherr Herr Josef in Erkenntnis seiner Sünden im Jahre 1317 geweiht hatte, und wo für ewige Zeiten zweimal im Jahre eine Messe für seine unsterbliche Seele gelesen werden sollte. Seidenstrümpfe und Pariser Kleider fluteten in buntem Gemisch über die Kirchenbänke und den Altar.

Übrigens hatte auch der Diener Georg eine Vorliebe für die Kapelle. Er bewahrte die Körbe mit dem Champagner hier auf, weil es da am kühlfen war.

Gleich zu Anfang befichtigte Frau Simonin den höchf erzentrifchen Tierbestand des Schloffes. Der rekrutierte sich aus zwei Gänfen, Klärchen und Annettchen genannt, einem hohlrückigen Pony ohne Haare auf dem Körper, der trotz feines Alters Frau Simonin auf allen Reittouren regelmäßig abwarf, sowie aus einem Hirsch, der von den Bauern des Dorfes dazu dreffert war, so oft als möglich auszubrechen und sich wieder einfangen zu lassen, ein Sport, der eben diesen Bauern keine unbeträchtliche Summe an Finderlohn eintrug.

Nachdem sie die Haustiere inspiziert hatte, begann Frau Simonin Gefchenke auszuteilen.

Dem Geiftlichen hatte sie eine Reliquie mitgebracht. Von St. Jago di Eompofiella.

„Lieber Freund, was schenkt man so einem Geiftlichen?“ fragte sie. Der heilige Gegenstand war ein sehr kleines und obfkures Silberbleibfel von einem Heiligen in Silber eingefaßt.

X...

„Das kam mich gar nicht so billig“ versicherte sie.

Die Reliquie wurde dem Geifilichen gefandt.

Dieser Gottesmann hatte in den letzten fünfzehn Jahren seinen Pfarrhof nur zu den drei großen Feiertagen verlassen, Für gewöhnlich war ihm das infolge seines Fetts zu beschwerlich. Den ganzen Sommer verbrachte er in seinem Sessel am offenen Fenster der Küche wegen.

Von dort her grüßte er friedlich seine Pfarrkinder und erteilte ihnen seinen Segen wenn er nicht gerade fehlte was er zumeist tat.

Der Dorfbarbier sagte: „A braver Mensch - der meint's gut.“

Was übrigens keiner bezweifelte.

Die Reliquie bekam er. Niemand erfuhr welchen Eindruck sie eigentlich auf den Hirten gemacht hatte.

Auch die Bauern und ihre Weiber erhielten Gefchenke. Es waren höchst ungeeignete Londoner und Petersburger Gegenstände - die Frau Simonin verteilte. Von ihrem Gebrauch hatten die Bauern kaum eine Ahnung.

Wenn man Frau Simonin auf diese Wahrscheinlichkeit hinweisend aufmerksam machte - sagte sie zuversichtlich:

„Na - sie werden schon Gebrauch dafür finden.“

Die Skeptiker unter den Schloßgästen behaupteten daß die erfreuten Empfänger die Sachen unter der Hand an den Galanteriehändler in Klirbüchel verkauften. Jedenfalls dankten sie der Schloßfrau durch die Überreichung gewaltiger Blumensträuße.

Allmählich fanden sich die Gäste des Schlosses ein,

Aus Petersburg kamen ein paar zukünftige Weltberühmtheiten, Madame Simonins Eleven vom Konservatorium deren Finger die längsten waren die ich in meinem Leben gesehen habe. Diese Finger verfeßten Frau Simonin in Ekstase,

„Das sind denn endlich Klavier-finger“ sagte sie und ließ die zwei Eleven ihr zehn Finger vor ämtlichen Gästen auspreizen.

„Damit lassen sich doch endlich Wunder machen - nicht?“ Die beiden jungen Herren zogen nach ihrer Ankunft hinauf in den Schloß-turm und bearbeiteten ein paar älterer Bösendorfer - zehn Stunden täglich,

Alles in allem fand in jedem Zimmer ein Flügel: Artige Gefchenke von Klavierfabrikanten aus der halben Welt - die die Instrumente schickten - um auf ihre Neklamenplakate setzen zu können: Unser Fabrikat wird von Madame Sofie Simonin benutzt.

Herman Bang: Ein Sommer in Tirol

Frau Simonin sagte: „Warum sollen die Leute nicht die Erlaubnis haben, sie hierherzufliegen? Es kostet sie doch) genug, sie herauf zu schleppen. - wo sie nie benutzt werden.“ Sie arbeitete ausschließlich mit einem Bechstein. Sechs Stunden täglich.

In der Sommerwärme waren alle Fenster geöffnet. Es geschah dann, daß vier Flügel ihre Töne im Schloßhof vereinten. Wenn die Eleven oben sehr gewaltig hämmerten. - Herr Waffli bildete sich nach Rubinsteinschem Muster und hatte Forcepartien, wo der Bass eine Wirkung übte ähnlich wie Kanonendonner. - lief Frau Simonin zu ihrem Fenster und korrigierte die Herren, die wiederum an ihre Fenster traten, mit vor Anstrengung hochroten Köpfen.

Frau Sofie Simonin erteilte mit sehr erhobener Stimme eine musikalische Belehrung in den Schloßhof hinaus, und die Klaviere begannen wieder etwas fanfartig - - zu Anfang. Die kaiserliche Kammerfängerin Frau Maria Bilt, die die ganze Zeit vom Frühstück bis Mittag in ein und demselben Sessel auf der Terrasse mit ihrem Strickzeug beschäftigt, faß, sagte: „Gott, was sich die Leute für eine Mühe geben.“ worauf sie weiter strickte.

Selbst überließ sie sich hauptsächlich Betrachtungen über die Wunderlichkeit des Publikums.

„Sie wollen mich nicht mehr hören.“ sagte sie und sah einen mit runden, höchst verständnislosen Augen an.

„Und doch ist meine Stimme so stark wie nie.“

Frau Maria Bilt zählte etwas über Fünfzig, und ihr Rauminhalt mußte in vielfachem Kubikfuß gemessen werden. Ihr Gesicht sah aus, als wäre es verküppelt. Sie trug einen rötlichen Chignon, so fuchsig, als wäre er zwanzig Jahre alt.

Im Laufe der Jahre hatte sie sich unverhältnismäßig stark nach hinten zu entwickelt, so daß -verfälschte- Stühle sich weigerten, sie aufzunehmen. Sie befand sich in beständigem Schweiß, den sie geduldig mit ihrem Strumpf über das Gesicht verrieb.

Ihr Rollenfach war „Margarethe“ in Faust. Sie hielt es nicht aus, sechs Wochen lang Theaterboden zu entbehren, und verließ Wien jeden Monat, um in den absonderlichsten Winkeln der Monarchie zu fingen.

Mitten im Hochsommer zog sie auf Gastspiel nach Innsbruck.

Sie weinte Frau Simonin vor, die ihr riet, in Kirchenkonzerten aufzutreten.

„Mein Gott.“ sagte sie. „da deckt die Orgel sie zu.“

Wenn Frau Bilt nicht hätte, fandte sie Offerten an die Agenten.

Sie waren begleitet von Bildern, aufgenommen im Jahre 1860.

Nie kam eine Antwort.

Die Kammerfängerin brachte ihr Leben in Erfahrung über dieses Faktum zu.

„Begreifst du, Sofi, - und ich habe ihm doch geschrieben?“ Sie begriff absolut nicht.

Frau Maria Bilt hatte übrigens einen jungen feignierten Mann mit aufs Schloß gebracht, ihr Gefangslehrer. -- wie sie andeutete.

Frau Simonin behauptete, daß er keine Note kannte. „Kinder, was

geht's uns an.“ sagte sie und hob die Arme. Alles in allem als Phänomen

sagte sie von der Kammerfängerin: „Gott, sie ist ja eine Gans, - doch

eine Sängerin. Sie ist aber wenigstens gutmütig.“

Die Flügel tönten bis Mittag.

Das Mittagessen war der Köchin Therese große Prüfung.

Jeder der Gäste bekam ein besonderes Gericht. Alle liefen den

ganzen Vormittag hinaus in die Küche und bestellten. Die Köchin

Therese schweißte wie ein Springbrunnen über all den Pfannen.

Der Speisefaal war in altdeutschem Stil, und man speifte auf

französischem Porzellan. Der Tisch bog sich unter kleinen Schüffeln.

Nicht zwei der Gäste aßen daselbe, und alle liefen heraus und herein

und holten es selbst herbei. -

Der Diener Georg vergrößerte nach Möglichkeit die Verwirrung,

indem er die sämtlichen Schüffeln meist falsch placierte, so daß vor

Hin- und Herreichen niemand Ruhe zum Essen fand.

Frau Simonin saß vollkommen müßig am Ende der Tafel und

sagte: „Ja, ich bin ja keine Hausfrau.“ - was niemand befrüht.

Am meisten ähnelte das Diner einem Mittagessen auf einer Elfen-

bahnstation zwischen zwei Schnellzügen. Man trank Münchener Bier

aus Gläsern, die ebenso viele Koffbarkeiten waren.

Sofort ein Gast den Tisch verließ, sagte Frau Simonin erschrocken:

„Aber was wünschen Sie?“

„Ja, fragen Sie die Therese.“

Worauf sie regelmäßig in traurige und entschuldigende Betracht-

ungen darüber verfiel, daß sie nicht „kochen“ konnte.

Allmählich erhielt jedoch jeder das seine. - Frau Maria Bilt

kofierte langsam und umständlich von all den kleinen Schüffeln. - und

Herman Bang: Ein Sommer in Tirol

die Stimmung wurde ruhiger. Die zwei zukünftigen Berühmtheiten aßen wie Wölfe.

Der Kaffee wurde in dem perfekten Saal gereicht. Beim Kaffee hörte man beständig Professor Amandas Stimme aus einer Ecke. Er erzählte dem einen oder anderen Opfer seine Leidensgeschichte. Er war zehn Monate verheiratet gewesen - vor fünfundzwanzig Jahren - dann war ihm seine Frau mit einem Kufireiter durchgebrannt. Er erzählte diese Geschichte mit besonders betrübenden Details und einer Stimme, als läge er Andachtsübungen aus einem Pfalmenz buch vor.

Er glich einer alten Jungfer, die einen Vollbart umgenomme-n hat und hatte Manieren wie ein Sekundetänzer in Pension. Den ganzen Sommer unterfüßte er alle Armen der Gegend. Frau Simonin bedauerte ihn aus vollem Herzen:

„Aber was soll man dazu sagen?“ sagte sie. „Sie hat ja doch zehn Monate bei ihm ausgehalten.“ Wenn sie dies gesagt hatte, fragte sie regelmäßig mit tiefer Überzeugung:

„Hättis vielleicht jede getan?“ Und lachte wie gepeitscht.

Ein Teil des Nachmittags verging für die Schloßherrin mit dem Anprobieren von Kleidern. Es waren die Worthfchen Wunder, die die zwei Hausnäherinnen unermüdlich verchnitten. Das ganze Schloß wurde zur Begutachtung herbeizitiert. Die Roben faßen schlechter und schlechter. Nach vierzehntägiger Anfirengung hatten die beiden Nähmamfells daraus endlich einen Schlafrock zusammen gestoppelt, in welchem sich Frau Simonin von ihrem Schlafzimmer bis zu ihrem Bad begeben konnte.

Im übrigen beauftragte Frau Simonin ihre Bauarbeiter.

Das halbe Schloß war alljährlich unter Umbau, und auf allen Gängen wimmelte es von Münzener Mautern. Frau Simonin, die wohl über ungefähr dreißig Zimmer verfügte, ließ sie ein neues Schlafzimmer von der Größe eines Tanzsaales bauen.

„Was soll ich denn machen?“ sagte sie. „man muß doch Luft haben.“

Das Abendessen war besonders luftig. Das Bier kam herein in großen antiken Kannen, und der Wein wurde aus altdeutschen Gläsern getrunken. Frau Simonin erzählte Geschichten beide Arme auf den Tisch gestützt.

Ein Sommer in Tirol Herman Bang

W

Einer ihrer Lieblinge war König Louis von Portugal. Die felige Majeftät war bei ihren fämtlichen fechs Konzerten in Liffabon anwesend gewesen.

„Na.“ fagte fie. „da hatte er da gefeffen. der Arme. und fich das ganze Repertoire angehört. da denkt man denn. daß man fich doch dafür bedanken muß. und ich melde mich in der Loge und werde empfangen und murmele etwas - na. was man vor einer Majeftät halt murmelt.

. . . danke. daß Majeftät jeden Abend gekommen find . . . Da fagt er - der gute Menfch -: ja irgendwo muß man doch fein . .

Frau Simonin lacht hell laut: „Was fagt man zu fo etwas?“ fragte fie in Parenthese.

„Na. alfo ich verneige mich wieder bis zur Erde. - und der Mann fährt fort: „Es ift ja überall gleiäb langweilig . . .l Was meinen Sie dazu?“ fagt Frau Simonin.

„Wieder knire ich und bekomme die lebte Salve: Ich muß Ihnen fagen. fagte feine Majeftät. - ich' bin nämlich ganz unmufikalifch . .

Frau Simonin lacht - gewiß zum taufendftenmal über ihren König von Portugal. bis fie endlich fagt: „Sehr ein netter Menfch übrigens.“ Sie erzählte weiter. - unaufhörlich. Ein Klavierftimmer aus Petersburg. der den ganzen Sommer die verfäfienden Flügelfabrikate bedient. erzählt von der Harfe der Königin Jfabella: Die hohe Dame bearbeitet die Harfe.

Ihr Umfang und ihre Kurzarmigkeit erfchweren ihr diefes Jnftrument. Es ift der Schrecken fämtlicher Berühmtheiten dazu befohlen zu werden. fie auf der Orgel zu begleiten.

Die Mahlzeit dehnt fich lange aus, Es ift fcho-n beinahe Nacht.

Einige Herren fuchen. um zu rauchen. die Terrafie auf. Tief unter dem Bergfchloß brauft der Fluß. und durch das Halbdunkel fchimmert der Schnee der Gletfcher.

Ein junger vornehmer Ruffe erzählt in die Stille hinaus von feinem Vaterland. während fie drinnen im Speifefaal weiter lachen und lärmten.

Er fpricht mit trauriger. gleichfam zärtlicher Stimme. und während er von all dem Mißbrauch. all dem Grauen. all der Unterdrückung erzählt. von den Bauern fpricht. die von Beamten und Zwifäzenhändlern ausgefogen werden. von Armeelieferungen. die nur auf dem Papier eriftieren. wiederholt er immer und immer diefelben Worte - wie einen Refrain: „Ja. es gibt nur einen Weg: daß es der Kaifer erführe!“

378

Das Lachen im Speisefaal dauert fort. und einige der Herren kehren zum Tifch zurück.

Der Diener Georg. der des Morgens von Herrn Wafili an einem der Flügel ertappt worden war. hat nun endlich gefanden: daß er fo gern die gnädige Frau bitten wollte. ihn einen Walzer zu lehren." Frau Simonin lacht. daß ihr die Tränen in den Augen fiehen. und fragt, ob Georg fich nicht mit Herrn Wafili behelfen könnte. Aber Georg möähte wahrhaftig lieber. wenn die gnädige Frau -- - -

..Na ja. ja." fagt Frau Simonin. und gibt Georg am nächfien Morgen gutmütig eine Stunde.

Nach Tifch wird mufiziert. Alle verfammeln fich im Mufikfalon. wo der Flügel unter einer Marmorbüste von Lifzt fieht. Hinter den langen Seidengardinen find die Fenfier weit geöffnet. Das Raufchen des Fluffes tönt von fern herüber. die Glocken der Herden klingeln vom Berghang.

Die Gäfie warten. denn Frau Simonin will fpielen.

Sie fpielt die Barkarole von Ehopin. die fie feit fechs Wochen findiert hat. Tag und Nacht war fie ihr nicht aus den Gedanken gekommen. Sie fummt ihre Zeilen mitten in einem Gefpräch. oder gedankenlos. mitten während wir bei Tifch fißen. Stunde um Stunde. Tag um Tag. Woche um Woche wiederholt fie fie am Klavier. fchlägt die widerfpennigen Finger fchier blutig an den Tafien und ruft: ..Diefe Finger. diefe Finger. die find fo dumm wie die Zehen einer Tänzerin."

Heute fpielt fie die Barkarole zum erfien Male. Es ift. als hörte man das Gluckfen des Wafiers. als fühlte man die Schwüle der Sommernacht. Der Flügel fingt von Ehopin und George Sand. Frau Maria Bilt. die fich nicht für Klaviermufik interefiiert. ift in einem Sofa zur Seite ihres Gefanglehrers eingefchlafen. Frau Simonin hat aufgehört zu fpielen und die Hände gegen den Flügel gefiemmt, In gleichfam abwesendem Ton beginnt fie von Lifzt zu erzählen. Wie fie ihn das erfienmal getroffen. In Peft. Sie gab ein Konzert. und der Meifter war dabei.

..Mein Schreck! Ich fpielte eine Rhapsodie. ich wußte felbfi nicht. ob ich richtig griff oder daneben. Da kommt der Meifier nach dem Konzert und fagt. es wäre brilliant. und daß er am nächfien Abend fein Duo mit mir fpielen wollte. Ich wußte nicht. was ich antworten follte. fo froh war ich und folche Angft hatte ich . . . denn das Duo war neu.

Ein Sommer in Tirol Herman Bang

gerade herausgekommen. und ich - kannte es nicht. Aber spielen wollte ich mit ihm. und daß ich das Duo nicht kannte. traute ich mich gar nicht zu fagen. Er fragte: Sie kennen doch das Duo? Ia. natürlich. fagte ich. und dachte: du mußt es dir holen laffen. fobald die Sonne aufgeht. Das tat in). und das Heft kam. Ich fpielte und fpielte. Ankleiden tat ich mich gar nicht. Ich fpielte nur. Fieber und Todesangft in den Fingern. Ich fpielte - den Vormittag. den Nachmittag. Mama hielt es nicht länger aus und ging weg. Gegeffen hatte ich nichts: ich fpielte. So in der Dämmerung klopft es laut an die Korridortür. Wir wohnten in einem elenden Haus. im dritten Stock. - damals hatt* ich ja kein Geld - mit einer wahren Hühnerfteige von Treppe. - Ich laffe es klopfen - und hämmere ungefört. - aber es klopft weiter. Zuleßt muß ich doch hinaus aufmachen. und da fteht ein Mann draußen im Dunkel und fragt. ob Fräulein Simonin hier wohnt. Ia. fagte ich. Ia. fagte der Mann. hier bin ich mit den Noten. - Das war Lifzt mit feinem Duo. Wir fpielten. na. mein Gott. - und er blieb - ftundenlang fpielten wir. Ich war ganz krank vor Hunger. jetzt. nachdem die Spannung vorüber war. fo daß ich mich kaum auf dem Stuhl halten konnte. Und endlich fagte ich: Meifter. verzeihen Sie. - - aber ich habe noch nichts gegeffen feit heute früh . . . Und da lachte Lifzt. und wir aßen kaltes Fleifch in meinem Loch von Kämmerchen und fpielten wieder bis tief in die Nacht . . .“

Frau Simonin fchweigt lange und bli>t auf Lifzts Büfte. als fpräche fie in Gedanken zu ihr.

Dann fagt fie plößlich in einem ganz anderen lufigen Ton: ..Aber ich habe immer Pech. Wie es mir in Berlin erging! Ich fpielte da. - ich war blutjnng - und wurde zu Hof befohlen.' Iäj kannte ja nicht diefe Kaifer und Könige.“ fie lachte. ..woher follte ich fie kennen? Ich kannte Taufig und Lifzt und Klara Schumann - aber Könige - Na. in) fpiele alfo. und wie ich fertig bin. kommt ein alter Herr zu mir. und ich denke. wer zuerft kommt. ift wohl der Kaifer. und verneige mich und fage: Majeftät . . . Er aber lacht nur und geht hin zu ein paar andern alten Herren. die gleichfalls lachen. Ein anderer kommt auf mich zu. und ich denke: Aber nun muß wohl das der Kaifer fein. und verneige mich wieder bis zur Erde: Majeftät. Da beginnt auch der zu lachen und fagt: Nein. Fräulein. ich bin Prinz Albrecht. und geht. Zuletzt kommt fo ein ganz alter General zu mir. bietet mir den Arm und fragt. ob er mich zum Büfett führen dürfe. und wie ich feinen Arm ge-

380

nommen habe, fagt er: Fräulein Sie find hier wohl die einzige, die nicht den Kaifer kennt? Das war also die Majestät!“

Frau Simonin hebt die Arme und läßt sie wieder in ihren Säßen fallen, während alle Gäste lachen: „37a,“ fagt sie. „das nächstemal, als ich zehn Jahre später wieder bei Hofe spielte erging es mir nicht besser. Jetzt sitze da am Klavier -- eine Hefe gab's -- und neben mir sitzt ein junger Mann -- Offizier -- aber das find sie ja alle -- und ich sage: Ach, bitte. machen Sie mir den Flügel auf. Er zieht auf und setzt sich wieder -- sehr ein netter Mensch -- und ich spiele Gott weiß was -- eine Hefe gab's -- und wie es vorbei ist sage ich zu dem Mann: Ach -- bringen Sie mir ein bißchen Eis. Und er holt es. und ich esse. Da fagt er der junge Mensch: Gnädige Franz im muß mich Ihnen vielleicht vorstellen. ich bin der Prinz Wilhelm. Rar“ fagt Frau Simonin. „da fand ich denn wieder wissen Sie . . . Es ist bald Mitternacht und die Gesellschaft folgt zur Ruhe. Zuvor aber müssen noch die Näherinnen erschreckt werden. Sie leben in dem alten Schloß in ewiger Gefangenhaft und verbringen die Nächte unter Zittern und Beben.

Jetzt sollen sie erschreckt werden.

4 Einer der Herren schlägt ein Laken um sich und wird auf den Gang. der zu ihrer Kammer führt, hin posiert. Ein paar andere verfliegen sich im Dunkeln bewaffnet mit einem Gong. Die zwei Jungfrauen kommen und der Laken umwallt schlägt mit den Armen wie mit einem Paar großer Flügel während der Gong erklingt wie die dröhnenden Schläge des jüngsten Gerichts. Halbtot gelangen die Nähmädchen in ihre Kammern.

Im Schloß wird es still. Nur ein ersticktes Lachen klingt noch hier und da aus einer der Türen. Es kommt von einigen der Herren. die noch Rheinweinflaschen aus dem Speisesaal weggeschleppt haben und sie drinnen vor den offenen Fenstern leeren.

Der Mond ist aufgegangen. Sein Licht fällt über die Bergwände. Das Tal ist dunkel, beschattet von den Bergen -- dunkel wie ein tiefer Tunnel -- worin der Fluß lärmt wie ein ewiger Zug. Ein sentimentaler Nachtschwärmer ist aus dem Schloß hinaus gegangen. An die alte Burgmauer gelehnt zieht er und starrt ins Dunkel. Die Luft ist voll Duft -- von dem Duft der Tannen. der von der Höhe herabflutet von dem Duft der Obstbäume aus dem alten Garten, von den Buchen. die auf dem Berghang stehen.

Im dreißigjährigen Krieg hatte man die alte Mauer niederge-
schossen. Die Schweden hatten sie gefürmt. Unten im Dorfe befindet
sich auf dem Marktplatz noch eine Erinnerung davon. In Stein ge-
hauen steht: Bis hierher drang der Schwede.

Das Schloß hatten sie erobert. Von der Felsseite hinaufgeklettert.
an den Mauern heraufgeklommen. die Befestigung niedergemetzelt. Da
hatte es gewimmelt von Landsknechten und Offizieren. die die Mädchen
des Dorfes vergewaltigten. blonden Soldaten. die um die Maßgewänder
in der Kapelle wülfelten. Und noch ärgere Zeiten hatte das Schloß
gekannt:

Als die alten Herren des Schloßes auf Raubzügen rings durch
das Land strichen und ganz Tirol. von Plünderung verheert. voll Schreck
den Namen der Ritter flüchtete. und es kein schlimmeres Räuberpack
gab. als die Ritter der „Burg“. Ihre Namen waren gefürchtet bis
hinab nach Welfchland. Verließe gab es - man kann sie noch heute
sehen. - jüngst arbeitete Waffel sich hinab. Dort faßen noch Refie alter
Feffeln in den Steinwänden. -

Der Mond steht gerade über dem Tal. Der Einfame an der
Mauer steht die Häuser dort unten und die dunklen Pappeln um die
Gärten. Und der Fluß liegt im Silberlicht. wie etwas bläuliches. großes
Lebendiges. wie ein ungeheurer Lindwurm. der sich trägt über das Land
gelagert hat.

Der Fremde wendet sich und geht. Die Terrasse ist voll von Rosen
und geschnittenen Burbaumheiden. die feine Namenszüge und Muster
bilden.

Der Fremde blickt hinauf zu den Fenstern des Schloßes. Einige
stehen offen.

Im Zugwind hat sich eine der roten Seidengardinen aus Perlen
gelöst und hängt nun draußen über der weißen Mauer.

Im Schloß ist alles dunkel.

Der Fremde geht die Treppe hinauf und durch die „ruffichen
Zimmer“. In einer Nische schimmert die Frau des Schloßes - in Mar-
mor gemeißelt mit einem Kätzchen auf der Schulter . . .

K K *

Die Gärten sollten „den Berg“ bestiegen.

Das war der Berg oben. über ihren Häuptern. Von der Terrasse
sah es aus. als käme man in etwa einer Stunde hinauf. und doch mußte

Herman Bang: Ein Sommer in Tirol

W

f

man am Nachmittage aufbrechen. wenn man gegen Mitternacht oben fein wollte.

Die Maulefel und die Führer find schon alle auf der Terraffe ver-
fammelt. Die Gäfie find für die Expedition ausgerüftet wie das Eher
einer Operette. Profeffor Amanda mit Tropenhelm und Schleier will
im Damenfattel fißen. Wafili ift in ruffifcher Nationaltracht mit Pelz-
mütze. und Frau Bilt's Gefanglehrer hat fich mit langen Gamaſchen und
Alpenftock verfehen.

Frau Simonin wollte nicht mit. Sie fand in ihrem roten Schlaf-
ro> und winkte den Gäften. folange fie fie fehen konnte.

Der Weg ging durch lange Ebenen. krümmte fiäf und flieg dann
langſam durch Hecken und Feldſcheiden. Die Bauern hielten mit ihrer
Erntearbeit inne und fahen dem feltfamen Zuge nach. Man fah grüne
Wiefen und immer noch Obſtbäume rings um die Häuſer. die etwas
vereinzelter zu liegen begannen.

Die Führer trabten hinterdrein und plauderten miteinander. Die
Maultiere. die den Weg kannten. ſchritten bedächtigt vorwärts. - ganz
bedächtigt.

Der Zug kommt duräf einen Wald von Birken. feinen weißen
Stämmen. deren Laub in den ftillen Tag hinein flüſiert. Wafili. der
neben feinem Maultier wandert. fingt leiſe ein ruffiſches Lied.
Wendet man den Bli> naaf rückwärts. ift es. als weiche das Land
unter uns und beginne fich vor uns auszubreiten. gleichſam wie auf einer
Karte. Aber vom Tale herauf tönt noch das geſchäftige Rattern der
Eiſenbahn - ohne Ruhe.

Tannenwälder fehen wir. fonderbare Föhren mit Stacheln in unge-
heuren Büſcheln und Lärchbäume. Ein einfames Haus verbirgt fich
mitten im Wald.

Der Tag neigte fich. und unter uns wälzte fich das Dunkel über
das Tal. verſchleierte den Fluß. die Wälder. die Dörfer. Und es war.
wie die Finſternis langſam vorwärts kroch. als breiteten fich zu unfern
Füßen fiille dunkle Seen aus. Die Führer gingen neben ihren Tieren.
und der Weg wurde jeiler.

Man hörte nur Profeffor Amandas befiändiges Jammern. und
Frau Maria Bilt. die in ihrem Sattel keinen Plaf hatte und immer
wiederholte: „Was wollt' ich da? Was wollt' ich da?"

Der Mond trat hervor und vergoldete die "teile Seite des Berges
mit feinem Schein. - mit einem ftillen leuchtenden Weiß. über das

der Zug der Gäfte lange Schatten warf. Vorfichtig trabten die Maultiere. nur hie und da die langen Hälfe iiber den Abgrund fireckend und mit den durftigen Zungen ein faftiges Kraut vom Rande abreißend. Immer höher ftieg der Mond. und alle Berge fchwammen im Licht. Die Kammerfängerin Frau Maria Bilt war auf ihrem Sattel eingefchlafen.

K K K'-

Um Mitternacht erreichten wir den Gipfel.

Die Führer written die Herbergsleute. und mit einem Schlag entfiand ein wahrer Tirolerlärm von Zithern und Iodlern. Es gab ja plötzlich Publikum. und fchlaftrunken führten die guten Leute „Die Herberg" in Tirol" auf.

Ein unglaublicher Spektakel. Zwei Dirndln fangen. und der ...Hausknecht" gebärdete fich heftig mit einer Schlagzither. Wafili. Frau Bilt und ihr Gefanglehrer verpeiften ungefiört gekochtes Lammfleisch aus einer irdenen Schüffel. Profefior Amanda rannte emfig auf den Zehen umher und ließ ängfilich feine Bettücher vor dem Schornstein wärmen. Der Herberge gegenüber lag die Kirche.

Der junge Ruffe ging mit feinem Freund hinein. Über dem Hochaltar ftand Jungfrau Maria. Sie war in Seidenkleid mit einer Sarah-Bernhard-Perücke über dem Wachsgefiht und ähnelte einer Provinzprimadonna. mit der es rückwärts geht.

Auf dem Altar ftanden viele Kerzen. die in Champagnerflafäfen le>ten, Touriften bringen wohl alle die filberhalfigen Bouteillen mit. Auf einer Tafel an einer Säule ftand zu lefen. daß der Bifchof von Innsbruck diefe Kirche hoch über allen menfchlichen Wohnungen Gott zur Ehre errichtet hatte.

Der Iahrmarktflärm drang vom Wirtshaus beriiber in die Kirche. Die Dirndln zogen lange und falfche Töne. und der Burfch bearbeitete feine Zither . . .

Der Ruffe kehrte zurück mit feinem Freund. und fie fanden Frau Bilt und ihre Garde noch getroft vor ihrem Lammfleisch tafeln , _ .

Endlich wurde es ftill. wie auf Kommando. Die Gäfte fchliefeu rings in ihren Kammern. Nur ein einzelner Fremder fand keine Ruhe. Lautlos ging er durch den Gang und die Gaftftube. wo die Wirtin auf dem Rücken liegend auf der Ofenbank fchlief. feft wie ein Tier. Die

s .
o U
..'|'
m ,.
l U
ll \L
..RN .
OL hm
1. c
l Rx.
ll (ll'
0'
r
n. a
G J
'1 '
;\l '~
1.... v
l
a . x. s
.1
,
.Fe
'Q
.0 p..
l u.
ln...
„U
D/
0
.L
."1
.S
C
d
l
a
L
'l
1
b
a
r
E.
Zum

[908
Q
g
'Mrs-W
1

EMPTY

.Herman Bang: Ein Sommer in Tirol

beiden Mädchen nickten auf Stühlen. als wären fie mit dem lebten Ton
in der Kehle eingefchlafen. Der Knecht lag auf dem Fußboden auf
einer Streu.

Auf dem Tifch fianden noch die Refie vom Lammfleisch.

Der Fremde öffnete die Tür zur Veranda und trat hinaus.

Der Himmel war hoch. - und alles unendlich fill. Kein Laut
kam herauf von der Erde. die das Dunkel feinem Blick verhüllte. Über
ihm alles in fchimmernder Klarheit. durchfichtig gleich rinnendem Waffer.
als wäre der Äther ein Meer. auf defien Grund er ftand.

Schweigend lagen die Zinnen der Berge.

Aber der Mond flieg voll und groß und lautlos durch das mächtige
Schweigen. Und taufend Sterne. jeder eine Welt. flimmerten ftil in
dem endlofen Blau.

Hier war der Menfchen Ameifengetriebe erfterben. und man ahnte
einen Gedanken. der größer ift als die unferen. Hier waren die Menfchen
Sandkörner. und unfer Ruf ift fumm geworden. Hier wandert die
Natur ihren ewigen. ihren rätfelhaften Weg. und felbft unfer „Warum“
wird vor ihrer Größe in die Knie gezwungen.

Warum das Leben. warum der Tod? Warum die Liebe. und die
Fortpflanzung und die Begier? *

Hier fragen wir nicht. Wir find allzu klein gegenüber den allzu
großen Welten.

Was wir gelten. wer weiß es? Welchem Ziele wir auch dienen.
wer kennt es? Was jener „große Wille“ will. wir erraten es nicht.
Wohin er uns durch der Schöpfung Alp von Leiden fiihren will. -
wer faßt es. Wir find zu klein. zu einer Klage felbft zu klein.

Wenn du. wenn es Winter wird. eine Blume aus deinem Garten
herein in dein Zimmer pflanzen willft. und du die befte Erde dazu ge-
funden haft. feßeft du den Spaten in die Erde und hebft die Scholle.
unbekümmert um irgend ein ungefehenes Infekt. das dein Spaten tötet.
Und pflanzeft die Blume ein.

Bedeutet wir gegenüber diefem Werke. das von fo vielen Welten
vollbracht wird. wohl mehr. als das nie gefehene Infekt. das dein
Spaten achtlos getötet hat?

Lafiet uns deshalb fchweigen. Unfere Frage beantwortet keiner.
und unfere Klagen werden von keinem gehört . . .

e *k 7*

25 385

Ein Sommer in Tirol Herman Bang

1“_

Des Morgens weckte man uns. als die Sonne kam.
Der Himmel war wie ein loderndes Meer. halb von Gold und halb
von Rofen. Die Zinnen der Berge leuchteten wie Infeln aus dem
Meer. Und in einem Nu entzündeten sich auf zwanzig Felfen zwanzig
Feuerzeichen. den Tag zu melden. Langfam verzog sich das Dunkel
unten im Tal. - wie ein weiter Mantel. der hafiig um einen Flüchtenden
zufammengechlagen wird.
Der Morgennebel verfchleierte noch den Fluß. Dann erlofch der
Bergbrand.
an die .|-
Die Gäfte des Schloffes brachen wieder auf. Wieder kamen wir
.durch Wälder und Wiefen und Dörfer bis zum Schloß. Von der
Terraffe winkte uns Frau Simonin in ihrem ruffifchen Schlafrocke.
Und fpäter am Tage tönten wieder die Klaviere. und die Kammer-
fängerin Frau Maria Bilt nicktc im Halbfchlummer über ihrem ewigen
Strumpf.
. . . Es war tief im Herbft. ehe wir fortzogen.
Der Schnee rollte feinen weißen Vorhang weit über die Berge
herab. Auf der fchönen Terraffe des Schloffes erfroren die Rofen. und
die Abende wurden lang.
Da mußten wir fort.
Die Gäfte des Schlofies zerftreuten sich wieder. um wieder einen
Winter lang zu jagen nach der Weltberühmtheit traurigem Ruhm.
Im Schloß ift es kalt geworden und ftill.
Franz Lifzt und die Herrin des Haufes haben im Mufikfaal in
weißem Marmor einander fiill und fchweremütig zugelächelt.

H. Schöen:

Ein Dichterphilosoph.

Sully Prudhomme als Mensch und Dichter nach seinen Gedichten.

philosophischen Schriften und zahlreichen ungedruckten Briefen und Manuskripten (1839-1907.)

„Nun, da ich die mein er! enthülle.

Erkennt mein Herz nicht das Gedicht;

Was Befiehl mir im Busen quillt.

Die wahren Verfehlest du nicht“)

„Die moderne Dichtung.“ schrieb Sully Prudhomme kurz vor seinem

Tode zu einem Freund. „hat eine schöne Zukunft vor sich. Sie wird

die Eroberungen der Wissenschaften und die Entdeckungen des Forschers

beschreiben. und, wenn sie sich nach langem Suchen vor dem unlöslichen

Welträtsel befinden wird, so wird sie das Drama des modernen

Geistes, der das Unbekannte erfassen möchte, in poetischen Versen

darstellen (elle trahira en rer-8 p0Stique8 lc (li-ame (ie kee-[nit

mailen-oe s'eäoreunt (i'StreinÜc-e 1'n00nnn). Auch das (fi erhabene

Poetie!“

Sully Prudhomme scheint hier seine eigene Dichtung gekennzeichnet zu

haben, denn auch sein Werk ist vor allem - ein psychologisches

Drama. Er hat sich nicht, wie so viele seiner Vorgänger, damit be-

gnügen wollen, die Naturschönheiten, die Vögel, die Blumen, die Kunst,

das Vaterland, die Liebe zu feiern. Er wollte vor allem die Eroberungen

der modernen Wissenschaften und die höchsten Probleme der Philosophie

zum Gegenstand seiner Dichtungen nehmen. Wie er als Jüngling in

seinen ersten Liedern die geheimsten Regungen einer aufrichtigen Liebe

ausgedrückt hat, so hat er als reiferer Denker in seinen längeren Ge-

dichten seine eigenen Hoffnungen und Enttäuschungen, seinen Wissens-

durst und seine tiefsten Seelenqualen niedergelegt.

I.

Sullys Lyrikalerlebnis Dichtung

Ganz wie Goethes Schriften finden auch Sullys Gedichte vor allem

eine große, aufrichtige, manchmal idealisierte Konfession. Nur weil

1) Sully Prudhomme, Überführung von I. Schnitzler.

:Ein Dichtexphilofoph H. Schoen

man die perfönlichen Erlebniffe des Dichters nicht kannte. haben feine Gedichte manchen Kritikern und Literaturhif'torikern etwas kalt oder erkünfielt fcheinen können. Weit entfernt. gefühllofe oder kalte Reflexionspoefie zu fein. beruht Sullys Lyrik auf perfönlichen Erfahrungen. Auch er hat leidenfchaftlich geliebt. obfchon er fich niemals verheiratet hat. Auch er hat die Enttäufchungen einer reinen aber unglücklichen Jugendliebe und die Qualen der unerfüllten Hoffnungen gekannt. Seine Heldinnen haben wirklich gelebt oder leben heutzutage noch. Mit wunderbarer Zartheit hat er. ohne jemals die geliebten Mädchen oder Frauen zu nennen. die Gefühle befchrieben. die er in der Nähe des geliebten Wefens empfunden. Jene Maid. die er in feinem „Begei-
fiel-ung“ betitelten Gedicht erwähnt. war eine junge Coufine. die er oft bei feiner Mutter fah. Er war noch Gymnafiaft. und doch war feine Leidenfchaft fo heftig. daß fie ihn ganz erfüllte:

„Nur f i e füllt meine Verfe;

Denk' ich an fie. feufz' ich und weine.“

Für fie allein möafte er leben und fierben:

... . Und ich. voll Angf't und Beben.

Seh' meiner Sehnfucht Ziel in Himmelsphären fchweben.

Ihr zarter Hauch vermag mein Herz emporzuwehen.

- Sie nennen Dichter mich - ihr dank' ich meine Lieder.

Miff' ich ihr Bild. - verfchwind' ich wieder!“¹⁾

In den ungedruckten Manufkripten des Dichters haben Sullys Freunde nach feinem Tode ein altes Gedicht gefunden. das von jener erften Liebe zeugt. Auf einem einfachen Flugblatt gefchrieben. ift es eins der erfien Gedichte. die Sully Prudhomme verfaßt hat. Es führt uns in jene fchöne Zeit zurück. wo der junge Gymnafiaft mit feiner Coufine. fpiegelte. Wie es fchon der Titel - V e rtraue n (EMU-11108) - andeutet. fiellt es uns den Reiz einer faßt unbewußten Neigung zwifchen zwei Kinderfeelen dar. die auf der Schwelle des Lebens zum erften Male empfinden. was Liebe ift. Es ift das Seitenf'tück zu einer anderen Dichtung. die „Kinderei“ betitelt ift und aus derfelben Zeit ftammt.

Wie diefes Stück. zeugt das ungedruckte Gedicht noch von einer gewiffen technifchen Unerfahrenheit. Wenn wir aber beide Dichtungen vergleichen. fo erfcheinen fie uns als ein reizendes Duett der erften

l) Eigene ungedruckte Überfetzung.

H. Schoen: Ein Dichterphilosoph
Lieber das man unter einem einzigen Titel - G e g e n f e i t i g e s
V e r t r a u e n - vereinen möchte,
Der Knabe fpriätzt:
„Sie nur in des Spieles Kreis
Sah ich mit Entzücken,
Ihre Finger konnt' ich drücken
Ganz leis.“¹⁾

Und im ungedruckten Text antwortet das Mädchen:

„Spielend gab ich immer nach-
Obfchon an Jahren überlegen.“⁷⁾

Der Knabe denkt an die erfie Zusammenkunft mit dem geliebten
Mädchen:

„Wie am Rofenfirauche zaubert-
Bei dem erften Gruß,
Schmetterling nicht wagt den Kuß
Und fchauderß
Dann von Blatt zu Blatte fteigt-
Fragt fiel» ob er ko|e
Honigfeimt den ihm die Knofpe
Darreicht;
So wagt nicht zu diefer Stunde
Mein arglos Gelüft
Empor von Hand, die 's Herz geküßt-
Zum Munde.“

Und die Freundin ruft im ungedruckten Gedicht aus:

„Was mich bei ihm betörteZ)
Und was mein Herz erregte,
Ich fühlsx ich kann-s ni>)t fagen.“

Und fie erinnert fich- wie fie des Freundes Blick erregte- wie fie fich
vor ihm ichüchtern fühlte⁷ wie fich eine fiille Hoffnung nach und nach
„ganz leife“ in ihr Herz fchlich und wie fiet fobald er fort war, einen

1) Überfeßung von I. Schnitzler.

J) Eigene ungedruckte Überfeßung.

3) „60 qui (Lana 8 , . (8011 oder 89.* . . . coe troubla.“ Vor
me fieht im alten Manuskript ein unlefcrliches Wort; „regal-(1“, das,
wie es Weintt zuerfi gefchrieben wurdet i| fieberhaft gefirichen worden,
weil es im Vers nicht paßte. „8-1 70i!“ oder „88 WE“ würde dem
Versmaß beffer entsprechen. Ich habe „bei ihm“ überfeßt um wie im
Manuskript die Sache unentchieden zu [alien.

tiefen Seufzer nicht zurückhalten konnte. „War er da.“ fagt fie. „fo fing ich an. zu hoffen“:

„l'espérance n'est qu'un vain espoir.“

„Sobald er aber freiden muß.“ fügt fie hinzu. „überfüllt mich die Traurigkeit.“

„depuis qu'il est là, je m'ennuie.“

Zuerst wollte sie sogar der Dichter „zittern“ lassen. denn im 'ungedruckten Text ist noch unter der jetzigen Lesart der erste Wurf zu lesen: 15

...le treuveux homme qui l'aimait in“

Man fühlt. daß der Dichter seiner jungen Freundin unwillkürlich seine eigenen Gefühle und Empfindungen verleiht. denn er schreibt weiter:

„Wechselweise fühlt' ich Triebe.

Herzensluft und Leid.

Gemisch von Zwang. Behaglichkeit:

Die Liebe.“

„Haben wir nicht da das schönste Bild der entstehenden Liebe. die um so reiner und wertvoller ist. je mehr sie dem Erwählten der sinnlichen Triebe vorausgeht?

„So hübsch wir trieben unser Fug.

Spielten. scherzten. lachten.

Daß zum Haushalt bald wir machten

Verfuch.

Sie sprachen von Hochzeitsgemüthe.

Ich - dacht' an den Schwurz

Frühklug waren. verschieden nur.

Wir beide.

Wir spielten Mittag. Tanz im Ton;

Sie meinten. man beginne

Die Hochzeit nicht im wahren Sinne

Darohn.“

Sogar das hübsche Bild der weiblichen Koketterie darf in der reizenden Schilderung nicht fehlen:

„Waren Sie nicht voll Anstand.

Sehr mit Putz beschäftigt“)

1) Etwas veränderte Überfetzung von I. Schnitzler.

H. Schoeu: Ein Dichterphilosoph

Wenn ich zu früh Poet zu dem Füßlein

Zollte mein Anbeten -

Sieh zu früh so schön - Sie drehten

Mir-'s Köpflein."

Jede dieser anschauliche Schilderung des Unterschiedes zwischen den Gedanken und Wünschen des Knaben und des Mädchens in ihrer Einfachheit nicht reizend! Sprechen und denken nicht beide Kinder. wie sie in der Wirklichkeit gedacht und gesprochen haben jedes nach seiner eigenen Art und Weise zu fühlen und zu wünschen.

Eines Tages ging sogar der junge Gymnasiast weiter als gewöhnlich):

„Und so wohl gefiel das Scherzen-

Daß ich mich) getraut

Sie zu nennen bald ganz laut:

Mein Herzchen!

Sogar hab' ich mir träumte sehr -

Geküßet Ihre Wangen.

Seit dem Abend spiel' ich - wie lange!

Nicht mehr.“

Diese gegenseitige Neigung der beiden Kinder scheint ziemlich lange gedauert zu haben. Die Eltern des Mädchens aber fielen ihrer Tochter einen anderen reiferen Jüngling vor, und sie entschloß sich ihn zu heiraten.

:dieser Verlust konnte der Dichter niemals vergeffen. Jahrelang dachte er an die geliebte Freundin und ihr widmete er einige seiner schönsten gedruckten und ungedruckten Lieder. Unter den herrlichen Dichtungen, die man erst nach des Dichters Tode gefunden hat gibt es ein noch ungedrucktes Gedicht in dem er behaupten daß ihn einzig und allein der Schmerz zum Lyriker gemacht hat:

Der wahren Begeisterung Quelle))

„Meinen Schmerz würde ich gegen alle Freuden dieser Erde nicht und nimmermehr vertauschen - denn den schönsten Vers bringt der tiefste Schmerz hervor.“

„O'et [e pine graue] nupj qui fait le plug bean "el-8.“

„Dir allein bin ich meine Lieder sowie auch meine Tränen schuldig.

1) Ich gebe diese Strophen wörtlich in Prosa. Es wäre fast schade gewesen. sie durch Übertragung in deutsche Verse zu verändern.

Z())

Gelang es mir, der innern Gemütsbewegung einen dichterischen Ausdruck zu geben. so bin ich mein Lied meinen Seufzern schuldig:"

„Je (wie 111011 avant t1 [nes (tool-eure.“

„Für mein zerriffenes Herz find alle leidenden Herzen offen es erkennt in ihnen. was leidet und bebt und seufzt und wenn ich in meinem Innern wie ein Echo ihrer Seelenqual fühle. so verdank ich es meinen Schmerzen:"

„Neu cloja l'nceent u m68 äouleura.“

„Bei bedecktem Himmel hat der zwischen Wolken funkelnde Stern einen desto größeren Wert. Wenn das Licht zu hell ist. mag sich eben dasjenige. was wir am meisten schätzen und lieben. nicht offenbaren. Meinen Schmerzen allein bin ich meinen Traum schuldig!"

„Je (Lois mon röre ü m68 üouleurs.“

„Der tiefsten Qual schuld' ich mein Lied!"

Klingen diese auch in einer ungebundenen Überföbung tief ergreifenden Strophen nicht wie einige Dichtungen von Lamartine oder von Muffet? Es ist ganz derselbe leidenschaftliche. elegische. mythische und melancholische Ton in einer harmonisch dahingleitenden. wundervollen Sprache.

Und diese heftige Leidenschaft. die den begabten Jüngling zum Dichter gemacht hat. hat in Sullys Herz einen so tiefen, so unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. daß er sie lange Jahre später folgendermaßen beschreibt:

„Diese Leidenschaft war in der vollkommensten Reinheit empfunden worden. und dennoch war sie so heftig, daß es mir heutzutage ist. als ob ich niemals in meinem Leben so mächtig. so ganz ausschließlich ergriffen worden wäre: sie erfüllte meine ganze Seele . . . Diese Leidenschaft hat mich die Möglichkeit der platonischen Liebe verstehen lassen.“

Die deutlichen Spuren dieser ersten Liebe durchziehen Sullys ganzes Werk.

„Für meine Seele warst Du früher einzig auf der Welt.“

„Your :non nme nutrefois nous 861118 Stier an m0oäe,“

ruft er im vollen Mannesalter in einem ungedruckten Gedicht aus. und in einer „Bedenklichkeit" (Zornrede) betitelten Dichtung aus derselben Zeit lesen wir:

H. Schoen: Ein Dichterphilosoph

„Mir bangt, wenn ich zu lieben wähne.

Ich irre mich.

Daß felb't im Aug' die Träne

Sei eine Lüg'i

Doch wenn ich an zu weinen hübe.

Redlich gemeint.

Vielleicht i|*s eine alte Liebe.

Die in mir weintX")

Noch in reiferen Jahren denkt der Dichter an das geliebte Mädchen.

„Ich fühle.“ lesen wir in einem prachtvollen Gedicht, das in einem nachgelassenen Band unter dem Titel „Verzeihung“ bei Lemerre veröffentlicht wird. „Ich fühle, daß ich dich immer noch über alles liebe. Du hast meine Jugendjahre betrübt, und doch will ich sterben, ohne deine Augen vergessen zu haben.“

„70cm 9.782 clsaols kunde (le um jeuueaae,

...le ren! pourtunt mont-jk onna Oublier 708 7911!.“

„Auch deine wohlklingende, fanfttönende Stimme wird mir niemals entgehen, Sie drang tiefer in mein Herz als irgend eine andere Stimme . . . Ich kenne viele Frauen, deren Lippen schön sind, deren Stimme süß und wohlklingend ist. Meine Freunde werden dir sagen, daß ich für sie gedichtet habe. Meine Mutter aber kann dir sagen, daß ich für dich geweint habe.“

„bleu unlie- ronn clironi: que j'ai oli-Intel pone- ellen,

„bla mdr-c2 70118 (kika que j'ai [Near-S pour 70118.“

„Ob schon du meiner Jugend Blüte vernichtet hast, will ich dein Bild immer im Schrein meines Herzens behalten, Möge ich der Seele vergeben, weil ich deine schönen Augen nicht und nimmermehr vergessen kann!“

„Que je purclone d. käme en souvenir (le Jeux!“

Der Dichter hat sich also bemüht, der treulosen, stets geliebten Gefährtin seiner Jugend zu vergeben. Mehr noch! Seine Liebe war so uneigennützig, daß er jede Spur der Eifersucht und des Neides von seiner Seele entfernte. Im folgenden Gedicht wendet er sich an den glücklichen Gatten, der seine Freundin heimgeführt, und bittet ihn, sie wohl zu pflegen: '

')} Überfetzung von I. Schnitzler.

Ein Dichterphilosoph H. Schoen
 An ihren Gatten.
 gKönnt' ich hingehen und ihm fagen:
 Sie ifi betrübt. hat heimlich Klagen.
 Gebt Blumen ihr an jedem Tag!
 Nicht Rofen - Kornblümchen müßt Ihr haben.
 Denn die geringfie von den Gaben
 Am meiften Lieb* bezeugen mag.
 Nichts gilt mir mehr die Undankbarei .
 Doch fchwach und blaß ich fie gewahre:
 O. pflegt fie wohl. tut miris zu Lieb! , . .
 Ich weiß. wie ihre .Hand fich löfet.
 Doch wenn fie liebt. fie zärtlich kofet.
 O. fchont die Trän' in ihrem Aug'l
 Mit dem Gedanken könnt' ich leben.
 Daß andrem fie ifi hingegeben.
 Wenn recht geliebt in) fie erblick'.
 Du. böfes Kind. haft mich verlaffen;
 Sieh. den Verdruß haft mir gelaffen:
 Nichts kann ich mehr. nichts für dein Glück!"1)
 So beruht Sully Prudhommes Lyrik faft immer auf erlebten El'-
 innerungen oder Tatfachen.
 Seine ergreifendften Lieder find keine Gefchöpfe der reinen Phantafie.
 fondern das aufrichtige. etwas idealifizierte Gefändnis einer großen
 und reinen Leidenschaft. Nur wenn man die perfönlichen Erfahrungen
 des Dichters kennt. kann man fein Werk genießen und wür-
 d i g e n.

II.

Sullys Werk als pfychologifches Drama.
 Ebenfo enthalten die fchönften Teile der philofophifchen Gedichte
 und Abhandlungen unfere Denkers ein Gefändnis feiner moralifchen
 Kämpfe und inneren Qualen als Forfcher und Philofoph. Eben darin
 liegt ihr Wert. Sagen wir es frei und offen heraus: Wer in Sullys
 Werken ein abgefchloffenes Syftem oder hervorragend neue Gedanken
 zur Methode der philofophifchen Forfchung fucht. wird ohne Zweifel
 enttäufcht fein. Denn der Dichterphilosoph hat weder eigenartig ver-
 einfachende Auffaffungen vorgelegt. noch neue Entdeckungen gemacht,

1) Etwas veränderte Überfetzung von I. Schnitzler aus Sullys
 Sammlung „Lu rie int-Zrjeure, jeuneu 61168. femmes.“

Den ewigen Problemen- die den menschlichen Geist befähigten, hat er nicht einmal neue ungeahnte Seiten abgewonnen. Seine metaphysischen Anschauungen sind in stetigem Fluß, und das, eben weil er sie jedesmal neu erlebt. Aber das Interessante bei ihm ist eben das Ringen mit und nach den Ideen der nach seiner ganz persönlichen Eigenart geführte Kampf mit jener „Sphinx-“ mit den höchsten Problemen der Philosophie und Theologie den er selbst folgendermaßen beschrieben hat:

Der innere Kampf.

(Sonett.)

In jeder Nacht- die Brust mit Zweifel neu gefüllt
Fordr' ich die Sphinx heraus- vernein was nicht bewiesen.
Doch schrecklicher fleht auf- wenn Stunden schlaflos fließen-
Das grauliche Unbekannte das mir im Haupte schwillt,
Sprachlos- mit offenem Blick in Finsternis gehüllt
Beginn* ich dann den Kampf ohn' Ende mit dem Riefen
Und in dem engen Bett, wo Freud' ist abgewiesen
Kämpf' ich- bewegungslos gleich einem Grabgebiß!
Zuweilen kommt die Mutter) beleuchtet meine Stirne
Und spricht- da sie erblickt den Schweiß um mein Gehirn:
„Ist dir nicht wohl, mein Sohn? Warum so spät gemacht?“
Ich antwort' ihr, gerührt von Mutter Sorg' und Kosen
Die rechte Hand am Haupt, die linke auf dem Busen:
„Mit Gott o liebe Mutter) durchkämpf' ich diese Nacht!“
Dieses Ringen mit dem Welträtsel durchzieht Sullys philosophische
Schriften. Zwar leuchtet ihm das Ideal der absoluten Wahrheit vor-
aus aber niemals vermag er- es zu erreichen. So oft er nämlich eine
metaphysische Wahrheit mit seinem ganzen Gemütsleben erfassen möchte,
kommt ihm sein Verstand in den Weg. Schon Goethe hat erkannt
daß eben das ein eigenartiges Merkmal der französischen Sinnes-
art ist. Diesen Kampf zwischen Wissen und Glauben, zwischen
Gefühl und Verstand hat Sully Prudhomme wie kein anderer französischer
Dichter immer und immer wieder dargestellt. Nirgends aber hat er es an-
schaulicher und ergreifender getan, als in jenem herrlichen „Intus“ be-

1) Etwas veränderte Überetzung von I. Schnitzler aus Sullys

„Ich- und die Intellektuelle.“

Ein Dichterphilosoph H. Schoen

titelten Gedichtes das Schnitzwerk für uns form- und wortgetreu überfeßt hat)

Verstand und Gefühl.

Zwei Stimmen streiten nach der Reih'

Mir im Gewühl der Triebe:

Verstand dem Läster huldigt frei-

Gerechten Gott erträumt die Liebe.

Zum Herzen redet der Verstand:

- „Die Welt kein guter Vater lenket

Denn Laster nur nimmt überhand.“

- Das Herz: „ich glaube ich hoffe's denket

„O hoffe glaube Bruder mein

Und liebe! Lieb' macht weise

Ich fühle Gott mein ewig fein!"

- Verstand jedoch verfeßt: „Beweifel"

Diese Gewissenhaftigkeit die niemals das Wahrfcheinliche

als sich er darstellen will diese Gewissenskrampfe die um keinen Preis

eine Gefühlswahrheit für eine Vernunftwahrheit

ein Werturteil für ein Seinsurteil ausgeben möchten

der charakteristische Zug der Sully Prudhomme'schen Methode, Sie

führen uns bei ihm zu einer Art „Sehnsuchtphilosophie" (vgl. o. a. S. 68)

die mit Kants „Kritik der praktischen Vernunft" manche

Ähnlichkeiten hat,

Das Schöne bleibt aber die Art und Weise - wie unser

Dichterphilosoph die Tragik der modernen Krisis auf dem philo-

sophischen und religiösen Gebiet beschrieben hat. Andere Forscher werden

neuere Auffassungen der ewigen Probleme vorschlagen und der Lösung

des Welträtsels vielleicht etwas näher treten. Es bleibt nichtsdestoweniger

1) Diese schöne noch ungedruckte Überfeßung wird früher oder später wie die vorhergehende mit einigen andern Übertragungen aus Sullys Werken und einer Biographie des Dichters in Buchform erscheinen wenn der Verfasser in Frankreich oder auch in Deutschland einen Verleger findet.

*) An der Stelle dieses Verses ist auf dem ältesten Manuskript zu lesen:

„L'homme mot-(18 1) incommode, je le déteste." "

„Du beiße das Unbekannte ich breite meine Fittiche darüber!"

was allerdings als Bild etwas gewagt warf aber viel kräftiger klingen würde.

gut und schön. daß es am Ende des 19. Jahrhunderts einen Denker gegeben hat. der die Unruhe und Herzensbeklemmung seiner Zeitgenossen in herrlichen Versen beschrieben hat. Mir ist Sully Prudhomme vor allem als Vertreter einer philosophischen Angst- und Drangperiode in der Geschichte der französischen Metaphysik. ja des französischen Geistes überhaupt. lieb und wert. und auch als solcher wird er für die Nachwelt belehrend bleiben. Nur an einem Wendepunkte der französischen Literatur und Philosophie ist er verständlich. Auf dem moralischen und religiösen Gebiet ist das Tragische eben der Übergang vom Glauben zur Erkenntnis. daß die Objekte dieses Glaubens für uns unerreichbar sind. und diesen Übergang hat Sully Prudhomme in wunderbar schönen Versen geschildert. die in der französischen Literatur als ein Seitenstück zu Pascals „Pensées“ bleiben werden!)

[II.

Sully Prudhommess Weltschmerz und melancholische Stimmung.

Persönliche Erfahrungen und Enttäuschungen sowie auch moralische Krisen sind also die historischen und psychologischen Quellen der Dichtung Sully Prudhommess.

Dies erklärt die melancholische Stimmung. die sein Werk von Anfang bis zu Ende durchzieht.

Eben weil sein Leben frühzeitig und auf mancherlei Art. besonders durch ein tiefes Herzeleid verbittert wurde. klingt Wehmut als Leitmotiv in seinem Saitenspiel hervor. denn

Unmerkbar leise schleicht gerne

Das Schwarze sich vom Aug' ins Herz.

Sully Prudhomme wurde schon in seiner Jugend tief geprüft.

Seinen Vater verlor er früh. und als kleiner. schwächlicher Knabe wurde er als Kofingänger zuerst in Privatpensionen. später in einem großen Pariser Gymnasium im modernen Kafernenstil unterrichtet und aufgezogen.

1) Was Sully Prudhommess Metaphysik betrifft. siehe meine ausführliche Arbeit über „Sully Prudhomme als Philosoph“ in der „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik.“

Juli und August 1908. Vgl. Baudler. Sully Prudhommess philosophische Anschauungen. Ohlms. 1907.

2) Sully Prudhomme. Erster Trauer. Übersetzung von Johann Schnitzler. Strophe 4.

Ein Dichtervhilosoph H. Schoen

Schulzeit.

In den düstern Schulgebäuden

Gibt's Büblein fiets in Trän' und Pein;

Die andern spielen voller Freud'

Sie fiebern fern im Hof allein.

Schon damals legte der Schüler die spätere Gewissenhaftigkeit an den Tag:

Des Lehrers Blick erregt ihr Schauern

Bei feinem Schatten bebt ihr Knie:

Solch Kinder Los ist zu bedauern

Das Leben ist zu hart für sie.

O! wenn er die Lektion nicht könntez

Die Aufgab' brächte nicht zu Stand'

Wenn ein Verweis zu Ohr ihm tönte-

Mit Strafe gar! O welche Säfandik)

Sobald sich der junge Dichten nach kurzer Bekanntschaft mit den

Eisenwerken des Ereufot und mit der dumpfen Luft eines Notariats-

bureau's der Poesie widmen konnt'c'f verlor er Schlag auf Schlag den

Onkel der feinen Vater erbeut hatte- die treue Tante die ihn fiets mit freudiger Zustimmung ermuntert und gefürcht hatte die zärtliche Mutter,

deren Liebe auf den fäwächlihen Knaben gemacht hatte. Die furflftbare Prüfung hat in Sully Prudhomme's Gedächtnis tiefe Spuren hinterlassen:

Bitte.

Act» wenn du wüßtestir wie man weinet

Wenn ohne Herd. man lebt allein-

An meiner Wohnung wohl gemeinet

Kämpf du vorbei?)

Diese Melancholie wird noch dadurch gesteigert, daß er die Lösung der ihn quälenden Fragen nicht erreichen kann:

Daher es kommt* daß all mein Leben

Im Traum' fchwach und ungewiß,

1) Erste Einfamkeit in Sully Prudhomme's Sammlung „I-e 3

Solitudine“, sehr veränderte Überfetzung von Johann Schnivley

Strophe 1- 5 und 6.

1') [-28 "einen teuäressee, Strophe 1,

398

H. Schoen: Ein Dichterphilosoph
Ich fäiepp' ein unheilbares Streben
Nach einem fernen Paradies))

Wenn aber die 'meisten Dichtungen Sully Prudhommes einen
fchwormütigen Charakter haben. fo erhebt sich der Verfafter energifch
gegen feiges Sichgehenlaffen. gegen fchwachherzige Tatlofigkeit und
weichliche Gefühlfeigkeit. Immer und immer wieder fordert er die
Jugend zum mutigen Kampfe auf. und eben darin offenbart fich wieder
feine geiftige Überlegenheit über die gewöhnliche Gefühlslyrik. _Er
verlangt männliche Arbeit und Energie.
..Haft du jemals." ruft er in einem ungedruckten Fragment
einem modernen Dandy zu. ..haft du jemals im Schweiß deines Antlißes
gearbeitet. haft du je deinem Mitmenfchen irgend welchen Dienft geleistet?
Niemals! Deshalb wird auch dein Tod von keinem Menfchen be-
trauert werden!"

Und in einem ungedruckten Gedicht ruft er dem Iünglinge zu. der
feine Jugend feffel- und pflichtenlos in heiterem Genuße zubringen
möchte. daß jeder Mann hienieden ernfte Pflichten zu erfüllen hat und
daß keiner allein und zurückgezogen leben darf:

Komm und wandere nicht allein auf dem einfamen Pfade.
Suche breitere Wege. die der ganzen Menfchheit bekannt find.
Einheit allein macht die Menfchen gerechter und ftärker und beffer.
Einig vollenden fie das. was einzeln keiner vollbracht hätte?)
Schon in der größeren Rhapsodie „1. n el u 8 tja 8“ und fpäter im
philosophifchen Gedicht „h6 8 0 n ue u r“ erinnert der Denker daran.
daß nur der durch eigene Mühe und Arbeit errungene Genuß wohl-
tuend ift. Daher verwünfcht er in einem Sonett an Mufiet die feige
Todestraugigkeit. die denfelben fchließlich zugrunde richtete: ..Wäreft du
nicht wirklich groß." ruft er ihm zu. ..fo wüirde ich dich unmännlich nennen,
denn der Verzweiflung loch darf und will ich nicht
auf mich nehmen . . . Bett-achte doch. wie ein Leonidas. ein
Spartakus mannhaft gekämpft haben!"
Aus diefer tiefernten Lebensauffaffung ging in Sullys lehren
Jahren jene ftoifche Heiterkeit. jene feierliche Erhabenheit hervor. die
fich in feinen letzten gedruckten und befonders ungedruckten Dichtungen
kundgeben,

I) Das Muttermal. aus [-98 801]tuäefl. Überfeßung von

I. Schnitzler. Strophe 8.

L) Eigene Überfeßung.

Ein Dichterphilosoph H. Schoen

Nichts könnte wohl von dieser letzten Periode einen genaueren Begriff geben, als folgendes Sonett, das einem nachgelassenen Werk entnommen ist, welches nächstens bei Lemerre in Paris erscheinen wirdc')
Mein Lebenslauf.

(Sonett)

„Meinen Geburtstag will ich nicht verdammen; Gott hat mich; hart geprüft, aber er hat mir auch viel gegeben, und ich werde mich nicht beklagen, das Leben gekannt zu haben.“

...le 110 1110 plaincirai 1188 0'111'011* 00111111 In. rie.“

„Die ferne Glückseligkeit, die ich erreichen wollte, ist mir entgangen.

Ruhig und finnen erwarte ich jetzt, was mir bechieden ist. Warum folte mich die Zukunft beängstigen. Meine Seele ist völlig gefättigt.“

„(Zu'iworte l'arenir? 111011 Q1119. eat 1188011710.“

„Meiner Jugend Baum war ehrgeizig, tollkühn, voll Saft und Hoffnung. Ach! des Lebens Stürme haben fein Laub geschüttelt und nach allen Richtungen zerstreut.“

„Um-bm! (10 111er jeunedae (Zenit ambitionx.

17011 cke-spain et (16 8079, 11018.8! et lea Magen,

Zecouant nu rat-clone, e11 0111: 891110 leo eien! . . .“

„Doch die Füße Erinnerung ist der Jahre Ahrenlefer; und niemals gelang es der dahinfließenden Zeit, alles so vollkommen in Vergeffenheit geraten zu lassen, daß nicht mindestens ein e Blume im Felde der Vergangenheit blieb.“

„Unia 18 (101111 80n1-611i1- eat 19 .2181113111- äen uses,

Lt 1'011bli n'n jamain oi bien tout eiknas

0117i] 119 rente 11110 110111- clana le edump (111 1111885.“

17.

Andere Eigenschaften der Dichtungen Sully

Prudhommes.

Neben den vorhergehenden Eigenschaften, die Sully Prudhomme unter den meisten andern französischen Dichtern kennzeichnen, hat

1) A. 8. Das Werk ist während des Drucks dieser Arbeit unter dem Titel „11) 1) a 1- e 8“ erschienen.

400

4
cv-,
Jahrgang
1 9 o 8
*l".
x
.k ..
-, f??
. *7'
-.
4".

Raphael: binÄœonna (191 (Iran Duden.
Zum Effay von Paul G. Konodo.

EMPTY

H. Schoen: Ein Dichterphilosoph

Sullys Werk ähnlreiche Vorzüge. die schon bei den Vorgängern des Denkers mehr oder weniger zu finden findI)
Eben weil er ein scharfer Psycholog ist. beißt Sully eine außerordentliche Virtuosität in der Darstellung und Beobachtung. Seine Schilderungen ver-fetten uns rasch in die von ihm beabfichtigte und tief empfundene Gemütsstimmung. Er hat eine ganz besondere Vorliebe für Vergleichen zwischen den äußeren Erscheinungen und den inneren Empfindungen des Menschen. Eine Blume. ein Vogel eine Wolke. ein Sturm und sogar einige Taupfen genügen ihm. um die zartesten Gefühle auszudrücken. Die Leser dieser Zeitschrift werden diese Kunst in der hübschen Uebersetzung der Zerfprungenen Blumenvase des Taus von Lina Friedländer¹⁾ und in den Ketten von J. Schnitzler würdigen können.
In jedem Ding, drin Gott verhüllte Poesie.
sieht der Dichter eine (elende Seele; denn
Die Luft von Lauten rings erbebet
Doch woher kommt die innre Luft.
Womit sie füllet unfre Brust.
Wenn eine Stimme sie belebet?
In Herz und Stirn. ob fern dem Licht.
Fühl' ich daß eine Seele firebt
Wer zweifelt forsch. ob sie befiht.,
IG laß sie scheinen im GedichtM)
Wie die Romantiker hat Sully Prudhomme die Natur in schönen Versen geschildert. Seine Beschreibungen *der römischen Campagna und des Lateranplatzes in Rom wirken auf uns wie ein Gemälde von Claude Lorrain. und der melodische Rhythmus gibt den unnachahmlichen Reiz wieder der über jene Landschaft ausgegossen ist. Wie schön hat er den Sonnenaufgang. den gefirnten Himmel. die Milchstraßen gefeiert!

1) Vergleiche Meißners vortreffliche Broschüre über Sully Prudhomme t Vafel, 189b, S. 33-36.

2) Diese Uebersetzungen erscheinen in diesem Hefte.

Ö) Die Seele. Uebersetzung von J. Sätzler. aus [aa 'je
int Eri 0. u 1- 9, ,
26* 403

Ein Dichterphilosoph H. Schoen

'Die Milchfische.

- Sagt mir, o liebe Sternelein.

Der Götter und Geschöpfe Ahnen.

Warum im Aug' euch Tränen schwanen?

W Sie sprachen: Ach, wir sind allein!

Ein jeder von uns ist sehr ferne

Von dem, der euch so nah uns scheint;

Die kofend, wonnevolle Wärme

Ist keinem andern zart vereint)

Wie malerisch sind auch die einfachsten Naturbilder dargestellt!

Wie harmonisch und majestätisch gleiten im „I-L Eysie“ betitelten

Gedicht Sullys Verse daher, als ob sie mit ihren sanften, wohlklingenden

Tönen den auf ruhiger Wasserfläche schwimmenden Schwan nachahmen wollten!

Der Schwan.

Geräuschlos auf dem See, wo glatt die Wasser fließen.

Treibt, gleitend sanft, der Schwan mit ruderförmigen Füßen

Die Wellen vor sich hin.2)

Bald haben wir in heroischen Strophen die feierliche Einfachheit eines antiken Dichters;

Den Henkelkrug auf Schulter, die Hand an Hilft' gekehrt.

Gehn hin die Danaiden in Hades düsteren Grund))

(„Die Danaiden“.)

Bald genießen wir den poetischen Schwung, die melodische Bündigkeit eines modernen Lyrikers:

Das Ideal.

Voll ist der Mond, der Himmel hell.

Sternelein funkeln, bleich ist die Erde.

In Lüften schwebt der Welten Seele.

Mein Sehnen gilt dem höchsten Sterne.*)

1).Die Milchfische. Überfetzt von Schnitzler. aus [1801 i-
t 11c16 8 . Strophe 5.

2) Überfetzung von Schnitzler. aus [1868 Zolitschka.

3) bislang-en. I

4) Lineal, eigene, ungedruckte Überfetzung.

404

Seufzer.

In Tränen heißen
Langsam verfielen
Still sich verzehren
In heimlichem Lieben.
Immer aufs neue
Ihr Bild zu beschwören
Täglich voll Neue
Sich wieder betören
Immer sie lieben
Lieben auf immer!
„...)'uu muour toujours plus teudre
Toujours l'imer.“¹⁾

Die Freude.
Immer zum Lieben
Die Arme ihr reichen.
Und doch nicht fliehen.
O Schmerz, o Freude!
O Lieb o Leiden
Wann wirst du scheiden?
Ach, für eine feige Stunde
Nimm ein Jahr von Schmerzen an!“
„your uue [teure (19 "joie unique ei: .uns retour.
kour uue bear-e, tu peu!, tu (Lois aimer la rie!“
Wie nur wenige französische Dichter trifft Sully Prudhomme in
solchen Liedern den volkstümlichen Ton der deutschen Lyrik. So auch im
kurzen Gedicht „Wenn Gott ich wärm- das Fräulein Friedländer für
„Nord und Süd“ überfeßt hat. Öfters find Sullys Dichtungen so
lieblich und wohlklingend daß sie sich vorzüglich zu musikalischer Kom-
position eignen würden.
Bedenklichkeit (Zerupule).
Ich wollt' so gern ihr etwas sagen,
Und kann es nicht;
Das Wörtchen möchte zu viel wagen
Wie [eis es 'fpricift.⁹⁾

1) 8 0 u pi l* , eigener ungedruckte Übertragung.

2) [ta joje, eigene Nachahmung.

“) Jberfetzung von J. Säfnißlerf aus l- e 8 Z 0 | j f ll (L e 8 r

Strophe 1.

Ein Dichterphilosoph H. Schoen

Endlich finden wir in Sullys Dichtungen schon etwas von jenen christlich-sozialen Anschauungen, die der ältere Denker später in einem noch ungedruckten Buch „Der Befiß des Menschen durch den Menschen“ ausführlich dargelegt hat.

Der Anblick geschichtlicher Denkmäler erweckt gewöhnlich bei andern Dichtern historische Ausblicke oder philosophische Gedanken über die Hilflosigkeit irdischer Macht.

Sully Prudhomme aber gedenkt dabei vor allem der entsetzlichen Mühe und Not, des tiefen Elendes derjenigen, die Jahrzehnte lang daran gebaut haben, und der Hoffart und Prunkfucht derer, die sie aufrichten ließen.

Während z. B. das Kolosseum in Rom seiner architektonischen Pracht wegen allgemein bewundert wird, entlockt es unfähigen Denker einen wahren Schrei der Entrüstung über die brutale Tyrannei, die seinen Bau möglich gemacht hat.

Die Macht ohne Liebe werde ich nicht begrüßen!

„Jo ue trainer-ni [uns 19. force nana l'hommeX“)

Aber vor allem bekümmert ihn das unglückliche Los derjenigen, die im Dienste der Cäsaren leiden und unterliegen mußten.

So treffen wir auch hier bei Sully Prudhomme nicht nur tiefe, selbständige Gedanken, sondern vor allem ein Herz voll Mitgefühl für die leidende Menschheit.

3 -Z- :k-

In Sullys Dichtungen finden wir also immer ein Bild seiner schönen Seele. Solange man den Dichter selbst nicht und seine persönlichen Erlebnisse nicht kannte, konnte man seine Werke nicht würdigen, wie sie es verdienen. Nun aber, da wir seine Erfahrungen, seine Leidenschaften, seine Hoffnungen und Enttäuschungen, sein nie erreichtes Ideal und seine Schmerzen kennen, werden wir in ihm einen der wohlthätigsten französischen Dichter erkennen.

Denn, indem er dichtet, erholt er sich, ganz wie Goethe, von seinen tiefen Schmerzen.

„Ich halte meine Tränen zurück, um sie als Ta u -

tropfen aufs Herz zurückfallen zu lassen.“ schreibt er

in einem schönen, ungedruckten FragmentEin Gedächtnis ist nicht für alle Welt geschrieben es gilt denjenigen, die fähig sind, den Schmerz

1) Eroquo: italien-e.

H. Schoen- Ein Dichterphilosoph

des Sängers zu empfinden. Diese Mitteilung muß also diskret.

ac] vomjnen, geheimnisvoll fein."

Und in einem rührenden, tiefempfundenen Brief an seinen treuen
Freund. den berühmten Schauspieler Mounet Sully. schrieb er im
Jahre 1879:

„Wer wird doch jene tiefe, herrliche Wonne beschreiben können, die
der wahre Dichter empfindet, wenn er in der harmonischen Melodie des
Verfes seine aufrichtigsten menschlichen Enttäuschungen und Erregungen
ausdrücken darf. Eben dadurch wird ein wahrer Dichter getroffen, be-
ruhigt, ermutigt, gefördert. Indem er seine Schmerzen poetisch ausdrückt,
fühlt er ihren Stachel weniger, Anstatt durch eine künstliche Bearbeitung
entweicht zu sein, werden Kummer und Trauer durch dieselbe zuzufügen
geheiligt."

Deshalb wird auch Sullys aufrichtiges, aus einem glühenden, ge-
quälten Herzen hervorgegangenes Werk eine befriedigende, veröhnende
Wirkung haben.

Und diese wohltuende Wirkung wird um so ergreifender und fester
sein, je tiefer der Dichter und Denker alle Gemütsbewegungen, alle
Schmerzen, Enttäuschungen und Erfahrungen des modernen Menschen
empfunden hat.

Wenn Sully Prudhomme also durch die Erhabenheit der Gedanken,
durch die würdige Ruhe, durch die Achtung vor den alten Sprach-
und Versgefeßen klarer, fester, so ist er durchaus modern in feinem
unbefriedigten Wissensdurst, modern in feinem unermüdlichen wissen-
schaftlichen Feuereifer, modern durch das Verständnis der Natur-
schönheiten, modern im Gefühl, und Gemüt, modern in feiner
Liebe zu seinen Mitmenschen, besonders zu den Kleinen und Unter-
drückten.

Somit erreicht auch unser Dichter das Ziel, das er sich am Ende
seines großen „Gerechtigkeit" betitelten Gedichtes gesetzt hat, nämlich
dem Guten und Wahren den Sieg über das Böse und über die Lüge
zu verschaffen.

„I'OnjOurs les causes mngnsnics

Ont leur triomphe, leur Oo prompt:

[knows par ls'sang (les rictimss.

les Olirisrs trianpheroutFf

M

M

407*

Bernard Shaw:
Der Arzt am Scheideweg,
Komödie in fünf Akten.
Deutsch von Siegfried Trebitz.
Schluß,

Vierter Akt:

Im Atelier. Das Ruhebett ist nach rückwärts an die Wand gehoben. Der venetianische Senator liegt zusammengekniet auf der Erde; aber der Tod hat die Siehe] im Schoß. an einem Play; in der einen Hand. die auf sein Knie gelehrt ist. hält er ein Stundenglas. die andere Hand ist in die Seite geklemmt. Auf dem Hutständer hängen die Hüte von Sir Patrick und B. B. Walpole. zum Ausgehen angekleidet. ist eben eingetreten. Man klopft. Er öffnet die Tür und findet Ridgeon draußen.

Walpole:

Heda. Ridgeon! (Sie gehen zusammen ins Zimmer. legen ihre Handschuhe und Hüte ab und tun sie auf die Stühle.)

Ridgeon:

Was ist passiert? Hat man Sie auch hergebeten?

Walpole:

Man hat uns alle hergebeten; Ich komme eben. ich habe ihn noch nicht gesehen. Die Scheuer-frau sagt. daß der alte Paddy Stillen seit einer halben Stunde mit B. B. hier ist. (Sir Patrick tritt aus den inneren Gemächern ein.) Na. was gibt's?

Sir Patrick:

Gehen Sie hinein und überzeugen sich selbst. B. B. ist mit ihm drin. (Walpole geht ab, Ridgeon bleibt. um mit Sir Patrick zu sprechen.)

Ridgeon:

Was ist denn geschehen?

Sir Patrick:

Erinnern Sie sich an den Arm der Jane Marsh?

Ridgeon:

Das ist es also?

408

Sir Patrick:

Das ist es ja wohl. Seine Lunge ist gefchwunden wie Ianes Arm. Ich habe einen solchen Fall noch nie gesehen. Er hat nach dreimonatlicher Behandlung in drei Tagen die galoppierende Schwindfucht bekommen.

Ridgeon:

B. B. scheint in die negative Phase eingegriffen zu haben.

Sir Patrick:

Negativ oder positiv* mit dem Burfchen ist es aus. Er wird den Abend nicht überleben, Er wird plötzlich sterben. Ich habe das oft gesehen.

Ridgeon:

Vorausgesetzt daß er stirbt bevor seine Frau ihn kennen lernt habe ich nichts dagegen. Ich habe das genau so erwartet. '

Sir Patrick:

Es ist sehr hart für einen Menschen getötet zu werden weil seine Frau eine zu hohe Meinung von ihm hat. Glücklicherweise ist die Gefahr nicht groß daß das vielen von uns passiert, (V. V. kommt herein und fillrzt sich zwischen die beiden.)

B. B.:

Ah. Da find Sie Ridgeon Paddy hat Ihnen natürlich schon alles erzählt.

Ridgeon:

Ja.

B. B.:

Der Fall ist ungeheuer intereffant. Bei Jupiter?- wissen Sie Colin*- wär's nicht einfach eine wissenschaftliche Tatsache daß ich die Bildung der weißen Blutkörperchen angeregt habe ich wurde glauben die anderen Dinge angeregt zu haben. Wie ist das nur zu erklären Sir Patrick? Wie legen Sie sich das zurecht Ridgeon? Haben wir die Bildung der Phagocyten zu sehr angeregt? Haben sie nicht nur die Bazillen aufgefressen sondern auch die roten Blutkörperchen angegriffen und ebenfalls zerfibr: das halt' ich für möglich in Anbetracht der Blässe des Patienten. Oder find die Phagocyten schließlich die Lunge selber angegangen? Oder zerftören die sich gegenseitig? Ich werde über diesen Fall eine Broschüre schreiben. (Walpole kommt zurück. Er tritt zwischen B. B. und Ridgeon.)

Walpole:

Mein Gott B. B.! Diesmal haben Sie's vollbracht.

Der Arzt am Scheideweg- Bernard Shaw

B. B.:

Was?

Walpole:

Ihn getötet. Der schlimmste Fall vernachlässigter Blutvergiftung, der mir jemals untergekommen ist. Jetzt ist es zu spät. Er wurde in der Narkose sterben.

B. B.:

Wahrhaftig Walpole- ich wurde diesen Ausdruck gewaltig krumm nehmen- wenn man Ihre Monomanie nicht kennt. Getötet!

Sir Patrick:

Man höre Sie nur! Man höre Sie nur! Wenn ich beide erst so viele Menschen getötet habe? wie ich zu meiner Zeit werden ihr wohl 'n bißchen beiderseits fein. Gehen Sie und sehen Sie ihn an- Colly. (Ridgeon und Sie Patrick gehen ins Nebenzimmer.)

Walpole:

Ich bitte Sie um Verzeihung B. V.: Aber es war Blutvergiftung.

B. B.:

Mein lieber Walpolez je die Krankheit ist Blutvergiftung. Aber meiner Treu- Ridgeons Zeug werde ich von nun an ausweichen. Der Grund warum ich gegen das was Sie eben sagten so empfindlich hin- ist- im Vertrauen. unter uns gesprochen daß Ridgeon unfähiger junger Freund die letzte Suppe gekocht hat. (Jennifer tritt ein und kommt zwischen die beiden. Sie trägt eine Hausmädchenchürze.)

Frau Dubedat:

Sir Ralph- was soll ich tun? Der Mann- der mich absolut sprechen wollte- läßt fragen- eine Sache sei für Louis von großer Wichtigkeit - er ist Reporter. Heute früh ist in der Zeitung eine Notiz erschienen die Louis' ernsthafte Erkrankung meldet und dieser Herr will ihn darüber interviewen. Wie können Menschen nur so brutal gefühllos sein?

Walpole:

Überlassen Sie ihn mir, Ich werde mit ihm schon fertig werden. (er bewegt sich voller Rachegefühl nach der Tür.)

Frau Dubedat

(hält ihn zurück): Aber Louis befiehlt daraufhin ihn zu empfangen: er hat über mein Zögern fast zu weinen angefangen. Er klagt auch- daß er es in seinem Zimmer nicht länger aushalten kann. Er sagt (sie kämpft mit einem Schluchzen) sterben wolle er in [einem Atelier. Sir Patrick meint-

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

man soll ihm seinen Willen lassen: es könne weiter nicht schaden. Was sollen wir tun?

B. V.

(ermutigend): Selbstverständlich den ausgezeichneten Rat Sir Patricks befolgen. Wie er ganz richtig sagt, kann das nicht schaden: es wird ihm zweifellos gut tun - sogar sehr gut. Er wird sich dann wohler fühlen.

F r a u D u b e d a t

(ein wenig heiter): Wollen Sie so gut sein, Doktor Walpole, und den Herrn also hier hereinführen und ihm sagen, daß er Louis sehen könne, aber nicht viel mit ihm sprechen dürfen? (Walpole nickt und geht durch die Außentür ab.) Sir Ralph, seien Sie mir nicht böse, aber Louis flüchtet, wenn er hier bleibt. Ich muß ihn nach Cornwall bringen. Dort wird er wieder wohler!

B. B.:

Das sollen Sie. Gewiß sollen Sie das, Cornwall! Das ist der richtige Ort für ihn! Wundervoll für die Lunge! Dumm von mir, daß ich nicht schon früher daran gedacht habe.

Frau Dubedat:

Sie sind so gütig, Sir Ralph. Aber geben Sie mir nicht zu viel Hoffnung, sonst weine ich; und das kann Louis nicht vertragen.

B. B.:

Dann wollen wir aber zu ihm zurückgehen und ihn hereintragen helfen. Cornwall, natürlich, natürlich. Das ist das Richtige! (Sie gehen zu: schlafen ins Schlafzimmer.) (Walpole kehrt mit dem Reporter zurück, einem heitern freundlichen, jungen Mann, der für sein Geschäft aber ganz unfähig ist: es ist ihm nämlich nicht möglich, bei der Sache zu bleiben; er hat ein angeborenes Talent, von jedem Gegenstand abzuweichen, was ihn unfähig macht, irgend etwas, das er gesehen, genau zu beschreiben oder irgend etwas, das er gehört hat, ordentlich zu kapieren und wieder-zugeben. Da die einzige Beschäftigung,

bei der diese Defekte irrelevant sind, der Journalismus ist - eine Zeitung braucht sich ja nicht nach ihren Beschreibungen und Auffassungen zu richten, sondern sie bloß an neugierige Faulpelze zu verkaufen, hat daher für Genauigkeit und Wahrhaftigkeit keine Verwendung -- so mußte er durch eine forcierte majour Journalist werden und muß zusehen, wie er im täglichen Kampf mit seiner eigenen Unbefähigkeit und seinen prekären Umständen den Kopf oben behält. Er hat ein Notizbuch bei sich und versucht gelegentlich eine Notiz zu machen, da er aber nicht stenographieren und auf keine Weise schnell schreiben kann, gibt er das, ehe er einen Satz zu Ende gebracht hat, gewöhnlich als verlorene Mühe auf.)

Der Arzt am Scveideweg Bernard Shaw

4-..-

R e p o r t e r

(blickt umher und macht unbefiimmte Notizen): Das ifi wohl das Atelier.
nicht wahr?

W a l p o l e:

Ja.

R e p o r t e r:

Wo er feine Modelle hat. nicht?

W a l p o l e:

Zweifellos.

R e p o r t e r:

Euderkeln hat er. fagten Sie?

W a l p o l e:

Ia. Tuberkeln.

R e p o r t e r:

Wie buchfiabieren Sie das: E-u-d-e-r-k-e-l-n oder- ck -?

W a l p o l e:

Tuberkel. Menfch. nicht Euderkel. T-u-b--e-r-k-e-l.

R e p o r t e r:

Oh! Tuberkeln. Ifi wohl irgend eine Krankheit. Ich dachte. er hätte
Schwindfucht. Sind Sie ein Familienmitglied oder der Arzt?

W a l p o l e:

Weder das eine noch das andere. Ich bin der bekannte Operateur Eutler
Walpole. Notieren Sie das. Dann notieren Sie Sir Eolenfo Ridgeon.

R e p o r t e r:

Pidgeon?

W a l p o l e:

Ridgeon. (Ihm das Buch entreißend.) Geben Sie her: Sie täten beffer.
mich die Namen für Sie fchreiben zu laffen. Sie werden licher alles
falfeh notieren. Das kommt davon. wenn man keinen wiffenfchaftlichen
Beruf ausübt ohne Befähigungsnachweis und ohne öffentliche Ne-
gifirung. (Er fchreibt die Einzelheiten auf.)

R e p o r t e r:

Oh. Sie haben es aber fcharf auf uns abgefehen?

W a l p o l e:

In) wollte. ich hätt's auf Sie abgefehen: ich wiirde einen Menfchen
aus Ihnen machen. Geben Sie jeht acht. (Ihm das Buch zeigend.) Da
fiehen die drei Namen der drei Ärzte. Das ifi der Name des Patienten.
Das ifi feine Adreffe. Das ifi der Name der Krankheit. (Er fchließt mit

412

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg
einem Klaps das Buch des Journalisten. der dabei zusammenfährt.
und wendet sich ihm wieder zu.) Herr Dubedat wird gleich hierher ge-
bracht werden. Er empfängt Sie. weil er nicht weiß. wie fehlerhaft es
um ihn steht. Wir wollen Ihnen einige Minuten erlauben. um ihm
den Willen zu tun; aber sobald Sie mit ihm plaudern. müssen Sie
raus. Er kann jeden Augenblick sterben.

R e p o r t e r

(neugierig): Steht es so fehlerhaft um ihn? Ich sag's ja. heute habe ich
Glück.

Walpole:

Still. (Der Reporter setzt sich rasch auf den Klavierbank. Dubedat wird
in einem Krankenstuhl von Frau Dubedat und B. B. hereingerollt. Sie
rollen ihn zwischen die Eiderle und das Sofa. wo die Staffelei früher
gestanden hat. Er ist nicht verändert. wie es ein starker Mann wäre.
und nicht abgemagert. Seine Augen sehen größer aus. und körperlich
ist er so schwach. daß er sich kaum bewegen kann und vollständig er-
mattet in den Kissen liegt; aber sein Geist ist reger; er schlägt aus [einer
Lage so viel wie möglich heraus. indem er in der Schlafheit Wollust
und im Tod ein Drama erblickt. Er macht auf alle gegen ihren Willen
einen starken Eindruck. mit Ausnahme von Ridgeon. der ganz unge-
rührt ist. Er folgt dem Stuhl mit einem Teetisch mit Milch und
Stimulantien. Sir Patrick. der ihn begleitet. nimmt den Teetisch von der
Wand und stellt ihn hinter den Stuhl für das Tablett, B. V. nimmt
den Atelierstuhl und klettert ihn für Jennifer an Dubedats Seite. in die
Nähe der Eiderle. von welcher die Gliederpuppe den sterbenden Künstler
anblickt. V. V. kehrt zu Dubedats Linken zurück. Jennifer setzt sich. Wal-
pole setzt sich auf den Rand der Eiderle in die Ecke. der Gliederpuppe
gegenüber.)

L o u i s

(felig): Hier ist das Glück! Im Atelier ist das Glück! Das Glück!

Frau Dubedat:

Ja. du Lieber. Sie Patrick gestattet dir. hier so lange zu bleiben. wie
du willst.

(Eine Pause.)

L o u i s:

Jennifer.

Frau Dubedat:

Ja. Liebling.

L o u i s:

Ist der Journalist da?

413

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

R e p o r t e r

(eilfertig): Iawohl. Herr Dubedat. Hier bin ich. zu Ihren Dienften.

Ich repräsentiere die Presse. Ich dachte. Sie ließen uns wohl noch 'n paar Worte zukommen. was Sie >- was Sie -- na. was Sie für die kommende Saison vorhaben,

L o u i s:

Ich habe für die nächste Saison etwas ganz Einfaches vor. Ich werde sterben.

F r a u D u b e d a t

(gequält): Liebster - liebster -

L o u i s:

Ich bin sehr schwach und müde. Du denkst doch nicht. daß ich mir die abscheuliche Mühe nehme. so zu tun. als wüßte ich das nicht. Als ich da lag. hab' ich alles. was die Ärzte fragten. gehört - und in mich hinein gelacht. Sie wissen Bescheid! Nur nicht weinen. Liebster: weinen macht dich häßlich. und das kann ich nicht ertragen. (Sie trocknet sich die Augen und gibt sich einen stolzen Ruck.) Du mußt mir etwas versprechen.

Frau Dubedat:

Du weißt ja. daß ich alles tu. Nur nicht versprechen. Liebster: das nimmt dir deine Kraft.

L o u i s:

Nein. das braucht sie bloß auf. Ridgeon. geben Sie mir gefälligst was. was mich für'n paar Minuten in Gang hält-nicht eins von Ihren verdammten Antidoten! Ich hab' vor der Abreise noch was zu fragen.

Ridgeon

(ruft Sir Patrick an): Ich glaube. es kann nicht schaden. (Er mischt etwas Brandy und Selters).

S i r P a t r i c k:

Tun Sie's in Milch. Sonst hustet er. (Ridgeon füllt das Glas mit Milch und gibt es Louis.)

L o u i s

(nachdem er getrunken): Jennifer.

Frau Dubedat:

Ja. Lieber.

L o u i s:

Wenn ich etwas über alles hätte. so ist es eine Witwe. Versprich mir. daß du niemals Witwe sein wirst.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Frau Dubedat:

Wie meinst du das?

L o u i s:

Du sollst schon aussehen. Die Menschen sollen es in deinen Augen lesen, daß du mit mir verheiratet warst. Die Italiener pflegten einfach auf Dante zu zeigen und zu sagen: „Da geht der Mann, der in der Hölle war.“ Ich will, daß sie auf dich zeigen und sagen: „Hier geht die Frau, die im Himmel war.“ Es ist der Himmel gewesen. Schade, nicht wahr - manchmal?

Frau Dubedat:

Oh ja, ja, immer, immer.

L o u i s:

Wenn du Trauer triffst und weinst, werden die Leute sagen: „Seht die Unselige an, ihr Gatte hat sie elend gemacht.“

Frau Dubedat:

Nein, niemals. Du bist das Licht und der Segen meines Lebens, Ich habe nicht gelebt, bevor ich dich kannte.

L o u i s:

Dann mußt du immer wunderbare Kleider und herrliche, zauberhaft glänzende Juwelen tragen. Denke nur an alle die himmlischen Bilder, die ich niemals malen werde. (Sie erzwingt einen fürchterlichen Sieg über ihr Schluchzen.) Die Schönheit aller jener Bilder muß dich verklaren. Dein Anblick muß den Menschen Träume schenken, wie sie ihnen niemals irgend ein Gemälde mit Farbe und Pinsel hat schenken können. Die Maler müßten dich malen, wie sie nie zuvor irgend ein irdisches Weib gemalt haben. Es muß dich eine große Tradition von Schönheit, eine ganze Atmosphäre von Zauber und Romantik umgeben. Das sollen die Menschen immer fühlen, wenn sie an mich denken. Das ist die Art Unsterblichkeit, die ich mir wünsche. Du kannst sie mir schenken, Jennifer. Es gibt gar viele Dinge, die jedes Straßenweib verliert und die du nicht verlierst; aber dies kannst nur du verlieren und es vollbringen: niemand sonst! Versprich mir, daß du niemals durch die armenige Hölle mit all dem gemeinen Unfug von Trauerflehern, Weinen, Leichenbegräbnissen und verwelkenden Blumen schreiten wirst.

Frau Dubedat:

Ich verspreche dir das. Aber das alles liegt ja noch in weitem Felde. Lieber. Du wirst mit mir nach Cornwall gehen und gefunden werden, Sir Ralph hat das auch gesagt.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

L o u i s:

Armer alter B. B.!

B. B.

(zu Tränen gerührt. wendet sich ab und flüchtet Sir Patrick zu): Armer

Junge! Das Gehirn nicht mehr klar.

L o u i s:

Ist Sir Patrick da?

S i r P a t r i c k:

Ja. ja. Hier bin ich.

L o u i s:

Nehmen Sie doch Platz. Sie alter Mann dürfen doch nicht stehen.

S i r P a t r i c k:

"Ist ja. Danke. Schon gut.

L o u i s:

Jennifer.

Frau Dubedat:

Ja. Liebling.

L o u i s:

Erinnerst du dich an den brennenden Busch?

Frau Dubedat:

Ja. ja. Oh. mein Geliebter. es preßt mir das Herz zusammen. jeßt daran denken zu wollen!

L o u i s:

Wirklich? Mich erfüllt es mit Freude. Erzähle es ihnen.

Frau Dubedat:

Es gibt nicht viel zu erzählen. Als wir einmal in meiner Heimat in Cornwall das erste Winterfeuer anzündeten und durch das Fenster blickten. sahen wir. wie die Flammen in einem Busch im Garten tanzten.

L o u i s:

War das ein Farbenpiel! Granatfarbe. Es wogte wie Seide. Eine * flüchtige herrliche Flamme. die durch die Lorbeer-blätter flog. ohne sie zu verbrennen. Wohlan! Eine solche Flamme werde ich sein. *Es tut mir leid. die armen kleinen Würmer um eine Mahlzeit zu betrügen; aber mein Ende sei die Flamme im brennenden Busch! Wann immer du sie wieder sehen wirst. Jennifer. denke dran. daß ich die Flamme bin. Versprich mir. daß ich verbrannt werde.

Frau Dubedat:

Oh. könnt' ich es doch mit dir. Louis!

415

in
ifche Kunfi".
San Gregorio
Zum Effah über „Span
Kirchenfaffade
Valladoli .
O'.- - - Gj
, e »Wīde
. u. . . ,
,1 . . . e . , r . . r . . e.
1* . * c . . t U 7 . ' .
. 4 . . . , .
. , e . .
. n , . . . r . x , . . t e
l . . a . . i . o - . . 1 . 7 F . e e . . t ,
... ..2 . . t . . . l . . . k
x ...-u , . . . t . ,
. :
. , , , , . . t , . "tūv , .
- * . . . , , . . . , - . ' . t l k q u Ü t l N
. c . c i . a 1 . e , -
, j '
. il - , l ...
,
. 1 MW .
„. v ' f ' k ' i . .
... ..LBV - ' 1 " ... - . -

(ina-mx-
0.-' l' rl c' *
/
uncut-.Will

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

L o u i s:

Nein, du mußt immer im Garten fein, wenn der Busch aufflammt. Du bißt mein Halt in der Welt: du bist meine Unsterblichkeit. Verprich mir das.

Frau Dubedat:

Ich höre. Ich werde es nicht vergeffen. Du weißt, daß ich's dir verpreche'.

L o u i s:

Es ist gut, das ist wohl alles, verprich mir nur noch, daß du für meine Bilder eine Einzelausstellung veranstalten wirst. Deinen Augen vertraue ich. Du wirst niemandem gefallen, nie zu berühren.

Frau Dubedat:

Du kannst dich auf mich verlassen.

L o u i s:

Dann gibt es nichts mehr, was mir Sorge macht, nicht? Gib mir etwas Milch. Ich bin furchtlich abgepannt; wenn ich aber aufhöre, kann ich nie wieder anfangen. (B. B. reicht ihm einen Trunk. Er nimmt ihn und ficht V. V. verfehlt an): Hören Sie, B. B., glauben Sie, daß irgend etwas Sie zum Schweigen bringen könnte?

B. B.,

(beinahe fassungslos): Er verwechselt mich mit Ihnen. Paddy. Armer Kerl! Armer Kerl!

L o u i s:

Ich hatte sonst immer entsetzliche Angst vor dem Tod, jetzt aber, wo er naht, bin ich furchtlos und vollkommen glücklich. Jennifer.

Frau Dubedat;

Ja, Lieber.

L o u i s:

Ich will dir ein Geheimnis anvertrauen. Manchmal dachte ich, unsere Heirat sei nur Verführung und eines Tages wurde ich mich freimachen und davon laufen. Aber jetzt, wo das Schicksal mich freimacht, ob ich nun will oder nicht, liebe ich dich ganz und gar und bin vollkommen zufrieden; weil ich als ein Teil von dir und nicht als mein lästiges Selbst leben werde.

Frau Dubedat:

Bleib bei mir, Louis. Oh verlaß mich nicht, Geliebter.

L o u i s:

Ich bin nicht selbstfüchtig, oh nein. *Trotz all' meiner Fehler glaube ich

27 417

nicht. daß ich immer felbfichtlich gewefen bin. Das kann kein Künfler fein: die Kunft ift zu groß dazu... Du wirft dich wieder verheiraten.

Jennifer.

Frau Dubedat:

Oh. wie kannft du nur. Louis?

L o u i s

(wie ein Kind darauf befiehend): Ja. das mußft du. Leute. die in der Ehe glücklich waren. heiraten immer wieder. Ach. ich werde nicht eiferfüchtig fein. (Leife.) Aber fprich mit dem andern nicht zu viel über mich: das wird er nicht gern mögen. Ich werde die ganze Zeit dein Geliebter fein; aber dem armen Teufel wird es ein Geheimnis bleiben!

S i r P a t r i c k:

So! Nun haben Sie genug gefprochen. Verfuchen Sie ein wenig zu ruhen.

L o u i s:

Ia. ich bin fchrecklich milde; aber ich kann gleich lange ausruhen. Ich habe Ihnen noch etwas zu fagen. meine Herren. Ihr feid doch alle da. nicht? Ich bin fo fchwaäh. daß ich nichts anderes fehen kann als Jennifers Bruf. Die verfpricht Ruhe.

R i d g e o n:

Wir find alle hier.

L o u i s

(fchaudernd): Diefte Stimme klang teuflifch. Nehmen Sie fich in acht. Ridgeon. meine Ohren hören Dinge. die anderer Leute Ohren nicht hören können. Ich habe nachgedacht - nachgedacht. Ich bin klüger. als Sie glauben.

S i r P a t r i c k

(Ridgeon weiter nach rückwärts ziehend): Kommen Sie hierher. Ridgeon. Sie machen ihn nervös. Gehen Sie fachte hinaus. ruhig.

Ridgeon *

(beifeite zu Sir Patrick): Wollen Sie den fierbenden Schaufpieler feines Publikums berauben?

L o u i s

(feine Augen leuchten in böfer Luft fchwach auf): Ich hab's doch gehört. Ridgeon. Das war gut. Jennifer. Geliebte. fei immer gut zu Ridgeon. er ift der leßte Menfch. über den ich mich amüfiert habe.

R i d g e o n

(bleibt hart und geht auf feinen Plah zum Kranken zurück): In?

L o u i s:

Aber was Sie fagen. fiimmt gar nicht. S i e fiehen noch auf der Bühne.

Ich bin fchon abgefchminkt.

Frau Dubedat

(zu Ridgeon): Was haben Sie gefagt?

L o u i s:

Nichts. mein Schaß. Nur eines von den kleinen Geheimniffen. die Menfchen für fich behalten. Ihr habt alle recht hart von mir gedacht und habt mir das auch gefagt.

B. B.

(ganz überwältigt): Nein. nein. Dubedat . . . Durchaus nicht. (Er lehneuzt lieb)

L o u i s:

Ia. das habt ihr doch. Ich weiß. was ihr alle von mir denkt. Bildet euch ja nicht ein. daß mich das fuchft. Ich vergebe euch.

W a l p o l e *

(unwillkürlih): Zum Donnerwetter: Verdammt! (Befchämt): Oh. bitte. verzeihen Sie.

L o u i s;

Das war der echte Walpole. ich weiß fchon. Darüber gramen Sie fich nur nicht. Walpole. Ich fühle mich fehr wohl. Ich habe keine Schmerzen. Ich wünfche nicht zu leben. Ich bin mir felbft entronnen. Ich bin im Himmel und unfterblich im Herzen meiner fchönen Jennifer. Ich fürchte mich nicht und fchäme mich nicht. (Naäzdenklich. grübelt fo für fich felbft dahin.) Ich weiß. wenn ich mich durch den unwirklichen Teil des Lebens durchkämpfen mußte. ließ mich äußerer Zufall nicht immer dem Ideal getreu leben. Aber in meiner eigenen wirklichen Welt habe ich niemals etwas Böfes getan. niemals meinen Glauben verleugnet. niemals mir felbft die Treue gebrochen. Ich wurde bedroht. verlaftert. beleidigt und - hungerte. Aber ich habe das Spiel gefpielt und den guten Kampf gekämpft. Und nun ift alles vorüber. ein unbefchreiblicher Frieden bricht für mich an. (Er faltet mit fchwacher Bewegung die Hände.) Ich glaube an Michel Angelo. Velasquez und Rembrandt. an die Gewalt der Zeichnung. an das Myfterium der Farbe. an die Erlöfung von allen Übeln durch die ewige Schönheit und an die Sendung der Kunft. die diefe Hände gefegnet hat. Amen. Amen -- (Er fchließt die Augen und liegt nur.)

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

F r a u D u b e d a t

(atemlos): Louis. bifi du - (Walpole erhebt sich rafch und kommt zu ihr hinüber. um zu fehn. ob Dubedat tot ift.)

L o u i s:

Noch nicht. Liebft. Sehr bald. aber noch nicht. Ich möchte meinen Kopf an deine Bruft lehnen z aber das wurde dich zu fehr ermicden.

Frau Dubedat:

Nein. nein. nein. Liebling: wie kdnnteft du mich ermr'rden! (Sie richtet ihn fo auf. daß er an ihrer Bruft zu liegen kommt.)

L o u i s:

Das tut wohl!

Frau Dubedat:

Schone mich nicht. Liebling. Du ermüdeft mich wirklich nicht. Lehn' dich an mich an mit deinem ganzen Gewicht.

L o u i s:

Geliebte... ich glaube. ich werde fehließlich doch noch wieder wohler.

Frau Dubedat:

Ia. ja. das wirft du.

L o u i s:

Weil ich mit einem'mal fchlafen möchte. Einen ganz ordinären Schlaf.

F r a u D u b e d a t

(ihn wiegend): Ja. Liebling. Schlafe. (Er fGeint in Schlaf zu finken.)

bitte. fibrt ihn nicht. (Seine Lippen bewegen sich.) Was fagft

du. Liebling? (In großer Trauer.) Ich kann ihn nicht verfehen. (Seine Lippen bewegen sich wieder. Walpole beugt sich herab und horäzt.)

W a l p o l e:

Er fragt. ob der Reporter noch da ift.

R e p o r t e r

(aufgeregt - er hat sich ungeheuer amüfiert): In. Herr Dubedat. Hier bin ich. (Walpole erhebt warnend die Hand. ihm Schweigen gebietend.

B. B. feßt sich auf das Sofa und verbirgt fein Antliß in feinem Tafchentuch.)

(Paule-)

F r a u D u b e d a t

(fehr erleichtert): Oh. das ifi recht. Liebling: fchone mich nicht; lehne dich an mich mit deinem ganzen Gewicht. Jetzt ruhft du wirklich aus, (Sir Patrick kommt rafch nach vorne und fühlt Louis' Puls; dann nimmt er ihn bei den Schultern.)

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Sir Patrick:

Ich will ihn in die Kissen zurücklegen) gnädige Frau, Er liegt dann beffer.

Frau Dubedat:

Oh nein) bitte) bitte) nicht. Es ermüdet mich nicht; und er würde beim Erwachen traurig sein) daß ich ihn zurückgelegt habe.

Sir Patrick:

Er wird nie mehr erwachen. (Er faßt den Körper fest an und feßt ihn in den Stuhl zurück. Mit Ridgeons Hilfe läßt er die Lehne herunter und macht eine Bahre daraus.)

Frau Dubedat

(die aufgeprungen ist): War das der Tod?

Walpole:

Ja,

Frau Dubedat

(mit vollkommener Würde): Darf ich die Herren bitten) einen Augenblick zu warten. Ich bin gleich wieder da. (Sie geht hinaus.)

Walpole:

Sollen wir ihr folgen? Ist sie ihrer Sinne mächtig?

Sir Patrick:

(mit Überzeugung): Ja. Sie ist ganz beifammen. Lassen wir sie allein. Sie kommt wieder.

Ridgeon:

Wir wollen alles fortchaffen) ehe sie zurückkehrt.

B. B.

(erhebt sich abgefaßt): Mein lieber Eolly! Der arme Kerl! Er ist schon gestorben.

Sir Patrick:

Ja! sterben die Bösen.

„Feffeln liegen nicht um ihren Tod; aber ihre Stärke ist um sie: nicht in Ruhelofigkeiten wie die andern.“

Einerlei; es ist nicht an uns zu richten. Er ist jetzt in einer andern Welt.

Walpole:

Und borgt sich da wahrscheinlich die erste Fünfpfundnote. Kommen Sie Eolly) wir wollen ihn ins Schlafzimmer schaffen. (Ridgeon und Walpole rollen den Stuhl hinaus.)

Reporter

(den Kodak in der Hand): Einen Augenblick) bitte. (Sie wenden sich plötzlich um, und er knipft die Gruppe ab.) hab's schon.

42:

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

W a l p o l e:

Was soll das heißen? (Er geht auf ihn zu.)

R e p o r t e r

(den Kodak fchließend): Ich glaube,, die Gruppe ift recht gelungen;
wenn das Licht nur fiark genug gewefen ift. Ich danke Ihnen allen-
meine Herren.

W a l p o l e

(ihm den .Kodak entreißend): Das war durchaus nicht Ihre Sache! Ich
werde den Apparat behalten und das Negativ vernichten.

R e p o r t e r: .

Das bedaure ich wahrhaftig. Aber glauben Sie nicht,, daß ihm das ganz
recht gewefen wäre?

W a l p o l e:

Ia- das fiimmt. Da. (Er gibt ihm den Kodak zurück, Er und Ridgeon
rollen dann den Stuhl hinausz B. V. kommt in die Mitte des Zimmers.)

R e p o r t e r

(zu V. B.): Ich glaube- es beweifi ein fehr tiefes Empfindem daß ihm
fo viel daran l'gelegen warh daß feine Frau nach ihm ordentlich in
Trauer ginge und ihm fchwören nlußte,, fich nie wieder zu verheiraten.

Sir P a t r i c k:

Oh- fo haben Sie das verftandem wirklich?

B. B.

(ausdrucksvoll): Herr Dubedat ift nicht in der Lagep das Interview
länger fortzufehen. Noch find wir es.

S i r P a t r i c k:

Ich wünfche Ihnen guten Abend.

R e p o r t e r:

Frau Dubedat fagte doch. fie würde wiederkommen.

B. B.:

Iax aber erfi/ wenn Sie fort find.

R e p o r t e r:

Glauben Siex daß fie mir ein paar Worte'darüber7fagen würdeh „wie
man fich als Witwe fühlt"? Ift das nicht ein guter Titel fiir einen Artikel?

B. B.:

Junger Mann- wenn SiewurtenX bis Frau Dubedat zurückkommtß können
Sie einen Artikel mit dem Titel „Wie man fich als hinausgeworfen fühlt“
fchreiben.

422

R e p o r t e r:

Sie glauben, sie würde mir lieber nichts -

B. B.:

Adieu. Ich danke Ihnen, Herr - (Er überreicht ihm eine Visitenkarte.)

Damit Sie meinen Namen richtig schreiben. Adieu.

R e p o r t e r:

Adieu. Ich danke Ihnen, Herr - (Er wird von B. B. hinausgedrängt, der die Tür hinter ihm schließt und zu Sir Patrick zurückkehrt.)

(Ridgeon und Walpole kehren zurück. Walpole geht hinüber in die Nähe der Außentür, und Ridgeon tritt zwischen B. B. und Sir Patrick.)

B. B.:

Armer Junge! Armer junger Kerl! Wie schön er starb! Ich fühle mich wahrhaftig gehoben,

Sir Patrick:

Wenn Sie mal so alt sind wie ich, dann werden Sie wissen, daß es nicht sehr darauf ankommt, wie ein Mensch stirbt. Die Hauptsache ist, wie er lebt. Jeder Tor, der mit der Nase auf eine Kugel stößt, ist heutzutage ein Held, weil er fürs Vaterland stirbt. Warum lebt er nicht dafür? zu irgend einem Zweck?

B. B.:

Nein, bitte Sie, Paddy: sprechen Sie nicht hart über den armen Burfchen - jeßt nicht, geht nicht. War er denn gar so schlecht?! Er hatte nur zwei Schwächen: Geld und Weiber. Lassen Sie uns ehrlich sein. Geben Sie der Wahrheit die Ehre, Paddy. Seien Sie kein Heuchler. Ridgeon - Werfen Sie die Maske ab, Walpole. Steht es um diese zwei Dinge augenblicklich so gut, daß eine Mißachtung der üblichen Vereinbarungen auf wirkliche Verderbtheit schließen läßt?

Walpole:

Ich habe nichts gegen eine Mißachtung der üblichen Vereinbarungen. Der Teufel hole alle Vereinbarungen! Ein Mann der Wissenschaft verachtet beides, sowohl Geld wie die Weiber. Was ich ihm zum Vorwurf mache, war keine Mißachtung aller Dinge, mit Ausnahme seiner eigenen Tische und seiner eigenen Ideen. Er hat die üblichen Vereinbarungen nicht verachtet, wenn sie ihm Geld einbrachten. Hat er uns die Bilder umsonst gegeben? Glauben Sie, er würde gezögert haben, eine Erpreßung an mir zu verüben, wenn ich mich mit seiner Frau vergangen hatte? Ganz gewiß nicht. -

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Sir P a trick:

Vergeudet die Zeit nicht mit Streitereien über ihn. Schurke bleibt Schurke und Ehrenmann bleibt Ehrenmann; und keiner von beiden wird jemals um eine Religion oder um Moral in Verlegenheit sein, wenn er beweisen will, daß seine Wege die richtigen sind. Es ist dieselbe Sache mit den Völlern mit den Berufszweigen mit allem auf der Welt und wird auch immer so sein.

B. B.:

Na ja, „vielleicht/ vielleicht vielleicht. Immerhin (le mortuis ujl njai bene. Er fiarb ungemein fchbm bemerkenswert fchdn. Er hat uns ein Beispiel gegeben: wir wollen uns lieber bemühen es zu befolgen als über die Schwächen zu hadern,“ die ihn zugrunde gerichtet haben. Ich glaube, es ist Shakespeare der sagt das Gutmüthigste das die meisten Menschen tun,“ das überlebt sie,“ das Bbfe liegt mit ihren Gebeinen eingelcharrt. Im eingelcharrt mit ihren Gebeinen. Glauben Sie mit Paddy wir sind alle fieberlich. Es ist das allgemeine Losh Ridgeon. Sagen Sie was Sie wollen, Walpole, der Natur muß ihr Tribut gezahlt werden. Wenn nicht heute, dann morgen.

„Morgen morgen ja morgen

„Schlafen sie nach wildem Lebensfieber aus,“

„Und lassen diesem wefenlosen Ozean gleich,“

„Von dem kein Wanderer wiedergekehrt

„Von ihrem Schiffelein kein Gebälk zurück.“

(Ridgeon will frechem aber B. B. führt rasch fort und fährt ihm mit dem Folgenden über den Mund:)

„Lösch aus, du Lichttumpfy

„Denn die Verdammnis haufft du doch um nichts.

„Bereit sein: das ist alles.“

W a l p o l e:

Ja ja, B. B. Der Tod fährt den Leuten immer so in die Knochen.

Ich weiß eigentlich nicht warum, aber es ist so. Übrigens was wollen wir eigentlich noch? Uns aus dem Staube machen oder warten bis Frau Dubedat zurückkommt?

S i r P a t r i (k:

Ich glaube, wir gehen lieber. (Sie nehmen ihre Hüte und begeben

[ich nach der Tür.)

F r a u D u b e d a t

(kommt aus dem Nebenzimmer, prächtig, [chön gekleidet und firschend):

Es tut mir leid, daß ich Sie so lange warten ließ.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

Sir Patrick: Aber ich bitte.' gnädige Frau.

V. B.: Durchaus nicht. durchaus nicht.

Richardson: Ganz und gar nicht.

Walpole: Nicht der Rede wert.

Frau Dubedat

(näher zu ihnen): Ich habe das Gefühl, daß ich einen Freund noch einmal die Hand drücken muß, bevor wir heute auseinandergehen. Wir haben gemeinsam ein großes Vorrecht und ein großes Glück genossen. Ich glaube nicht, daß wir uns jemals wieder wie gewöhnliche Menschen fühlen werden. Wir hatten ein wundervolles Erlebnis; und das eint uns in einem gemeinsamen Glauben, einem gemeinsamen Ideal, das niemand sonst so ganz empfinden kann. Das Leben wird für uns immer noch fein; der Tod nicht minder. Daraufhin wollen wir uns die Hand reichen! Ja?

Sir Patrick

(ihr die Hand drückend): Vergessen Sie nicht, alle Schriftstücke Ihrem Anwalt zu übergeben. Er soll alle Läden öffnen und alles ordnen. Das Gesetz verlangt das.

Frau Dubedat:

Oh, ich danke Ihnen: das wußte ich nicht. (Sir Patrick geht hinaus.)

B. B.:

Ich veranlasse jetzt alles Weitere. Ich schicke Ihnen geeignete Leute.

Leben Sie wohl, meine teure gnädige Frau. (Er geht hinaus.)

Walpole:

Leben Sie wohl. Ich muß mir Selbstvorwürfe machen: ich hätte auf einer Operation bestehen sollen. (Er geht hinaus.)

Richardson:

Adieu. (Er bietet ihr die Hand.)

Frau Dubedat

(zieht sich mit fanfarter Würde von ihm zurück): Seine Freunde habe ich gefragt. Sir Eolenfo. (Er verbeugt sich und geht hinaus.)

Vorhang.

(Sie finden alle in

einem betroffenen

Gemurmel erflarrt.)

Fünfter Akt:

In einer kleinen Bildergalerie in Bond Street. Der Eingang zu ihr geht durch eine hübsche Bilderauslage. Nahezu in der Mitte der Galerie steht ein Schreibtisch, an dem der Sekretär sitzt. Er ist mit peinlicher Sorgfalt gekleidet und korrigiert die Druckbogen von Katalogen.

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Exemplare eines neuen Buches liegen auf dem Pult. ebenda der glänzende Hut des Sekretär-6 und ein paar Vergrößerungsgläser. Seitläy zu feiner Linken, etwas hinter ihm, befindet sich eine kleine Tür, mit der Auffchrift „Privat“, an derselben Seite, parallel mit der Wand, eine gepolsterte Bank. Dubedats Arbeiten bedecken die Wände. In der Nähe der Ecke, rechts und links vom Eingang, befinden sich noch zwei Aushilfschirme, die ebenfalls mit Zeichnungen bedeckt sind. Jennifer, prächtig gekleidet und augenfcheinlich recht froh gefimmt, kommt durch die Privattür in die Galerie.

Jennifer:

Sind die Kataloge schon da, Herr Danby?

Sekretär:

Nein, noch nicht.

Jennifer:

Das ist doch unerhört! Die Privatbefichtigung fängt in einer halben Stunde an.

Sekretär:

Ich lauf' vielleicht am besten in die Druckerei und mahne zur Eile.

Jennifer:

Oh, wenn Sie so götig wären, Herr Dandy. Ich will Ihren Platz einnehmen, während Sie fort sind.

Sekretär:

Wenn irgend jemand vor der Zeit kommen sollte, so kümmern Sie sich nicht um ihn. Der Kommissionsär läßt niemanden durch, den er nicht kennt. Da sind ein paar Leute, die kommen immer gerne vor der Menge - Leute, die wirklich kaufen: die fehlt wir natürlich sehr gern. Haben Sie die Notizen im „Pinzel und Bleiftift“ und in der „Staffelei“ gelesen?

Jennifer:

(entrüstet): Ja, es ist 'ne Schande. Sie schreiben förmlich gbnnerhaft, als wenn sie die Vorgefetzten Dubedats wären. Nach all den Zigarren und Sandwichs, die sie am Firnistag bei uns gekriegt, und nach all den Getränken, halte ich es wahrhaftig für infam so zu schreiben. Hoffentlich haben Sie diesen Menschen doch keine Billets für heute geschickt.

Sekretär:

Oh, die kommen schon nicht wieder. Heute gibt es ja kein Frühstück. Die Aushängeexemplare sind schon da. (Er zeigt auf die neuen Bücher.)

Jennifer:

(stürzt sich auf ein Buch, in wilder Erregung): Oh, geben Sie es mir. Verzeihen Sie einen Augenblick. (Sie läuft damit durch die Privattür.)

Bernard Shaw: __ Der Arzt am Scheideweg

(Der Sekretär nimmt einen Spiegel aus feiner Schieblade und bringt sich in Ordnung, bevor er hinausgeht. Ridgeon tritt ein.)

R i d g e o n:

Guten Morgen. Darf ich mich wie gewöhnlich ein wenig umfehen, bevor die Türen geöffnet werden?

S e k r e t ä r:

Gewiß. Sir Eolenfo. Nur bedaure ich, daß die Kataloge noch nicht hier find: ich will fie gerade holen. .hier ift meine eigene Lifte, wenn Ihnen die genügt.

R i d g e o n:

Danke. Was ifi das? (Er nimmt eines von den neuen Büchern in die Hand.)

Sekretär:

Das ift eben gekommen. Die erfien Exemplare von Frau Dubedats Buch über das Leben ihres verftorbenen Gatten. (Er fieht auf und feßt den Zylinder auf.)

R i d g e o n

(liefi den Titel): „Die Gefchichte eines Königs der Menfazen. Von feiner Frau.“ (Et betrachtet das Titelbild.) Ah, da ifi er. Sie haben ihn hier doch gekannt, nicht?

S e k r e t ä r:

Oh, wir haben ihn gekannt. Vielleicht beffer als feine Frau. Sir Colenfo, in mancher Beziehung.

R i d g e o n:

Ich auch. (Sie fehen einander bedeutungsvoll an): Na, ich will mich ein wenig umfchauen.

(Der Sekretär geht hinaus. Ridgeon fieht fich die Bilder an. Er kommt aber fofort an den Tifch zurück, um ein Vergrößerungsglas zu holen, und prüft ein Bild aus nächfker Nähe. Er feufzt, fchiittelt den Kopf, wie wenn er gezwungen wäre, den ungewöhnlichen Zauber und das Verdienft der Arbeit zuzugeben, und macht in der Lifte des Sekretärs Bemerkungen. Er feht feine Befichtigung fort und verfehwindet hinter einem Schirm. Jennifer kommt mit ihrem Buch zurück. Ein Blick um fich herum überzeugt fie, daß fie allein ifi, fie fehr fich an den Tifch und bewundert das Gedenkbueh nach Herzensluft - ihr erfies gedrucktes Buch. Ridgeon erfcheint wieder, die Bilder prüfend, das Geficht der Wand zugekehrt. Nachdem er wieder das Glas benutzt hat, macht er einen Schritt zurück, um eines der größten Bilder aus größerer Entfernung zu betrachten. Sie klappt das Buch

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

heftig zu; fieht sich um. erkennt ihn und fta-ert ihn verfeinert an.
Er geht noch einen Schritt zurück. der ihn ihr noch näher bringt.)

R i d g e o n

(fchüttelt wieder den Kopf wie:zuvor und ruft aus): Eine talentierte
Befie! (Sie errötet. als ob er fie gefchlagen hätte. Er wendet sich
um. um das Glas auf das Pultzu legen. und befindet sich Auge in
Auge ihrem ftarren Blick gegenüber): Verzeihen Sie. ich dachte. ich
wäre allein. *

I e n n i f e r

(sich beherrschend. spricht fei und bedeutungsvoll): Ich freue mich.
Sie zu sehen. Sir Eolenfo Ridgeon. Gefiern traf ich Doktor Blenkinfop.
Ich gratuliere Ihnen zu der wunderbaren Kur.

Ridgeon

(haucht nach Worten. macht nach*'einem Augenblick des Stillfchweigens
eine verlegene Bewegung der Zufimmung und legt Glas und Lifte
des Sekretärs auf den Tifch.)

I e n n i f e r:

Er sah aus wie ein Bild der Gefundheit. der Kraft und der Wohlhaben-
heit. (Sie fieht einen Augenblick auf die Wände. als ob sie das Schia:
fal Blenkinfops mit dem des Künftlers vergliche.)

R i d g e o n

(leise und noch verlegen): Er hat Glück gehabt.

I e n n i f e r:

Sehr viel Glück fogar. Er ist gerettet.

R i d g e o n:

Ich meine. daß er Sanitätsrat geworden ist. Er hat den Präfidenten
feines Wahlkreifes_ sehr erfolgreich behandelt.

I e n n i f e r:

Mit I h r e n Mitteln?

R i d g e o n:

Nein. Ich glaube mit einem Pfund reifer Reineclauden.

I e n n i f e r

(mit tiefem Ernfi); Wie komisch!

R i d g e o n:

Ja. Das Leben hört ebenfowenig auf komisch zu sein. wenn die Leute
sterben. als es aufhört ernstzu sein. wenn die Leute lachen.

J e n n i f e r:

Doktor Blenkinfop sagte mir etwas sehr Sonderbares. das ich nicht recht
verfiand.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

R i d g e o n:

Was denn?

I e n n i f e r:

Er fagte daß die Privatpraxis der Ärzte gefeßlich abgefchafft werden müßte. Als ich ihn fragte warumX erwiderte erX die Privatärzte seien konzeffionierte unwiffende Mörder.

R i d g e o n:

Das fagt der öffentliche Arzt vom Privatarzt immer. Nah Blenkinfop muß das ja wiffen! Er ifi lange genug felbft Privatarzt gewefen. Nax ü b e r mich haben Sie nun genug gefprochen. Sprechen Sie nun auch mal zu mir. Sie haben mir etwas vorzuwerfen. Ihr Gefichth Ihre Stimme ift Vorwurf: Sie find ganz erfüllt davon. Heraus damit.

I e n n i f e r:

Für Vorwürfe if es nun zu fpät. Als ich mich umwandte und Sie plötzlich vor mir fah,, fragte ich mich fiaunendh wie Sie es fertig bringen konntenh hierher-zukommen und fo gelaffen feine Bilder zu betrachten. Sie haben die Frage eben beantwortet: Für Sie war er nur eine talentierte Beftie.

R i d g e o n

(zufammenzuckend): Ich bitte Sie. Das nicht. Ich wußte ja doch nicht-daß Sie da waren.

I e n n i f e r

(reckt den Kopf ein wenig mit einem ganz leifen Anflug von Stolz): Sie glaube-17 daß es nur Unrecht war; weil ich es hörte. Als ob mich das berühren könnte - oder ihn! Verfiehen Sie denn nichth daß das SHreckliche darin beftehtX daß für Sie alle Lebewefen gar keine Seele haben?

R i d g e o n

(mit einem fkeptifchen Achfelzucken): Die Seele ifi ein Organh das ich im Verlaufe meiner anatomifchen Arbeiten nicht angetroffen habe.

I e n n i f e r:

Sie wiffen felbft/ daß Sie eine folche Dummheit nur einer Frau gegen-über auszufprechen wagenh deren Geift Sie mißachten. Wenn Sie mich feziertem mein Gewiffen würden Sie ja auch nicht finden. Glauben Sie denn, daß ich deshalb keines habe?

R i d g e o n:

Ich bin Menfchen begegneß die keines befaßen.

I e n n i f e r:

Talentierten BeftienX nicht? Wiffen Sieh daß :die teuerfien und treuefien

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

Freunde die ich befehen habJ nichts anderes als Vefien gewefen find?
Sie würden d i e vivifeziert haben. Mein treuefier und größter Freund
befaß eine Art Schönheit und eine Art Liebex die nur Tieren eigen ifi.
Mögen Sie nie empfindenx was ich empfand,, als ich ihn Männern an-
vertrauen mußtex die der Tierquälerei das Wort fprechen- weil die Ge-
quälten „nur Befien" find.

R i d g e o n:

Sind wir denn nun fchließlich gar fo graufam gewefen? Obgleich Sie
mit mir nichts zu fchaffen haben wollen- höre ich doclx daß Sie wochen-
lang mit B. B. und Walpole zufammen find. Muß doch wohl wahr
fein/ weil die Herren mir gegenüber niemals von Ihnen fprachen.

L e n n i f e r: '

Die Tiere im Haufe Sir Ralphs gleichen verzogenen Kindern. Als
Doktor Walpole einen Splitter aus der Pfote feiner Dogge entfernen
wollteF mußte ich den armen Hand halten! und Walpole mußte Sir
Ralph aus dem Zimmer weifen. Frau Walpole muß dem Gärtner den
Auftrag gebeny keine Wefpen zu töteny wenn Sir Ralph es fieht. Aber
es gibt Ärzte,, die von Natur aus graufam find; und es gibt andere- die
fich an die Graufamkeit gewöhnen und gefühllos werden. Sie ver-
fchließen fich der Seele der Tiere- und das hat zur Folge- daß fie von
der Seele der Männer und Frauen auch nichts wiffen. Sie haben bei
Louis einen gräßlichen Fehler gemacht; aber das wäre Ihnen nicht
paffierth wenn Sie fich nicht darin geübt hätten- diefelben Fehler bei
Hunden zu machen. Sie fehen in den Tieren nichts als Befien; und
deshalb haben Sie auch in ihm nichts als eine talentierte Vefie gefehen.

Nidgeon

(mit plötzlicher Entfchloffenheit): Ich habe nicht den leifefien Fehler
bei ihm gemacht.

L e n n i f e r:

Oh Doktor!

Ridgeon

(hartnäckig): Ich hab' nicht den leifefien Fehler bei ihm gemacht.

L e n n i f e r:

Haben Sie denn vergeffen/ daß er geftorben ift?

Ridgeon

(weist mit einer Handbewegung auf die Bilder): Er ift nicht gefiorben.

E1' ifi hier. (Das Buch aufhebend): Und hier.

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg

L e n n i f e r

(springt mit funkelnden Augen auf): Laffen Sie das! Wie können Sie es wagen- dieses Buch zu berühren?

Ridgeon

(legt über die Heftigkeit dieses Ausbruchs erfaunt. das Buch mit abbittendem Achfelzucken nieder. Sie nimmt es und betrachtet es, wie wenn er einen Schatz entweiht hätte): Ich bedaure. Ich fehe- es ift befferz wenn ich gehe.

L e n n i f e r

(das Buch niederlegeud): Verzeihen Sie. Ich - ich vergaß mich. Aber es ift noch nicht erfchienen - es ifi ein Privateremplar.

R i d g e o n:

Ich hätte etwas ganz anderes darin gelesen.

L e n n i f e r:

Viel mehr - und mancherleh das ich nicht wiffen foll - nicht wahr?

R i d g e o n:

Sie wiffen alfoz daß ich ihn getötet habe,

L e n n i f e r

(plötzlich ergriffen und milder): Oh» wenn Sie das eingefiehen - wenn Ihnen klar ifh was Sie begangen haben - dann foll Ihnen verziehen fein. Zuerft habe ich infektiv Ihrer Kraft vertraut; dann glaubte ich,, ich hätte Stärke mit Gefühllosigkeit verwechfelt. Können Sie mich dafür tadeln? Aber wenn es wirklich Stärke gewefen ifi - wenn es nur ein Fehler war- wie wir ihn alle manchmal machen a dann macht's mich glücklich mit Ihnen wieder befreundet zu fein.

R i d g e o n:

Ich fage Ihnen jaF daß ich gar keinen Fehler gemacht hab', Ich habe Blenkinfop gefund gemacht: hab' ich denn da einen Fehler gemacht?

L e n n i f e r:

Er ift gefünder geworden. Oh- feien Sie nicht fo töricht ftolz darauf. Bekennen Sie ihren Mißgriff und retten Sie unfere Freundschaft. Sir Ralph hat Louis doch Ihre Mittel gegeben und von da ab hat fich fein Befinden verfchlechtert.

R i d g e o n:

Unter falfchen Vorausfetzungen kann ich Ihr Freund nicht fein. Etwas würgt mich am Halfe; die Wahrheit muß heraus. Ich felbfi habe dieses Mittel auch bei Blenkinfop angewendet. Ihm hat es nicht gefchadet. Es ifi ein gefährliches Medikament; Blenkinfop hat es geheiltz Louis

Dubedat hat es getötet. Wenn ich es anwende/ heilt es. Wenn es ein anderer anwendet) tötet es - manchmal.

I e n n i f e r r

(naiv und noch nicht alles begreifend): Warum haben Sie dann Sir Ralph erlaubt) Louis damit zu behandeln?

R i d g e o n:

Das will ich Ihnen fagen. Ich habe es getan) weil ich Sie liebte!

I e n n i f e r

(verblüfft): Sie - Sie! Ein Mann in Ihren Jahren!

Ridgeon

(erhebt wie vom Donner gerührt die .Hände zum Himmel): Dubedat-du bifi gerächt! (Er läßt die Hände fallen und bricht auf der Bank zusammen.) Daran habe ich nie gedacht. Ich mache auf Sie wohl den Eindruck eines lcicherlichen alten Philifiers.

I e n n i f e r:

Ich wollte Sie nicht beleidigen) wirklich nicht - aber Sie muffen wenigstens zwanzig Jahre älter fein als ich.

R i d g e o n:

Oh gewiß. Mehr - vielleicht. In zwanzig Jahren werden Sie begreifen) wie gering diefer Unterfchied ift.

I e n n i f e r:

Aber felbft dann) wie - wie konnten Sie nur glauben) daß ich - f e i n e Frau - jemals an Sie denken könnte -

R i d g e o n

(hält fie mit einer nervöfen Fingerbewegung zurück): Ia) ja) ja) ja: ich verfiehe. Sie brauchen es mir nicht einzutriOtern.

I e n n i f e r:

Aber - oh) jetzt dämmert es mir auf - ich war zuerft fo überrafcht - wagen Sie mir zu gefiehen) daß Sie einer erbärmlichen Eiferfuaht wegen - daß Sie abfichtlich - oh! oh! Sie haben ihn gemordet!

R i d g e o n:

Ich glaube) das habe ich getan. Darauf läuft es wahrhaftig hinaus, „Du follft nicht töten) aber brauchft dich nicht zu mahen. Es ift nicht deine Pflicht) am Leben zu erhalten.“ Ia - ich glaube) ich habe ihn getötet.

I e n n i f e r:

Und das fagen Sie mir - gefühllos ins Geficht!? Sie fürchten fich nicht?!

x,
l
I
E
E
?4*
Â£1
IQ)
* M_.,o~mâ€~
=-' L
Q ?_- r . i
â€_ *mx L c
' .- :
Ã-; 4' - k
If! ...ta-1...--.." -

.ii
y_
.ü
?li
..i

```
Limmat hat es ?fc-.drei
anderer arm-endet. tötet es -- mana/*27791
-
```

(naiv nid *tech ri-bt alles begreift;-
Ralph Eli.4..l'l. Louis damit zi kehren: *Lui
i*: _q c o n:

'g-
xi* heb-e er net-.7:1,
ennifer

* _ _ _ _ » _ _ _ _ _ _ _ _ _ _ " _ _ _ _
... _ _ _ _ " ' u _ _ _ _

' a
*dell 1:7) »F :e

K
da-
. ,K
'dx-ici.: anf ::

..JU

'e
f
e
,*Xt,'-*,**'*ö

1
b'.

$$\begin{array}{c} *-x ** - k'' - \cdot - Z. \\ : 'v . K^{*''} ' \bar{X}' : 'c \end{array}$$

```
g d-
UML., k: .-,c.r
geil-*72. w e :trim: i"r'.r" line-..ichict *1).
```

e n n i f e: r:
Live-r *fe-.bft i* .n.: .irn.- - .rie :bunten Sie rnr gta lten. dafi ..tz
Frau --- Ze.. n:- -rn S :e dreien könnte *-
idgcon
(hält lie niit einer nett-ofen Finger-bewegung zt'cii-l).
, . .daim- Sie nin-t beleidigen. wirklich 11x1": -- aber Sie nei-fx',
iR * ' * - *
'x-ianxmm 3 .tat-'ati kurve' ..it mc* *isdn-Ki. (7.? " *quel-e an' St.. *-
-. am" "- 'z i
h.. .c ' t c l 'K- "'k
Trudi/i ck nes [..che-,dann -ilnn *mu .free-Z.
j'
v' ' . a ?aa . a xx
.in t'd". *nu ..al-.ert nett-i.. ..
ici) vergebe. Sie brauchen es ini*: nicht einzutricbte-'m
'ennifer:
"Fiber -- oh. jetzt darunter;
- wage!! In* *tn-.e
wegen -- daß Sie
idgeo'!:
J F) glaube. dur habe im get-m.
r i)
„Du icllx? nicht' roten. ai-cr br-.inhfi incl. .niht zn mühe.
Pflicht. am Leben :zu erkalten.“ Ja --- ini glaube. ich babe fit.
t? ' .7 l7. l f l) 'cf
7.- k*: * . :*r.-- - r
takt'.- dtis fat-ri'. Cell' CUP' --- .ZAR-*OÖN t'iik (NEUIG-
a ' F L
t g '
naht t.
r'
es *ine auf -- nt*: wir znerii fe
zu gefiehen. daß Sie eine.: r.
a!*.'?-;htlich -- oh! of!! Sie. babe
"
.t
.irn [Zehen Eifer.
[jL
k' "
Darauf lin-.it er. -*.*:l,irbeftig i»-
EZ tft :ii-IQ*
"i-BI'. . '
...,4-
.J- *j
(in. 1*.. i
Ute'.
, gen-ot*:-
a
d
..
k f
l
l
a , .
' .
|0

.ZZ-ZW .S ?MLU
â€ž 53;? â€žZZ-W

EMPTY

Bernard Shaw: Der Arzt am SäieidW

Ridgeon:

Ich bin Arzt und habe keine Furcht. Es ifi kein unverantwortliches Vor-
gehenx B. B. an ein Krankenbett zu rufen, Vielleicht f o l l t e es eines
fein,, aber es ifi keines.

L e n n i f e r:

Das meine ich nicht. Ich meine Furchß daß ich das Gefeß in meine
eigenen Hände nehmen und Sie töten könnte!

R i d g e o n:

Ich binx was Sie betrifft/ in einer Weise verblödet- daß ich das durchaus
nicht bedauern wiirde, Wenn Sie das tätenh gedachten Sie meiner/
folange Sie leben.

L e n n i f e r:

Ich werde Ihrer fiets als eines kleinen Menfchen gedenken- der einen
Großen zu töten wagte -

R i d g e o n:

Verzeihen Sie mir. Das ifi mir gelungen.

L e n n i f e r

(mit ruhiger Überzeugung): Nein. Die Ärzte glauben zwarF daß fie
den Schliiffel zu Leben und Tod in Händen halten,, aber nicht ihr Wille
ifi es,, der fich erfüllt. Ich glaube nicht- daß Sie irgend etwas dabei 'ge-
macht haben.

Ridgeon:

Vielleicht nicht. Aber ich hatte doch die Abficht.

L e n n i f e r

(fieht ihn „flaunt an - nich* ohne Mitleid): Sie haben verfucht/ dieses
fchöne und wunderbare Leben zu zerftörenj bloß weil Sie ihm eine-Frau
wegfchnappen wolltem von der Sie niemals erwarten durftenh daß
ihr an Ihnen etwas gelegen fein könnte.

R i d g e o n:

Wer hat mir die Hände gekiißt? Wer hat an mich geglaubt? Wer hat
mir gefagt- daß ihre Freundschaft nur mit dem Tode enden wurde?

L e n n i f e r:

Die Fraih die Sie betrogen haben,

R i d g e o n:

Nein. Die Frauh die ich gerettet habe.

L e n n i f e r

(liebencwürdig): Bitte- wovor denn?

28* 435

Der Arzt am Scheideweg BernardcShaw

R i d g e o n:

Vor einer gräßlichen Entdeckung. Vor der Vernichtung Ihres Lebens.

I e n n i f e r:

Wiefo?

R i d g e o n:

Einerlei. Ich ha b e Sie gerettet. Ich war der befie Freund- den Sie jemals hatten. Sie find glücklich. Es geht Ihnen gut. Seine Werke find eine unverfiegbare Quelle der Freude und des Stolzes für Sie.

I e n n i f e r:

Und Sie glaubenF das fei I h r Werk? Oh/ Doktor/ Doktor! Sir Patrick hat recht: Sie glauben wirklich» daß Sie ein Gott find. Wie können Sie nur fo töricht fein? S i e haben die Bilder nicht gemaltF die meine unverfiegbare Quelle der Freude und des Stolzes findx S i e haben die Worte nicht gefprochem die meinen Ohren ftets wie himmlifche Mufik klingen werden. Ich höre fie jetzt noch wann immer ich müde oder traurig bin. Das ifi der Grundh warum ich immer glücklich bin.

R i d g e o n:

Iah jetzt wo er tot ifi. Waren Sie auch immer glücklich/ als er lebte?

I e n n i f e r

(verletzt): Oh,, Sie find graufam. Als er lebte,, kannte ich die Größe meiner Begnadung nicht. Ia) habe mich in niedriger Weife über Kleinigkeiten geärgert. Ich war ungütig gegen ihn. Ich war feiner unwürdig.

R i d g e o n:

Ha! (Er lacht bitter.)

I e n n i f e r:

Beleidigen Sie mich nicht,, läfiern Sie nicht. (Sie reißt das Buch an fih und preßt es in einem Parorysmus von Gewiffensbiffen an ihr Herz und ruft aus): Ohx mein König der Menfchen!

R i d g e o n:

König der Menfchen! Ol» das ifi zu ungeheuerlichX das ift grotesk!

Wir haben das Geheimnis vor Ihnen treu bewahrt; aber es geht damit wie mit allen Geheimniffen: es läßt fih nicht begraben. Die begrabene Wahrheit gärt und bricht ans Licht hervor.

I e n n i f e r:

Welche Wahrheit?

R i d g e o n:

Welche Wahrheit! Runh die Wahrheih daß Louis Dubedah der König der Menfchem der vollendetfte und gründlichfie Schurke/ der fiaunens-

Bernard Shaw: Der Arzt am Scheideweg
wertefie Hallunke. der gefühllofefie felbfir'trhtigfie Lump gewefen ift-
der jemals eine Frau elend gemacht hat.

L e n n i f e r

(nicht im mindefieu erfchüttet - ruhig und freundlich): E1* hat feine
Frau zum gl'rcklichften Weib der Erde gemachth Doktor,

R i d g e o n:

Bei allemh was wahr iftx er hat feine W itw e zum glücklichfien Weib
der Erde gemacht; aber ich hab' Sie zur Witwe gemacht. Und Ihr
Glück ifi meine Rechtfertigung und meine Belohnung. Jetzt wiffen Sie.
was ich getan und wie ich liber ihn gedacht habe. Argern Sie fich über
michx foviei Siewollen. Sie mr'rffen mich kennen lernenh wie ich
wirklich bin. Wenn Sie jemals dahin kommeh fich fiir einen Mann
in meinen Jahren zu intereffierenh dann werden Sie wenigfiens wiffenx
wofür Sie fich intereffieren.

L e n n i f e r

(giitig und ruhig): Ich bin Ihnen nicht mehr bhfex Sir Eolenfo. Ich
wußte wohlx daß Sie Louis nicht leiden mochten; aber Sie können nichts
dafiir: Sie haben ihn nicht verfianden: das ift alles. Sie konnten nie-
mals an ihn glauben. Genau fo wenig h wie Sie an meine Religion
glauben können: esifi eine Art fechfier Sinn/ der Ihnen eben fehlt. Und
(mit einerfanft befiütigen den Bewegung gegenihn): glauben Sie nicht. daß
Sie mich gar fo fchrecklich abgefioßen haben, Ich weiß ganz guy was
Sie mit feiner Selbfifncht meinen. Er hat feiner Kunfi alles geopfert.
In einem gewiffen Sinn mußte er fogar jedermann opfern -

N i d g e o n:

Jedermann/ ausgenonunen fich felbft. Als er das unterließx verlor er
das Recht/ Sie hinzuopfern und gab mir das Recht- ihn hinzuopfern.
Und das habe ich getan.

L e n n i f e r

(fchüttelt den .Kopf und beklagt feinen Irrtum): Er war einer von den
Männern/ die wußtem was wir Frauen wiffen: daß Selbftopferung
ebenfo vergeblich wie feige ift.

R i d g e o n:

Ia- wenn das Opfer zurückgewiefen und verfchmäht wird. Nicht aber.
wenn es die Speife der Gottheit wird.

J e n n i f e r:

Das verfiehe ich nicht. Ich kann mit Ihnen nicht fireiten: Sie find gefcheit
genug. mich zu verwirren. nicht aber» mich wanlend zu machen. Sie find

Der Arzt am Scheideweg Bernard Shaw

fo entfehlichx fo fürchterlich im Unrecht; fo unfähig Louis richtig zu beurteilen -

Ridgeon:

Oh! (Nimmt die Lifte des Sekretärs in die Hand): Ich habe fünf Bilder als „verkauft“ bezeichnen die ich kaufen will.

L e n n i f e r:

Man wird fie Ihnen nicht verkaufen. Louis' Gläubiger befauden darauf- daß feine Bilder verlauft wiirden; aber heute ifi mein Geburtstag- und heute früh hat mein Mann alle Bilder fiir mich angekauft.

R i d g e o n:

W e r?! i!

L e n n i f e r:

Mein Mann.

R i d g e o n:

Was fur ein Mann? Weffen Mann? Weläyer Mann *Z Wer? Wie?

Was? Haben Sie fich wieder verheiratet?

J' e n n i f e r:

Haben Sie vergeffenx daß Louis Witwen nicht leiden mochte und daß Frauenx die glücklich verheiratet warem immer wieder heiraten?

R i d g e o n:

Dann habe ich einen ganz uneigennr'ihigen Mord begangen! Ich habe - ich war - das ift -

(Der Sekretär tritt eijig einf niit einem Stoß von Katalogen.)

S e k r e t c i r:

Hab' gerade noch rechtzeitig den erften Haufen Kataloge bekommen, Die Ausfiellung ift eröffnet. (Er legt die .Kataloge auf den Tifch.)

Z* e n n i f e r

(zu Ridgeonf höflich): Es freut mich fehr; daß Ihnen die Bilder gefallen, Guten Morgen.

R i d g e o n:

Guten Morgen. (Er geht gegen die Tür- zögertF macht Kehrtf wie um noch etwas zu jagen,- liißt es aber fein und geht hinaus.)

Vorhang,

l..

438

Alfred Demiani:

Spanien und seine Kunst.

Mit sechs Bildern.

Seit geraumer Zeit. nicht erst seit König Eduard seine verwandtschaftliche Zuneigung auch auf die Naturschönheiten spanischer Hafenplätze überträgt. läßt sich ein Zunehmen des Interesses für die pyrenäische Halbinsel beobachten. Das Land erweckt eine gewisse Neugier. da man es noch nicht wie seine Westseite kennt. zugleich aber auch ein unbefirmtes Mißbehagen. weil man gezwungen ist. vielem Neuen und Ungewöhnlichen gegenüber selbständig Stellung zu nehmen. Die Wege sind noch nicht derartig geebnet und vorbereitet. daß man sich in kurzer Zeit ein fertiges Urteil von unanfechtbarer Sachlichkeit aneignen kann. Der Mentor fehlt. selbst Baedeker wird hier häufig zum nicht ganz zuverlässigen Ratgeber. und der Reisende. welcher gewohnt ist. vier Wochen für mehr als hinreichend zur „gründlichen“ Kenntnis eines Landes zu erachten. befindet sich nicht selten in einer geradezu hilflosen Lage; er kehrt zurück mit der vernichtenden Kritik. daß Spanien seinen Erwartungen absolut nicht entsprochen habe.

Ähnlich verhält es sich mit der spanischen Kunst,

Man tappt hier noch vielfach im Dunkeln und operiert mit einem Haufen zusammenhangloser Eigennamen und falsch ausgesprochener und noch fälschlicher angewandter Fremdwörter. Man stellt Velazquez über Murillo; man weiß. daß Goya ein „Moderner“ ist; man gibt pflichtschuldigst Töne der Bewunderung von sich. wenn man irgendwo einem Zuloaga begegnet . . . Natürlich unterläßt man es nicht. hierbei den deutschen Sprachschatz mit anmutigen Neubildungen. wie beispielsweise: „goyesk“. zu bereichern; leider bin ich bisher noch nicht mit dem Worte: „velazquesk“ erfreut worden; doch vielleicht liegt dies mir an meiner mangelhaften Aufmerksamkeit.

Es schien mir daher eine dankbare Aufgabe zu sein. das Wissenswerte über spanische Kunst in kurzer Form zusammenzufassen.

Ich stieß hierbei auf eine doppelte Schwierigkeit: einmal. bei einem derartig überreichen Material die richtige Auswahl zu treffen. und zweitens. trotz. bei einer Auswahl unvermeidlicher. Lücken und Einseitigkeiten zu einem den Tatsachen entprechenden Bilde zu gelangen.

43()

Spanien und seine Kunst Alfred Demiani

Ich möchte daher diese Zeilen nicht der Öffentlichkeit übergeben
(ohne darauf hinzuweisen) daß sie einen Anspruch auf Vollständigkeit weder
erheben können noch sollen; es ist lediglich ein Versuch) auf Grund per-
sönlicher Erfahrungen und Eindrücke) einige Punkte zusammenzufassen.
welche mir zum Verständnis dessen beachtenswert erscheinen) was die Kunst
Spaniens von der Kunst anderer Länder in auffälliger Weise unter-
scheidet,
71- * K

Will man die Kunst Spaniens kennen lernen) so ist man gezwungen)
sie im eigenen Lande aufzusuchen. Die Werke seiner großen Meister finden
nur mit wenig Nummern in den Museen des Auslandes vertreten,
Ich halte dies für einen nicht zu unterschätzenden Vorteil.

Die großen Museen und Kunstsammlungen, welche oft) ohne daß
auch nur der geringste innere Zusammenhang festzustellen wäre) die hetero-
gensten künstlerischen Schöpfungen vereinigen) haben sicher zu Zeiten, als
das Reisen noch mit größeren Unkosten und Schwierigkeiten als heutzu-
tage verbunden war) im Dienste der bildenden Kunst eine wichtige Mission
erfüllt und erfüllen sie auch heute noch) soweit es sich um technische Studien
und Vergleiche handelt.

Doch im allgemeinen kann man wohl sagen) haben sie eher dazu
beigetragen) das große Publikum der Kunst zu entfremden) als es ihr
näher zu bringen. Man beobachtet nur ein einziges Mal die stumpfsinnigen,
gelangweilten und ausdruckslosen Gesichter, denen man in Galerien be-
gegnet) welche sich eines Weltrufes erfreuen) und man wird sicher nicht
auf die Vermutung kommen) daß der Aufenthalt in diesen Räumen ein
Vergnügen bedeutet.

Woher kommt die geradezu lähmende Wirkung derartiger Anhän-
gungen von Kunstgegenständen?

Der Name des Künstlers wird hier ein lebloses Wort und das
Kunstwerk eine Nummer unter vielen Hunderten.

Intime Beziehungen) welche den Beschauer der Kunst eines Landes
näher bringen) wenn er täglich in der gleichen Atmosphäre sich bewegt,
in welcher die Künstler lebten, wenn er täglich an historische Ereignisse
erinnert wird) welche auf die künstlerische Entwicklung von Einfluß waren,
können durch Sammlungen nicht vermittelt werden) wenn sie Arbeiten aus
aller Herren Ländern an einem Ort zusammentragen, welcher an deren

Entstehung nicht den geringsten Anteil haben konnte. Wie soll man einen Tizian in London oder einen Turner in Venedig verfehlen? - Wie sehr man allenthalben Ähnliches empfindet, beweist der neuerdings öfters gemachte Versuch, das Lebenswerk großer Meister wenigstens vorübergehend an der Stätte ihrer Tätigkeit zu vereinigen, oder das Bestreben, Kunstsammlungen zu schaffen, die einen rein nationalen oder sogar regionalen Charakter tragen, Spanien nimmt in dieser Beziehung anderen Ländern gegenüber eine bevorzugte Ausnahmestellung ein. Seine hervorragendste Gemaldesammlung, der Prado in Madrid, gibt uns in dieser Linie ein fast lückenloses Bild der heimischen Kunst. Das Ausland ist in einer nicht zu zahlreichen, aber sorgfältig ausgewählten Kollektion vertreten, die uns im wesentlichen die Werke solcher Künstler, - wie der großen Venetianer, der flämischen Niederländer -, verführt, welchen die Kunst des Landes nahe gestanden hat. Da die Sammlung Vorzügliches enthält, ihre Anordnung eine schnelle Orientierung erleichtert und, soweit dies überhaupt möglich ist, die Eigenart des einzelnen Künstlers nicht beeinträchtigt zur Geltung kommen läßt, so dürfte das Pradomuseum einzig in seiner Art dastehen, und Spanien besitzt in ihm einen nationalen Schatz, der allein schon eine Reife nach der Halbinsel lohnend macht. Doch fast wichtiger will es mir erscheinen, daß Spanien eine Fülle von Kunstwerken besitzt, die noch nicht in Museen kaserniert sind. - Zwar finden wir zahlreiche Provinzialmuseen, welche neben minderwertigem auch manches hervorragend schöne Stück enthalten; doch sie sind nicht angelegt worden in der Absicht ganze Provinzen auszunplündern, sondern sie sollen nur heimatlos gewordenen Gegenständen, deren künstlerischer oder historischer Wert ihre Erhaltung wünschenswert macht, Obdach gewähren. Sind auch einige dieser Sammlungen, wie die von Sevilla, von Valencia, von Vich, von allerhöchstem Interesse und ihre Kenntnis für eine Vervollständigung des Gesamtbildes fast unerläßlich, so fehlt doch, mit der einzigen Ausnahme des Prado, alles, was sich in spanischen Museen befindet, in keinerlei Verhältnis zu dem sonstigen Reichtum des Landes an Kunstschätzen. Nicht in Museen; in Kirchen, Klöstern, öffentlichen Gebäuden, in den Palästen des Adels finden wir Spaniens Kunst. Man braucht Zeit, um die Kunst Spaniens kennen zu lernen; es ist mit Unbequemlichkeiten, ja oft sogar mit Entbehrungen verbunden;

Spanien und seine Kunst Alfred Demiani

doeh man lernt ein Land kennen d'ffen Vergangenheit lebendig geblieben
ifih und mit dem fiel» vor allem was das künftlerifche Vermächtnis des
Mittelalters anbelangt wohl kaum ein anderes Land meffen kann.
Daß anderen Otis die Werke der Malerei (der Skulptur) der Klein-
knnft zugrunde gingen- zerftreut wurden und giünftigfi falls hier und
dort in Sammlungen endeten- war fehon allein deshalb unvermeidlich-
weil die Mauern- für deren Schmuck fie befimmt waren nicht erhalten
blieben. In Spanien aber hat die Architektur den Jahrhunderten getroizt.
Man findet hier ftille- weltvergeffene Pläne. wo man glauben könn'tet
der Atem der Zeit habe gefto>tz es wird kaum einen Abfchnitt im Ver-
lauf der leßten 1000 Jahre geben. d'ffen Bild fich uns niäht mindeftens
an einer Stelle getreu erhalten hätte.

Es find die Spuren der Gefchichte welche wir in der Kunst wieder
finden; der Eigenart aber von Volk und Land wird fie zum Spiegel.

[- * *

In Anbetracht der geographifchen Lage Spaniens und des Ganges
feiner Gefchichte. welche nur vorübergehend an den Schi>falen der euro-
päifchen Kulturwelt Anteil genommen hat- hat es zunächft nichts iiber-
rafchendes wenn auch die fpanifche Kunst mehr oder weniger eigene
Bahnen gewandelt ift.

Um dem Wefen der fpanifchen Kunst gerecht zu werden und ihre
Entwicklung zu verfiehen- find es vor allem zwei (**öfichtspunkte die man
nicht aus den Augen verlieren darf:

ihre Beeinfluffung duräi den Orient

und ihre ablehnende Haltung der Nenaiffance gegeniiber.

Ik * 'k

In feinen Beziehungen zur arabifch-maurifchen Kultur befindet fich
Spanien in der Situation des „7ajuqoeor Wir-ou“.

Wohl endete der 800 jährige Glaubenskrieg mit dem Sieg des
Chriftentums und der nationalen Einigung der Sieger; dort» während
zu Beginn des Kampfes die kleinen Griflichen Königreiche und Graf-
fchaften Rückhalt bei den Naäfbarn nördlich der Pyrenäen fuchen und
finden. haben fich an feinem Ende die Sitten und Gewohnheiten immer
mehr denen von Europa entfremdet und denen des Gegners genähert.
Seit dem Zusammenbruch des Kalifats von Cordoba (1031) kämpften
die Chriften der Halbinfel nicht mehr um ihre Erifienz; die Schlacht von
442

Las Navas de Tolosa ((1147) sichert ihnen endgültig das Übergewicht; aber obwohl Andalusien bereits im 11. Jahrhundert dem Halbmond verloren ging, fällt Granada, das letzte Bollwerk des Islam auf iberischem Boden, erst 1492. Schon dies allein beweist, daß der Kampf nicht mehr mit der alten Energie fortgeführt wurde. Die mit nur kurzen Nuhepausen sich wiederholenden Zusammenstöße und Scharmützeln entbehren eines zielbewußten Planes und gleichen vielmehr zu einer ritterlichen Gewohnheit gewordenen Waffenübungen und Abenteuern. Jedenfalls scheint eine tiefere, in der Verschiedenheit der Rasse begründete Abneigung damals nicht befanden zu haben, und wenn die Waffen ruhten, betrachtete wohl der Christ den Mauren kaum mit anderen Augen, als der Katalane den Aragonesen. Der Hofhalt der Könige von Kastilien, welche ihre Residenz immer weiter südlich, erst nach Toledo, dann nach Sevilla, verlegten, unterhielt sich zur Zeit Don Pedros (1350) kaum wesentlich von dem orientalischen Sultane; und in Aragon lag die Pflege von Ackerbau, Gewerbe und Kunst fast ausschließlich in den Händen der im Ebrogebiet zurückgebliebenen Araber und Juden, welche im allgemeinen wenig in ihrem Tun und Treiben behelligt wurden, während die christlichen Eroberer den Dienst unter den Waffen als ihr Vorrecht beanspruchten. Heiraten zwischen Christen und Mauren gehörten nicht zu den Seltenheiten; bezeugte doch Alfons VIII., die der Eroberung von Toledo (-1085) folgenden Verträge damit, daß er die Tochter eines Kalifen auf den kastilianischen Thron erhob, was Wunder daher, daß, wie sich allmählich arabische Klänge und Wortbildungen unter die romanischen Laute der Landessprache mischen, auch die fünfletterige Formenprache dem fremden Einfluß unterliegt? - um so begreiflicher, wenn man die noch erhaltenen Schöpfungen arabischen Geschmacks, welche doch nur einen verschwindend kleinen Teil des einst vorhandenen bedeuten, sieht und bedenkt, daß die aus den rauen und noch kulturarmen Teilen des Landes fjrdwärts dringenden Spanier Schritt für Schritt diese Märchenwelt eroberten und sich in ihrer Mitte einrichteten. Daß diese fortchreitende Orientalisierung mit der Zeit zu einer Frage von nationaler Bedeutung werden mußte, war unvermeidlich, und wenn am Ende ein ritterlich geführter Kampf, dessen einzelne Phasen die Poesie einer reichen Romantik umschwebt, doch mit Intoleranz und nuslofen Graufamkeiten schließt, so findet dies wohl zum Teil seine Erklärung, wenn auch nicht Entschuldigung, darin, daß das christliche Spanien sich)

Spanien und seine Kunst Alfred Demiani

genötigt sah, hierzu Stellung zu nehmen, als es unter dem Druck nicht vorherzusehender historischer Ereignisse mit einem Schlage vor die Aufgabe gestellt wurde, nicht nur die nationale Einigung der verschiedenen Bevölkerungselemente auf der Halbinsel herbeizuführen, sondern eine führende Rolle in der europäischen Ehrfurcht zu übernehmen. Wenn der Versuch, beide Aufgaben zu lösen, mit dem Ruin des Landes endete, so beweist dies allein schon, daß die verantwortlichen Führer des Volkes, das dem Absolutismus zuftrebende Königtum im Bunde mit der Kirche, in der Wahl der Mittel sich haben verhängnisvolle Mißgriffe zuschulden kommen lassen.

Dem Empfinden der Nation in ihrer Gesamtheit entsprach jedenfalls die Tätigkeit der Inquisition und des Heiligen Offiziums zunächst nicht, zumal da nicht, wo sie sich, wie bei den zum Ehrfurcht übergetretenen Mauren, nicht gegen den fremden Glauben, sondern gegen die fremde »Rasse richtete.

Beachtung verdient in diesem Sinne eine Eingabe der Stände von Aragon an den König aus dem Jahre 1484, welche um Aufhebung dieser Sondergerichte nachsucht; es wird hierbei ausdrücklich hervorgehoben: es sei eine Schädigung und Entvölkerung des Königreiches zu befürchten, denn das Tribunal arbeite in einer Weise, die weder dem Wohl des Reiches, noch seiner Ehre, noch dem Dienste Gottes und dem Seiner Majestät förderlich sein könne.

Kunst - I. 71-

Vom kunsthistorischen Standpunkt aus gewährt das spanische Mittelalter ein ganz besonderes Interesse vor allem ist es die Spätgotik, welche eine spezifische Eigenart zum Ausdruck bringt. Es liegt hier ein Vergleich mit Venedig nahe, dessen Architektur auch morgenländischen Einflüssen ihren Reiz dankt.

Diese Annäherung zwischen christlicher und mohammedanischer Kunst erscheint weniger überraschend, wenn man sich darüber klar wird, daß allenthalben, bei der Entwicklung des romanischen Stils zur Gotik, während der Kreuzzüge im Orient erhaltene Eindrücke eine Rolle gespielt haben, - vor allem aber daß, wenn auch beide Kunstformen verfehlte Weltanschauungen repräsentieren, im Grunde doch die eine wie die andere auf den Trümmern des römischen Reiches und unter Benützung byzantinischer Vorbilder entstanden ist.

Für Spanien kommt noch weiter hinzu, daß auch die arabische Kunst

Alfred Demiani: Spanien und seine Kunst

der Halbinsel in ihren letzten Entwicklungsstadien deren glänzendes Denkmal die Alhambra von Granada bildet eine Art der Gestaltung angenommen hat, welche sich von allem was der Islam sonst geschaffen hat wesentlich unterscheidet und Beziehungen zu den künstlerischen Ideen der christlichen Nachbarstaaten nicht verleugnen kann. - Die anfangs divergierenden Kulturen waren sich mit der Zeit beiderseitig näher gekommen, Von den zwei Kunststilen welche sich hier begegnen und schließlich vereinigen- zeichnet sich der eine der arabischen durch seinen Reichtum im Ornament und seinen Farbenreichtum aus der anderer der gotische, durch die Mannigfaltigkeit und Sinnigkeit seiner figürlichen Darstellungen; der eine vermeidet auch im Ornament die Natur unmittelbar nachzuahmen und sucht eine neue- der Wirklichkeit entnommene Welt zu gestalten- der andere gefällt sich in der Wiedergabe des Lebens und verwendet auch zu rein dekorativen Zwecken mit Vorliebe menschliche Gestalten oder Motive aus der Tier- und Pflanzenwelt; der eine hat das Bestreben allein durch die Harmonie der Umgebung ohne das Auge auf einen bestimmten Punkt zu lenken den Gedanken und Träumen freien Lauf zu lassen der andere will durch seine Darstellungen selbst durch den Symbolismus den er den Arbeiten zugrunde legt zum Nachdenken und zur Aufmerksamkeit anregen.

Es entsteht in Spanien ein überaus reicher christlicher Stil der- wenn ihm auch zum Teil die klare und vornehme Linienführung deutsch-französischer Kathedralen fehlt und er oft überladen erscheint- da er die gotische Dekorationsweise welche in erster Linie die Konturen berücksichtigt mit dem Bestreben der arabischen Kunst die Flächen zu füllen vereinigt- meist ein sehr feines Empfinden für eine einheitliche Gesamtwirkung verrät. Es ist dies eine Eigenschaft welche die spanische Kunst auch in der Folgezeit bewahrt hat. Man wird kaum so stimmungsvolle Innenräume wiederfinden- wie bei spanischen Kirchen. Vor allem ist es zu bewundern mit welchem Takt - mit Ausnahmen natürlich *- auch spätere bauliche Veränderungen und Erweiterungen vorgenommen worden sind, und wie der Künstler trotz Verschiedenheit des Stils es verstanden hat sich dem Geist welcher das Ganze befehlt anzupassen und unterzuordnen.

Dieses Verständnis für den Einklang der Formen und Töne ist ein Erbe der Mauren.

Wie oft ist nicht im Gegensatz hierzu in Italien - gerade zur Zeit, als seine größten Meister tätig waren - der Gesamteindruck einer künst-

kerischen Manier geopfert oder wiederum manches Kunstwerk durch eine
falsche Umgebung seiner besten Wirkung beraubt worden?!

Die Kunst *

Handelte es sich zunächst nur um eine Bereicherung der gotischen Bau-
weise mit arabischen Motiven. So bedeutet der sogenannte „Estilo Mude-
jar“, als letzte Konsequenz dieser Entwicklung, eine vollkommene Fusion
beider Kunstformen, er appliziert ziemlich unvermittelt die orientalische
Dekorationsweise Gebäuden, welche ihrer Struktur nach der Gotik -
später auch der Renaissance - angehören. Die interessantesten Bei-
spiele hierfür finden sich in Zaragoza, Toledo und Sevilla. Wir haben
es hier in den meisten Fällen mit den Arbeiten arabischer oder auch
jüdischer Architekten zu tun, welche die heimische Kunstfertigkeit im
Dienst christlicher Bauherren verwerteten. Es war mithin der Versuch,
die Kunst des Gegners den Lebensbedingungen des Siegers anzupassen.
Wir können eine ähnliche Erscheinung in moderner Form in den franzö-
sischen Kolonien von Nord-Afrika beobachten.

1. - * 4e

Dieser Zeitabschnitt hat in der Kunst Spaniens einen besonders
nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Wie damals unter dem Einfluß
der Blutmischung mit dem jahrhundertlang bekämpften Gegner eine
Nation entstand, deren Charakter sich wesentlich von dem der lateinischen
Schwefterassen unterscheidet, so hat sich auch ein bestimmtes künstlerisches
Empfinden gebildet, welches die Eigenart der spanischen Kunst ausmacht
und sich wie ein roter Faden verfolgen läßt durch das große Jahrhundert
des Velazquez bis zu Goya und Zuloaga.

Es scheint, als ob Spanien nur zögernd vom Mittelalter Abschied
nimmt, in dem dunklen Gefühl, daß die weltbewegenden Ereignisse, welche
es selbst herbeiführt, und die dem durch das Erwachen eines neuen Geistes
in seinen Grundfesten erschütterten Europa ungeahnte Perspektiven öffnen,
ihm nur das Abendrot seiner Größe bedeuten. Immer wieder wendet
der nationale Geist seinen Blick nach der Zeit zurück, in der er geboren
wurde, und immer wehmütiger blickt er zurück, je weiter er sich von dieser
Zeit entfernt, nicht ohne daß sich oft eine bittere Ironie dieser Wehmut
beimischt.

Wer den Don Quijote nicht nur mit literarischem Interesse, sondern
als das Lebensbuch eines Volkes gelesen hat, wird mich hier am besten
verstehen.

*r 446 .z

Europa halb entfremdet, fest in seiner großen mittelalterlichen Vergangenheit wurzelnd, sah sich Spanien plötzlich an die Spitze der abendländischen Kulturwelt gestellt, welche bereits durch Humanismus und Renaissance in neue Bahnen gedrängt worden war.

Was folgte die klare und kühle Sprache des klaffischen Altertums einem Volke, dessen Gottheit fieggekrönt im Hall-dunkel geheimnisvoller Kathedralen thronte, dem plätschernde Brunnen im Schatten maurischer Säulenhöfe wollüstig-füße Märchen erzählten, dessen Balladen und Romanzen tönten wie der Bergwind, der über die kahle Sierra fegt, und dem die Meereswelle Kunde brachte von fernen ungekannten Ländern, von unerhörten Schätzen und Abenteuern und von neuen Kämpfen für den alten Glauben, zu dessen Ehren Scheiterhaufen flammten?

Während man allenthalben der von Italien ausgehenden Bewegung bereitwillig sich anschloß und die neuen Ideale auf Jahrhunderte hinaus zur Basis einer künstlerischen Fortentwicklung machte, hat man sie in Spanien, ohne ihrem Einfluß sich auf die Dauer entziehen zu können, doch meist als etwas Fremdartiges, nicht Nationales empfunden, dem vor allem das religiöse Gefühl widerstrebt. Die Gotik, die einzige Kunstform, welche eine vollkommene Übereinstimmung der kirchlichen Idee mit der zeitgenössischen Weltanschauung auspricht, mußte der Gedankenwelt eines Volkes, welches Hunderte von Jahren um seinen Glauben kämpfte, und bei welchem die Kirche heutigen Tages noch eine Rolle spielt, wie sonst im Mittelalter, besonders nahe stehen.

Hier findet man auch den Schlüssel zum Verständnis des trotz Stammesverwandtschaft grundverschiedenen künstlerischen Schaffens in den beiden romanischen Mittelmeerländern: Italien und Spanien.

In Italien hatte auch während des Mittelalters die Überlieferung des Altertums nie ganz geschlummert; die Gotik hat sich dort nie recht heimisch gefühlt. Die Renaissance brauchte daher nur halbvergeffene Reminiscenzen wieder aufzufrischen und konnte eines allgemeinen Verständnisses um so leichter fein, als sie eigentlich dem Lande nichts Neues brachte.

In Spanien verknüpfen sich alle Traditionen mit der christlich-kirchlichen Kunst des Mittelalters und zwar im besonderen mit derjenigen Form, die es sich, gemäß seiner historischen Entwicklung, selbst geschaffen hat.

Hierzu kommt, daß während der Jahrhunderte, welche für die Ausbreitung der neuen Ideen von Wichtigkeit waren, Spanien sich nicht in geistiger Abhängigkeit vom Rom befand, sondern Rom von Spanien. Spanien ist es, welches dem heiteren, leichtfertigen und schonheitsfrohen

Leben des päpftlichen Rom mit der Plünderung der ewigen Stadt (1527) ein jähes Ende bereitet; nachdem es Jahrhunderte lang für den Sieg des Ehrfientums gekämpft hat. ftellt es fich jeßt die Aufgabe. dem in feinem Anfehen tief gefchädigten Papftum einen neuen .Halt zu geben. Man begegnete fich in vielem mit den Ideen der nordifchen Neformatorenz doch nicht in einer Befreiung erblickte man das Heil. fondern in einer fefteren Difziplinierung.

Auf das Treiben in Rom blickte man damals mit tiefer Verachtung herab und tut es auch heute noch. Nicht Rom -. Spanien erfcheint der Fels und Hort der Kirche. Der künftlerifche Infinkt erkennt mit Recht in der Nenaifiance den Geift. der zerftören will. was Generationen das Heiligfte war. Generationen koftbarer war als das Leben.

Ich glaube. das hier Gefagte nicht beffer ergänzen zu können. als wenn ich einer Bemerkung Goethes aus der italienifchen Reife. die im allgemeinen wohl auch noch feiner in Fauft II. niedergelegten Kunftauffaffung entfpricht. die Äußerung eines fpanifchen Kunftgelehrten gegenüberfielle.

Goethe (1786). nachdem er einige Zeilen der Antike und der Kunft des Palladio gewidmet hat: ..Das ift freilich etwas anderes als unfere kauzenden. auf Kragfteinlein übereinander gefchichteten Heiligen der gotifchen Zierweifen. etwas anderes als unfere Tabakspfeifenfäulen. fpitze Türmlein und Blumenzaäen: diefe bin ich nun. Gott fei Dank! auf ewig los."

D. Iofe Eaveda (1858): ..Es ifi eine merkwürdige Erfcheinung. wie fchnell der Renaiffanceftil feinen Vorgänger verdrängte. wie entfchieden er alles der Macht des Verfiandes unterwarf. was vorher der Phantafie gehorcht hatte; die Materie errang das liber-gewicht über die Idee. das formelle Moment über das gefühlsmäßige; Nachahmung trat an Stelle urfprünglicher Eigentümlichkeit. der Klaffizismus der römifchen Kaifer an die Stelle jener religiöfen Begeifierung der chriftlichen Kunft im Mittelalter. . .

Ein zweiter Artikel folgt in der Januar - Nummer 1909.

--_Ä._

'- --W-»> k-_q _ ' _ _ z _

- .4- .. k 'l . . ; , , " ."
. x, *'...e B - * > .
" * * * M * ' * 7 _ " *
' * f - . 7 . - * * YZ-W
., '1 f - . , * _ f
* F _ f * K _ _ 'q' F- l" 4 g
* der W " W _ . re -- - - . - 1 . * :
. . x . . K . * * _ _ g g - - _ - _

Montanez: .ßelzltiprnc diz
Dominik i ?Mitfemn n. Sevilla..
n
Zum Effan über ,',Spanifhc Kunft",

x'

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find. Roman.

Schluß.

Die Angelika aber rief fchluchzend die alte Frau hereinHelfen

Sie mir - - um Ehrifti Barmherzigkeit willen helfen Sie mir _-

mir ift fo fehlechl . .

Die Alte löfte ihr fchwerfällig das Mieder und brachte fie ins Bett.

fie legte ihre Hand auf die feuchte Stirn der Angelika. die mit gefchloffenen Augen wimmernd dalag.

Nach einem Weilchen erhob fie fich vorfichtig.

„Nicht fortgehen!“ fchrie die Angelika verzweifelt auf.

„Beileibe nicht.“ antwortete die Alte. „Nur einen guten Kräuter-
tee koche ich dem Fräuleinchen. damit fie wieder auf die Beine kommt.“

Und fo hurtig fie konnte. humpelte fie in die Küche.

Die Angelika ftöhnte in fich hinein - der Schweiß brach ihr aus
allen Poren . . . Was war nur mit ihr? . . . Seit Tagen fühlte fie fich
fterbensmatt und elend. und nur die Angft trieb fie zu Proben und Vor-
tellungen ins Theater _ Diefer Menfch. das wußte fie. war jeder
Schandtät fähig . . .

„Hier ift der Tee.“ fagte die alte Frau. „der hat fchon manch einem
geholfen. Und nun den Kopf hübf>j hoch - ich lege Ihnen noch ein
Kiffen darunter. damit Sie's auch bequem haben. Schadit nichts. wenn
er etwas heiß ift - die fchlechten Säfte ausfchwihen. das ift die Haupt-
fache. Fräuleinchen . .

Und Angelika gehorchte willenlos -- dann fank fie ermattet zurück

- und der Schweiß trat aus ihrer weißen. klaren Stirn.

„In einer halben Stunde ift Ihnen beffer.“ meinte die Alte und
trippelte befriedigt aus dem Zimmer. An der Tür kehrte fie noch ein-
mal um. „Sehen Sie zu. ob Sie nicht ein kleines Nickerchen machen
können. damit Sie wieder zu Kräften kommen . .

Run war es ganz jill in dem kleinen Gemach. Ihr Körper begann
unter den Decken zu glühen - und fie hörte. wie ihre Pulfe klopften

Die reines .Herzens find Felix .Hollaender
und ihr Herz fchlug. Sie fchloß die Augen. und eine Art traUmhaften
Zuftandes kam über fie. ohne daß fie wirklich fäflief.
Die Glocken läuteten. Ein langer. fchwarzer Zug kam aus der
Kirche. Voran fchritten vier Männer mit fchneeweißen Bärten. die
trugen einen gläsernen Sarg - in dem lag Ophelia. Hinter dem Sarge
fuhr eine goldene Kalefche. von fchwarzen Rappen gezogen. in der faß
ganz allein Alexander und weinte bittere Tränen. Den Rappen zur
Seite gingen barhäuptige Männer. die in der Linken den Zylinderhut
und in der Rechten Zitronen_ hielten - und eine große Trauergemeinde
in dunklen Gewändern folgte. Darunter waren die Kollegen und Kolle-
ginnen vom Theater und die Bühnenarbeiter bis auf den letzten Mann
- *- es war ein wunderfchönes Begräbnis . . .

„Wer zieht mich fo am Herzen.“ fchrie fie weinerlich auf und
öffnete die fchlaftrunkenen Augen. Und wieder fpürte fie die gleiche
übelkeit wie vorher und den nämlichen ftehenden Schmerz.

„Frau Schloffer.“ rief fie mit gepreßter Stimme. „mir ift fterbens-
fchlecht.“

„Iefus Maria -- ganz grün fehen Sie ja aus - was ift nur mit
Ihnen los?“

„Pft.“ machte die Angelika und richtete fich mit verzweifelter Miene
auf. Sie horchte angepannt. Waren das nicht Alexanders Schritte?

. . . Nein. fie hatte fich getäufcht.

„Frau Schloffer. Sie müffen mir einen Doktor holen. der mir was
verfchreibt - fonft kann ich heute nicht fpielen.“ ftöhnte fie.

„In dem Zuftand wollen Sie auftreten. Fräuleinchen. das kann
doch nicht Ihr Ernft fein?“

„Nicht reden -- nur den Doktor holen.“ bat fie und hob befwörend
die .Hände empor. „Ich muß fpielen - hören Sie. ich muß fpielen -
und wenn ich kaput darüber gehe - -“

„Ich geh' ja fchon Fräuleinchen - auf der Stelle gehe ich . .

Nun zählte fie mit lauter Stimme. um über die Zeit Herr zu
werden - und die fmwarzen Ziffern tanzten wie diirre Knochenger-ippe
vor ihr auf. Die Füße waren ihr kalt wie Eiszapfen. Warum kam der
Doktor nicht . . . Wenn Alerander fie nur nicht in diefem Zuftand
überrafchte - er würde nicht dulden. daß fie ins Theater ginge -
und dann war das Unglää fertig . . . Lieber. lieber Gott. fieh mir bei
. . . lieber. lieber Gott. hab' Erbarmen mit mir . . . ah. der Schlüffel

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
wurde gedreht . . . das war nicht Alexander - das war die alte Frau
- -- und jest kam der Doktor . . . fie hätte vor Freude aufheulen
mögen . . .

Ein unterfeßter alter Herr mit weißem. kurzgefchorenem Haar und
einer goldenen Brille auf der Nafe trat in das Zimmer. Er legte Hut
und Mantel ab und fiellte den Stock mit der elfenbeinernen Krücke vor-
fichtig in eine Ecke. ehe er sich an ihr Bett feßte.

„Herr Doktor. ich muß heute fpielen.“ fagte fie in Todesangft.

Die alte Frau ftand an die Tür gelehnt. Er winkte ihr hinaus-
zugehen,

„Zeigen Sie mal Ihre Zunge. Kindchen - fo. fchon gut.“ Nun
nahm er ihren Puls. während er gleichzeitig feine goldene Uhr heraus-
zog. „Hm“ machte er. „und jest wollen Sie einmal die Decke etwas
hochheben und das Hemd ein wenig öffnen - fo. das genügt fchon.
Ruhig und tief atmen!“ Er beugte fich iiber fie und horchte an ihrer
Bruft.

„Rum noch einmal langfam atmen - fehr fchön - fertig find
wir. Decken Sie fich wieder hübfch zu. damit Sie nicht frieren: Und
nun fagen Sie mir einmal. feit wann haben Sie diefe Zuftände?“ Da-
bei nahm er feine goldene Brille ab und pußte fie bedächtig.

„Seit ein paar Wochen.“ entgegnete fie.

„Und haben Sie nicht zuweilen einen Drang zum Brechen?“

Sie nickte. „Das ift es gerade. Herr Doktor. mitten im Spiele
paffiert es mir. daß ich fchwindelig werde.“

„So . . . hm . . . Er machte eine kleine Paufe.

„Ich muß heute abend die Ophelia fpielen - da hilft mir kein
Gott - machen Sie mich bis dahin gefund.“

„Das können Sie auch.“ antwortete er mit unerfchiitterlicher Sicher-
heit. „An der Krankheit werden Sie nicht zugrunde“: gehen.“ fügte
er hinzu.

Sie atmete erleichtert auf.

Er nahm aus feiner Brieffafche ein Rezept und füllte es aus. Ich
verfchreibe Ihnen hier etwas ganz Harmlofes -- lediglich zur Beruhigung
Ihrer Nerven - fagen Sie mal - haben Sie einen Bräutigam -?“

Sie wurde über und über rot. „Ich habe einen Mann. den ich
liebe.“ erwiderte fie groß und mutig.

„Pardom mein Fräulein. es lag mir fern. indiskret zu fein -
übrigens noch eine Frage - wie fteht es mit Ihrer Blutzirkulation?“

Die reines Herzens find F_elir HollaenY

Was war das für eine feltfame Art der Unter-fuchungf die ihr Schamgefühl bis aufs äußerfte verletzte!

„Denken Sie nur nach.“ unterbraäuf der Doktor ihr Grübeln - fein Ton klang um eine Nuance energifcher.

Da wurde fie verlegen - flockte auf einmal -* und fagte ganz einfältig: „Ich habe gar nicht darauf geachtet - nunf wo Sie mich erinnernz fällt mir erft einf daß ich fchon feit acht Tagen - --

Sie hörte mitten im Saße auf.

Über des Arztes Züge glitt ein gutmütiges- befriedigtes Lächeln.

„Na- fehen Siez nun ift nicht mehr der mindefie Zweifel.“

„Ich verftehe Sie nichtf Herr Doktor.“

„Ia. vermuten Sie denn gar nichts- mein Fräulein?“

„Nein - nein - neint“ erwiderte fie fchreckhaft.

Der Doktor ergriff ihre Hand und ftreichelte fie. Dann blickte er das Fräulein feft und durchdringend an und fagte: „Ich llabe Ihnen eine Eröffnung zu machen. Wenn ich mich nicht fehr täuf rhez find Sie guter Hoffnung . . .“

Sie fiarrte ihn mit weit aufgeriffenen Augenf in denen die Pupillen in den äußerften Winkel riicften- an.

„Wa-a-a-a-sx* fiammelte fie bebendt ohne ihn zu begreifen.

„Beruhigen Sie fich doäfi Kindchenf“ meinte er begütigend.

Mit einer rafchen Bewegung richtete fie fiä) auf und klammerte fich an des Arztes Handgelenke. Und beinahe heifer brachte fie hervor:

„Was haben Sie gefagt?“

„Aberf liebes Fräulein - kaltes Blut - und keine folihe Erregung. Das ift doch nichts fo Sonderbares - ich glaube Ihnen in der Tat mit ziemlicher Befiimmtheit verfichern zu k6nnen- daß Sie guter Hoffnung find . .

Sie fiieß einen gellenden, markerfäfiitternden Schrei aus - fo daß der alten Frau in der Küche angft und bange wurde.

Der Arzt verfuchtef fie in die Kiffen zu legen. Sie aber befreite fich gewaltfam _ raufte fich wie eine Verftörte das Haar und brach in ein irres Lachen aus. das nicht enden wollte. Der Arzt beobachtete fie mitleidig. Und als jeßt die alte Frau verängfiert durch die Tür den Kopf fte>te. fagte er: „Gehen Sie nur - das Fräulein wird fich bald beruhigen.“

Und in der Tat wurde fie gleich darauf fcheinbar fiill - und blickte

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
nur mit einem verlorenen Ausdruck als wenn sie weiß weit von allem
Lebendigen entfernt wär-q vor sich hin.

Der Doktor redete auf sie ein - es wäre doch kein solches Unglück
- und wie viele hätten das gleiche vor ihr durchgemacht Gott und die
Welt verdammt - und nachher sei ihnen das Kind zur tiefsten und
reinsten Freude des Lebens geworden . . .

Hatte sie überhaupt eines dieser Worte vernommen - oder auch
nur den Tonfall seiner Stimme gehört?

Sie sprang plötzlich alle Scham vergebend- nur mit dem Hemd
beleidet aus dem Bett- warf sich vor dem Arzte hin umfaßte seine
Knien rang verzweifelt die Hände und brachte jämmerlich heulend
nur die Worte hervor: „Helfen Sie mir . . . helfen Sie mir!“

„Liebes Fräulein!“ sagte der Doktor; die Stirn runzelnd „wenn Sie
nicht sofort wieder in Ihr Bett gehen! verlasse ich auf der Stelle das
Zimmer.“

Wie ein eingeschüchtertes Kind gehorchte sie demütig.

„Und jetzt hören Sie mir vernünftig zu. In Ihren Kreisen kommen
doch solche Dinge viel häufiger vor - und wie ich mir habe sagen lassen,
beurteilt man sie viel freier und vernünftiger als in der sogenannten
bürgerlichen Gesellschaft - es ist doch also kein Grund vorhanden Zeter
und Mordio zu schreien - und wenn Sie,“ wie Sie mir vorhin selbst
versichert haben den Mann lieben - “

Er kam nicht zu Ende.

„Herr Doktor“ flüsterte sie - und auf ihren Zügen lag das ganze
Leiden ihres Christen - der erschöpfte Ausdruck des am Kreuz geschlagenen
Heilands - „haben Sie Barmherzigkeit - und helfen Sie - ich darf
- »- ich kann dieses Kind nicht zur Welt - “

Sie brach ab, als erstickte sie am Worte.

„Es handelt sich gar nicht um das Können - es handelt sich um
das Mühen, mein Fräulein - darum gewöhnen Sie sich an den Ge-
danken.“

„Herr Doktor,“ helfen Sie mir!“ schrie sie noch einmal gemartert
auf.

Er zuckte förmlich die Achseln.

„Liebes Kind,“ was soll ich da tun?“

„Herr Doktor es muß doch Mittel geben . .

„Bitte drücken Sie sich etwas deutlicher aus“ ich verstehe Sie
nicht/ entgegnete er kalt,

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Sie ließ .ich durch diesen Ton nicht abfchrecken. Sie fah ihm voll in das Gefäßt.

„Es muß unbedingt Mittel geben. um das zu verhindern.“

ftammelten ihre weißen. blutleeren Lippen. „Und ebenfo ficher ift es. daß Sie als Arzt diefe Mittel kennen.“

„Aha. fo meinen Sie es. Profit die Mahlzeit -- ich danke fchön.

Und verfuchen Sie es nicht noch einmal. mir etwas derartiges zuzumuten. Das heißt nach dem Bürgerlichen Strafgefeßbuch ‚Verbrechen gegen das keimende Leben* und wird mit Zuchthaus.- ich glaube bis zu fünf Jahren - bestraft. Ich verfpüre zuicht die mindefte Luft. auf meine alten Tage zum Verbrecher zu werden.“

Er hatte eine vollkommene Amtsmiene aufgefeht und in einem tro>enen. harten und abweifenden Ton gefprochen. der jede Hoffnung. von diefer Seite könnte ihr Hilfe werden. zu nichte machte.

Er zog feine Uhr.

„Meine Zeit ift um. Adieu. mein Fräulein.“

Ruhig zog er fich den Mantel an und griff nach Hut und Stock.

Er war bereits an der Thür. da hörte er. wie fie wimmernd ihn noch einmal zurückrief.

„Sie werden iiber meinen Zufiand zu niemandem reden!“

„Darauf dürfen Sie fich verlaffen. Berufliche Dinge find bei mir begraben.“

„Zu niemandem?“

„Reim zu niemandem.“

Als er fie verlaffen hatte. wollte die Alte ins Zimmer.

„Frau Schloffer. laffen Sie mich allein!“ fchrie fie außer fich und verriegelte die Thür.

Was nun - -- was nun?

Ein Grauen - ein entfelzliches Grauen fchiittelte fie . . . Wo war Gott? . . . Gab es iiberhaupt ein folches Fabelwefen? . . . Einen Strick nehmen - - fich erwürgen - - Ein Ende machen - _

Sie fchlug wie eine Geiftesranke den Kopf an die Wand und gab tierifche Laute von fich . . . Eher ins Waffer gehen. wo es am tie'ffien war. als von diefem .hunde ein Kind zur Welt bringen - - -

Sie riß die Fensterflügel weit auf - wenn fie fich hinausftürzte.

war alle Qual vorbei . . . und über diefe graufame Komödie. die das Schickfal mit ihr gefpielt. fiel der diiftere Vorhang des Todes . . . Sie fing kläglich zu weinen an - fie war fo jung und follte fchon fierben --

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
ein unfagbares Mitleid mit sich selbst erfüllte sie. Um ihre Mundwinkel
zuckte es schmerzhaft. Das tiefste Weh durchzog ihr armes Herz.
In heimlichen Wünschen hatte sie sich nach einem Kinde gesehnt und
von der Stunde als der Erfüllung ihres Daseins geträumt. da sie es
Alexander in die Arme legen und er sie. die bleiche. junge Mutter. die
alle Qualen mit fröhlichem Mute getragen - stumm an sich ziehen
würde . . .

Nun war alles anders . . . ganz anders gekommen . . . Wo lag
ihre Schuld - war sie Alexander schuldig? . . . Weshalb wurde unter
ihr der Boden abgetragen - und das dunkle Grab für sie aufgeworfen?
Winkte ihr die schwarze Erde geheimnisvoll zu. um sie in ihren Schoß
aufzunehmen? . . . In einem gläsernen Sarge liegt Ophelia. „Laßt
mich! -- laßt mich los!“ schrie sie wehevoll auf und berichte die heiße
Stirn mit kühlem Wasser . . .

Und nun blühte eine letzte Hoffnung in ihr auf. Der Doktor konnte
sich geirrt haben . . . Wie oft hatte sie von Fällen gehört. in denen
der Arzt . . .

In fliegender Haft warf sie ihre Kleider um - und als würde sie
von Hunden geheßt. eilte sie die Treppe hinunter. An wen sollte sie sich
wenden - keine Seele kannte sie in dieser großen Stadt. der sie sich
hätte anvertrauen mögen. Immer hatte sie fremde Menschen gemieden
- aus Angst. Mißtrauen und Sorge. sie könnten sich zwischen sie und
Alexander drängen.

Da kam ihr ein rettender Gedanke. Im Sturmschritt jagte sie zur
nächsten Konditorei. Sie bestellte sich eine Tasse Kaffee und griff zur
Zeitung. Mit febrigen Händen schlug sie den Inseratenteil auf. Ihre
Augen flogen über die Annoncen. O wie schwer war es. sich da heraus-
zufinden . . .

Ah. endlich. und nun las sie. bis ihr die Buchstaben vor
den Augen wirr durcheinander tanzten. daß sie die einzelnen kaum noch
zu trennen vermochte. „In diskreten Fragen erteilt Rat und Auskunft
Hebamme Bachmann. Hollwannstraße 14.“ Und an einer anderen Stelle
stand; „In schwierigen Frauenangelegenheiten wende man sich vertrau-
ensvoll an Frau Seyffert. Alexanderstraße 27.“

Unzählige Angebote. in denen überall mit verhleierten Worten
„Hilfe und Rettung in Aussicht gestellt wurde. folgten.

Sie entschloß sich kurzerhand. Frau Seyffert aufzufinden. fäson des-
455

Die reines Herzens find Felix .Hollaender
 halb weil die Alexanderfiraße für fie am fchnellfien zu erreichen war.
 Mit der elektrifchen Bahn konnte fie in zehn Minuten dort fein.
 Sie |rich fich das Haar zurückz zahlte und war wieder auf der Straße
 -- und da hielt aua) bereits der elektrifche Wagen . .
 Im dritten Stock wohnte Frau Seyffert.
 Sie war atemlos, als fie ihr*Ziel erreicht hattex und blieb erft ein
 Weilchen fiehen- um fich zu erholen.
 Nun zog fie an der Glocke. Niemand kam. Sie läutete ein zweites
 Mal - und jetzt hörte fie Schritte- und eine korpulente Frauensperfon-
 etwa in der Mitte der Vierzig öffnete die Tür.
 „Ich möchte Frau Seyffert fprechen.“
 „Bin ich felber- treten Sie nur ein - womit kann ich dienen ?“
 „Ich habe die Annonce gelesen," fagte fie zitternd.
 „Ra ja -- womit kann ich alfo dienen ?“
 „In der Annonce fieht - _ - “
 Sie war dem Weinen nahe und brach faffungslos auf einem Stuhl
 zufammen.
 „Was in der Annonce fiehtz weiß ich ja felber; das brauchen Sie
 mir doch nicht zu erzählen. Wo drückt Sie denn der Schuh?"
 Die Angelika hatte befchloffen- mit keiner Silbe zu verraten- was ihr
 der Doktor entdeckt hatte. Vielleicht erhielt fie hier tröfilichere Auskunft.
 Nur verf>)ämte Andeutungen machte fie.
 Die Frau begann nun- fie rückfichtslos zu eraminieren.
 Die Angelika hätte in die Erde finken mögen . . . Und nun be-
 tafieten fie fremdet rohe Hände . . .
 Sie fchloß fefi die Augen und biß die Zähne aufeinander . . . Diefes
 Tortur ging über ihre Kräfte , . , Eine Ewigkeit dauerte es.
 „Sind Sie fertig?" fragte fie fröftelnd.
 „Sie können fich wieder anziehn!"
 Sie fchlüpfte- fo rafch fie konntet in ihre Kleider.
 „Nun?" ftieß fie fljifiernd hervorf und ihr Körper bebtez und alle
 ihre Pulfe flogenz als wollten fich im nächften Augenbli>e die Adern
 öffnen- damit das arme Blut in Strömen fich entladen konnte.
 „Da ift gar nicht dran zu tippen," antwortete die Franz „Sie find
 in andern Umftänden."
 Die Angelika drehte fich hafiig umt damit die Perfon nicht ihr kreide-
 weißes Geficht fehen könnte . . . Eine kurze Spanne Zeit war es todes-
 "till, bis die Angelika ihre Fafiung wieder gewonnen hatte.

EMPTY

&ar/c aericieinerte eMarbig-e 4Wii>nng (ier ferner-reite.

Mn unsere* i 888//

sie icännen literainr- uncl icunxtiieirencien Leuten. (lie et'iririiei Anteil
an rien (Fencheiinirxen unci 17*' urtxeiiritten (ier Zeit rie-innen, iceine neiiünnre
WO/'nnäcnixireuals
machen. als* einreie schenkt-ng einer Fairrer-/ibonnernents au/ eie in eien 33. .Faltr-
gang tretencie prächtige iiiunatxxenri/t „Moni unci Züri". Der Bereitenirie /reut .eit-ie
(kann aiirnanatiieit aon neuem iihier Mare ii/'eiirnaciitägabe anti sie aer,ce/2a/Fen
iiint angenehme stuncien unci Genuß /iir ein game-.e ini-r.
(irn ciiehez* Gezeiten/r aber ane/i in einer iriinztierixciien unci earneitnten
W Zn gel-en. haben wir eine
/ibanns/nsnts - (Ordnen/Werts
aon (Fern beicannten Mittler Liane* (.inciinh entn-erfen inneren untl (iieneihe. ein
.rie einen iciinxtieriz-eien Zeitler-ert repräeentiert, irn Normale unxerer Zeitreiriift
in rien Narben eien Originale reprociunieren kunnen. [ti/'ir Zeigen oben eine
aericieinerte ein/arbigiZWii/i/iekiergabe (ier l/'araier- uncl iiiieicz-eite (lie-8er aiei/arbigen
Cereiien/clcarte unci beenren une, [inneren [Eiern rniiruleiien. (ia/.i TWO-2 :urn
Dreier: aon LL Marie (ti-iron iecie Nur-Wanciung, .marie earn unterseieiirnten
l/eriag Zu bestellen ini. Nerienige, (Fern ciiexe Karte gereiienict Mini. Fiat c-ant
Verlag-e, ucier aon cier/enigen Nachhanciung. aan (ier (lie Eeeeeienicirarte bezogen
&uur-ie, ein Faicresabnnnenient „Miami nnci .Fi/ici" FrontenFrei Zu Geanryrucnen.

Nee infmfn-t- iij-*i'm- fin-.- fta!!
ir" ie' "*" .Wl'qtlI*.*-g ...-1
du" "qq". ,*. Fiji.-..F"-*I", tt
"o-'NUK .UF ..ufo-uf. .F f -l--g - .4*- Fa' .-
, ..um-14. X'. . .4.4" &uytr- »r *.m. ."17 1"
w' ...f 'Zu-..tief-'mc- :q '- [..e-.F *-k "'4tlii.
?eb-mk 'er "n-*. - n'.-.*-...4 *.4 »*- ll ..ek-.M
".71 n "I *- . F'. - " -
.er ..q-o' .k|.i.....*- . W"
'r' w. tik-17.1... -.-.-
' ..Dr
r | '*ff'"*F .i- .'-q t *
""*Qf , x t. , . -t

-...-...»- _-----_ i*r-t'/1'i('t*/re7lr* .-iititt*lt7*rt.ni_ ' (ix-t' N7 -* - -a --
| --.m f
:-..... .. ,. ,--.-_ -e-...- _....._]

_ iit't* Frohe-n, rial) unsere (We-t", .rr-lim? eine rennt-r* l'nternnitnnn ln nnter*-
,r-tr'itxiut, rer/it reichlich. Erb-*nnen amt teten-WW (Aller-tr- ennt-neue Mimi-len. rtr-rt' (ltr/.i
ein ./nitres-Zbnnnment auf „tio-*ri unit' Miri“ WWW auf kite-rr.- life-(ce- ein
:Wil Writt'eälele'x "ier-7U?rin/2&Ye-.reiten/r ii--rri--r .ii-ti.
l/'tn cite (Fr/Winter; (linz-ez* Miner-eu ii>';.-*.- *i- c ,73. -,e-*.!.-*r.xt-'!':..->.-. teilt-n nur
auf (ler (Le-.relienlrarte mit, (ln/.i (lern. 1;'tt.-f.-'„-x,,-- -**i-*-- "---rc --tnf-:l--r-cicrn. .ln/Free-
.älbqr-nenient trete/i: eine [Tr-“tinte in Form einer.“ 7. - ,til-**2 ll-'rrnrll-r'lie-s
i*0lt'-.'.0n>nren gratis* :ärzte-lit. Nieren (lie sei/tung- Miri-"v K.-tn»-'. -n.n.i.-.r ,cr'nri nur*
in tler* "len-xx(- gr.emxetß eine [keine ann .ile-intern*er/ren.t ' 'k "ar untl ttri'ttle-t'tte't'
[tr-28i, 2. N. til/(ier e072 Zinni/MMM!, Nur-intel, l"r"/-(r.*.*-...-e.*,.' :it-.-".*.*'Z-- , Nenn;
.7." ...q-...- "1.. »i .. - .
flit/.8'. ,fakt Öle-*22, Ünities-iii, (um Zinn/i', .ile/lei', -ifr'ln'n-U* .r, ik.. *» -t i* iii-[nn-

a.-. ,
Wurst-W; Nimmt-'WN (bitteren-*W (ui'f'llße') lion-rien (dritt, fi-r, .if-..et-ttr,

-...-c...-*. -.-.---1.-
F08. ksmeix, li bereist* etr'. ein. in einem. WoW-7. ,zn/gen. lie-fu - t--.i'»...t.'--n,»-t--.zB-tuen,
Mitteln-lt cler_ anne ('Fetrerri-Merrill-n* (ler bon-'xiii'kern .Ulm-ze*: :.-i Zirl-'22,
li-"r'r/rlt'en--n Geheimen. (Burmester-rngxrnt Nr'. [Wi/:eien kin-Fe er) (iron-2 -*riif;_- 'z>.-'. -7-ri-2t
[innibrmrclt-(Fmuttre im Furt-inte enn 87 .' 68 ern rn .rn-- -'--t*tnnt2 rr.-f-t---r.*'u:;---r-*n
:ir learn-en,, i'nrt .eiii-.ren Blättern, erelelie in. *beim-'nu- zitierte-linux ini
Matrei-el bin/rer (ker. It) bis* Lit Flint/c frustriert, .stein-n ritt* -i.-r (eit-xrel; „Gesehen/c-
hart-r" WW ?erinnere-ten „Xi-rei tin-Z 8.*'irj*-. -ibund-*niert _re ein Nitrit mtr/2
tieren. 'il-ini. genieße, create-'rie Kleister* Zum l-'nt*;nx.ef)r*ei'5-e enn .i (-7 .liter-(c ?trifft
kWh :nt l-'er/iigng, Niere/ben i'r-rg-iinzt'i'exurigen genre-,sperrt (liegt-niger?: rinnen-eu*
(reer, (lie ,Z'r-l.- ne (Fe-.erkDiW-W ,in rnr'rnientenä ."3 turning-innen Wir nn.»- nit-*r
2722-8772. Nitrit/'niniiler &Gleiten untl une* iii-tt Newbiee-in liter-'inet' erbringen.
i/s//YF „WO/(7' WU" &XC/*L Zen/W l/l/. 35.

'L73Z;37..'-'.,.,.,3,, n: l.i.k/i _i:rf.8cr.7 (pi-5' .nun pur-(7" „KF-„7.z.,.,.,.,c-.-.,.,o.- ni.- *, -
uudu:1h .izxnhhimhuääy -J ifl .my 7-0.) *. -unfpunuhauxf 'unserer/max- :ecm .mg-(.- -,2 Z
um.) 7d-/ *firm* Wümme-ti sind» :id-.nf- umf) *okimmlwfg 7-- WiN-284 "- *-1
nann-h.7 7:2:.-.-3uu m0.) .Jii'W' 'Zunfyunhhauä .ef-.ii hour-fd hmm' F5 ,-- ,. .z.».* i
:mi: .schnee-x2 guy *uam-zumin- uxneo-Z unweit-1 'nun nur-Nah zum .er-.c- -u--rxk .
...-... .d o
'tab'egau/„rni wenn) .armani- icq 7mm »MN/0.1 .mp .ihriZaa-i-.riu .Klingen/cry.- - .1-m-
-cw man) ini-Jui:- .riff 'iiWd'Ij f̄ ruiniiMnonlua ext-ZNZUU .reift "Fun-KF ing.
.ruhigeren-Z .innerem ordnen-"F ui_ - 'xmoliuneprciär Fiktiyfixf Whremnuxunh nau-x* .- x
.231 Leggings- n Zinn ?rare-h irn/.unique Whg-nu) MMM .ruf-2W' rrxixiruuzfzg umg- nc
YZ/Yl/hll/Oi/KJŸN - ger/.9 und (rc/079
am.) .um Wann *us-fu?? 72: urn-.F
„z (rip-urn.. zur" inn/.rcimmun-im .mi-_2.- ui 7/9272) .nenn -.-.-if.t5*).)z) sunny ruf/7

*ur/ug- .3.-;u--.*i um ,(_u/ _cf-crime. _im naher-ir(- .zi-rhuimkiun uit/,7

»...-.- --..-
uit/.ti-(mxnnz .428* .ni/2- .2gtiiks'F-/ ,it)?rt/*2.2- 11 nah/Z .mh- _n -. -r irc-.b ?Nenne-ding") iii-nf)
*j .e iin-.rf .Pfau-4251W NT *„Zrng nun urn-(7" 7xxxx-- emimff* Fi- '/.rtUkk :agieren-.ri sun-*Z*
e i7" 7).(- uufu ur ein /uu .euruiuuuu-»hfad-NMR .r Jirti7'irnh'4e' hani-.n .ein 'uni/„Wut
sbnergssxr/Jyc/h/Y/Z/f
unit/.23* .ii-.29.7 "mini-fun fix-Z .rz-i.- -* *-.- _i- .ct-ah ,ji-rn ?terug-ih-gm-nz) img,- un
i- ?Zyrfhmn orf) "um-2.27 um 3-- , *. *.-...-u.u zi .x -F'ißi.*.F-ki)f immun-f NZ'
_xu->89 7 den 4//2 c/g/

(WI 9"" ..I-4U hl
6002 M? fUawndUWZLTNqY(„Q
* - . ÜkÄ'ZkikfUeilh)Z*zD
*_
M

k. "Ye, *'i
1* need-umk-
NL -.:*

-...-.-..... _-
->--_ :hinzuhu-af .shi Mering-ggf- ;»Zihru/um Zi-"Ki--z' -- ""7"" --*- ----'

'1. .qq-F" (i. 1-... .. tt.

f l/erhleinerte .4hhilclcing cler* kiiielcxeite.
l/l'ir hoffen. rial? :innere .het-er. .Lehen nen unter Unternehmen Zu unter»
etiilsen, recht reichlich (Zeh-*nnen aon anne-*er UFeMe machen cpercien :incl chili
ein Fahrer-Zhannenient auf „Toni nnci Züri" MMM auf ciieeee "Wire ein
weit aerhreitete Weihnachtegeeeehenh wercien Mit-ci.
l/rn ciie Erfiillung cin-.res unseres* Wiener/tes* Zn unterriiileen. teilen Mir*
cin/ eier seeehenlclcarte mit. rial] (lern Zmp/änger clereelhen atelier- clenr Fahrt-8-
a-lhannernenl noch eine NWZ-nie in Farin einen prächtigen grolien Wantihilcies*
(WillMWWEW gratis* Wale-ht. Nie-*eh ciie Eli/lung einc-8 Funet/reunciex ,einci Mir
in eier hage- geeueeen. eine Reihe aan Meietern-erhen hlnärieether uncl rnoalerner
kann, Z. 8. Bihler* aon Nenrhrcincil. Nnphciel. l/elasgnes. hinrillo. Nenne
linie, ,lan steen. Notlieelli, ann Ngelc, Willen, Weieeonier. lingzrlael. Gaine-
horough. liegnalcle, (wiener-nee. (Cr-eure. Martinez), 6070i. sterne-.lonem Nonnen',
F08. lernelx, Whistler sie, etc'. in einem erethlansigen Neprociuhtionxaer/ahren,
nämlich cler earn 66hernl-Nirelctar cler königlichen lil-irren an Nerlin,
li/irlcliehen Geheimen Uhr-rregierungsrat Nr. Wilhelm seele .ro waren empfohlenen
Nenthrrncil-Crnaure im klar-nale aon 87 .* 68 ern fxnrtonjornnat) "Emanuele-ren
Zn lernten. i/'an cin-een Dichtern, Welche in gleichwertiger Ruxätattring iin
Nana-:l hieher en. 2-5 bis* 20 Marie harte-ten. Wellen Mir rien ciureh „Texehenlc-
harte" neu gewonnenen „Koni uncl Z'iicl"-.4h0nnenten fe ein Matt nach
(ie-*en Wahl geht-'8. Weiter-e Kleiner Zum l/'oreugepreiee aon ci 3 hlarlc nach
Wahl nur her/tigung. Nierelhen Tiergiinstigungen geniexeen (liefen-'gen unserer
[unter. ciie .rule-he Texehenlcarten in nrincipslene L (Zwetnylaren aan une (hier
ihr-ern Nicehhc'inciler irc-Ziehen uncl une rien Wachter-ix hierüber* erbringen.
her/äh „h/oral uncl Kiel", sen/77 W. 3.5.

Â»ig-'i [een *7 .
0 _ 1
null-x7). ,*7 ,
0-
car-onen*

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

leßt hieß es ja ftark fein.

„Was ift da zu tun?“ fragte fie mit äußerfier Ruhe und Selbfi-beherrfchung.

„Sehr einfach - Sie tragen eben das Kind aus und bringen es zur Welt. wenn es fo weit ifi.“

Verfuchte die Frau fie auszuhöhen - fie drehte fich mit einer rafchen Bewegung zu ihr um und fagte mit finfter zufammengezogenen Augenbrauen: „Wollen Sie mir helfen oder nicht?“ Und mit eifiger

Entfchloffenheit fügte fie hinzu: „Dieses Kind bringe ich nicht zur Welt.“

„Wie alt find Sie dennz Fräulein?“

„Das tut nichts zur Sache.“ erwiderte fie fchroff. „Ich will zu-vörderft wiffenz ob Sie mir helfen können.“

„Gewiß kann ich.“

Diefe trockene Antwort erfüllte fie mit Iubel. die Tränen fürzten ihr aus den Augen.

Die Frau fah fie mitleidig an.

„'s ift ein faures Lebenr“ fagte fie. „Das bißchen Liebe muß man teuer bezahlen. Was machen Sie denn für ein böfes Geficht - ich höre ja fchon auf.“

„Kann es fofort gefchehen?“ fragte das Fräulein.

„I der Taufend. wo brennt es denn? So eilig haben wir*s doch niäfti Acht Tägchen werden Sie mindefiens fich noch gedulden müffen.“

„Ich habe es viel eiliger. als Sie ahnenX liebe Frau!“

„Wifien Sie auch, daß es eine Stange Gold kofiet?“

Die Angelika verfärbte fich. O jeminef daran hatte fie in ihrer Angft und Not noch gar nicht gedacht.

„Bei Ihnen foll es mit einem Blauen abgemacht feini pränume-rando felbftverftändliä). - I| Ihnen wohl zu viel? Rap meinen Sie, daß man fo was für fechs Dreier riskiert? - Gehen Sie mal erft zu anderen - da werden Sie Ihr blaues Wunder erleben!“

„Gut - gutf“ unterbrach fie zitternd den Redeftrom der Frau.

Sie zog die Mundwinkel tief herab. „Morgen komme ich wieder und bringe Ihnen das Geld . . . r“ feßte fie fcheu hinzu.

Auf dem Treppenflur blieb fie einen Augenblick ftehen. Eine elende Mattigkeit durchdrang fie. Sie hielt fich krampfhaft am Geländer feft - alles drehte fich ihr im Kreife.

„Und wenn ich das Geld fiehlen muß -- ich fchaffe esz“ flüfterte fie mit weißen Lippen. während fie mühselig Stufe für Stufe nahm.

Die reines .Herzens find Felix Hollaender
Und plötzlich blieb sie stehen. Sie fror auf einmal. Waren es die
Schauer des Todes. die sie umfingen? . . . „Du mein Gott. hilf mir!“
stammelte sie.

Dann raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen - und schleppte sich
heimwärts.

Elftes Kapitel:

Lefer. verhülle dein Angeficht und empfinde den Ernfi der Stunde.
wenn dein Ohr das Flügelrauschen des Todes vernimmt. Ein Menschen-
herz zerbricht an der Not des Lebens und hört plötzlich zu schlagen auf.
nachdem es kaum den ersten Frühling ausgekostet. Lefer. werde nicht zum
Richter. Was soll das Richten! Wo ist der Mensch. der nicht Schuld
auf sich geladen? Uns allen tut Erbarmen not und Begreifen. Was ist
Schuld und was ist Sünde? Ach. Lefer. wie wir da sind. öffnet sich
uns allen über ein kleines die schwarze Erde und fest über unseren
Jammer ihr stummes Verfluchen. Wir kommen von den Müttern und
gehen ein zu den ewigen Müttern. wo Schmerz und Sehnsucht. Freude
und Erfüllung eines sind.

1. - -!- sie

Sie lag da mit großen und erloschenen Augen und dem geheimnis-
vollen Wissen. das Freund Hein in letzter Stunde über den Menschen
ausgießt.

„Alte Frau.“ sagte sie. und ihre Lippen zuckten nicht mehr. „ich muß
sterben.“

Aber während sie die Worte sprach. fühlte sie noch einmal einen
stechenden Schmerz - fühlte sie. wie ihr Herz an diesem Leben hing. und
wie es vor ihren Augen zu dunkeln begann.

Die Alte beugte sich über sie. als wollte sie mit ihren welken Gliedern
dies junge Leben festhalten. und über ein verrunzeltes und trockenes
Gesicht rannen große. graue Tränen.

„Nein. nein.“ sagte sie leise schluchzend. „das Kind wird gefunden
werden - das Kind wird wieder blühen. so wahr es einen Herrgott
gibt.“

Da sah die Angelika sie mit einem so wunden Lächeln an. daß die
Alte diesen Blick nicht zu ertragen vermochte.

„Geh hinaus. alte Frau. Ich muß mit mir allein sein.“

Nun [anfachte sie und hob mühsam den Kopf aus den Kissen. Still
458

Felix Hollaender; Die reines Herzens find
war es. und deutlich vernahm fie die Einfamkeit. Der Kopf fank ihr
dumpf zurück. und fie fühlte. wie ganz und gar alle ihre Glieder zer-
brochen waren. und wie ihr Herz überftrömte von Liebe und Sehnfucht.
Dann wurde ihr wieder heiß und kalt. Die Augen fielen ihr zu. und
das Dunkel warf über fie ein fchweres. fchwarzes Tuch,
Aber auf einmal waren alle Lichter entzündet. und ihre Kammer
war erhellt von ungezählten Kerzen. Denn neben ihr fand Alexander,
Sie hielt feine Hand und fagte nur: „Ich liebe dich.“ Und immer
wiederholte fie. fo weh ihr war. dies eine Wort: „Ich liebe dich.“
Der Glanz aus ihren firahlenden Augen blendete ihn. Er hätte
auffchreien mögen. Doch kein Laut entrang fich ihm. denn dieses war
eine fiille Stunde. und er fühlte. wie ihre Hand in der feinigen verfank
- und er fah. wie es über ihre Züge zuckte. wie ihre Pupillen fich
weiteten - und er hörte. wie aus ihrer Brufi ein letztes leifes Seufzen
brach . . .

Diefes war das Sterben der Angelika.

Z'- K K

..Diefe Zeilen find für Dich. mein Alexander. ob nun Gottes Barm-
herzigkeit mir das Leben läßt. oder ob ich von Dir muß. In den Stunden.
in denen ich mutterfeelenallein in meinen Kiffen liege und nur die vier
Wände um mich habe. kommen mir die Sterbensgedanken. Alle meine
Liebe ift bei Dir. und mir bangt vor dem Tode. Ich kann nicht denken.
daß ich fo jung von Dir foll. Weder Mutter noch Vater habe ich gekannt
und nichts von Liebe gewußt. bevor wir uns fahen. Habe ich Dich
gequält. mein Alexander. fo quälte ich Dich aus Liebe und Angfi. Du
haft eine Mutter gehabt. die an Deinem Bette faß und für Dich zum
lieben Gott betete. wenn überhaupt ein Gebet aus ihrem Munde kam.
Von alledem weiß ich nichts. Ich bin verheult auf die Landftraße ge-
laufen. weil ich als kleines Ding im Haufe fremder Menfchen es nicht
auszuhalten vermochte. Ich bin eine Komödiantin geworden und wußte
felbft nicht wie. Und dann kamft Du. auch ein armer Junge. ohne Heimat.
ohne Vater und Mutter. vergrämt wie ich. Ich hing mich an Dich. denn
all mein Gück empfing ich von Dir. Und in diefer Stunde muß Du es
mir glauben. daß alle Erfolge. die ich hatte und am Ende noch haben
werde. wenn Gott mich gefund macht. mir fchal und leer erfcheinen.
fobald ich fie mit meiner Liebe zu Dir vergleiche. Ach. Alexander. ich
weiß. daß ich Dich mehr geliebt habe. als Du mich. Wo waren oft
Deine Gedanken? Und wie verzweifelte ich. wenn Du Deine Stirn in
Gott weiß wie viele Falten zogfi und weit von mir warfi. Wie haßte
ich alle diefe Gedanken. alle diefe Sorgen. die Dich von mir trieben.
Es gab wohl Stunden. in denen ich glaubte. ich könnte Dich verlafien
und mich auf meine eigenen fchwaxhen Füße fiellen. Komödie fpielen.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Erfolge erringen und leben wie die anderen - heute mit dem und morgen mit jenem. Ich weiß jest und habe es im Grunde immer gewußt. daß ich nur im Zorn. und wenn ich mich von Dir mißhandelt fühlte. mich selber bett-og. Denke nicht. daß ich jeßt Dir Vorwürfe machen will, Mein Herz ift voll Liebe zu Dir. und wenn Du mir je Böfes tateft. - und ich glaube. daß alle Menfchen fich Böfes tun - fo habe ich das längfi vergeffen. Nur an das Gute erinnere irh*mich. Und zuweilen befchleicht mich zudem noch die Angfk. ich hätte Diä) gefiohlen - wie ein Dieb wäre ich im Dunkel zu Dir gefchlichen und hätte Dich geftohlen. Ach. Alerander. fieh mich mit guten Augen an. wenn Du diefes liefi. Ich bin fo elend geworden. wie ich es in meiner dunkelfien Stunde mir nicht hätte träumen laffen. Erft in meinen entfchlichen Säfmerzen habe ich wieder die Hände gefaltet und gebetet. Vorher dachte ich nur das eine: Es ift alles Ljige. Es kann wohl einen Teufel. aber es kann keinen Gott geben. denn Gott kann nicht zulaffen. daß einem Menfchen Leid gefchieht. wie mir gefchehen ift. Wie foll ich es- Dir nur erzählen. Alexander! Ich kann nicht leben mit einer Lüge. und ich kann nicht fterben mit einer Lüge. Ich kann wohl lügen und habe es gewiß oft in meinem Leben getan. Aber in diefer Sache Dich zu belügen vermag ich nicht. auch wenn ich darüber in Stücke gehe und Du mich von Dir ftößt. weil Dein Zorn färker ift als Dein Erbarmen und Dein Verfiehen. Kannfi Du es überhaupt begreifen - _ frage ich mich. denn in meinen eigenen. armen Kopf ifi es nicht gegangen. Und nun. da ich Dir Rechenfchaft ablegen will. überkommt mich ein furchtbares Gefühl der Scham. und ich fpüre auf der Zunge einen fo widerwärtigen und üblen Gefchmaä. daß ich . . .

Ich habe nicht weiter fchreiben können. Mein eigenes Schlmhzen zerriß mir das Ohr. Ich kann nicht. Herr. mein Gott. hilf mir! Ich bringe es nicht über die Lippen - ich vergehe vor Qual. Kann fich ein Mann fo fchämen wie eine Frau? Es ifi wohl das Befie. wenn ich fterbe. Du müßteft mich viel mehr lieben. als Du mich in Wahrheit liebft. mein Alerander. damit ich über diefes Grauen hinwegkäme. Gute Nacht. mein liebfi Mann. ich bin fo müde. daß Hand und Hirn mir wehe tun. Ich fühle. wie ich den Zusammenhang mit mir felbfi verliere - als wenn ich fchon unten in der fchwarzen Erde läge. Gute Nacht. mein lieber Alerander.

K * die

Die Zähne zufammenbeißen. die Augen fchlleßen. um die Kräfte und den Mut zu finden. Ich habe im Grabe keine Ruhe. Alerander. wenn Du mir nicht aufs Wort glaubft. Du muß mir glauben. Alerander. daß ich nicht freien Willens war. als diefer fc_hlechte Menfch über mich herfiel , . . Ich war an jenem Abend mit ihm gegangen. um Deinetwillen. Alerander. Ich hatte eine entfchliche Furcht. daß Deine ganze Zukunft durch jenen Streit auf der Bühne vernichtet wäre. In diefer Angft ging ich zum Direktor. Was nun kommt. muß Du Dir alles selber

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
ergänzen. Was der Mensch mit mir tat wie er es tat,, vermag ich nicht
niederschreiben. Alles um mich ist dunkel und verworren. Ich finde
keine Erklärung, Ich weiß nur,, daß ich in meinem Willen gelähmt war
und kein Bewußtsein von mir selbst hatte. Es gibt dennoch keine Ent-
schuldigung. Das Leben ist so rätselhaft daß ich es nicht begreife. Ich
bin nicht schuldig und fühle doch- daß ich schuldig bin. Kein Mensch
hilft mir und auch Gott hat nicht geholfen in dieser meiner Bedrängnis.
Und nun kommt das Schlimmste, Immer habe ich es mir im
Innersten gewünscht Mutter zu werden ein Kind von Dir in den Armen
zu halten und es großzuziehen. Es sollte im Leben mehr Liebe haben
als mir bechieden war. Das hat Gott nicht gewollt. Aber warum
wollte Gott daß ich . . . Spürt Dir Alexander wie ich zittere,, wie
meine Lippen weiß werden und meine Augen funkeln - nun, da ich das
Letzte aussprechen muß, Gott hat gewollt , . . nein ich kann nicht . . .
ich kann nicht . . . ich kann nicht . . .

Hier steht es geschrieben - mit kaltem Blute geschrieben: Gott
hat gewollt daß aus diesem Verbrechen Leben wuchs. Warum hat Gott
das gewollt! . . .

Ich bin stärker als Gott gewesen. Ich habe zu mir gesprochen:
Aus dieser finsternen Stunde wird kein Leben wachsen. Der Doktor,
vor dem ich in die Knie zusammenbrach und den ich um Hilfe anflehte,
hat mich zurückgewiesen und kalt lächelnd mir erklärt- daß darauf Zucht-
haus fünde. Wenn es so ein Gefäß gibt,, so mögen das die Menschen
mit sich abmachen, Ich ginge lieber ins Zuchthaus,, ehe ich . . .
Genug von alledem. Du weißt was Du wissen müßtest. Und nun
liege ich mit zerbrochenen Gliedern da. Der Herr Doktor kann jetzt
darauf feien daß er mir nicht geholfen hat. Wenn er mir den Toten-
schein auschreibe so soll er mir nicht ins Gefäß sehen. Er hat mich
auf dem Gewissen.

.|- -ie ..-

Ich gehe von Dir- Alexander. Mein letzter Blick gehört Dir und
mein Auge sucht Dich- solange noch ein Schimmer von Licht in ihm
ist. Lebe wohl- mein geliebter Mann. Küsse mich noch einmal und
vergiß mich nicht."

Zwölftes Kapitel:

Auf der Treppe begegnete er dem Diener.

„Ist der Direktor zu Hause?" [ließ er hervorl und er selbst war be-
troffen von dem Ton seiner Stimme die völlig heiser klang.

„Der Direktor ist da,, aber er schläft ich soll niemand zu ihm lassen.
und ich selber muß jetzt - - -"

46x

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Alexander unterbrach den Redefchwall des Bedienten- indem er ge-
bieterifch ihm ein Geldfiück in die Hand drückte.

„Schließen Sie mir nur getrofi auf!“ befahl er. „Der Direktor
hat mich herbeftellt. Ich warteF bis er wach wird.“

Der Diener zauderte einen Augenblick.

Er fah den verhärmtten jungen Menfchen ein Weilchen prüfend an.

Dann fagte er mitleidig: „Ia- ja„ Sie haben Schweres durchgemacht-
wenn man bedenkh wie jung fie war.“

„Laffen Sie das,“ fiel ihm Alexander barfch ins Wortf und über
fein Geficht zuckte es befiändig.

Der Diener fchritt voran und öffnete die Entreetür.

„Sie werden aber Geduld haben müffen,“ meinte er. „Wenn der
fich einmal legt, fieht er fo bald nicht wieder auf. Er hat einen gefunden
Schlaf.“

„Er fchläft alfo gut?“ fragte Alexander und lächelte auf einmal
fremd und feltfam.

„Wie eine Ratte fchläft er,“ erwiderte der Bediente,

Der Schlüffel knarrte.

„Sol“ fagte er vorangehend. „Hier im Salon können Sie warten.

Machen Sie fich*s bequem.“

„Störe ich hier auch nicht?“ fragte Alexander.

„Ne, ner hier können Sie fich ganz ungeniert aufhalten. Das
Schlafzimmer liegt hinten. Es ift ein langer Korridor dazwifchenf da
hört er Sie nicht. Adieu- Herr Oblomoff. Vielleicht treffe ich Sie noch)
wenn ich wiederkomme.“

„Das kann fchon fein - wenn Sie nicht zu lange bleiben.“

„'ne kleine Stunde wird*c1 f>7on dauern. Er hat heute abend nach
der Vorfiellung Herrenggefelfchaft. Da muß ich noch allerhand beforgen,
Gott befohlenx Herr Oblomoff . .

Alexander laufchte angeftrengt, Er fchlich zur Entreetür und horchte
in gebückter Haltungt bis die Schritte des Dieners verhallt waren.

Dann richtete er fich auf und fuhr mit der Hand über das Haarf als
wollte er fich felber beruhigen. Auf den Zehen durchmaß er den Korridor.
Vor einer Tür blieb er infinktiv "fehen. Hier mußte es fein. Er faßte
die Türklinke und trat ein.

Da - auf der breiten Ehaifelongue - in eine Decke gehüllt -
lag der Burfche und zu>te jäh bei feinem Anblick zufammen,

Felix Hollaender: Die reines .Herzens find

Mit einer rafchen Bewegung hatte Alexander die Tür abgefrohloffen und den Schlüffel in feiner Tafche verfchwinden laffen.

„Was wollen Sie denn hier? Was fällt Ihnen denn ein, in mein Schlafzimmer zu dringen? Sind Sie verrückt geworden?“

Der Direktor war aufgefpungen und rieb fich mit dem Ärmel die Augen, als wäre er im ungewiffen, ob er wachte, oder ob ein böfer Traum ihn narrete.

Alexander ließ ihn nicht aus den Augen, als hätte er die Macht, ihn mit feinen Blicken zu durchleuchten.

„Seien Sie ganz ruhig.“ fagte er leife. „hören Sie!“ Und in dem nämlichen, gedämpften Ton wiederholte er: „Ganz ruhig follen Sie fich verhalten.“

Der Direktor gewann frheinbar feine Haltung wieder. „Wenn Sie mich zu fpreden wünfchen.“ fagte er, indem er fich fiellte, als fei er vollkommen gefaßt. „können wir ja nach vorn gehen.“ Dabei machte er eine einladende Handbewegung.

„Ich danke.“ erwiderte Alexander. „Diefer Raum genügt mir.“

Der Direktor fing plötzlich zu lachen an. Er gab fich die Miene, als amüfierte er fich köfilich.

„Das ift ja höchft fpaßhaft. Wollen Sie mir hier eine kleine Solofzene vorfpielen? Nicht nötig, lieber Freund, nicht nötig.“

„Treiben Sie mit mir keine Poffen!“ fagte Alexander. „Kurz - ich follte meinen, Sie -- Sie kennen den Zweck meines Befuches?“

„Keine Idee! . . . Nicht die leifefte Ahnung!“

„Dann feßen Sie fich gefällig't.“ entgegnete Alexander. „Unfer Gefchäft, denke ich, wird nicht lange dauern.“

„Wollen Sie zunächft die Tür wieder auffchließen?“ fragte der Direktor. Seine Stimme klang gereizt, und feine Züge waren plötzlich in Angft getaucht und verzerrt.

„Das will ich unter keinen Umftänden.“

„Dann werde ich Ihnen beweifen . .

Er wollte an Alexander vorüber. Aber diefer trat ihm in den Weg, und während die Adern an den Schleifen ihm plötzlich hervortraten und über der Nafenwurzel fich die Stirn in tiefe Falten furchte, fagte er kaum hörbar: „So wie wie Sie fich von der Stelle rühren, oder auch nur fich muckfen, fchieße ich Sie wie einen tollen Hund nieder. -!- Und ich mache Ernfi.“ fügte er hinzu, und holte aus der Rocktafche einen Revolver. Der Direktor taumelte zurück.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Sind Sie denn bei Sinnen?“ ftammelte er. während auf feine blutleeren Lippen Schaum trat.

„Wollen Sie sich jest fehen!“

Wie ein Hilflofer brach der Direktor auf dem Diwan zufammen.

Alexander fehte sich rittlings auf den erften befien Stuhl. ftüßte die Arme auf die Lehne und ließ keinen Blick von dem Manne.

„Sie wiffen. weshalb ich hier bin.“

Der Direktor fchiittelte wehevoll den Kopf.

„Nicht eine Sterbensahnung habe ich.“ brachte er zitternd hervor.

Alexander erhob sich langsam. Ganz dicht trat er vor ihn hin.

„Dann follen Sie es durch mich erfahren.“

Der Direktor ftieß einen gurgelnden Safrei hervor.

„Seien Sie mäuschenftill. Noch tue ich Ihnen ni>)ts. - Also nicht eine Sterbensahnung haben Sie? Das ift ja amüfant.“

Dem Manne brach der Angftfchweiß aus allen Poren. Er fah zitternd und in Todesangft auf diefen jungen Menfchen. der ftarr und unbeweglich. mit harten. erbarmungslofen Augen in fein Innerftes dringen zu wollen fchien.

„Sagen Sie es mir.“ ftieß er leife und fäfeu hervor.

Bei diefen Worten brannte ein weißliches Feuer aus feinen Augen.

Da verließ den Alexander feine mühfame Ruhe und Selbstbeherrschung. Sein Geficht verdunkelte sich plöhhlich und nahm einen fo fchmerzhaften und gramverzerrten Ausdruck an. daß der Direktor unwillkürlich zurücktrat.

„Sie Hund Sie!“ rief er auffchäumend. „Ich foll Ihnen erft fagen. wer die Angelika auf dem Gewiffen hat? . . . Sehen Sie mir in die Augen und leugnen Sie. wenn Sie können.“

Da fchlug der Direktor den Blick zu Boden. Er fühlte auf einmal. wie die Füße ihm abfiarben und eine eifige Kälte feine Glieder lähmte.

Eine Weile war es in dem Zimmer totenftill. Der Direktor faß zusammengekauert da und rührte sich nicht. Dann fchien er plötzlich zu einem Entfchluffe gekommen zu fein.

„Was wollen Sie von mir?“ fagte er und richtete sich mühfam auf.

„Wollen Sie mich ermorden? Tun Sie es. Ich bin wehrlos. Aber machen Sie fchnell . . . Machen Sie um Gottes willen fchnell . . . Ich halte das nicht länger aus.“

Um Alexanders Lippen zuckte es. „Nein. ich will Sie nicht ermorden.“ fagte er. „obwohl das vielleicht das Einfachfte und Schnellfte

Raphael: Putte mit Guirlande.
Zum Essay von Paul G. Konody.

EMPTY

Felix .Hollaenderc Die reines Herzens find
 wäre. Ich will mich mit Ihnen fchlagen und zwar auf der Stelle
 wollen wir unferen Handel austragen. Sie follen fich verteidigen dürfen."
 Der Direktor fchüttelte den Kopf,
 „Ich will nichtz" entgegnete er kurz. „Schießen Sie mich tot , . .
 Tun Siez was Sie wollen, Nur machen Sie es kurz , . . Qualen Sie
 mich nicht länger.“
 „Sie werden fich mit mir fchlagen! Verfiehen Sie mich?"
 Und auf einmal warf er fich über ihnz um ihn nach kurzem Ringen
 niederzuzwingen. Eine Sekunde wiirgte er ihn am Halfef als wollte er
 ihm die Kehle zufchnüren. Dann ließ er die Arme fchlaff fallen. und
 fein Geficht wurde qualvoll. Er fühlte auf einmalz daß er nicht morden
 konnte. Ia. wenn es ein ebenbürtiger Gegner gewefen wäre. mit dem
 man fich ehrlich hätte fchlagen können - einen der feine Knochen mit
 Anfiand und Mut bis auf den letzten Blutstropfen verteidigt hätte -
 den würde er im regelrechten Kampf dahingefireckt und das Strafgericht
 vollzogen haben. Aber diefem elenden Schwächling, dem die Todesfurcht
 aus den Augen branntez das Lebenslichtlein auszublafenz erfchien ihm
 auf einmal ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Gefühl des Ekels iiber-
 kam ihn. Solch ein Totenopfer entweichte die Angelika. Er kniete
 noch immer auf der Bruft des Direktorsz defien Arme er freigegeben
 hattez und ftarrte wie bewußtlos _ in die Leere.
 Plötzlich wurde ihm dunkel vor den Augen . . . Er fpürte einen
 kurzen Schmerz . . . und taumelte bewußtlos zurück.
 Schwer aufatmend erhob fich der Direktor.
 Mit einem blöden Lächeln befah er das blutige Meffert mit dem
 er fich hinterhältig feines gefährlichen Angreifers entledigt hatte.
 Er trat vor den Spiegel, der feine afchfahlen Züge wiedergab. und
 taumelte zum Wafchtifch. Mechanifch tat er die Hände in das kalte
 Waller. Dann fah er fich fcheu um und betrachtete den Daliegenden.
 „Iäz wollte das nicht." murmelte er vor fich hin. „ich wollte das
 nicht." -
 Er bückte fich und fuchte nach dem Schlüffel . . . Aha. da lag er auf
 dem Boden. Er war aus Alexanders Tafche gefallen,
 Er wollte die Tür auffchließen, Aber die kraftlofe Hand verfagte,
 „Was nun?" ftammelte er,
 Wieder drehte er fich fcheu um,
 Er nahm ein Tuch und legte es iiber Alexanders Geficht. Er konnte
 diefe Züge nicht fehen , . . War er tot? Lebte er? . . .
 30* 467

Die reines Herzens find Felix Hollaender

In diefem Augenblicke hörte er die Schritte des Dieners. Er warf fch einen Rock über. Und nun gelang es ihm, die Tür zu öffnen. die er hinter fch wieder abfchloß. Mit fchlotternden Knien trat er dem Be-dienten entgegen. -

„Der Oblomoff hat da drin einen Selbftmordverfuch gemacht.“

fagte er zitternd. „Verfiehen Sie nicht etwas von Heilkunde? Kommen Sie mal herein. Der Menfch darf doch nicht verbluten.“

Der Diener fah ihn voll Entfetzen an und folgte ihm auf dem Fuße.

Und nun trugen Sie ihn auf das Sofa.

Ein leifes Stöhnen drang aus Alexanders Bruft.

„Gott fei Dank - er lebt. Machen Sie ihm mal die Wefte auf.

Und nun bleiben Sie hier, während ich an den Theaterarzt telephoniere.“

Nach einer Weile kam der Direktor zurück, während der Diener Alexanders Bruft frei gemacht und auf die Herzgegend und die wunde Stelle ein naffes Tuch gelegt hatte.

„Wie heißt denn der Menfch, der feit einiger Zeit immer ins Theater kommt und ihn abholt?“ fragte der Direktor und wifchte fch die naffe Stirn ab.

„Bardeleben heißt er und ift ein Maler.“ .

„Machen Sie feine Adrefse ausfindig, nehmen Sie einen Wagen und bringen Sie ihn fchleunigft her. Sprechen Sie zu keinem Menfchen von dem, was hier vorgefallen ift. Hören Sie?“

Der Diener nickte.

Draußen an der Glocke wurde fcharf gezogen.

„Öffnen Sie rafch. Ich bin für niemanden zu Haufe. Nur den Doktor laffen Sie herein.“

Ein Weilchen fpäter trat der Arzt in das Zimmer.

„Sehen Sie, was hier zu machen ift.“ fließ er haftig hervor. „Diefer Menfch hat mich ermorden wollen. Es ging auf Tod und Leben. Ich konnte mir nicht anders helfen.“

Der Doktor beugte fch mit tieferm Geficht über Alexander und horächte auf defien Herztöne.

„HW hm.“ machte er. „Das ift eine böfe Gefchichte. Ich kann nur einen Rotverband anlegen. Der muß.fofort ins Krankenhaus.“

„Lebt er denn noch?“ fragte der Direktor ganz leife.

Der Doktor überhörte die Frage - nur mit Alexander befrhäftigt.

Eine endlofe Zeit verftrich. - - -

Felir Hollaender: Die reines Herzens find

Dann raffelte wieder in der Entreetür der Schlüffel. und bald darauf erfchien Herr von Bardeleben.

Dreizehntes Kapitel:

Bift du armer. gefchundener Menfch noch einmal zurückgekehrt in jenes alte Haus. in dem vor Jahr und Tag die mageren Arme eines kleinen Mädchens fich fehnfüchtig dir entgegenftreckten. In jenes Haus. in dem du - ein Betteljunge - mit f'tolz zurückgeworfenem Nacken an der Tafel derer von Sydow gefeffen . . . Kam dir in heißen Fieberträumen jene Stunde wieder zum Bewußtfein. in der die kleine Elifabeth vom Fenf'ter herab auf den dunklen. geheimnisvollen Weiher wies - feft entfchloffen. den Todesfprung zu wagen. wenn du niäjt deine to'ien Mordgedanken fahren ließeft . . . Lagft mit gefchloffenen Augen da. als fie dich in das Haus trugen. vor dem immer noch die hohen Pappeln wie Schuhheilige Schirm und Wacht halten. Und hörteft nicht im Schloßhof den Springbrunnen riefeln. an deffen Rande fo oft die kleine Elifabeth gefeffen und pochenden Herzens auf dich gewartet hatte. Saheft auch nicht. wie fie aus dem runden Torweg trat. die zuckenden Lippen herb gefchloffen. ganz in Schwarz gekleidet - das blaffe Geficht verhärmt. vom Ernft des Lebens gezeichnet . . .

Wirre Laute ftammelt dein trockener Mund. Und fchlägft du die Augen auf. fo blickft du irre um dich. von einem dunklen Todesdrang erfüllt - du Armer. du Gefcheiterter. du Zerbrochener. Warf't *freilich nicht mit taufend bunten Wimpeln ausgezogen. Aber die Kraft der Jugend hatte auch dich erfüllt. und auch in deinem .herzen hatten Sehnsucht und Hoffnung geblüht.

Und nun liegft du -- in weißen Kiffen gebettet - und Tag und Nacht hält die Baroneffe Elifabeh von Sydow. des alten Haufes junge Herrin. an deinem Bette Wacht. räumt niemandem diefen Plaß ein und lächelt nur ftumm und qualvoll. wenn Herr von Bardeleben oder die alte Therefe Icife zur Schonung drängen. Und du fiöhnt aus wunder Bruft -- ahnft nicht. wie jeder deiner Seufzer dem Fräulein ins Mark fchneidet. Nur zuweilen geht dein Atem ruhiger. wenn ihre fchmale. kühle Hand auf dein armes .Herz fich legt . . . Dann hufcht wohl ein verlorenes Lächeln um den vergränten Mund des Fräulein von Sydow. Auf dem Korridor ftecken fie die Köpfe zufammen. gehen auf den

Die reines Herzens find Felix Hollaender
Fußpißen und laufchen verängftet an der Tür des Krankenzimmers.
Treue Geifter, die um dich forgen und bängen.
Und aus dem Säfloßhof tönt leife die Harmonika in deine Kranken-
fiube.
Und neben dem Invaliden fißt die Alte mit dem dünnen weißen
Scheitel und den noch immer blihenden Augen, die jetzt verfonnen und
nachdenklich in das erfie junge Frühlingsgrün bli>en . .
Wer hat den beiden Alten von der Landfiraße auf dem Schloß eine
Heimfiatt bereitet?
Ach, Lefer, du haft es längfi erraten.
In einfamen Stunden mochte die Baroneffe davon geträumt haben,
daß der Invalide ihr zur Hochzeit auffpielen, während die Alte aus ihrer
Lebensweisheit das köftlichfte Wort fchöpfen würde, um der Stunde
die Weihe zu geben. Und neben beiden würde die Therefe fiehen, die
verheulten Augen in der Schürze bergend, trunken vor Rührung . . .
Wo find die Träume der Jugend . . . Kommt das Leben wie ein
Unwetter dahergebraufi und fegt die Träume hinweg. Und nichts bleibt,
als eine fchmerzhaftre Erinnerung und ein Leben ohne Süße.

' Ak *

Sie ftanden alle an feinem Bett -- die Baroneffe Elifabeth von
Sydow, Herr von Bardeleben, die Handelsfrau, der Invalide und die
Therefe. Denn die „Krisis“, wie der Arzt es genannt hatte, war vor-
über und fein Leben außer Gefahr. Und alle Gefichter waren verklärt
von verhaltener Rührung, und jeder trat an ihn heran und fireichelte
liebkoftend feine Hand. Und aus jedem diefer ftummen Blicke fprach ein
lautes Dankgebet und ein Bekenntnis einfältiger Liebe. Aber dann gab
Herr von Bardeleben allen ein Zeichen, und lautlos verließen fie die
Krankenfiube.

Und nun war die Elifabeth mit ihm allein. Er richtete fich in den
Kiffen empor und fagte mit verhaltener Stimme: „Sehe dich zu mir,
Elifabeth.“

Sie tat, wie ihr geheißten, wie in der Kinderzeit, da fie feinem
Wort und feinem Willen fich unterwürfig gefügt hatte. Und
demütig blickte fie zu ihm auf. Wie oft hatte fie während feiner Krank-
heit immer wieder diefe herben Züge zu ergründen verfucht, die feinen
Schmerz und feinen Trois, den Kampf und die ganze Bitterkeit feines
Herzens widerfpiegelten.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

„Sieh mich an mit guten Augen.“ begann er kaum hörbar. ..Ach nein.“ unterbrach er fick). „du tuft es. ohne daß ich die. darum bitte. und weil du es tuft. empfinde ich um fo fchwerer alle meine Schuld.“

„Nicht davon reden.“ fagte fie zitternd. Und es war ihre alte Stimme mit dem filbernen. feinen Klang. der ihn all die Jahre wie eine fiille Mufik begleitet hatte. -

Seine Miene verdunkelte fich bei ihren Worten. und feine Augen weiteten fich. fo daß ihr bange wurde.

„Doch.“ fagte er. „über alles das muß ich mit dir fprechen - ich fühle es. Woher foll ich fonft die Luft nehmen. um zu atmen.“

Über ihr blafies Antlis. aus dem die großen Augen in unverbrüchlicher Liebe ftrahlten. zuckte es.

„Ich glaube nicht.“ fuhr er fort. ..daß ich noch einmal die Kraft finde. um von neuem zu beginnen. Nein. nein. mir ift es. als ob ich dreimal fäzuldig wäre und auf und davon müßte.“

Sie beugte fich über ihn. damit er ihr trofilofes Geficht niäzt fähe.

Er hielt fie fefi umfaflungen und fuhr leife fort: „Vergiß mich und verzeih mir nicht. verfteh mich und vergib mir nicht. denn mir ift nicht zu vergeben. Immer habe ich im Leben Liebe empfangen - zuerft von der Mutter. die um meinetwillen das Dafein wie eine fchwere Bürde gefchleppt. um meinetwillen fich zufchanden gearbeitet und jeden Tropfen ihres Blutes für mich hergegeben hat. Dann von dir. Du glaubteft an mich von ganzem Herzen. und ich fchritt über deinen Glauben hinweg wie über armfelige Scherben. Und wieder habe ich nichts als Liebe erfahren von der Stunde an. in der die Angelika in meinen Weg trat. Ach Gott.“ fagte er. ..wie foll ich dir von ihr erzählen? Ich habe fie in den Tod getrieben. ohne ihre Liebe und Güte zu begreifen. Immer habe ich empfangen und zum Dank dafür denen. die mich liebten. nur Leid zugefügt. Und wie ein Irrer bin ich an aller Liebe vorbeigegangen. nur von meiner Erbärmlichkeit erfüllt. immer fuchend und tafiend. auf welchem Wege ich für mich Gewinn herauschlagen könnte. Ach. Elifabeth. wehre nicht ab. In diefer Stunde müffen alle Hüllen fallen. nun ich mich in meiner Erbärmlichkeit aufgefpürt habe. Warum bin ich. wie ich bin? Nun liege ich zerbrochen da. der ich felbft zerfiörte und zerbrach. was mir das Leben fchuf. Elifabeth. ich kann nicht mehr. und es ift eine leßte Bitte. die ich dir allein ausfpreche: Beiße die Zähne aufeinander und wende dich von mir. In allen Tafaien trage ich das Unglück.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Mein Hirn ist ausgebrannt. und das Herz ist leer. Ich bin einer. der zu nichts mehr nütze ist."

Bei seinen letzten Worten vermochte sie nicht mehr an sich zu halten.

Ihr ganzer Körper war vom Schmerz geschüttelt.

„Tu mir das nicht an.“ sagte sie laut schluchzend. „Verliere dich

nicht von neuem. nun ich dich endlich wiedergefunden. All die Jahre

- von der Stunde an. in der mich der Papa in die Schweiz schickte.

damit ich nichts mehr von dir sähe und hörte. bis zu deinem Tode bin ich

bei dir gewesen. Und als ich erfuhr und wußte. daß du für mich verloren

warst. da habe ich auf den Knien gelegen und nur den einen Gedanken

gehabt: ich müßte fort. fort aus dieser Welt. in der es für mich nichts

mehr zu schaffen gab. Und wenn nicht die Therese wie ein Hund hinter

mir her gewesen und mich auf Schritt und Tritt bei Tag und Nacht

bewacht hätte - was wäre wohl aus mir geworden. Und dann bin ich

auf die Suche gegangen und habe mir die Menfäßen von der Landstraße

geholt. mit denen wir die letzten Stunden zusammen gewesen sind. Und

über mich kam plötzlich die Gewißheit. daß du eines Tages über diese

Schwelle treten würdest. und daß ich auf dich warten müßte. Ich habe

um dich geweint in vielen bitteren Stunden. aber. lieber Alexander

Oblomoff. nie habe ich dich für schlecht und niedrig gehalten. und immer

habe ich geglaubt. daß es so hat kommen müßen. Und nun bist du bei

mir und klagst dich selber so furchtbar an. Ach. lieber Freund. merkst

du denn nicht. daß du elend und schwach bist und vor den Augen eine

Binde trägst und nicht zu sehen vermagst? Warum liebten wir dich

von ganzer Seele - die Mutter. die Angelika - -- und auch ich?"

faßte sie leise hinzu. „Weil du anders und besser bist als jene. die achtlos

an sich und dem Leben vorübergehen. Du hast es von klein auf schwer

genommen. hast in dir geschauelt und gegraben. um bis auf den Grund

deines Herzens zu dringen. hast dir das arme Hirn wund gerieben. um

hinter das dunkle Rätsel deines eigenen Daseins zu gelangen. Hast

niemals in der Jugend ein Lachen vernommen. wie andere glückliche

Kinder. und wärst ohne dein armes Mutterle elend verkommen. Aber

wir fahen deinen Kummer und deines Herzens Reinheit. Und ob du

auch trübselig schwiegst - vielleicht ahnten wir doch. was für kummervolle

Gedanken hinter deiner Stirn die Tage und die Nächte arbeiteten. -

Klage dich nicht an. Alexander. zerbrich mir nicht. denn sonst zerbrichst du

mich. Bleibe bei mir. denn ohne dich ist mein Leben schal. Ich kann

nicht auf dich gewartet haben um dieses Endes willen."

Felix .Hollaenderc Die reines .Herzens find

Er blickte mit Todestraurigkeit zu ihr empor.

„Reinen Herzens feid ihr.“ antwortete er leife. „In mir wuafs nichts als elende Begier - ein törichter Hansnarr. der auf die Höhe wollte. ohne die Luft da oben zu vertragen. und beim erften Auffstieg kläglich abfürzte. Ach. Elifabeth. ich bin fertig. wie ein Menfch nur fertig fein kann.“

Da fchlang fie ihre Arme fefi um ihn. Und ihre Augen durchleuchteten ihr ganzes Geficht.

„Ich liebe dich. und darum bißt du ohne Schuld. Ich liebe dich. Und wenn du mich von dir ftößt. fo folge ich dir immer wieder. weil ich dich liebe.“

Er fank in die Kiffen zurück. und fein verhärmted Antlih wurde weiß wie der Schnee. der fich wie ein Leichentuch auf die fchwarze, Erde fenkt. Aber dann glitt ein dürftiges Lächeln für eine flüchtige Sekunde über feine Züge. Er fchloß die Augen. von tiefer Müdigkeit überwältigt.

Diefes Lächeln blühte in ihrer Seele auf.

K 'k' K

Sie küßte ihn auf die Stirn und faß ftumm. mit gefalteten Händen. an feinem Lager. Ganz leife drangen die verhaltenen Töne der Ziehharmonika an ihr Ohr.

Und nun hob und fenkte fich regelmäßig feine Bruft. Gott hatte ihm Schlaf gegeben. Auf den Fußfohlen verließ fie das Zimmer. Unten im Schloßhof fianden die Getreuen. Der Invalide hatte gerade zu fpielen aufgehört.

„Für fein ganzes Sündenleben möchte man ihm Pardon geben.“

fagte die Handelsfrau. „weil er Mufik im Leibe hat.“

Aber beim Anblick der Elifabeth verfiummte fie für einen Augenblick. Dann ergriff fie die Hand des Fräulein von Sydow. beugte plötzlich ihren krummen Rücken und küßte fie.

Die Baroneffe wehrte heftig ab.

„Das Fräulein mögen in Gnaden den Handkuß geftatten.“ Und tief ernfi fügte fie hinzu: „Es läßt fich in diefer Welt noch leben. die- weil es fo viel Liebe gibt.“

Und gleichfam fegnend breitete fie ihre alten durren Hände aus.

Diefen Segen empfang die Elifabeth von Sydow wie eine Verheißung Gottes.

Franz Blei:

Fußnoten und Gloffen.

Die unverfändlichen Dichter. Unlängft wurde einem Verleger ein Buch angeboten: „Wie lernt man fchreiben?“ Eine Art Vademekum zu einem „fchönen Stil“. mit naiver Preisgabe fämtlicher fchlechten Journalifienkniffe an jedermann. Ein* Buch: „Wie gewöhnt man fiäf das Schreiben ab?“ wäre gegenüber der allzu großen Zahl fchreibender Deutfcher - nicht deutfeh Schreibender - ein verdienf'tlicheres Unternehmen. Wer hat nicht fchon das kritifch abtuende Urteil iiber Schriften einiger unferer fchönften neueren Dichter gehört: fie feien „unverftändlich“? Und folches Urteil nicht etwa von gänzlich Unberufenen. fondern von Männern. die von einem neuen Mufikftück fehr zurückhaltend fagen. man müffe es öfter hören. bevor man in Worten den Eindruck formulieren könne. Das Gedicht fcheint ihnen weniger Zeit zu verdienen. Die „unverfändlichen“ Dichter - auch Profafiften gehören dazu - und „Wie lernt man fchreiben?“. diirfte da niäft ein Zusammenhang fein? Die tägliche Lektüre der Zeitung. die fich naturgemäß an ein Publikum etwas unter dem Duräffchnitt wendet und daher deffen Iargon und Art haben muß. hat ein leichtes Hinlefen gezüchtet. das fich nichts als unterrichten will. wiffen will. was gefehehen ift oder wird. Die Zeitung arbeitet mit der Wichtigkeit der Inhalte. verfelzt tagtäglich den Gehirnen der Lefer diefe Suggeftion von der Wichtigkeit des verftandesmäßigen Wiffens um alles. was paffiert und gemacht wird. Als Form diefer Mitteilung ift die gemeinle die befte. da es ja nur auf den Inhalt ankommt. Dem Gebildeten ift die Zeitung eine rafche Lektüre. Er weiß. daß er fie nicht ihrer fchönen Sprache wegen lieft. und lacht über das Klifchee des Bildausdrucks. den witzigen Feuilletoniften. den weitausfehauenden Leitartikler. den melodramatifchen Lokalreporter. Aber alles das nimmt das Gehirn des Gebildeten doch Tag für Tag widerftandslos auf. Und bildet in ihm eine Neigung heraus. alles Gedruckte in der gleichen mühlos rafchen Weife lcfen zu wollen wie die Zeitung. in der

474

Franz Blei: Fußnoten und Glofien

gleichen Weise des Verfiehens mit banalftem Verfiande. Man weiß: leidenschaftliche Zeitungslefer find nie Bücherlefer. Bücher verlangen ein anderes Tempo und einen anderen Verftand. eine andere Art des Verfiehens. Die „unverftändlichen“ Dichter werden es einem bleiben. der fie wie die Zeitung lefen will: bloß einmal und hundertmal fchneller als der Dichter gefchrieben hat. und eingefeilt auf verfiandesmäßig begreifbare Tatfachen. Daß die Zeitung fich mit einem Minimum von Grammatik begnügen muß und damit ihren fleißigen Lcfer der ganzen Grammatik entwöhnt und ihm eine grammatikalifch reiche Sprache abfonderlich und „unverftändlich“ erfcheinen läßt. fei nebenbei bemerkt. Die Zeitung lebt von einem kleinen Reft deutfcher Grammatik. - wer fie fo ganz beherrscht wie etwa Borchardt in feinen prachtvollen Pindarüberfeßungen. wird „unverftändlich“. Die Zeitungen find fo. wie fie wohl fein müffen. Der gebildete Lefer aber möge an das Gedicht und die Profa nicht den kritifchen Maßftab der Verftändlichkeit feiner täglich zweimal gelesenen Zeitung legen und an einer Lektüre von Klopffock oder Hamann fich überzeugen. daß die „Unverftändlichkeit“ nicht eine Laune der Heutigen ift. fondern daß fo gelesene. auf gemeine Verftändlichkeit in verkümmelter Sprache hin. alle Dichter. die je waren. unverftändlich find. Die Efoterik der Dichter ifi nicht deren freie Wahl. fondern eine Notlage. fchmerzlich von ihnen erkannt.

'k 'K 'k

R u skin d e u t f ch. Die Eifenbahnen und die Fabrikfchornfleine triumphieren; Kapitalzins und Dividende. die Ruskin teuflifche Erfindungen nannte und fie zu nehmen Todfünde. behalten recht: danach gemeffen war fein Werk erfolglos. das fomit ganz im Geifigen bleibt. in der Intention und im Bild. Diefer Mann des 18. Jahrhunderts wollte. daß man an den Wochentagen praktiziere. was man des Sonntags in der Kirche zu glauben und zu bekennen vorgibt. Das genügte. daß ihn die Engländer für einen Narren hielten und zu ihm wie Fefius zu Paulus fragten: „Du bifi von Sinnen; viel Lernen hat dich verrückt gemacht.“ Ruskin fchrieb das glänzendfie. fuggefiivfie Englifch. Man denke nicht an den Greuel jener poetifchen Profa der Dilettanten. die Ohren weder für Profa noch für Poefie haben. Seine Profa ifi immer klar durchfichtig und frei von allem Euphuismus; nie preziös oder fonfi wie gemacht und fein hergerichtet; fie hat eine faft hörbare Melodie in ihren Affonanzen und Konfonanzen. Man fchlage irgend eine Seite auf. in den Modern

Painters z. B.: „ . . . 8180](breacl, tune root, (lat-lc night, triba-
rioua (18.7, 'rear- 7 arm ut auunet ; uncl life Edda area): A0 books,
110 thoughts, no üttuinementn, no rest - except 01117 sometimes
a little cutting- in the 81m umlei- tkie avm-cd "8.11, an the bei]
tolle thin um] fur in the. mountain air . . ." - Ruskin fpürte alle
Affoziationen auf und brachte fie; und dies gilt nicht nur von der Art
feines Schreibens. fondern ift auch Tendenz feines ganzen Werkes. Er
fchrieb bis zum Jahr 1862. als er (low tbjs [mot veröffentlichte. über
die Kunft und redete darin über Moral und Religion. Von 1862 ab
fchrieb er über Moral und Religion und brachte dahinein die Kunft.
Er ift literarifch immer im höchften Maße intereffant. Nun man ihn
überfeht. kommt fein Gedankliches nackter hervor: es beftechen nicht mehr
die Pracht der Rede und der Ton der Worte. die er wählte und zusammen-
brachte wie kein englifcher. ja kein Profaißt vor ihm. Die Ideen: er
hatte viele und noch mehr Überzeugungen. die fich deshalb oft wider-
fpochen und einander ausfchließen. Konftant war nur fein Haß gegen
die Eifenbahnen. den Kapitalzins. die Renaiffancearchitektur und
Whiftler. Es liegt darin der Grund feiner herrlichen abundanten Elo-
quenz: er ift feiner vielen Meinungen nie ficher und braucht fo zu ihrer
vermeintlichen Feftigung den größten Aufwand von Worten und Leiden-
fchaft. Wo er begeistert ift. findet er den herrlichften Ausdruck. denn die
Begeisterung kann den fichereren Standpunkt entbehren. Wo er tadelt.
wo er Gegner ift. wird er ohnmächtig. nüchtern. platt. fhlechtwißig. denn
die Kritik verlangt eine fefte Vorausfeßung. Das Studium der Malerei.
meint er. führe zur Kenntnis von deren Gefeßen. Und „voniefen Ge-
fehen zögernd und zweifelnd zu fpochen ift fo lächerlich. als es für
Faraday lächerlich wäre. wollte er zögernd und zweifelnd von der Affi-
nität des Eifens und des Sauerftoffes fpochen und die Entfcheidung
darüber. ob eine folche Affinität eriftiert oder nicht. den Zufchauern über-
laffen." Das ift die Bafis feiner Kunftlehren. Nicht nötig wohl zu
fagen. daß der Vergleich eines demonftrierbaren Faktums mit Meinungen.
die fich treffen können. nichts wert ift. Ruskin kommt auch ohne fort-
währenden Gebrauch der Vokabel „falfche“ und „wahre“ Kunft nicht
aus - um auch hierin durchaus nicht bei dem einmal Gefagten zu bleiben.
Das Arrangieren der Landfchaft durch den Maler ift einmal „falfche“
Kunft. dann wieder wird es bei einem Bilde Turners gelobt. Er ift für
Turner und für die Präraphaeliten und gegen Whiftler. immer aus den
einander aufhebendften Griinden. Er will die Bedeutung der Gotik über
476

Franz Blei: Fußnoten und Glofien

die Renaiffancearchitektur beweifen und zeigt die Gotik in Venedig. wo fie ein Baftard ifi. Venetianifche Gefimsprofile findet er typifch gotifch. und ornamentale Bogen nimmt er für konftruktive. Die grieäifche Architektur ifi „häßlich“. und er will mit Phidias. Giotto und Michelangelo beweifen. daß Maler und Bildhauer die beiten Architekten find. Dem Phidias fchrieb er das kurz früher „häßlich“ genannte Parthenon zu. dem Giotto irr tümlich den Eampanile. und Michel Angelos Dom gehört ja zur „peatjlent Renaissance“ . . . Ich weiß nicht. wie fich die deutichen Lefer mit dem deutichen Ruskin abfinden. wenn fie ihn nicht auch englifch lefen können. Denn unbefehen fchon kann man fagen. daß es den Überfeßern nicht gelingen wird. Ruskinfche Profa - es gibt da Sätze mit 5 bis 600 Worten! - in das Deutliche zu bringen. Es ifi ihnen auch nicht gelungen; war auch nicht ihre Abficht. Abficht war: der Denker und Kunftkenner und Reformier Ruskin. der fo ohne feine Sprache vorgefielt verwirren und verirren muß. Man foll Ruskin englifch oder gar nicht lefen.

ei- * *

Balzac. In Auffähen. die eine neue deutliche Ausgabe der 00msclje klurnujne (im Infelverlag) veranlaßt hat. nannte mancher Balzac einen beobachtenden Realifien. Abgefehen davon. daß er fich aus der Beobachtung nichts machte. hätte er bei feinen fechzehn Stunden täglicher Arbeitszeit auch kaum Zeit gefunden. die zweitaufend Menfchen feines Werkes zu beobachten. welche Zahl einer zufammengeremnet hat. Seine Methode ifi ganz imaginativ. Der Gedanke (das Leben nennt er deffen Kleid) beherrfcht ihn. und diefer Gedanke ifi: Energie. Leidenschaft. Aktivität. Er befchreibt nie wie Stendhal. er feßt alles in Aktion um. Er gibt feinen Menfchen Riefenfchickfale und eine Heldenmuskulatur. denn feiner Überzeugung nach hat fich feit den Griechen die Leidenschaft nicht geändert. Eine äußere Änderung hat nur die Notwendigkeit erfahren. die heute das Geld ift. Balzac fäjuf Menfchen nach feinem Bilde. oder: er erfand fich immer neu. denn fein Riefenwille wurde nie mit fich fertig. Die Leidenschaft glühte nicht aus. Ein gutes Beifpiel ift jene Szene in der Eoufine Bette. da der ruinierte Baron Hulot zu Jofepha. der Maitresse feiner befferen Tage. kommt. um für ein paar Tage Unterkunft zu erbitten. „biet-“ui, rei-lnu, que tn 9.8 tus ton frei-e er ton oncle. mijn-.i tn familie, ourbypotnsquä lu. maison (ie tea enfants "et (nunge- lu

xreuoujlle (lu Zone-erneutem (zu .Unique urec la pkiuceßae?" 1x9
dawn jucliuu trjoteuteut lu tiefe, „L11 bien, j-aiuae 0218.!" Z'Sckju
Joseph-z, qui ne lern. pleiue cl'eutvouniuame. Gent: une bruluge
Musi-ale! Gent neu-clauuyale! (Near gruuu! (Vent complet! Oo
eat une cuuuille, main 011 u (lu coeur!" Die logifche Syftematik
macht ihn natürlich oft unwahrſcheinlich im Wirkliäſkeitsfinn. und eine
fynoptifche Vifion der Dinge fehlt ihm. Er bleibt immer beim Einzel-
dinglichen und bildet keine Mythologie, Er hat eine gemeinpläßige Philo-
fophie und fchwärmt für Adel. fchöne Frauen und feine Manieren; war
ein naiver Barbar; ein Stück Natur. Und feine Fabel wird gern ro-
manesk. und fein Stil ift nicht oft gut. Gegen alle dieſe Dinge. die fich
als Einwände nicht geben können. kaum als Einfchränkungen. fteht. fie
*weit überſchattend. das Genie feiner Multiplizität. das feinesgleichen
nicht hat. Diefes Genie nimmt ihm. wer ihn einen beobachtenden Realifien
nennt. was er nur in der Komparferie feiner Dramen ift: die kleinen
Leute ohne Aktion zeichnet er nach dem Leben. um dagegen feine imagi-
nierten Heldenſchickſale ftärker kontraſtieren zu laffen.

Detlev von Liliencron:
Die Macht der Mufik.
An einem Maitag, weit von Haus.
Lag ich im Fensterrahmen hinaus
Des Morgens früh um sieben.
Still träumt die Stadt, kein Hund ist wach.
Kein Rauch umkräufelt traut das Dach.
Noch schlafen Mensch und Tiere.
Auf einmal, unter mir vorbei,
Ging eine kleine Küchenfee.
Ein Kind von acht, neun Jahren.
Sie ficht mich nicht - doch singt, tut und quick.
Klingt her die Negimentsmufik
Im Schritt der Janitscharen.
Das Mädchen flüßt, der Korb im Arm
Füllt Eier, Wurfel und andern Kram;
Mais, Reis und Pomeranzen.
Da gehts nicht mehr, sie setzt ihn hin,
Und nur zu tanzen ist ihr inn,
Und sie fängt an zu tanzen.
Fern die Mufik klingkling rumbum.
Sie tanzt und tanzt rechtsum, linksrum.
Reizend, wie Engel schweben.
Her, hin und her, sie ist allein.
Umblüht vom ersten Sonnenchein.
Dem rief ganz hingegeben.
Mal kratzt sie sich den krausen Kopf.
Der Spaß macht's so mit feinem Schopf.
Das tut sie nicht anfechten.
Doch plötzlich hört der Taumel auf.
Sie nimmt den Korb, setzt sich in Lauf.
Es fliegen ihre Flechten.
Hin zur Mufik! Sie läuft, sie rennt.
Nur zu, nur fort, als wenn sie brennt.
Was find's für Firlefanten!
Die Wurfel im Korb macht hopfafa.
Die Eier hüpfen hopplala.
Und auch die Peine-tanzen.
Wer weiß, wo jener Tanzplatz war:
in Kiel, in Rom, in Sanfibar,
in Siebenbürgen, China?
Der Reim auf Ehina liegt nicht fern.
Im Leben denk' ich immer gern
an den kleinen Ballerina.

.Sully Prudhomme:*)

Gedichte.

1. Vergeudete Zeit. Z

So wenig Erfolg. fo viel Mühe und Leid! Z

Fruchtlofer Sorgen voll find unfere Tage: J

Ihre Meute hebt uns in endlofer Plage.

Iagt uns. verfchlingt uns. vorbei flieht die Zeit . . .

„Morgen! befuch' ich die armen Leut'.

„Morgen will endlich dies Buch ich lefen.

„Morgen. o Seele. erkenn' ich dein Wefen.

„Morgen bin groß ich und _|_ ark . . . nicht heut.“

Heut'. was für Sorgen. Befüchen. Befichten!

O. gnadlofer Schwarm der Schmaroßerpflchten.

Der nm uns fproffen läßt feine Saat!

So fchlummern das Herz. der Sinn. jedes Streben.

Und während man müde wird. ohne zu leben.

Erwarten die wahren Pflichten die Tat.

2. Die zerfprungene Vafe.

Ans Glas. drin die Blumen verwelken.

Ein Fächer fchlug leicht. und es fprangz

Kaum fchwankten erzitternd die Nelken.

Kein einziger Laut erklang.

Allein. die kaum fichtbare Wunde.

In unwiderfiehlichem Lauf.

Umzingelt das Glas in der Runde

Und nagt das Krifiall leife auf.

*) Autorifizierte Überfeßung aus dem Franzöfifchen
von Lina Friedlaender.

*0_-. . __.p -.- --l-.-.-.-
...-. ..-.-.-_-
-__Uq -- --. _- ' -_â€œ-. __* _.-. _ -...Â»W

' Â»-
.Q 8,
*_r
T.. '

Die .Kathedrale des Alcziar in Sevilla.
Zum* (hat) (9.1* franifche. Kunft.
i
._- *"4*

—

[illegible]

Jahrgang
1 9 0 8

.,-!.Z
,c't
hat'
â€žnâ€œ
:-
-i
er...
- ..t..

Die Kathedrale des Alcazar zu Sevilla.
Zum Effay Ã¼ber fpanifche Kunft.

EMPTY

Wenn Gott ich wär'. wär' die Frucht nur zum Effen.
Die Arbeit ein munteres Spiel nur mehr.
Denn wir wollten nur unfre Kräfte meffen.
Wenn Gott ich wär'.
Wenn Gott ich wär'. malt' ich dir. meine Traute.
Den Himmel ftets leuchtend - ein blaues Meer.
Nur dich ließ' ich. wie ich immer dich fchaute.
Wenn Gott ich wär'.

4. Der Tau.

Ich träum' - auf die Wiefen fallen
Die bleichen Tantropfen facht.
Den durfienden Blüten allen
Gibt Labe die frifche Nacht.
Zr 48:

Wann fällt der Tau aus den Höhen?
 Die Nacht ist klar und voll Duft;
 Er schwebte wohl ungefehen
 Als Hauch in der blauen Luft.
 Warum meine Tränen rinnen?
 Die Nacht fenkt Frieden herab.
 Ganz heimlich wohl schluchzten sie innen.
 Schon ehe geweint ich hab'.
 In unfreier Seele stets schwingen
 Die Schmerzen in leisem Eher.
 Ein Blick. ein Lächeln oft dringen
 Hinein - und Tränen brechen hervor.
 z. Der Ozean.
 Der Ozean macht bang erschauern.
 Weil jeder Horizont entflieht.
 Die Nähe von Gefängnismauern
 Bedrückt so stark nicht das Gemüt;
 Kein Kettenraffeln und kein Stöhnen.
 Das angivoll durch den Kerker gellt.
 Gleich jenem furchtbar eh'nen Dröhnen
 Der Flut. die an dem Fels zerfchellt.
 Gib acht. daß -- willst am Meer du träumen -
 Der Liebsten Hand in deiner ruht;
 Der Elemente zorn*ges Schäumen
 Erhöht der Liebe heiße Glut.
 Das Grau'n der Weite wird verblaffen.
 Das qualvoll eben in dir schrie.
 Vom Griff. der sie nicht konnte fassen.
 Taucht sie ins Herz. das groß wie sie;
 Dort ruhen die Unendlichkeiten.
 Der Himmel und das ganze Meer;
 Der Liebe Schwur zu solchen Zeiten
 Gilt ewig. Weib; wiegt weltenfchwer.
 ...i...0.....0.....'.....'.....

.ß
 U)
 w

Paul Konody:

Raphael. Überfeßt von Alice Fliegel.

(Mit zwei Vierfarbendruckten.)

(Schluß.)

III.

Raphael traf vor dem September 1508 in Rom ein. denn am 5. September des genannten Jahres schrieb er von Rom aus an Francia von Bologna, den er wahrscheinlich in Urbino getroffen hatte. Es muß für den jungen Meister ein berauschendes Gefühl gewesen sein, als er sich so plötzlich und unerwartet von den Wundern der klaffischen Welt umgeben sah. Der Klaffizismus beherrschte damals die ganze Gedankenwelt, so daß selbst das Ehrfientum von heidnischen Elementen durchfeßt war.

Ebenso anregend und erhebend mußte es für Raphael gewesen sein, als er saß mit einem Male, gleich den Größten seiner Zeit, in einer so großen und verantwortungsreichen Stellung sah, während er in Florenz nur eine bescheidene Position einnahm und mit bewundernder Ehrfurcht auf Michelangelo und Lionardo blickte. Der Papst Julius II. setzte das größte Vertrauen in den jungen Künstler. Die Art, wie Raphael seinen ersten Auftrag erledigte, rechtfertigte dieses Vertrauen seines hohen Gönners nicht nur, sondern machte den Papst mit den anderen dekorativen Arbeiten, die vor Raphaels Ankunft in den Räumen des Vatikans unternommen worden waren, durchaus unzufrieden.

Der Haß, den Julius II. gegen seinen Vorgänger, den Papst Alexander 7],.. im Herzen trug, machte es ihm unmöglich, in den Borgia-Gemächern zu verweilen. Im Jahre 1507 entschloß er sich daher, in den oberen Räumen des Vatikans Wohnung zu nehmen. Dieses obere Stockwerk war unter der Regierung Nikolaus V', von Pier dei Francesläfi und Bramantino ausgeschmückt worden. Diese Fresken waren nicht nach dem Geschmack des neuen Papstes. Er verpflichtete Perugino, Peruzzi, Sodoma, Signorelli und Pinturicchio für eine Neuaus schmückung der Stenzen, und schließlich beauftragte er Raphael mit der Ansmalung der vier Medaillons an der Decke der Stanza della Segnatura, deren

31* 483

Verzierungen Sodoma größtenteils vollendet hatte. Über die Verwendung dieses Raumes herrschten verschiedene Ansichten, aber die Motive der Dekorationen weisen deutlich darauf hin, daß das Gemach als Bibliothek benutzt wurde. Die allegorischen Figuren der Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz, mit denen Raphael die vier Medaillons ausfüllte, wurden in der späteren Renaissance vielfach zur Ausschmückung von Bibliotheken verwendet. Die mehrfache Wiederholung von Büchern in allen möglichen Zusammenstellungen zeugt ebenfalls von der großen Wahrscheinlichkeit dieser Annahme.

Julius II. war von Raphaels erster Arbeit so entzückt, daß er ihm sofort die ganze Ausstattung der anderen Gemächer übertrug und in unbarmherziger Weise bestimmte, daß alle früheren Gemälde sofort vernichtet werden sollten. In dieser Stunde des Sieges über seine Kollegen bewies Raphael die Großmütigkeit und Liebesswürdigkeit seines Charakters, die jeder fühlte, der mit ihm zusammenkam. Er erbat sich von seinem ungeheuren Arbeitgeber und Gönner, daß einige Werke Baldassare Peruzzis und Peruginos vor der allgemeinen Zerstörung bewahrt blieben, ebenso Sodomas Deckendekoration in der Camera della Segnatura. Eine Reihe von Köpfen, die von Bramantino gemalt waren, ließ Raphael, ehe er sie vernichtete, von seinen Gehilfen kopieren. Diese Kopien schenkte Giulio Romano nach Raphaels Tode dem Monfignore Giovio, und höchstwahrscheinlich sind sie mit den „Bramantino“-Porträts der Willettsammlung identisch, die sich jetzt in New-York, im Metropolitan-Museum, und in South Kensington befindet. Caspar Pardon Clarke, der Direktor des erwähnten Museums, tritt sehr für die Annahme ein.

Doch um zu Raphaels Arbeiten in der Stanza della Segnatura zurückzukehren, so beweisen uns der Gedankenreichtum, die Wissenschaft und das Können, das in dem ganzen Entwurf in so reicher Art entwickelt ist, daß Raphael mit den Geistesströmungen seiner Zeit Schritt hielt, oder, besser gesagt, daß er seine danach strebte, den Rat der Männer, die an der Spitze dieser Bewegungen standen, zu erhalten und auszuführen. In der Tat weiß man von einem Brief, in dem rief Raphael von dem Dichter Ariosto wegen einiger Details Rat erbittet. Der Papst selbst wird seinem Schützling sicher von seinen Ideen mitgeteilt haben, und auch der sehr gebildete Kardinal Bibbiena und der berühmte Humanist Pietro Bembo, Raphaels intime Freunde, waren immer zu seiner Verfügung; höchst wahrscheinlich wird ihm auch Bra-

mante bei den architektonischen Stellen feiner Gruppen beigeftanden haben. Raphael felbft obgleich er außerordentlich aufnahmefähig und empfänglich war und es beffer wie irgend ein anderer verftand eine Idee in eine vollkommene künftlerifche Form zu kleiden war doch durchaus kein Mann des Lernens und der Wiffenfchaft. Mit Dantes und Petrarchs Poefien war er in feinem Vaterhaufe vertraut gemacht worden er hatte wohl auch ein wenig in die Schriften von Marfilio Ficino hineingefehaut- und kannte die erften Anfänge klaffifcher Wiffenfchaft, aber er hat die lateinifche Sprache niemals beherrfcht die doch damals eine unbedingte Notwendigkeit für jede wirkliche Bildung und jedes Studium war. In den folgenden Jahren als er die Stellung eines Präfekten der Altermenner inne hatte war er genötigt fich den vielgebildeten Humaniften Andrea Fulvio zu engagieren- damit diefer ihm die lateinifchen Infchriften der altertümlichen Ruinen überfeße.

In der Stanza della Segnatura trägt die Gesamtarbeit Raphaels denfelben Stempel des abgemeffenen gewollten Arrangements diefelbe Einheit in der Zufammenfassung der verfchiedenen Motive und Nebengruppen- wie jedes Einzelfrefko. Auf die Strebebögen, die die Deckenmedaillons mit den großen Fresken der Wände verbinden- feßte er „Die Erbfünde“ neben die Theologie „Das Urteil Salomonis“ neben die Iurisprudenz „Apollo und Marfyas“ neben die Poefie⁷ und eine allegorifche Darftellung der Sternkunde neben die Philofophie. Nach einer ungeheuren Anzahl von Vorarbeiten bemalte er die größte unter der „Theologie“ befindliche Wand mit einem umfangreichen Freskogemälde, der fogenannten „Disputa (161 Zackflueuw“. Weit davon entfernt einen Streit darzuf'tellen- zeigt diefes Bild die heiligen Väter und Theologen der Kirche (und unter ihnen Dantes Savonarola und Fra Angelico) die um den Altar verfammelt find und das heilige Abendmahl anbeten. An die gegenüberliegende Wand malte er unter die „Philofophie“ die fogenannte „Schule von Athen“. Hier find in übereinfimmung mit dem widerfpruchsreichen Zeitgeift die philofophifchen Syfteme der alten Welt in der gleichen Art verherrlicht- wie das Chriftentum in der „Disputa“. In der vornehm angeordneten Gruppe der Philofophen find Raphaels Zeitgenoffen und Freunde, wie Bramante. Lionardo da Vinci- Francesco della Rovere Frederigo Gonzaga Sodoma Raphael felbft und andere Künftler in der Gefalt von Euklid Plato Zoroafter und anderer Weifer dargeftellt. Raphaels köftliche kompositorifche Infpiration wurde durch das ungünftige Eindringen von zwei

breiten Türrahmen in den Raum der übrigen beiden Wände nicht beinträchtigt. Auf einer dieser Wände feste er unter die „Poetik“ den „Pat-naß“ mit den Mufen und den Dichtern Homer- Virgil Dante- Ariostor Boccaccio, Tebaldeol Sappho u. a.- die sich um Apollo scharen, der „tatt der üblichen“ Leier die Bratfehe spielt. über die Türe der letzten Wand malte er drei allegorische Figuren: die Klugheit- die Stärke und die Mäßigkeit und mehr unten an die Seiten: „Jufinian- der den Kodex übergibt“, und „Gregor IX.“ (personifiziert durch Julius II.)- der die Dekretalen erläßt, Die Ausschmückung des ganzen Raumes war im November des Jahres 1511 beendet. Wahrscheinlich malte Raphael im gleichen Jahre das wunderbare Porträt Julius II., das im Pitti-Palast hängt, Das Antlitz des Papstes ist finsternis- vergrämt und streng, denn in der Zeit hatte sein politisches Unglück in dem Verlußt von Bologna seinen Höhepunkt erreicht. Später- als der Künstler die Stanza d'Elidora ausmaltete, war des Papstes Stern wieder im Steigen begriffen- und Julius II, errang in der völligen Niederlage und Vertreibung der Franzosen einen bedeutenden Sieg. Die Motive für die Gemälde dieses Raumes stehen alle mehr oder weniger mit den geschichtlichen Ereignissen jener Zeit in Verbindung besonders das Freskogemälde- das der Stanza d'Elidora ihren Namen gab: „Die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel von Jerusalem“ - eine deutliche Anspielung auf die Vertreibung der Franzosen. Diese Freske ist durch den wirkamen- eigenartigen Kontrast bemerkenswerte den die lebensvolle- dramatisch bewegte Gruppe der rechten Seite und die großzügige Ruhe ergeben, die auf den Gestalten der linken Seite liegt- die sich um die majestätische Gestalt Julius II. gruppieren. Die andere Freske „Das Wunder von Bolsena“ verfinstert wie die geweihte Hostie vor den Augen des an der Transsubstantiation zweifelnden Priesters zu bluten beginnt - ein Ereignis- das die Feier des Leibes Christi nach sich zog. Seitlich von dem zelebrierenden Priester kniet Julius II. Die Idee zu der Freske ist höchstwahrscheinlich von Julius II. selbst gegeben worden. Auf seinem Feldzug nach Bologna hatte der Papst die Kapelle von Bolsena besucht und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit ein Gelübde getan- seines Besuches durch eine geweihte Opfergabe zu gedenken. „Das Wunder von Bolsena“ ist (dura) den glutvollen Farbenreichtum berühmt- der beinahe venetianischen Charakter trägt- und den Raphael zweifellos dem Maler Sebastiano del Piombo- der 1511 von Venedig nach Rom kam, abgesehen hatte.

Auf der gegenüberliegenden Wand befindet sich „Die Befreiung des heiligen Petrus“. die sicher nicht, wie viel behauptet wurde, eine Erinnerung an des Papstes Leo LL. Flucht aus französischer Gefangenschaft ist. da sie unter der Regierung Julius II. bereits begonnen wurde. Es ist wahrscheinlicher, daß dieses Bild die B e f r e i u n g d e r K i r c h e verfinbildlicht. Die lebte Wand .teilt den „Rückzug Attilas vor Leo dem Heiligen“ dar. Leo L., der 1513 auf Julius II. folgte, faß zu dem Bilde seines Namensvetters, doch die Freske hat wenig von Raphaels eigener Arbeit aufzuweisen, seine Gehilfen unternahmen die Ausführung fast allein.

Die Dekoration der Stenzen wurde 1514 vollendet. ein Jahr, das neue Ehren und neue Pflichten für Raphael brachte, denn als Architekt der Bafilika wurde er zum Nachfolger Bramantes auserwählt. und als folcher leitete er den Bau von St. Peter.

Von nun an ist Raphael eher als das Oberhaupt einer kleinen Armee von Malern und Handwerksleuten anzufehen, die nach feinen Ideen, Zeichnungen und Angaben arbeiteten, nicht aber als ein Meißner, der für jedes Detail der Arbeiten verantwortlich ist, die mit seiner Genehmigung und unter seinem Namen den Weg aus seiner Schule in die Welt fanden. Selbst in den ersten Jahren seiner römischen Periode finden nur einige Altar- und Staffelei Gemälde, die er in Auftrag bekam, die alleinige Arbeit von des Meißners Pinsel. Zu der beliebten „Madonna della Sedia“, im Pitti-Palast, haben wir den reinen Raphael, ebenso in dem Wunderwerk, das unter dem Namen „Madonna di Foligno“ bekannt ist. Das letzte Bild malte Raphael 1512 im Auftrage des Sigismondo de Eonti für dessen Familienkapelle in der Kirche Santi (welche). Der Bischof ließ es zur Erinnerung an seine Flucht vor einem verfolgenden Feuerball malen, der durch ein Meteor im Hintergrund der Landschaft angedeutet ist. Diese Madonna kam später nach Foligno, dem Geburtsort Sigismondos, 1797 wurde das Bild von den Franzosen von dort fortgenommen, aber höchstwahrscheinlich wieder hingefächelt und befindet es sich unter den Schätzen des Vatikans. Die bedauerlicherweise verlorene „Madonna des Tower“ in der National-Galerie und die „Madonna Alba“ in der Eremitage sind höchstwahrscheinlich auch ganz des Meißners eigene Arbeiten.

Die „Madonna mit dem Diadem“. die „Uuäonnu ile] (Ijrjno Amore“. die „Garvagh Madonna“. die „Madonna mit dem Fifth“. die

Raphael Paul Konody

„Madonna mit dem Licht“ und verschiedene andere sehr bekannte Madonnenbilder. Für die Raphael die Entwürfe und Ideen lieferte, wurden von Giulio Romano und anderen Schülern des Meisterr ausgeführt.

17.

Ein Brief, den Raphael am 1. Juli 1514 an seinen Onkel Simone Eiarla schrieb, gibt uns über des Künstlers Charakter und Privatleben wichtige Aufschlüsse. Dieser Brief wurde von einem Manne geschrieben, den seine großen Erfolge mit stolzer Erregung erfüllten, der aber trotzdem bescheiden blieb -- in dem Vollgefühl der großen dankbaren Freude, die diese Erfolge, die er seinem Glück, seinem Talent und seinem Charakter verdankte, in ihm auslösten. War der Meister doch nie eingebildet und anmaßend. Durch alle diese Gefühle klingt immer wieder ein Ton klug-kühler Berechnung hindurch, hauptsächlich was Geldsachen und eheliche Chancen anbetrifft. Raphael erzählt mit Behagen von der Größe seiner Einnahmen, von seinem Gehalt, das er als Architekt der Basilika bezieht, und von den Geldern, die ihm seine Gemälde bringen. In derselben Weise berichtet er von einer „vorteilhaften Partie“, die ihm der Kardinal Bibbiena vorgeschlagen hat, und für die er sich verpflichtet hat; doch falls nichts daraus werden sollte, „so werde ich mich deinen Wünschen fügen“. Die letzten Worte sind höchstwahrscheinlich eine Anspielung auf irgend eine passende Heiratskandidatin in Urbino. Auch in Rom fehlte es Raphael nicht an günstigen Parteen, und er weiß von einem hübschen Mädchen, das 3000 Goldkronen als Morgengabe mit in die Ehe bringt, zu erzählen. Ebenso erwähnt er mit nicht geringem Stolz, daß er in Rom in seinem eigenen Hause wohnt.

Die Bemerkungen über seine Heiratspläne gehören zu den interessantesten und viel umfrittensten Kapiteln von Raphaels Leben. Die Geschichte seiner geflochtenen Verbindung mit Fornarina, der schönen Tochter eines Bäckers von Siena, wurde zuerst von Vasari in die Öffentlichkeit gebracht, und dann 1665 von Fabio Eregi bestätigt; seitdem haben sich viele moderne Schriftsteller mit jenem Liebesverhältnis als einem willkommenen Stoff ausgiebig beschäftigt. Die Zeugnisse und Beweise, die Rodolfo Lanciani gesammelt hat, bestätigen Vasaris Behauptung und stellen auch den Namen und das spätere Schicksal der Fornarina fest. Was die

lokale Tradition anbetrifft. so werden in Rom drei Häuser angegeben. die Raphaels Geliebte nacheinander bewohnt haben soll. und zwar sind diese Häuser stets in nächster Nähe der Gebäude. mit deren Dekoration Raphael der Reihe nach beschäftigt war. In dem ersten dieser Häuser in der Via di Sta. Dorotea ist heute noch eine Bäckerei. die unter dem Namen „il forno della Fornarina“ bekannt ist; das zweite. befindet sich in der Vicolo del Eedro neben St. Egidio in Trastevere. und das dritte Haus ist das Palazzetto Saffi; dort ist in die Mauer eine Tafel mit folgender Inschrift eingelassen: „Die Tradition sagt. daß die Eine. die Raphael so sehr liebte. und die er zu großem Ruhme erhob. in diesem Hause lebte.“ “

Durch eine Volkszählung. die Leo X. im Jahre 1518 vornehmen ließ. fielte sich heraus. daß eines der Häuser der Familie Saffi von dem Bäcker Francesco von Siena bewohnt wurde. Dieses Ergebnis stimmt vollkommen mit der Tradition überein. daß „Margherita. Donna di Raffaello“. wie sie in einer zeitgenössischen Kopie der Giunta-Ausgabe von Vafari 1568 genannt wurde. die Tochter eines Bäckers von Siena war. Aber wichtiger und ausschlaggebender ist eine Notiz. die man im Hauptbuch der „Kongregation von Sant' Apollonia“ fand - ein Haus in Trastevere für gefallene und reuige Frauen. Diese Notiz. die den 18. August 1520 als Datum aufweist. also ungefähr vier Monate nach Raphaels Tode geschrieben wurde. lautet: ed (Li 18 soguati 1520. Uoggi e state. recentu nel rtr-0 Sooserratorio man Uargaritu recleo, figliolu (181 quonclm l-"raueemebo ltuti cin. Zimt-r.“ (..18. August. 1520. -- Heute trat in unsere Anstalt die Witwe Margarita ein. die Tochter des Francesco Luti von Siena.) Die auffällige Übereinstimmung der Namen und Daten läßt es außer Zweifel erscheinen. daß diese „Witwe“ die schöne Fornarina war. die Tochter des Bäckers aus Siena. und daß jene Margarita mit dem reizvollen Gefühlskind identisch ist. das Raphael als Modell für die „Donna Velata“. die „Sirtinische Madonna“ und für einen der Köpfe eines Gemäldes „Die heilige Eäcilie“ diente.

Man sagt. daß Raphaels Verhältnis mit der schönen Bäckers-tochter bis zu seinem Tode gedauert hat. Der Abgesandte des Papstes. der Raphael den letzten Segen brachte. befand darauf. daß sich des Künstlers Geliebte aus dem Sterbezimmer entfernte. Vafari teilt uns ferner mit. daß Raphael in seinem Testament genug Vermögen für

die Fornarina ausfeßte. damit sie als anständige: Frau weiterleben konnte". .

Raphaels langes Zusammenfein mit der Bäuerstochter ist sicher daran schuld. daß er sich zu einer Heirat nicht entschließen konnte. Mit Maria Bibbiena. der schönen. angefehenen und vornehmen Nichte des Kardinals Bernardo Dovizi. war er seit 1514 verprochen; man erzählt sich von ihr. daß sie an gebrochenem Herzen starb. als ihre Heirat mit Raphael von Jahr zu Jahr verzögert wurde. Vafaris Behauptung. daß das fortwährende Hinauschieben dieser für Raphael so vorteilhaften Verbindung ein Akt der Klugheit von ihm war. um einen Kardinalshut. auf den er Aussicht hatte. zu erhalten. ist natürlich hinfällig und schlägt jeder klardenkenden Vernunft ins Gesicht. Es ist sehr wahrscheinlich. daß Raphael diplomatisch genug war. um einen so einflußreichen. mächtigen Mann. wie den Kardinal Bibbiena. für sich und seine Zwecke zu gewinnen. obgleich er auch das damals nicht mehr nötig hatte. denn er befand sich in einer Stellung. die ihm erlaubte. mit Kardinälen wie mit feinesgleichen zu sprechen. Das erfahren wir aus einer hübschen Anekdote. die Raphaels Freund Baldaffare Castiglione niedergeschrieben hat. Zwei Kardinäle. die ein Bild betrachteten. mit dem Raphael gerade beschäftigt war. fanden es nicht richtig. daß der Künstler in die Gesichtsfarbe des heiligen Peter und Paulus so viel Rot gebracht hatte. „Meine Herren.“ antwortete ihnen Raphael. „machen Sie sich darüber keine Sorge. Ich habe das mit voller Absicht getan. denn ich glaube bestimmt. daß Peter und Paulus mit so roten Gesichtern. wie sie hier gemalt sind. im Himmel herumlaufen. aus Scham darüber. daß ihre Kirche von solchen Herren regiert wird. wie Ihr welche seid.“ Wir müssen nun zu Raphaels Arbeiten während der letzten Zeit seines Lebens zurückkehren. Es war ihm nicht mehr möglich. sich nur den Werken zu widmen. die nach seiner Wahl und nach seinem Geschmack waren. auch konnte er nicht mehr allen den zahlreichen Aufträgen gerecht werden. mit denen ihn die Großen und Größten seiner Zeit überhäuften. trotzdem er ständig eine reiche Anzahl von Schülern und Gehilfen beschäftigte. Die vielen vergeblichen Versuche. die Isabella d' Este machte. um ein kleines Bild von Raphaels gefegneter Künstlerhand zu erhalten. zeigen. wie schwer es war. eine solche Gunst zu erlangen. denn Raphael war jetzt hauptsächlich des Papstes Architekt und sein Zeremonienmeister. 1515 wurde er zum Präfekten der Altertümer als Nachfolger Fra Giordanos von Verona erhoben. Nun hatte er Landschaften zu malen.

Münzen, Medaillen und Pläne zu entwerfen, und einmal wurde sogar das Anliegen an ihn gefällt, auf die Mauern des Vatikans einen Elefanten in Lebensgröße zu malen!

Trotz dieser zeitraubenden Pflichten und Aufträge fand Raphael doch noch die Zeit, verschiedene Reliefs für das Chigi-Grabmal in der Chigikapelle von St. Maria del Popolo zu liefern, ferner entwarf er eine Tafel von geradezu klaffender Zeichnung, die „Christus und das Weib von Samaria“ darstellt, und von Lorenzotto in Bronze gegossen wurde. Lorenzotto führte auch eine Marmorfäule des „Jonas“ nach einem Modell von Raphael aus. Raphael arbeitete ferner die architektonischen Zeichnungen für die Villa der Madama für Giulio dei Medici (die später Clemens VIII. gehörte), und für verschiedene andere Paläste in Rom; ebenso gab er die Entwürfe für den köstlichen, prächtigen Palast Pandolfini in Florenz. Die hier vertretenen, abwechselnd gewölbten und dreieckigen Giebel wurden in der ersten Zeit in der weltlichen Renaissance-Architektur vielfach angewendet. Für das Grabmal des Marcantonio Raimondi von Bologna lieferte Raphael ebenfalls verschiedene Zeichnungen, z. B. das wunderbar ausgeführte „Urteil des Paris“. Dann plante und begann Raphael eine mühevoll durchdachte und sorgfältig angelegte Kosmographie von Rom; und in der Fülle dieser verschiedenen Arbeiten dichtete er noch einige glühende Liebessonette zu feinen Zeichnungen. Ein Exemplar dieser dichterischen Ergüsse befindet sich im Britischen Museum, und die feurige, begeisterte Stimmung, die über den Strophen liegt, sagt uns, daß Vasari mit seiner Behauptung, Raphael sei für die Reize des schönen Geschlechts außerordentlich empfänglich gewesen, recht hat. Der Palast, in dem Raphael lebte, einem Fürsten gleich, wohnte, war von Bramante erbaut, und von Raphael am 7. Oktober 1517 gekauft worden. In sehr veränderter Gestalt sieht er noch heute in der Piazza di Scoffacavalli, an der Ecke der Via di Borgo Nuovo. Seitdem das gegenwärtige Gebäude als identisch mit dem ehemaligen Palast des Malers erkannt wurde, hat man auch sein Atelier herausgefunden. Es ist in zwei Räume eingeteilt; die wunderbare, von Bramante ausgeführte Holzdecke ist noch vollkommen erhalten.

In diesem Atelier muß Raphael die größten, schönsten und beliebtesten seiner herrlichen Altarbilder gemalt haben, wie die „Madonna di San Sisto“, und die „Transfiguration“, die sich jetzt in der Galerie des Vatikans befindet, und die Raphael auf der Staffelei hatte, als

49!

Raphael Paul Konody

schon der Tod hinter ihm stand. Hier ist höchstwahrscheinlich auch das Meisterporträt des „Baldassare Castiglione“ entstanden, das eine der ungeschätzten Kostbarkeiten des Louvre ist. Vielleicht schuf Raphael auch in diesem Räume die prächtige Gruppe: „Leo X. mit den Kardinälen Giulio dei Medici und L. dei Rossi“ ein Gemälde, das sich im Pitti Palast befindet. Alle die berühmten Männer, die in jener Zeit in Rom lebten, weilten in Raphaels Atelier und wurden von seiner Meisterhand auf der Leinwand festgehalten. Aber von den zahlreichen Porträts, die er in Rom gemalt hat, sind verhältnismäßig nur wenige aufgefunden worden. Das Bild des Humanisten Tommaso Inghirami war bis vor kurzem im Inghirami-Palast in Volterra - jetzt hat es seinen Weg über den Ozean genommen; ein Porträt des Kardinals Bibbiena ist in Madrid und die Bilder der venezianischen Humanisten Navagero und Beazzano sind im Doria-Palast in Rom. Unter den verlorenen Porträts befinden sich diejenigen des Pietro Bembo, des Giuliano dei Medici, des Herzogs von Nemours, des Frederigo Gonzaga und des Herzogs Lorenzo von Urbino.

Mittlerweile waren Raphaels Schüler mit der Ausgestaltung der übrigen beiden Stützen nach Raphaels Entwürfen beschäftigt. In der Stanza dell' Incendio del Borgo, die in der Zeit von 1514-1517 für Leo X. ausgeschmückt wurde, malte Giulio Romano die „Schlacht von Ostia“ und den größten Teil vom „Burgbrand“, trotzdem vieles auf dieser Freske von Raphaels eigener Hand gezeichnet wurde. Der „Burgbrand“ illustriert das Aufhören der großen Feuersbrünste durch Leos X. Bitten und Gebete. Der kleine Raum, „Die Halle des Konstantin“ genannt, wurde in der Hauptachse nach Raphaels Tode von seinen Schülern ausgefüllt, die auch an den 52 biblischen Darstellungen in den Loggien -- die man als „Die Bibel Raphaels“ bezeichnet -- den Hauptanteil tragen. Das Meisterstück an diesem berühmten Werke schuf Pierino del Vaga - während Giovanni da Udine die Arabesken und Grotesken rings um die Tafeln hinzufügte. Diese Bilder hatten nämlich weil sie den Elementen stark ausgesetzt waren sehr gelitten und sind ganz übermalt worden.

Für Agostino Ghisetti Villa „Farnesina“ malte Raphael die „Galatea“, eine wunderbare Freske, die als das vollkommenste Zusammenfassen des Geistes der Renaissance angesehen werden kann. Der oben genannte Handelskönig gab dem Künstler auch noch eine andere schöne Gelegenheit, seine dekorativen Inspirationen auszuleben, als er ihm die Ausschmückung

'F'

Paul Konody: Raphael

der Chigi-Kapelle in St. Maria della Pace übertrug. Die Sibyllen und Engel dieser Fresken beweisen den oft bestrittenen Einfluß Michelangelos auf Raphaels Schaffen; und es ist ein feldfamer Zufall, daß Michelangelo gerade bei dieser Arbeit befragt wurde, ob jene Fresken die von Raphael geforderten 500 Dukaten wert seien. Kleinliche Eiferfucht war Buonarottis Fehler nicht - er fchäße das Werk feines Rivalen in großmijtigem Anerkennen auf 900 Dukaten ein.

In den Jahren 1515 und 1516 zeichnete Raphael die Kartons für die flandrischen Tapeten der Sirtinischen Kapelle; ihre Herftellung kostete 34000 Skudi. Diese Tapeten befinden sich jeßt nach mancher Wanderung, und nachdem sie manche Befihädigung erlitten haben, im Vatikan. Sieben dieser Kartons wurden von Rubens in Flandern entdeckt, und auf feinen Rat im Jahre 1630 von Karl I, angekauft. Als die Sammlung des unglücklichen Königs aufgelöst wurde, rettete Oliver Cromwell jene Tapeten vor einer Transportation, und fo befinden sie sich jezt im Viktoria- und Albert-Museum. Die Ausführung der Kartons ist fast ganz das Werk des Gian Francesco Penni, und die Borden zu den Tapeten zeichnete Giovanni da Udine. Gegen 1516 malte Raphael für den Bade-raum des Kardinals Bibbiena den „Sieg der Venus und des Cupido" in pompejanischem Stil. Die Fresken existieren heute noch, dem Publikum ist es aber nicht gestattet, sie anzusehen.

In den ersten Tagen des Aprils im Jahre 1520 wurde Raphael von einem Fieber ergriffen, das er sich höchstwahrscheinlich bei der Überwachung einiger Ausgrabungen zugezogen hatte. Am 4. April machte er sein Testament, und am 6. April starb er. Daß er sein treuloses Verhalten Maria Bibbiena gegenüber sehr bereute, verrät eine Inschrift, die auf seinen Wunsch auf das Grabmal der so jung Verstorbenen gesetzt wurde: „Wim Baldassare Turini da Pesia und Giambattista Branconi dell' Aquoli, haben als Raphaels Testamentsvollstrecker seine letzten Wünsche auszuführen und festen dieses Denkmal zur Erinnerung an seine anverlobte Braut Maria, Tochter des Antonio da Bibbiena. Ihr früher Tod entzog sie einer glücklichen Heirat." Der Fornarina hinterließ Raphael. „damit sie in Anstand leben konnte") 16 000 Dukaten, und seine Zeichnungen und Entwürfe erhielten seine Lieblingshüter Giulio Romano und Penni. Raphael wurde im Pantheon neben Maria Bibbiena begraben.

Raphael Paul Konody

Seine Grabfchrift wurde vom Kardinal Bembo verfaßt. und Eafsiglione gab feinem Schmerz in einem fchönen Sonett Ausdruck.

„Der Tod Raphaels.“ fagt Vafari. „wurde von dem ganzen päpfi-lichen Hof aufs tieffte betrauert, Nicht nur. weil er als des Papf'tes Kammerherr ein Glied defelben geworden war. fondern weil Leo X. ihn perionlich fo hoch achtete. daß ihm fein Verlufi ein aufrichtiger Schmerz war.

O. du glücklicher und gefegneter Mann. von dem ein jeder nur mit Stolz und Liebe fprach. deffen Taten und Werke gerühmt und bewundert wurden. und deffen geringfte Arbeit das Erfiaunen einer ganzen Welt erregte.“

Heinrich Reimann:

Aus Hans von Bülow's Jugendjahren.

In Stuttgart. 1846-1848.

Mit schwerem Herzen hatten Frau von Bülow und Hans Abschied von Dresden genommen. Sie verließ einen lieb gewordenen gefelligen Kreis. und Hans - ganz abgefehen von Richard Wagner - feine liebften Freunde. die beiden jungen Ritter. Die Familie ging zunächst zum Sommeraufenthalt nach Bingen und kam etwa im September in Stuttgart an. wo sie Alleeftraße 22. im Haufe des Malers Stirnband das Parterre bewohnten!) Ein gefelliger Verkehr. für die Bülowfche Familie Lebensfrage und Lebensbedürfnis. war dank den zahlreichen Beziehungen Eduard von Bülows bald gefunden. Aus der literarifchen Welt fehen sie den Dichter Gufiav Schwab. den Direktor des Gymnafiums. das Hans befuchte Wilhelm Hauff. die beiden Pfizer. von denen der ältere. Paul Achatiusk) nachdem er längere Zeit (1831-36) Führer der füddeutfchen Oppofition gewefen und für ein geeinigtes Deutfchland unter Preußens Führung eingetreten 1 war. 1848 württembergifcher Kultusminifter wurdeF) der jüngere. Gufiav. der Lyriker. Gymnafialprofefior und Hanfens Lehrer im Griechifchen. Schließlich Wolfgang Menzel. der leidenschaftliche Gegner „Jung Deutfchlands“ und Herausgeber des „Literaturblattes“. Weiteren Verkehr unterhielt man ferner mit der Familie des Intendanten Freiherrn von Gall und des öfterreichifchen Freiherrn von Thun; insbefondere war Hans mit den Töchtern aus beiden Häufern fehr befreundet. Nicht minder verkehrte Hans viel und gern im Haufe des als Komponift wie als Violinfpierer hoch angefehenen Bernhard Molique. der von 1826-49 Mufikdirektor in Stuttgart war und in Eannfiadt 1869 farb. Ebenfo bedarf es noch der Erwähnung. daß Hans hier ein weiteres Freundschaftsband für das ganze Leben mit Ioach i m Raf f*) fchloß. der in aller Stille und von wenigen nur gekannt da-

1) Das Haus ifk gegenwärtig vollftändig umgebaut.

2) Verfaffer des „Briefwechfels zweier Deutfchen“ 1831.

3) Später Oberjuftizrat in Tübingen. farb er am 20. Juli 1867,

4) Geboren 27. Mai 1822 in Lachen am Züricher See. 1850-56 in Weimar und mit Liszt nahe befreundet. dann in Wiesbaden und feit 1877 Direktor des Konfervatoriums in Frankfurt a. M.. farb 24. Juni 1895

mals feine Oper „Alfred“ komponierte. deren allmähliches Entftehen Bülow bewundernd fah. In allen folgenden Zeiten. in guten und noch mehr in fchlimmen Jahren bewahrte Raff ihm die Freundschaft. Auch Hans ift vor allem jederzeit in Wort und Tat auf das nachdrücklichfte für feinen Freund eingetreten und hat deffen Andenken noch bis über das Grab hinaus auf das innigfte und treuefte geehrt. für Witwe und Tochter forgend. Schon zur Zeit feiner erften Bekanntschaft mit Raff war Bülow für deffen Kompositionen befonders eingenommen. und Rapps foeben vollendete Klavier-Phantafie über Themen aus Kückens Oper „Der Prätendent“ war troß des reichen Repertoires das erfte und einzige Stück. was Bülow bei feinem erften öffentlichen Auftreten: im fünften Abonnementskonzerte zum Befien des Witwen- und Waifenfonds der Königlichen Hofkapelle. am 1. Januar 1848. zu Gehör gebracht. Wie oft hat er im fpäteren Leben diefem feinem Freunde ähnliche Liebesdienfte geleiftet! Noch in einem zweiten Abonnementskonzerte. am 14. März 1848 fpielte der junge Bülow. und zwar das „UNA-Konzert von Mendelsfohn. zum erften Mal alfo mit Orchefter-Begleitung. gerade vier Wochen vor feinem Abiturienten-Eramen. was ihm allerdings bei feinen enormen Fähigkeiten nicht befondere Schwierigkeiten gemacht zu haben fcheint. War er doch von jeher ein außerordentlich begabter Schüler. dem alles leicht fiel und der für feine Vorbereitung die Hälfte der Zeit brauchte wie andere. Insbefondere hatte .Hans Vorliebe für Römifche Gefchichte und Literatur.5) dagegen war ihm die rein grammatikalifche Auslegung der Odyffee. feitens feines Lehrers Rülps. ein Greuel. Er pflegte unterdeffen Kubikwurzeln auszuziehen und fich für Geographie zu präparieren - ein früher Beweis feiner „Polypragmaria“. vor der ihn denn auch fein Lehrer. der ihn einfi dabei ertappte. - ernftlich warnt. Mit dem Auge eines ebenfo umfichtigen. würdigen Schulmannes. als treuen Freundes des elterlichen Haufes wachte Guftav Schwab über die Fortfchritte des jungen Primaners. In dem aufrichtigen Bericht. den er über Fleiß und Leiftungen an Hanfens Mutter am Tage nach dem 2ten Stuttgarter Debut als Klavierpieler abfendet. ward ihm allfeitig Lob gefpendet; und bemerkte)))*. Teufel. fein Lehrer im Deutfchen. „daß feine Auffäße ziemlich viel Radikalismus atmen und zuweilen ins Tyrannenfrefferifche 1882. Komponift zahlreicher von Bülow fehr hoch gefchäßter. zum Teil bewunderter Klavier- und Kammermufikstücke. zehn Symphonien und Opern.

“) B Br. lu. 373.

l 1 q a. l
l! 1,
a
.WM\L. J
- . .
)'H .l
1' . .c
.mc-W. „KZ-2
2.2.. SYM Gum
?ZZ-„m
.-
. .x r V 5:33? „ :NI-3
„ , „ n . c: 23w LSM-:Ö
; c \ . , x
.....1 Jig} .;.vav“vuufL,“v.~ .
. .
\-
j \...¢B..~..~w\$. ,f

K'
"“ “ _ _

zum-ZUZ x_
0c" 7i-lc*
Wll/MZirr '

Heinrich Reimann: Hans von Bülow
übergehen. was aber der Jugend zugute zu halten sey". Aber alle
Lehrer waren einmüßig der Meinung. daß er das Examen mit Erfolg
bestehen würde. Diesen Erfolg meldet dann auch sechs Wochen später
der würdige Gustav Schwab dem Vater in folgendem Schreiben:

..Innigst verehrter Freund!

Mit herzlicher Freude benachrichtige ich Sie von der Aufnahme
Ihres lieben Hans unter die für das akademische Studium befähigten.
und zwar nach einem ganz günstigen Examen . . .

18. April. Abends 6 Uhr. Verehrungsvoll
der Ihrige. G. Schwab."

Und einen Monat später schrieb ihm dieser als Dichter wie als
Pädagoge ganz ausgezeichnete Mann die treffenden Denkworte ins
Stammbuch:

..Wem Gott sich in der Kunst geoffenbart.

Mit seiner heil'gen Schöpfergegenwart.

Wird weder Knecht vom Fleiß noch vom Begriff.

Und scheitert nicht an dem noch jenen Riff."

Nächst Wagner hatte dieser treffliche Mann Bülows innerlich

seiner am besten erkannt. Wie phrasenhaft hohl diesem Jüngling gegen-
über gänzlich ungeeignet waren hingegen Tiecks hinkende Stammbuch-
verse:

..Wenn Glucks erhabenes Lied I?) Dir winkt.

Und Mozart's Dithyrambus klingt.

Wann Händel. Bach. die großen Meister.

Ausenden des Gefangs tiefinn'ge Geister.

Wann Leo. Marcell. Palæstrina mächtig schreiten

Prophetisch kündigen den Sang der Ewigkeiten - -

Dann habe Mut den neuen Lärm zu ignorieren.

Und Dich befehlen jenen Herrn zu präsentieren. -"

Das banale Gemeine Tiecks ist an poetischem Wert und Gedanken-
gehalt nur mit den bekannten Zuckerbäckerverfen zu vergleichen. Um
so kräftiger und kerniger klingt Gustav Pfizers Spruch:

..Ob auch im Sturm das Schiff zusammenbricht.

Der Kompaß bleibt der Ehre und der Pflicht."

In der Tat. ein sinniges und wahres Wort im Hinblick auf die
stürmbewegte Lebensfahrt. die dem nunmehr geistig mündig gewordenen
Hans bevorstand.

Ehe wir ihn auf diese seine spätere Lebensfahrt begleiten. müssen
wir auch einen kurzen Rückblick auf die beiden Stuttgarter Jahre
werfen. auf sein glückliches musikalisches Wachsen und Gedeihen und

auf das weniger glückliche Familienleben im Elternhaufe; zumal in den Berichten der jüngeren Tochter des schon oben genannten Musikers Molique eine vortreffliche Quelle vorliegt. Sie schildert zunächst das Äußere des jugendlichen Helden gar anziehend: „Hans von Bülow war schon damals, als Gymnasiast, von äußerlich geistreihem Aussehen und lebhaftem Mienenspiel. Ein brünettes Gesicht, feine tadellose Manieren, ritterlich edel im vollsten Sinne des Wortes. Er musizierte viel mit meiner älteren Schwester Caroline; wenn er mit meinem Vater sprach und dieser ihm dies oder jenes über Musik erklärte, da konnte man die rasche Auffassung, das blitzschnelle Verständnis, die wechselnden Empfindungen von feinem Gesicht förmlich ablesen.“ Für Caroline Molique komponierte Hans übrigens ein „äußerlich charakteristisches, interessantes kleines Tonstück, das er ihr ins Künstleralbum schrieb.“ Ein anderes Mal brachte er ihr ein Lied, das er eben komponiert hatte: „Klinge, kleines Frühlingslied“ -! „Wenn Bülow am Flügel saß, da merkte man wohl, daß ein junger Meister das Instrument beherrschte. Sein feuriger, edler Vortrag, sein kraftvolles und doch wieder so wunderbar zart und fein nuanciertes Klavierspiel war besonders für meine älteste Schwester eine Freude. Er, für den die Mutter die diplomatische Laufbahn (11***) im Sinne hatte, war eigentlich schon damals von ganzer Seele Musiker.“ Den denkbar deutlichsten Beweis geben hierfür seine Briefe, die ausnahmslos, selbst die Briefe über seine Rheinreise mit dem Vater, die musikalischen Erlebnisse und Bekanntschaften in den Vordergrund fielen. Das allgemeine musikalische Leben in Stuttgart, so schreibt er, ist noch übler als in Dresden: „Mozart, Beethoven, Weber dürfen nur in Abwesenheit des Königs aufgeführt werden.“ über Moliques Sonaten, sein „neues Trio“, äußert er sich in begeisterten Ausdrücken; von den Stuttgarter Pianisten interessiert ihn Wilhelm Krügers⁷⁾ feines und delikates Spiel in eigenen Kompositionen und Chopin und echten Chopins. Von Lisztschen Kompositionen (Hans spielte damals die Sonambula-Phantasie) riet dieser ihm ab; man habe wenig Ruhe davon und gewöhne sich das „schlagen“ an. Auch als Klavierlehrer betätigte er sich bereits mit 17 Jahren; ein Fräulein Scheuten war seine erste Schülerin; „freilich ärgere ich mich noch sehr (bei den Stunden), aber so viel als möglich innerlich - man muß seine

“) Nach der uralten Tradition im Hause der von Bülow.

7) Lehrer am Stuttgarter Konservatorium. *f 1883.

A f f e k t es) auffparen. denke ich." Mit den Dresdener Ritters. mit Earl wie mit Safcha (Alexander). fand er in freundlichstem Verkehr; Hans hatte Earl neue Kompositionen von sich geschickt. die Earl Richard Wagner zur Beurteilung übergeben hatte. Welche Freude für ihn. als er von Ritter ein Paket mit Kompositionen Ritters. darunter eine Bülow gewidmete Sonate. erhielt. denen ein Brief Wagners beigezählofen war. Dieser schrieb: „Ihre Arbeiten. Herr von Bülow. haben mir viel Freude gemacht; ich wollte sie Ihrem Freunde Ritter nicht zurückgeben. ohne sie mit einem ermunternden Zuruf an Sie zu begleiten. Eine Kritik füge ich dem nicht bei; Sie werden auch ohne mich noch genug Kritik erfahren. und ich fühle mich um so weniger geneigt. Schwächen und Dinge. die mir nicht gefallen haben. aufzuzählen. als ich aus allem Übrigen ersehe. daß Sie schon bald vollkommen imstande sein werden. Ihre früheren Versuche selbst zu kritisieren. Fahren Sie fort und lassen Sie mich bald wieder etwas sehen!" Und der Mutter vertraut er auch an. was Ritter ihm geschrieben. daß Wagner. der gerade Besuch hatte. leise zu Ritter. auf Bülows Arbeiten deutend. gesagt habe: „Ein unverkennbares Talent." Das Theater in Stuttgart „war schlecht"). es bot deshalb wenig Anregung. Abgesehen davon. daß er zweimal als Klavierpieler vor die Öffentlichkeit trat. war damit sein Wirken naturgemäß in dieser Zeit auf kleine Kreise beschränkt. ein Aufnehmen kleiner Eindrücke ohne die nötige reifte künstlerische Sammlung im Großen. ein Suchen ohne ein recht lohnendes Finden. ein Streben. aber noch ohne ein klar erkanntes Ziel. ein Erglihen und Sichbegeistern. ohne das Ideal klar zu erkennen. was seinem Interesse den festen Kern. seiner unablässigen eifigen Arbeit den gebührenden Erfolg und so seinem Leben den rechten Mittelpunkt geben konnte. Aus diesem Taften aber herauszukommen. dazu fehlte auch der große Entschluß; er gehörte äußerlich und innerlich mit Kopf und Herz noch zu eng dem Familienkreise an. der. obwohl im L') In den B Br. ist finlos „Effekte" gedruckt.

v) „Norma. Haimonskinder bis jetzt." B Br. I. 519, Hofopernkapellmeister in Stuttgart war damals (bereits seit 1819) P. I. von Lindpaintner. Bülow. der bald mit ihm bekannt wurde. wollte auch Ruffs Bekanntschaft mit L. vermitteln. Wo Bülow LXs in seinen Stuttgarter Briefen Erwähnung tut. klingt fast immer ein leiser Ton der Ironie hindurch. der wohl in dem veralteten musikalischen Geschmack des Hofkapellmeisters seinen Grund haben mochte. Ein Lied von ihm: „Des Judenmädchens Klage". wurde in Bülows erstem Konzerte (am 1. Januar 1848) gefungen.

.Hans von Bülow Heinrich Reimann

inneren Zusammenhänge schon schwer erfüllt in ihm als dem
Liebling des Vaters eigentlich den idealen Mittelpunkt hatte. Über
das Leben in diesem Familienkreise berichten seine Briefe aus-
führlich: über die harmlosen gefälligen Freuden Hansens un-
verwundliche Heiterkeit¹⁾ seinen Humor- seine schauspielerischen Ta-
lente²⁾ sein edles ritterliches Wesen seine Wohlerzogenheit sein In-
teresse für des Vaters literarische Arbeiten seine Sorge um die damals
schon schwächliche Gesundheit der Mutter und der Schwester und über
seine Reittunden. Bei diesen fiel ihm einmal im August 1842- ein
kleiner Unfall zu so daß die kurze Zeit ausgefaßt werden mußten³⁾, es ist
charakteristisch daß er sie sobald als möglich wieder aufnehmen willf „da
man hier unter meinen Kameraden sich schon aufhält darüber- daß ich
wegen eines Unfalles die ganze Beschäftigung aufgegeben habe. Solche
Gerüchte und Reden muß ich nun natürlich glänzend niederzulegen.“
Wie die Berechnung der Reisekosten in den Reisebriefen an seine
Mutter⁴⁾ beweist.) war .Hans von ruhender Sparsamkeit und Genauig-
keit. Er kannte offenbar die in materieller Beziehung nicht günstigen
Verhältnisse seines Elternhauses und die bei dem unfriedlichen
Leben seines Vaters unmögliche geregelte Ökonomie des Hauses. Dazu kamen
noch Krankheiten des Vaters- der Mutter wie der Schwester auch
politische Meinungsverschiedenheiten zwischen dem für Freiheit begeisterten
Manne und der konservativ erzogenen Frau auch so viel häusliche
Sorgen als Aufregungen und Störungen des ehelichen Friedens, die
denn endlich im Verlaufe des Jahres 1848 die Scheidung vorbereiteten-
die 1849 erfolgte. Die Mutter und Schwester zogen nach dem Anfang
April schon diese Übersiedlung beschlossen warf im Herbst des Jahres
1848 nach Dresden zurück während der Vater nach Berlin ging, wo er
als Korrespondent der Leipziger Zeitung eine Beschäftigung fand. Hans
hatte bereits im April 1848 die Universität Leipzig bezogen.

'e "- 'e

Dieses Kapitel entstammt ebenso wie das dieser Nummer bei-
gegebene v. Lenbach'sche Bülow-Porträt einem Werke das der verstorbene
Musik-Historiker Professor Dr. J. H. Reimann über Hans von Bülow
hinterlassen hat und das in Kürze erscheinen wird. Der Verlag Harmonie-
Berlin überließ uns entgegenkommenderweise die Erstveröffentlichung.

10) Vgl. die Geschichte mit der Bohnentorte. B Br. I. S. 50.

11) B Br. I. S. 50.

12) B Br. I. S. 56 ff.

M

Gufiav Schüler:

Die „Sizilianer“ in Berlin,

Grelle Sonne flackert. als würfe man einem brennende Grasbüfchel ins Geficht. Gelbe. träge Wegfluchten fchneiden fich hart in den aufgemauerten Horizont. Ein Dunfi von Tierheit und atemzerftücke-'Inder Armutsangft liegt auf dem Grunde. der über Vulkanen hängt. wie eine Seuche gärt. die nach jungem Leben toll ift. Sizilien. Flimmernd ifi das Land. und wie Wüfienpflanzen. die fich ihren eigenen Saft kochen. find die Menfchen. Eine Welle Verrücktheit geht in ihrem Blut. Knirfchender Wahnwilz. ein Schrei. der im blaffen. würgenden Dunfi zerfplittert. Alle diefe Leben. die mit dem Tode auf Du und Du fiehen. packen mit ihren taßigen Händen einer dem andern mitten ins Herz. fallen fich an die Kehle und erwürgen fich. wie man einen Hund. erwürgt. Aber fie reißen fich doch auch den Labebecher vom eigenen Munde. wenn ein Verdurfiender um Waffer bittelt. Und wie gebärdet fich die Liebe in jenem Lande! Der Gefiank der Schwefelgruben macht fie fo toll und verwirrt. daß fie jeden Augenblick zum zähnefletfchenden Raubtier werden kann. das mit wildem Gebrüll auffpringt. Und das alles und ein wenig Szenerie. ein altes. bröckliges Hausgemäuer. ein Tifch. ein Stuhl. Flafchen und ein eiferner Ofen. der ewig etwas gar bruzeln möchte. und leidenschaftgegeißelte Menfchen darin umher - und wir atmen die Luft Siziliens. wir find fo hingenommen. daß wir unwillkürlich zum Dolchgehenke tafien. wir fühlen'. wie unfer Herz fich müht. den rafenden Schlag mitzutun. der dort gegen die Rippen hämmert. Wir find Volk mit diefem Volke. blutsverwandt. herausgebrochen aus diefer Schwefelerde.

Giovanni Graffo. das Haupt der „Sizilianer“. packt uns mit feinen Riefenfäufien und zwingt uns. fei es auch gegen unfern Willen. zu gehen. wohin er will. Sein Vater. Angelo Graffo. hatte in Sizilien ein Marionettentheater unter der Erde. Lebensgroße Marionetten fpielten hier Schickfal. Königliche Säjickfale wurden ausgepielt. Die Helden waren zwar immer diefelben: Karl der Große und Roland. aber der phantaftifche Marionettenmeifter erfand hundert Handlungen. hundert Verwickelungen. eine immer bunter und aben-
50(

teuerlicher als die andere. Jedesmal wenn die fchickfalbindenden Drähte in der Hand des Alten zucktem umftand ein atemlos hingeriffenes Völk-lein die Bühner deren Vorhang eine alte ecriffene Bettdecke gewefen fein wird. Wi e die Sizilianer, alte und junger wohl diefe Bühne umfianden haben mögen! Männerx von der Arbeit fiech gemacht in Lumpenf Gier und Leidenschaft im Geficht und in den Gefien- und Kindert Kinder mit fchwarzen- tiefem ins Schickfal hinausträumenden Augen. Vielleicht zuerft in der vorderften Reihe diefer Kinder- fpäter aber bei dem Vater hinter der Bühne [land der junge Graffo. Er wird mit Staunen und ehrfürchtiger Scheu die Drähte berührt habenf die Könige und Helden kämpfen- fiegen und zusammenbrechen ließenx wohl wie ein Bauernjungef der mit unabläffigen Bitten_ den Vater plagt7 die Leine zum Fahren zu bekommen. Zuerfi fchlägtis ihm der Vater rundweg ab- dann aberf des peinigenden Bettelns iiberdriifig, gibt er ihm die LeineF d. h. das untere ungefährliche Ende- während er felbfi ein Stück höher die Leine hält und -- fährt. Der Junge hält auch die Leiner fährt aber niäft- fondern feine zumeifi ftjirmifchen Lenkbewegungen prallen an der wenig empfindlichen Fauft des Vaters ab. Genau fo denke ich mir die Lenkbewegungen des jungen Graffo, Aber nach und nach läßt der Bauer für feinen Jungen die Leine lockeren und der alte Angelo wird manches programmwidrige Aufzucken feiner Figuren fpäter auch nicht auf feine eigene Rechnung gefelzt haben. Kurz und gut: Das „Angelo-Theater“ mit feiner wilden und feierlichen Einfalt war dic kjinfthlerifäu A-B-C-Schule des Knaben, Gemach lenkte und fpielte er fich fo bis zu dem Giovanni Graffo hinauff der uns heute erfchiittert.

Die Truppe-f die er nach und nach um fich fammelte- und deren unbedingter Mittelpunkt er ifi - in jeder Gefie und in jedem Wort fchlägt fein Herzfchlag - hat fich einen Namen erkämpft. Ob das Gafifpiel- fieberf dem fie verfallen ift, nicht ihre fchönfien Stärken zerbricht und ihre leuchtendfien Farben auslöfcht- ifi freilich eine andere Sache, Diefc Truppe- die viel Nedens von fich machte- gaftierte in der erften Hälfte des Oktober in Berlin im früheren Wolzogen-Theater- das fchon fo viel Heiteres und Unheiteres gefehen hat. Musco und Maria Bragaglia find nach Graffo die vorzüglichfien Kräfte der Truppe. Die Bragaglia hat in ihrem todbleichen Geficht zwei wildey zwingende Augen- wie Feuereffem wo die Dolche gefchmiedet werdent die fie dem in die Hand drückt- von dem fie weißt daß er aus Tollheit zu ihr hingehen und feine eigene Mutter niederftechen würde. So leht fie

da. hoch über sich hinausgereckt - ihre Haare schütteln sich wie die schwarze Mähne eines beleidigten, zornigen Tieres - und schreit's hinaus, daß der zurückkommen soll, den sie noch eben verflucht und schäumend vor Ekel von sich gewiesen hat. Dann aber, niedergechlagen von den Hämmern ihres Blutes, knickt sie zusammen wie eine Lilie, der man plötzlich den Stengel durchschnitten hat. Auf den Knien rutscht sie hin zum Muttergottesbilde. Wie brennende Späne fallen ihr die Worte vom Munde; dies Schreien und Schluchzen ist aber nichts als ein tolles Zucken der Sinne, das mit genau derselben Inbrunst betet, mit der es küßt. Wie lange betet sie so? So lange, als ein vom Rennen keuchender Mensch braucht, um wieder atmen zu können. Dann betet sie nicht mehr; die letzten Gebetesworte mit den knirschenden Zähnen zerbeißend, kriecht sie zurück und küßt die Stelle, wo eben noch die Füße des Geliebten gegangen sind. Und alles das tut sie, stöhnend, gurgelnd, glucksend, ganz wie eine Verrückte. Und wer ist es, um den sie schreit? Es ist Graffo, der Tölpel, der Riefe, der noch kein Weib gehabt hat; dem die aufgerissenen Augen aus dem Kopfe herauswollen, als er sie zuerst sieht. Mit feinen Händen, die wohl ein Pferd hoch in die Luft heben könnten, berührt er ihr Kleid, streichelnd, kofend, wie etwa ein zartes Mägdlein eine Puppe, Dann erst wagt er es, ihre herabhängenden, weißen Hände zu berühren, und der Riefe zittert dabei wie Gras im Morgenwinde. Dann aber, herausgeboren aus dem Nichts, kommt plötzlich ein Sturz des Haffes über ihn, wie Lava schießt. Und er gräbt seine Tatzen in die Haare des Weibes, zwingt ihr den Kopf zurück und sieht mit feinem weißen, gierigen Gebiß gerade über ihrer Gurgel. Wer bürgt dafür, daß seine Zähne sich nicht in ihren Hals schlagen? Übung hat er darin. Er ist erst gefahren von den Bergen herabgekommen, wo er die Ziegen hütete, Da hat er's mit einem Wolfe so gemacht: er hat ihm den Kopf zurückgeriffen und hat ihm mit den wirgenden Zähnen die Gurgel zermalmt. Dieser Ziegenhirt soll das Mädchen heiraten, das der Gutsherr verführt hat und ihm nun gern überlassen will, Er weiß nichts und ahnt zuerst auch nichts. Er ist aber diesem Mädchen „so gut“, wie er „feinem weißen Lamm und der Madonna“ gut ist, Dann aber, aus dem Verhalten des Mädchens, kommt ein langfames Erkennen über ihn. Stürme eiferfüchtigen Ahnens überfallen ihn. Zuerst zitternde Unruhe, dann geheiztes Ausspüren und dann die Rache, Diese Rache, wie alle sizilianische Rache, raucht von Blut. Diese Abrechnung geschieht nicht hinterrücks, nein, ange-

503

kündigtj offen, Bruft gegen Brufi. Mit wahnwißig gereiztem Tiger-
fprunge fallen fich die Gegner an. Und der Hirth diefes Tierf diefe
Beftief fällt dem Feinde mit den Zähnen in die Gurgel. Mit pfeifendem
Atem fpeit er dann das Blut aus. Er verzerrt unwillig den Mundt als
ob er den fcharfen Salzgefchmack des Blutes auf der Zunge fpürte, Mit
fchüttelndem Ekel fpeit er das Blut hinweg und wifcht fich nicht einmal
mit dem Handrücken die Lippen ab. Es ifij als wäre nach diefer un-
erhörten Tat jede Kraft in ihm erlofchen. Er hätte niäjt mehr die
phyfifche Möglichkeijt an einen Krater zu gehen und fich hinabfallen zu
laffen. Aber käme in diefem Augenblick Muscot der Blindes fo wüirde
er niederfallen und ihm die Hände küfien. Dazu langt feine Kraft
immer.

Vorfichtig wird eine Tür aufgemacht. Irgendwoj wo man alles
andere, nur keine Tür vermutet hätte. Eine Gefialt in Lumpen fühlt
fich herein. Es ij Muscoj der Blinde- diefes armef zerfihundene Tier.
Wie ein augenlofes Händchen tafiet und ftößt er fich durch die Stube,
Alle feine verflümmelten Seelenkräfte haben fich auf zwei Dinge zu-
rechtgerückt: die Hand vors Geficht zu heben wenn er etwa einen Fanfi-
fchlag fürchtet. und dann nach Brotrinden herumzufchnüffeln. Eine
gierigej graufame Starrheit friert aus ihm heraus. Ein fcharrender
Ton hängt an ihmj als kraße er ewig mit den Händen an verfäjloffenen
Brotfchränken. Wie er dann das Kleid des verfioßenen Mädchens an-
riihrtj zitterndj inln-iinficigj erhabenj das ifi mehrj als faßte er den Kleid-
faum eines heiligen Engels. Und dann weint er mit ihr; fo weinen
keine Menfchen, fo heulen und knurren Wölfe, wenn fie in erbarmungs-
lofen Winternächten Knochen und Fleifchfeßen ihrer totgebifienen
Kameraden herunterwürgen,

Der (Heiß *Grafiowalter über all dem Sturmj über jeder Nuance,
jedem Zuckenj jeder (Hefte. Die Grafiio-Truppe ift eine große Familiej
deren Zugehörige alle eines Blutes find. Daher das Einfügen jeder
Kraft und jedes künflerifchen Vermögens in eine EinheitF doch foj daß
auf den drei Säulen das ganze Haus ruht. Diefes Sizilianer jonglieren
mit jungen Tigern. Wenigstens Graffo tut es. Sie könnten aber eben-
fogut mit Baumflämmen in der Luft herumfuchteln. Der Erfolg wäre
immer derfelbe: fchreiende, tobendej tolle Kraftj Kraft ohne Maß und
Zielj die einen umzingelt und überrumpelt. Mit erfiaunlicher Fremd-
heijt fo brutalj als ob einen Wegelagerer fiellen. Es ifi ganz gleich-
was für eine Handlung gefpielt wird. Die Stücke gehen alle auf eins

Gufiav Schüler: Die „Sizilianer“ in Berlin

hinaus: auf unerhörte Temperamentsäußerungen. Meist find diese Stüäe unfähig nichtig, aber bunt und voll pomphaften, fchreienden Jahrmarkttrubels.

Die frühere Partnerin Graffos, Mimi Aguglia, die eben im ' Neuen Theater gaftierte- ist an Wildheit eine Wölfinx die mitm-nachts aus ihrem Schneelager herausbricht. Weit gefährlicher als die Braggaglia, Man müßte die beiden - Grafo und die Aguglia -- wieder aufeinander loslaffen wie es früher war. Es kommt doch etwas dabei heraus,

Was haben aber wirf die fonsi den geistigsten Trank der Kunst hutfam an die Lippen führ-ent zu schaffen mit diesen Wilden? Sehr viel und gar nichts. Wir werden diese mehr als törichten sizilianischen Stücke bald vergehen. Aber diese raffigen Tölpeh ihre rafenden Gebärden- das blutvolle Spiel ihrer Körper wird immer wieder wie ein Blitz vor uns aufzucken. Die heißem quälenden Augen dieser von Leidenschaft Todkranken werden uns noch lange verfolgen. Sonst kann uns ihr Spiel rein nichts fein. Es kann kein Funke für unsere Seele dabei herauspringen, Im Grunde genommen ist auch Grafo dem Metier feines Vaters getreu geblieben: was er treibt, ist geniales Marionettenspiel. Aber die Puppen sind lebendig geworden wie Leibery mit Geflürm-Ger-anne und Gefehwäß.

Grafios Truppe fielt sich dar wie ein buntes Zigeunerlager. Wie fonsit die Herden zum Leittier- so ziehen sich hier die Sippen zu dem Stärksten dem Herrn- dem Meister. Diese Familienzusammengeh'o'rigkeit ist bei den Sizilianern fehlechthin selbstverständlich. Alle fonsen sich in dem Ruhme des Starken. Wer etwa bei einer der Vorstellungen einen Blick in eins der feitlichen Kulissenfenster tun konnte,, der sah wohl mitunter dicht am Fenster interessierte Gesichter von Familienmitgliedern der Truppe. Blißartig aufgereckte Hände gaben öfters ihre hingeriffene Zustimmung zu dem fieber Won hundertmal gefehrten Spiel. Das ist Kunft die aus dem tiefsten Volksleben schäumh das ist wie Atmen- man muß es tun. Schon die kleinen Kinder nehmen diesen Trieb in sich auf, Was etwa an darstellerischen Kräften in ihnen schlummerß muß so losgebunden werden. Die kleinen Dinger-chen mit ihren erftauten- großen schwarzen Augen hocken in den Ecken und tun- als ob immerfort Körbe voller Märchenwerk auf sie ausgefchüttet würden.

Und wenn dann fpät am Abend das Spiel zu Ende ift. dann zieht die ganze Karawane nach Haufe. in irgend ein diirftiges Stübchen. wo man eng aneinander hauft. Beim Gehen feßt sich der Wind in die dünnen Mäntelchen. und die Kinder halten sich fefi am Rock der Mutter. die jeßt ein fchlicht gut Hausmütterchen ift. Noch vor zehn Minuten weinte fie auf der Bühne. daß alles Volk in Tränen fchwamm. Und der gewaltige Mime. der knirfchende Wolf. führt fiill an der Hand feinen jungen Knaben heim, Es kann fehr wohl fein. daß durch die Hand. die die Fingerchen des Kindes umfchließt. noch hin und her zuckende Regungen gehn. Blitzen vergleichbar. die matt auffchlagen. wie Streichhölzer. die hinter einer firaff gefpannten grauen Leinwand angeriffen werden.

Berliner Theater.

Man ift von den neuen Direktoren angenehm enttäuscht, Sie waren zu fehr Lieblinge der guten Gefellchaft. der Gefellchaft. die fich nicht gerne langweilt. um nicht vor der Eröffnung des Theaters die Befürchtung aufkommen zu laffen. daß ihr Theater auch ein fpielerifches gefellchaftliches Experiment fein würde.

Die böfen Buben. die leicht gefchürzte Kunft und dekolletierte Fröhlichkeit in Berlin eingeführt haben. meinen es jedoch. wie man jetzt fagen darf. ehrlich mit dem Unternehmen oder ehrlich mit der Kunft. Die Aufführungen. die fie bis jetzt gezeigt haben. zeugen von einem gefunden Gelchma> und gutem künftlerifchen Können. Manche der Aufführungen wie „Mercadet“ waren fzenifch und darftellerifch wie aus einem Guß. Gufiav

Wieds einaktige Keckheit: „Erinnerunasfeli“ und feine dreiaktige Spießbürger-Satire „Erotik“ können fogar mit den erften Bühnen Berlins in Wettbewerb treten.

Alles in allem eine Bühne. die ernft genommen fein will. und der wir fernerhin unfere ganze Aufmerksamkeit widmen werden.

A, Halbert.

Philipp Stein:
Dramatistischer Monatsbericht.
Berlin Anfang November.
Das war ein feltfamer Theater-
monat. der diesjährige Oktober.
So überaus vielerlei und doch fo
erfchrecklich wenig - doch das il
kaum noch überrafchendf aber felt-
fam wars wie diesmal die Ber-
liner Theater beherrfcht waren von
ausländifcher Kunft und auslän-
difcher Theaterware. Da waren
als Gäfie die beiden konkurrierenden
Sizilianifchen Gefellfchaften er-
fchienenf erftraunliche. nicht immer
künftlerifche Vertreter des kraffef'ten
Verismus. Dann Sarah Bern-
hardt. für deren Ruhm und
Stellung in der Gefchichte des
Theaters es erfreulicher wäre.
wenn fie fich größerer Kunftkeufih-
heit befleißigen und nicht die leß-
ten bean! I'LZfLI ihrer Künfler-
fchaft uns enthüllen und fo felbft
an der Zerfiörung der Großen
Sarah-Legende mitarbeiten würde.
Da war Eleonore Dufef die immer
willkommen if't, wie jede geniale
Erfcheinung - freilich kommt die
Refignation. die fiets in wehem Leid
aus ihrem Wefen fprach. jetzt auch
in der Betätigung ihrer Kunft zum
Ausdruck. Sie fpielt nicht mehr
die f'tiirmifchenF hinreißenden Lei-
denfchaften auch nicht mehr die
Schönheitstrunkenheit d'Annunzio-
fiher Verfe. Ießt wirbt fie um den
geiftigenBefißIbfens. wiewohl doch
ihr Wefen. das ihrer Individuali-
tät und das ihres italienifchen
Typus. dazu fiets im Widerfpruch
lichen wird. Sie wird nie ganz
in Ibfen aufgehen können. aber
immerhinf wenn jemand in Berlin
die Hedda Gabler nach der Irene
Triefch und die Ella Rentheim
nach der Elfe Lehmann fpielen darf-
fo kann das nur die Dufe fein .
Die Abhängigkeit des Berliner
Repertoires vom ausländifchen und
vom ausländifäien Stoffgebiet war
diesmal fo große wie wohl kaum
jemals.
Es find aufgeführt worden fkan-
dinavifche. franzöfifche. ruffifche.
englifche. amerikanifche Autoren ->
wirklich. das Land der unbegrenz-

ten Möglichkeiten führt jetzt sogar Theaterstücke nach Deutschland aus. Von den daneben erschienenen fünf Stücken deutschen Ursprungs spielen drei auf französischem Boden: „Ninon de l'Enclos“, „Der deutsche Graf“⁷ und „Das Fräulein in Schwarz“. Ganz deutsch nach Herkunft und Stoffgebiet sind nur zwei Arbeiten ganz deutsch in dieser Hinsicht sind nur die Dichter Blumenthal und Kadelburg mit ihrer „Tür ins Freie“ und Wedekind mit seinem Sinfonienstück „Mufik“.

Von den Auslandsstücken ist die Komödie „Vater“ von Guion und Buch in etw. eigentl. deutscher, als manche deutsche Arbeit des Monats. Freilich die Technik und Bühnengewandtheit der Arbeit ist ganz französisch. aber

Dramatfcher Monatsbericht _

Philipp Stein

die Dialoge gefallen fch nicht in der witzigen, pointierten, zweideutigen und zweidentlichen Diktionz die zwar nicht franzöfifch- aber doch franzöfifche Bühnentradiation ift.

Es find auch beinahe ganz reinliche Verhältnifi'e7 die diefe Franzosen hier behandeln. Ein junges* Mädchen fieht zwifchen der Mutter, die neunzehn Jahre fie mit forgender Liebe betreut hat,, und dem Vaterz den fie nie gekannt hatt und der nunz kraft der bei der Scheidung ausgeprochenen Befinnungz fie auf einige Zeit zu fch nimmt- der nach zwei vergnügt verlebten Junggefellenjahrzehnten plötzlich fein Vaterherz gefunden hat, der fein Töchterchen erft als eine vorübergehende Zerftreuung in fein reiches, elegantes Heim ziehtz dann aber auf ihre holde Jungfräulichkeit nicht mehr verzichten kann. In dem Mädchen erwacht etwas von dem Raturell und den Lebensneigungen ihres Vaters - fie kann fch nicht wieder mit dem befcheidenen Leben bei ihrer etwas puritanifihen Mutter begnügen. Der Schluß daß fie weder bei Vater noch' Mutter bleibtz fondern fch verheiraten wirdz fchüßt das Stück vor einem gefchmacklofen Verföhnungsfinale - immerhin |e>en mancherlei fentimentale Momente in diefer Arbeitz die durch die glänzende geiftvolle Aufführungz die die Komödie im Lefingtheater gefundenz zum großen Teil verdeckt wurden.

Der New Yorker Bühnenbeherrfeder Clyde Fitchhat ein Stück „W a h r h e i t" gefchrieben- defien erfie zwei Akte bei der Aufführung im „Neuen Theater" interefiierten. Die Heldinz ein graziöfesz reizvolles Weibchen- ij eine für Fernfiehende ganz entzückende Lügnerin - diefes Behagen am Lügen- das ihr zur zweiten Natur geworden, hat für den Gatten jedoch große Unannehmlichkeiten, die fch bis zum Schluß des 2. Aktes drafftich und bedrohlich fieigernz in fafi tragifcher Weifex dann jedoch wird das ganze in fait albernerPofienmanier wieder befeitigt. Anfangs ifi ein bißchen Roratum verfuchh und die erbliche

Belastung der schönen Lügnerin wird durch die Vorführung ihres verkommenen in all seiner Schamlosigkeit doch ergötlich geschilderten Vaters sehr deutlich demonstriert. Anfangs ist auch der Dialog feffend in der zweiten Hälfte aber schlägt alles in Karikatur und Trivialität um. Wie dieses Stück amerikanischer Herkunft ist auch die „Lady Frederick“ des bisher bei uns unbekannten Engländers W. Somerset Maugham keine fonderliche Bereicherung unseres Spielplans. Es hat mancherlei hübsche Einfälle aber einen auffälligen Mangel an geistreichem Dialog wie wir ihn gerade auf der Bühne des „Kleinen Theaters“ das dieses Stück vorführte und das uns durch Wilde und Shaw in dieser Hinsicht verwöhnt hat erwarten - es ist immer eine Enttäuschung wenn der Schauspieler auftritt der sonst stets die vielen Geistesreichheiten zu fagen hat und nun in dieser Hinsicht ganz stumm bleibt. Lady Frederick ist eine norm-teilslose nicht mehr ganz junge Dame sogar über das interessante Alter entre freute er quaraute etwas hinaus aber doch noch reizvoll und unternehmungsluftig genug um die

508

Philipp Stein:

Dramatischer Monatsbericht

Mutter eines sehr verliebten Jünglings in Angst zu halten. Um die von Lady Frederick gar nicht erfreulich gewollte, sondern nur mit tändelnder Koketterie unterhaltene Liebschaft zu zerören und es nicht zur Heirat ihres Sohnes mit der arg und rettungslos verschuldeten Lady kommen zu lassen, ruft die besorgte Mutter ihren Bruder einen sehr reichen Lord- von London nach Nizza. Er gehörte einmal zu der Schar der Verehrer der jederzeit galanten Lady Frederick. - Das Intrigenpiel zwischen dem einfältigen Liebespaar, das sich nun entfremdet entwickelt, sich in amüsanter Hin- und Herbewegung nach dem Muster des bühnenunverwundlichen „Glas Waffens“ und endet natürlich mit der Heirat des sehr reichen Lords und der schön gewesenen Lady. Der Lord operiert mit Schecks von beträchtlicher, für deutsche Zuhörer verblüffender Höhe; die Lady wirft kompromittierende Briefe aus denen sie Kapital schlagen könnte, in edelster Regung ins Feuer. Das Ganze ein Spiel ohne weitere Bedeutung, aber es amüsiert und gibt ein treffendes Bild der reichen und vornehmen englischen Gesellschaft.

In den Kammerspielen des „Deutschen Theaters“ hat man den Versuch gemacht, Nikolai Gogol's „Heiratsgeschichte“ für die Bühne zu gewinnen, nachdem es bereits vor mehreren Jahren hier unter dem Titel „Brautwahl“ auf einer Versuchsbühne wirkungslos in Szene gegangen war. Gogol selbst hat das Stück ironisierend eine ganz ungewöhnliche Begebenheit genannt - ungewöhnlich erscheint uns diese dumme Historie von den beiden Heiratsvermittlern in gewissem Grade allerdings auch, aber auch das Ungewöhnliche ist nicht immer interessant, wenigstens nicht auf der Bühne. Zur Kenntnis Gogol's freilich und auch der russischen Literatur erbringt das Stückchen immerhin einen Beitrag. Aber diese Anreicherung von allerlei Späßchen, das Gemachte der Handlung, das Groteske, hinter

dem fo gar keine Freudigkeit f'teckjt
eher noch eine verhüllte Traurigkeit
- all das hat kein dramatifches
Leben, Neben dem Mangel an
brauchbaren Novitäten dürfte das
Verlangenp ihre guten komifchen
Kräfte zu zeigenj die Direktion zu
diefer Gogol-Aufführung veranlaßt
haben.

Rudolf Lothar hat fo viele
franzöfifche Bühnenarbeiten in den
lehren Jahren überfeßtj daß er jeßtj
wo er felbft eine Komödie zu
fchreiben unternimmtj von der
franzöfifchen Umwelt nicht loskom-
men kann. Sei-n „Y" r ä ule i n
in Schwarz" fpielt in einem
franzöfifchen Provinznefij könnte
aberj wenn man f'tatt Franc ein-
fach Mark fagtp eben fo gut in
Treuenbrießen oder Neuftadt-
Eberswalde fich ereignen. Kann
ein Staatsanwalt ein junges Mäd-
chem das er auf feine Art liebt und
um das er fich beworben. heiratenp
nachdem er erfahrenj daß ihr rei-
cher Vater fein Vermögen dadurch
erworbenj daß er mit feiner Frau
und feiner Tochter als berühmte
Montrofe - Akrobaten - Familie in
allen großen Varistss Europas
auftritt? Er hegt erft fiarkej klein-
bürgerlicheundfiaatsanwaltlicheBe-
denken, und als erj nachdem er das
509

Oramatifcher Monatsbericht

Philipp Stein

Fräulein im jchwarzen Trikot gefehen. von ihrer fo erfchauten Schönheit bezwungen. feine Skrupel aufgibt. weist ihn das in ihrer Mädchen- und Berufsehre gekränkte Fräulein rundweg ab. erhört einen braven Grotesk - Akrobaten und wird mit diefem ein glü>liches Ehe- und Zirkusleben führen. Der Konflikt des Stückchens ift klein. und ob die Skrupel des jungen Staatsanwalts befeitigt wurden. wird doch zumeift von der Höhe des durch die Akrobatenkünfte feines Schwiegervaters erworbenen Vermögens abhängen. Das anpruchsfolle Stück hat einen hübschen Bühnentrick. Im 2. Akt üben die drei Akrobaten - Vater. Mutter und Tochter - in fehr kleidfamen fchwarzen Trikots am Reck und mit Gewichten. Das ift wirksam. doch bringt Lothar. um aktuell zu fein. in diefes Trikotidyll eine Stillosigkeit - ein Agent maaft der Akrobatenfamilie einen Antrag. ihre Nummer in den Dienft der Nacktkultur zu fiellen. Da kommts zu einer großen pathetifchen Szene zwifchen dem Vater und der fich weigernden Tochter. und diefe Szene fällt völlig aus dem Rahmen heraus.

..Ninon de L'Enclos".

mit dem Untertitel ..Ein Spiel aus dem Barock". kann nur ein Anfänger fchreiben. Der Münchner Friedrich Frekjahat fich an diefem Stoff verfucht. weil er in jugendlicher Gefialtungsluft von dem reizvollen Bilde diefer Frau verlockt. überfehen hat. daß diefe große. geifigprühende Philofophin der Liebe. diefe bis ins hohe Alter begehrenswerte Schönheit nicht tragifch vorgeführt werdetn darf. Die von ihrer Zeit gefeierte und bewunderte Frau. die fo viel Liebe gependet und empfangen. willniht recht hineinpaffen in den Rahmen der gewollten Tragik des fünften Aktes. wo fie an der Leiche ihres Sohnes fieht. der fich getötet hat. als er erfahren. daß die von ihm glühend geliebte und geküßte Frau feine Mutter ift. An der Bahrc trauert auch der Mann. den er als feinen Nebenbuhler zum Duell

hatte fordern wollen und der fein
Vater ist, Der junge Mensch. der
in seine eigene Mutter verliebt ist.
das ist keine Tragödiengestalt. es
bleibt ihm immer etwas Komisches
anhaften. und das schlägt das
Stück tot. Immerhin zeigt sich
wie viel sich auch gegen Einzelheiten
in der Schilderung der Personen
und der Zeit einwenden läßt. doch
eine gute Begabung. nur daß der
junge Dramatiker über die Psycho-
logie der Mutterchaft noch nicht
viel Treffendes zu sagen weiß. und
daß statt einer geschlossenen kon-
sequent zwingenden Handlung all-
zuviel Anekdotisches überwiegt.
Mit seiner Komödie „Der
deutsche Graf“ hat sich
Vollmöller die Bühne nicht
erobern können. wiewohl er hier
auf das feine Drama sonst eigene
übermaß von Lyrik und neuroman-
tischer Epik verzichtet und schlecht-
weg ein Theaterstück hat schreiben
wollen. Es ist ein Abenteuerstück
aus der Zeit des Sonnenkönigs.
ein Abenteuerstück. für das dem
Dichter allerlei Vorbilder von Viktor
Hugo bis Rostand vorgezeichnet
haben. Ulrich von Troth. der
deutsche Graf. ist ein Ausbund von
Tugend. Opferwilligkeit und un-
verdientem Pech. Dieser feelsens-

Philipp Stein:

Dramatischer Monatsbericht

gute Graf Troth. der. weil die
Augen einer Prinzessin allzu wohl-
gecillig auf ihm geruht hatten.
aus Deutschland geflüchtet war.
hat auf dieser Flucht einem graf-
lichen französischen Windbeutel das
Leben gerettet und nimmt nun -
der einzig zutreffende psychologische
Zug in der ganzen Arbeit - ein fait
fanatisch-freundschaftliches Interesse
an dem Geretteten. Dieser Windbeutel
hat eine schöne Frau. die dem deut-
schen Grafen begehrlische Neigun-
gen kundtut. Graf Troth liebt
auf tiefe die verführerische Frau.
weist sie aber aus Freundschaft für
den Gatten zurück und nimmt sich
eine Ballettseele zur Geliebten. frei-
lich nur [W0 fol'ltl, nur um jener
Frau jede Hoffnung zu nehmen.
bleibt ihr aber beifändig treu. Er
bringt für sie und ihren leichtfinni-
gen Gatten die größten Opfer jeder
Art - er erfährt. daß der glän-
zende Eafanova die Frau umworben
hat und gewinnen wird. Deshalb
beleidigt er Eafanova. um ihn zu
einem Duell zu zwingen. aber nicht
der berühmte Verführer wird
das Opfer. sondern der deutsche
Graf fällt beim ersten Schuß.
Dieses Abenteuerstück. in das mit
Fleiß allerlei Memoirenkram hinein-
getan worden ist. bleibt leider
langweilig. da jede Psychologie
fehlt. da auch die Handlungsweise
des deutschen ..reinen Toren"
durchaus nicht überzeugt und kein
Moment packt und ergreift.
In Kürze sei noch von den beiden
Stücken gesprochen. die auf deut-
chem Boden spielen, Die Gefühls-
nisse des Schwanks ..Die Tür
in s F r e i e" ereignen sich in
einer jener Kleinstädte. aus
denen die Ehemänner nach
der Pofientradition unter den
schwierigsten Vorwänden von Zeit
zu Zeit nach Berlin fluch-
ten. um sich auszulüften. Die Idee.
die dem Stück zugrunde liegt. hat
einen guten ersten Akt gefajaffen.
Der frühere Bürgermeister war
während der Jagdaison niemals
im Bureau und hat dann die Ehen
fiandesamtlich von einem dazu un-
befugten Beamten schließen lassen.
Jeht mit einemmal zeigt es sich.

daß alle während der Jagdzeit ge-
schloffenen Ehen ungültig find. daß
also den nicht verheirateten Ehe-
leuten die Tür ins Freie offenfieht.
Aber nau) Schluß des zündenden
Eingangsaktes lenken die Verfäffier
allzu forglos in gewohnte. durch
allerlei Poffenzutaten vergrößerte
Schwankmanieren ein - auch der
nach unfierblichem arifiophanifchen
Vorbild auftauchende. aber nur
züchtig verfchämt angedeutete
Frauenfbreik kann daran nichts
ändern.

W e d e k i n d s „Sittengemälde“
in vier Bildern Mufik war die
lebte Gabe des Oktobers - ein
heillos undichterifcheis. unkiinfile-
rifches Stück. ein größerer Repor-
terbericht über allerlei Traurig-
keiten. Die Bezeichnungen der ein-
zelnen Bilder - „Ju Nacht und
Nebel“. „Hinter fchwedifchen Gar-
dinen“. „VomRegen in dieTraufe“
erinnern an den Stil der großen
Jahrmarktsbilder. vor denen eine
„Moritat“ abgefangen wird. Eine
Mufikfchülerin ift von ihrem Pro-
feffor verführt worden. fühlt fich
Mutter. kommt wegen Vergehens
gegen keimendes Leben ins Gefäng-
nis. wird infolge eines Gnaden-
gefuches der Frau Profeffor be-
gnadigt. wird dann wieder die Ge-
51:

Dramatfcher Monatsbericht

Philipp Stein

liebte des Profefiors - das Kind-
das fie nun bekommt- ftirbt im
Schlußaktz dasMufikfraulein wirdf
halb irrfinnig vor Sätzmerz und
Verzweiflung von ihrer braven
Mutterf der Frau Oberfi Hühner-
wadelz nach Haufe geholt. Vorher
ruft das arme Mädel: „Mufikt
Mufik! Was habe ich um deinet-
willen gelitten!“ Nun Verführtwer-
den kann einem Mädchen in jedem
Berufststudium pafiieren- der Ver-
führer braucht auch kein Mufikpro-
fefior zu feinz er kann auch den
andern fchönen Künften angehören
oder der Finanz Induftriez dem
Handel und Gewerbe. Der Titel
ifi alfo nur eine gewollte Senfa-
tion. Das Stück hat kein drama-
tifches Gefüge- es gibt nur Szenen-
die einen in den Zwifchenakten vor-
bereiteten Knalleffekt bringen. Die
Befehdung eines Paragraphen des
Strafgefeßbüäiesl gegen den Wede-
kind anfangs anfiürmh kann nicht
Sache literarifcher Betrachtung
fein. Die Charaktere zeigen keine
Entwicklung fie fiehen von Anfang
an typifch feltx fo fehr- daß die lei-
dende Heldin fafi in jedem Bilde
ihren Weinkrampf hat. Dann noch
ein Seltfames, woran man bei
Wedekind fich immer mehr gewöhnen
muß: das Hineinziehen feiner eige-
nen Perfon. Ie kunfiverlafener
feine Stii>e werden, defio mehr
fiellt er fich in feine Stücke hinein.
So tritt hier ein Mann auff der
als Zyniker gilt und fiets das Gute
willx defien Schriften befchimpft
werden und der doch ein edler
Dulder ifi. Mit Recht fpielte ihn
der Darfieller im Kleinen Theater
in der Wedekind-Maske. Außer-
dem hat aber diefe Figur dura)
Wedekindz gewiß ganz gegen feinen
Willem eine Zeichnung erhalten?
die ihn wie eine grobe Karikatur
von Ibfens Gregers Werle erfchei-
nen läßt.
Einen fehr dankenswerten- mu-
tigen Verfuch hat das Königliche
Schaufpielhaus Anfang November
unternommen- indem es Grab-
bes großes Hohenfiaufendrama
„Hein rich b'l.“ auf die Bühne
brachte. Das kraftvolle Stück-
dem es leider an dramatifcher Ein-

heit und Gefchloffenheit mangeltt
ifi 1829 gefchrieben und nur vor
ein paar Jahren in gekürzter Form
in Leipzig gefpielt worden. Es
ift kein normales Bühnenfiück, aber
es zeigt die Klaue des Löwenf es
läßt die Kraft und die Phantafie
eines genialen Dichters erkennen-
eine ehrliche Arbeit- die auf pa-
triotifche Pathetik verzichtet. In
einigen Höhepunkten erfcheint
Shakefpearefche Gewalt erreicht-
die Eharakterifiik mehrerer Gefal-
ten ift vollendet und einheitlich -
aber die Dichtung ift kein Ganzes-
fie bleibt vielfach fprunghaft und
innerlich fragmentarifch und das
Finale entbehrt die tragifche
Größe. Einige zu breit gefponnene
Szenen ermüden, Aber durchweg
empfindet man: hier fpricht ein
Dichter.

W
Jahrgang
191) d

Harro Magnuffen:
Denkmal für die Naturwissenschaft.
Text auf Seite 516.

EMPTY

B i

Angelus,

Das ist das berühmteste Bild
Millet's. Man spricht den Namen
dieses Werks nicht aus ohne an
Hunderttausende von Franken- an
ganze Berge Gelds zu denken,
Amerika gab zuerst eine halbe Mil-
lion dafür und Europa dann fast
dreiviertel Millionen. Nie ist
wohl Menschenarbeit höher gewer-
tet worden. Jeden Zoll Farbe
kann man in Gold ertränken. Die-
ser Gedanke gibt eine Suggestion,
der sich niemand entziehen kann.
Selbst der rüdeste Mensch wird hier
ehrfürchtig. Dreiviertel Millionen:
Häuser, Landgüter, ein forgen-
freies Leben, Reife- blaues *Meer
Schönheit, Frauenliebe- Stadtver-
ordneter oder Gemeinderatmitglied
Wein im Keller, Bücher im
Schränk, Freunde und Genossen;
oder Wohltaten, geheilte Kinder,
Arbeiterhäuser . . , und dann
dreiviertel Millionen: und ein to-
tes Stück Leinwand und ein kleines
Stück Schönheit ein Etwas vom
Stimmungszauber eines Abends-
die Illusion von Glockenklängen-
. . . . ein Stück Traum und ein
Stück Scheint leichtes- vernichtba-
res Gut.

Wer würde nicht ehrfürchtig-
wenn er fühlt- daß Schönheit und
Kunst so geehrt werden? Wer
würde nicht bestimmt- sie auch zu
ehren und sich ihr hinzugeben- und
wer verlöre nicht sein Urteil vor
der Macht solcher Tatfachen?
Aber dann liegt auch wieder
[denn
Kunst.

darin ein Etwas- das uns fesselt
macht. Ist es das wirklich inner-
lich wert? Weil es alle lieben-
wollen wir es nicht lieben. Das
Bekanntheit der Ruf wirkt ernüch-
ternd. Die Goncourtart regt sich
in uns- die das Schöne haben
kann sobald sein Abbild Näh-
mädchen auf Broschen tragen und
feinen Namen die Backfische im
Mund führen. Die Stimmung die
uns zehnmal eingewiegt hat, er-
scheint uns das elfte Mal senti-
mental; und grade die machtvollen
Zeichen der Persönlichkeit wir fin-
den sie dann nicht . . . in diesem

gerühmtesten Werk. Wir wittern
so etwas von Publikumsgeföhmac
und Billigkeit,

So widerfireiten unfere Em-
pfindungen.

Delacroir fchreibt in feinen
Tagebüchern: „Heute war ich bei
Millet, Er fagte miry daß er nur
Homer und die Bibel liefi. Das
erklärt mir vieles."

(Hewiß es ift Pathos bei Millet.
Aber es ift kein falches Pathos.
Es ift natürliche Größe des Em-
pfindens. Millet ift zu ernft- um
Kolorifi zu fein- er ift grauy dumpf,
trübt fchwer- erdig- als Maler zu
wenig bedeutend. Er ift vom
Schlage der malenden Bildhauer.
Er mauert feine Figuren in Farbe
hoch. Er modelliert nur mit der
Farbe. Die Macht der Silhouette,
die Größe der Form ift ihm alles.
So bekommt feine Kunft etwas
Krampfesf Kompaktes Ge-
fchloffenes wird f o wuchtigx wie

33*

515

Bildende Kunft

das Leben felbft. Die Perfönlichkeit dahinter - das fpüren wir -
ift ein Titan. ein Athlet. ift ein Schöpfer. Und wie wir beim Schöpfer nicht an die Taufende kleiner Wunder denken. fondern zuerft an die großen Wunder; Himmel und Erde. Raum und Licht. Morgen und Abend. Form und Gefalt. Seele und Glauben.
. . . wie uns hier zuerft Elementarvorftellungen überwältigen
. . . . fo bei diefem Meifter.
Nicht du und iäj find das - fondern der Menfch das zweizinkige Wefen. das arbeitet. fich müht und dumpf und halbbewußt dahinlebt. das angeweht wird von dem großen Hauch des Alls. fich einen Augenbli> neigt und wieder arbeitet und fich müht, Die Entkleidung von allem Zufälligen fchafft Größe.
Das ift das Land. Jahrhunderte fchon bearbeitet. Jahrhunderten der Kultur noch harrend. Ob Herbf. ob Sommer _ man weiß es nicht. will es nicht wiffen; nur daß ein Tag. der fein Licht gegeben. fich fenkt. wie Taufende vor ihm fich fenkten. Taufende nach ihm fich fenken werden.
Aus dem Boden wachfen diefe Menfchen. wie das Kraut. doch wuchtiger und fchöner. - Und der Boden zeugt fie wieder. wie von je er fie gezeugt. Luft und Licht ift Menfch und Pflanze. Lebendigem und Unbelebtem. hier gemeinfam, Alles fcheint vom gleichen Hauch durchzittert. vom gleichen Hauch umwittert, Das allein bringt Leben in diefe Statuen. Denn Statuen find es. - fiatt in Marmor. in Farbe hochgetrieben. Mächtige Vertikalen fit-eben empor. und fie fiehen im Gegenfaß zu den gleich mächtigen Horizontalen des Bodens. Wie der Menfch im Gebet fein Innerftes zufammenfthließt. ebenfo fchließen fich hier die ganzen Figuren zufammen. Alles ift Konzentration. Nichts mehr Rhythmus und Bewegung. die doch fonft - wie in den Glaneufes - Millets Befies und Schönftes find.
Ich kenne den Bauern zu wenig. um zu fagen. ob diefes Werk wurzelecht ift. fo wurzelecht. wie es fiark ift. Andere Werke Millets

mögen dem Landarbeiter gerechter
fein. Aber ich meine. Menfäj und
Boden und All und Gott. fie haben
in ihren Urbeziehungen zueinander
nie ein größeres und einfacheres
Symbol gefunden -- weder in der
Heidenkunft. noch in der Chriften-
kunft. noch in der Künf'c. die vom
kommenden Reich der Brüderfchafr
auf Erden fpricht.

Georg Hermann.

Eine lohende Fa>el in der Reih-
.ßarro Magnuffen e Denk-
mal für die Naturwiffenfchaft.
ten und einen grinfinden Toten-
fchädel in der Linken: So fteht fie
da. jung und firaff und herb. mit
blanken. fehnfuchtshungernden Au-
gen und einem halbgeöffneten
Mund; und die hohlen Augen des
Totenkopfes gieren uns an . . .

In ihrer Gefolgfchaft aber find
Männer der Tat. vier großzügige
Repräfe-ntanten des Wiffems um
die Natur. Ein jeder hat auf
feine Art fein Leben durchge-
kämpft und mit den großen Rät-
feln des Lebens tapfer gerungen.
Weläf ein unendliäjer Weg von
Leonardo da Vinci. dem Künfiler.
über Charles Darwin. den For-
5:6

Bildende Kunft

fcher. bis zu Ernst Haeckel. dem
Weltentrtfler. - und bei jedem
einzelnen: welche Summe von
krperlicher Energie. geistiger Kraft
und felischer Aufopferung!

Wie er uns androht mit finfter
zusammengekniffenen Brauen. der
Alte aus dem dumpfen. ftumpfen
Mittelalter. Ihn blendet die pur-
purne Finfternis rings umher. und
feine Blicke gehen nach innen. auf
daß sie Licht empfangen. Strah-
lendes. erleuchtendes Licht aus je-
ner Fackel. die allen. allen geleich-
tet hat in zermarterten Stunden.
die allen den dornenbefreuten Weg
gewiesen hat. den sie gehen mußten
in banger Einfamkeit. ihrer Zelt
voraus. tufend und fuhend im
ewigen Geheimnis.

Warum dieses „Muß“; woher
dieser Bann. der sie jh trieb?
Unfer Blick fllt auf den Olym-
pier. der ftets fuchen und nie finden
wollte. dem fein eigenes Leben zur
„Wahrheit und Dichtung“ wurde;
- und man meint aus feinem
Redaktionelle Notiz.

Leo Berg foll ein Grabdenk-
mal errichtet werden, Das Ko-
inittee meint mit Recht. daß damit
eine Ehrenpflicht gegen den Ver-
ftorbenen erfllt wird und von zahl-
reichen Freunden und Verehrern
Bergs freudig begrut werden
wird. Indem wir dies zur Kennt-
fiharf umrissenen Munde die Worte
tnen zu hren:

Wer darf ihn nennen?

und wer bekennen:

ich glaub' ihn!

Wer empfinden

und sich unterwinden

zu fagen: ich glaub' ihn nicht.

Und es wird uns klar. daß Hari-o
Magnuffen in dem Sinnbild des
Lebensdranges dieser großen Mn-
ner nicht die Wahrheit fah und
fchuf. fondern die S e h n f u c h t
nach der Wahrheit. *Das
Sehnen. das ewig fucht. und das
Suihen. dessen befter Teil das Seh-
nen ift. das Verlangen nach Erfl-
lung.

Es ift tieftragifch. daß der Knft-
ler. der dieses Denkmal fr die Na-
turwiffenfchaft fchuf. in die dfteren
Gefilde des Todes ging. aus eige-

nem Willen. Er ifi wohl an dem
Leben irre geworden und wollte
wiffen. was hinter den Pforten
diefes Lebens lauert.
nis unferer Lefer und Freunde
bringen. find wir gern erbötig. bei
uns einlaufende Beiträge dem
Komitee zu überführen. und werden
darüber berichten. Die direkte
Adreffe ift: Oscar Skaller.
Charlottenburg. Joachimsthaler-
firaße 43.

WENN-ape. Im 8U). WÄÜEvSU Zillgt...
(Margaret,- SoWi-l.) d
N muicjen zeancier 311153.- -- Lu (Aalen Junger äür- - MW] [MW [WOMA-
(Ws- IWW-ck) 3.29.11 ZibeliUZ, 011.50 F93.
(Unit) UIZZLj. mut-:a 7'008

-- * -->» -. .YO * .___ K
„ YZF-(77.,;Z- 4- - O 1 t -
MÄRZ-:Ü :**: "___ YZY?;; 7
0

Vela ein Itläcl- en singt...
.4 um . W .01' - .le-'- .renz-T,, Der .
[In [lie. . lea .Fun - 3er risk- kk_-
fo. 'er' - Fo . ne.- 0.
3W -

»Ü l - y-l
 l* N " f
 W * rf Y 1 h „ U l* r *17 17. 'h [ß
 U leicht, lZt. ihr died-grey? - star . den, viel - leicht. ist. illi- 61ii> rer - >01'- den, (1851);'
 Wei-ecke ex*- Wei' (WWW tm im.- - er', Ne' - (Wac- aii herz-*tms (jazz-ate 0 . oo'x W "k
 'Ü - re - 813.11 ctött 'ran - - klärt - (la klar 17c . 'ccm klanglic- tlat't eo äo . e13, N '1|
 im! - tun-.ea Ftä'i - ta' Fat FW- iu(oa Kal - Freu-ta Fat - ier'. ot - tut. Fu o'
 BLM-*k- *r--M '- --*-- 1- -c- 1--| "7""*-i
 *i/JÜ * Ü*: l 9 *x1 4-* „f" 7 :Heil 1 1 1 443|
 ex * ""* Z Y N g
 x/ &p/ ____:____--:'""*' _ &.4 **-
 -/---».lx 7
 11 - „QT- M
 ZF -f:;;fi*;- *- ü_
 * -- ... t" f ?|
 *- M n
 "2m
 W

bien 80,_ trau-rig klingt. WZ k . . . dem' . rot eer-güiln, sie
 mug- 80_ ami- Fj_ kings? Foo ode-res W_ eos-1.11.5- Ft.; 7"
 60kg - gen., sän . gen är? | 'lität . - * ma1-t;1 stört M"
 tan - lau-.ea W - am . im'. ./0
 W M. 3.
 -E:
 T'. ' : l
 W k ,-N '* o
 W. _ * 7- (tower-31m0
 ' 1 4 *-7-* - 1 *M m * F
 ?1; F Ä _ ,7 ___ l: l: r -e Ä e :79*: l f 1
 Mic-i . (lén .st-:lin una Zahn-eigen, uns i111 . mel* nach 80 ei * ZW
 j /W zwe- ejakj aa-F ions - 7x- W uit?! Mm! kann! .eo-5- 0c * Ö

t no - tu rer. tyst nat, *kill sin . eo... dlott fax [kB-d"-
mt . f1 M . ,sec Ffm. - W_ Wan Ute? . rie . im.. "I-'N'
*_x
7_o*
Wright 130711)* Sekte-'1W Wäkualkdxnswnx (W. kWWull
mW* W M
8. 9389 ul n. .zu M_
'lit einiger Lrlaudnlś cler Zeilleejngsr'scven ßucd- 8d Musikvancllungxlwd. blauem, Zellw-
518

„TRIO U766'

- - lui-eck, Der tete . e on
2:2 c . - F17. .4e ici-oe be'- Ziegen
KU' Ku clan lila ar 0rd n'cni. Dj me! an ton mix
E01' Im.- lu »nur * k-la dann. Fo M . des W . _rn
77x est-tee
7 l- WILL-_- o

möcli- ml_ ihr_ 3e - den. Nu- miißo-teu uns man] an. a
.ea-t genē“ öst tn r.. mar' - cke-n. Mü- ller-.ez 17 i.. M . ..ed
nur. er] - [o lil] den - na_ 'an - ara. kit-lt 'real 'l för . (in. den.
' am - W.. “ai-.ren Fa', - im', [e hn . fo-W ompr-me_
M der. kan-.co
Ile_ 80W trau-rig_ , - dena
Wen-.Mer- wax .rem „. Me..
kinn ab_ 80m; > Jun.. lena.
lan - liessen-n W . fee_ - . ho-

_M
īīīī... i - k - NY
| - j | | | f
| l , - | | | k
tut. 'er-glün.. cite iii/el . rien :stehn uncl Zeller *Tun_
eve -ni-g- den'. Ma_ WWW-Fark' ami kane - p.-
met - ta 315a all' i ūa - lu . rer: '781 nur.
W - (*8 - aa. 0| um > kt' &un-:ek litur- -fäflk.-
| * .
|

(stummen-cin molto
_7 "Q/ o Z*
8_ du. ll! n. site.. ...a [dtv-lc un anime.- e-.am mar'. ,
519

Zu der Mufikbeigabe.

Jean Sibelius,

Man kann uns Deutfchen wahrlich nicht nachfagen. daß wir uns gegen die Mufik anderer Völker abfchließen; im Gegenteil. wir überfchätzen gar zu leicht die Werke ausländifcher Tonfeßer und räumen diefen eine Bedeutung ein. die wir gleichwertigen deutfchen Kompofitionen ohne weiteres verfagen würden. Mitunter aber kommt es doch vor. daß ein hochbedeutender fremder Komponift. der durchaus Eigenartiges fchafft. bei uns nur mühfam und fehr allmählich zur Anerkennung gelangt. In diefer Lage befindet fich auch heute noch Jean Sibelius. der in feiner Heimat faßt wie ein Nationalheiliger verehrte finnifche Tondichter: wenn auch feine größeren Orchefterwerke. befonders feine fymphonifchen Dichtungen („Der Schwan von Tuonela". „Eine Sage". „Finlandia". „Lemminkäinen zieht heimwärts") und feine Symphonien gelegentlich auf den Konzertprogrammen erfcheinen. fo hat fich das deutfche .Haus doch bisher gegen die Aufnahme der zahlreichen Lieder. in denen Sibelius vielleicht fein Befies und jedenfalls höchft Eigenartiges gegeben hat. fo gut wie ablehnend verhalten.

Es ift dies kein Wunder; denn bei der erften flüchtigen Bekanntschaft wird der Deutfche gar zu fehr in ihnen freundliche oder fröhliche Züge vermiffen. Sibelius ift eben durch und durch Finnländer: die tiefe Melancholie. die diefem kleinen zwifchen Schweden und Ruffen eingekleit. feit Jahrhunderten um feine nationale Eriftenz ringenden Volksftamme anhaftet. ift der Grundzug der Kompofitionen von Sibelius; er verzehrt fich in innerem Schmerz und in Sehnsucht vor allem nach der verloren gegangenen Freiheit feines Volkes; die Anregungen zu feinen größeren Werken entnimmt er faßt ausfchließlich. wenn ihn nicht gerade einmal ein Stoff wie Maeterlincks „Pelleas und Melifande" feffelt. der finnifchen Heldenfage. der großartigen. dem Nibelungenlied ebenbürtigen Kalevala; ernft und düfter fpricht er zu uns. die Farbe.

die er auf feiner Palette hat. ifi
faßt ausschließlich Grau und zwar
in allen nur möglichen Schattie-
rungen.

Ein recht gutes Beifpiel hierfür
bietet das durchaus volkstümlich
gehaltene Lied „Im Feld ein Mäd-
chen fängt“. das nur in den beiden
Takten „müßten uns wohl ver-
ftehen“ etwas ungewöhnlich in der
520

Zu der Mufitbeigabe

Harmonik ist und doch einen ganz eigenartigen Eindruck hinterläßt. Man glaubt wirklich ein finnländisches Mädchen vor sich hingehen zu hören, um ihr von Kummer beladenes Herz zu erleichtern. Sehr gut paßt dazu auch die fynkopierte Begleitung, die aber rechtzeitig, um die Eintönigkeit zu vermeiden, abgelöst wird.

Solche feine, zutreffende Stimmungsmalerei und wahre Empfindung herrscht in fast allen Liedern von Sibelius vor. Wem es nach weiteren Proben feiner Lyrik gelüftet, der möge zunächst nach „Schwarze Rufen“, „Wiegenlied“, „War es ein Traum“, „Herbstabend“ und „Auf dem Balkon am Meer“ greifen.

Klavierfpieler feien auf die Sonate op. 12 besonders aufmerkfam gemacht, deren letzter Satz fogar ein fehr beliebtes Vortragstück werden könnte, sowie auf die „Kylliki“ betitelten lyrischen Stücke op. 41.

Empfehlen möchte ich auch, sich mit den jeder Weitfchweifigkeit baren „symphonischen Dichtungen“, deren musikalische Ideen durch Kraft und Schönheit hervorragten, durch Vermittelung der vierhändigen Klavierauszüge bekannt zu machen, wenngleich diese die wunderbare Instrumentationskunst des Komponisten kaum ahnen lassen. Da die Finnen erst nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in den musikalischen Wettbewerb der Kulturvölker eingetreten sind, da größere Bedeutung als Vorbildern für Sibelius nur Martin Wegelius (1846-1906) und Robert Kajanus (geb. 1856) zuerteilt werden kann, so ist seine Erscheinung um so auffallender und bemerkenswerter, man kann an ihr nicht mehr gut vorbeigehen. Er ist 1865 in Tavastehus geboren und studierte erst Jurisprudenz, ehe er sich der Musik zuwandte. Die unter der Leitung von Wegelius stehende Helsingforscher Musikschule genügte ihm auf die Dauer nicht, er studierte dann bei Albert Becker und Robert Bargiel in Berlin, voll-

dete aber keine Studien erfi in
Wien. Daß er hier sehr erfolgreich
den Unterricht von Robert Fuchs
genossen hat. läßt seine ausgezeich-
nete Beherrschung aller Feinheiten
des Kontrapunkts erkennen; zieht
man sich seine Instrumentation
näher an. so führt man sofort den
Einfluß Karl Goldmarks. des
Komponisten der farbenreichen
„Königin von Saba“. der auch auf
seinen Schüler Sibelius ganz be-
sonders viel einwirkte. Seit 1893
lebt dieser nur der Komposition in
Helsinki bei Unterstützung der finn-
ländischen Staat hat ihn schon seit
Jahren von allen materiellen Sorgen
befreit. Deutsche Verleger finden es
übrigens. die sich die Verbreitung
seiner Kompositionen angedeihen
lassen: Breitkopf und Härtel in
Leipzig und neuerdings Robert Lie-
nau (Schlesinger'sche Musikhand-
lung) in Berlin.

Als seine ersten Werke in
Deutschland aufgeführt wurden.
nahm man fast allgemein an. daß
er seine Themen dem großen. außer-
halb der engeren Heimat völlig un-
gekannten Schatz der finnländi-
schen Volkslieder entnommen habe.
Damit es ihm nicht so ginge. wie
Grieg. der zeit seines Lebens es
hören mußte. daß er nur norwe-
521

Zu der Mufikbeigabe

gifche Volkslieder verarbeitet habe. was durchaus falfch warz hat Si-
belius vor einigen Jahren öffentlich
erklärt. daß er nur Themen
eigener Erfindung feinen Werken
zugrunde lege. daß felbft in „Fin-
landia" und „Eine Sage" kein
Volkslied vorkommt. Bei feiner
reichen Erfindungsgabe hat er eben
Anleihen aus dem mufikalifchen
Volksfchaß nicht nötig. Er kann
ftolz darauf fein. feinem Volke eine
von diefem wirklich als national
empfundene Mufik gefchenkt zu ha-
ben. während doch fonft im allge-
meinen die Tondichter für Kosmo-
politen zu gelten fuchen.
Prof. U1-, Wilh. Altmann.

Genoffenschaft deutfcher Schriftfieller.

Jn „Nord und Süd“ ift der erfie Schritt für die „Genoffenschaft deutfcher Schriftfieller“ getan worden.

Es ift darum auch Ehrenfache. daß „Nord und Süd“ das Publikationsorgan der Genoffenschaft wird. Ohne jegliche Verpflichtung irgend einem Verlage oder einem Gefchäftskreis gegenüber zu haben. (m7 betone das nachdrücklich: weil es in» „Literaturkreifen“ Sitte ift. jedes uneigennüßige Unternehmen durch Verdächtigungen zu hemmen). foll in „Nord und Süd“ über die Fortfchritte und die Organifationsarbeiten der Genoffenschaft ftändig berichtet werden.

Den Verlegern von „Nord und Süd“ möchte ich Dank fagen. weil fie die erfien waren. die für die ethifche Idee der Genoffenschaftsgründung Verftändnis zeigten und ohne Vorteilmucht und Engherzigkeit beim erften Ausbau Hilfe leiiteten.

7. ii- rc

Seitdem"der Auffalz „Wie der Kunft zu helfen wäre" in „Nord und Süd“ erfchienen ift. ift die Genoffenschaft begründet worden. Allerdings hat das Mäcenatentum von Deutfchland verfagt, Man hat. wie es frheint. in Deutfchland für Kiräjen mit kurios bemalten Fenftern und Schaufiellungen dekolletierter Koftbarkeiten mehr übrig. als für ein Unternehmen. das kulturelle Werte fchaffen und ernfie Kunft entwickeln helfen foll.

Das ift eine Anklage. aber ihr fehlt der Stachel der Erbitterung; denn die Genoffenschaft deutfäjer Schriftfteller ift leb en sf äh i g und wird auch ohne die Luftmäcene ihre Arbeit tun. Es haben fich bis jeht fe ä) s g r o ß zü g i g e Verleger gefunden. die mit uns im Einvernehmen find: Bücher. die ihnen von den Ehrenlektoren der Genoffenschaft als wertvoll und künftlerifch zugewiefen werden. zu veröffentliäjen. Die Form hat fich alfo verfchoben. aber die Bafis ift geblieben.

Nunmehr gilt es:

1. einen Arbeitsfonds für die Genoffenschaft zu fchaffen.
2. eine Unterftützungskaffe.

Der A r b e i t s f o n d s fell dazu dienen. das Bureau der Genoffenschaft zu leiten. (auf die Dauer kann's ein Menfch nicht bewältigen. und

Genoffenschaft deutcher Schriftfieller

wenn er auch keine ganze Zeit und Kraft daranfeßt). was aber wichtiger ist: das interne Lektorat von drei Lektoren zu honorieren.

Die U n t e r f i ü ß u n g s k a f f e soll Schriftfiellern. die in miß-
lichen Verhältnissen leben und ihr bestes Können im Tagesfron vergeuden.
die Möglichkeit geben. ein halbes Jahr oder ein Jahr nur ihrer Arbeit
und ihrem Können zu leben.

Auf die Ankündigung in der Presse. (der wir Dank wissen. daß
sie fast ausnahmslos die Notizen brachte). sind natürlich Hunderte von
Anfragen und Manuskripte bei uns eingelaufen. Es war viel Dilettan-
tismus dabei. aber wir können schon jetzt sagen: 2 bis 3 Werke zeugen
davon. daß die Idee der Genoffenschaft nicht nur gut. sondern eine
Notwendigkeit für die deutsche Kunst war und ist.

Nun gilt es. für unsere Genoffenschaft zu arbeiten und zu agitieren.
Dabei müssen wir bitten:

1. Unsere Kraft nicht zu überlasten. indem man uns Einforderungen
macht. die kaum die ersten Keime eines schriftfiellerischen Könnens ver-
raten.

2. Uns mit Anfragen privater Natur. nach Adressen. Auskünften
2c.. verschonen zu wollen. Es ist wirklich beim besten Willen nicht
möglich. allen Einzelinteressen n a c h z u k o m m e n.

3. Hauptfächlich aber bitten wir dringend. unseren Ehrenlek-
toren. die sich der schweren Mühe unterzogen haben. Manuskripte.
die wir ihnen zuweisen. zu prüfen. nicht durch 'persönliche
Einforderungen ihr Lektorenamt noch zu erschweren. Gerade das
ist doch der Zweck der Genoffenschaft: einen Zentralpunkt zu schaffen
und nicht von den einzelnen Künstlern etwas zu verlangen. das sie un-
möglich erfüllen können.

*K K -i-

Wir geben nunmehr den Entwurf der Satzungen der Genoffenschaft
in erster Ausarbeitung wieder. Es liegt uns natürlicherweise viel daran.
bei der ethisch-gemeinnützigen Beschaffenheit unseres Unternehmens. die
Statuten nicht als Gefüge unwiderprochen in die Welt zu setzen; im
Gegenteil. dieser Entwurf soll erweitert werden. wenn nötig. einge-
schärft - denn es gilt. die gute Sache zu fördern.

K * :is

Genofienfchaft deutcher Salriftfielle-r

Salzungen der Genofienfchafr deutcher Schriftfieller.

Die Genofienfchaft deutcher Schriftfieller ertreibt als Endziel:

Z 1.

Die Schaffung eines Zentralpunktes fiir deutche Schriftfteller, von dem aus ihre ideellen und materiellen Intereffen nach außen hin vertreten werden. Befonders ertreibt die Genofienfchaft: das Zusammenwirken von Geiftes- und Vermögenskräften zur Erreichung der ideellen und wirtschaftlichen Hebung der ju ngen Generation unfereſ Särfiftentums.

Z 2.

Die Zentralftelle läßt alle bei ihr einlaufenden Manufkripte von einem i n t e r n e n Lektorat prüfen. Fällt dasUrteil über einWerk günftig aus, fo wird das Manufkript an eine oder verfchiedene Autoritäten, die als Ehrenlektoren der Genofienfchaft beigetreten find, zur Priifung gefandt.

Sind die Ehrenlektoren ebenfalls von dem Kunfiwert der Arbeit überzeugt, fo befchließt die Genofienfchaft die Veröffentlichung des Manufkripts als Buch, oder bei Dramen, defien Vermittlung beim Theater.

Das Urteil der Ehrenlektoren foll dem Buche als Einleitung beigegeben werden.

O3.

Die Genoffenfchaft deutcher Särfiftfteller hat kontraktliche Abmachungen mit verfchiedenen Verlagen, denen fie Bücher zur Veröffentlichung übergibt, und zwar fieht fie nach Möglichkeit darauf, einzelne Abteilungen: Roman, Lyrik, Drama, Literaturgefchichte 2c. je einem Verlage zu übertragen, um fo einen Konzentrationspunkt der Genoffeufchaftsbücher zu fchaffen.

Die Genoffenfchaft erhält von den erfchienenen Büchern eine entſprechende Tantieme, die in ihre Kaffe fließt und für alle Organifationszwecke und Befoldung des internen Lektoratsperfonals verwendet wird. Dasfelbe gilt von erreichten Vermittlungen bei Theatern, literarifchen Gefellfchaften und Vereinigungen.

525

Genoffenschaft deutcher Schriftfieller

Ö *1.

Die Genoffenschaft deutcher Schriftfieller nimmt zur Befretung ihrer Gefchäftskosten. fowie für ihre Unterfülungskaffe ein m alig e Spenden entgegen. die zur Teilnahme an dem Intereffenkreis der Genoffenschaft berechtigen.

Ö 5.

Die Genoffenschaft wird fpäterhin einen literarifchen Salon gründen. in dem begabten Schriftfiellern Gelegenheit gegeben wird. ihre Werke vorzulefen.

F 6.

Q) Die Genoffenschaft wird geleitet von zwei Schriftfiellern. die zugleich die erfte Prüfung von Manufkripten vornehmen und künftleri-fchen Rat erteilen.

b) Von einem Gefchäftsführer. defien Stimme ausschlaggebend ifi für alle praktifchen und ideellen Fragen. *

Ö 7.

Um eine Überhäufung der Arbeitslaft der Genoffenschaftslektoren. befonders aber der Ehrenlektoren. zu vermeiden. werden nur die eingelaufenen Manufkripte berückfiaftigt. die mit einer Schreib - maf chine gefchrieben find. oder in Ausnahmefällen. mit gut leferlicher Handfchrift. *

Ö 8.

Im Verkehr mit Autoren wird die Genoffenfäaft auf prompte Erledigung halten. Um Kofien und Zeit zu fparen. follen die Schrift-fteller bei jeder Einfendung fr a n k i e r t e K u v e r t s mitfenden.

Ö 9.

Der Sie der Genoffenschaft ift Berlin bb' 35. Steglißerfiraße 49. III.

Ö 10.

Das Gefchäftsjahr beginnt 1. Januar 1909, Manufkripte werden erfi von diefem Datum an offiziell zur Prüfung angenommen, A, H a l b e r t.

M

526

Leffing-Gefellchaft für Kunft und Wiffen-
fchaft. Eingetr. Verein.

Nachdem wir mit dem Verlage
diefer Zeitfchrift das Abkommen
getroffen haben. daß fortan unfere
Vereinsnachrichten an diefer Stelle
publiziert werden. follen hier re-
gelmäßig Berichte über unfere Ver-
einstätigkeit erfcheinen.

In diefem Winter haben bis-
her zwei Vortrags-Abende ftatt-
gefunden. Der erfte war unfere
verftorbenen Freunde W a l t e r
Leiftikow gewidmet. Über
diefen Abend berichtete Felir Lorenz
im Berliner Tageblatt folgendes:

Mit der „sapiration religi-
U188“ von Guilmant leitete Earl
Stabernack auf dem .Harmo-
nium die Feier ein; dann fang
Eiska Schattka die rührende
Schönheit der Schubertfchen „Li-
taney“ in den Raum. Eine Reihe
von Lichtbildern folgte nach. um
das künftlerifche Schaffen Leifti-
kows in fortfchreitender Entwicke-
lung zu veranfchaulichen. Da fah
man in guten Reproduktionen (die
kolorifiifchen Reize mußten freilich
fehlen) noäj einmal die Schals-
kammer des Meifters aufgetan.

Aus feiner erften Zeit fah
man die Bilder „Am Brunnen“.
„Havel mit Schiffen“. das
wundervoll kräftige ..Waldinnere“.
und von dekorativen Arbei-
ten ..Norwegifche Gebirgsland-
fchaft“ und ..Fliegende Kraniche“.
Die mittlere Schaffenszeit des
Künftlers war durch die ernfte
..Grunewaldftimmung“ und ..Villa
im Grunewald“ gekennzeichnet;
aus feinen fpäteren Jahren konnte
man die Bilder fehen. die uns am
vertrauteften geworden find: die
dunklen Seen und Uferlandfchaften
aus dem geliebten märkifchen
Wald. mit der Feierlichkeit feiner
knorrigen Föhren und den gold-
grünen Birkenlabyrinthen am
Havelfrande. Wir wiffen. wie uns
Leiftikow die Geheimniffe diefes
einfte fo verachteten Grunewaldes
erfchloffen. und daß wir ihn mit
Theodor Fontane zu den ftärkften
..Gütern unferer Heimatliebe für
immer zählen können.
Lovis Eorinth. dem toten

Meister im Leben durch Freundschaftstreue verbunden. hielt dann die Gedenkrede.

Am zweiten Abend hatten wir die Freude, Professor Dr. Oscar Bie, einen der feinsinnigsten und formvollendetsten Redner, zu hören, In seiner gründlichen und dabei doch leichtflüchtigen Art gab er einen Abriss der Geschichte des Tanzes. Musikalische Erläuterungen und Lichtbilder halfen dem Verständnis gut nach. Der Vortrag über dieses Thema war von uns mit Absicht gewählt worden, weil eine größere Zahl verschiedenster, erfreulicher

Verfuche dafür fpricht. daß die bis zur leßten Tiefe konventioneller Gedankenlofigkeit herabgefunkene Kunft des Tanzes jeßt mit neuem Geift belebt wird.

* * 'd

Am Sonntag den 8. November veranstalteten wir den ersten Atelierbesuch dieses Winters. Unter Friß Stahls Leitung begab sich eine Anzahl unserer Mitglieder in das Atelier von August Kraus.

Fritz Stahl legte in seiner kurzen Einführung den größten Wert darauf, an den ausgefeilten Werken zu zeigen, daß Kraus sich mit Eifer und bestem Gelingen dem Naturstudium hingeeben und damit die Klippe vermieden habe, an der gerade in unserer Zeit so viele jüngere Bildhauer scheitern.

o e- »e

Da nun endlich die so oft besprochene Frage einer eigenen Zeitschrift durch unser Übereinkommen mit dem Verlage von „Nord und Süd“ wenigstens in gewissen Grenzen eine erfreuliche Lösung gefunden hat, so werden wir nun baldigst an dieser Stelle zu den vielen Fragen Stellung nehmen, die das Verhältnis des großen Publikums zur Kunst betreffen. Unsere Beratungen werden sich zunächst darauf erstrecken, welche Folgen die oft erwähnte Form der Tageskritik auf den Theaterbesuch des Publikums ausübt. Im Anschluß hieran werden wir auch zu der leidigen Frage des „Billetramfches“ der Berliner Theater sprechen.

Der Vorstand.

l
ë—è DKW-„3 „ä ?Y 5m
:CZK â îâîa
kw

„ 7 . „ c. .. IJ.» .
. , . j ,IJ
.. ...Gau-k ,
., ., *, ,n (, ..1

..WW
4,,4 . . .

.| -l\,|''''' 'III 0 In
w o m —
?om-„om

/ .
online-:Wire f,

0b'
C-ilxanlelÃ¶e 'â€œœ

loiiierarjaehe Jerichie.

Il'ir bringen in (lieZem Il-'eihnachteheft mehr Zeßpreehungen, ale wir ZonZt im Kabinen 7011 „Merci uncl Zücl" aufnehmen können, (lamit ineitgehenciet entgegen 211 kcmmen.

un(i glauben unzeren beeern

L8 trifft Zieh gut, (i888 (lie Leclakticn

i-(in „blcrcl uncl Zücl" auZ (lem uch ihr heraucegegebenen literarieehen jahreebericht remehieäene Wichtige literariZche [rZCheinungen herauZgreien uncl 816 auch (lem heßerkreiZe nen „Libre uncl Züci" Zugängljeh machen kann.

Woran ich [item-le lanci.

Line Umfrage iiber Werft/elle neue Zeichen

Il'ir haben einigen I(iin8tlern (ile Frage ecrgelegt, Welchem Zuche (ler lernten Zeit 818 (18.8 meiZte klinZtleriZche Intereßae abgerechnen haben.

rei-öffentlichen niir (lie antiuorten:

klar-mann [Lahr:

* l'nn (len Löchern, (lie mir im letaten .lahre rugekcmmen eine, hat mir (ler neue kimnan rank-lan [Zurckharcl, „[)je lneel (ler Zeligen" (Berlin 1908, 8. l-'ieeher Verlag, 5._) gefallen un(1„2ii'öllau8 (ler Zieler-ntark" (beipaig, Verlag nen l4. Ztaackmann, 6.-), cler erate Roman eiee jungen lter-

reichere, (ler llüäclf l-lane Zartech heißt, ein luZtiger Oberleutnant let un(i eben ietat init einer Ungeclulcl, (lie eben80 begreiflich ale becienklich jet, aueh eine fröhlich augreil'eiue Zehrill iiber Zchill uncl geachii-inä noch einen rireiten [wman loegelaZZen hat. l)en [Oman Zurckharcla halte ich fiir (lan merkiriireligate buch, (laß in (len letaten Zehn .jahren in eier* reich geachrieben irrurle. Wer (lieeee [nmel, reine merkieiirciige, plötalich völlig uereagenele lllergangenheit un(l (len liberal erehendlen drang au Zeiner Zukunft aua (ler .blahe kennt, kann eich gar nicht genug munäern, Wie Wenig ren eenem 'Bleach in (ien Werken eenier Dichter erscheint, un(i> feet möchte man manchmal glauben, (laß clieae nur claa Mort nehmen, um alles, iii-ae ihnen auf (lem [Lernen liegt, an rer-Zchireigen; (lann aber eincl Zie gekrankt, MLU" inan (iraullen eine laleche lileinung ren ihrer heimat hat, una fühlen ZiClI überall x-erkannt.

Mach (len Löchern, (lie aus (deten-eich kommen, muß man Wirklich nit meinen, (ler Üeterreicher habe 8ch0n jeäen Lueammenhang mit (ier eigenen Zeit i'ericren, gebe (len Glauben an een eigenee l-eben auf un(l Suche 5l0l1 mit (ler Zchmeralichen huet an einer entennkenen Vergangenheit au trösten, in Welcher eich alle kraft (ler hier inch-nentien Kaeen erechöpft 211 haben un(i iron welcher ihnen nun nichtZ ale ein trieteZ Zpiel mit aue-Jeleerten li'crmen übrig geblieben au Zain Scheint. In (ler Gegenwart fühlen Zie Zieh lremcl, (lae heben angetigt eie, ihre Zehneucht blickt Zurück, nicht vorn-Arte, 80 hat man eich (lenn auch (ii-außen augen-shut, eich (lieeeee bancl ron kiimnierlichen hrtieten bei'chnt au (lenken, »reichen man eine kalte l-lcchachtung nur ihren henninieeen uncl ihren Fertigkeiten nicht rer-Zagen mag, aber (lie l(rait einer lebenciigen

klings abaprechen muß. bien 7.11 (lereelben Zeit,
'll (ler ee (lern beterreichiaehen Meike rum ereten
Wal gelang, Zieh eeine hebenel'erm an pragen,
un(l (laeurch ein Vertrauen, ein blut,, eine huet
211l' eigenen Zukunft erweckt iii-urcien, (lie (lern
öelerreichigchen Wesen bieher fremcl iearen; ia
inan kann Jagen, (lab eich (ier Geterreieher, friiher
5tel3 unmutig, rerclrljelilich iiber Zieh Zelbet,
34

Uachetehenci

l-lille een aullen erwartenä, nun rum ereten-
mal fühlt, an eich glauben gelernt hat una Zieh
(irangt, überall in Lurcpa mitrutun. In (lieaer
Ztimmung reachet man jetat hier heran, un(l
überall eine hiiäeichen 'an blenechen, wie Wir
Zie friiher hier niemals gehabt haben, llenachen
(ler lat, (lie eich (lea [ebene freuen, irirken uncl
Wagen Wollen uncl lIEll- anti-aueh. auf' (lieZer
Zehen-en Lrcle lest au 8tehen. Zie haben nichtZ
'an _jener ueruroaeenen Uebe 211l' lleimat, mit
(ler man e01- eereunkenen Zehlööeeern in 'frauen
(steht, 5l8 haben eine anclere Liebe aum "ater- -
[ana, (lie nicht (ler Vergangenheit. gehört, eine
[liebe, (lie nicht Weich, »reinerlich un(i irineelnu
jet, ecnelern Ziirnen una mit (ler b'auZt auf-
Zchlageu uncl (jaa (lliek erat-ringen kann. [ina
iii-enn (ljeae ,acrnjgen Natricten, (lie jetat k0mmen,
eich erat einmal eingeaetat un(l (las Merk e01]-
enclat haben Werelen, (lie grobe Reinigung 'cn
(ier Vergangenheit un(l (lie gr0|3e Kraftigung
au uneerer Zukunft, (lann iii-ira man erat (len lilann
erkennen uncl ueretehehen, cler ihr Verbote, ihr
Verkünäiger uncl ihr Dreeecker rear. l)ie8 jet
burckharci Zeit .lahren geiueeen, 80 eehr er Zieh
friiher manchmal '(iarin gefiel, (len Wie-nern (len
feecheh l(erl enraumachen, eraa iibrigene noch
immer (lie beete lllaake jet, um hier (lie Wahr-
heit au engen, Ohne erechlagen au Wernau.
blau geatancl ihm ru, gut 'l'arck au apielen, uncl
80 (lurkte er eich erlauben, ein nach k'reiheit una
Gerechtigkeit ?erlangencier ll/lenZch au een.
Zret hielt man ee nur fiir (jaa Laiennnieren, (lan
man an unaeren llcfraten geirehnt jet, Zahl
aber Zehlug ane Zejnem ganuen 'l'un ein Solche-,r
Drnet mit elcher kraft herr-cr, (laß er alle, (lie
eich ieiineehten, noch an ÖZterreich glauben an
können, an eich rill, un(1 nun liefen ihm ron allen
Zeiten lange im stillen gehegte llclfnungen
ru, (lenn hier »rar einer, (ier aueeprach, iraa im
geheimen *kaweencle bei eich trugen: (laß wir nur
(len leeren Zehein, mit* (lern Wil" une aua t0ten
llergangenheiten her noch immer Schlei) en,
ent80h1085en abauurerfen un(l una aut' una Ze bat,
auf uneere an, uneere Zehnaucht :u beainnen
uncl nur (len blut ru une selbet au haben brauchen,
um une hinlcr getroet mit allen ancieren nieZZen
au (iirfen. l-lier irar einer, (ler nicht irehmiitig
an irgena einem traumhaften Ücterreich abge-
echieaener Zeilen hing, n0ch Weil er (lieaea rer-
lora gab, nun (leehalb an una iiberhau t rer-
eagle, (ier nicht ane Zclimera (iariiber, all mir

nicht mehr eincl, iraa irir eine', Wökl'l, ee une
abeprach, iiberhaupt nach etn'ae au Zein, aon-
(lern une ermutigte, allea au iileräen, ira-ru nur
529 7

'118008 0100 111811111 11118 181. [1101 1181- 01001, 8010
(101 Z100 010111118011 010001 [1110811101100 (18101-101011,
80080111 11811111 8181111, 10110.8()8101101011 8011011011100,
1188 11111* 10 111181181100: 1111801- 1000108 8101101011
08011 8111300 7.11 11011100. [])08 181 08 811011, 11188
8010011 [10108000, (1001 „8111100 7110108“, (1010
„601111-108 1170080111011“
80118011“ 111100 81011011 '1'011 1108 (110 130801111108
111101* 8110 811110100 81111. 10 111000 80110101 81011
0111 8811208 1170111 7.11 11011001100 1108 8110 81111111100
1'011 2010 11011 111110111, [10111111118 0801 K000,
Z11011'01 11011 A111-0181011111-011100 18111. 2118101011
81101 1111111 1080, 1108111011 81011 (110801 91011101
' 7.11111 (118111100 80 11118 80101101 1181: 8111011 888
10018810 701-11811018 1111- 08101101001801100 11'81111.
1108010 [30180, 1108010 11811101, 1108010 1710800
81011 10 111111 80 818111, 8813 01* 81011 1701 80111 [(11081-
11011011 8101101 11011.1; 110801 17171118 111881 1110 811, 118
181 801* 80110111.201*8808011, ([88 11101110 18111 81).
11178111008 801181 1108010 01011101, 11'000 810 81011
1111 A8110- 110801100, 10111101 8021188800 1011 8010
11111 10 1101 118011 1'111 1111 8101100, 801111111 8108
111111 11118 11111* (11080 [1111111108, (100 801111101- 808
9001.00 1101001111100 188800, 810111 01 010111 1181,
1110 110111 [11008011011 »'01 801- V8101 211011110 117118,
800110111 810 8011181: (101 13018 818011, 801 117818
181180111, 810 17171080 11111111 11118 (101 111008011 181
10111. Z011 810121180101 1181 10 110100111 110101 1108
1188 11011 111180108 [18111108 80 18111 80801118800.
1'108 0110 1'81 08 1011 0111 8011881008 (1111011, 11110
0011011 1311101111818 10121 0111 11111010101 1110801
01111101* 11111, 8101011881110111 110110101- [31110, 801
1011 80111 1910101111110 1108 1781018 1010111 1101801118
8010 1181111, 0111 [10811-100808 6108011100111 08011 11001
0111011100800. [1118011 11808 138118011, 888 181 (110
2111111011, (110 11181([311101111818 110101101 1181. 1)8
810111 1101801181 (188 110110 (18101101011 (18, 1110 (188 111-11
11111 7.01018011 1781181011 8011111800 11811011. L8 1181,
1188 11111 811011100: 08 881-1 (18 8010, 801001 10110100
.0111 80111811, 1108 11011111 81011 11118 81100111 81011 1108
110111 81011, (10110 (1101101100 1181100 11111- 801811101181,
11011 1017.1 180800 810 111011801100 11101 1111 01801108
11011011 80, 7.1110 01810111081. 088 18108, 11188 (1108010
8101118011011 [1011180 801000 111111080111-01111101100 110171
81111, 01110 8801.0 (1000181100 81811111 1080 11101 8111-
811000 111 1101011, 11118 810 110111 (110 1180110 81101
[180110 11111 1111811101111108118 11011 0011100111, 11110
801100 80011 (188 [401100 11101 181. 1)01- 118118011
80110101 111111111011 211 01010011, G8101101011 118110 8111
1110 801181101, 1101 1100 11101 0181 7.11 011811100,
1188 1111 11101111111111180 11100801100 08 11101 81111
1108 11110 (110 11118801100 11101 8108 1108 11710 11811
81108 01110 [41181 181. 1)108 81101- 181 (188 (10111111
10801 8181-1100 60001811011, 11010110 1111111110110 .1118008
1131.. 1,1118 80 11'118 (1111011 810 1101111011 8011110110080
'10111011 (108 [38118011 01111111, 11188 [3010111181118
1181011101180 11701811011 10181118011. 7111-01 (1000-
181100011 681011010118 8108'8: 010011110111 (188 '1'01
81101 11111111101100 11011011 8111, 11118 0110 210111 (110
808010 _ 111110108 Lil]-

W84.

1

V1808 [3101:

„17170101100 1101101011 [111011010 111111801100 810
1.10801?“ 1101131 [1110 1*'1880. *X818111011 111011100
0180000. 0800 (100 1311011010 1100 801011
[110111088818, (110 110118180818 11118 111111181101-8118-
208011011 01110 80110110 1111188110 1111 0111011 11'01-
10801 11110 [.)10(10110118 11'810. "1701101 1100
111010800: (1011 11101 1380800 (30110800088000
1100 8101181181, (110 1101 01110111 11811100 .181110 01-
8011101100 81011. V801 (118111101. 1)()81oj0118111. &'00
90111801100: (100 811-01 [18118011 1311010 01008 U0110-
530

111111 810801- „10801 801'

7-7.

1 '.

118011100, 1101 1101018 111 1171011 01801110000. 81111
(100 [3110110111 1'00 11118011' 130101181111, 1X. 11.
8011101101, 1118811011180 [])8111110011031, 11118011
[(888001, [1011011 11111811. 000 80111111011 11011
[11111011 11171111'. 1011 8880010111, (1813 10811 8110
(11080 [31101101 108011 8 0 1 1 -- 1080 118110 811011 01100
810 010 '0121181101101 1110118011 111011100 - 81101*
111000 1080 1111011180111 011188 8080108 00011 818
810 20111108 11081, 8800 81011 (11080 [31101101 - 810
0101000 1110111 111 11018088011 - 1108801 818 81111010.
W*

W*

1'011! [181111:

1*) m0100100811-0110 131101101*: .101101100

(101101-1 1100110110800 (7,50); 818801 [4808100110000

1100 11801118 (3.-- .

1111' H110,

* [I 1 1 0 1 0 1100 [])01“p110110 811180111118,

11011101-1 L010011018:

211 [11101 b'r880 10001110 1011 0111 11010011100.

(1813 1011 111 (101 1017.100 Z011, 111101101 0101081

[1010800 1080118, 8111 01000 101808801100 (10111801100

01011101 8081013011 1110, 8111' 1100 0180 110801

?111111111101 8111081111011 11101101 0100181 80110118

8011001118810 1118011011 8011. 1011 1001110 .I 0811

,1) 8 111, 800 _101101 0111 100111* (1010 1181000 08011

110001. 1108 80 10001110 1011 8118111100: k1011180110,

1081 80011 .[080 ?8111, 800 „'1'1180“ 01101 „1)10

1110801181110“, 1108 800111 80 (100180800 11710101*

81100800 8111 0100 111101101 01111181 111101 1108010

8111-80110, 818 810 00011 1110111 201100888008011

1181, 08011, 01101 111101 110801 (10111111, 818 11111

00011 (110 Z011 1181100, 01118 811 11811011. [11111

1101- 881 6 0 0 1 11 0 8 110111800 010111 100111- 11081,

181 (110 .411800 1110111 117011, 810 01* 1111 11101110 11811

0108 100100 808101111 *

.141100 M1080]-

311010 110 [11101-11 7011 [])01p110110. (701188 110011-

118111 811111011 >11., [301110. 111. 2.-)

111/000 1080 0111 [(1011 1181, 80 01101111 11180 08

80 80111 [1018 11011 1181 08 11011. 111'000 81101 01001

11010101 1108 8881, (1813 1080 8010 [(1011 010111 0111 1

1101100, 800801-0 80011 011101100 1108 81181111, 111111 1

08 (110 1111111110111 1011100 8011, 1110 111 01008 [(101108 f

[1011011 80 118110 1101100 (101 171110111 11081, 80 110181111

01, (18131188 [(11111 010010100, 2010100011000 800101181.
810 1188 [110111181100 1118110111. [11- 110181131 81101- 811011.
11813 0111 (1 0 r 8118100 11811', 801- 811 8118100 101*-
810111, 11011 (1813 10 01008 [(10808 80010 17101 8011111011
1108 U01 110111101, 1110011 08 810 [110110 010111 1111111.
l)010 81101- 10118800 11'11- 8801100, 801 810 100111011
111-'0110 110801, 1110011 01 211 1108 11011 1108010111 1110111-
811110111 - (1000 0111 111-001801118800 810.
1118 1011 888 1110100 [3110111010: 131-1010 811
11111110 1111
8011001111 1101808, 8813 888 .10108011 8080111101100,811
(110 10011100 110110 1181 - (110 8080001100, 801181-
100800 1701-10 1111- 8110, 810 (108 111801118 0111 11.11111
80 1111 -1-[012 800011111100, 11011 1110 1108 '1'888 8115
(1108010 1101200 810 (1088011011 80 (188 [(1011 111111!
1180000 110011100.

W1- ' f

[Line Glienbarung 18t (188 achliehte, kleine
Richie-in - (lie 8rkenntni8, (lie [Irfahrung un(1
(116 Wahrheit haben 68 ge86half6n. [lie Mütter
Versen 68 8egnen, un(1 (11c Mater n'eriien (iarau8
lernen, un(1 Wenn 816 (188 tun, 80 u-er(16n 816
lächelnäe, glückaelige 1(1nc1er bilcien, (161111 ron
l(in(16trrtlnen un(1 l(in(16rlei(1 Zieht nicht8 in
(16m Buche g68chrieben.
[1111 ern8168 Mahnnkm-t klingt immer wiener
(1urch (188 Zuch _ un(1 8611011 (18(1urch unter-
8cheiclet 68 8ich e0n an(1ern 16b- un(1 117688n-
108811, pnäagcg18ch-er116h6r18chen Zchriften
(188 Mahniecrt an (116 Litem, 8ich er8t 8811181.
:um 611t881n un(1 7.11 n'ahrem Men8cllentum 211
„erniehen, ehe 816 (iaran gehen, ihre8 1(1nc168 88616
7.11 fer-men. hlin Geben, [)ienen un(1 Lnteagen 8011
Llternliebe aein, 816 ,801] nicht forilern, 7.6r-
hrecien un(1 Wangen, un(1 wenn 68 811611 fiir 816
ein Lmpfangen un(1 Zrnten gibt, 80 8011 816 (188
hinnehmen 818 ein (1naäengeachenk 60tte8.
1)a8 Büchlein: „Briefe an Micro" enthält
kein 11761110868, 1nha1110868 Wert - hinter jenem
8teht (188 heben. blut* 11-er c8 8elb8t 1168t mit
einem feinen tierten un(1 innigem b'iühlen, kann
(116 große 1711116 (168 8egenbring6n(16n Schönen,
(119 (188 kleine Buch in 8ich birgt, 6rf888en,
91111 (111.71
hagcbert r. (ziel-hurt] Quiz-niert
„1)88 11681“ rief ich meinem b'reuncie ru, inc16m
ich auf Mathe 8turmfel8' „[)ie 86hnre8ter
(16r 8chiinen Margarete“ (4.50) (16utet6, ein
Werk, (1688en hektüre ich 80eben beenäet hatte.
Wenn ich nun (11e86 Dichtung _1686m liiteratur-
freun116, 1686m an8pruchaecclären [..686r ebenfalle
Warm empfehle, 80 willich nichtuer8chireig6n,(180
ich mich er8t mit einem geeri886n Wicieretreben
an (118 116811ng (116868 lil/erke8 herangemacht habe;
e01' einer getei88en Gattung (18r lirauenliteratur
*- (16r hiteratur u 0 n b'rauen un(1 iii r b'ranen
-bekreune ich mich un(1 ich (16nke manchmal
mit »eehmütigem bacheln an meinen heimgegan-
genen k'reunc1 Läuarcl 1-011 l-[artmann, (18r mir
einmal in einer kö8tlich6n klauäeratunäe ge*
8tan8, (1813 er auf (lie bekannte [frage, 11-88 ist
8chrecklich6r ale eine lilötef7 nicht (11e nnter-art
„2111161 17161911,“ 80n(16rn eine annere gegeben
hatte, namlich: kranenliteratur. Zr hat (11686m
6688nk6n auch einmal
>u811ruck gegeben, un(1 (10(:h Three auch er nur
Nnerkennung 1-011 ituZnahmen gerieungen ge-
eeeee 8ein, wenn er (18mal8 2. 13. (116 b6(16ut6n(16
Zehrift 8ein6r Gattin: „Zurück num läeali8mu8“
t-crauageahnt hatte. Zr Nurse auch M0111 (118
„Zehn-681m (16r 8chön6n Margarete“ 818 eine
Zu8nahm6 gelten la886n, (ienn (116868 pracht-
e-olle, gemutetiefe, kluge, auch (188 116111618116
mit l)i8kr6t10n behanc161n(16, mit mannlicher
kraft geechriebene 1117 erk 18i. eine berrr88611ung
fiir jenen, ner auf (16m 'kitelblatte (len blamen

einer k'rau fin(16t. Ich 8elb8t hielt (16n achönen
dlamen „liathe Zturmfel8" 6r8t für ein glück-
lich geurahlte8 l'86uc10nzitn un(1 glaubte an einen
männlichen Merfa886r, (16r au8 igranci 171761011011]
Grunele (116 1168er iiber 8ein (Leechlecht tauecben
rechte. Zuletat freilich erkannte ich an (16r
_8uller0rc1entlich6n Zartheit un(1 (Lei-ranätheit,
_rñit. (16r gen-i886 1)1ng6 behanäelt 8in(1, (11e [11*-
heberechaft (ler k'ran, (116 8ich mit (11686m
8pi8chen 111-8tling8u'erke gel-886211 glannenä in
11n86r 8chöne8 Zchrifttum eingeführt hat.
l)6r licman i8t keine butrencieeare; er i8t
ein habinetwtiick, (188 jeclen echten [(6nn6r
3+*

.yr016880r8 l)r.
in 8einen Zchriften-
entniicken 171m1. 13|- 8pielt in einem Magäalenum,
einer 13e886rung88n8talt fiir gefallene 11188611611,
un(1 (116 Zchn-e8ter (1er 8chönen Margarete iat
nicht (lie 'leibliche Schwester, 80nc16rn (116 6r-
riehencle Diak0n188in (16r achönen Zünäerin.
l)a8 ganre Milieu 8te11t einer weiblichen l-'eäer
eine f88t nicht :u bewaltigencie aufgabe, un(1
riihmencl un(1 .ben'unc1ern(1 mutl anerkannt
niercien, wie ucllkcmmen ein jugenälische8 Maci-
chen - 816 i8t heute (116 ,Gattin (168 (Pz-mn88181-
Lecker in l)8rm8ta(1t - (11888
8chn'ierige .Aufgabe gelöst hat, 816 k0nnte (1168
nur, 11-811 ihr ein tiefe8 Gemüt, ein 8(1611ge8 llers,
ein reger p8z*ch010g186h6r ZpiirZinn, eine unbe-
8t6chlicl16 Wahrhaftigkeit un(1 (18r mannliche
Mut einer grcllen 86618 angeboren 8in(1. Linien
ZuZZug au8 (18m bec1611t6n116n Komane - er
11*ur(16 von einigen Weiblichen l(ritik6rn, man
(ienkcl tiichtig herunterg6r188enl - 1'111 un(1
kann ich hier nicht geben, aber feiler reife 6e18t,
jener uneerbiläete (168chmack, (16r (188 'Merk
noch nicht kennt un(1 nur auf (11e86 meine Imp-
fehlung hin k6nnen lernen 8011t6, .ei-»(1, (188 wage
ich 211 hoffen. auch wenn er nicht mit allen hint-
eeickelungen (168 Werkea eineer8tanc1'en 861n
achte, mir (Loch een l-lerren (lankbar 8ein, weil
ich ihm (118 Zekannt8chaft mit. einem Men-
8:ch e n - Oh, Men8ch6n 8in(1 heute 80 8elten1
- 'ermittelt 1181)6.

l.u(1n*ig (Zeiger:
Unter (len 28h11086n lziichern, (116 ich in (len
er8ten 9 Manaten (168 .lahre8 1908 188, t6118 ru
Ztuäienrerecken, teil8 um (len Keren810n8-
iriin8ch6n (16r Merfa888r un(1 Merle-.ger 211 genügen,
mußte ich 1-1616 gan: ablehnen, gegen manche
8t8rke 138(16nk6n unsern, konnte einige nur be-
(1111g1. leben_ un(1 hatte an Wenigen reine, unge-
mi8cht6 kreucle. D1686 ieenigen [Zn-:her 111111 ich
hier rekapitulieren.

Zunachat i8t 68 (16r lXcman 1'011 6. 116r-
mann: 1-16nriette .1860117, (136rlin,
14). k'lei8chel & (10., 7.50.) .4118 (16m8elb6n Milieu
enwtammenä 11716 (16r frühere kicman „,lettchen
66b6rt“, (1688en b'crt8etrung (188 neue l'inch ist,
8chilciert er (188 tragieche (168chick eine8 136r-

liner 111(1186hen Macich6n8 au8 (16m nierten .jahr-
rehnt (168 'origen .lahrhunäerta In einen unge-
liebten Mann eerheiratet, ecm klochreitamaha
flüchtenn, n'ir(1 816 'cn einem .Onkel aufge-
nommen, (16r ihr eine 8schwameri8ch6 diejgung
"reihnt un(1 11011 ihr - 211 81181. - Mieäergeliebt
niir(1. Lu 81181., (16nn in ihrer er0ti8ch6n Larregt-
heit hat 816 8ich einem jungen chr18tlichen (16-
lehrten, (16h 81e eine Zeit lang :u lieben glaubte,
hingegen un(1 geht in äen 708, (18 816 (1168.3
Zchmach un(1 (lie Untreue gegen (1en, (1en 81e-
im lleraen tragt, nicht überwincien kann. 111168
an (11686m Buch 18i au8gereichnet: (116 Sprache,
(116 Charakt6r18tik, (116 Milieu86h11116rung, (116
1)ar8tellung (16r Zeit un(1 (1er Xatur. La 18'.
ger8(16211 unübertrefflich, M16 hier (1er Dichter
211m dialunßecbachtcr un(1 -l118tcrik6r ge-
n'ci-(1en 181, ohne (1urch ge8chichtlich68 l)etail
un(1 naturn-i886nehaftlich6 1)ar816]lungen ru
ermiiäen. l)18 '1'rag1k niir(1 gemiläert (111rch
lieb6n811-iiräigen 1-111m0r, (11e notieenäige lilein-
lichkeit (16r Morgange (1urch .*1u8blicke auf 11-611,-
tragense 1(166n un(1 (116 be8timm8n(16n Machte
(16r Zeit. 1-38 181, ein köatliche8 Zoch, un(1 man muß
eich freuen, (1813 bei ihm (16r Lrfclg (188 Urteil
(16r l(ritik6r be818tigt hat.
Line ähnliche [freucle n'ur(1e mir (1urch eine
53!

f.
.1.
-.
.T
* .q-'a-
-* "W-7**:

132

*Nirlchchlteitebeetreben führen
literarische .auegrabung gewahrt, nämlich (lurch
(11e Ubereetaung ren „11) 11 r 7 a 1 u 8 u n (1
11 11 l(r e 21 a“ 17011 lionraä Falke (heip2ig,
[nee] - Verlag). L8 jet (11e hiebeegeeichte
-(1e8 Aan21er8 (laepar Zehliclc, einee kreunäee
(1e8 Verfaeeere, (1e8 berühmten flumanieten
heneae ZYli-iue yiccelemini, (1e8 epateren Papetee
yiu8*]l. Nie jet aber (Lieeee ebenteuer, (1a8
eich im .fahre 1442 wirklich in Siena ereignete,
er2ahlt un(1 (111rchgefi'1hrtl Lin echtee 8il(1 ane
(1er Zeit (16r ktenaieeanee, mit aller Farben-
pracht jener echönheitetruncenen Lpeche, mit
(1er gan2en berückeneen, einnbetöreneen heiäen-
echaft. U11(1 trOt2(1em (1arf man ee ein keuechee
buch nennen, Weil echte hiebe immer heuech
ist, un(1 ein glücklich 'erheben(1e8, weil (1ie k'rekr-
lerin, 'rie man (1ie a118 hiehe fehlen(1e verhei-
ratete l7'rau irehl nennen muß, (1en Opfert0(1
etirht.
.4115 (1er *)hantaeieorelt - (1enn trete aller
Romane
(10ch in (1a8 [teich (1er phantaeje _ geht (1er
hiteraturhieteriher gern in (11e Welt (1er nüch-
ternen Kealität. aber ein [Tuch Wie (1518 ren
[.ilz- Braun „1m Z Schatten (1er
'1' i tan e n“ (Zraunechrreig, Georgeß Weeter-
mann, 6.50) lieet Zieh, trOt2 8811161' (lurchau8
histori8ch beglaubigten l)elcumente, manchmal
'rie ein Roman. l)enn man kann Zieh lcaum
etwae Nemanhafteree (1enlcn, ale (1a8 heben (1er
[frau Jenny von (Lostech, (1er 'l'ochter (1er
schönen Diana 17011 l-'appenheim un(1 (1e8 [Könige
Jerome Napoleon, (11e in Weimar unter (1en
engen (10ethe8 - er un(1 .lerome 81m1 (iie heicien
freilich recht ungleichen "1'itanen - ein schönee,
nur im .Alter (lurch Zorge un(1 krankheit ge-
triibtee heben führte. Line hochgeeinnnte k'rau,
empfanglich ffir (1ie Gaben 17011 liunet uncl
Wiegenechaft, hegierig lauechenc1 auf (iie Ztim-
men (1er Zeit, "enn auch keineevrege in ihren
Göttern Wecheelnä, W18 mit (1er hfcie, tapfer
11n(1 freieinnig, eine auege2eichnete Gattin un(1
treffliche Mutter. l)ee alte Weimar lebt hier in
köetiichen Liloern auf, Goethe trot2 eeinee

klauekleiäee, 0(1er vielleicht geracle wegen (1e88en,
erecheint ale (1er Vrieeter, (len T11' lieben 11n(1
7erehren. 1'

Unter ihren liauegöttern befanc1 eich getriß
neben Goethe auch für heeeing ein Vlat2. I)er
170-1111111101» freier Knechauungen, (16r ehrliche
Zucher nach Wahrheit, (1er kincilich reine Uenech,
(1er Gelehrte 7011 umfaeeenäen Wieeeene un(1 (1er
auf (1en mannigfacheten Gebieten mit [Irfolg
tätige Schriftsteller beclarf 211 eeiner Zchil-
(1erung einee erfahrenen, lebenelcunäigen, & yiel-
fach unterrichteten, von eeinem llfute un(1
561116111 Geiete erfüllten Wannee. Zugleich mul))
(1erjenige, (18r ihn (1en breiteren Waeen 'or-
ftihren W111, iiber Ztilgefiihl uncl ?ellietiimliche
baretellungelcunet verfügen. 1)ie8e Gaben 17er-
einigt kt. 111. 8 a t t l e r. Daher (1arf eein 1(1eine8
1311eh: „60tth0|(1 Lphraim 11e38ing“
(heip2ig, 'erlag 7011 Quelle 8: [flex-er), (1a5 117e(1er
(1en enepruch macht, berrahrte, grellaugige
Werke 2u 'erärangem noch (1a8 herrechenäe
Urteil um2u8t08en, ebeneo Wenig (111rcl1 neue
k'uncie (1ie bieherige lienntnie 2u bereichern,
80n(1ern (1a8 friech 11n(1 gewanät er2ahlt, mög-
lichete 170l18tanc11glceit anetreht un(1 (10ch meiet
(1en »eichtigeren Werken (1cm gebührencien
191111.2 einraumt, ale ein 1170hlgelungene8 un(1 er-
freulichee Werl(gelten, 1 . .4

heeeing hatte eich (1er .111(1en angenehmen.
DieZe ale Uulturfakter ane (1er Lnteiclclung
(1er neueren 11n(1 neueeten Zeit au82115chalten,
kann nur ein 815(1er rereuchen, (1er 8ein .Auge
532

rer (1en 'kateachen 1*er8chlje8t. Vielmehr 111118
fiir (1en, (1er (118 [Lultorgeechichte "j'f'kijßb 11e-
greifen W111, nicht hlofl ihr Ringen nach äeutqc-.her
ßilciung Ocier ihr Verlangen, (1ie geietigen
Zchat2e (1er banner eich an2ueignen, in (1enen
81e 17701111811, eon(1ern ihre löblichen tiereuche,
(1en 1(ultu8 Zeitgema11 nmeugeetalten, (1ie ge-
lauterte philoeephieche Znechauung (1er Xeu2eit
auf (1ie uralten kehren ihrer Religion einem-ken
211 la88en, ale beäeuwamee hfement (1er allge*
meinen Keligionegeechichte gelten. [Lin ameri-
kaniecher Gelehrter, I) a 1* i (1 f" hi l i 11 p 8 0 11,
hat in Zeinem 13uche „l' h e 11 e f 0 r m 1110 1' e -
ment in .1uc1ai8m“ (Wem-70W, 'khe
Macmillan Temp.) (iieeee Neu-egung eines
gan2en Jahrhuncierte, namlich (1e8 neun2ehnten,
in (1er gan2en 2i1'ili8ierten Welt geechiläert,
auch (ier 08ten jet nicht auegenahmen. .A18
56111 Vertreter erecheint Ungarn, (1a Rußlanc]
11n(1 Velen eine Wirklich fruchtbare Reform nie-
male kannten, 1-011 ireetlichen kaneern treten
13113131111 11n(1 11111011113 ale eelche hei-1701; (1ie faßt
aueechließlich in krage hemmen. [])enn eelbßt
in (1em_rex>olutiOnaren Frankreich 2ejgen eich
erst ganc neuerchnge echiichterne Vereuche 211
einer wirklichen Reform. I)er klauptnachäruck
aber liegt auf I)eutechlancl; (he Zeit Von 1830
bie 1870, (1ie man _ja (1ie eminent religieeee nennen

kann, (1. h. (1ie »ren [Wimpfen für 11n(1 gegen (1en
Glauben 11n(1 ron Keformbeetrebungeu inner-
halb (1er ein2e|nen 1(Onfe88itionen erfüllte 151p0che
(man (1enlce an 1). 1*'. Strauß, Feuerbach, an (1en
Ueutech-liatholi218mue, (1ie hichtfreunce, (1a8
Vatikanjeche 1(On2il un(1 Zeine [folgen] steht
(1urchau8 im 70r>ergrun>e. l)ie5er *Amerikaner
Zeigt eich mit (1eut8chem Weeen 80 rertraut,
hat ein 8() nurchgebileetee &'eretänänjs fiir jene
Opeche 11n(1 einen 80 feinen 131101(fiir (1ie 13e-
(1ürfnj88e (161- kergangenen un(1 (1er gegen-
wärtigen Zeit, eine 80 lebhaftte Zprache 11n(1 ge-
501110k19 Uaretellung, (15113 man Zeinen Que»
einanäerÖetungen mit 1*'rem1e folgt.
60ethe-k'0r86her un(1 (Joethe-l-"reuncie ent-
behrten hieher einee li'ihrere (111rch (11e faZt
unübereehhare hiteratur. Nicht nur (1er kereeher
be(1arf einee eelchen, um eich über (11e' ereten
Drucke (1er Werke 0(1er (1ie k'unäorte (1er ein-
7.8111611 Lriefe 2u unterrichten, 80n(1ern auch
(1er schlichte heeer, (1er eich [tat holen irill, 11'118
(1enn über (11e einaelnen Werke 11n(1 über (11e
l)ereönlichceiten geachrieben 11*0r(1en jet, (11e mit
Goethe Umgang pflegen. l)erum muß (1a8 K? e r -
Zeichnie einer Goethe-Biblio-
thel('cn k'r.1l/le_ 7er (heip2ig, 01-0111, 25.-)
froh Willi-(0111111611 geheillen wereen. 138 Wii-(1
freilich (1ureh eeine l)icl(e 11n(1 8einen, (1em
Umfang entaprechenden hehen k'reie, yiel-
leicht auch (1urch Zeine rein chronelegieeche In-
orc1nung 2unach8t befremüen; aber reer haufiger
(1ie8 ungeheure 7er2eichni8 170n 11700 Nummern
keneultiert, (1a8 nicht nur (1ie 'kitel (1er Werke
auf2ahlt, 80n(1ern bei (1en einaelnen 7Nummern
(1er Leitechriften, bei perioäiechen Werken, 1718
(1em Seethe-lahrbuch, aufe genaueete (1en In-
halt angibt, 11-11-(1 2u1*erlaesjg (133 fincien, 117118 er
braucht, 1)a8 buch jet ein l(11n(1iger un(1 feet
unentbehrlicher Wegireieer.

Dolche ron hlondart (llnns von kahlenborg):
Das buch, (las mir in clan lctstcn .lahren (len
stt-lrksten künstlerischen Genuß ucrschafft,
hieß: „ll n t c r (l c m ll ü g c l“. Deutsche
(lbsrsctrung aus (lem Dnglischcn (les hnbrezy-
Zcarüslcg, im Insc] - Verlag erschienen.
Ds ucrzinigt (len frmclartign uncl aufstachcln-
(len [Kais] japans, welches (las moclcrcnstc uncl
handlungsfahigste Dane] (ler Welt ist, mit cler
gewollten uncl lustigen Drsprünglichkcit eng-
lischer Linüerbuch-Illustrationcn, (lem clolch-
spjfn abgeschliffcnen Geist uncl (ler luf-
tign Weltucrachtung (les achtrchntcn .lahr-
hunclerts, llerrrcsung uncl bi-ühlingsfrischc,
Kühnhcit uncl Wehmut (les ucrclichtctstcn, unge-
ciulcligen uncl nuckcnclen babe-ns bietet cs] *-
llncl verläßt uns ganr plotslich, mic (ler Locher,
cler Süßigkcit uncl Gift enthalt, uns ron cler [...lppS
gerissen wir-cl. llncl m u ß genau so fan, so cr-
' barmungslos uncl roll losencler Würste sein, wie
(ler 'l'ocl, (ler immer (la ist. cler bci allem Drlcbcn
uns über (lie Zchultcr schaut uncl balcl ein hohnisch
klappcrncles Gcrippc, balcl ein Dngcl, balcl (ler
Zatan ist. '
, Ich gl ubc nicht, (laß für (len, cler mit rer-
fsincrtcncn innen uncl [Lernen ru genießen weiß,
cler Genuß überbotcn warnen könnte. .aber ich
konnte mir (lenken, (laß Deuts (lies Duch sinn-
los uncl uncrstandlig, anciere es lastcrhaft uncl
(lie Zoham ucrlctscnccl fancln. Ich liebe cs uncl
bin ihm (lankbar, sehr (lankbar für clio gcncsscnc
reine. brcuclcl
.Mr/MW

*- ' .johannes 8schlaf: d
_d'un tree-i großen .Arbeiten (las gansc .jahr
über ausschlicßlich in anspruch genommen,
habe ich kaum Zeit gcfuncn, ldlcbcnlektüre su
treiben. Dies uncl jones gutc Duch ist mir aber
trotnclcm su Gesicht gekommen.
Ich orazahuo 2.13.'alfons_l)aqucts,
' (les interessanten Globctrottcrs, Gcclichtbuch
' „ xl ul' L r (l c n “ (.lcna, D. Distler-ichs, 5,50),
(las Wiener cin Dcispic] ist, Mic clio (lurch Walt
Mitmans Werk ru einem ersten uollkommnen
.kusclruckc gebrachte Itloüerns neben aller
sonstigen artistischcn Rückfalligkcit, (lie gegen-
irartig noch in Dlütcc steht, notrecnclig tu »rei-
tet-cn Gifcnbarungen hincl'angt. - Ich mochte
ferner auf clio sehr schattensu/crtc l/'olksausgabo
yon ?cler liopotkins prachtigcm fluch
„Gegcncitige l-lilfc“ (bcipnig, 7h.
7 - 'l'homas, 3.-) aufmerksam machen. - Lin
recht gutes uncl solicls Duch ist auch (las ano-
nymcrrschicncnc„Dcin lil/og null] Glück“
(hciprig, 'l'h. Thomas). - Weiter (lie bleu*
ausgaben unserer (leutschcn philosophischen
Klassiker, (lie höchst clankensu'crt (ier ?erlag
k' ri t 2 lil c k a r (l t - bciprig hcrausbringt. --

Dine besondcrs in seinem :weiten 'kcil sehr bc-
msrkcnsu'crtc bektürcc rear mir auch" Wilh.
llcgclcrs neuster ltoman „Das .argcr-
nis“ (Darlin, Z. li'ischcr, 5.-), mo cin sehr
»richtiger seelischer Übergangskonflikt in ciner
Enabensccle ausgeholt mii-cl. - l/*on auslan-
äischcn Düchern sincl mir nur cin paar mon
erster Dccclutung ru Gesicht gekommen; so clio
neueste Dichtung ron b] mi l c ll c rh a c r e n:
„ha Multiple Zplcnclcur“ (Paris,
hlcrurc (lc Franco) uncl clio kortsctrung
(les Czeclus „l'outc [a k'lanclrc“ („bes
llcros.“ - [Krim. Daman, Drüsscl.) auch
auf (len eben erschienenen Roman ron
*Johannes l7. Janson: „Das
lt a (1“

(Derlin, Z. [fischer, 5.-) möchte ich aufmerk-
sam machen.

kan] l-lrnstr

Dic cleutsche Literatur ist nach einem nicht
allru hohen .Aufschwung Dacia clcr achtriger
uncl .Anfang (ier ncunzigcr .lahrc Weiler auf
einem recht uncrfrculichcn Ztanclpunkt ange-
kommen. auf clio hragc: ob mir ein Deutsches
buch, (las im lclrtcn .lahrc erschienen ist, einen
solchen ama-i101(gemacht habe, (laß ich cs gc-
bilclctcn kei-sonen sehr empfehlen möchte, muß
ich ucrncincnccl antworten. llnscrc Unterhaltungs-
literatur crschejnt ja wesentlich besser Zu sein, *
eric *. -or niuansig Jahren: aber reer scinc Zeit mit
ihr ausfüllen will, laßt sich "Dill am einfachsten
non bcihbibliothckon beraten. In clcr Dichtung
herrscht (lie cpigonischa dienromantik,, (lie es
meines Drachtens überhaupt bis Fatal. nu keinem
crquicklichcn Werk gebracht hat. Das [Linnigs,
W38 mir einen tiefen, schi- ticfcn Dinoruck gs-
macht hat, ist (lie cleutsche Gesamt'.
ausgabe 'on Dostojewski, (lie; in (lem
?erlag 'on yipcr in ll/lünchcn erscheint uncl
tiranrig Danilo umfassen soll. .Auf sie mochte
ich so nachclrücklich mic möglich aufmerksam
machen.

Dostojewskis ktomanc, nor allem sein ltas-
kolnikoi-r, wirkten auf (lie Generation, (ier ich
angshöre, in (isn achtziger Jahren mit außer-
orucntlicher Gau-alt. Sie staunen uns num großen
'l'cil nur in etlichen llbcrcsttungen nur Ucrfügun ,
clio oft nach (lern lfranrosischcn hcrgostel?
Maren, uncl fast immer waren sinnlose [Uli-rungen
gemacht. Was hatten wir clamals gegeben, wenn
niir (lie schöne pipcrsche ausgabe gehabt hattcn!
Dcn tiefsten Gehalt (ler Düchcr ucrstanclcn niir
noch nicht, erst heute, als Uicreigjahrigcr, kann
ich ihn gann erfassen. auf uns u'irktcn nor allem
(lie rcin (lichtcrischcn Qualitatcn, (lie psycho-
logische analz-sc uncl wunclcrbar tiefe [lrfassung
clcr Charaktere, Sehr rial von seiner künst-
lcrischcn .Arbeit ist in paris uncl Drüsscl in flacher
Weise nachgemacht uncl auf' (lem inclircktcn
lil/ego nu uns gckommen, uncl clicscn blinfluß
kann man noch heute spüren in (lem clünncn

Düchlein unserer Lichterischen Kucklaktion: eine
(lirische Wirkung hat es leider auf unsere Dichtung
nicht ausgeübt,

Ich griff mit einer gewissen Befürchtung zu
dem Damien: denn mancher Dichter, welcher da-
mals als ein ganzer Großer erschien, hat sich sehr
schnell als bloße Zeiterscheinung herausgestellt,
wie (für Haut schon fast unergreifbar Lola one) - der
(dem Unergriffenen rasch entgegengewandten
Ibsen. Das ist, als ob uns selbst etwas genommen
würde, wenn wir in geraden .fahren ein Buch aus
der Zeit unserer irdischen Menschlichkeit auf-
schlagen und (längst tot und längst finstern, was uns
einst, so lebenskraftig und roll schien. Dosto-
jewski ist nicht größer, als meine frühere I/er-
stellung von ihm, und ich glaube, (laß er und
'olstoi rei-ich ganz Groß sein, und-ich durch (lie
.Jahrtausende gehen. Nur sehr selten habe ich
ein solches Gefühl der Ehrfurcht gehabt, »wie ich
vor Dostojewski habe.

Die 'Irrer liebes literarischen Geschmackes
sind heute auf ein Dschello-artistisches geordnet,
auf ein Surrogat der irdischen Kunst, und (las
533

W011; „111e181-18c11“, m11 11ern m8n ein8t. (188 Dicht-
11-e1-11 gegenüßer (1e1n [int~erh81111ng88chunci be-
Zeichnete, 11-1rc1 mehr un(1 mehr .8u8cirucl1 fiir
eine ge111188e 1111-1. 'en Zlbernheit. U813 in (1188611
1(1*ei8en ein Dichter 'en (161- '1'iefe, (1en-811 uncl
Zittlichheit 1)()810je111-8118 nieht mehr 11er81811(1en
Wire, 181 170111 8elb811'er818nälich. Inäerer-
8eit8 (iem gebilneten 1)ublilum, (188 n8eh
einer größeren 0(1e1- kleineren Weile 1-011 einem
be(1euien(1en l)ieh1;er immer ereberc 11'110, un(1
(188 heute eva-8 Feller 0(1er iiebbel lie81,
181 0081018188111 (10ch 2u fremciertig un(1
fremä, 80 hemmt e8, (1813 er (21.11788 in clen
Uintergrunä gear'engt 181. 8ber 8bge8ehen
- 'en 11e1n 811-1311811311181 8eine8 Werhe8 un11 ger8(1e
fiir un8e1-e Zeit, ger-8(11). fiir (1811 gegenn'xirtigen
Zugenbiicl(were er 80 8ehr gut, Wenn m8n ihn
1)er (1181 1/()n Gleichen.
-3.3-

recht 311118011113 188e; un(1 ieh (1en11e, (iie (Zefehren,
(11e er 171e jecier große (1ei81. birgt, (11111'te11 gel-ecke
jet2t 8m wenig81en beäenclieh 8ein. 1)8l.l wir
lin8 gegen8eicig 211 Weihnechten be8c11enlcn,
1181 eine 8ehr tiefe Leüeutung, (16nn Weihnechten
181 (188 (1eburte1'e8t. un8ere8 1-)rlö8er8, (1e8 (1011.88,
(1er 810h (1er Welt 8chenlcte. 1)8 80111en 1'711' (101111011.
8cht88m 8e1n, nicht8 1*"ri'01e8 0(1er [1811111801168
8ukclen Weihn8cht8118ch legen,80nciern nur 1311188,
(>1011e8 un(1 Zchöne8, (188 Reitern-When 1181111 in
(1em 8e80henl11en 211 Lrhebung uncl Uerezielung.
80 möchte ich 11-11n8c11en, (1811 recht. 'iele 138ncle
008101e11181118 ge8chenlif Mürcien.

?7. MW

Lin 8ch8u8pie1 70n Wiüheim Zeh-miäibennl).
118 117er(1en 1(1121, 117911111011 mich nichtirre, r11n(1
12 .18hre 8ein, (180 ieh eine8 'l'8ge8 (188 1118nu-
8111-1111; eine8 918m88 211ge8ch10111 beh81n, mit. 11ern
'l'ilel „l'h0m88“.]er 1/er1888e1* 11'8r ein junger
Zuchhenäler in Gießen. Lin Zegleitbrief 18g bei,
un(1 8u8 ihm 88h ich, (1813 (181 mir 1118 (18hin völlig
unbelieumte Sbeenäer (18mit. 8eine g8n8e Zukunft.
in meine 118ncie legte. „1011 bitte Zie“, 8chrieb
er, „meinem Werl(eine freie ltuncie 2u 8e11en11en.
ich 11-910 nicht, Ob e8 (118808 6e8chenlc 17erc11ent.,
weiß nicht, Ob mein „711011188“ (188 gen-0111M 181;,
11-88 in meinem 11er2en lebt, (ienn ihre .Augen
81n(1 8118er (1en meinen (11e erZten, (11e 8uf (11e8en
130gen ruhen Ich h8be hinge mit (1em
1811150111118 gerungen, 8ber meine b8ge 211718111.
mich, ihn 2ur 'l'81 2u mechen, 1)er- k(ufn8ch 6111011,
(1er ihnen, ich g1811he, 8u8 meinem „l'h0m88“
entgegencönc, hemmt 11011 meinen eigenen
kippen“, . . (1110 n8eh perZönliehen Mitteilungen,
8u8 (1enen ich er88h, (1813 8eine Wiege in 130nn
ge818nc1en: „Ich bin 8eic Wenigen 'l'8gen bereitZ
211-8n2ig 811, in 11ern .Alten n10 (188 811-eben nicht
mehr 8n 8ich 8elber genug heben kenn, 1-110 (188
heben 1-8uh hineingreifi: Lrfoig 0(1er 118110 WEZ]
88gen Sie mir, Ob (188 let21e 11'11- mich gelten
8011. (111(1 80 bitte ich Sie, Zehreiben Zie mir,

Zehreiben Sie mir ein Wert, Ob mein Werl(. , , .
(188 7erc118nt, 11888 ich g18ube. Wenn nicht,
werfen Sie 8lle81n8 heuer un(1 18chen iiber einen
118rren. 80n81 8ber flehe ich: Ketten Zie mich."
Unc1 c18nn 188 ieh (188 1118nu811rip1. (1e8 „1'h0m88“,
(188 1)r8m8 1-011 (1em blinc1en 011m2). 11110 in
tief beu-egKer Seele 8piirte ieh (18 jugenällich
quellenc1e8 heben, ein k'rühling818uch2en un(1
-8hnen lcl8ng un(1 88ng 8118 (11e8en Worten 1111(1
6e8f8lten, etw88 Umprünglichec, 8181-1888, 6e-
8unc198, _ (188 mich in 8einer k0rm108ig11eit 11n(1
(in elenhheit 11111119 un(1 er8chiitterte, 171e (1er
k'rü ling81z-inc1, (1er 110111 kn08pencien 1361111178111
über (ien 81r01n weht. [Tech in (1er8elbe11 X8cb1
ging (11e .81111801-1 n8ch Gießen. Wenige 18ge
(18r8u1 818m1 er 'er mir, (1er _junge Unbehennte,
un(1 88h mich 8u8 81111611 8cheuen 11113211 21191-
felnci 8n, er echien e8 noch nicht recht; f888e11 2u
können, (1813 (1er 118nn, 11erih1n (Lie 118m1 reichte,
8n ihn gleubte un(1 811 8eine Zukunft. 1)88 11-81*
meine er81e 8918881308311 m11 Wilhelm Zehmiät
8u8 1301m. Zeit jener Ztun(1e 8t8n(1 e8 mir unver-
ri'ichb8r fe81, (188 (iie8em 8181-11en un(1 (10ch 80
1) berlin, 11g011 k'lei8chel & (10m1). 1908.
1) Unter (16m 'kitei „1)er neue 011m“ 8p81e1*
818 Novelle beerbeitec un(1 in 111e „11191121119“
8111gen01n1nen. (8. 26911.)

534

2811en '1'8lent 11111 8llen 1111111211 211 helfen uncl
(110 Wege 2u dehnen, heilige pflicht 8ei.
Nicht. ern-8, (1811 m8n ihm "181 1181W 211 helfen
br8uchen, 8u13er (1urch (1en 618ube11 811 11111. 121*
ging 8einen 8tilien Weg, in tiefer 1311188mheit,
81e11g110rw8r18, 8uf1781-18. Leiv-(eilig 761'101* johibn
1-öllig8u8-(1en 81113911, hörte nur (1urch Dritte 7011
ihm, bi8jm1118i19018u8 (1en'1'11-01e1-13ergen 1-191181-
ycn einem (188 g8n2e Innenleben (1er 211718011811-
2eif 11'uncierb81- 81118chlie8en(1en Zrief begleitet
mir (1er kriihling811-inc1 (188 1118nu811rip1. (1er
„hlukter 118nc181r811e“) 8uf (1en 8chreibtj8oh
wehte. „698chich1e einer Jugenä“. Wein l)1*81118
im eigentlichen Sinne, 8ber ein Werk, in 81]
8einer g81enc1en Unruhe, (1urch1r8nlct. 7011 tief8cer
p0eti8cher 801108111211. 138 W109 geäruchl; unci
8u1ge111hr1. l)ie '18ge8b1811er l8rmt.en 111111
höhnten. Mur einige Wenige, unter ihnen (1er
11er8u8geber (1er „Zukunft“, Wernten: beitet
Luke Zungen im Z8um, (1811111. Ihr nicht. 81181181*
e8 bitter bereuen unci Tuch 8ch81nen müßt.
80 ging es (18nn 11'811.01*: 81111 ?em-17811.8 uncl 8111-
11-8rt8, 211-i8chen(1urch euch 110b] m81 ein k'ehl-
trjtt., merkwüräig genug ein l)r8m8 8u8 (16111
rheini8chen heben4), 178bren11 211*ei Blei-*Alen-
88mmlungenö), Reflexe 11011 118m1 un(1 deuten
8111 Wiecierrhein, 8ilen (1enen, (lie ein .Auge 11110
Ohr fiir 11eimliehe8 un(1 Ligene8 11811e11, k811'18f6
Ztunäen lciinecleri8ehen 68nie0en8 un(1 Miller
8181-11er 1-1011'nu11g 8uf g8n2 6108e8 unci 8181-1188
breehten. 1)enen mochte freilich (118 mec1erne
begenäe „1)er 11e118b1-inger“s), (11e 1101* 211-21
.Lehren er8chien, eine hieine k1n118u86hung be-

reiten, Wehl 81.8nc1 euch hier ein 8ch811e1u1e1*
1)0et 8m Werk, (1e88en (11e118ch1n18 nicht. 'ergehen
»11111 8m 11'161- (1e8 8110me8, 8018nge (181- Rhein
8eine Wellen treibt., 8ber e8 8chien 1881, 818 0b
(11e Uebel, (iie über (18m kibeint8l 2ur 11erb8t2eit.
ihre Schleier breiten, euch iiber (118 11181en
pcteneugen Recht gen-ennen 11811311, 818 0b er
("lie 801m8 nich; mehr Zehen un(1 (118 Vögel nicht.

a) „1(lu1;ter h8n(18tr811e. D88 Lnäe einer
.lugenc1.“ 8ch8u8piel' in 3 81112113911. Lei-lin,
klei8c11e1 1904.

*) „1) i e g 01 (1 e n e '1' 1'1 r. 1318 rhein18che8
K31n818c1tc1r8m8" in 3 Orten. 11.211111, 171e18chel
4.

5) „1] fe rl e u t e. (1e8chich1en 110m unteren
8119111.“ 13911111, 1*'. 1701113119 35 Comp. 1903,
„118ben11eue 6e8chichten '0m unteren Rhein.“
berlin, k'leiechel 31 Comp. 1904.

*l„1)er 1leil8bringer. Line
genee 170n heute.“ Lei-lin, li'iei8chel 1906,
he*

mehr singen hören konnte über (Iem Ih/eh- und
I(lageschrei (Ier gequälten Menschheit. Iilanches
in ciiesem lieilanci, (Iem .hr-men, (Ier sich für (Ien
lieilanci halt, erinnerte mich unheimlich an (Iie
Zelbstcharacteristilc seines Verfassers im ersten
Driefe:

poetisch begabt halt und ciieshalb nen Menschen
gegenüber entorecier umschlossen (nice. wenn er
spricht, ron ihnen rer-spottet ist.“ 80 (Iarf sich
selbst aber ein Dost nicht sehen und profitieren,
cler (Ien Innern wirklich [Iei] bringen wil] und
kann. [incl (Iab cr es. könnte, (Ias bean-eifeltc
ich nicht, »kenn er Wollte.

Dann Icam in (Ien clanuartagen ciieses Jahres
in mein cinsamcs Zimmer referier- ein blanuslriipt,
und mit stummer banger brage löste ich (Iie
Zchnur (Ies yahetcs, (Ier bangen Frage: Wirst
(Iu Dicht ins Dunicel bringen können, wirst (Iu
encllich (Ias erlösencie lil/ort sprechen *2
ich schlug cs auf und Ias. (incl es .eur-(Ie
Dicht. Idiic 'remis ich ciiesc Ztuncie ucrgcssen,
(fiese tiefe, reine grobe- k'reucle, ciic (Ia in mir auf*
ging, (Iieser innere .Iubel über clio Gciyllhejt:
Din großer Dichter ist auferstanclen.

Ist uns geschenkt, cias ron cieltscher ehrt und
cleutschr I(unst :engen mimi, solange es eine
cleutsche Sprache und cieltsche Dichtung gibt.
I/on ciem „Grafen non Gleichen“, mit clem ich
an“ jenem einsamen clunlccln .Ianuarmorgcn stille
Zwicsprach hielt, mir-cl eine_ neue Dpochewles
cieltschen Dramascanhcben, einerIci, wie morgen
und übermorgen und übers .Iahr vielleicht
Dublilcum und [fritilr ciaru sich stellen und
clarüber rcclen und schreiben reer-clan. Dies ist
Iccln Theaterstücke, über (Iassen Schicksal in
einer Dremiere entschicclen und abgestimmt
Fernen kann, ciies ist eine künstlerische Schöp-
fung ron einer [teile und kraft und Grobe, nor
cler sich-Zu beugen Nacht und ?flieht ist.. MichI;
um ciurch (Ien Vergleich eine Inciiuicualitats-
characteristilr tu geben, sonclern lecliglich um
clan für mein Gefühl richtigen hlalistab .cler
Net-tung ansucleuten, kann ich nur sagen, (Iiesse
..Graf non Gleichen“ kommt unmittelbar neben
kleinrich ron Ifleist. Dei aller schulciigen und
tiefen Ehrfurcht rot* (Iem Genius llebbels und
Grillparrcrs mull es gesagt niet-(Ien, (Iiesse Dichter
ron 1908 hat uns mit ciiescm einen lil-'eric etwas
gegeben, was sie nicht geben konnten. Denn es
ist wie gewachsen aus cln Diementen selbst:
(Ias sincl nicht lifenschen und blenschenschiclr-
sale, (Iie grübcIncie und hombinierencle Dhantasic
in Wechselberiehungen und tragische Iier-
iricclungen bringt, sonclern (Ias sincl (Iie Matur-
gorealten selbst, ciie aus (Iem inner-n cler Decie
heruorbrccchen und aus (Iem Dlau (Ies liimmels
nicclerschlagen. clio miteinanclcr kampfen nicht
um menschliche Sat-rungen und bot-men, son-
ciern um Xaturgcscctte, (Iie uralten über hlensch

unci Daum uncl 8tein. Die blatur ist Dins, sie
'rer-körpert sich im hlcnshcn, uncl (label sinci
(liess Menschen nicht etwa ZFmbole, nicht
Zchalcn uncl Gefälle ocler 'l'ragcr ron Naturge-
setaen ocler -gcuealten, sonclcrn sie sincl ganre
Menschen, runcic Menschen, aber eben so gana,
so ricshenstarlc, uncl so rar-t uncl [ein Zugleich, wie
eben auch (ile blatur im [inbelcbten schafft, uncl
in ciiescr nur aus cler Decke uncl (ler Duft ihre un-
mittelbare dlahrung LIEllLilfINI Driruchsiglccit
ron einer siegreichen kraft (ier Selbstuerstanc-
lichkeit. rot* cler jecle li'rage uncl jccler Zweifel
rcrstummt. .Auch wenn (ler Graf ron Gleichen
nicht ein ausgesichnctes Drama rear-c, würclc er
immer eine (ler schönsten uncl inner-liebsten
Dichtungen sein, clio (lie neuere cieutschc bitc-
ratur aufnurecisen hat. Der Graf ron Gleichen,
F

„ich bin ein lilensch, (ler sich für.

Din lil/'eric

(lie alte Zage ron (lem Ritter, cler nach blorgen-
lanci 20g, (lot-t gefangen uncl schließlich gerettet
ira-*cl clutch ein Zaraecnenmaclchen, mit ihr
heimsog auf seine Dur-g. n70 l-"rau uncl l(inci
seiner hart-cn, uncl (ict- nun mit Dapstes Din-
n-illigung auch (len schönen brcmclling recht-
maliig sich antrauen last uncl mit sir-eien Frauen
friecllich fröhlich seine 'l'age beschließt, ist ja
schon oft clamatjsch gestaltet. Deleannt ist,
Wie Goethe in (ier ersten [fassung seines „Dra-
mas für hicbcncie“ Ziella gccacicnu (liess nairc
hosting cics (lot-t gegebenen Digamjclconflielts
herangctogen uncl tur Durchhauung (les liuotcns
benuta't hat. hüt- mocierncs Dmpfinclcn ist nur
tragische hosting möglich, rot- allem aber ist
überhaupt cler ganae lionflilct poetisch frucht-
bar nur, »nenn er. wie ich schon anclcutete, aus
allem [leinlichen losgelöst, in (lie Zphare cler
lüaturgcsette erhoben mie cin Diementarlcampf
ausgplcampft mir-ci.

' lese grobe Dinje ist es rot- allcm, ciic bei
Gehmichtbonn Dcwuncierung erregt. Schlicht,
einfach, wie in Diescnquaciet-n gclugt, baut sich
cler tragische lfonflilct auf. Da ist (ict- hl a n n,
cler zii-oli .fahre blühencler .lugenci im het-leer
schmachtete uncl eine Debenslrraft, einen habens-
unci kreihejtscirang in (liesse Zeit in sich aufga-
sammelt hat, (fall cr über ein Glücksbeciürfnis,
eine Glücksfahiglceit rei-fügt, (lie alle Schranken
lachenccl uber-flutet. Da ist (las Weib, cias“ in
:wolf einsamen .jahren cics klare-ons ihre
.lugenci sterben sah uncl (loch nicht hat lernen
können. alt n'crclcn, (lie auch ein Übel-mall
ron .Ansprüchen an ucrlorcne .lugenccl im list-nen
' trägt, aber als Drau gelehrt tu scheinen uncl nicht
nu sein, (las Glutucrlangcn spröclc rer-birgt, unci
(la (lie Dritte, nas junge, weiche, in Diebe
über nellcncl, wie ein Zerg-wasser im Frühling,
(las em Wann clio breihcit bringt uncl ihn au
(lem einsamen harrencien &Leibe fuhr, (lie Dritte.
(lie nur [...ic-.bc geben mil] uncl an (lem hlanns uncl

an (Iem & bleibe Zugrunde geht.

(incl rirjsclien (Iem .allen nanüelt cler- 'koch
rerhüllt, in fremcier Gestalt, nur gcaht auf (Ien
llöhlepunleten, (Ias heben begleite-mi, bis es sein
""ll",

.hn (Iie Darsteller uncl an clie Regie stellt
Schmicitbonn, so scharf uncl grob seine Dimen-
führung, so starlc sein (It-amatisches 'l'empcramcnt
uncl so iruchtig seine Sprache ist, nicht geringe
hnforcierungcn. Der Rhythmus seines lle-*ses
gleitet nicht leicht über (Iie Zunge, Dr atmet eine
gewisse llerbiglceit, (Iie sich cler* Darsteller
innerlich au eigen machen mull, um (Iem Ztil
(Ies Ganscn gerecht ru reer-(Ien. Ist (Iies gelungen.
spur-t man sofort, clall hier etutas Neues, Großes,
ein neuer Ztil für (Ien .susciruclr clramatischer
heiücnschaft geschaffen ist.

Die ltegie aber n'irci bei cler Dollenbesctauuguor
allem (Iat-über au machen haben, clall nicht (Iie. rom
Dichter gesettten 'l'onu-ertc eerschoben uncl ent-
stellt. ciali rot* allem ciie (ir-ei Gestalten, (ier Graf,
cite Gratin uncl clie 'l'ürlcijn Äaemi nicht aus clem
nom Dichter mit 'l'EIZLI' llancI gesamten Gleich-
geieicht gerückt inet-cken, uncl etwa (Iui-ch eine
unuerhältnismaliigc schauspieler-ische
le enhcit cler Gratin (Ias Schwergewicht cler
et ischen Werte sich rer-schiebt uncl ciamit' cias
ganzes Problem sich rei-29ml. Doch sinci (Ias nur
Zor- an, (Iie für-*cite ersten .Aufführungen in Do-
trac t kommen, haben erst alle Deteiligten er-
t'allt, (fall hier etwas ann blaues uncl gan2 Großes
sein Recht forciert, ann mit-cl auch cler Ztil für
nie Darstellung schnell sich finci.cn.
hebt-nat* 1908.

Deck. Dr. Dertholcl Dittmann.

U.

S.-

Ac

ber- .

Lreahlencle >diteretur.

i). Freezer-mann, l(aeg a"r l-l e u e e r ööer
(lie 'l'rtigheit (lee l-lertene, Keman.
(Stuttgart, l) .i/erlageanetelt, geb. 7,-.) In (ier
Geechichte ron Keeper l-laueer, (lem [linkl-
ling, (lem „Lina 'on Luro a“ hat eich Waeeer-
mann ein „Gekaß" gebilciet iir eeine leiclenechai't-
lichten Zmpiinöungen. l)enn (ieeer Gegeneatt
hat ihn immer am ethrlceten bei-regt uncl alle
eeine Lrnahlungen in Jewegung geeettt: (ler
ewiechen (len „blinöen Seelen“, (lie aue (lumpfem
lnetinlit herau e ihren Weg in (lie Welt euchen,
unt] eien fiurneichtigen, (lie in (ier Pragheit
ihree ilertene, nu echreclclichen l(lump'en ge-
ballt, jenen Linrelnen uncl [Kine-einen (len Weg
*-ereperren. k'iir (lie (iritte .Ci-t cler ltlenechen hat
er biefer keine 'l'eilnahme geteigt: fiir (lie Zcharf-
-eichtigen, (jenen eine angeborene Gebe (len Weg
öurch cie Vielen hinchurch Frei macht tum dicht.
Ich Weiß nicht, ob (lie ieteige Generation
*noch von jener furchtbaren llöhle Weiß, in hie
Naht-enn (lee großen Zepoy-nuietanöe lluncierte
*aon Englenöern eingeeperrt wurclen, um in
(lem enteetelichen Mangel an dult, dicht 8e-
u-egungemöglichlieit elenci eu 'erhemmen Dine
eolche l-löhle jet fiir Waeeermenn (lie Welt; nur
(laß öie Zueemmegepierechten in ihrer l-lerZene-
tragheit eoger öie Zehneucht nach dicht, duit
unöl]ex-regung ?erlernt haben. Schlimmer eincl
eie ören,, nie yhiiletereeelen: Zureaulcraten,
k'eclenten, Bourgeoiee uncl elltageintrigent,
echlimmer eincl eie (iren ale (ier erme öaeper
klaueer, (la er eiernehn .lehre lang in eenem
unterirciechen Veretecl(gehalten orurcl, frei-
lich feet ohne dicht, mit geringer Möglichkeit*
(ier Ben-egung - aber (loch in guter duftl
80 enteteht (iae Partitionen, auf cie cieeer
Zeelenroman _ ja kein Uriminelromanl - ge-
baut iet, (laß tier kinöling in (ier Freiheit
schlimmer gefangen iet, im dicht echlechter
eehen kann, in (ier großen hlatur ärgere Schranken
finciet, ale in eenern geheimniex-ollen Uerlieel
aber er eteht nicht ellein. k'iir elle jet (lie
Welt ein lierlcer, (lie num dicht begehren: für
(len genialen Uriminalieten Feuerbach, l'iir (lie
echöne Zeele Julie Rennen-ur" -x-fiir (len
l)ichter eelbet, (ler ernet uncl leiclenecheftlich
turn ilellen ringt, uncl (leeeen neueetee uncl
(neben (len „incien von Zirnöorl“) beöeutenöetee
Werl(eelbet ein ergreifenöer ?roteet gegen
hertenetrage deer uncl -- Schreiber Wikfj.
Richarö lil. Weyer.
Georg Kugel, l)er [Leiter auf (lem
kt e g e n b 0 g e n. (Zerlin, Lite, beutechee
7er]ageheue, br. 5.-.) Lngele neuer Women
kann (lie Bluteirerirencitechaft mit „l-[ann l(liith“

nicht verleugnen, ?or allem iet ee auch hier
ein „dietrphiloeo“, (ier Zwiechen Wahrheit
uncl diige hinclurc eich tur Url:-enntnie teppt;
ee einc] 'fx-pen 'on yielkaeh ähnlich groteeker
Griginelitet. Lnge] iet (1er eintige mocierne
Zchrii'teteller, bei oem men noch LinfluZ 'on
l)ichene behaupten möchte: in (ier ert (ler
(Lharalcterieierung, nicht in (ier ein Wenig hanta-
eiearmen klancilung ocler cler cieutec -eenti-
mentalen 'kenciene

.Aber (lee jet 50 Wenig Wie (lie mit klann l(liith
eine schlechte Veri'anötecheft fiir (len armen
khantaeten uno [Leiter auf clem Regenbogen;
(lenn clieee Zriiche fiihrt je von (ier Lrcle tu (len
Ziteen (ler Götter] IXichard W. Weyer,
llanne "eine l-l'rere, l)ie [Zeeeeeeenen.
(llünchen-deiptig. "erleg Georg liliiller,*l-.-.)
Le u-irö eneielloe blenechen geben, (lie (laß Buch
rnit (lem üblen Wort. „pex-chopethiech“ belegen.
Zie n'eröen Grauen x-or (1er Mot-elle, ,l)er lettte
536

Wille cler Ztanielexya (rim-- empfinden, un) eine
kran (lem liebencien Wanne (lie ieelinei nigeten
kolterqualen auferlegt, urn eich (len lauben
en eeine diebe bie iiber (lee Grab hinaue eu
eiehern. Zie n'eröen (lie [Köpfe echiitteln. iiber
„„]ie Spinne“, in (ier ein k'eneter eine Rolle
epielt, (lae alle, (lie ihm nahe hemmen, nn-ingt,
eich 2U erhangen. „Der Zpiellcaeten“ mit eeiner
auf (lie 8bit2e getriebenen _racheiichtigen Lrntil(
wire ?ie-[leicht enetoß erregen. (Aber eie u-erclen
alle bekennen miieeen: (laß l-lanne kleine [Zu-e18
LMU lilittel beeitZt, uni zu leeeeln: ein Lrnahlunge-
telent 'on eeharl'eter yragng, äae, ohne rnit
etilitiechen Zontlerheitenx 7.u spielen, eine 89-
gebenheit bie in ihre lettten Griincje eueeehöpl't.
Zweitene eher: ein peFchologiechee lx'önnen, (lae
nur u-enigen .tneern'ßhlten eigen jet. 7011 l-lenne
liein: Ln'ere kenn man x-ielleicht eruarten, (laß
er (lie ine Döbelhefte herabgeeunlcene kriminel-
nox-elle ine l(iinetlerieche erhebt, sweat-e clnnu
einc] in ciieeem eelteemen, eubtilen Zuche nur
Genüge "orhanden l. l-lalbert.

-k'raneoie Kabhlale, Gergantue uncl
Vantagrue. ?erneutechtyenklegaur uncl
*Ge-ig] a8. (Miinchen, elbert dangan, 4.50.)
Wan hat- (lieeen Roman (lee fröhlichen Welt-
hinöee in (ier itlönchehutte (l e e iZuch (lee eech*
Zehnten .lahrhunclerte genannt. lilit Unrecht:
clenn (lieee neue Übereettung ben-eiet une, (laß
ee eine iron (len [Du-igheitenierlcn iet, (lie une
etete eo mociern enmuten, ale Maren eie geracle
eret geeehrieben W0l'ä6l1. l)ee Lmpfinden (lee
moclernen lilenechen gegeniiber pfaffiecher
lleuchelei uncl hlein-menechlicher Drüclerie uncl
Uerlogenheit iet nehe rerwanöt (lem klaeee cler
geietigen unci religiöeen lXel'ormatoren aue (lem
ent-King (lee eechZehnten Jahriiunclerte. Dein
Verlage von Mbert dangan jet fiir (ieeee glän-
nencie diachöichtung, welche mit Recht all (lee
fortlalZt, W35 heute noch mit liill'e einee kommen*

tere x-eretanclich Mare, eufrichtig :u (lenken.
[Labels-lie hat ein [Recht (lereui, ein öeutecher
Ulaeeilcer III WLkGEU, wohl x-eretanoen, nicht iin
Zinne »ron l'öchtereehulleiterinnen, eonöern (ier
Wenechen, welche MUlil' gegen eich eelber een
können uncl (jenen nichte hlenechlichee fremä
iet. Zieher liegt (lie ÜbereetZung (ier „Gargan-
tue“ uncl (ier ereten beiöen Löcher (iee „Vanta-
gruel“ vor. Gleichen (lie noch fehlenden beiöen
Löcher öee „yantegrue“ uncl (lee „Vantegrue-
liche Vregnoetilien“, (lie hoffentlich recht balcl
erecheinen Kernen, ihren Vorgängern, eo be-
eitten wir ein neuee bleietermierlc cler (leutechen
Übereetnungelcunet. liarl Georg Neuer-inter.
Lil. ert-lbaeche", Zeanin. [Kom-en. Deutsch
'on n. 7illarc1. (Miinchen, Georg Uißler, broech.
5.-, geb. 6.50,) 1*]3 hat etete Werke gegeben,
(iie irgenc1 einem eelteamen dimetenöe ihre Welt-
beriihmtheit, dichter, cler-en Namen ee irgenc1
einem merhnriic1igen Zufalle 7eröan1cen, (Faß eie
in weiteeten Areieen bekannt wurcien. bahin'
gehören (iie Keqolutioneetiiche, Leauinarchaie'
k'igaro uncl öie Ztumme 'on k'ortiei, clahin Wiki-1|
Leckere hömlnerlichee Kheinlieci uncl (lie Lleelca
»ren VereZ Gelöoe. [Lin eolchee Werl-t iet auch
cler 8 e a n j n, In hünetleriecher Leeiehungeer-
lohnt ee eich nicht, auch nur ein Wert (iariiiber
tu recien. Liber ciaee yublilcum 'erechlingt je
auch (lie [intulänglichlceiten (ler Gorki uncl 'kee-he-
eehoni, warum eoll ee nicht gerecie eo gut einen
Wann mit (lem echönen Meinen itrttibaechey'
leen, (In ee nun (loch einmal für einen Onew-
*jen-elcx noch lange nicht reif jet. Lin Roman,
u-ie alle andlern rueeiechen Uurehechnitteromene,
(iumm, langu-eilig, mit philoeophieehen Gymna-
eieetengeeprachen 211m ÜberlInfi geepic1ct: Lin

"E" "infirm-v: .

\

I

bu

Schmarrn. Und doch ein Buch, an dem man nicht vorübergehen kann. In Rußland ist obere Revolution. Die Welt blickt auf Rußland und Jahre, Tag um Tag wartet man auf Nachrichten. Das Volk, das herrliche russische Volk, der schlafende Riese will endlich aufstehen! Wir starren von Phrasen. Wir lachen 111818118 Putsche in den sildamerikanischen Raubstaaten und nehmen jedes Knallen im Zarenreiche blutig ernst. Wir denken an H. Treitschke: „Die Sonne der Freiheit geht im Ost auf!“ Wir warten un- 38001013, hoffen, wünschen. Es geht los, endlich geht es 108. Und die Berge kreischen und ein armseliges Mauslein schlüpft 1181808: S s a 010. Die Reaktion hat allen Grund zu jubeln: ein Land, in dem ein solches Buch einen 80100 merkwürdigen Erfolg haben kann, das mag 0000 1808800 .18018 8100 110800180 000 knuten 1888811, es ist 3802 gewiß nichts anderes wert! Denn Ssanin — ein Europäer kann es kaum be- 31-811801 — ist in der Tat der Anstoß der 5 ex u- 8.1180 Revolution in Rußland, die endgültig der sozialen Revolution den Todesstoß versetzt zu haben scheint. Die Regierung sollte Herrn Artzibaschew bei Lebzeiten ein Denkmal 811100180 000 100 108 11811138 Synod 1-0180. S 8 8 n i n ist das neue Ideal des aufwachsenden Rußland. Der Mann, der die soziale Revolution nicht mehr mitmachen will, weil -- ja doch nichts' dabei herauskommt. Der nicht entfernt imstande ist, Tolstois ethische Werke zu begreifen, aber intelligent genug ist, recht gut die 1800811101180 Seiten des alten Christenimlers herauszufinden. Und '081 000 8108 uralte Idee in die russische Jugend hineinruft, die dieser seltsamer Weise ungeheuer neu und originell vorkommt: die Idee des alleinseligmachenden (118800180018-38008888. Im Handumdrehen fand Ssanin 01181811 381801138 Schiller und Schillerinnen, in den kleinsten Provinzlochern scharten sich die S 8 8 n i o i s t e 11 211 8101180080 Klubs. So schnell ging das alles, so überraschend 11801180 8100 018 Nachrichten 01181* 018 Erotomanie, die Liebesrevolution in Rußland, daß man geneigt war, das alles als Schwindel zu nehmen. Und doch 'war es 1100081801100 wahr. Sogar die Regierung, der ganz gewiß nichts erwünschter sein konnte, als diese Abschwenkung der sog. intelli- 380180 Kreise aus den Lagern der sozialen und politischen Revolution, verlor bei diesem un-

erhorten Anschwellen der sexuellen Bewegung den Kopf, sie konfiszierte das Buch — freilich nur, um seinen Erl'olg noch sterker zu 11180080. GewiB war Ss an i n nur eiu 801381-81 AnstoB, leichtrin RuBland 081-010180180 — und sie tun es — das werden 8000 wir nicht begreifen. Wir schütteln den Kopf und seufzen: „Armes, armes RuBland!“ Hanns Heinz Ewers.

Felix Salton, Künstlerfrauen. Ein Zyklus kleiner Romans. (München, Georg Müller, 3.~—~.)

Felix Salten, Die Geliebte Friedrich 8 0 8 8 S 0 0 ö n 8 n. Novellen. (Berlin, Marquardt & Co., 3.60.) Feine Geschichten, ruhig, kühl, von klugen Augen 38881180. Geschichten 1'111 018 8011008 Frau, für die Frau, die träumt und die wir darum geistvoll nennen. Die Frau, die instinktiv ein ästhetisches Empfinden hat, das wir Seele nennen. Die eines nie vergeben kann — Geschmacklosigkeit! Sie mag diese Bücher eines Künstlers lesen, dessen sicherste Domäne ein feiner „distanzierter“ Geschmack ist. ' 1181108 Heinz Ewers.

Johannes Schlal, Der Prinz. Roman in zwei Bänden. (München 1908, Georg Müller, 10.-.) Einen Roman von Johannes Schlal zu lesen, noch dazu einen zweibändigen, erfordert Zeit und Versenkung. Denn der Wert dieser Dichtungen liegt weniger im eigentlichen Ge-, 801181180 000 in der Folge der Vorgänge als in den breiten, exakten Schilderungen des landschaftlichen Milieus, der 11800810080 Menschen, der Charaktere und Situationen. Darin ist Schlaf, dessen Technik an Walt Whitman geschult ist, unter den modernen Deutschen Meister. So 11831; 8000 088 Interesse, das „Der Prinz“ erweckt, nicht so sehr in dem wirklichen Thema des Romans, als in den Details. Jürg Deubel, 081 Müllerssohn und Müllersbursche, ist ein 801'-geweckter Junge, der schon hinter seinem 1118111-sack Casars bellum gallicum studiert. Er kneift: s'einem nüchternen Vater 808 000 81181111 000 01801380 10 (181 Welt 8108 31110011008 Umgestaltung seiner Ansichten und Einsichten. Sein vFreund Kurt ist das vollkommene Gegenteil seines Wesens, verschlagen, egoistisch, aber intellektuell dem klugen und vertraumten .11113 weit unterlegen. Die Konflikte, die sich aus dieser engen Freundschaft so ungleicher Menschen ergeben, sind das eigentliche Thema des Buches; vielmehr: sie sind das Band; eines prachtvollen Aufbaus von Stimmungen, Krupeln, Erlebnissen und Betrachtungen. Kaum je in einem seiner früheren Bücher hat Schlal eine 8010118 Fülle gelungenster Einzeldarstellungen 38381180 wie hier. Die thüringische Landschaft wird mit einer Bildkraft hingestellt, die verblüfft. Die Menschen werden mit photographischer 'l'reue geschildert, die Charaktere ins Kleinste zerfasert und ausgebreitet, die seelischen, die geistigen, die erotischen Erlebnisse mit einer psycholo-

gischen Wahrheit 81281111, 018 118108118 erschreckt.
Zwischendurch finden sich, wie immer bei Schlaf,
00001138 000 0011103110118 1180380, 0108180011008
Worthllufungen und Langweiligkeiten. Aber als
Gesamtleistung steht „Der Prinz“ neben dem
Besten, was wir von Johannes Schlaf besitzen,
neben dem Besten, was moderne 1101080800101-
stellerei in Deutschland ilberhaupt hervorge-
braecht hat. Hanns Heinz Ewers.
Wilhelm 11012111081- -1, V 0 r J 8 111 u n (l
'l' a 3. Roman. (Berlin, Egon Fleischel & CO.,
5.-.) Kurz nach des Dichters jahem Ableben las
ich in einem Darmstadter Blatte, Holzamer hatte
seine Heimat nicht verlassen dilri'en, um mehr
leisten zu können. Es war eine 1818008, 803-
0812138 Behauptung. Eine 3101.18 Kunst gedeiht
nur, wenn sie 8100 81181 11880380080 Fesseln
entledigt, neue Eindricke der ersehnten Ferne
in sich aufnimmt, in sich verarbeitet und sie zur
537

...1: '

* 381-1118 11781801018 Grundbedingungen zu diesem
Venustanz innerlich 180381 38381180. Eben aus
dem Gefiihl Ssa n i 11 8 081808: was niitzt das
alles? Wir sind doch zu schwach, um den Sieg
zu erreichen. Wir sind auch zu 18138, 0000 weiter
zu kampfen. Wir werden nie frei sein — sozial,
politisch! Nagaiken, Galgen, Kerker und Berg-
'werke tauschen wir nur [111 00881-8 108818 810.
Wir sind Sklaven und werden es bleiben. Aber
unter uns Knechten können \vir vielleicht tun,
was wir wollen: es lebe die sexuelle Freiheit, die
auf alles andere pfeift! Und daneben höchstens
noch der Schnaps. Beide Freiheiten wird die
russische Regierung ihren Volkern gewiB gerne
zugestehen. Also Erotik. Nicht Pornographie,
gewiB nicht, niemals ist der Ssanin porno-
graphisch. yVohl 81181 81011800. Und '— 10881800-
81011800; dozierend, fanatisch, philosophierend.
Ein Franzose wird alle die Personen im S s a n i n
ffir ausgerechnete Idioten halten, fiir 1108088180-
110118 Schwatzer. Wir verstehen sie — halb.
Aber das Ratsel, daB diese Personen nun viel-
"1*-
"

72.4275 “- | *- -

d* '.
'35:
'LLP-, '11
*- 8 i
n *84-414,-

enlösenelen 'keit nennen läßt. In seinem 1ms
 bintenlessenen [Leinen fübnt nns (len Dienten in
 seine nleinbessiselie llejmet, Die klenälhng
 spielt sicli (font ab. Gegenstenc (len Lebenc'llhng
 1in1] Gestelten sincl (len clentigen Gegenc ent-
 nommen, Zie mnten (len [...c-sei- (Inneli iline eigene,
 s0 treffenc gesclilclente Wesens-nt gen2 be-
 senc lens en. 8t0ff11ncl Ztil befinäen sien in 'ellen
 lienmenie. Win 'ennelimem sen-eit nötig, (len
 nbeinliessiselien Dialekt un(1 lei-nen enclenenseits
 in schenken Zügen (lie (Ibanekteneigentiimlieb-
 keiten seinen lienäslente kennen, in (jenen 11112111
 immenliin etwas gellisielies lJInt fließt, l)111*cl1
 seine kneftnolle Zpneebe, (len es niclit an fniseliem
 l-Inmon mangelt, uncl seine viel beiniesene ben-
 etellhngskneft gelingt es (lem 111110-, eine Seite
 in uns erklingen 211 meelien, (lie eneb bei späteren
 Eesebleebten in Zelnningnng bleiben 11ml_ neoli-
 klingen wii-(l, Line gemeltige bebensnienmē
 (Innebfntet (liese lKn2eb11ng. mit welelien (len
 dienten breitenen Volkssebicliten ans lien:
 greift uncl sie-für sicli gewinnt. Ln senilclent uns
 in (liesen (ieseliiebte (les [ebenssebieksel eines
 en. sicli sebliebten 1115110119113. "nIZemen ist
 liünstlen genug, 11m seinen tlelclin bis in (lie 1161--
 bongenste 'l'iel'e ilines Wesens folgen, iline see-
 liseben Vengenge neelifülilen nncl necbleben 211
 können. kli- 2111ingt (len Lesen, mit ilin 211 ein -
 finclen, 211 (lenken 11ml sie so 211 rei-stehen, es
 nette en mit ibi- (les heben (Innelilebt. [lin Zebiek-
 sel winkt engneifenc uncl leßt uns mit unge-
 minclenten Zpennkneft negen .Anteil (jenen nebmen.
 bnnei eine wiänige Unkettng (les Zebielcsels
 11-incl l)0ntl1 K08en211-eig 11m ibn .ingencglilek be-
 tnogen, kleine Unseeben, gneße Winknngen
 211 ilinem 'l'n08t bönt sie (lie Wei-te: „Ls ist kein
 Unglück se gneßj, (laß men sicli nit finclen könnt',
 (leon senst kein s nit üben ei'm. Ls kemint n11n
 so kiel üben ei'm, 1118 men ausbelten kann, 11ml
 kein Untetebeben mebn. Glenb' min, nit so nie]
 melin, els &liessen in ein 11113* gebt.“ l)0ntl1 gelit-
 (lenn ein K/enlöbnis ein, n'elelies n-ieclen gelöst
 11-1111, un(1 entsebließt sien in spntenen .lelinen 211
 einen Vernunftelie. In ilin ist nllles nenniebtet.
 11111 ibnem 'l'ecle enclat ein heben, en inelielies
 (1111-011 Zeniekselsfugng nensebienenene Meiste-.Nen
 gekettet Minen, (lie mit geineltigen [Int-
 .tenselinngen 211 kämpfen netten. 111111 cliese 6e-
 selijelite, 'en n'eleben (Jen 11111.01* selbst sagt:
 „Sie ist 80, iuiesie selben nei-(len gen-eilt bet, niebt
 nie (lie dent' sie genne betten," seliließt mit (len
 Wei-ten: „12.8 ist eben 110.311 ein gneßes Glück,
 gelitten 211 lieben, nm'fi-ei 211 sein ven nlllem,
 n'est-einen beißt.“ lcli MüllZCfIL (liesem ?en-
 Zijgliel1en Weebleßbnelie eine neclit gneße Ven-
 bnejtng. Emil l-lel2emen.
 (Zabnlele [Leuten, t) n s 'l' 1-11 n e 11 li n 11 s.
 (Zenlin, K-'enlng 8. bist-ben, 4.50.) [Ls ist (les
 llneli (len stel2en. 11n211fnieclenen l7n1111. (Inliniele
 lXenten selbst gebnxineli (lieses Wei-t, 1-ielleiel1t

weil sie weiß, (Inß es (len k'ieneitxp, (len sie
Zeiellnet, ein besten eienektenisient. [)ie l1'n1111,
(lie eine (nz-etiselig k'eneinigng (len Zeelen 11ml
(len (leisten xinstnebt 11n(I sicli niclit n111- init (len
[fennsciint iiben (lie Zinne (les Klennes begniigt.
it-'iinilenx'ell kinn ist (iiesen (leilnnke liislenisnb
betnnc*lltet nncl (innebgennbeilet. .Xben (inbniele
ltenten stebt 211 selin im heben. 11111 fiin pbilese-
pbische liliillistennggen viel iibnig 7.11 lieben.
[line l1elclin (Rinne-lie lleimnnn ist eine
(liesen stlnnen, 11n211fnieclene11, mciclenen [Weinen,
eben sie Zimmetsiel1ibnl.ebe11 nnf (len 'l'niinimenn
.len liilie. (incl ilin ein2iges (Kebeimnis ist: (les
kei-stellen 11nil [Ingniinclen (len ?siehe- (ies Rennes.
Gbne Resignation, eline K'enn'nni 111111 (inne [Kes-
lieii sngt sie: (ins heben (les Rennes 11*11n7.elt in
538

beiclensebel't. (les heben (len l71-en eben in i
Gemüt, in (len Instinkten ibnen binttensebeft.
lleiclensc-l12ft 2iinclt, lebt, flnekent, steckt xi ,
eben sie. sinkt eben sn neseli in sicli 211581111111211.
I)en "[nieb (les Rennes ist Genießen 11111] seine
gneße .Angst (lie l-Lemmng clieses (ienießens.
Im Wesen (len k'nen eben liegt eine stete, inbniiin»
stige, enfepfenncl Güte, (lie nn (iLnLI')tiniiLil
(lenkt. Wie (lie l)ielitenin (liese (Innnclgenenken,
eline pnnblemntiscli 7.11 sein, 1*entnitt nnel (iline
Inß psziebelegiseb l'ei-enbeitet. ist ein bleisten-
stieik schlieliten. (lic-bteniseben 8n2tibl11ngsk11nsl.
(Penn-?lie lleimnnn kernit in (les 'ki-"3111011110118,
eines jenen finsternen, (Inmpfen llensen. M. jiinge
Klenseliienkinilen gelieimnisx-nll 11418 (.ielit (len
Welt enblieken. 111111 nnelist in (liesem lineis
iiben sic-l1 selbst liinens. »kinn Mittel nnkt (len
eninen llensebenkinilen, (lie einen Feli tnitf bnn-
(lentfenb 111111-1. Zeliimpf 11ml Znbnncle be2e11len
miissen. [incl 7.11n1 Zeblnsse enfebnt sie selbst
(lie tiefe k'neinle: iiben ein nenes l.eben 211 iexiebei,
Immen fennen 11*in(i sie (lem Bieten ibnes lx'incles:
sie rei-sten(seine Xetnn, 111e sjnb niclit einspinnen
lessen will in Zeigen 11m einen blenseliien, sie
l'eneelltet ibn niclit, eben sie U'Ell) nnninebn, (Inß
sie :allein bleiben müsse. Incl sie 11mfest lieb-
kt)sen(1 (len lx'epf ibnes kleinen lliicleliens niici
(lenkt (lebei: ('lntt enbelte clin (leinen linnten
8011111161. nncl einen bei-ten Willen gebe en (lin-
(le211, (lt-nn beicles kenn ein Weib gebneneliien,
zt. kleiden-t.
[pes *nnä [Nik:
lüs gebt mit (leclieb ten, wie init (len 801111111114;-
gegenstiinnen linsenes llenses. [)e sincl n'elc-lie,
(lie 11'in beben, (Inl(len, bebelten, ingenil ein
lieben l-'nenncl lief sie uns gebneelit, »ein ungen
1111s niclit 211 bekennen, (Inß sie 11*entl08 sincl: eit
»*ensteliien inn-*s nnen niclit einmal; fiin 11118 lieben
sie _jeclen'l'nlls 3110.11 Vent. _ 3ffektien11ent.
"ni-l1 sie sincl billig. [ben stnenge Kennen fnent
sit-.li ibnen niclit, 11'1'in1le sie in* seinen knngen
Webnnng nieniels (inclen. Kleist pnengc-n sie

in 1-*iel ("len2 11111] (inkl. [])en kennen billigt init
seinem llen2en nn e(llen eit selin 1111selleinbenen
[(0stbenkeiten, (lenen gneßen R'ent (len (zeie 1111i'
(ien ensten [Klick gen niclit sic-bt. keine k'nnben,
feine, ecle binien, eebtes lleteninl sinn] (len Nen(
seinen Zeliene. [In bei; sein Inge geübt, sein
Kfeßstnb ist stneng 1111(l ennst. (len linnstn'ent
ellejn entsebeiclet üben seine [nebbebeneien
Wie. kenn en sicli nn einen snleben fiesibnnkeil
engöt2en! ',
[7111] wie (len liennen 1111 einem sen-("men
(Kenn-lit! .jenes Uli-'ent steht in einem l)'j8(*i1i*ll
lt-feistenii'enk gel-We en (len 8stelle, 11*(1 es oin2ig
sieben kenn, 11m (lie genene (lnmit ensgechniekle
Ztiinmng 211 enneieben, 11n(l ist (leben 1in1'iben-
tnngben in enäene Wei-te 11ml in enclene Zpneellen,
11111-111 (lie 7111seminen111inknng gen2' bestimmten
Kioknle, bestimmten ltbytbnen 11ml Keime
11'incl (len ein2elnen Menten enbölite R'inknng
111111 .st-1161111011 1-enliebn, neues liiclit, nenes
leben.
Ls ist (Tem nennen [>jel1ten gegeben. nem
gen2en ge11*('il1nli1:llen .Flitngsn'ent oft gegen elle
(ieset2e 0119» iiben ellen 6eset2en (lnneb eine ge-
1-1*isse lielenbctimg Zeiiben 211 xyenleilien, Zinn in
l(leng 211 fassen, in Tinten (len feinsten Ztnieii
211 Ziel1n, mit (lem ein Gennnkenbilä sicli ?en-
könpenn, sicli iinnenäen lllßt. --
bes ist linnst.
.eben (len ellenfeinsten lx'ennei* in cliesen
l(nnst sin() gen niclit yiel, (len Meisten nei-l1

1116111361. 1*)8 gjdt 6in6 381126 111-n36 [1171111. (116.
11111 11168611 11n8p11'16116n n161118 211 11111 bat, 11n11
(10611 1111 ?611111111111 11n11 1111611 61n6n Z61111886n
1117611 11681121, 61116n 611611110n811'611. 816 18c
1111115 1*)111 1)1611161n611116 86121 81611 (1111611. Un-
8616 111616n 261186111111611 111616n 111 1111611 16161111611
6616g6n11611 (111211, 1.11111 1111861 1311611g61161116
81111161 1111186116 1311n116 011 80 1611061161111 11n8, (1111.1
816 61117118 861161n6n: 86861161116 '1'161 1111n111611
(16211, 86861161116 1'111*(16111nZ6n, ,211n8tjg6 [111111-
n1886. -
801811(1111 1111n81 [(110111 6111111--
kannten* 111611161* 3611101116n. 131 181 11611161- .161
86111661116816n. 861n6 (1681111111ng 116111 11111' (1x18
110116, 61116, 6011. 11n11 8611118116111 81n11 (116. 211-61
81611181611 811116n 861n61 116161. 211161 11011 (1611
1111n116116n 111111 '1'111186n116n 861n61* (1611161116
11n1618611611161 man 8611116811611 1111111n 1n6111 61118
110111 611(161n, 16 1-0n 861n6n 28111616116n 11116116111
8611116811611 n16111 1116111 61n8 110111 111111611, 80
61161611 81n11 816 81611 1n1 '1'011 11n11 80 11791113 11151111
81611 1136n11 61n6 26116 11111611 11361111 61n 111'1n81-
1611861168 1.7n8161011611116118116111n13| 6.1n. [111111̄,
861116111111611 (161* 111n16, 117011161116, 13136111111 (168
13111168 161111 1161n 1176100161161, 11'16 811-11 1in0(11,
211 1108631161* 111n1'1116186116n11, 36m 11611n1.. 1)611-
110611 Z611n 861n6 (1611161116 Mn 116n11 7.11 116m1
11n11 11-*61116n 1116111 81-1111116n, 1'161611 11111611 (116 81116
6681nn11n3 n11126n.
861n 1612161 (16(11611111111111: „111111 '1'011 110111
'1'0116 11n11 6.1n 1.1611 101111161161* 181 1n (16n1
111ng6n 761168 110n_ 11' 11 1. 2 k) 6 11 ZL 1 11 t. ,
_14 61 1) 2 1 g 7 61861̄116n611 , 11111-11 6'1n 1111n11
8p1nc118110p116n: „.X 11 8 11116 n.*1 11 11 6 11 -
11116116111n611168 116116n8.“
.»111611 1113 11 11 1*“ 6 6 8 6 11 6 11111 n1'11 1111-611
211'61 (1611161111111n11611 „1' 0 11 11' 11 n (1 6 1 -
11- 6 g 6 n“ 1111(1 „1) 1 n16 8 6 xx 6 n“ 6111611 1116111
g611n36n 8110111 3611x1111. 1111611 816 181 1111836-
811106116n 16116108. 1611 816116. 816 11111161 x118 11'116.11,
0113161611 816 116112 11n1111n8116118611 181, 1'011 11'011-
1111n81, 1'0n 110116161* 11161011111 11n11 111111111111(111111
11011 811 (16n 16.1n616n (1611611n11188611 1161n6 11111111113
11611, „1'161 86111811-618131n111161168 11111 11101161 111-6116
8x131 11n11 1161 8111116116 (1111611 111186116 [1611n11ng6n.
1111611110116 111111 1n1'61810n6n 111-*18 (1611-7111 8111.111.
(16m61n0111126 11'16:
..6011_ 61111 (111 (1118 116111 1111-111 211111 [(161161.
80n1161̄111 2111n 1*'16g611“
11n(1:
..R7111 1116111 1n111161 1111111611.
R7111- n16111 11161611 1'61-26g6n'*
110mn1611 1111611 121118168 1161 1111 1-01. 1111-6 111'111-
861161'1 1116111611 1161611111611 1(111116111116111101611 1'61-
1111111 816 81611 [18112 (1111-611 211 310136 131-6116 („1)61
1116n8611 (16n111 - 6011 16n111: (161 1116118611
(12161116, - 6.011 12161116x“_) 11̄718 k0n11116 (1118,
111112 36111131, 1111 61n 111̄111861168 ("61116111611611
11161-116n! X61n, 11161111 176686116181 1161116 11161816116
111161 61n6 661111101111116, 116181516, 11612116116 66-

86]]1n; 1111-6 (1681n1111n12,1 18181) 0686116111611, 1111-6 (16-
(111n116n 8in1] 80 11611611116111161111611, 1111111 11n11 66111.,
111-11.1 1611 1111611 111161* 6in6. 31-086 1-'61-11161111ng 111161-
(161116111111'161161 11111 1116111 1111111161n 111111116. 816
1181. 11166n, 816 8116111, 816 816111. 612111111 61161161
111111861168 jn 1761861 31111 86111* 1'161 11n11 1116161161
111 1111-6n 11161n6n, 11111 161n61n (1161116111 l)111(*11
g611'11116n 86n116n.
U61n. 11'. 13. 1(n0111 11n11 11111118 ['6686116 8011
161161 11111013 1161211611 363511111 861n1
117118 1111 6in6 80116 110n .116n86116n 1216111111.
1110111 1171n111611 11111166116 11111611 (116.
1'1161261611n11ng 861n68 8611116116118: l) j 6 11 111 111 6
1161 11116111, 1111611111161161 "611613,
8 1, 11 t ts 11 1 1 6112610611611? 8111 1111161111116;
211-18611611 1'111") 111111 1711111126, 6111 111111181-1111'111-268,
116811368 1311168 m11 61116111 111-011611 '11p16n 1.311111
111111 1111111 111 1161* 1111116, (161* (1611 6111112 1'011 811111111'
111111 [*'511111118 1111181611611 8111]. 11118 811611 8011 11'011]
x111 (116. 1*'161118 116 11111] 1'011 111-:111116111116 61111116111.
1*)8 181 111161- 11111 8111101118111.1 111111 861111111, (111116
16116 11'11n81.
L1-1161161n11 11111111, 11 ,1x 1) 1111 1 '161161-1- 11111:
861n6111 8111njg6|1 11111111: ..1 n 81611 1' 6 1 -
811n116n6 111611611111 11111111". .1x61
.1111161161 "61-17111, 811111131111.
.R118 116111 86111111611 (161116111:
„1)16 11'611 1111111111611 1111-1161* 11'1.-
811661116"
861 (116 516116 1111661111111:
„1)16 81-116 1111111 111-1111 1116 6111 11x1n1p61181-1111n1,
11n111111111111111161*801111116111111011116111111111611."
11111 (161- *116161181611 861111- 1161111 68:
„31116 8611118116111 111111 11:16 6111 8611111'- 11118 116111
1.41111',
b'n11 11611161 111111 1116111* 1116 1116116 11111."
...1611' g01(1g6|11 [(61611 1:111 11n1-61-11*1111111
11716 116116 1116116 1111 611111611 816m1."
„1)118 1*'61161- 11'111 3611511611" 111-111611 81611 6111(-
111111616 8116861111611.
21118: „11711 gj11g6n (116 1111111181161'. 1111 .11161111-
111111111* 181 10131-11116 816116: .
„1(0n11116n 11101-3611 1161111763 1116 1'1'61116 1161111116611,
11'61116n 816 11101211611 1111116118111: 211 11'161161n 6111-
1111111611,
1161m 11'11 1.16116 Zjn] n111 1661116111 (*16n1111.
(11111 816 611116111 1'011] ('061-1'11111!" -
ljnc1 811 1161161! -- ('1111 811 1161161! *- -
[1111 (1111111 6111611 86111111 111161* 6.1116n 86111111116n,
111161* 11611161611 811-311 1118 1561116. 86116116!
[)161 31-0116 111186116 11618161- 111111611 111 111686111_
.111111 1116111 1-[61-2 1161161186111, 1161* 86111161261-
1(*c1 1-1 8111 1 16161-, (116 11111 *24 .16111-611 1:61--
8101116116 8611661261-111 (1 6 1* 1 1* 11 11 1' 111 11 (1 6 1*,
1161611 1111861168 111-1115161111118 1x' x1 11 1] 6 n 1(6 | |
1161161011 1'6111'11111-111116] 1161-811811611611611 11x11. 111111
(161 11611-116116, 111111110116 1.111116.- f'. 118 1 x1 1*
8 6 11 11 1 6 1. ,
8111116161 11'111 11111- 11181161* 111111- 111111-11 861116
1108111611611. .1618116160611 1141111111611 1>6111111n1. 1*]1181.
60.161116: 111111 ,16111, 6181 181 11111 61116111 3101.161.

1*(111861161111611 1111111 (161 111111111 211 111111 116111-1n111611;
(161*1'6116g1'0n 11111116 11 [1 1 611 61-1 1* 118, .1 6 1111,
11111. 86111 8611811111 8611111168. 1.181161- 6111 161816611168
81186111 111816111168 1161161-1111611 ..8 1*. 11 111 6 | 1 61- -
1111 1:16" 1161 11'611, 1168611611. (-1n1-11 116111-n 13111111
„C1106 116111 1 6116 1" 1111211. (1106116111112111116,
8-) 111116. 80 110116, 8(- 1161'6, 8.1 6111611111-116- 211 (1611111-
111111 211 11612611 3611611116. - 111-61- 1101-11 1116111
1(11'1n116 1'111- 161161-n1nn11! 8111116161* 181 6111 1'111*
16111161- 1'061 1'111 10106111116 1.61116, 6111 [111-11161,
(161 861116 1111112 611161111111g6. 116111 11681-111116111166
8111116116 811116111. 111 n16111x1111168 86111611611, 11111
1116n111111168 8111116n 116111, 111111186 *16611111611-
11111116 1n xxx-117. 116116. 110116 1:1118x1n11611611 61n-
8611111111.
11716 1116111116 11'61-(16n
'1160m11611 8611168 [1168616011118,
11'11'11111ng“ [0136W
.11161 861n6 66116 1.11111 801| 1111861- 1161-11611! -
1611 1n(">61116 (116 86111n11116111116 861161111611 1161
„Zc111n61161111136“ 1111 61n61n 26111611: - „.817
1) 1' 1 1 6.“
1).-18 18c 1161- 71111, 1161- n111- 11161n (1111611 116111116111:
11111- 861111116n 11111611 (116 8611118126 '1'nn116n11116111.
1)(1 111111 116111 1'1611, 111-.in [111111, '16111 8.1n11611116111
:118 116111 116121nn16; (iq-11168111166816111.
111111 111 .116 g6|11816
..(.)|_1*|111118(*|161-
ZZ()

1-1'18 118111811 11'11- 11811111? 11788 8118111811 11111*
1111 31-81188111'18t81-11 11'818? 1811 1178113 88 111011t.
1381811111. 111111 8811881381111 203 1811 11111181* 1111-,
[>8111'1 1118 781-8118118113 181181.8 11111. 11111-,
[1811811181111 1111 1111818111 (111111118 818118 8111 8118811,
111781811811 8111 8081188811811] 1111 1181181* 11118811.
[11111 11111-1111 (188 1181181- 8811118111111 8111 1111181818111
.1118 [(01118 11111 182111118111 11111118818888111.
[1111 111'1- 1-111- 111111 811 111888111 13118811 1101-1181
881111011811 [11111811, 818118. 1188 118118 V1113,
l)81- 118118118118 110118888111118118111113
138381111 111 1'181111118112113811 11111 11118 211181
[>88 1381111 211 881111113811. - 811118 8181111881 1111
[11111 88118111881 81111181111 118111 &781-11111181- 211.
l)81111 111111211811, 31811-1188111, 818 1111811881881 1111
1)81- 811118, 11111181 -111 1111, 211 11111- 38018881:: :
. 171/111 11111- 11 1181- 881111118 81::1111181181-11113 3811811111?"
[11111 1011 8111-1118118: „88111 X8188 1181131:
81111-118. N88 11811811181, 1118 (111 11181131:
11'118 11181- 3888111881. 111111 1111111 388811811811 88111,
L1- 11-111'8 181-8811111813811. 81811, 11111- 811111 8118111
1111 [1111181118811113811 1178111. [11111 1'111 11181 1118111.“
1'1111 11118 11811 „610811811118881-11.“ 11811 11811811,
8111011811. 1188 111-87.1088 11881-1188118:
..1)1-01111113.“
..1181111 1111 1111-11 110811 811111181 8111818181181
[11111 11111- 1111 11'001' 1181818381181,
1101 1811 31811-11 118118111181
[>18 8188111011281.
1)18 1181131 1111* ,181181118118
13111811 8811111111111-181 11111 11811 [-1818,
1)811111. _je-118.1 88 11881,
11'118 1'111- 8111 81111211111) 011 11181.
1181111 (111 11111- 1188 110811 811111181 1118111181
1'1111 1111811 1111 '11811111 8111881181,
(1118111. 8118 1181- .1181181811111-
l)81* 1(8811211181 1181-1111-,
1'81- 111811-1'121. 111811 11111 881118111 [1818111
1'011 8171111181211111181 80 1-8111,
11811 11011 1111- 111-x881'8111
111.111 1188 .811181118118811811 11181111.
11'81111 1111 11111- 11111- 110811 811111181 11011111181
1'1111 1118111. 31811-11 211 11111* 11011111181.,
11812' 1811/1118111 1111111118111 118811 1111.
1“)88 118181 1111-11 7.11 11111.
l)81111 8081-1- 11.711 1111-11, (1011 881 [181111,
111 8111811 311188111811 58111-81111.
1*)111 178111118881 11111131 111-811,
11811 11-11 11111-11 1118811111888.“ - *-
(18 1* 1.1* 1111 V1811 11 8 1*, 1118“) 171-11111781*-
8101-118111-, 111113.1. [1181811111088, 11'111* 811811 8111
881111111- 881111'81281- 1'081 1'011 (181' 31-08811, 8181-11811
1701-1111811 1181- 81-1111'81281: [18 181.11 81811 17181 883811
111181- 8111811 811 [111111-11 '1'011 811188 80 31-08811 '18181118,
- 11181 "7881111111388, 1-11-.1 _ 1811082811888, *-
1181111 1111311811-111 181 111 81118111 801811811 1*'8118 381-8118
1181* '1'011 1181- 181138 101-1181- 811811011-11118 111818181-
111111 11111181181-, *11.-1- 81-11110181- 181181 11*1,111(181*1)111*811
818138111113. 181181- [8111111811888,?81111811811 k81-11811,
1111- 11711- 18 111 _ 18118111 8181-1181111811 1781118 88.11811

11111111811. 1111-8 1181111011811 6811181118 118118 (18111-1111
18811111-1* 818 111-811111111. 111-0118 1118 3811188111., 1'181-
1811-111 81111811,-, _ 11811818111. 811811 11181111 088
13111-11 „11 811111111 11 81“ 11111', 1111-811 1111111181-
88111811 (181111311811, 1111-8111 881118138801111811811811
[1811811818111, 1111-811 381817011811, 8181118111138",
110111811 131181811, 1181* 11111181111 [8111811 [1111181111113
11'811 11811118118 181 8111 111 811111 3881-111118881188
1(111181118111, 81.11011 11118 8111 '[81.11.1-0111'811, 811 118111
8111-11 1118111 .1111 111-111111112 811111-18 88111 110111118.
1*)111 681118111 „111181“ 8118 1111-811 1*'181)81*-
183811, 81118 1111-81- 8118181111'81-1181811, 11101-1118 818
18-0111- 10131-11:
540
„1118118181- - 011 - 11111- 181 80 b8113,*'
8811 11:11 1111- 21118121. 3888111181188,
13111 11:11 111111 1181111 '1'838 18113
011118 81181 11011 1111- 381111811811.
14181>8t8k - 011 (111 11181 11111- 31-8111,
[11111 1188 1181111111811 111111 1111011 118113811.
R788 11111- 11801118 11811 8011181111118!- 11811111.
181 118111 2111-11811 111111 118111 881111781388.
1118118181- _ 011 - 1118111 [7181181881111
11811111 11111* 10118 818118880118".
11811* 1011 11111-88111 1111* 381811,
M813 781-2811181111 111811 (181- 8811178811811.
1.18118181- - 011 - 1118 1111 8111 171701-1
[(181- 111111 8111181111 8118388p1-0811811,
111111.1 11:11 1181-1811 fort 111111 fort,
11188111 11111 8188111. - 111111 31113 88 11101-11811.
[418118181- _ 011 - 80111' 11111181* '1'011
ben 1781881131811 111111111 11111- 111188811:
8181211111 811-13811 11101-3811101
M8111' 1'811 (181111 4
1)811188 11701188 11811-811 1111188811." -- -
Z0 811118011, 80 8181-11 111111 813181181111 118111* 181
811811 (181- 01-1118 111811181- hj811111138, .1181- [])1811181-
(1118181- 881111181. [11111 11811-1181181* 1381111, 811 118111
(181-1811381781-1831101117' 1-11 2 1) 1: 1(8 1- 11 1, 11 81 p -
213, 88111811 3111811 688811111881(31811281111 118111188,
11831 11011 111111 1101-: '„8118 (1 8 11 811-11111 811
(181* 1717811 211 11811 111881-811 (101188.“
[>81- '1'181 181 (188 81112138 ?1017.138 811 111888111 1181-
818813811, 1118811113811 1311811. 88111-1818, 11012138'.
1111111018 111111 11811-8818188 908818 111 118111181181-
k'11181 1111011111-811 111111 1(181'1. 1188 211381118 111111
8111811 11181188] 8181-118, 18 111181110118 [4810888811811
111111 1181181 111-01111111811 811181- 8181118" 11111181--
1-81111811111811 1118888888818. 1811 118138 118.5 811811
811 811118181- 818118 8118111111-11011 1188111081188 111111
111601118 11111- 110811 8111 11881- 1181- 311111-011811 14181181
11718 111811-018 (18013111811 8111' 111888 13181181- 811811811:
170111 8811111811811 111111 1711318111.
13111 881118111188 1781118811811111811811, (188 11:11 203.
1181. 1811111138 ("1181- 11188111 1181- 81111111 281-1118811811.
1)88 176381811811, (188 11111181* 211 111111 1103,
80118111 881- 81-818 11101-3811 8838111081188,
Z813 118111: 1111 1111011811811, 1188 1111 (111-88 81811 1103.
111111 88113 80 3101-181811 8181-1(11111 171-8888008118".
138 111111318 1118111, 1188 31118. 1188 88 .103,
088_11811, 118111'8 11111811111 88113, (181- 81111111 281--

111-08111111.
1'01- .18111-811 111111011811.
118111 81811-88 1181-2 N81- 1118 811111811111,
.118 1811 111811 8811. 1118 1011 1188 8181.8 171701-1
111811811111 11011 118111811 1111111811 1181111.
011 11181-81 8118 81118111 811118111 11.811111
[11111 1188881 1111811 111 8811388 8181111811 1'011.
1'01- 118118111 1488811 11'81- 1118111 h8b811 111-81111.
1'01- .18111-811 111111011811 1181:1* 11:11 111811 388811811',
)11 11181-81 1)18118, 118188 .18381111,
1811 11781- (181* 1111-8811, 118811 118111 118.111 V1811 81011
188111 -
1118111 .11138 31113 8111 1111111 1111 11811811 17181111 -
D81111 1'103 11:11 18881111 111181-8 V8111 11811111 -
1118 1181118 11811' 1811 1111811 1'01- 1111* 1181-8188111.
11111* (1181181111181.
111'111- 11181181111181 311) 11111- 1181118 1181111,
171718 111811 118111 1)111-8113811 111788881* 31111;, ,
11,111 8838 811811 118111 8111213 111701-1.
11718 88111- 111811 11181118 88818 118111.
1811 88111838 1118111 1.118 11113811 811k,
'11:11 11111118 1'011 (18111 88113811 '1181111,

111111 wie men einer Quelle 11enkt,
80 helt ich'8 euch mit meinem 1)enk.
liomm Recht, komm 'l'eg, wie e8 Zieh Zehiekt,
Wenn ich nur 11eine h'ehe weiß,
80 hin ieh wie 1101* (Lott 11em 11errn
Lin teuhetreul'elt 81ütenrei8.
Liuen 1331111 „1381]e11en“ 11011 11131105
W ie g e 1 , 'erleg 1-0n Lugen 1)ie(1erieh8, .le-ne,
möchte ich heute nur neeh kur2 e112eige11. 138
81111] fe8t elle8 hteierter8t1'10ke 11er jungen, [einen,
"gl-* - f "*** -1
; früh L11 'ei-äienler .enerkennung gelangten
:- Kleieterin. 171-11111 80hen2,
ß Wueik.
llanl '011 131110118 [Briefe un1l Schritten, 11er-
euegegehen 11011 lilerie 11011 81'110w;11er
„Briefe“ 1311. L711: „Meinigen“ un11 1311. 7111:
Zehlullhenci die 2um 'l'011e. (l1eip2ig, Zreitkopf
G 111111121). 7 811e, hr08eh. 41.- gel). 48.-
Wit (he-Zen 1311111111211 181 11er 1111301111113
11e8 grelöen, 1111111111-011 euegeheuten unci 80 tief
Hz: fe88eln11en Werkee nunmehr erreicht, 11118 81011
weit 1111er 11e11 Nehmen einer 1l-lenegraphie uncl
:' 1 Lin2e1-y870helegie (lee 8e1tenen Uenne8 hineu8
2u einem ungemein wertrellen Dokument äer
ellgemeinen Zeit- uncl (1er 8pe2iellen Musik-
geehiehte, die 2um 1tu8genge 11e8 .lehrhuncierte
menumentel erweitert.
heben in neuerer Zeit mitunter 11eriiher 1(lege
gefiihrt, (lelZ ein 80lehe8 nn8ehwellen 11er Zriel'-
Z.- literetur 0 h n e weitgehende 111131259. elle8 8tremg
Zechliehen gegeniiber (1em rein Yemönliehen
70m bel 56i, 'un11 neinentlich 11ie8em Unter-
nehmen jet 8einer2eit, Zehen neeh.11en ereten
13111111811, 80leher Üerwurl' in 11er Öffentlichkeit
nieht er8pert geblieben. *leh gehöre nieht 2u
ihnen, hehe im Gegenteile cienkher hi8her neeh
in 12119111 11ie8er ßencie eine wehre k'unclgruhe
reicher h18t0rieher 8e2jehungen wie 11911-3111-
eemer u1'111 nechheltiger enregungen 'Orgelun11en
1-_ 111111 meine, 11:18 men 2111111111131 ellen (lrunc1 hehe,
fx» 11er geietycdllen, Opt'erl're1111igen klereu8geherin
.r

'1*' 11
* ..1'
fiir (iieeee kostbere Spencie 2u eelutieren: eine
litererieehe "Sehe, (lie meinee [Kreehten8 11ureh-
e118 ihren Zweck unt1 ihre 1111510111 erreicht he2w.,
edgeeehleeeen, euch nunmehr 11en Wert un11 11ie
13e11e11tung erhelt, eine .-111 'en umfe88encier
„Zutohiegraphje“ [jene ren 1311101118 8e1h8t 2u
8ei11. [11111 68 jet in (11e8em Zu8e1nmenhenge
(leher euch nieht ohne 1ntere85e, 1116 klereu8-
geherin Zelh8t im Verwert 2um 80111111111311119
neehweiZen 211 8ehen, (Lei) ren 5144 ßriefen nur
1925 aufgenemmen, 3219 euegeeeheltet un11 1111er-

heupt 'em g e 11 2 e n, oerlilgheren hleteriel
1 etwe nur ein Viertel ehgeclruckt wurden. DtweZ
:- 1*.1111ere8 were _je wie11er (lie Frege, Oh 11here11
*' dicht un11 Zehetten richtig Verteilt, nieht 11e
uncl 110rt etwe8 ein8eitig, neeh 11e1n 8tenc1punkte
11e8 let2ten heheneehennitte8 gen2 11nwi11ki'1r-
lieh 211 8e11r beleuchtet, eu8geweh1t 011er ekxen-
tuiert ereehent, we8 im Lin2e111en wie im *großen
Zueemmenhenge 11e8 6en2en 8ieh 110eh neeh ein
wenig enciere euenehmen könnte; 1701* ellem, Oh
nicht 110011 hin unä wiecler etwe8 unterclriiekt
011er übereehen wercien iZt, (1e8 8e11r weentlieh
Zur Geeemtemehnung un11 (leren geietiger
Lntwicklung noch mit gehört. 'l'eteehe hleht
ie. 11e8 (lie ZFmpethien (ler 1-'erciienten lhereu8-
geherjn e111 11er Zeite ZrehmZ-.l Oeehim-l-len81iek-
11170111* enteehienen liegen, uncl eul' elle helle
gehen wir einer Witwe menehe „9011115“ 'er-
klert-liehencier 1tuffee8ung 11011 ?ernherein Zehen
gerne gereue. Nichte liegt un8 euch ferner, e15 (1en
Uritieehe Ztimmen'
elten, 17011 k'rieclrieh ktö8eh 8einer2eit eulge-
n0mmenen 'l'enäen28treit neeh '11e8er [Lichtung
hin wiener eul'Zurul1ren; ee 8011 hier eden le11lig-
lieh geeegt un11 enge11eutet 8ein, wie Zulet2t nur
[Diner, 11er 11e8 geeemte noriiegencje hleteriel e11
Zehriften, Mieten, eutegremmen, hek8imile8,
'l'egeh11ch-1tuiZeihnungen 111111 2eitung8-1tu1-
Jemen kriti8eh nechprüfenc1 1-* 0 1 1 e u f mit 211
1111er8ehen 1-ermöehete, hier eret ein encigiiltigee,
wirklich 8eehk11nc1lige8 Urteil (1er11her'eh1ugehen
berufen were, Oh eine unrereingenemmene, 8treng
Objekti11e Sichtung un11 ellZeitige Derßtelling
hier in ieclem Punkt erf0lgte, 1)enn (iie grey-e,
gewichtige Mehrheit eeheint mir Zu1et2t (loch
111e 211 8ein: [jene 1-On 13111011* wer weäer Wegner-
011er 11182tiener, noeh eueh 8rehm8- uncl Wen-
(1e1880hniener im (Jruncie Zeinee 11er2en8 rein
unci unt-erleleht, Zeit 8eine8 hehen8; eenclern
Vielmehr ein enregierter ?ertreter eben (iee
„1111moritet8-6uteehten8* uncl prin2ipieller „Um-
werter“ im Sinne (1er 14.112u-1K/enigen gegen (11e
K7je1211-K71e1en 8teekte unhe2winglich e18 heete8
'l'eil in ihm. 80 heherreehte ihn (ienn euch nicht
etwe ein negierenner AihiliemuZ unfuehtheren
wie-3131111101193 gegen eine Weltmeinung; nein,
eielmehr: wenn Georg 81en11e8 11111' einen [(0111
wie Uiet28che 11e8 Wert 110m „erietekreti8ehen
Keciikeliemu8“ trei8innig-gei8t1*0ll pregen konnte,
e180 einen (lurcheu8 peetiken, 8e1h8teigenen k'er-
eönliehkeitewert e18 1(ern jener Zelteem-wi11er-
8prueh811011en 11186heinnung 8einereeit8 ennehm,
80 111131 8ieh gen2 ähnlich euch ron einem l-len8
1-011 131110111 wie11er Zegen, (11113 ein Solch' „eri8t0-
kreti8eher Keäikeli8mu8“ (lie geietige Quint-
e88en2 eeinee eutreihen11en hehen8 un11 pr011uk-
tiuen l)e8ein8 immercjer gewe8en. - Merum
überhaupt nech Uienenä euf (lie 111ee x-erl'ellen
jet, (iie 80 fuehthere uncl in 2eh1108en 111131031211
wahrheit 11611111111211119 Derellele: l1en8 110n.1Z-1'1-
10w-k'rie11riel1 Uiet2eehe k0n8e uent einmel lite*

rerieeh (lureh2uf1'1hren7 l)ie eit iZt reif 11e2u,
unc1 ju8t 11ie 110rliegen11e, greße Zemmlung bietet
hinreichencien 1111138. Ze1h8t einkuäwig ll. 11011
Lex-ern 111111 yeter (:0r11e11118 gehörten eigentlich
mit in clie8e11 Lehmen.
Drei'. hrthur Zeicil.
11111011 80hwelt2er, .l 0 h. 8 e b . 13 e e h.
Deuteehe Zu8gehe. (he1p2jg, ?erleg 11011 Breit-
kepl 81 Uertel, hr080hiert 15.*,gellun11en 17.50)
„deuteehe Rue-gehe“, (1e 11er Uerl'eeeeer, ein e1-
8118318011121 Uueikgelehrter un11 Grgeniet 8611198
Zeiehen8, 8ein Werk ur8p11'1nglieh in tren208i-
Zehar Zpreehe 'erleöt het, 11118 nunmehr in
cieut811her Uhertregun 716118611 umgeerbejtet,
erweitert, 'ertiekt un ergen2t, hier ?erliegt!
Wine gen2 neue, m011erne 8eeh-lLrken11tni8 eul*
Grunci meciern-eetheti8eher prineipien 111111 einer
m011ernereren nulfeeeung euch 11erhtu8ikge8ehiehte
i8t in eller Ztille unter un8 (1e herengeweeheen
- 1-011 einer 'l'regweite, (lie 2ur Zeit 00h keum
gen2 2u über8ehen. 118 18t 111111 wer ehen einleeh
nieht wehr, 111113 Zeche hlu8ik nur Wethemetik,
1101111911111 uncj 111'111-e 1!/i886n81khe1t in 8jch 11er-
einigte, nicht 8eh0n hier (lie 'l'0nkun8t euch
..Zpreehe“ unc1 poetieeher „1111eclruek“, t0n-
malerische Zymhelik - „remenli8ckh“ Zugleieh
geweeen wer; 11eß kregremm-ltlueik un11 'l'on-
melerei nur einen mincierwertigen Uehen2weig un11
fetelennbweg (1er 'l'enk11n8t decieu'teten! (Jerecie
11118 Gegenteil 181 richtig, unc1 led-t Zeheint ee,
e18 hehne 81011 mit 111e8em gehaltreiehen Luche
einer eigenertigen kereehung en111ich euch (iie
wieeeneeheftliehe 8111111111113 jene8 kengeniel-
helleiehtigen Zet2e8 11111111111311 en, (len ein 1?.
Wegner gelegentlich e8theti8eher Lrörterun en
in eeinen Schriften (811. 17111) hecleuteem nie er-
541

16316, (18 61 811316: „138 1181 (181161 8118 (16111*
31013611 136611101611 61116 38112 116116 [11116nt111118
(168 117686118 (161 311181.1(2'11 3611'11111611,(116 11711 1 2 6 1,
8118 1116161161* 816 361'806 211 (116861 1111116 111111 136-
1161110113 6111186118611, 81 11 11 1'011 (1 11 1 6 11
L 8 611 8111 ?8168111118 211 16111113611, 111111 8011111
6111 3811: x1 11 (1 6 1 6 8 81816111 11'11 11116 88t1161186116
[1601161111113 211 11631*1"111(1611,8|8 (1881611136 86111
110111116, 116161168 81611 8111 (116 1(6111111118118111116
611161 1'011 11168611 11161816111 11'611811116361111611 8111-
11'161111113 ((161- '1'01111111181 11811111611 818 611168 811-
86118011611611 „81116168“) 8111216.“ 1611 111-6113 86111*
110111, (181.1 (161 1761188861 8611. 118611 3618116 111
(1636118812 211 1166111111-611 8617.611 111061111- 111111 111
117831161 611118 11611.1>11111p0(1611'* j611(18 816111. .8116111,
1188 181 110611 6111 11111111111 (168 81161168 111111 86111
[161-806116116111111111,1161*17611118861 11061111161111161113
11181 111 (11686111 8611861116 8611611 11'181, 11116 61 88611
811611 6181611111611 110611 211 1161113 11111. 86111611 111810- '
1181-11611 1701181116111 111 ?6111111118113 b11113t. 1361
[1111111111 Z j; 1 t t 8. 111 (1688611 38112 1111861181211816111,
11111-6131616 11611 8111188861106111 138611-171761116,
8 11 11 1 6 111811 16116 1161161110113 1186118611611 61111111-
11-686118 110611 6181, 11811111; 1116 1 61111111111 68 81611
2111 0116811816066" 1(18111611 101 1111861 81161
11113611, 11161111 11111 1168 17611888618 80 80186111813161611
116.116 1j8611-1181116tj11 111 (16111 .18611116186 616111611-
18161* (1181168101116 (161* (11181*811161-181111 111111 (11*-
'1'111611 1168 3118111116118 8111-11 1161 (11686111 6611-8]-
113611 311116111 86.11611. 1111111611 11-11 1181111611 (11686
1.1161 81111116116 „1161111-111111111“ 11616111611 .4.118-
111-1161181611608 111111611-1181-116181111113, 316161188111 818
„0138111816160116 11.81111" 11181161111, 111 811' (1611 36-
11811111611 1181111111161816111 611161 '101111111181 818
811186116 111111 .81180111611 (1116161681111111161111 1'01
111111 111161161, 80 181 6111 311117. 888610106811161161
86111111 8111 (16111 1111111881116." 111-'636 211 1161161
8811161181-861 1161116 111111 11181011861161- Lkk6111111118,
11116 1601-111 "6181811111366 1111111111611)8161111611611t611
1111113, (11111111 361811. (11111 1161-111111 81611 (188 36-
16366111611 11111 81111611161113611 1)1116181161111113611,
11716 (161161113611 k'. 1'. 118118633618, 11. 8161111116118,
L116 111111668, (L. 5161-8. 611168 118118 7011 R701-
203611 111161 (116861116 .11816116 8111 8111161611, d6-
3161121611 6611161611, 811161161 68 (1168611 11181111011
80 211 883611 11111 111 (116 11811116 111111 61181111
68 11'61t6111111 1'188611861181111611 110611 11111110111-
1116116 [1131111211113 (1111611 6111 1311611 (3161611-
18118 118020818611611 111-81111111368) 11116 2, LZ. (188
1161161611138 111-861116116116 1011 .811616 171110:
„116811161111116 (16 .1. 8. 138611“, V8118 1907 (8111
1188 11111. 1186111111161(11161* 316161118118 ?611111168611
86111 111036), 80 81611611 1111- 8111 116111611386387011611
3111181136 1101161-, 31-01361 111111 3611716111136(- 1)11136,
1'011 (1611611 68 818118111 11618611 (1811: „111811 111618
1116111, 11'118 110611 1161-11611 11183!“ - 111111 1161
(1611611 111811 (181111 361108(11111 [7111611 1'011 111111611
61111118] 81181111611 1181111: „|-L8 181. 61116 111181, 211
16116111". , .. 1161111 111811 11811111611, 11116 (161 [111161-
2611-1111616, (1 1 6 8 6 11188111881116111(111111 8 016 11 6

1[118111111810116 86.11011 1118116111111161111 816.11 361183611
111111 1'111 611161 0110011161-61111611 11'611 1168 811611,
803611. „811801111611“ 11118111-818111111111111168 111188611-
86118111161181618 ?611161611 1181..
V101'.
1111-11111111 "831161-8 1311616 1111 861116 kran,
.111111111 171131161. (11111111836. 13611111, 8611118161- 86
11111111-1-, 11 11116. 11108611. 8.- 11111., 361). 10.- 11111.)
(111361116111 1616116 11111 6131611136 Q8611A]
11811611 81611 111 (1611 1118861161161 361181t11011611 111111
(16111111-1111113611 81161881111811113611 6186111088611, (116
11118 21111181 (116 16121611 .18111-6 8111 (16111 80 11161 b6-
861161-1611 1761116 (161 117831161-111161-81111 (1811116118-
1161161 176186 3611186111 11811611 - 11111 61111116111
11, :1. 11111 11116.11 811 (116 1*(111 (1. 171. (111886118111)
111111111* 861111.

54-7

116801316, 11618831616116 U11881111116118161111
„1387161111161 1311616“ -1168 d]
(8611111, 61161168), 111 1161 211118.1 [3811111618161- 8 F -
1118111, 118118 11011 1111111203611, (116 811136111611.
11111181161 111111 80 1118116116 11-6111181136k1-61111116 (168
8811161111161* 88161116111116118 (1101 8116111 811611 (161
110116 ?101611106 [(61113 11111111113 II., 8611181) 818
.4. (1 1 6 8 8 8 t 6 11 110611 111111161 16111611, 118 816 81611
(161111 1111 »7686011161168 81111116 861116111611 811 881111161
[611816], 88136181618161 111111161161 111111 1211111
11661161, 6111136 8p6216116 885-161111161- 17161111116,
8011-16 111611616 1311616 811 1118861116611111618161 C,
8181161, (116 11118161- 10861 1101111181111'111161 V101.
11111111 1)06pp]61 8111121, 11011 (161- 68 81161 (10611 mjt
1'113 111111 1166111 1111 „Ä/011170116“ 11618611 (1811:
„128 18i., 11111.61 8811111161168 '0111881161168 88111111-
111113611 1'011 131161611 17178311618, 1116111. 1616111. 61116
1111611113616, 3686111611111611 1161160180387011616 (161111-
1181 818 111686 (11111611 (116 6111080103186116 9111-611-
(11111311113 11181161* 176161112611 11111- 1161181111161* 81161-
31111111611 (101111611. 1'6111161181116116! (1. 1161.), 111 (161
111-11 86111 116180111161168 D88610, 111113611', [Kämpfen
111111 116111611 111 80 1111111111611)8161 7611118118113 11111
861116111 1610161810118611611 (1611611811-61116 &161-1111111111
81111611611; 8118 (161* 11111* 8111161861t8 (116 6111816,
1111611636116, (181111 111161161- 1181111611 1111160116116,
16111136 111111 8111611616116, 111111161* 81161 11011 11612-
116118161 0311111131-161(1111 8116 111111 361618161611
01611816 611111116 111111 3611836116 111-t 8611168 1'61-
1161118 11111 (1168611 11611611 116116111 111111 1111811161161"
8118 811181116111816111 1111161161160 1161111611 161-11611".
171761* 116111611 (116 1117831161-14116181111 361181161* x761-
10131 111111 3111111111611 1(61111t, 1'01 8116111 111161- 6111
1636111188136]- [16861 (161* „883-161111161- 81811861“
8611 .18111611 18c, (16111 11111116 11111* 11161113 1161168
01161 3811211611 0676111811168 1116111 8118 (11686111
13811116 661363681161611; 71611616111. 81161 1118611611
81611 .81111616, .8116111112136 1161 (116861 6616361111611
8118 (161 (161111116 '0111636111166 131161168 (10611 611(1-
11611 611111181 11181, 111616116 8161111113 (11686 111611161*-
1881611611 „138 161111161, 13181161“, 8611011 818 6111816

111111 3611-188611 8116 0011111866166-8811111111113, (116
6111 161161 (16111111616 168611 111111 - 1161111611 801116,
111 111186161- (161118611611 18116181111 1161 3611163611611
1786110138116 1811381 6111661118611] - 111111161 1116111-
111111161 111111 110116111161. 81611 8111 8016116111 171/636
161161118118 1188 [4611611811116 11178311618 1116111 11111 818
611161 111111613]6161111611 3611181611 k61866116111161t 11011
8611888661168, kultur-118361111611 111111 [(1111111-
11111161111611 9016112611, 8011116111 811611 818 (168 1118111*-
11811 31013611 111111 3111611 .8886811816186118611611 11011
8611611611 6811611 (168 6618168, 116126118 8811661611168.
W61* 11 81811, 8611181, 118611 (1611 1176866110111(-
131'16116111, (161 1161811838116 8611161 „1*'8111111611-
1111616“, 1161 8881611883611 861116116110611361,
178181116111, (111-81111 9011118168 118111. - (161 (1118*
8608111186116" 1116181611110318111116* 381* 6181. 211
3686110613611 - 1111 1111-11816 110611 111111161 211'61-
16111 110111116, (16111 1111111 (161* 8116117661186]
11111 1161- 6811111 111111118 1711831161 '011611118
110611 11611 8181* 816611611. 01161* 801116 68 111111111611
110611 11361111 6111611 3618116 3611861186116", 81111-66111
1111 1.611611 8161161111611 111111 118111111611 6186116866068
1116118611611 3611611, (161 11168 6 13181161* 110611 111111-
, (16181611611, 81161111818 bö811111113-111183ü118ü3 111 1111-
663611161] 1161116111-611 1101111167 W11- 3181111611 68
111811111611 1116111, - 11012 811611 1111161611 111111 116.1*d611
[1118111011368, (116. 8111111686111 (16111616 1611161 8611011
211 881111116111 111816111 1716111611, (11686 1311616 18111611
1116111 38112 1118 211111 1110861161116" 11111111188 1161-8111;
816 11110611 110611 116111 6111.8p16611611068 (1163611111111
(1111611 (116 6136811861113611 1811111011611 (161 6811111
8611161; 110611 111111161 811611 118b611 1711 11118 116211311011
611161* 1)1111111(811011 (168 „811611760118618 1116118111-
()0811118 17171131161“ 11686116111611111611 211 361111111611,
111111 - 38112 116116111161 11161 11111 11611161111 _ Ci.)

„Miele an hiinna" bilcieten mangle jener .Rn-
gabe einee lleraegeber-binmene, (iatu ohne
„Vor-nem“, „-tnmerlcunge1“ noch „liegieterK
Om immerhin recht angreifbaree literariechee *-
„ljnilinm“ fiir eich, lage nicht mit (lem „Ziel-
u-echeel ticiechen Wagner un() dient" in cler
einechlagigcn diteratur bereite ein leitiiger pra-
necienZ-k'all Ver1* allein, u-ir echulcien (loch
niet-(neten, hertlichen l)anl(alle, (138 une
clieeer Zchatt an .Aulhellung uncl lKrlclarung
einew'eilen Zuganglich gen-orclen, un(l eelbet
lienner mögen beim anfmerheamen 8tuc1ium
ehrlich Aufatmen, uiahrwnehmen, in 'reich'
n'eitgehenuem Mage uncl echier iibermenech-
lichem Gracle ein mit (lem göttlichen li'unlcn '
(lee leiclenöen Geniee Begabter hier (lem lrciiech-
Bürgerlichen, Lujgnatiirlich-Zjttlichen hiilcle,
Facheicht, Schonung uncl l)ul(lung, _ja liebenöee
K-'eretancinie immer wiener angecleihen ließ.
blanc] ante klert! Wer '011 une Aeruen-
-menechen Mare (1a nicht langet tieren gelaufen
o(ler aber 'alebale'l :ueammengebrechen 7 In
Weit tieferer Zeöeutung uncl erneterem Zinne.
ale (lee rorciem _jemale angenommen n'erclen
konnte, eteht liclinna fiir (lae .Auge (1er hietoriechen
Beurteilung (loch ale (1er echnlöige 'leil in all' (1en
Wirren rer une, ale (lee-een Lntechnlcligung uncl -
lloixierung eintig nur ein quälenrlee lertleichen,
neben (lem [ile-MichelZeeer-Wieeen öeer -K/er-
etehen unö allenfalle Wagnere eigenem .Ingenc'l-
leichteinn (1er frühen Zingehung eolchen l'he-
bnnöee,ihr tur Zeite eteht.])enn, in (1er 'l'at, man
mul?- clie geracienu rnhrencle .Aueöauer in k'ietatnti
teleran tem Lingehen auf ihre beeonclere Natur be-
Munöern, i'ir (lie ee echlechterclinge heine anclere
lie-Zeichnung ale (lie (1er „chrietliehen Caritae"
mehr gibt, u'c (1er Zmcrr (loch langet ereticht
uncl ein Znrrogat an eeine Ztelle getreten een
mnl3te. 80 Warn cienn Wirklich hier - uncl
*tu-ar im eöeleten Zinne (lee Worte-.e _ane (1er
diet eine 'l'ugencll Une echcn gar nicht be-
greifen n/ir (ianach 'ollencle mehr, WISZU nenn
en- h-lar 'cn cler praktiech-lclugen, tiichtig 'er-
anlngten guten „l-lauefrau" nlinna überhaupt
jemale aufkommen konnte. - Im iibrigen
eincl .fir natiirlich uneereete nicht eo ober-
flachlich, (ieeee tief aufechlultreichen [Kanne rein
?innerlich mit cler li-larlce „li'riclia“, öeer auch
nur „818a“, nun ?.ll kereehen, Wer 2. 8. an (lae
ereterc Wette eich alltn aneechljelilich krampf-
heit anhlammern wellte, (ier u-iircie gen-ill (1en
eigentlichen Gruncllcern (1aran yoreilig iibereehen;
uncl-»7er bei eolcher echnelliertigen kiti ette öeer
parallele echon etehen an bleiben geöac te, müßte
Folgerichtig urohl auch (lie Göttin „li'riclca“ ale
- „hernleiöenci“ (lann annehmen ocier bei kilea
einen krankheit launiechen Zug im forcier-
grnncie- (ier Drecheinng eeehen. Gleichu'ohl aber
möchten niir (tech an (ier i'eingetietigen .Analogie
„k'riclca-hlinna“ in jenem höheren Zinne uncl-

inuecfen tiefer-beriehnngex-ell ZullfZl. i'eethalten,
*ale Mir ane (lem debeneabriegee (lieeer 8riel
Wagner'e (lichteriechen [Li-net erkennen lernen,
(len 'er eelbet in eine Geetalt &rie eeine ii'richa
„obzehtiN' hinejntrug, (la er eie mit hlotiiren
uncl .Argumenten gehaltycll uncl charakterietiech
aneetattete, welche er eelber pereönlich ale
(lurchaue berechtigt, naturnotu-enciig uncl inner-
lich folgerichtig im hinncle (ler eben nun einmal
„biirgerlich-eittlich**-organieierten k'rau unterm
dicht- uncl Schattenepiele (lieeee xyiclerepruche-
rollen debene klar enipiuntlen, menechlich
mitgei'iiht uncl billig eingeriiumt hatte, In
letnterer .l-lineicht, glaub' ich, können u'ir,
auch' im poeitix-en Veretancnieeee i'ir Wagner, (ten
_Zchöpl'er wahrer uncl lebenscliger Ijöhnenge-

lin-[intel Wagner t [864)
ane Richaru Wagner-e photcgraphieche Zilcinieeee
mit einem "ern-ert enn n. UnhiZild()i-K-".
(Geb. 3.-. Miinchen. k'. Truclmann NW.)
etalten, pez-chologiech uncl bicgraphiech-aul'-
fallenci n'irljlichgar nicht u? eit genug gehen.
Drei'. J)]*. .Arthur Zenll.
Keligiöee Ichrii ten.
die efangelieche 'l'heologie arbeitet immer
noch an cien cirei entgehen: eie n'ill be-
etimmte Ureiee ron 'l' a te a c h e n erkennen,
elie mit (lem Glauben :u tun haben, eie &kill (lie
13 e ö. e u t u n g öieeer 'l'ateaehen ieetetellen',
uncl eie enrht Wege, nm (lieeee [Je-.clentung cler
'kateachen in Vrecligt uncl Unterricht 7.u y er-
lc ii n cl i g e n. k'ir nneere (ihr-reicht Wahlen
u'ir aber öieeee Lintejlung nicht, eonöern um (lae
.Cneeuchen ron Geechenhu-erlien :n erleichtern,
teilen wir (lie auegeurahlten Zehriften nach (lem
Gracl "ihrer kleretanclichliejt in (irei Gruppen ein.
l.
Löcher etreng n'ieeenechaft-
lichenInhalte in gelehi-terk'orm
Der unter rie] Inieehen uncl Zweit nach [J er-
lin berufene Vroleeeor l. l) e i e e m a n n hat
ein [Kurth geechrieben. (lee unter (lem 'l'itel
di c h t x' 0 n () e te n (lae biene 'l'eetament
mit l-lilie (ier neuenttlecliten 'l'exte ane (ler 7.0l(-
genöeeiechen griechiech-röniiechen Welt be-
leuchten n'ill. ('l'iibingen, l. C. 8. Mehr, 12.60..
hlt einer kleihe kon hochintereeeeanten, Zum
'l'eil in guten .Zlbbilclungen x-eranechauliechten
Inechrii'ten, lZrieien uncl geechaitlichen Motiten
beleuchtet er een-oh] clae l(leinleben (ler ganten
Zeit - einige brachte-elle „menechliche Dohn-
mente“ einci un'ergeölich - ale auch beeonöere
(len innigen Zueammenhang (ier urehrietlichen
Welt mit ihrer Umgebung, nroclnrch _jene txx'ar
nicht ihrer Größe beraubt, aber une t'iIl Ver-
543

Ztancillieher uircl. I)ie eehone Zoraehc uncl (lie
.Außetattung macht (188 lZueh Lt] einem yor-
nehrnen (Jeeehenlc. - In (ler Sammlung VVieeen-
Zehaft un(1 l3ilciung (heiptig, Quelle & Weyer)
eine fiinf Vorträge geeammelt unter (lem 'l'itel
l) a3 C h r i 8 t e n t u m, (lie 'on *. -ereehieclenen
l)rofeeeoren 'or einem außgeu-ahlten publi-
kum in filünehen gehalten ii-oräen eine. h'ieht
gana leieht, aber gut geeehrieben geben sie einen
x-ortügliehen Überblick über (lie großen Zta-
tionen (ier Lntwielilung unerer Keligion; be-
Zonciere wuehtig Zehreibt 'l'rölteeh liber huther
un(1 l-lerrmann über (lie religiöse krage in (ier
Gegenwart.

Uneer großer (legner im kampf um (lie
tVeltaneehauung, (ler Woniemue gehört aueh
hierher. Lk ereeheint mit 8einem großen Zwei-
banciigen Werl(auf (lern plan, (188 man Ztu-
(iieren muß, VVLIII man wieeen Vt'III, _'VOl'IIIj'I ee
8l0l'I gegenyrartig hancielt. l) e r lil o n l 8 m u 8,
(largeetellt in beitragen 8einer Vertreter, herau-
gegeben 'on it. l) r e u- 8, Lei. 1 ZFZLSMAUZUWZ,
lZci. 2 llietorieehce (.lena, 8.1)iecieriehe, aus,
10.50). .jener (Furchetreift (lie ganee Gegenwart,
(ieeer (lie Vergangeneit unter (ier [Tückeieht,
in welchem Verhaltnie ihre eintelen Lreehei-
nungen :um liloniZmuZ 8tehn. lilan un(1 Zieh
iiber (lie Vielseitigkeit (lee Zehlagwok-tes hlonie-
mu8 wunciern,aueh (iariil)er, wie Zehleehltaeelcel
wegkommt. *

ll.

allgemein 'eretauci-
lieben Inhaltee.

I)ie hier au nennencien Schriften ruhen alle
auf gelehrter (Brunel-ige, einci aber ihrer ZbZieht
naeh un(1 gemalt ihrer gancen .Anlage beetimmt,
Gebilclete aller Ztanele in (lie .Arbeit (ler 'l'heo-
logie hinein-ufiihren. I)ie Untereeheiäung "on
„l'ateaeen“- un(1 „Zecleutiiliig8*'-8üehern 1a8t
Zieh nur im allgemeinen ciurehfiihren. I)enn (lie
'l'atsaehen Fernen immer um ihrer Lecieutung
Willen uncl in ihrer Lecieutung behandelt, uncl
(lie Leileutung (ler l)inge ruht immer auf ihrer
l(enntni8. '

Sue. clem Eebiet (lee gtlten 'l'eZtamenteZ
liegt ein ßueh 'on l. W ein h o l (l 'or „l) ie
&Veieheit [Zraele“ (heipeig, Quelle &
Weyer, 4.40). hneehaulieh uncl intereeeeant etellt
ee (lie aneeehauungen leraele iiber Gott, VVelt
un(1 lileneehenleben (far; für (len geeehiehtlich
(lenkenclen heeer fügt*ee Zemerlcungen über ihre
l)erlcunfft, fiir (len praktieeh intereeeeierten
Zolehe iiber ihre Zetiehung Zur Gegenmart hinau,
in (ier Wil' noeh an (ieneelben k'ragen une ab-
miihen, iiiie 2. 13. an (ier lliobefrage naeh (lem
heicie (1er (Jereechten. - Zehen auegeZtattet
un(1 Zu 6e8ehenlcen geeignet eine (lie lZieher (lee
Verlage alle; er hat Zieh gan! beeonclere auf (lie
Vermittlung gelehrter .arbeit an (lie VVelt (ier
Ziloung tur aufgabe gemaecht. - Mae gilt aueh

'on (Iem Doppelbanci „Unere religiöeen
I3 r 2 j e h e r“ (ieeeeelben Verlage (geh. 8.80), (1er
Zieh Zehr III GeZehenlcn eignet. Geeehiehte
un(1 Zecleutung »eercien hier 80 ZuZammenge-
flochten, (lat) 'on .tutoritaten (lie (Zeetalten cler
biblieeh-ehrieltjehen Vergangenheit, (lie am
starkZten unere heutige Keligionsgeetalt beein-
flußt haben, (largeetellt mercien; (ienn alle
(iegenu'art lebt 'on Vergangenheit, uncl (lie
Großen (ier Vergangenheit wirken in alle Zeit
hinein. k'ührt (1er erste Zanci x-on liloeen iiber
Jeßue, ttuguetin uncl kram. 'on iteeieei bie Zu
[MIZ. 80 Set-tt (ier :Weite mit (len [Leformatoren
ein un(1 fiihrt bie 7.u ÜiZinarelc. irahrenci VV. Ilerr-
mann mit einer allgemeinen Lrorterung (len
Zehrift'en

544

7-."-

8ehlu|3 maecht. - l)ieeelbe Weiße, Gelehrtee
uncl l)ralctieehee, Eeeehiehte uno becieutung :u
'erbinoem Zeigt aueh (lae buch von l) r o f.
Zell, „Uatholieiemue un(1 l)ro-
t e 8 t a n t-i 8 m u 8“, äae Weit uno tief, frei uncl
feet Zugleich claZ eo Wichtige Verhaltniß beicier
bekenntnieße (iaretellt. Zoe-oh] cler k'reuncl (ier
'olerant Wie cler (lee 8treite8 muß voieeen, ehe
er urteilt uncl forciert; (iatu hilft Zell uoreßig-
lieh, - l)em8elben Leciürfnie, Gelehrte-„q (ier
ßiloung (iartubieten, ciienen (lie bücher (les
jünget 'erßtorbenen 0. l) fl e i (i e r e r ane (Iem
Verlag 'on l. l7. hehmann, Miinchen, geb. 5.-.
l)a8 erete teichnet „1) i e li) n turiel(l u n g
(lee (lhrietentum8“; (la ee in beneiclenZ-
Wert klarer huetiruelceu-ejee eine kiille ton Ztoff
in Zehr überZiehtlieher Weiße äarbielet, (lie (lureh
(lie Ztarlc hervortretencle pereönliehc Ztellnng-
nahme (lee Verf. noeh beförclert »pi-*(1, 80
bietet ee ein gute-8 Mittel, Gegenwart aus (ler
Vergangenheit herauue tu yeretehn. Ligenartig
jet (lee 8einer ganeen itueetattung naeh aueh kor-
:üglieh ale Geeehenl(geciaehie Bueh iron 6.
yfannmiiller, .leeue im l)rtel
cler .lahrhunoerte (bei Zig, Teubner,
geb. 5.-.) lilan 8taunt Weniger ü er (len echten
Zibliothelcarfleilz (lee beleeeenen Verfaeeere alß
über (lie l-"iille (ier auserungen, (lie (lie8er .leeue
'on Aataret in (len becieutencle 6ei8tern aller
Jahrhunoerte uncl aller geietigen k'ormen bert-or*
gerufen hat. - Kaulue in Corinth
macht unter (Iem Geeiehtepunlit (ler lli88ion
(ier frühere lilieeionar (L. ltl u n ti n g e r recht
aneprechencle clar. Zoe-oh] (ier (len meieten nur
ale Dogmatilcer helcannte Spoetel Wie aueh (lie
heute. in Corinth un(1 (lie gente Zeit leben &*or
(Iem [Klicke auf. (kleicielberg, 1L'. Verlag, eb. 3, 75.)
VWie clae VVeZen iecler lüreeheingung ureh (len
Vergleich', 80 Wire (laß (lee (lhrietentumß (lureh
(lie x-ergleiehencie Keligionegeeeehiehte hier. 'Ver
Zieh ausführlich über (lee Verhaltniß (lee Christen-
tums ?.11 (len anciern Religionen unterriehten Will,
greife 7.u (Iem Luc-h von 0.!“l'leicierer „Ueli -

gion uncl Weligionen“, ane (lem Ver*
lag x-on l. 17. hehmann in Miinchen (br: 4.-
geb.) 5.-), (laß (lie Voraueeetaung 211 (lem oben ge-
nannten über (lie Lntieielclung (lee Chrieten-
tumZ bilclet, 0(101- er »kahle txt-ei kleinere *ane
(lem altglaubigen bager etammenoe Zehriften:
lie ,religiöeo l-'rage im hieht (ier ?er-
gleiehenden Keligionegeeehiehte von l)r. 6 e -
0 rg 13 r u n n e r (Miinchen, Zech) uncl k) i e
hebenekrafte (lea llx-angeliumg,
lieieioneerfahrungen innerhalb (lee animietiechen
l-leicientume von .l o h. VV a r n e e l (Berlin,
Warneek, geb. 5.50). Zumal'äae Zereiteintereeeiert
aufZ höehße clureh (lie genauen Zehilcierungen (ler
Religion cler lJatalce mit ihrer l)iimonenfureht,
(1er (iaZ (lhriftentum ale (lie Religion (ier li'urebt-
“losiglceit un(1 Reinheit entgegentritt. - Segen
(lie inlanciieehen &Vettbexoerber um nie rechte
.Antwort auf (lie [frage naeh (lern Zinn (lee
(ebene, (len ltloniemue, richten Zieh fax-rei ein-
faehe klare Zehriften. Ruhig uncl 'om lZoclen
Zieherer kenntnie ane gibt Zi r Oli re r
hooge. ein englieeher k'hz-eilcer. (lem Führer
(lee hlionißmue l.). flax-ehe] Zeeehjei in (ler
Zehrift heben un(1 Materie (berlin,
l(. Curtiue); yom frei theologieehen aux l)r.
lBruno VVeiz in (lem kleft liloniemue,
blonietenbunci, Kaciihaliemuemncl Chrißtentum.
Bremen, Verlag 6. Winter.) Jehle Sollte. leeen,
»ter Zieh für (len Wonißmue intereeeiert.
]er im lilittelpunlct cler hatholieehen (Legen-
wartefragen steht-nee lil o (1 e r n i 8 m u 8 finciet
(lureh (len berliner profeeeor l(. lloll eine

011e 11n(1 feine 1)31*8101111ng Kelig10n8-
ge8011101111'1011e ?0111811001160 ('111bingen, l. (l.
1F. Mehr, 0,70).
über (110 130(1811111ng (1e8 1,ebe118 11n(1 (ler Welt
011r 1(13r11011 211 kommen, (1x110 11-0llen 111-ei
Zahl-111011811 3118 (1en be1(1en Zemmlnngen (1e8
1, C. 13. blobr80ben 7er13g8 be111'111'11011 8ein. 1)ie
eine (1118 (len beben8f1-3gen [iibr (len 'l'itel
„Soeben 111-ir einen neuen (1011?“
11110 181. 17011 (10m 113mb111-ger Ammer 11n(1 Fuge-1111-
Ireunäe R7. C | (1 8 8 e 11 g08011riebe. (0.80,)
111 einer 8e11r 1ri80ben briefferm 1*e1-111n(1e1 810
(1e11 131101(in 811011en(1e .Arbeiter8eelen mit (Lem
111 11n8er 11enere8 relig108e8 8n0ben 11n(1 1*"0r8011en.
Am ein(1r1101(8110118ten 181 mir (1108 ge11'e8en: be1(10
hinien lenken 3111 (len 11n81erblie1111elt8ge(13nl(en
111113118; (101* x'erbiirgt (len .Arbejlern ein me1180110n-
WröigeZ 1)38e111 11n(1 gebörl :nr .S111r11n1111ng
11118re8 011r18111011en (11811ben8. 1')1e Zweite 8011rit
gebört 211 (1er Z3mm11ng „K011g10n8g6801110111»
11011e 701118b11011er“ 11n(1 entbelt eine l)3r8tel-
11mg (108 6 011 e 8 g] (1 11 b e 11 8 ken &17.801188e1
(-.75), (1e88en .l e 8 11 8 ein81 80 gr08e8 .-11118e11en
gem30111 1131, Zie b680111*21nl(t 81011 (171r3111', "er-
8111n(111011 11n(1 1113rm (len 011r181110ben (7-011118-
gl311ben, 311011 im Vergleich mit (lem 3n(Irer
[Xeligionen 1111 be8011reiben; 1)ex1*ei8en 11'111 810
il1n nicht."
Lin größereZ „130116111111ng8"1111011 181, (110
80111111 3118 (len bebenZl'regen l b 8 e n, 13 j (1 r 11 -
8 0 n, >11 e 1 7. 8 0 11 e. ln(111-i(111(1118m118 11n(1
(111r181ent11m. ?en l1 e i 11 ri 0 11 11' ein 61.
(Tübingen, 1. C. 8. 111011r, 3.-.) 111er 11*er(1e11
bei(10 ['3rteien precbtig (111r011ein311110r 111111-, in-
(10m 117. (11e der8101111ng (1er (10(13nken jener
1)10111erprOp11eten mit (1er seiner 011ri8111011en
Ubemeugungen (111r0111111011. 1)ie8en e1118pr10111
ee (111101151118, 1761111 nie-111 b1013 Nicierlegt 0(1e1-
ger ge8011011en, 80n(1ern, wenn (11e genxe 1)(1r-
8101111ng (111r3111 l11n3118ge11'11111 Wire, 111-ie ein
((118011 ker813n110ne8 (Lbri8tent11m (lie kritik
(11e8er 11131111191* 11er31181'0r(1ern mußte, 11716 8ie
aber 8e1b81 1171e11er (137.11 belfen 11n(1 7.11'x1r in
einem 11er80111e11enen Gracie je n3011 ibrer eigenen
ker80n 11n(1 beben8r1011111ng, (11111 ein be880re8
&7er8111ncln18 (168 Cbri8tentnm8 er11'30111 181.
[Kinen neuen l(r018 1'0n '111183011en er801111e111
(138 11011 Drei. 117 0 b b e r 111 i 11 g111 iiber8e1216
1311011 (108 nmerilceni80110n e101. R7. .13me8:
Die religiö8e 111r1311r1111g 111 ilirer 1131111131310?-
keit, (beipxig, liinr10b8, 6.-.) Dem 3ngel-
811011818011011 1ntere88e 3n (ier 118)!011010gi8011en
Lr1311r11ng ent811re011en(1 801111(1ert er eine 1711110
'-011 mei8t 3bn0rmen religiöeen 211813nc1811 11n(1
[1110111118800 111311 81811n1 iiber (lie Nieäerkebr
7011 1-1810n11re11 11n(1 e11813118011en Z118111nc16n
m111en in 1111810r (Legen-173m. 181 311011 (10r 8011111111,
(1er 111re „Zee1e1111ng“ für (116 Zrkenntni8 (1er
TWebrbejt 11n8re8 (11311ben8 verwertet, nicht ein-

81-3ncf1-01, 80 bleibt (1518 811011 grnncilegenä für
(119 Leligien8p8z'011010gie.
Unter (len „13e1101111111g8“80111-1110n 1131 3m
mei8ten Linärnel(3111 m1011 gem3011t „Z 11 r
'll/ieclergebnrt (108 1(1eä1118m118“,
?1111080111118011e Ztnäien 1-0n k'. .1. 8 0 11 m i (1 t,
(heipeig, 1)11r1-, 6.-.) klier Zpriebt überein16r1er
liegelkxeber [cleali8m118 m11 8elb8t8iebarer (1n-
ermii111101111e11 gegen 311e -i8men-1)08111»*im118,
[-11810r18111118, ?87011010gi8m118, (110 (len Zinn 11n(1
(11e [(168 3211111111911 können. 80 Zebr er gegen (lie
meciernen '1'11e010ge11 81reitet, (110 81011 (1111' jene
-181nen grüncen wollen, 80 (ienlcb3r 117er(len (1198e
Zejn, (1311 er (lem Glenben 11riecier [mit 11n(1 110111
1117-10111 - niir 181 e8 le1(1er me11r ZeugniZ (118 13e-
17618, .17118 8011. gibt.; 3ber eine tiefe meebtige
801111111.
35

1111011 11erm31111 (ji-(11 1(6)'861-
ling 8110111 in (lem 1'01-11'1g11011 geZeliriebenen
1111011 m11 (10111 Zeltenen '1'itel 11 11 8 te r b l 1 0 11;
keit 110118 &Weg-e. (llineben, .1. k'. 11611m31111,
5.-.) 31111* eine g3n11 eigenerlige V'e1-b1111111ng (1er
grün1111011 Ztnicierten 1(81118011en 610(13n110n 11n(1
einer mit reiehem 117188011 erlänlerten [1131110
111111080111110 b3111 er einen fremmen Wenden 3n
(1n81erb1101111e11 :1111. 1*'reiljell 11111101 (11080 *1111*
Ziel 1n (10111 .Allgemeinem (138 318 11'1r1111011 ge-
(130111 181, 31101- 1111b081i111mt bleibt. l)38 eigent-
11011 Wei-100119., (1118 Zittlicbe, 181 niebt. genug
(iebei be1011t. 1111.31 11er 81011 fiir (len (legen81en11
erwärmen 11n(1 111-1118011 (lenken kenn, 1111(1et 111er
ge181ige 111311111113, (lie [enge 701-11311, .-111011 8ie
181 ein 2911-11011 fiir (lie 8011118110111 n3011 neuge-
faßtem ellen l(le3118m118.
Wer 311 (110801- 8011118110111 lei(1e1 11n(1 111111 be-
kommen 11'111, e8 mit einem ge1811gen (161)(?118-
inb3lt 11n(1 1093118118011011 117eltx'er813ncin18 211
Wegen, (16r 17ertr311e 81011 [1 11 (1 0 l 1' 11' 11 0 l(e 11
(111. 111 8einer n01108te11 Zebri1t „1) er 811111
11n(1 1117er'. (1 e8 l4eben8“ (1181()21Z,
Quelle 81 l(e 1*6r, 2.20), 801111'1gt er immer [118011
11n(1 11e11 8e111e11 elten p1-Op1101180110n '1'011 »1011 (1er
Zelbetenciiglceit 111111 1*0r11err80118f1 (1e8 (1e181e8
en, (ile g3112. 3110m (lem heben einen 811111 ?er-
l>iirg1. 038 1311011 8e121 länge niebt 80 1'161 110r3118
111e (11e vorigen. *Aber ein wenig Zinn 11n(1 K701*-
813n(111i8 fiir (11e 3111111'0r1e11 3111 011e große bebe118-
[rege m08 men beben. 1e(1em, (101* 8110111, mul."-
(11e8e8 1(13re 11n(1 warme 811011 318 (1080110nlx
11'111110mme11 8ein.
[ll.

913111180110 8011ril'1en.
Kine Linl'übrnng in (138 Ä7er8111n(1n18 (108
011r181110110n 11n(1 1(1r011110110n 110110118 11'111 (138
8011W 3118ge8t3ttete 11n(1 211m (1e8011e111111er11
geeignete 1311011 b e b e 11 8 21 e l e geben, 0518
1110. 0 1 t 0 2 11 r l l e 11 0 11 bere118gegeben 1131,
(beipZig, Quelle 8; Weyer, geb. 4.80.) .-1111 (110
.111gem1, n3mliell (11e gebjl(101e bereebnce, e1g11e108

81011 3ber 311011 für _jecien er11-30118e11e11 Gebilcieten,
(1er 81011 11011 111e18eitig gebilcieten klugen Leretern
in _jene8 Uebiet einführen 1388M 117111. 1)er 11er3118-
geber 8011reib1 111er, 11'3rm 11n(1 - 1'1'1r "1818 in
einer gen: 3n(10r11 WeiZe, 318 81e gewölmt 81n11,
1'11e010gen reäen 211 bören - 1*(1n ,1e8118, (13m1 (111011
iiber (110 111101111g81en k'r3gen (10r1717 0113118011111111ng,
en(111011 n0011 iiber (110 1(1r011e, een (ler 80' 117611188
e111e8 111188en. Leine km11 8011reibt lebb3it 11n(1
klug iiber Cb3r3literb1lc11mg 11n(1 nimmt 13e211g
(13bei 3111* 3lleinner11011e11k'regen. 6. '1'1311b filgt
eine 311811111r110110 11n(1 be80nnene 80le11011111ng
(1er 802131811 7erb311n1889 711m 011r18111011e11
Zt3n(1p11n(1 3118 bin211.
111 (lemZelben Verleg 181 eine 8011r111 ?en
17', bliebergell über „1)10 e113nge-
1180118 1(1r011e“ 11n(1 1111-8 Kel'ermen er-
80111enen. (83mm11ng W188en80111111 11n(1 13111111ng,
1.25.) Zie gebt unter einem größeren ent-
11-*1011111ng8ge801110111110116n ("1e8101118p11n111e, 113111-
11011:(1em Vreblem (1er 1111llö8nng (1er 1(1r0be in
(1e11 813111, (111e Gebiete l(ir011110110r *Arbeit (111r011,
11m (11e (1111' ibnen erhobenen Keform1-0r8011111ge
211 be8pre011en 11n(1 211 be11r1e11e11.
11111 be80n(10re8 Gebiet nimmt 1381 (11e 80110ne
80110111 11011 11. 8 Ob 1* e 1 b e r 1118 Zuge: „1)16
religiöse [Krßiebnnng '(1e8 1116n-
80ben“ ((1118 (1em8elben Ver13g, 3.-). 111-:m
weiß niebt, 11-0r1'1ber men 81011 me11r Freuen 8011,
über (11e 13880bei(10n11e11 0(1er iiber (118 111311118
(118808 Wiimbnrger be11rer8. [1r gel1 (10m We8en
(ier Religion 11n(1 (1er Infgebe (1er religiöeen
127r1101111ng im ellgemeinen 11n(1 (181111 im ein2elnen
5-15

33911. 1)38 (1133233111191 181 19398, 13 3913 91* 119-
8911191111, 1119 91 98 3111 891393 89111119111 11139111.
11/'9311'8 30911 80 ("11191 3913393133139! 1)38 1311911
19911391 331' 19181333139 13119111 1133 1312191191.
18'113 11093 913 [1333911911 11111 1) 1 9 31319 11.
D01p19313193 1191131 98 333 81331311 1'03 3931
19121393 [(3118131191 13311-91 [xl. 11 9 8 8 91 -
11 3 9 3 91, 2. .3311339, l. (L. 8. 111031, 91113 4.-.
01981- 9193131911 1131193 .331891193 3911139111. 819
11311911 1'191 813111911398 13 11119111 1113311. 333 1'191
19091189398 13 13191 1701111, 17191191931 391311911
819 39111139193 813311911193 30911 1198891 318 133391-3.
17101. 1119, 171. 3193913311-39139111913.
11111113113.
1 , 1119111113 (111131191
11 391 3311131189393 11119131111 398 .1311198
1908 119111393 319 171791119 111191 393 0 8 1 3 81 -
3118 911 9 3 1(119 3 3381111919889 110911 11311191
313 13918193 13 131181113911. 1111139393 391 331'333-
11911 1198033918 11011 393 31311191193 81.911911 333
111193 1131111311193 1191319119193 1391133111333, 330
111311 319 3011 393139111911 L11311133393 1111 111981-
931033189119 [(1193889333313139 331 13 3911339111
1113139 19111191193 1103119 - 111911 319 7911131131889
113 1911193 08193 3332 3339303311939 333 91393-
311139 3911-*9893 89193, 1131 81911 3111113311911 319 L1-
11911311118 133113 3911109393, 338 1939 13191331889
1111 319 1331893913333 3133393391-, 131111891191-
11119 8113193189391 313393 9139 91389339139339
139391113113 11983893, 111 1101191931 1113139 30911,
318 891103 391 1331931111931 17111 1138 1)931.Mb9
3332 11980113918, 111911 319 3918319110893 12110139
391 ,131119 1866 333 1870 80111119 (119 11913139111
91391 131137918133393911 '113311103 338 119111133911
1131193, 338 3389193 9139393 [(119393 319 110119
U3123311933333 23 2191193.
1)19 11731113911 23 39819393, 11131-39 319 139-
1191831311 391 331131193393 8189391333393, 319
391 0813813118939 1(1193 392911131 113119, 331 80
131139 11981111193, 318 319 1331339393393 ?91803-
11933911911 13 ?1931393 81911 3093 319111 1103 (191
3011193313393. 91391 3133319393393 .3113913113
31189191 69199318701893111193 333 11389191 3118-
11113333 11119129331 331193, 8033913 33 391 89113-
1339393393 [(1311 398 ?31339311118 11111 311911
338913 111198 11912938 11133911. 8011313 11111, 11'933
33911 20391113, 331-01181311313, 33193 31331113-
13939 1191803119119 3391181911193 3939111131, 393
171793 391 39101111 119119193 11311911, 1133319 81911
33911 13 391 31111388333 3389191 11111131111913131
111191- 319 13939313113 398 0813813389393 1791323398
9111 &71/33391 33. .
Zu 393 117911193, 319 913 9139111191198 1791319381
1111 319 7011191911333 91391- 119889193 1111191131318
1198112911, 3911011 338 3100333919319, 19193 33839-
81311919 11179111 398 11131018 17191119113 11. "1'911.33,
„3911129113 11103319 3111 11110131138
119919313 391 1133338933191“ (1391-
113, 831717,, 113111191 81 80311, 23.-), 17011 3913 (191-
21179119 13333 113 .131119 1908 9189319393 “181. 111

11911333911 319 13191331889 113911 1113011311 1118 23111
3393938893138 333 29131 11011 3939111 3119 K701-
2339, 319 393 9181911 11333 3382919113911. l)38
1117911(11981121 318 139119111 91398 331 3903393193393
1133 133111193 391 11191331889 81911911393, 331191
3339191113193 3339112933911 91393 11011911 39-
8931931119393 1717911. 111111 333981993119391 111/3111-
39118119119, 1133 3093 1701191 8573111311119 1111 338
13111919 11188189119 11991 1133 11'11- 319 3113191, 1311
391911 11191911 11111 331119111139 3193338911311 1191-
113113, 8931 311893331193 3113 011 33911 11'11- 3911
331911 13191988331 3113 39119113, 9123311 '1911311,
„11119 98 113111“. 6319 311911 3113 1701119131939
1311391* 911161193 393 R7911 398 117911198.
546
3131 1111 3911 339111331111 119199111191 181"*
11911 398 1133111313113 1011 3311911 „1) 9 1 1118-
81893-j3p33189391(1193 1904-1905;
9111 1131291* (111911111911 111191* 891393 7911331“
(13911111, 1909, 111111191 & 801111), 11011 391*
338 1. 11911 101 113129111 91891119393 181. 3311911
113119 891103 3313111911131 33911 139933133113 398
[(119398 - 11'031 911138 23 111'111 _ 9139 3113119119
„111191819111" 1915119313931.
l)38 19121 10111939339 17179111, 338 319 121913-
31889 1118 231- 8911139111 1103 31301-33 911189111.
893113911, 1131 319 39833119 891139111 191011931-
119319 3311333191939 311913131 39139381931131, 80-
11-911 819 113933 119193911 1117911 1198313; 98 291911391
81911 33393911191 1333939111191333381-918911193911-
1191193 113 913291393, 319 1111911 1-03 3913 139119319
398 7911388918 1193393 - 3111911 310139 231191--
13881311911 338 333 31111 111 391 '1'31 111 39313113191
1101111 9139 331911 81112293 333 ?1339 119111011-
813331319 31119 333 11131-9 (1119181931 111191 319 1111*
91331889. [1139119 31191119 (1119119 31111 1133111-
111333 3311911 113313 311, 30911 11333 11133 21171891193
(1911 391193 011 89139 .3311388333 911193393. 1)38
117911(111111 3191398 13139319118 9139 11119119 111 391
11119131111* 398 0813813389393 1(119398 331, 338.
X9393 (193 1711913318893 113 191393 081911 1:19-
11311 113891 91391191 89111119191 179132113 111 8113111981-
3111113 39393 11919108 333 1101193101193 89139 139-
3931333 1'31- 1138. 1518 11131 113891 918191 310091
3010313131193, (19111 131 113319 391 2911 819119111911
333919 1013911 11191393; 338 111111 3911393, 338 11111
11310139191191 3113 0339 3931139339 131-13311133911
111 1113 3139133133911, 11113 331.1 91 311891 310091
[.911131918191- 1111 319 23113311 89111 31110, (1911-111
111 918191 1111119 11'11- 30103131-791331131889; 111
311911 1391191133393 - 013331831103 391 '11311119,
113811113333, (1919931813313113, 13131111911- 333
1339389333119893 - 31118893 111111 331 391 613113*
1339 391 3011 3983313191193 [4111331311393 1191191
1133911. 131191 1911 1391119, 338 11711 311911 1'111 9310-
113189119' &7911131131889 3118 3911 111893913333911
9111138 31312911 2191193 11033193, 319 338 13 81'13-
119813111113 111931 13111191 3339391131 331391311911
8133. 1)38 119111111. 11980113918 319 83111-1913333
(191* 891381333133911 333 8913811333393 119113 39-
319111911 1113339, 39193 31123 933 392039119 619112911

3118 31111193 8933191211939 3931911 9111391133911
11311911. 13111191 3093 139111 11131913383113333 1111
69131139, 338 11389191 11011911 1(31131, 11980113918
391 8133118911911, 311211 1119313 1191113111 181, 3113
1131391- 1119111391 111388911- 333 93133931111 331 3931
3389139311019. 1)38 81113 319 1701391113393, 319
81911 3111 119131 81331313 11389198 133393 333 191-
1381191911911 1(33111198 393911 319 „1717113911“ 331-
393131131 1131193.
1)19 893319113391193, 319 338 113113 333 1191119
3011 110193, 893113911 3111 310091 1(13111911 3113
1313311331191111911 9111 1701-1133 398 111 3 j 0 1 (1.
111 3 9 1 9 11 9 1, 391- 91391 3389191 1012333938193
11111113391 181, 13 391* 31119113113 1391113411131»
101191111313 391 393189393 1(0103131398911893311.
121 181 13 31989111 .13319 113191 39111 '11191: „11 11 -
8919 3119313111333 13 89318911-
8 11 3 11* 9 8 1 31111(3“ 131 17911339 1703 [-1911-
1331111 ?39191, 891113, 113 13393333391 9189111911911.
1911 93111191119 8913 813311131 1119111 331 3911 113111-
1318, 801139111 33911 31193 30111111913, 319 81911
11111 110101113193 D13393 [1989331113911 111011911.
1398033918 3111 893113911 1113101 11139191191 319
89313933391193, 319 391- 1119119 113331, 391 11133391
33 1173393 3331198033918 311 133311911, (119 D31133-
11911 398 8039118 1133 891119 ?738891108133911 3389191
[(119311331333 931393933989121 1131193, 131191 91
8p1-19 1 98 31193 391-339211 338, 3313 19119 191393-
191911 117113911 3389193 13113911 801331911 31113113-
1193 1913 3111113118911 391101313911 11119119393 1131911.

11788 un8 uen enuguiugen dieg gab, 1118r38cnueu-
iich (1er4kuner8ehiitterliche Wille, (lie Zache
Zu gutem Zncie Zu fiihren, (1er unbe2uungliehe
'1'011e8mut, (1er 8tet8 Zum 1(8mpfe mit (1er
blanken Waffe (irangte, uncl allmahlich (lie
xraeh8encle 1*)rfahrung un(1 Vertrautheit mit
(18m [..811(19, Un8ere 28hlenmal31ge Überlegen-
heit 111-ar nicht 80 8ehr groß, (1enn 11011 (ten 15 000
Wann, (116 8ich 2ulet2t in un8erer liolonie -
anclerthalbmal 80 groß 818 [)eut80h18n(1 - be-
fanöen, haben nie mehr 818 höeh8ten8 3000
gleich2eitig 'er (16m keincie ge8t8n11en. .1111:8
anäere ging fiir (iie Sicherung (16r Flaggen, (1e8
NachrichtenWeeenZ uu(1 (1e8 Aach8chube8 (1r8uf.
111811 glaubt e8 Maier hlaercker, 111181111 er 8agt:
138 1781- auch fiir (118 'kruppe ein WeihnachtZ-
e8chenk, 818 am heiligen 111191111 (lie Xaehriht
am: „1)er 0r10g i8t beenciet, (lie 110n(1e18 haben
eich ergeben.“ , 4_g
Zu (len intere888nten un(1 le8en811erteu
Löchern gehört nech immer (188 bekannte
„Get erum een8e0“ (1e8 0ber8tleut-
nant 1(8rl 7011 Wartenberg, (188
'er kur2em im ?erlag 'en Ueinrich biincjen
(Vre811en, geb. 4.-) - in 2111eiter .8u1lage er-
Zchieuen i8t. 12111 8ch8rfer unci 8ach'er8t8nuiger
beobachten keiue8111eg8 ein biberaler, 8e11reibt
8ich hier 811e8 170m l-ler2en herunter, 11188 ihm
8eine langjährige Urfahrung an 1(ummer un11
Sorgen fiir (jie Zukunft un8ere8 11eere8 bereitet
hat. 1111811 hat nicht nötig, alle .8n8chauungen
Wartenberg8 Zu teilen - meine per8önlichen
Geöanken weichen oft 1'011 (1en Zeinigen 8b -
11m1 wii-(1 (10ch Zu (1em Zchlu88e gelangen können,
(1811 hier eben80 eine 'eräienZtljche 111-beit '0r-
liegt, wie in 8einem er8ten, berühmt gemeräenen
Buche „Zine ira et 81.8810“, (188 ihm 8eine be-
kannte ehrengerichtliche 1)182ipljnierung ein-
trug. 13e80n11er8 beher2igen817ert j8t (188, 11188
er iiber (1en buxu8 im [Leere, iiber (188 Schmier-
gelcierun117e8en, (1en 1)er811e11rill uu(1 (11e hier
un(1 (18 eich bemerkbar machencie 7er80h17enciung
88gt, (lie mit (1em (10111.3 (1er 8steuer28hler ge-
trieben 1111-11. Manche 8einer kritiken 8in(1 bitter
un(1 einige übertrieben, immer aber weit'. er (1urch
8eine [)8r8telluug (1en 11e8er Zu fe88e111.
Line rein fachmänni8ehe aber 8ehr 2eitge-
maße 8111911 i8t (lie kleine 8r08c11'11re (188 klaupt-
.mann h'eumann rem huft8chifferbataillon iiber
„1)ie Verwenöbarkeit ren 1381-
10n' un(1 1110t0rluft8chiff in (1er
ll a ri n e“. (Berlin 1908, L. 8. hlittler 81. Zehn,
br, 1,-.) 8111 kaum 39 Zeiten erhalt auch (18r
baie einen völligen Überblick iiberkcien gegen-
Fertigen 8t8n11 (1er [frage. Wenn ieh (1er 11er-
(1ien8t17011en l)818te]lung eine leichte 1(ritik
eutgegen8tellen (Lai-f, 80 i8t e8 meine - auf (iie8em
Gebiete mehr 011er Weniger laienhafte - .8n-
Zicht, (1813 (lie Ueru-enöbarkeit (1e8 lenkbaren
138110n8 818 Waffe im Zeekriege in 8b8eh-

barer Zeit eine noch et11*88 größere 8ein »171111,
818 (ier K'erfa88er mit einer gen-i88en Zurück-
haltung 2112uge8tehen 8scheint. [ch halte e8 nicht
gan2 fiir au8ge8ch1088en, (181.1 eine eifrige köröe-
rung (1e8 buft8ehiffen7e8en8 un8ere taktische
Unterlegenheit gegenüßer (ier engli8chen Zee-
macht einigermäßen Zu eerminciern uermöehetel
Wenig8ten8 in einer nicht Zu fernen Zukunft.

111111 (18bei k08ten _ (11e buftkreu2er nur (1en
(1re111ig8ten "keil (1er großen kan2er8schiffe un(1
eine 111-eit r88cher her2u8tellen. 1011 halte e8 nicht
fiir eu phanta8ie11011, einige kleffnungen auf ihre
'erirenöung in (1er 8ee8chlacht Zu 8et2eu, 80-
weit (1ie 0per8ti0nen 8ich in (1er 118119 un8erer
1(1'18ten bewegen.

- 'erein2e]t.

111111 gan?, anaere8 811er ment Weniger 1)e-
(1eutung81mle8 Gebiet kriegerieeher 'l'atigkeit
betritt (iie „Sammlung japau8eher prienrechte-
beettimmungen un11 (1er Lnteeheiöungen (1er ia-
pani8ehen yri8engeriehte“, (1ie l)r. jur. 1(. 11181*-
8tranö-Itlecklenburg unter (1em Namen „1) a 8
iapauieche Vri8enrecht in eeiner
8n111enclung im iapeni8ch-ru8-
818ehen kriege“ (Lei-lin 1908, Fl. 8,
Itlittlerö.: Zehn, geb. 20.-) mit Unter8tj1t2uug
(1e8 8u81118rtigen 8111108 un(1 (1e8 Keieh8marine-
8mte8 herau8gegeben hat.

1)er 7er1888er beZchrankt Zieh auf (iietuaört-
getreue Uher8et2ung (1e8 außerorcientlich um-
fangreichen .*iktenmaterial8, (188 58 Lnt8011e1'-
(lungen iiber engliZehe, (ieut8che, fr8n2ö8i8che,
amerikani8che, aber auch fiir ru88i8che, ö8ter-
reichi8che, " hollanc118ehe, n0r117egi8che Zchiffe
enthalt. Udrauegeeehiekt 8in(1 ihnen (11e ein-
Zchlagjgeu Verercinungen (18r japani8ehen 13e-
hörçjen, in8be80nuere (1ie 8eepri8en0r11nung;
uncl (j1e ein2ige inclirekte kritik, (iie (1er 11err
'ert-188er 8ich ge8t8ttet, liegt in (19h k'ufZncten,
mit (1enen er (1ie [IntZcheiciungen (1er iapani8chen
Gerichte begleitet un(1 auf (1ie betreffenöen
karagraphen (1er &7er0rc1nungen hiuia'ei8t. lilan
kann 8180 8elb8t urteilen, inwieweit ge8et2liche
13e8timmlung un(1 prakti8che .8u8fiihrung 8ich
(leckten.

1)er Wert (1ie8e8 Duellenmateriale 8eheint
mir ein 8ehr größer Zu eein, be80n11er8 für 1)jp10-
maten, 8eeOffi2iere uncl fiir (1ie 13e8trebungen
(1er krieäen8freuncle. Inch fiir eine neue 1-188ger
1(Onferen2 1171111 e8 eine wertvolle 18u8beute
liefern. Zehen ein flüchtige8 l)urchbl"81tern
(1e8 935 Zeiten 8tarken bangle8 lehrt 8elb8t (1en
bajeu, Wie Zehr (188 Zeerecht noch im argen liegt,
111-ie 8u|3er0rc1entlich viel (1er Willkür (ier krieg-
führencien freigegeben 18t un(1 WiN-'16] yiraterie
(188 Völkerrecht auf (1em bleere noch Zu1813t.
Sogar (1ie Zeetimmung, 11131111 eigentlich (1er
l(rieg begonnen habe, i8t 17011 (1en iapaniecheu
Gerichten 8cheinbar allein unter (1em Ge8ieht8-
punkte getroffen »10111911, möglihZt "11121118 ein-
mal gemachte yri8en wieöer herau8geben Zu

mü88en. '1'8t88chlich 8in(1 (lenn auch (iie V8119
(1er Freigabe fe8tgehaltener Schiffe nur* g8n2
Gelehrte [Inter8uehun en iiber (188
Völkerrecht - (lenn any-erlich ge t 811e8 8ehr
Orc1entlich 211 - (iienen (182u, (1ie 8chreiencl
Gewalttat mit (1em li-jantel (1er .1u8ti2 211 (1ra-
pieren. 1111011 (1er begriff (1e8 ?riuateigentumß
(188 neutralen Gute8 i8t möglich8t eingeeehrankt,
(1er (1er 1(0ntrehan11e nach Möglichkeit gecieht
Mörkien.

111er fin(1en in (1er 'l'at (11e l-'riecien8freunöe
ein n'eitee kelci fruchtbarer kl'8tigkeit.
lxlebenbei aber 'erbirgt (188 treckene 'l'at-
88chenn18teria1 fiir (ien, (1er 8eine Zpraciie 2u
(Leuten 17er8teht, ein Stück uilcier Zeeremantik,
abenteuerlicher 19012818, k8111'1118nni8ehen Wege-
mute8 un(1 kecketer, (1ie Gefahren uerachtenöer
Spekulation. Zincl (10ch 211eifel80hne "76111 mehr
Zchiffe (1er 8piirenc1en iapani8ehen Block-U18
entronnen 818 ihr 2um Opfer gefallen. 1)er
hafen Wu Uiut8ehu18ng "1181" immer belebt
von 1(8uffahrtei8ehiffen uncl hat (iie ?erprm-ian-
tierung (1e8 ru88i80hen 11eere8 n10n8te18ng 1111e8ent-
lich unter8t1'it2t.

l)r. Legi-11ml, ()her8t8b8ar7.t in (ler 118112118.
.Krmee, 1)ie 'l'ötjgkeit (1er 1*'r8u im
1(r i e g e. >11t0r18ierte Über8et2ung 'en 17*. [-1011-
mann. (1(6111 a. 11h., 1908, V8111 Meubner.)

11

Wenn man Menschen bestreben 11er n10(ler11en
1*'reu mit einer guten berticu Zkep8i8 gegenüber-
treten (lerf, auf einem Gebiete hei-recht ellge-
meine Übereinstimmung 11er Zn8ichten: (1118 i8t
über (ien 8egen8reiel1en binfluiZ ihrer 'letigkeit
im kriege." Wieht init 11ern 11e1m eul' 11en1
11eupte un11 11er 14'1inte in 11er 111111111 netiirlich,
801111ern e18 bflegerin (ler brkrenkten, e18 beilerin
(ler K-'erwumletem e18 '1'1-041-UZ.. (ier Unterliegen-
(1e11. 111er gilt nech 1111111111- 11:1; 8chöne Wert 11er
Intigene, 11e8 (lee Weihe-:*1 eigeneten beruf in
eich begreift: „Nicht miteu88en, mit2ulieben
bin ich 0e." ber fren208i8che 0ber8teb8er2t
l)r. begrencl 818111 e8 in 8ei11em 1e8en8werten
biichlein nicht mit Unrecht e18 eine pflicht (1er
breu hin, (lie unter Um8tencen eben80gut
ge8et2lich fe8tgelegt werden könne wie 1118 e11-
gemeine Weft'enpflicht 11er Renner, hinter 11er
1*'r011t-11ie be8ehe11enen unci (1012.11 80 wertrellen
?errichtungen zu übernehmen', 11ie (1er netwen-
(ligen bequemilichkeit, bntleetung, Ge811n11heit
(1er 8011131911 (1ie11en. 111it Recht fiihrt er e118,
' (lc-113 hier (ie 1*'re11 be88ere bien8te 1ei8te. e18 (1er
erfehrenete mennliche bfleger, un11 er riimmt (lie
8eeli8chen binfliiee, (ie e118 ihrer eigen8ten Aetur
bereue helfend un11 tr08ten11 auf (ie Irenken
un11 Verwuncieten iiber8trönl en un11 211 ihrer Ge-
ne8ung 80 euberernentlieh rie] beitregen. bemit
(lie breu ihrnmt gut 1-er8e11en könne, mull eie
eher euel' 1111er 11ie erfrcierliehen techniechen
1(e11ntni886 uncl 11enclgriffe rerfiigen können.
Une hier 8et2t cler belehrenlie 'leil 11e8 bue11e8
ein. 111 einer klaren u11(1 leicht feblichen ber-
8tellung belehrt l)r. 11egren11 iiber (lie Bietur (1er
ZchulZwuncien, (lie 11urcl1 m011erne Welten 11er-
ur8echt wer11en, un11 ihre U111er8chiecie gegen (lie
Wirkung elterer Ge8ch088e, br geht (lenn 211
11e11 1(renkheite11 über, webei wir menchee 1nter-
e88ente e118 11e1n fre1120818chen 11eere erfehren.
111enche8, we8 wir euch 8cn8t 8011011 wi88en: 11ie 8e-
niteren 7111811111119, 8inci (lcr 8chlechter e18 bei un8.
Un11 000b enthalten (lie huefiührungen begren118
euch fur (lee 11e11t8che 11eer wichtige 1*'inger2eige.
Ungeföhr 20011-1enn iehrlich 8ter1>e11 iin fren2081-
8ehen 11eere en 11er '1'uhe1-ku108e, 4000-5000 wer-
11en eu8 gleichem Gru1111e ent1e88en, un11 euch 11er
'kg-phu8 i8t ein heimtiicki8cher beincl. begrencl
teilt offen mit, (1,311 1)eut8chl encl nur 2,32%,
brenkreieh eher 4,58% (lurch (1en '1'011 im 11eere
&ierliert, un11 ge8teht euch 80n8t, (1111.1 ein k'er-
gleich (1er geeuneheitlichen 2115111111110 211m h'eeh-
teile (lee fre1120818011en 11eeree 11115111111. „bie 17er-
be88erung (168Ge8un1lhei182u8tencie8 in (ler-Armee“,
ruft er e118, „let eine netienele 11111.1;elegeneitFx
17111* 11611 [Krieg nimmt (1er V'erfe88er en, 112113 in
(1er ereten Weche ein bi'mftel11e8 be-
8t11n11e8 11118 (1en beihen tritt, - ich gleube,
111113 bei un8 11118 k'erheltnie. (ienn (10011 nicht 80
11ngiin8tig 8ein wircl; iecienfelle eher wer11en euch

- Ü!-

in Zukunft mehr heute infolge ren [(11111
e18 11011 't'ervunäungen eu88c11ei11en. -
weh): e11f11e111 Zehleehtfeläe i8t (lie l-lili'e* *
recht nötig, eber men muß wieeen, wie man -
8ie bringt. ber 17erfee8er bemüht Zieh (jeher,
ein bilci (1e8 Zehlechtsfe10e8, eine lehbeft gefärbte
ber8te11ung (ie8 GefechtegeengeZ 2u geben, un11
echliebt (teren (lie wichtig8te11 behren iiber 111e
erete behenc1lung 11er Wunc1en, (lie natürlich
nicht mehr (lie enti8epti8c11e, 80n11ern" (lie e8ep-
tieche 8ei11 wire. „I)ie er8te bl'lege (lee Verwun-
(leten 111110 8ic11 euf 11118 einfech8te be8chrenken.“
Unci 11ie k'l'legerin mull 17er8tehen, (lie n01-
wen11ig8ten lierben118mitte1 im Xetfelle 211 1111-
pre'ieieren. 14111.38, wen; l1egre1111 hier Zegt, 181.'
110n höch8ter beciutung un11 Zeigt (lie gen2e
Schwierigkeit (ier lufgebe, ein Zehlechtsfelci
uneerer lege 80 re8ch unc1 80 80rgfeltig e18 mcg»
lich euf211reun1en. Wee in (19111 Zehlubkepitel
iiber (lie „1'ugenc1en (1er 1(renkenpflegerjn“
geeegt wirci, i8t (111rc11weg echön unc1 behereigene-
wert. bin buch 111168 in ellem, (fee in (1en liencieu
iecier beme 8ein 8011111, (ie 8ich 11em'e111en Zeme*
riterwerke wic1men will! 111111 1101- ellen Dingen
eufmerkeem gele8en 8ei11 8011te.
1 **L ZW 1.-. -1- 1'.Z-Ä,*'!ZZ1L*F-.1cc1f*)1 - 'GZ-Ulla?-
br1t2110eeher. beut8cher Gemere-
111 111 en 11 c h 1907. bin .lehrbuch (ler .-Rmeteur-
phctegrephie. 111. .lehrg 272 8. mit ferb.
[(11118tb1ett., 46 Klellbiläern 11. 127 11111). im 'l'ext
(berlin, Gu8te1* d'chmicht, 4.25). ber Gemere-
iklmenech het 8ieh 11ie Jufgebe geetellt, (lurch
Wie11ergebe bi111n1etiiger bhctegrephien un11
(111rch 11111811128 nrekti8ehen un11 e8theti8chen
1nhe1te8 (1en biebheber het0grephe11 111113311113
euf kun81phctgre111118c em Gebiete 311 geben.
Wie in 11en beicien &ieriehren bringt 11er .Alm-:mach
eine 8tettliche Zeh] 11011 bilciern, 111e gröt1ten*
teil8 eul' (1en .-1u88te1111ngen (ic-.8 'ergengenen
.[ehre82u Zehen weren. 1)ie 0rigine1eu18ette,
2u1n '1'ei1 (1er 17e1181* enerkennter biebheber-
phctegrenhen ent8te1nmen11, behen11eln Zeit-
11n11 Zechgemefle bregen über 1111111111-119- unc1
1(0pier1'erfehren, 211*eckent81)rechencle .Auf-
mechung (1er bilcier u8w, 'kext une 111118tret10nen
8in11 mit gre1zer Zergfelt eu8geweh1t unc1 let2tere
geben, 80weit e8 (lurch 111110171119 möglich jet,
ein gute8 131111 11er beietungen 111111 110-1301111110
(lee ?ergengenen Jehree. 1)er 11911 Griginelbei-
tregen felgencle 'l'eil - eine 1'111n618c11e11 11er
.lehreeereignieeee - wir11 11enen willkcmmen 8ein,
11ie eich über (ie Xeuerungen en Qyper-1ten un11
nhetegrephiZchen Verfehren im Zueemmenhenge
unterrichten wellen. bier 181; euch eine e118-
fuhrlicbe beechreibung (1er gr00en berliner 11118-
etellung 11'11- bhctegrephie 1906 211 fin11en. 13111
1/'er2eichnie 11er phctegrephieehen Vereine un11
bitereturengeben beechliebt (1e8 buch.

beclektien:l)r.83111-iu8 bruck, 11. lielhert, 1(11rt bliegel, 111e); .1e11e880h111